Freund Hein.

Grotesken und Phantasmagorieen

von

Eduard Duller.

Mit Holzschnitten von Moritz v. Schwind.

Erste Abtheilung.

Stuttgart,
1833.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Inhalt der ersten Abtheilung.

Prolog 7
Mummenschanz. 17
Die Wehfrau. 33
Der Freyer. 43
Der Johannissegen. 55
Der Pförtner. 61
Des Königs Testament. 75
Der Schuldner. 83
Gesang. 93
Der Arzt. 105
Der faule Bauer und sein Knecht. 113
Die Schildbürger und der Strolch. 123
Freund Hein im Mummenschanz. 133
Das Kräutchen wider den Tod. (Mährchen, Intermezzo.) . 145

Prolog.

So blöd und ohne Wahl wirft rechts und links
Die Zeit, gleich ſtumpf-böswill'gen Faſtnachtsnarr'n,
Die bley'rnen Keulen, daß durch Einen Streich
Der Götze ſammt den ſchnöden Pfaffen ſtürzt. —
Den ganzen Trödel, den man allzulang
Zu Luſt und Schreck leichtgläub'gen Gaffern both, —
Die blutbefleckten Purpurmäntel all',
Mit falſchen Edelſteinen trüg'riſch prahlend, —
Des Hermelines abgeſtreifte Jacke, —
Des Zobels koſtbar Fell, den Heimathloſe
In ihrer Flüche Zauberneß gefangen, —
Und gold'nen Schmuck auch, wie ihn Weiber tragen,
Dreyfach gekrönte Greiſe, Komödianten, —
Die Waffen alle und die Sieg'ſtrophäen,
Die Morgenſterne (blut'ge Narrenkolben),
Die Schwerter und die Scepter und die Geiſſeln,
Krummſtäbe, Stützen auf den krummen Wegen,
Und Dolch', im weichen Sammt ſich ſchlau verbergend, —
Den ſchlichten Hausrath auch, der buntgemengt
Wird feilgebothen auf dem Trödelmarkt, —
Die Hoffnung, dieſen alten Sorgenſtuhl,

Deß Lehne morsch; — und jenen festen Schrein,
Deß künstlich Schloß man sprengte, — das Vertrauen;
Die Uhr auch, — ein urahnliches Geräth, —
Die ihrer Räder Lebenskraft verloren, —
Gewohnheit, deren Pendul stille hält; —
Dieß alles, sammt den schwarzberauchten Bildern,
Der heil'gen Menschheit ganz erblind'ten Spiegeln,
Sah'n wir so tief in seinem Werthe sinken,
Daß jedes wackre Herz es muß verschmäh'n,
Die abgenützten Lappen, — das Metall,
Entweiht durch manches Schacherjuden Kauf, —
Die falschen Edelsteine — einzuhandeln;
Daß sich Hausbürger, die man schnöd bestahl,
Mißtrauisch von dem wackern Hausrath wenden,
Den man den frech beraubten Eignern selbst
Zum Kauf jetzt biethet! So erfinderisch
Goß man Betrug uns in den heim'schen Wein,
Und würzte Hohn in die gesunde Kost,
Daß, was in frommer, heil'ger Kinderzeit
Uns groß erschien, ehrwürdig, unverjährt, —
Nun marklos, wesenlos, wie luft'ge Schatten

Zerrinnt in tiefer, allgemeiner Nacht. —
Und in der Nacht, (wann sonst der süße Schlaf
Das Thor des eignen Selbst uns mild erschloß,
Daß wir, neugier'gen Blick's, die Zauberwelt,
Der Liebe Kraft, der Gottheit holdes Weben
Erspäh'ten, bis der Tag die Pforten schloß, —)
Schleicht jetzt der Haß, der Argwohn und der Mord
Sammt wüsten Raubgesellen, Helfershelfern
Zuchtlosen Dirnen, Bütteln leise aus;
Sie würgen Glauben, Hoffnung und Vertrau'n,
Entehren wild im flammenden Gelüst
Die heil'ge Priesterin, die keusche Würde,
Und prägen auf der Menschheit freien Nacken
Das Mahl lichtscheuer, blut'ger Tyrannei!
Die Thräne selbst, Weihwasser sonst der Freude,
Des heil'gen Schmerzes Paradiesesquell,
Wird angeschwellt, getrübt vom Blut gepeitschten Grimm's,
Den man, geblendet, mit zerschnitt'nen Sehnen
Zum Spott fest an des Tempels Säule band.

O wahrlich! Spott, der träg und ruhig ſchlief,
Ward in die Ferſ' geſtochen von Taranteln,
Und ſpringt nun rüſtig von dem Faulbett auf,
Und weiſ't mit krampf'gem Lachen ſeine Zähne,
Nachäffend harmlos-friedlichen Humor
Durch tolle Fratzen, aberwitz'ge Poſſen
Und wüſten Wirbeltanz. So gräßlich zeigt
Von Angeſicht und Gliedern ſich der Ernſt,
Daß Spott allein ſein Conterfey kann mahlen,
Aus Blut und dunkler Nacht die Farben miſchend
Und aus der Ketten rauhem Eiſenroſt,
In offne Wunden ſeinen Pinſel tauchend,
In Kerkern bauend ſeine Staffeley.
Fortwährend wird ſo viel an Salz gewonnen,
Daß keine Koſt genießbar iſt vor Salz,
Daß Weisheit ſelbſt, — getaucht in ſolches Naß,
Erſtickt im Qualm der allgemeinen Gluth, —
Zum dürren, salz'gen Pickelhäring wird.

So tief in Schlamm wird Menſchlichkeit gezerrt,
Daß ſelbſt der Traum, — der wie ein frommer Greis

Mit seiner zarten Tochter, mit der Sehnsucht,
Am Brosam der Vergangenheit sich labt, —
Geächtet flüchten muß zu seinem Vetter,
Deß saufter Herold er in mildren Tagen war,
Zum mächt'gen König alles Seyn's, — zum Tod.
Und doch, da man das Leben hat verpestet,
Ward selbst der Tod, (sonst mild wie Armenväter,)
Jetzt überdrüßig, Gnade auszuspenden,
Aus Ueberdruß heimtückisch, grausam, üppig;
So daß er, — König zwar, doch stets Vasall auch —,
Im blinden Taumel überspringt die Schranken,
Und, — wie ein Basilisk durch's Spiegelbild —
Sich selbst, verblendet, langsam tödten wird,
Denn, — statt gerecht zu mäh'n die tauben Aehren,
Die ihre leeren Häupter hoch erheben,
Wurmstichig, eckel; — statt mit scharfer Sichel
Zu tilgen gift'ge Pilze, die in's Grün
Harmloser Felder sich heimtückisch nisten; —
Die Zwischenträger, Afterphilosophen,
Die Ohrenbläser, Schmeichler, schlauen Pfaffen,
Besternten und bebänderten Zweydeutler,

Die reisenden besoldeten Giftmischer,
Die tollen Schlächter alle, — wie sie heißen,
Ob sie nun blut'ge Freiheitsmützen tragen,
Ob blank gescheu'rte goldne Zier sie schirme; —
Statt dessen würgt er blind die Einzlen nur
Und läßt den Haufen frech sein Handwerk treiben,
Und würgt mit ihnen auch Unschuld'ge, Reine,
So daß die Redlichen, die, thörigt g'nug!
An süßer Hoffnung wurden schlau geangelt,
Am heil'gen Glauben, an dem gold'nen Frieden,—
Verräthern gleich, erstickt durch tausend Schilde,
Dem Ueberschwall erliegen! — Pfui! Pfui! Pfui! —
Gewalt heißt heilig, weil das Heilige
Sich fügen muß entehrender Gewalt;
Und goldnen Frieden, diese gute Münze, —
Falschmünzer haben ihn mit Bley gesättigt,
Das mörd'risch tausend Heldenherzen schlug!

Drum nichts von Schonung mehr! in blanken Stahl
Muß sich die schnöd entehrte Rede kleiden,
Handhaben stark ein scharf geschliffnes Schwert;

Denn einen Kampf gilt es auf Tod und Leben.
O! daß ein Freund,— (doch wen'ge halten Treu) —
Mir jetzt zur Seite wär' mit ehrnem Schild,
Da ich die Lanze schleudre ins Gewühl,
In diesen Veitstanz schnöder Willenlosigkeit;
Doch was ist jetzt noch Treu? Ein toller Irrwisch,
Auf Gräbern tanzend, äfft die Treue nach,
Lechzt nach Musik, die grausig schwirren soll.
Nun! klirrend Erz und Röcheln, sey Musik!
Die Gnade ist der Bastard nur des Recht's,
Erbstrafe unsrer angeerbten Sünde,
Des Narrenguts: — Geduld! — Ja! Gnade stieß,
Ein unnatürlich Kind, vom Thron die Mutter,
Gerechtigkeit, der sie mit glüh'ndem Eisen
Die Augen ausgebohrt.

O, daß doch Thaten sprächen, — daß doch Worte
Gebären könnten Thaten! — alle Pulse,
Des Ingrimms stille Zeugen, redeten
Herolden gleich, von ihrem Herrn, dem Herzen!
Daß Worte Männer wären; — ein Gedicht

Ein Heer Richtengel, ew'gen Gaukelſpieles ſatt! —
Die Roß' und feigen Springer müßten hinken,
Der Lüge ſchwach gebaute Thürme ſinken,
Und Kön'ge jagten dann den Narrenkönig matt!

Erſte Abtheilung:

Freund Hein auf dem Mummenſchanz in Kölln.

Mummenschanz.

Zu Kölln am Rhein beym Mummenſchanz
Dreht ſich das Volk im Wirbeltanz,
Gar bunte Luſt iſt dort zu ſchau'n,
Viel Aberwitz an Herr'n und Frau'n. —
Wohl billig, daß in eigner Friſt
Das Volk die Luſt nach Ellen mißt,
Und von dem Stoff der Narrethey
Sich Wamms und Hoſen ſchneidert neu; —
Denn, mürb und faſ'rig, abgetragen
An Werkel- wie an Feyertagen,
Hält außer Werkſtätt, Küch' und Haus
Das Alltagskleid nicht länger aus.
Nichts Schönres auf der ganzen Welt
Als ſolcher Poſſen Ernteſeld,
Wenn Nachbarsleute, jung und alt,
Wie Fremde wandeln mannigfalt,
Und Fremde, die ſich niemahls ſah'n,
Sich freundlich, nachbarlich umfah'n.
Dabey geht lachend auf und ab
Die Lüge mit dem Zauberſtab,
Rührt jede Naſe leiſe an

Mit ihrem kräft'gen Talisman,
Und jeder wird, woher er kam,
Gar schnell ein Andrer — wundersam,
Verändert Stimm', Geberd und Gang,
Macht sich bald kurz, bald wieder lang,
Bläht sich jetzt dick, jetzt schrumpft er schmal,
Und schleicht und schlüpft, glatt wie ein Aal.
Das ist ein wackres Regiment,
Wo keiner einen Herrn erkennt;
Ein Fürst ist Jeder, unbestritten,
Komm' er zu Pferd, zu Esel geritten,
Man anerkennt die Herrschaft stumm,
Denn Narrheit ist sein Königthum,
Die Lüge wob sein Krönungs-Kleid,
Sein Salböhl ist die Trunkenheit.

Glück auf, ihr Herr'n und Frau'n gesammt!
Vernunft hat fest ihr Thor verrammt
Und aus dem leichten, luft'gen Hans
Schwebt Poss' und Eitelkeit heraus,
Rupft mutternackt viel hundert Pfauen,
Und putzt mit den Federn Herr'n und Frauen,
Nun wandeln sie, mit Schleppen breit,
Von tausend Blumen überschneit,
In seidnen Schuhen, zierlich-eng; —
Welch bunter Markt! welch froh Gedräng!
Die Dirnen hier als Nonnen schen,
Welch eine lust'ge Clerisey!

Ein dicker Pfaffe wankt voran,
Mit kurzem Chorhemd angethan,
Ein Zapfer, feist von Wanst und Wangen,
Kömmt fromm als Küster mitgegangen.
Nicht fern davon ein Doktor, stolz,
Geschnitzt aus sprödem Sandelholz;
Hochweislich langsam sich bewegt,
Den Finger an die Nase legt,
Als fänd' er eben den Stein der Weisen.
Und treu, wie dem Maguet das Eisen,
Folgt der Hauswurst gleich hinterdrein,
Bohrt einen Esel dem Doktorlein. —
Auch hinter dem Doktor drängt und rennt
Der Doktoren ein ganzes Regiment,
Ernst schauend, wie sein Mantel sitzt,
Und wie er die Gänsekiele spitzt,
Und ob in seinem Tintenfaß
Die Tinte schwarz ist und wirklich naß,
Und wieviel Lettern er schreibt auf ein Blatt,
Und sein Bart, wieviel Haare er hat,
Und wieviel darunter sind weiß, schwarz, grau,
Das müssen sie alles wissen genau;
Denn, was er sagt, sie schwören d'rauf! —
Es ist ein täppisch-toller Hauf'!
Weil sie des Meisters Gekritzel kennen,
Ließen sie selbst sich gern Meister nennen.
Aber eine Maus kein Kätzchen gebiert,
Aus einem Bock noch lange kein Esel wird. —

Zumahl, wo der Meiſter ſich ſelbſt läßt vermißen,
Geh'n die Schüler heim wie beym Hornberger Schießen,
Wo alles war gar fein beſtellt,
Nur daß allein das Pulver fehlt'.

Policinell auch kömmt heran,
Stellt ſich ganz wie ein Pred'ger an,
Er kanzelt von der jüngſten Zeit,
Von Mitt' und Mittelmäßigkeit,
Von blut'gen Zeichen, die geſchehn,
Wann die Erde beginnt, ſich kopfüber zu dreh'n; —
Wie weit der Herr Gott es habe gebracht, —
Vom jüngſten Tag, von der jüngſten Nacht.
Ein Cröſus iſt er an frommen Finten,
Zwey Höcker trägt er, — ſo vorn, als hinten,
Drum, wo denn eigentlich ſitzt ſein Geſicht,
Policinell weiß ſelber nicht,
Von farbigen Streifen iſt er voll,
Und ſchreit und predigt, als wär' er toll,
Schlägt dann ein Bein, thut einen Sprung,
Iſt ewig alt und ewig jung.

Auch Pantalon, von Haaren grau,
Schleicht ärgerlich und täppiſch-ſchlau,
Und trippelt murrend auf und ab,
Mit breitem Meſſer am dicken Stab,
Streicht ſinnend ſeinen krummen Bart

Und ſchwätzt von guter, alter Art,
Von Zucht und Sitten und Reſpekt,
Von heil'gen Rechten, unbefleckt;
Der blöde, viel betrogne Gauch
Hält viel auf guten, alten Brauch
Und führt am Arm, gar ehrbar fein
Vernunft, ſein liſtig Töchterlein.
O blöder Wächter, armer Tropf!
Gut' Nacht wünſcht dir dein alter Kopf,
Kein Mittel wird er je mehr brüten,
Wie du die Tochter kannſt behüten,
Denn mannbar ward ſie, reif an Muth,
In ihrer Bruſt pulſt göttlich Blut,
Sie weiß, daß ihr die Welt ſich neigt,
Sie weiß, daß du ſie nicht erzeugt,
Daß ſie dein unfruchtbar Gemahl
Aus einem Adlerhorſte ſtahl,
Wo ſie in luft'ger Wiege lag,
Mit Freiheit koſend, mit Licht und Tag.
Drum, alter Thor! nimm dich in Acht!
Ihr ew'ges Recht iſt aufgewacht,
Kein Rieſe und kein liſt'ger Zwerg,
Pierrot ſelbſt, dein gift'ger Scherg',
Lähmt fürder durch Ketten ihre Kraft,
Wenn ſie ſich deinem Arm entrafft,
Und in der Sonn' urew'gem Bild
Erkennt ihr heil'ges Wappenſchild.

Dort wandeln auch im dicht'ſten Schwarm
Zwey wackre Freunde Arm in Arm,
Der eine, wie eines Affen Affe,
Der andre, wie ein römiſcher Pfaffe.
Gar luſtig ſchwätzt das tolle Paar,
Ihr Witz ſauſt wie der ſchnelle Aar,
Fährt ziſchend los wie vom Vulkan
Bald in den Koth, bald himmelan.
Man kennt auch ſchnell am welſchen Sinn
Signor Marforio, Freund Pasquin!
Wie grämlich, ſiech hinkt hinterher
Hanswurſt der plumpe teutſche Bär,
Schleppt, wie ein Ochs am Pflug, ſein Joch,
So ſchwer's ihn drückt, er ſchleppt es doch; —
Warum? — Iſt das nicht Grund genug?! —
Er trägt es, weil er's lange trug!

Horch! die Muſik zum Tanz erklingt!
Ey! wie der gelahrte Doktor ſpringt,
Vergißt ja ſeiner Weisheit Tand,
Tritt zu den Mädchen ganz galant;
Hannswurſt faßt die Profeſſorin,
Die Nonnen ſchweben luſtig dahin,
Der dicke Beicht'ger, der Küſter daneben
Wollen auch genießen ihr Leben;
Selbſt Pantalon, der verdrießliche Gauch
Hüpft und taumelt im Baalstanz auch,
Pierrot mit langem täppiſchen Schritt

Bald hier, bald dort in den Reigen tritt.
Denn, wie die Mücken im Sonnenglanz,
Drehn alle ſich wirbelnd im Mummenſchanz,
Koſten gierig am kreiſenden Einerley,
Tollheit bläſt ihnen dazu die Schalmey.

Auch ehrbar kömmt ein Feſtzug gar,
Voran ein königlich Schweſterpaar,
Mit vornehmen Kleidern angethan,
Man ſieht den Gewändern das Fürſtliche an.
Daß ſie prunken mit anſtandsvollem Witz,
Iſt von allen Poſſen und Schwänken
(Was ſich die Hoffärth'gen wohl nicht denken)
Eben der tollſte Aberwitz. —
Denn, wenn eine Faſtnacht wird losgelaſſen,
Sey's nun in reichſtädtiſchen engen Gaſſen,
Sey's auf dem Wahlplatz draußen im Feld,
Wo zum Narren des Glückes wird — ein Held,
Dann hinweg mit den kleinlichen Schranken
Der ängſtlich-meſſenden Zwergengedanken;
Das iſt ja eben das Weſen der Luſt,
Frey muß ſie ſtrömen aus jeder Bruſt,
Der Einzelne gilt und fordert ſein Recht, —
Mann an Mann, wie im dichten Gefecht,
Folgen ſie all' auch nur Einer Fahne,
Dienen doch nicht mehr dem Einen Wahne,
Dem alten Pedanten, dem Schultyrannen,
Deſſen Ruthe ſie kaum entrannen.

Aber da wollen sie altklug sich stellen,
Die kindischen Greise, die täpp'schen Gesellen
Wollen Hof- und Staatsgepränge,
Gesetzte Paraden, noble Kirchengänge,
Meistbiethende Landes-Deputationen,
Wallfahrten zu Gnadenbildern und Thronen, —
Das wollen sie mit steifen Handwerksmanieren
Nachäffen alles und nachagiren.
O würzlose Kost; gallige Tränke!—
Und das nennen sie Possen und Schwänke?

Der Festzug naht; als Herold geht
Voran ein langer dürrer Poet,
Der knotige Reim ist sein Wanderstock,
Aus Sylben geflickt sein Wappenrock,
Seine Mütze mit sammtnen Sonetten geputzt,
Mit Gänsekielen spitz aufgestutzt,
Lebt' er nicht auf so großem Fuß, —
Man hielt ihn für einen Genius!
Aber freilich sind seine Sohlen gar breit,
Immerhin! immerhin!
Sind eine Grundlage seiner Unsterblichkeit.
Dem Herold folgt Vernunft und Phantasey,
Ihr Vetter Verstand wandelt nebenbey,
Mustert bedächtig, ernsthaft, ohn' Unterlaß
An der Muhmen Putz bald dieß, bald das,
Bald dieses Kräuschen, bald jene Falte,
Daß alles sich fein und sauber gestalte;

Eine Osterkerze in jeder Hand
Trägt der gestrenge Vetter Verstand,
Ein schwarzes Röcklein hat er an,
Eine plüschne Weste lobesan,
Trägt auch einen Orden, den er weis't,
Den alten Orden vom heiligen Geist.
Vernunft und Phantasie gar hold,
Tragen Kronen von gedieg'nem Gold,
Statt der Edelsteine besä't mit Thränen
Der Blinden, die nach Licht sich sehnen; —
Ihrer Mäntel Farb' ist Purpur hell,
Getaucht in der Märt'rer Lebensquell;
Vernunft geht sinnend, ernst und trüb,
Sie hat die Menschheit gar zu lieb,
Phantasie eilt rasch, und blickt und schafft,
Denn jeder Blick hat Schöpfungskraft,
Ihre Locken strömen entfesselt nieder,
Wie neugeborne Freiheitslieder.
In langen Reihen, bunt geschaart
Wandeln die Diener, aller Art,
Mit selt'nen Gewändern angethan,
Hier friedlich, zart, im Schäferkleide,
Dort rauh, wie Krieger, Mann an Mann,
Das dunkle Schwert in bunter Scheide.
Hier Gnomen, mißgestalt, behend,
Schantragend Gold in Demant-Laden,
Dort, wie im kühlen Element,
Korallengekränzte, üpp'ge Najaden,

Und Kindlein, auf Steckenpferden ſich ſchaukelnd,
Und Greiſe, mit ernſten Masken vor; —
So Schritt für Schritt, ſtets weiter gaukelnd,
Bewegt ſich der geſchäft'ge Chor.

Und im dichteſten Wirbel, wo das Leben
Sich treibt im tollſten Uebermuth,
In ſeinem üppigſten Beſtreben
Der Scherz auf goldnem Pfühle ruht,
Steht eine Bude aufgerichtet, —
Ein luſt'ger Schauplatz ſeltner Art, —
Von farb'gen Lampen bunt gelichtet,
Vom Faltenvorhang ſtreng verwahrt.
Dort zeigt im wunderlichen Prangen
Sich mancher Trödel aufgehangen,
Spielzeug und Waffen, toll verwirrt,
Kryſtallne Häuſer, bley'rne Särge,
Aus Holz geſchnitzt, Soldat und Scherge,
Nußknacker, Kreiſel, luft'ge Drachen,
Ganz allerliebſte Siebenſachen,
Musketen, Tartſchen, farb'ge Fähnchen,
Trompeten, Trommel, klingend Spiel,
Und ehr'ne Schlangen, bley'rne Hähnchen,
Und Bolze ſammt dem bunten Ziel,
Dieß alles hängt an goldnen Fäden,
In Ordnung — ſcheint es gleich verwirrt, —
Daß neckiſch luſt'ge Neugier jeden
Hold lockend zu der Bude führt.

Und vor der Bude ſteht ein Greis,
Sein Bart iſt kraus, ſein Haar iſt weiß,
Sein Auge blickt bald ſchelmiſch d'rein,
Bald wieder ernſt, wie Abendſchein,
Sein Haupt, deß Haar in Locken gelegt,
Eine ellenhohe Mütze trägt,
Vielſcheckig, daß ſie das Aug' ergötzt.
Sein Wamms iſt grün, mit Gold beſetzt,
Seine Schnabelſchuh' tönen Schellengeläut',
Seine Pluderhoſen wären Rieſen zu weit;
Eines Marktſchreiers Mantel um die Lenden,
Ehrwürdig und Schalk auch im Talar,
So ſteht der Greis und klatſcht mit den Händen
Und ruft und lockt der Schauer Schaar:

„Herbey, was kömmt von lieben Leuten,
Seht mich einmal genau bei Licht;
Ich kenn' euch wohl ſeit langen Zeiten;
Ihr aber (dünkt mir's) kennt mich nicht.
Drum will ich euch denn jetzt erklären
All meine Titel, Rang und Stand;
Ich bin der Traum in allen Ehren,
Und wandre luſtig, rings im Land.
Doch komm ich heut' mit dem Verwandten, —
Es iſt ein alter, wackrer Freund,
Der es mit euch in allen Landen
Seit grauen Zeiten wohlgemeint.
Iſt ungebethen oft zu finden,

Mein Vetter Tod iſt immer nah;
Merkt! dieſen Vetter zu verkünden,
Steh' ich im Sonntagsrocke da.
Er iſt nicht wild, doch heiſcht er Sühne,
Er hilft euch oft von argen Weh'n; —
Wenn's euch beliebt, auf meiner Bühne
Sollt ihr den Vetter friedlich ſeh'n.
Kauft Spielzeug auch für eure Kleinen;
Nichts fehlt von allem, was ſie freut.
Um ſolchen Spottpreis, — ſollt ich meinen, —
Kauft, wahrlich! ihr nicht jederzeit!
Ihr Alten ſelbſt, verſuchte Reiter!
Viel' Steckenpferd' hab ich zur Wahl; —
Gefällt das erſte nicht, — ſucht weiter
In dieſer Roße luſt'gem Stall. —
Und ſeyd ihr ſiech und welk von Sorgen,
In meine Bude tretet ein,
Denn kräft'ge Mittel hält verborgen
Hier dieſer buntbemahlte Schrein.
Laßt euren Gram nur meinen Kindern,
(Viel Söhnlein hab' ich fromm und zart)
Gern werden ſie das Leid euch lindern. —
An Balſam ſey mir's nicht geſpart,
An Tränken, Salben und Arzneien
Für Herzweh, Schulden, Schwindel, Gram;
Ich zeig' euch hier auch Schildereyen,
Wenn euch erfreut mein reicher Kram.
Ihr ſeyd ja meine Pflegeſöhne,

Ich lieb' euch, wie ein Vater warm,
Und lock' euch gern durch Wiegentöne
In meinen treuen, kräft'gen Arm.
Auf! unſichtbare Muſikanten,
Spielt eure beſten Melodie'n,
Die, Grüßen gleich von Blutsverwandten,
Weit über Land und Meere ziehn.
Streicht baß die luftgebauten Geigen
Auf Waldesblüth', ſtatt Waldhorn's blast,
Daß ſchnell ein harmlos luſt'ger Reigen
In ſüßem Neugiertaumel raſ?t.
Die Bilder deut' ich euch beym Schauen,
Geb' Mähr' und Lehr' euch in den Kauf;
Nehmt Platz geſchwind, ihr Herr'n und Frauen;
Habt Acht! der Vorhang rollt ſchon auf."

Der Gaukler ſchweigt, ein Stäblein, weiß
Mit goldnem Griff, ſchwingt er im Kreis,
Der Vorhang weicht und wunderbar
Stellt ſich das Bild den Schauern dar,
Als wär' die Leinwand gewobne Luft
Und jede Farb' ein Blüthenduft,
Die Geſtalten, die ſich geſchäftig regen,
Erſchaffen, wie durch Zauberſegen; —
Kein Athemzug läßt ſich erlauſchen
Man hört nicht, wie ſie vorüberrauſchen,
Und ſcheinen doch von Fleiſch und Blut,
Behend, gelenk an Kraft und Muth,

Von Mienen ſcharf, getreu und ächt
Wie ſonſt der Menſchen lebendig Geſchlecht —
Nur geht, wie aus des Grabes Schlund
Kein Laut aus der Komödianten Mund;
Bang ſitzen, vergebens lauſchend, ringsum
Die Schauer; — doch jene bleiben — ſtumm.
Dumpf Grauen ſchleicht von Bank zu Bank,
Man weiß dem Traume wenig Dank.
Er aber ſtreicht ſich lächelnd den Bart
Und ſpricht: „'s iſt ſo der Meinen Art;
Will euch ja ſelbſt die Geſchichten kunden,
Den Sinn mag jeder ſelber finden.“

Die Wehfrau.

„Die ganze Schaar von Vettern, Baſen,
Und Schwager, Nachbarinn und Muhm'
Drängt dort ſich, mit bebrillten Naſen,
Am Bett der Wöchnerinn ringsum.
Verglichen wird das Zuckermündchen,
Des Säuglings Augen, blau und treu;
Gewiß! das ſüße, holde Kindchen
Iſt ganz des Vaters Conterfey.

„Der Vater hält das Kind im Arme,
Im Hochgefühl der reinſten Luſt,
Er drückt es an die liebeswarme,
Die unausſprechlich — freud'ge Bruſt.
Denn was er je gehofft in Träumen,
Erbethet je im frömmſten Fleh'n;
Es lebt! — und aus den holden Keimen
Glaubt Edens Ruf er zu verſtehn!

„All, was die Erd' im weiten Bogen
An Schätzen beut, — manch goldnen Kauf,
Was je die Freude groß gezogen; —
Es wiegt das Vaterglück nicht auf!
In ſiebenfach verklärtem Strahle

Schmilzt es zur Wehmuth — dunklen Schmerz,
Es reicht aus wunderbarer Schale
Den Heiltrank für das wunde Herz.
Dem Bettler baut es goldne Throne
In einem grenzenlosen Land;
Es schimmert in des Fürsten Krone
Als unschätzbarer Diamant. —

„Noch einmahl zeigt, mit trunknen Blicken,
Der Vater jetzt der Wöchnerinn
Sein Kind, noch Küsse drauf zu drücken,
Und reicht es dann der Wehfrau hin;
Denn droben muß er ordnend weilen,
Wo man sich treibt in Saus und Braus;
Die Gäste und Verwandten eilen
Schon durstig zum Gevatterschmaus.

„Schaut! in dem kaum verlaßnen Zimmer
Wird's dunkler jetzt und dunkler immer;
Die Wöchnerinn im Bette liegt,
Die Wehfrau ernst das Kindchen wiegt.
Der Abenddämm'rung heil'ge Stille
Senkt sich wie eine falt'ge Hülle
Vor'm Bett der Wöchnerinn herab,
Die alte Wehfrau, ernst und leise
Singt eines Liedchens dumpfe Weise;
Sonst ist es lautlos wie im Grab.
Des Liedes Worte klingen fast,

IHS

Wie wenn uns grüßt ein lieber Gaſt, —
Halb wie vor Schmerz, halb wie vor Luſt, —
Aus einer treu-beſorgten Bruſt:

„„Kind! holdes Kind! ey grüßeſt du
Mit Lächeln dieſe Welt?
Weiß nicht, warum deinem blauen Aug
Sie gar ſo wohl gefällt!

„„Was freu'ſt du dich, was hoffſt du denn
Von dieſem armen Leben?
Für dieſes Lächeln viel Thränen mußt
Als Zinſen wiedergeben!

„„Du dauerſt mich, du biſt ſo hold,
Komm her in meinen Arm;
Dein Vater und deine Mutter liebt
Nicht halbmahl dich ſo warm.

„„Schließ zu, ſchließ zu dein Aeuglein blau,
Schlaf ein, mein Kind! ſchlaf ein;
Es ſpielen und ſcherzen und koſen mit dir
Die lieben Engelein.

„„Schlaf wohl mein Kindlein, ſchlaf wohl und feſt,
In meinem Arm ſchlaf' ein,
Ich will dir Vater und Mutter auch,
Du ſollſt mein Kindchen ſeyn.““

„Die Wehfrau jetzt gar tief bewegt,
Das Kindlein in die Wiege legt,
Wünscht ihm gute Nacht und süße Ruh,
Und drückt ihm dann die Augen zu.

„Die Wöchnerinn, vom Schlaf beschwert,
Halb taumelnd auf im Bette fährt,
Stöhnt bang um Hilf'; weiß nicht warum.
Um sie ist alles grabesstumm.
Die Wehfrau ist fort, das Kind allein,
Wie mag's um das Herzpüppchen seyn?
Der Vater hört den Angstruf, dringt
Mit Licht schnell durch die offne Thür,
Sein süßes Kind er eng umschlingt
Und trägt es aus der Wieg' herfür. —
Die Mutter rafft sich auf vom Lager;
Schen nahen sich auch Muhm' und Schwager; —
Von jeder Wang' flieht jedes Roth;
Das Kindchen, ach! ist bleich und — todt,
Sarg wird die Wiege, eng und klein;
Die treue Wehfrau war — Freund Hein!"

Der Traum verstummt', das Bild zerfließt,
Wie Schatten, die in Nacht sich münden;
Gleich duft'gen Nachtviolen sprießt
Musik in unsichtbaren Gründen;
Die Lotosblüth' der Symphonie
Sproßt aus dem Nil der Serenade,

Es faßt und pflückt mit Wehmuth ſie
Sehnſucht als liebende Najade.
Die Töne zieh'n im Zauberkreis,
Wie fromme Schwalben raſch ihn ſchlingen;
Wie Klagen jetzt, und jetzt wie Preis,
Hört jedes Ohr die Weiſe klingen:

„Heil'ge Beſtätigung
Schimmert im Morgenroth,
Ernſte Bethätigung
Bringet der holde Tod.
Ein zartes Blüthenreis,
Von Sturm und Froſt bedroht, —
In friſche Erde
Setzt es der Gärtner um,
Schirmt es vor Sturm und Eis. —
Glühendes: Werde!
Pulſet zur Wette
Am Blumenbette
Mächtig ringsum.
In mildrer Zone
Wächſt es zum Baume groß,
Trägt hoch die Krone,
Wurzelnd im Erdenſchooß. —
Mutter! nicht klage
Um das verlorne Kind, —
Im Kelch der Blüthe
Als Sarkophage

Wiegt es ein Frühlingswind,
Koſet und fächelt es; —
Mutter! nicht klage! —
Im Kelch der Blüthe
Liegt es und lächelt es. —
Der holde Tod
Bringt die Bethätigung,
Heil'ge Beſtätigung
Schimmert im Morgenroth."

Das Lied verſtummt, ein neues Bild
Enthüllt der Traum auf ſeiner Bühne,
Und nennt mit ernſt ehrwürd'ger Miene
Den Werth, den ſolche Münze gilt:

Der Freyer.

„Nun seht, ihr Herr'n! das Mädchen hier?
Behagte euch wohl in's Revier!?
Glaub's gern! — ihr seyd nicht eben blind,
Seht gern ein wunderhübsches Kind.
Ein solches kömmt, mit blassen Wangen,
Die zarten Augen roth geweint,
Dort zum Besuche hingegangen,
Wo es so wohl und weh ihr scheint.
Was sie besucht, sind stille Kammern,
Wo ohne Zwist und ohne Jammern
Das Lang-Geschiedne sich vereint;
Die Mutter weint um ihre Söhne
Dort keine einz'ge Abschiedsthräne,
Verschläft dort manchen bittern Schmerz; —
Und Ruh' kömmt dort der Brust entgegen;
Lang irrend auf den dunklen Wegen,
Gelangt zur Herberg dort das Herz.
Die Jungfrau kniet vor'm stillen Hause,
Vor ihrer Mutter enger Klause
Im alten Friedhof, ernst, allein;
Da tritt auf hügelreichen Wegen,
Von Antlitz mild, von Reden fein,
Ein rascher Fremdling ihr entgegen.

„Sein Auge blickt mit treuer Liebe
Ihr in das ſchmerzgebleichte, trübe,
Doch kindlich-ſchöne Angeſicht;
Er ſieht ſie bethen, ſieht ſie trauern;
Das ſchneidet ihm gar tief in's Herz;
Er fühlt ſich wunderbar ergriffen,
Und in der Bruſt geheimſten Tiefen
Faßt Mitleid ihn um ihren Schmerz. —
„„Und ſollſt du hier in öden Schauern
Dein Leben freudelos vertrauern?
Und biſt ſo ſchön, und biſt ſo gut!
An meinem Arm, du ſüße Liebe,
Durchſteure raſch das Sturmgetriebe,
Bis einſt dein Herz im Hafen ruht. —““
Das Mädchen ſtill erröthend ſchweiget,
Ihr Herz ſich zu dem Tröſter neiget,
O ſüßer Liebe glaub'ger Wahn!
Es faßt ſie unnennbares Sehnen; —
Als Todtenkranz noch treue Thränen! —
Dann folgt ſie ſtill dem Freyersmann.

„Seht fleißig hin, ihr Herr'n und Frauen,
Habt Acht, was ihr jetzt werdet ſchauen. —
Dort breiten ſich die Mayenmatten,
Von tauſend Blümlein bunt durchwirkt,
Die Linden werfen grüne Schatten,
Darunter ſich das Volk verbirgt;
Aus hold verſtecktem Felsgeſteine

Da rieseln helle, silberreine,
Geschwätzig-lust'ge Bäche her,
Die wachsend sich als Ströme breiten
Bis in die blauen duft'gen Weiten;
In tiefster Ferne braust das Meer.
Vom Himmel selbst herab geklommen,
Ist Freudenkönig Lenz gekommen,
Der lockt die Leute frey und frank,
Er lockt sie her mit Allgewalt,
Aus allen Ständen jung und alt,
Gesund, genesend oder krank.
Seht ihr? da wandelt auch das Mädchen,
Und neben ihm der Freyersmann.
Nun, Spindel! gute Nacht! und — Rädchen!
Denn Röschen rührt euch nicht mehr an;
Bestäubt, im Winkel mögt ihr feyern,
Denn eure Meisterinn will heiern.
Der Freyer dort, an Röschens Arm
Verscheucht ihr ja so Leid, als Harm;
Sie gehn zusammen, traulich, still,
Reden von der seligen Mutter viel,
Sie haben sich so manches zu sagen,
Sie tauschen kosend sich Trost und Klagen,
Daß kein's zu Ende kommen will.

„Das Volk ringsum auf freyer Flur
Erblickt das Paar und staunet nur. —
Dieß Mädchen, sonst so sittsam, fein,

Spaziert mit einem Mann allein?! —
Frau Nachbarinn weiß ſchon Beſcheid,
Hält ihr lieb Zünglein ſchnell bereit,
Meint: „„Ehrbarkeit dreht ſich nach dem Wind;
Gar leicht betrügt man ein unerfahren Kind.““

„Dort ſpielen Buben friſch und frey,
Und zierliche Mädchen auch dabey,
Rennen, hüpfen und ſcherzen viel,
Spielen ein uralt-heimiſches Spiel;
Einen Strohmann heißen ſie den Tod,
Und tragen ihn aus, mit vieler Noth,
Und geben nach wilder Kinder Art
Ihm tauſend Püffe grob und hart,
Und tanzen im Reigen und ſingen zum Spott:
„„Der Tod iſt verwintert, der Winter iſt todt.““

„Ey doch! das Volk, wie ſchaart es ſich,
Drängt aneinander ſchauderlich,
Blinzt ſcheu auf Eins, wagt kaum zu ſchauen,
Geſchüttelt von unnennbarem Grauen;
Denn, wie der Fremdling Tritt für Tritt
Mit ſeiner Liebſten weiterſchritt,
Wo nur ſein Fuß ein Blümlein trat,
Verwelkt es gleich, zum Sterben matt;
Die Braut allein gewahrt es nicht,
Blickt ja nur in des Liebſten Geſicht,
Sieht nimmermehr davon hinweg,

Was kümmert ſie Pfad, Rain und Steg?!
Nimmt ja eben aus des Liebſten Hand
Einen holden Kranz mit ſeidnem Band;
Frau Nachbarin ſteht nicht fern davon,
Flüſtert heimlich: „„'s iſt eine Todtenkron!““

„Am Wege ſteht ein blinder Greis,
Die Wangen fahl, die Locken weiß,
Die Mütze hält er bettelnd hin,!
Wo frohe Wandrer vorüber zieh'n.
Seinem Aug', in ew'ge Nacht gehüllt,
Nur ſelten eine Thrän' entquillt,
Das Leben hat er gelitten lang,
Die Achtzig beugen ſchwer ſeinen Gang.—
Wie das Brautpaar an ihm vorübergeht,
Ein mächtiger Schauer ihn überweht,
Die Mütze ſinkt ihm aus der Hand,
Seinen Enkel faßt er unverwandt,
Wankt weiter, will vor'm Bräut'gam flieh'n,
Und wankt ſtets näher doch zu ihm hin.
Der drückt ein Goldſtück blank und hell
Ihm in die zitternde Rechte ſchnell;
Doch ſterbend ſinkt der Bettler nieder,
Seit lang zum erſtenmahl lächelnd wieder. —
Wer hauchte doch das friſche Roth
Auf ſeine Wangen? — das Gold? — der Tod?

„Jetzt immer dunkler bricht's herein,
Nachtgrauen sinkt auf Feld und Rain,
Ein Nebel steigt vom Strome auf
Und schwarze Wolken lagern d'rauf;
Undeutlich jetzt im wüsten Raum
Verschwimmt auch Wiese, Strom und Baum;
Verwandelt zum Brautkämmerlein,
Seht ihr die Bühne eng und klein,
Halb dunkel, seltsam nur erhellt,
Wie in einer Farben-Zauberwelt.
Wohl Raum genug für sie und ihn;
Sonst keine andre Seele d'rin!
Glück auf! Glück auf! du schmucke Braut,
Dem treuesten Freyer angetraut! —
Der Bräutigam in stiller Lust,
Hebt sanft die Braut an seine Brust,
Legt seine Hand ihr auf das Herz,
Blickt wieder auf sie mit Lust und Schmerz.
Brautmütterchen kömmt herein zur Thür,
Und streckt die Arme aus nach ihr,
Just, wie die selige Mutter war,
Sie gleicht der Guten auf ein Haar. —
Sie winkt der Braut, winkt immer mehr,
Der aber wird das Haupt so schwer;
Sie hebt es noch und senkt es dann,
Und schmiegt sich an den Bräut'gam an; —
Der treue Freyer ist — Freund Hein; —
Sie nickt und nickt — und schlummert ein."

Und wie das Bild zerſtiebt in Schatten,
Klingt neu die zaub'riſche Muſik,
Als ſtrebte jeder Ton zum Gatten,
Von dem er längſt getrennt, zurück:
„Ob Leben: Lieben,
Ob Lieben: Sterben ſey? —
Das heil'ge Drüben
Lockt, wie's zu werben ſey.
Der Gottheit Siegel
Wahrt, was zu erben ſey.
Des Ew'gen Spiegel —
Der Menſchheit Treue iſt's;
Des Geiſtes Flügel —
Die Lieb', die Freye, iſt's;
Phönix des Alten, —
Lieben auf's neue iſt's.
Nicht Traumgeſtalten
Glauben und Hoffen ſind;
Daß vom Treu-Walten
Herzen getroffen ſind.
Daß Edens Pforten
Liebenden offen ſind.
Nicht karg in Worten
Ewigkeit ſaugen ſie;
Freyer geworden,
Herrſchen durch Augen ſie;
Reinſte Verklärung
Aus Anſchau ſaugen ſie.

Zart'ſte Verehrung
Strebt ja zur Sonne auf;
Heil'ge Gewährung
Löſ't ſie in Wonne auf."

Schen zitternd wie ein Seufzer, leiſe
Verhallt, wie aufgeküßt, die Weiſe,
Da ſchwingt der Traum den Zauberſtab,
Und vor der Schauer Blicken rollen
Sich höhrer Ernſt und ſtreng'res Sollen
In duft'gen Schattenbildern ab;
Und da ſie ſich in Klarheit jetzt erweiten,
Beginnt der Meiſter alſo ſie zu deuten:

Der Johannis-Segen.

„Steht ein luſtiger Geſelle
Vor der Schenke blanker Schwelle,
Wanderſtab in müder Hand; —
Spricht der frohe Zecher:
„„Einen Abſchiedsbecher
Trink' ich meinem Heimathland.““

„Und es füllt der Wirth die Kannen; —
„„Werther Gaſt! Ihr zieht von dannen,
Einen wüſten Weg hinaus;
D'rum Johannisſegen
Wahr' Euch allerwegen
Vor der Wand'rung Sturm und Graus.““

„„Darum in den letzten Becher
Laßt mich miſchen, alter Zecher!
Was Euch je das Herz bezwang, —
Schmerz- und Freudethränen,
Hoffen, Glauben, Sehnen,
Und als Stärkung den Geſang.““

„Alſo an der Schenke Pforte
Spricht der Wirth die leiſen Worte,

Und er weiſ't ihm ſternenwärts,
Und den Becher reicht er,
Und das Aug' wird feuchter,
Und er drückt den Gaſt an's Herz.

„Der Geſelle hat getrunken; —
An der Schwelle hingeſunken
Hört er noch des Wirthes Wort:
„„Abſchied iſt gegeben;
Dein Wirth war das — Leben,
Weine nicht — und wandre fort.““

Das Bild zerrinnt; es webt und wallt
Und Schatten und Nebel ſucht Geſtalt,
Vor der Schauer Blicken zeigt ſich neu
Ein Kloſter in öder Wüſteney,
Mit Wänden altergrau und ſteil;
D'rinnen bethen ſie für der Seelen Heil,
Haben dem Irdiſchen abgeſagt,
Jeden Pulsſchlag der Freude auf drüben vertagt.
Gar öd' und ſtill' iſt's an dem Ort;
Ein Brünnlein nur rauſcht fort und fort,
Das ſcheint in dem künſtlichen Friedhof von Stein
Das einz'ge Lebend'ge, Frohe zu ſeyn.
Der ernſte Thurm ſchaut über dem Thor
Wie ein ewig bindender Schwur empor.
Als den Schauern kömmt dieß Bild zu gewahr,
Wird ihnen zu Muth gar wunderbar,

Als athmeten ſie in 'nem tiefen Grab,
Und man werfe Schollen Erde hinab,
Sie könnten ſich nicht rühren, nicht regen,
Und erſtickten unter dem dumpfen Segen,
Der über ihnen wird fromm gebethet;
Und niemand kommt, der vom Scheintod ſie rettet,
Die Luft verſiegt, es ſtockt ihr Blut; —
So iſt's den Schauern beym Anblick zu Muth.
Der alte Traum, ein kluger Geſell,
Erräth dieß grauſe Beklemmen ſchnell,
Jedes Herz ſieht er horchend ſich neigen,
Da bricht er das dumpfe, brütende Schweigen:

Der Pförtner.

I.

„An der Pforte, bleich und ſinnend
Sitzt der Pförtner, der gebeugte;
„„Welt, o Welt!““ ſo ruft er jammernd,
„„Weh! daß ich mich von dir neigte.

„„Wehe! daß ich fortgezogen
Von der Mutter und den Lieben,
Weh! daß ich dem Hier entſagte
Um dieß räthſelvolle D'rüben!

„„Und ſo muß ich früh verwelken,
Mitten in der Zeit des Maien;
Unter Greiſen ſelbſt ergrauend,
Darf ich nimmermehr mich freuen.““

„Wie er alſo ſinnt in Trauer,
Hört er fern ein freudig Klingen,
Und ein Locken, wie von Stimmen,
Näher ſtets und näher dringen.

„Und es wird die Bruſt gewaltig
Von dem Klang ihm angezogen,

Daß es tos't und ſtürmt darinnen,
Brauſend wie von Meereswogen.

„Lockend ſcheint es ihm zu winken,
Zauberiſch, wie Liebesblicke,
Und es ſingen ſüße Weiſen:
„„Komm zurück! zur Welt zurücke!““

„Sehnend ſtreckt der junge Pförtner
Seine Arme nach den Klängen,
„„Will mir doch die alte Liebe,““ —
Ruft er — „„faſt die Bruſt zerſprengen.

„„Und wenn ſelbſt der Tod mich lockte
In die Welt, die langentbehrte, —
Ach! wie ſüß iſt's doch zu ſterben,
Frey, auf Gottes freyer Erde.““

„Spricht's, den Schlüſſelbund erfaſſend,
Folgt dem Ruf, der hold erklungen;
Knarrend thut ſich auf das Pförtlein, —
Und der Pförtner iſt entſprungen.

II.

„Doch der Abt mit ſchnee'gen Locken
Und dem Bart, dem ſilberweißen,
In die Kniee ſinkt er bethend
Mit den Brüdern, frommen Greiſen.

„Wie die Hora iſt geendet,
Kehren all' in ihre Zellen,
Horch! da zieht es durch die Lüfte
Auf der Töne bunten Wellen.

„Horch! da ſchwillt's von Zaubertönen,
Brauſend erſt und dann verhallend,
Weckend längſt verblichnes Sehnen,
Liebe liſpelnd, Wonne lallend.

„Und den alten finſtren Mönchen
Wird das Herz ſo voll und enge,
Denn das ſind der Jugend Freuden,
Und das ſind der Jugend Klänge.

„Blind fühlt jeder ſich gefeſſelt
Und zum Pförtlein hingezogen,
Ach! das iſt des Herzens Stimme,
Die ja nimmer hat gelogen.

„Vor dem offnen Pförtlein stehen
Alle, strebend fort in's Freye;
Denn da draußen blüht und lächelt
Klingt und duftet ja der Maye.

„Doch wie sie zur Schwelle treten,
Steht davor ein Pförtner, wehrend,
Grau von Haaren, dürr von Beinen
Und der Augenstern' entbehrend.

„Einen Stab, gar scharf geschliffen,
Streckt er vor die enge Pforte,
Zu dem Abt und zu den Mönchen
Sprechend diese ernsten Worte:

„„Friede sey mit euch! ihr habet
Einen schlechten Pfortenhüter,
Der das Pförtlein frey und offen
Ließ dem lockenden Gebieter.

„„Folgt nicht diesen eitlen Tönen,
Wie sie locken, wie sie quellen;
Denn das ist der Welt Versuchung,
Euch mit Zauber zu umstellen.

„„Keine Freude sollt ihr nippen,
Eingt ihr ein zu diesen Mauern;

Daß ihr nur der Seele denket
Streng, in des Gerichtes Schauern.

„„Geht zur Kirch'; ich hüth' die Pforte
Bis zum jüngſten Morgenrothe;
Bethet; denn euch hat errettet
Jetzt der Tod vom ew'gen Tode.““

III.

„Jahre kamen, Jahre gingen,
Längſt ward es im Kloſter ſtille,
Laſtend auf der öden Wildniß
Liegt des Mittags wüſte Schwüle.

„Abend wird's; kein Glöcklein läutet
Zum Gebeth, zum Abendſegen; —
Seht! da kommt ein grauer Wandrer
Zu der Kirch' auf alten Wegen.

„Wie er gehn will durch die Pforte,
Steht davor ein Pförtner, wehrend,
Grau von Haaren, dürr von Beinen,
Und der Augenſtern' entbehrend.

„Spricht: „„Was willſt du, alter Wandrer
In dem Kloſter, an der Pforte?
Haſt dein Aemtlein ſchlecht verwaltet
Zu des Kloſters Schutz und Horte.““

„Drauf der Wandrer ruft mit Grauen:
„„Weh! das iſt ein ſtrenger Wächter! —
Laß mich ein durch meine Pforte,
Die ich hab' behütet — ſchlechter!

„„In die Kirche möcht' ich wallen,
Beichtend meinem Abt die Sünden,““

v. Schwind del.
H. Neuer Sc.

„Spricht der Fremde drauf: „„der ſchlummert
Längſt; du wirſt die Todten finden.““

„„Will ja nur, — ſo ruft der Büßer, —
Einmahl noch im Kirchlein knieen;
Gott iſt groß! dann mag ich freudig
Durch des Todes Pförtlein ziehen.““

„Wie er hat dieß Wort geſprochen,
Wird der Fremde mild in Thränen; —
„„So geh' ein, du Langverlorner! —
Ruft er — in das wahre Sehnen!““

„In des Chores eichnen Stühlen
Knieen fromm und bethend wieder,
Wie der Pförtner ſie vor Jahren
Heimlich ließ, die — todten Brüder.

„„Nehmt mich auf, ihr alten Zeugen,
Ruft er, — daß ich büß' und ſterbe,
Daß ich noch vor meinem Ende
Reuig Gottes Gnad erwerbe.““

„Und zum Abt, der — längſt geſtorben —
Daſitzt mit den grauen Haaren,
Kniet er hin, und ſpricht die Beichte,
Gottes Gnade zu erfahren.

„Wie er ſeine Beicht vollendet,
Seufzt er fromm: „„Fahr hin, mein Leben!““

Und der Abt, die Hand erhebend,
Spricht: „„Den Sündern iſt vergeben!““

Des Traumes letztes, mildes Wort verſchlingt
Muſik, die rings um alle Hörer ſchlingt
Ein ſtarkes Band gebietheriſcher Klänge.
Ernſt mahnend ſchaffen ſie im Schaugedränge,
Bald aus der Tiefe ſcheinen ſie zu ſteigen,
Bald ſich vom Firmament herabzuneigen,
Bald aus der nahen Quelle Fluth zu tauchen,
Bald zu entſtrömen aus des Traumes Augen,
Jetzt ſcheinen ſie ein Räthſel aufzulöſen, —
Selbſt Räthſel jetzt in ihrem ganzen Weſen; —
Jetzt wie Poſaunen alten Fluch zu tödten,
Jetzt bittrem Spott ein holdes Lied zu flöten,
Jetzt nachzurufen grauſen Sturmeswettern,
Und donnernd Tempelſchänder hinzuſchmettern,
Dazwiſchen ſingen wie aus goldnen Kehlen
Dieß Lied die unſichtbaren Philomelen:
„Es legte der Vogel ein goldnes Ey.
Schatzgräber kamen;
Suchten und nahmen,
Brachen es entzwey.
Als ſie's zerbrochen,
Kam d'raus gekrochen
Die alte Schlange.
Von ihr geſtochen
Mußten ſie bluten,

Aber ſie ruhten
Immer nicht lange.
Vor eine Pforte
Kamen ſie, flehten
Mit Jammerworten
In ihren Nöthen.
Dreymahl ſie ſchlugen
An's eh'rne Thor.
Die Jünger trugen
Balſam hervor.
Aber nicht daukten,
Die früher wankten,
Die ſchwer Erkrankten,
Die neu Geneſenen,
Die friſch Geſunden; —
Wollten zurück
Zu neuem Mangel,
Zu neu erleſenen
Sünden und Wunden. —
Des Meiſters Blick
Sah durch die Pforte,
Es knarrt die Angel,
Er ruft die Worte:
„„Ihr blinden Thoren,
Kaum neu geboren,
Wollet ſchon graben
Nach neuer Habe,
Wollt das Herz letzen

An gift'gen Schätzen?
Kamt vor die Pforte,
Wähnend, zu finden
Schätze, — die Fülle —
In dunkler Hülle.
Was ihr gewinnen
Wollt, liegt hierinnen,
In heil'ger Stille, —
Das ächte Glück!
Was ihr begehret,
Sey denn gewähret!
Kommt durch die Pforte! —
Schützend vor Falle,
Läßt sie euch alle
Nie mehr zurück.""

So klang das Lied. Indeß die Schauer lauschen,
Wie ernst geheimnißvoll die Töne rauschen,
Hat sich, (wie Morgens, wann die Sonne steigt,
Und frisches Leben hüllenlos sich zeigt,)
Ein neues Bild aus Nebeldrang entfaltet,
Lebendig scheint's, ob auch der Tod d'rin waltet;
Scheint selber eine Bühn', — ein Königshaus,
Der Held tritt ab, man löscht die Lichter aus; —
Der Maler aber, der dieß Bild vollendet, —
Der Traum — verkündet, wie ein König endet:

Des Königs Testament.

„Der König liegt auf seinem Todtenbett; —
Gebeugt von seiner Noth, senkt Majestät,
(Die sonst sein Haupt umwand mit frischem Kranz
Allmorgentlich durch neuer Ehren Glanz,)
Jetzt einer Wittwe gleich, das Auge nieder,
Dem Aar gleich, dem man raubte sein Gefieder. —
Es winkt der König seinem einz'gen Sohn
Und heißt ihm, treten zu dem heil'gen Thron,
Auf dem sein Stamm viel hundert Jahre saß.
Von langem Siechthum ist des Königs Antlitz blaß,
Dürr seine Hand, doch kräftig noch sein Geist,
Der bald des Erdenlebens Fessel reißt,
Die Sclavenkette, die selbst Kön'ge bindet;
Von langem Glück ist fast sein Aug erblindet.
Dem einz'gen Sohn nennt er den letzten Willen,
Und läßt ihn schwören, treu ihn zu erfüllen. —
So spricht der Fürst: „„Wenn Tod mich auch vertrieb
Aus meinem Reich, — treu bleibe meine Lieb',
So stark und ächt, als hätt' ich dir gelassen
Die Krone meines Seyn's, das mächt'gre Arme fassen.
Unsterblich ist sie, wenn in Ungeduld
Der gift'ge Argwohn auch um ihre Reize buhlt,
Wenn Ohrenbläserey mit Mordgedanken

Sie auch umſpinnen will und ſchnöd umranken.—
O welch ein koſtbar Kleinod iſt die Liebe!
Nie treuer wird ein Rath dir ſeyn als Liebe!
Nie, wenn dir Wunden ſchlugen ſcharfe Sorgen,
Heilt ſie ein Arzt, der treuer wär' als Liebe,
Die Balſam brauet aus dem lichten Morgen,
Aus Freudethränen und aus Dankgebethen,
Wenn für des Königs Heil des Volkes Herzen flehten;
Und wo du hinblickſt rings auf alle Throne,
Nicht ebenbürtiger iſt deiner Krone
Ein ſtolzes Königskind, als zarte Liebe,
Die ſcheu in niedrer Hütte ſich verborgen!
O nimm zur Braut denn deines Volkes Liebe;
Als Morgengabe bringt ſie deines Volkes Morgen! — —
Auch eine Mutter laß ich dir zurück,
Nur ſichtbar deines Geiſtes Adlerblick,
Sohn! — eine Mutter! treu, wie keine zweyte,
Gerechtigkeit, — die ſtets mir ging zur Seite,
Die jetzt auch von der Stirne, kalt wie Eis,
Mit milder Hand mir wiſcht den Todesſchweiß; —
Gerechtigkeit, die ſonnumglänzt, als Majeſtät,
Gewappnet vor kriegsluſt'gen Heeren geht;
Als Majeſtät des Ruhmes Banner trägt,
Unſterblichkeit im blanken Schilde hegt; —
Ja! eine Mutter, die viel Thränen ſtillt,
Des Bettlers Herz mit Millionen füllt,
Die von dem Thron herabſteigt zu den Hütten,
Die Seufzer wiegt, des Volkes heil'ge Bitten.

Nicht blind iſt ſie; nur Eigennutz, deß Trachten
Nach Mord gerichtet, möcht' ihr Aug' umnachten
Mit ſchwarzen Binden, daß ſie nicht ſoll ſehen,
Was in der Nacht mag grauſenhaft geſchehen.—
Doch ſchaut ſie alles; blickt durch Kerkerwände,
Selbſt durch des Richters goldgefüllte Hände,
Mit denen er verhüllt die Tafeln der Geſetze,
Daß ſchnöde Willkühr d'rau die Pfeile wetze. — —
Sohn! — wenn Gott ſelbſt die erſte Kron' geſchmiedet, —
Er that's, daß Liebe nur das Volk befriedet;
Wenn Gott uns ſalbt mit überird'ſcher Weihe,
Er ſalbt uns, daß wir ſtark ſind in der Treue.
O denke drau, wie Gott den Geiſt geſendet,
Den Geiſt der Wahrheit, den nichts Ird'ſches blendet; —
Er hat ihn ausgeſandt durch Flammenzungen;
Stark iſt das Wort! es hat die Welt bezwungen! — —
Doch Schmeicheley iſt ein hinfäll'ger Flitter,
Getüncht von außen, innen voller Splitter;
Ein ſchnöder Pilz, aus faulem Holz gezeugt,
Durch Einen Streich enthauptet und gebeugt. —
Nun, da mein Haupt ich will zur Ruhe legen,
So ſchwöre mir, die Mutter treu zu pflegen, —
Gerechtigkeit, — die dir mit Himmels-Waffen
Kann gegen alle Feinde Rettung ſchaffen;
Und ſchwöre mir, dein Scepter treu zu theilen
Mit Liebe, die dir jede Wund' wird heilen. —
Sie deine Braut, dein treues Weib zu nennen,
Und bis zum Tod dich nicht von ihr zu trennen;

Das schwöre mir; dann laß ich Glück dich erben,
Und kann sorglosen Herzens ruhig sterben.““
„Der König sprach's; es schwor der Sohn den Eid,
Leichtsinnig, flatterhaft, gar schnell bereit; —
Doch als des Königs müdes Auge brach,
Der junge Fürst, von Macht geblendet, sprach:
„„Ha! was ich schwor, — es waren flücht'ge Worte,
Leicht, wenn ich will, spreng ich des Eides Pforte.““ —
Denn hinter ihn Gewalt ganz leise trat,
Und flüstert ihm in's Ohr den falschen Rath,
Und sprach: „„die Lieb', die sich in Hütten barg,
Folgt, dich verlassend, nur dem Todten in den Sarg;
Und kraftlos-mürrische Gerechtigkeit
Verlor ihr stumpfes Schwert im letzten Streit.““ —
„Das hört der junge Fürst mit Wohlgefallen
Und neigt sein Ohr den argen Reden allen,
Noch allzujung ist ja des Fürsten Herz,
Noch nicht gestählt durch manchen heißen Schmerz. —
Die Mutter aber, die den Trug gehört,
Schlägt die Gewalt mit ihrem scharfen Schwert,
Sie traf so gut, daß neben ihrem Sohn
Das blut'ge Haupt hinrollt, zunächst am Thron;
Sie traf so gut, daß nimmersatt das Schwert
Des jungen Königs Leben fast versehrt. —
Doch wie er sinkt an Sterbelagers Rand,
Erfassend seines Vaters starre Hand,
Kömmt Liebe rasch und beugt sich über ihn;
Die Wunde küßt die holde Trösterinn

Und gießt ihm Balſam in ſein blutend Herz,
Daß es geneſ't von jenem ſcharfen Schmerz,
Daß ſich des Herzens offner Zwieſpalt ſchließt,
Ihr Bild bewahrend, die ihn hat geſund geküßt.
Da tritt die Mutter hin, behelmt als Majeſtät,
Vor ihn, und ſpricht ein frommes Weihgebeth,
Reicht ihm die Hand, zum Thron ihn zu erheben,
Und krönet ihn mit einem neuen Leben.
Und als er vor dem Altar Gottes laut
Die treue Liebe grüßt als Königsbraut,
Gräbt Majeſtät in einen Fels die Worte:
„„Wahrheit iſt Herrſchaft! Recht der Herr-
ſchaft Pforte.““

Der Schuldner.

„Der Schuldner ſitzt auf kaltem Stein
In ſeinem Kerker, ernſt, allein;
Geſchloſſen hält ihn an die Wand
Ein roſtig, ſtarkes Eiſenband;
Er ſitzt und ſenkt das Haupt gar ſchwer,
Die Freude ſchaut er nimmermehr.
Er blickt jetzt auf und blickt hinaus
Und ſieht vor'm ſchmalen Fenſter d'rauß
Die blaue Luft, das Morgenroth,
Die Vöglein ohne Sorg' und Noth; —
Die Schwalbe, die ein Neſt ſich baut,
Mitleidig ſeinen Jammer ſchaut,
Und blickt das Eiſengitter an,
Und ſchlägt mit freyem Fittig d'ran;
D'rauf ſetzt ſie ſich in's ſtille Neſt,
Daß ſie die Jungen nicht verläßt,
Sie ätzt ſie mütterlich und treu; —
Sie ſind ja frey; ſie ſind ja frey!

„„O ſüßer Freyheit goldnes Glück!““
„Der Schuldner ruft's und lehnt das Haupt zurück; —
„„O ſchöne, holde Mayenzeit,
Wann ſich die Schwalb' am Lenz erfreut,

Und wiederkehrt aus fremdem Land
Und hat ihr Neſt dann gleich bei Hand!
Was mahnſt du mich, verlorne Wonne?
Warum noch ſcheinſt du, goldne Sonne?
Und ich, ein aufgegebner Mann,
Ich habe keinen Theil daran.
Das Leben iſt ſonnloſe Nacht,
Wenn nicht die Freyheit es bewacht,
Wenn ſie nicht ausſpannt ohne End'
Ihr wunderbares Firmament;
Wenn ſie, die milde Mutter, nicht,
Den Freudenkranz um's Haupt uns flicht;
Wenn ſie die Kinder nicht voll Luſt
Auffängt an ihrer treuen Bruſt. —
Weh' mir, was träum' ich ſelig hier? —
Die Hoffnung jagt doch, fern von mir,
Auf ihrem bunten Flügelpferde
Nur nach den Glücklichen der Erde;
Und dieß mein lange dürſtendes Herz,
Wird trunkner nur von ſtetem Schmerz;
Und dies mein Sehnen, gränzenlos,
Schwelgt in den ſüßen Träumen blos,
Und flattert, wie ein Vöglein fliegt,
Das man in Käfig's Zwing gefügt. —
Doch wieder, — was mich auch bedrängt,
Und was mich peinigt und beengt,
Mein heißer Wunſch erkaltet nicht,
Die Kette tilgt die Sehnſucht nicht.""

„Er ſinnt und ſenkt das müde Haupt;
Der Schlaf hat lang es nicht umlaubt
Mit Blüthen und mit friſchem Grün,
Gar längſt verwelkt iſt ja ſein Sinn.
Da thut ſich auf des Schuldthurms Thür,
Ein alter Schließer tritt herfür,
Und bringt ihm Brod und bringt ihm Wein,
Und deckt mit Linnen den grauen Stein.

„„Wie kommt's,““ — ſo ruft der Schuldner matt, —
„„Daß man mich heut in Ehren hat? —
Gar lange ward ich nicht mehr ſatt!““

„Hierauf der Schließer ſpricht gar mild:
„„Still deinen Durſt, du Jammerbild!
Iß von dem Brod, trink von dem Wein!
Der Herr Gott laß' es dir gedeih'n.““

„„Hab Dank, du Schließer mild und gut!““
So ruft der Schuldner: „„deine Labe ſchmeckt mir gut;
Wie lang entbehrt' ich goldnen Wein!
Er perlt ſo hell, er mundet ſo fein!
Habe Dank, habe tauſend Dank vor Gott,
Daß du mich tröſteſt in der Noth.
Ich ſeh' dich heut' zum erſtenmahl,
Dein Anblick iſt wie Morgenſtrahl; —
Bis geſtern noch verhöhnte mich

Ein ſtrengrer Schließer grimmiglich.
Wie kömmt's, daß du ſein Amt verſiehſt?"" —

„„Nimm Gottes Gab' ſo, wie ſie iſt,""
Verſetzt der graue Schließer d'rauf;
„„Mein Vorfahr ſchloß erſt ſeinen Lauf,
Er hütet nun keine Seele mehr,
Er ſtarb. — Ich bin nicht hart, wie er.
Ich bin ein alter, alter Mann,
Der ſich viel auf Erden umgethan,
Und den es ſchmerzt gar ſchwer und tief,
Wenn Jammer fruchtlos um Rettung rief."
Sag' mir, des Kerkers alter Gaſt,
Was du ſo ſchwer verbrochen haſt,
Daß man dich ohne Barmherzigkeit
In Ketten ſchlug, zum Herzeleid?""

„Der Schuldner ſeufzt und ſpricht darnach:
„„Weiß ich's, warum mich trifft die Schmach?
Es hat der Richter keine Huld;
Ich büß' um eine ſchwere Schuld,
Um die mein Vater und mein Ahn
Schon lange Kerkerbuß' empfahn.
Und beide übten, — ohne Hehl! —
Doch ſelber nicht den argen Fehl.
Nun ſitz ich ſchon ſeit Kindeszeit
Im Schuldthurm hier, im ſchweren Leid,

Hoffe nicht, daß mein Aug' Freiheit noch ſchaut;
Mein Leib iſt ſiech, mein Haar ergraut.""

„Der alte Schließer hört ihn an
Und ruft dann mild: „„Du armer Mann!
Sag mir doch ohne Hehl und Scheu:
Wärſt du gern aus dem Kerker frey?""

„„O lieber Schließer!"" ſeufzt gar bald
Der Schuldner; — „„Sieh! ich ward zwar alt,
Doch jung iſt noch mein heißes Sehnen,
Und ewig jung ſind meine Thränen.
Wo wär' ein Herz auf Gottes Erd',
Das der Befreiung nicht begehrt?""

„„Du kennſt die Welt wahrhaftig ſchlimm!""
Verſetzt der Schließer — faſt mit Grimm;
„„Gar viele Thoren weit und breit,
Begehren nicht die Rettung von Leid,
Nein! freu'n ſich der Gefangenſchaft
Mit ihres Herzens ganzer Kraft;
Und — drücken ſie die Ketten doch —
Sie lieben ſie mit Inbrunſt noch!
Doch, wenn du willſt bei meiner Treu!
Ich mach' dich armer Schuldner — frey!
Sieh' her! weit offen ſteht die Thür',
Die roſt'gen Ketten löſ' ich dir,
Geſtärkt biſt du durch Speis und Trank,

Wie ſättigt, tränkt, labt mich dein Dank! —
D'rum fort aus des Schuldthurm's dunklem Dach!
Komm! willſt du frey ſeyn, ſo folg' mir nach!""

„Er löſ't von ihm das Eiſenband,
Er reicht ihm ſeine dürre Hand,
Sie ſchreiten vor des Kerkers Thür,
Sie wandeln beide mit Luſt herfür,
Sie ſtanden draußen; der Schließer führt' ihn treu;
Der Schuldner ward bleich — und todt — und frey!"

Gesang.

(Intermezzo.)

Die Suchenden:

Wir haben verloren
Tief in des Meeres Futh, —
Seit uns die jammernden Mütter geboren,
Ach! ein unſchätzbar Gut! —
Als Salamander
Möchten wir wühlen
Tief ſo in Erd' als Gluth.
Ach! und wir fühlen,
Ertappen und finden,
Feſſeln und binden
Uns nur ſelbander.
In Gluth, in Wellen
Und in der Erde Kern
Suchten wir gern,
Wir emſ'ge Geſellen,
Den längſt verlornen Stern.
Sterne und Bänder,
Scheckige Ränder,
Modernden Schimmer
Finden wir immer,
Aber doch nimmer
Den ſchönen, den heitren Stern.

Wohl Nordlichts Strahlen
Blenden zu Qualen,
Doch wir erwarmen nicht.
Ach! und des Armen Pflicht, —
Fleh'n um Verknechtung, —
Tragen wir nicht!
Schwanke Berechtung
Schlingt uns ein eh'rnes Band;
Wir ſuchen und klimmen,
Wir ſegeln und ſchwimmen,
Und finden kein Land.

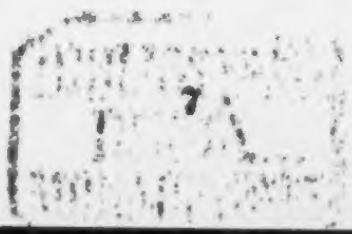
Der Tod:

Herüber, hinüber
Neig' ich mich liebevoll,
Aber die blinden, die armen Thoren,
Die den Schatz, den Stern verloren,
Geh'n vorüber,
Und rennen und ſuchen und jagen wie toll.
Ich hab' ihn erkaufet
Den ſchönen verlornen Stern;
In Feuer getaufet
Ward er vom Herrn.
Ich hab' ihn erſtanden
Um einen hohen Preis;
Nicht aus den Handen
Laß' ich ihn mehr!
Als ich ihn kaufte,

Als man ihn taufte,
Ward ihr verfluchet,
Durch ein gewaltig Wort.
Ihr, die jetzt suchet,
Wandelt im Dunklen fort,
Von Ort zu Ort,
Von Lande zu Lande,
Von Gluth zu Eis,
Von Eis zum Brande.
Ich bin ein Wuchrer,
Doch mild in Thränen,
Nehme das Sehnen
Statt Zinsen gerne.
Alle, die suchen,
Will ich befrieden,
Pflegen die Müden,
Heilen den Schmerz;
Und statt dem Sterne
Sollen sie finden,
Die armen Blinden,
Mein treues Herz!

Die Astrologen:

In Zauberkreisen,
In festen Ringen
Wollen wir zwingen
Den alten Weisen.
Welch freches Lügen,



Welch Spott ob unſerm Schmerz!
Soll uns genügen
Ein treues Herz? —
Nicht hier auf Erden, —
Droben, im Himmelsrund,
Muß kundig werden
Leuchtend, hell unſer Fund.
Am Himmelsbogen
Müſſen wir finden,
Nicht in der engen Bruſt,
Das Glück, den Stern.
Wir ſuchen gern,
Wir Aſtrologen,
Und daß wir finden,
Deß ſind wir bewußt.

Die Alchymiſten:

Welch falſches Streben
Der armen Thoren! —
Haben ihr Leben
Fruchtlos verloren.
Wollen vom Himmel
Pflücken die Sterne,
Thäten es gerne,
Wenn ſie nur könnten!
Doch das Gewimmel
Hat die verhöhnten,
Thörigten Propheten

Niedergetreten.
Wir die Adepten,
Die Erdensöhne,
Freu'n uns der Schöne
Dunkler Rezepten
Und jeder Tiegel
Zeigt uns im Grund
Ersehnten Fund, —
Im Zauberspiegel
Den Stein der Weisen!
Viel Dank wir sagen
Für jene Sättigung;
So Thoren preisen
Mit leerem Magen.
Bessre Bestätigung
Als jenes Meisters Herz
Suchen wir erdenwärts
Im zauberkräft'gen Erz!
Leben, Genesung
Und die Unsterblichkeit
Unser Trank strömend beut,
Den die Verwesung,
Die rost'ge, scheut.
All unser Streben zollt
Dem schönsten Ziele nur,
Wir wandeln die Natur,
In Midas-Gold!

Die Krieger:

O ſchnöde Krämerbrut!
Welch Maulwurfsſtreben!
Welch ruhmlos Leben,
Das träg in Kiſten ruht!
Wir ſuchen weiſer,
Suchen, auf rechtem Pfad,
Durch die lebend'ge That
Die Lorbeerreiſer!
König' und Kaiſer
Sind ſelbſt uns unterthan,
Denn über Throne
Führt des Soldaten Bahn,
Und manche Krone
Schlägt er im Preis nicht an.
Wir ſuchen alle
Beym Hörnerſchalle
Das Glück, das ächte,
Dicht im Gefechte.
Im Herzen ruht es nicht;
Der Soldat herzlos ficht!
Das Herz iſt — ſtill und ſtumm!
Doch was wir ſuchen lang,
Spricht laut mit Donnerklang:
Es iſt der Ruhm!

Die Poeten:

Sauſende Reiter,
Stürmet nicht weiter! — —
Denket im Steigen:
Schwach iſt die Leiter,
Morſch ſind die Sproßen;
Strebend nach Großem
Wollet euch beugen!
Kräftiger Fäuſte
Mächtigſte Ballung
Krampfet nicht immer;
Bald liſcht die Wallung;
Trüg'riſcher Schimmer
Lenkt das verwaiſ'te
Auge dann nimmer.
Liebliche Erde
Faſſet die Ihren,
Löſ't die Beſchwerde,
Sie hat Erbarmen,
Brünſtigem Sehnen;
Voll treuer Thränen
Faßt ſie die Armen,
Läßt ſie nicht los,
Bis ſie erwarmen
Im Mutterſchooß.
Sie läßt gedeihen,
Bei Sorg' und Noth

Für ihre Treuen
Verkannten, Verſchmähten,
Für die Poeten
Das tägliche Brod. —

Die Irren:

Alle die Thoren
Rennen im Kreiſe,
Dünken ſich weiſe,
Wähnen zu finden,
Die tollen Blinden. —
Dem Lichte offen
Sind unſre Blicke nur;
Wir ſind Philoſophen,
Erſpähn die Natur.
Wir einz'gen Klugen
Fanden das höchſte Gut,
Faßten es, trugen,
Wahren es treu in Huth.
An einem Apfelbaum
Sahen wir's hangen;
Im hohen luft'gen Raum. —
Auf glatten Schlangen
Klimmten wir raſch hinan,
Schmeckten und prüften dran. —
Im grünen Blätterdach
Ein Skorpion uns ſtach,
Den wir erſahen

Und wollten fahen.
Uns faßte wilde Luſt,
Es tanzt der Reigen
Athemlos; Bruſt an Bruſt
Muß matt ſich neigen.
Ein ſchönes goldnes Neh
Hatten wir ausgeſpannt;
Still! denn das Fiſchlein naht,
Nun angle, Hochverrath! —
Raſch dran! Wir fingen
In goldnen Schlingen —
Den König Verſtand.

Der Tod:

Und wie, ihr Thoren! iſt dieß mein Dank
Für Troſt in Noth und Sorg und Schmerz?
Für manchen ſüßen Labetrank,
Daß ihr verſchmäht mein treues Herz?
So fahre denn hin Erbarmen und Gnad'
Und Vaterliebe, du Bettelbrod!
Der Geiſſel Hieb ſey fürder mein Rath
Und ſey mein Balſam der bittre Spott.
Den Schmied, der mir meine Pfeile wetzt,
Will ich fürder zahlen mit Abſcheu ſtatt Geld,
Will verkaufen Troſt, wer zum mind'ſten ihn ſchätzt;
Will den ewigen Winter verſchachern der Welt.
An des Hekla Feu'r zünd' ich einen Stamm,
In des Friedens Saatfeld ſchleudr' ich ihn hin,

Daß ſie mich erkennen beym Schein der Flamm',
Und zittern vor meinem grimmen Sinn.
Blind will ich ſeyn, wie Gerechtigkeit,
Und mähen rings ohne Ziel und Wahl,
Denn mein Geſchütz trifft ſicher und weit,
Und meine Waff' iſt von ſcharfem Stahl!

Die Menge ſitzt vor der Bühne bang,
Sie hörte den grauſen, droh'nden Geſang;
Er ſchwirrte ob ihren Häuptern hin,
Wie Geyer, die hungernd nach Beute zieh'n.
Der Traum ſelbſt, ſonſt ſo heiter und mild,
Wird ernſt und ſtreng, wird tückiſch und wild,
Um ſeine Lippen zuckt bittrer Hohn;
Es iſt, als ob ſeine Blicke, ſtarr,
In Feſſeln ſchlügen der Gaffer Schaar,
Daß ſie anſchau'n müſſen die Bilder zur Frohn',
Das Auge nicht können verwenden davon.
Der Meiſter ſchwingt ſeinen Zauberſtab,
Still wird's ringsum, öd wie im Grab;
Die Menge den Herrn und Meiſter erkennt,
Als er der Bilder Bedeutung nennt:

Der Arzt.

„Der Doktor an des Kranken Bett
Sitzt sinnend ernst im Lazareth.
Der kranke Feldherr vor ihm liegt,
Das Haupt in schwere Träume gewiegt;
Wirft hin und her die heißen Glieder,
Sinkt nieder dann und bäumt sich wieder,
Als wär' im Aufruhr die Natur,
Und alle Fibern, sonst gewältigt,
Sie künden, wie vertausendfältigt,
Dem Feldherrn heut' Gehorsam auf.
Hat einen Kampf jetzt zu bestehen,
Wie er noch keinen je gesehen,
Wie er noch keinen je bestand.
Kein Kriegsheer kann ihn jetzt befreyen,
Zu Waffen hat er jetzt Arzneyen,
Sein Heer liegt in des Doktors Hand.

Drum sitzt der Arzt am Bett des Kranken,
Baut seltene Vertheid'gungs-Schranken,
Baut sonderbare Batterie'n;!
Die Offizin ist zum Wall geschaffen;
Arzneyen theilt er in Compagnie'n
Und lehrt sie führen ihre Waffen;

Auch pflanzt er hin mit Fleiß und Witz
Die Salbentöpf' und Pillen als Geſchütz.

„Doch zürnend an dem Bett des Kranken,
In einen Reitermantel gehüllt,
Steht Meiſter Hein mit drohenden Blicken;
Ein Küraß deckt ihm Bruſt und Rücken,
Am Arm ſtarrt ihm der blanke Schild.
Auf ſeinem Haupt, — aus Stahl gehämmert
Der Helm, mit dunklem Buſche ſitzt,
Die Augenhöhle, grau umdämmert,
Ingrimmig auf die Poſſen blitzt.
Er iſt ein Mann aus alter Zeit,
Drum führt er auch die alten Waffen;
Und, wie ihm Bley und Pulver dräut,
Es kann ihn nimmer doch erraffen.
Die neue Zeit, die zwerghaft ſtrebt,
Des Himmels Donner nachzuäffen,
Sie kann den Rieſen doch nicht treffen,
Er höhnt ſie, daß ſie ſtöhnend bebt. —
Er hält den altgewohnten Bogen
So feſt mit ſchußgewandter Fauſt,
Daß wenn der Pfeil ihm raſch entflogen,
Die eh'rne Sehne klirrend ſauſt.

„„Umſonſt biſt du ſo feſt vertheidigt!
Dich ſchirmt nicht Kunſt noch Wiſſenſchaft;
Du Pfuſcher! haſt den Tod beleidigt

L'Schwind del.
J.C. Müller Sc.

So fühle denn des Todes Kraft!
Als Kläger steh' ich da und Richter;
Du triebst dein Handwerk allzuschlecht;
Du äfftest lange den Vernichter;
Erkenne, wie der Meister rächt.""

„Kaum hat der Tod dieß Wort gesprochen
Und faßt den Bogen zürnend an,
So steugt auf die entfleischten Knochen
Arzneygeschütz gar drohend an.'
„„Habt Acht! Habt Acht!"" und „„Feuer! Feuer!""
Der dicke Doktor kommandirt;
Es blitzt; es kracht: — vom stärksten Feuer
Sieht jetzt Freund Hein sich bombardirt;
Mit grober Salve zu ertödten
Das Siechthum, rasselt Eis und Schnee,
Rezepte steigen als Raketen
Zu neuem Angriff in die Höh'.
Und neue Mannschaft zeigt sich wieder;
Schuß fällt auf Schuß, und Knall auf Knall;
Doch wirkungslos vom Küraß nieder,
Zur Erde dröhnt's im schweren Fall.

„Hoch ragend schaut in seinen Waffen
Freund Hein auf das Beginnen hin;
„„Wer hält mich auf in meinem Schaffen
Durch solchen frevelnden Beginn?""
Er ruft's voll Grimm und faßt den Bogen,

Blind wüthend in des Grolles Nacht;
Und, den er raſch aus dem Köcher gezogen,
Den er dem Kranken zugedacht,
Den Pfeil von giftbethautem Erz,
Schießt er dem Arzt g'rad mitten in's Herz."

Es winkt der Traum, das Bild verſchwindet
Und raſch drängt ſich ein neues vor,
Wie Sturmeshauch Geſtalten gründet
Aus dem zerrißnen Nebelflor; —
Die Fiedel ſummt, der Dudelſack ſchnarrt,
Dazwiſchen brummt der Traum in den Bart:

Der faule Bauer und sein Knecht.

„Zwei Bauern ſitzen vor der Schenke
Und reden viel' frevelhaft tolle Schwänke;
Der Eine, ein alter fauler Gauch
Schreit zum andern alſo aus vollem Bauch:

„„Muß mir heut' juſt der Tod das Faullenzen verderben!
Muß mir mein Knecht juſt heute ſterben!
Da die Ernte noch ſteht auf dem Feld. —
Kann keinen Knecht haben, um alles Geld,
Zum Mähen, zum Dreſchen, zum Mahlen und Backen.
Mag mich d'rum doch nicht ſelber placken!
Und, eher als ich ſelbſt Hand anleg',
Will ich ſterben vor Hunger, — mitten im Weg.
Unſereins wär' wohl ein Eſel fürwahr,
Bleichte man ſich um die Arbeit ein Haar; —
Viel beſſer ſchmeckt mir das Kartenſpiel,
Würfel auch gelten bey mir gar viel;
Und vollends beym Krug voll ächtem Wein,
Da ſchlag ich dem Gotts-Zeh'nten ein Schnippchen fein.
Gott kleidet ja die Lilien auf dem Feld,
Warum regnet er für die Bauern nicht Geld?
Und tränkt er die Vöglein mit Thau ſchon am Morgen,
Mag er billig auch mir den Keller beſorgen.'"

„„Mein Seel!““ ruft der andere Bauer hinwieder;
„„Wenn der Teufel mich holt, er bringt mich wieder,
Denn wär' die Höll' wie ein Backofen so heiß,
Ich mach' sie dem Teufel selber zu heiß.
Ueber das Schicksal hab' ich 'nen Zorn im Leib,
Wie kaum ein eifersüchtiges Weib.
Ist das ein saubres Weltregiment! —
Wenn mir mein Zwilch am Ofen verbrennt,
Will ich fürder in Seid und Sammet wandeln,
Wie Edelleut' und auch also handeln. —
Wenn ich einmal wieder komme zur Welt,
Werd' ich ein Türk. Der Glaube mir gefällt.
Wir wir's im hinkenden Bothen lesen,
Ist's den Türken immer gar wohl gewesen.
So wie es jetzt ist, kann's nicht bleiben;
Man möchte sich sonst gleich dem Teufel verschreiben.
Der blutrothe Komet, der seinen Schweif
Wie ein Pfau spreizt im weiten Reif,
Der bedeutet, daß es anders muß werden,
Wenn nicht im Himmel, doch mind'stens auf Erden.““

„„Hast Recht, Gevatter;““ der Faule spricht;
„„Sollt' ich verhungern, — arbeiten mag ich nicht,
Und das Spiel, das kann ich nicht lassen,
Sollte mich auch gleich der Teufel erfassen.““

„Der andre, betrunken von Gottes Gaben,
Gröhlt: „„Mich, wenn er will, kann er haben.

„„Jetzt gleich, auf der Stelle, dahier am Tisch.
Aber ich lache sein; denn ich bin gesund und frisch.““
Mit der Faust schlägt er auf den Tisch gar wild.
Da! schaut! welch gräuliches Gebild!
Wie reißt es den frechen Gauch zusammen,
Brennt sein Gebein, wie des wilden Feuers Flammen!
Sein Aug' weit vor aus der Höhle quillt,
Seine Kehle krampft, vom Tod erfüllt,
Schwarz schwillt und blau sein ganz Gesicht,
Er zuckt, zuckt wieder, und regt sich dann nicht.
Sein Gespan lacht ob des Himmels Strafen,
Und ruft: „„Der ist selig im Teufel entschlafen,
Der böse Feind hat nicht Lust zu hinken. —
Ich will d'rauf einen guten Schoppen trinken.
Hab' ich einst Lust, das Leben zu prellen,
Will ich's ein bischen klüger anstellen,
Einen Knecht so faul wie ich, voll Gicht
Schick' ich nach dem Tod; der bringt ihn nicht!
Hätt' ich nur vorerst einen Knecht;
Wär's der Tod selbst; er wär mir recht!““

„Der faule Bauer spricht's und lacht,
Und trinkt sein Schöpplein mit Bedacht,
Da tritt vor ihn, just wie er zecht,
Ein langer magrer Bauersknecht,
Und fragt, ob in der Erntezeit
Ein Mähder nicht vonnöthen sey.
Der Bauer betrachtet den Knecht sich lang

Und ſpricht: „„Traun, Burſch! ein guter Gang,
Der dich zu mir jetzt hergebracht;
Topp! ſey mein Knecht und habe Acht:
Kein Brod mehr hab ich längſt im Haus,
Drum geh mir ſchnell auf's Feld hinaus,
Und mäh' mein Korn, und führ es heim
Und driſch es ſchnell und mahl' es fein
Und backe dann mir Brod daraus,
Daß voll geſpeichert ſey mein Haus.
Nun! ſchaffe ſchnell! hier haſt du Geld;
Raſch! daß das Feld ſey wohlbeſtellt.
Hei! welch ein fauler Knecht du biſt!
Glück auf! das freut mich zu jeder Friſt.““

„Der lange Knecht verdroſſen geht,
Der Bauer, der am Tiſche ſteht,
Sieht ſeinen lahmen Gang mit Behagen,
Seine dürren Bein', ſeinen mageren Kragen,
Wie er verdroſſen die Arbeit vollbringt,
Aus Faulheit ſelbſt kein Lied dazu ſingt,
Und ſtumm und mürriſch die Senſe ſchwingt.
Doch welch geheimnißvolle Kraft
Iſt's, die unſichtbar mit ihm ſchafft?
Denn, — was er noch ſo langſam faßt,
Vollendet wird's in raſcher Haſt,
Schnell iſt das Saatfeld abgemäht,
Der Wagen gefüllt mit Garben ſteht; —

Und, — treibt der Knecht ihn noch so faul,
Wie Windsbraut fliegt heim der Karrengaul.

„Der Bau'r liegt daheim auf dem Lotterbett,
Der Knecht bedächtig vor'm Ofen steht,
Und gähnt und starrt in die Gluth hinein,
Als wollt er verblinden vom Widerschein.
„„Was machst du so flink?““ der Bauer spricht;
Du bist ein ganz besondrer Wicht;
Wenn der Herr Gott erschafft ein paar neue Welten,
Du solltest als Muster dich bei ihm melden,
Denn solche Gesellen wie du, sind selten.
Auch könnt' er ebenso Mohren bleichen,
Als Menschen schaffen nach deines Gleichen!
Was schaffst du da? Bäckst dir Hochzeitbrode
Aus gestohlnem Mehl? In meinem Schlote
Hängt eine Wurst, häng dich dazu,
So brauch' ich's nicht zu thun, gestört in meiner Ruh.
Denn also wüst mir zu Muth jetzt ist,
Wie mir's noch war zu keiner Frist,
So ärgerlich gen mich und die Welt,
So eckel im Mund, als wär er vergällt;
Weiß nicht, was das bedeuten wird sollen,
Wenn's Siechthum ist, mag mich der Teufel holen.
Bring mir 'nen Krug Wein. — Nein! laß es seyn! —
Leg mehr Holz noch in den Ofen hinein;
So kalt ist's hier, wie's im Himmel wohl ist,
Der so viel Schnee heruntergießt. — — —

Was feuerst du, böser Strick, denn ein?
Laß seyn! laß seyn!
's ist heiß genug und über's Maaß. —
Leg' mich auf die andere Seite baß,
Denn könnt' ich dieß auch selber thun,
Ich mag doch nicht; denn ich will ruh'n.
Komm her zu mir, du blöder Knecht,
Sag mir zum Spaß, was hat der Tod für Recht,
Wenn er nun plötzlich zu mir käm',
Mich ungebethen mit sich nähm'?""
„„Ey, Herr!"" versetzt der Knecht darauf,
„„Das wär' für euch ein schlechter Kauf,
Denn wolltet ihr auch auf dem Kopfe stehn,
Ihr müßtet mit ihm eignen Fußes gehn."" —
„„Und wenn ich ihn aber ließe holen,
Ging ich dann auch auf eignen Sohlen?"" —
„„O Herr, welche gar einfältigen Fragen!
's ist klar; dann müßt' er euch huckepack tragen.""
„„Mein Knecht, du bist ein kluger Mann,
Der sich in der Welt wohl umgethan;
Wird denn dein Hochzeitkuchen bald gar?"" —
„„O Herr! Fürwahr!
Doch buck ich für mich nicht; — für euch, bey Gott!
Denn ich buck euch ja eben das letzte Brod!""—
„„Mein Knecht du treibst einen tollen Spaß,
Wär denn schon gefüllt meines Lebens Maaß?
Mein'thalb denn sey's. Auch mag ich nicht leben,
Es ist zu ein tolles, verdrießlich Streben.

Auch hab' ich nicht rechte Luſt mehr gefühlt,
Seit niemand mehr mit mir Würfel ſpielt,
Seit jenem Tag, da der Teufel jählig
Meinen Zechbruder holte; — Gott hab' ihn ſelig!
Drum! weißt du was, du fauler Geſell!
Ich will zum Tod dich ſenden zur Stell',
Ich will den Tod noch am Ende berücken;
Denn keiner iſt beſſer denn du nach dem Tode zu ſchicken.""—
"„Das will ich meinen,"" verſetzt mit Spott
Der Knecht, „„denn ich bin ſelber der Tod;
Melde meinen unterthänigſten Gruß; —
Alſo, wenn's beliebt! Mit mir — zu Fuß.""

Und als das Bild verſtrömt in Nacht,
Der Traum aus vollem Halſe lacht,
Er lacht voll Spott und bittrem Grimm,
Kein einz'ger Zuſchauer lacht mit ihm,
Denn ſolcher Spaß bohrt ſich in's Mark
Und ſaugt d'raus wie ein Vampyr ſtark.
„Ei! luſtig Volk! wie? lachſt du nicht?"
Der Traum mit finſtrem Hohne ſpricht:
„Wie? oder zeigt' ich nicht Scherz genug?
Und doch 's iſt Wahrheit; kein Tüttelchen Trug.
Wenn euch dies Bild noch nicht recht gefiel,
Seht denn ein friſches Poſſenſpiel:

Der Schildbürger und der Strolch.

„Es sitzt und sinnt der weise Rath
Zu Schilda, in der berühmten Stadt;
Manch' Rathsherr, der seit Stunden sitzt,
Sinnt, bis er blut'ge Thränen schwitzt,
Denn Sorg' und Noth haben sich erlesen
Zum Opfer das gemeine Wesen,
Da drohend, grimm die Seuche naht
Dem weisen Schilda, der wackern Stadt.
Doktores sitzen kreideweiß
In der bleichen Rathsherrn engem Kreis;
Und jeder denkt und jeder sinnt,
Und glotzt sich fast die Augen blind,
Und kaut an den Nägeln die Finger wund,
Ein Schloß hängt ihnen vor Hirn und Mund.
Sie sitzen nun schon drei Tage lang,
Und keiner brachte ein Mittel in Gang,
Wie man die Pest durch kluges Walten
Vom Weichbild Schilda's kann ferne halten.

„Ein Tölpel hinkt zum Rathssaal herein,
Begrüßt den Senat nicht eben fein,
Hebt lang sich auf den Zehen empor,
Nimmt dem Consul die fuchsrothe Atzel vom Ohr,

Und ſchmeißt ſie in die Rathsſtube mitten;
Dann hebt er, als wär' er wohlgelitten,
Solch eine ſeltſame Rede an:
„„Ihr weiſen Meiſter, lobeſan!
Verſtellt euch nicht und zeigt euch ganz
So wie ihr ſeyd, in eurer Weisheit Glanz,
Sitzt nun alle da mit dicken Perrücken,
Meint, man könn' eure Ohren nicht erblicken;
Und berathet, daß euch die Seuche nit
Das Eſelsfell über die Ohren zieht.
Ich will euch das beſte Mittel ſagen,
Zu ſchirmen vor ihr ſo Haut als Kragen.
Doch Ein's beding' ich zuvor mir vom Rath,
Daß, wenn ſich mein Mittel zeigt probat,
Man mich zum Bürgermeiſter ernennt,
Und mir vertraut des Staats Regiment.""

„Der Rath gelobt es ihm feierlich an,
Da ſpricht der Blöde: „„So hört mich an.
Ich habe mit dieſen Augen geſeh'n
Die Peſt draußen in's Kirchlein gehn,
In's Kirchlein, das an des Weichbilds Gränz'
Von weitem einem entgegen glänzt,
Dorthin ſchritt ſie auf krummen Wegen,
Und bethet wohl drinnen um Erndteſegen,
Ein magres Weiblein; — ich ſah's genau,
Von Antlitz gräulich, von Haaren grau,
Schaut mit den Augen, funkelnd und klein,

In die liebe Welt gar hungrig hinein.
Ich aber, als ein hochweiser Geselle,
Bin hergekommen und meld' euch's schnelle;
Nun hört! nehmt eilig Hammer und Kelle
Und geht all' mit mir zu der Kapelle,
Zieht woll'ne Strümpfe über die Schuh.
Schleppt leise Stein und Mörtel herzu,
Dann wollen wir das Kirchlein fein
Vermauern sammt der Pest darein; —
Dieweil sie noch bethete und den Rücken mir kehrt,
Hab' ich hinter ihr schnell das Pförtlein versperrt.
Ihr weisen Meister! nun kommt geschwind,
Schnell, wie der Wind!
Vermauern wir leise das öde Haus,
So sitzt sie drinnen und kann nicht heraus.""

„Der Blöde hat kaum sein Mittel gesagt,
So faßt er rasch, wie die wilde Jagd
Den Bürgermeister, die Rathsherrn dazu.
Zieh'n alle Strümpfe über die Schuh',
Und schleppen Steine mit vielem Schweiß,
Und mörteln und mauern mit Kunst und Fleiß.
Es wächst das Werk in stiller Nacht,
Keine Seele weiß d'rum, eh' sie's vollbracht.
Schlagen dann den armen Thoren todt,
Scharren ihn ein vor Morgenroth,
Kehren heim und rühmen sich alle gar laut,
Was ihr Witz erdacht, ihr Fleiß erbaut,

Jubiliren und zechen wie Belsazar;
Vergessen im Grab ruht der kluge Narr.

„Der schlaue Strolch, der im öden Wald
Bey Wolf und Bär in Herberg stallt,
Springt auf vom Lager in stiller Nacht,
Die er in Raubgedanken durchwacht.
Er nimmt zur Hand sein tüchtig Beil,
Ein spitzes Messer, 'ne scharfe Feil',
Hängt um den Hals zwey leere Säcke,
Daß er darein die Beute stecke,
Kniet nieder dann und bethet still:
„„Ein frommer Mann ich werden will,
Wenn mir der heut'ge Fang wird glücken,
Den Schatz von Schilda ganz zu pflücken.
Mir waren die Rathsherrn nicht zu fein,
Ich seh' des Grundes Wahrheit ein,
Warum sie heimlich und bey Nacht
Das Werk am Kirchlein dort vollbracht,
Und Pfort' und Fenster vermauert fest;
Sie sagen: sie hätten vermauert — die Pest!
Doch besser weiß ich, was sie thaten;
Ein günst'ger Traum hat mir's verrathen;
Sie vermauerten an dem öden Platz

Gemeiner Stadt hellblanken Schatz;
Mögen Thoren mit dem Mährlein schrecken!
Doch ich will den Grund ohne Zagen entdecken,
Und hab' ich den Schatz, will ich ändern mein Leben; -
Zwar nicht fasten — und auch nicht Almosen geben,
Aber doch nicht mehr morden und rauben,
Auch fromm an den heiligen Ablaß glauben.
D'rum, Gott! auf diesem Tugendweg
Führe mich heil über Stock und Steg;
Mein Gelübde halt' ich sicherlich: —
Heil'ge Dreifaltigkeit! bitt' für mich!""

„So bethet frevelnd der list'ge Strolch,
Rafft auf sein Beil, die Säcke, den Dolch,
Und wandert, lechzend nach Beute, schnelle,
Bis zur vermauerten Kapelle.

„'s ist dunkle Nacht; kein Sternlein blinkt,
Der Mond träg hinter Wolken hinkt;
Natur liegt wie im Scheintod begraben,
Nur ein Nachtlied singen zwey kranke Raben,
Und, wie ein verrücktes Weib, gar dumpf,
Heult eine trächt'ge Krot' im Sumpf.
Der Strolch faßt stark das Beil zur Hand,
Und haut und stemmt mit rüst'gem Bestand,
Und läßt nicht ab in seinem Fleiß,
Ob von der Stirn' ihm rinnt der Schweiß;
Er ließe nicht ab um alle Welt,

Bis daß der erſte Ziegel fällt.
Da lacht er laut, daß am öden Ort
Die Stimme grauſig hallet fort;
Und gibt nicht auf den tollen Plan,
Bis er das ganze Werk gethan.
Die Mauer ſtürzt; — ein kräft'ger Stoß!
Und die Thüre bricht aus den Angeln los. —
Jetzt, wie geſpornt von des Wahnſinns Geiſſel,
Schleudert er von ſich Stemmeiſen und Meiſſel
Und ſtürzt, mit ſchlauer Vorſicht, ſtumm,
Goldſuchend in das Heiligthum. —
's iſt dunkel drinnen im öden Haus,
Längſt löſchte die ew'ge Lampe aus;
Ein Morderduft wie gift'ger Brodem
Verſängt des frevelnden Strolches Odem,
Doch tappt er vorwärts, ſtöhnt und flucht,
Den Schatz nicht findend, den er ſucht. —
Horch! — Regte ſich's? — Er faßt, — er hat's; —
„„Nun biſt du mein, du goldner Schatz!
Fort mit dir! und ob der Rücken mir bricht
Von deiner Bürde, ich laſſe dich nicht!““
Und keuchend ſchleppt er den Schatz heraus,
An die Schwelle vor das Gotteshaus,
Und will ihn vom Nacken ſtreifen ſchnell,
Der blöde, der hirnverrückte Geſell.
Doch auf ihm liegt's; — es iſt die Peſt!
Die läßt ihn nicht, ſie packt ihn feſt,
„„Hab' Dank!““ — ſie höhnend, wüthend ſchreit,

„„Hab' Dank, daß du mich hier befreit,
Ich mußte d'rinnen hungern lang; —
Nun halt ich mit dir den ersten Gang.““ —
Und wie ein Wolf krallt sie sich ein
Scharf in sein bebendes Gebein,
Und saugt ihm; — der Rab' entfleugt vor Graus, —
Die Neige des schnöden Lebens aus.“

Freund Hein im Mummenschanz.

Verſtummend ſchwingt den Zauberſtab der Traum,
Und löſ't der leichten Schattenbilder Siegel;
Und raſch umſchließt der Bühne ganzer Raum
Nur Einen rieſengroßen Zauberſpiegel.
Es fällt darein wohl mancher eitle Blick
Der bunten Masken, die vor'm Schauſpiel ſaßen;
Doch grauenvoll prallt jeder ſchnell zurück,
Geſchminkte Wangen ſelbſt ſieht man erblaſſen,
Doch zeigt der Spiegel nur ſie, wie ſie ſind,
Denn Fluch und Thorheit blickt aus ihren Augen,
Wie gerne wünſcht ſich mancher Seh'nde blind,
Um nicht den Tod aus eignem Bild zu ſaugen:
Es labt der Traum ſich an der Menge Grauen
Und ſpricht zu allen, die ſtarr in den Spiegel ſchauen:

„Warum doch zagt ihr? — Ein Spiegelbild
Vor euren Blicken ſich enthüllt;
Da ſchließt ja das Leben froh ſich auf,
Da rennt ja die Luſt im tollen Lauf;
Da blüht und welkt ja mancher Kranz;
Da ſtampft das Volk den Wirbeltanz.

Da ſchaukeln ſie hin in glühenden Reih'n,
Und das Leben ſetzt jeder zum Pfande ein.
Das iſt ein Treiben, wie's euch gefällt,
Das iſt die ächte, die luſtige Welt.
Hei! wie man ſich tummelt und kreiſet und ſchafft,
Mitten im Streben und Ringen der Kraft;
Mitten im Wühlen begeiſterter Luſt;
Arme an Arme, Bruſt an Bruſt!

„Schaut hinter euch! Unvermutheter Kampf!
Schaut der Schwerter Blitze, des Pulvers Dampf,
Dort ringt der Soldat im verzweifelnden Streiten,
Alles ſetzt er an's Lorbeerreis,
Und den Ruhm läßt er nicht entgleiten,
Aber das Leben iſt ſchlechter Preis!
Da gilt nur der Arm, nur der Nothwehr Recht,
Und Eigennutz mordet das Brüdergeſchlecht. —
Ja! Schlacht und Faſtnacht gehört zuſammen,
Ei! wie das Leben ſo thörigt praßt!
Und gelockt vom Schein der Flammen
Setzt ſich, wie billig, der Tod zu Gaſt! —
Dort ſitzt ein Männlein auf dem Geſchütze,
Schwadron rückt an Schwadron herein,
Und Fähnlein an Fähnlein, Mann an Mann;
Von den Bergen funkelt der Eiſen Spitze;

Das Roß in den Reihen schäumt und scharrt,
Des Angriffs harrt.
Da wirbt die Trompete mit schmetterndem Tone, —
Schaut! das Männlein sitzt auf der Kanone,
Lacht und zündet; —
Und — Gott befohlen! wer wieder sich findet!

„Doch im Vorgrund seht ihr verschlungen,
Derweil dort hinten die Mordlust rast,
— Musikanten blasen mit ehernen Lungen; —
Seht ihr den tanzenden lustigen Reigen
Beym Rufe der Flöten, beim Takte der Geigen
Vom Taumel des Augenblickes erfaßt.
Wie die Masken in bunten, verworrenen Reihen
Sich suchen und finden, sich sammeln, — zerstreuen!
Haben sich sonst mit dem Leben so groß,
Kargen damit, in den Stuben verborgen,
Fristen sich Jahre dahin in Sorgen! —
Hier auf dem Jahrmarkt schlagen sie's los!
Und doch sind's im Spiegel nur eure Gestalten.
Was staunt ihr verblödet? Ihr seyd doch die Alten,
Gleiten die Masken auch vom Gesicht.
Wie? ihr erkennt eure Züge nicht?
Ewig kann doch nicht die Larve betrügen.
Ihr wendet, ihr beuget euch?

Schaudert ihr ſelbſt vor den eigenen Lügen,
Vor den entſchminkten, den eklen Zügen? —
Neiget euch! —
Seht hier drinnen im Spiegel euch drehn,
Kußige Mädchen am Arme euch ſtehn,
Tiſche, gebogen von Schüſſeln und Tellern,
Glühende Tränke aus eiſigen Kellern.
Nun, luſtig, ihr Mummen! thut ſelber desgleichen,
Laßt röthen vom Tanz euch, ihr Zagenden, Bleichen!
Ihr möget, ihr ſollet, ihr müſſet euch dreh'n,
Bis euch alle Sinne im Wirbel vergehn.
Das iſt der Weltenlauf! —
Mein Vetter ſpielt euch auf; —
Kehraus! Kehraus!"

Kaum hat der Traum dies Wort geſprochen,
So liſcht der Lampen heller Schein,
Der Zauberſpiegel ſcheint zerbrochen
Und krachend ſtürzt die Bude ein.
Die bunten Masken auf den wirren,
Tiefnächt'gen Wegen ſich verirren;
Die Fiedel ſchweigt, der Lärm verſtummt,
Die Todtenglocke grauſig ſummt,
Und ſcheucht hinweg den lauten Scherz;

's wird Jedem eiſig bang um's Herz;
Und Jeder flieht, — weiß nicht wohin,
Unſichtbar doch gehemmt im Flieh'n. —
Und mitten in's Gewühl hinein
Tritt grollend höhnend — Meiſter Hein.

Das Kräutchen wider den Tod.

Mährchen als Intermezzo.

I.

Vor einiger Zeit lebte in der Schweiz ein reicher Wucherer, mit Namen Simon Greif, welcher des Geldes nie genug hatte, und, um es zu erlangen, kein Mittel scheute, noch sich eine Mühe reuen ließ, obgleich er bereits über die sechzig Jahre hinaus war und nicht Weib noch Kind, noch Brüder, noch Schwestern hatte, denen er nach seinem Tode seine zusammengescharrten Reichthümer hätte hinterlassen können. Nur ein weitschichtig verwandter Vetter, welchen er sein ganzes Leben hindurch nicht gesehen hatte, und welcher vor nicht langer Zeit in das Landstädtchen, wo Greif wohnte, gezogen war, hatte sich daselbst niedergelassen, und einen kleinen Handel mit Farbwaaren und Dürrkräutern errichtet, neben welchem er auch eine Art von Winkelapotheke hielt. Nichts war ergötzlicher, als Herrn Wolf (so hieß der Krämer) bey festlichen Gelegenheiten zu sehen. Bey solchen Anlässen pflegte sich nämlich seine spindeldürre Gestalt in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, noch um ein merkliches zu verlängern und so sehr zu dehnen und zu strecken, daß sein ohnehin langer Rock, bloß wie an einem Nagel aufgehängt schien,

wenn man den kahlen Kopf daraus hervorragen sah. Seit einiger Zeit hatten sich die wechselseitigen Besuche der beyden alten Herren vermehrt. An manchem Abend saß der Wucherer, — oder wie er sich lieber nennen hörte — der Herr Sensal, bey dem Dürrkräutler und erzählte ihm bey einer Fiasche Dünnbier gar mancherley Begebenheiten und Abentheuer aus seinem Leben, wie schwer es ihm geworden sey, sich vor Mangel und Noth zu schützen, oder vor treulosen Schuldnern sicher zu stellen, — wie traurig es sey, in der weiten Welt, am Abend des Lebens, entblößt von dem Mittel, sich dasselbe bequem und angenehm zu machen, — (damit meinte er das Geld) — ohne Kinder oder verwandte Seelen leben zu müssen; wie schwer, ja wie beinahe unmöglich es sey, in seinen alten Tagen eine treue und doch auch rüstige Gefährtin zu finden, welche einen schwachen und gebrechlichen Greis liebevoll zu pflegen verstünde, der sich sein ganzes Leben lang für die edelsten Zwecke (— damit meinte er wieder das Geld —) abgemüht und tausend Drangsale ausgestanden habe. —

„O mein liebwerthester Herr Vetter!" erwiederte ihm einstmahls nach einer ähnlichen Klage der Dürrkräutler; — „ich kann Sie wirklich versichern, daß ich genau dieselben Gesinnungen hege, welche Sie eben aussprachen. Ja wohl ist es ein trauriges Loos, ein alter Hagestolz zu bleiben und fremden Leuten nach einem — wie leicht möglichen! — schnellen Ableben den kargen Sparpfennig lassen zu müssen, um den man sich sein ganzes Leben lang redlich geplagt

hat. — O mein liebster Herr Vetter! — wenn ich Sie nicht gefunden hätte und nicht hoffen könnte, in unserer Verwandtschaft und wechselseitigen Anhänglichkeit eine Art von Ersatz für eheliche Liebe und Pflege zu finden; wäre ich ganz trostlos und müßte mich für einen aufgegebenen Mann ansehen."

„Mein guter Herr Vetter Wolf!" versetzte ihm Greif, welchen seit einiger Zeit der süße Gedanke beseelte, den mit ihm in gleichem Alter stehenden Dürrkräutler zu beerben, und welcher in dieser Absicht kein Mittel unversucht ließ, sich ihm zu nähern und es ihm wahrscheinlich zu machen, daß er selbst früher sterben könne, um in Wolf's Herzen die Billigkeit der Reciprocität zu erwecken; — „liebster Herr Vetter Wolf," sprach er mit verstellter Angst und Besorgniß; — „mich plagt seit geraumer Zeit das Gefühl der menschlichen Schwäche und Gebrechlichkeit gar sehr. Sie haben freilich noch längere Zeit bis zu dem fatalen Termine; — haben auch eine bey weitem bessere Natur als ich; — blühen wie eine Rose, — so zu sagen; haben auch in Ihrem Laden und Magazin gar manche Kräuter und Mittel, das Leben künstlich zu verlängern. — Aber mit mir, du mein lieber Himmel! mit mir geht, um aufrichtig zu reden, der Jammer gar bald zu Ende, wie ich befürchte und verspüre. — Nun! ich hoffe, Sie werden nach meinem Absterben meinen armen Leichnam wohl in Freundschaft zur Grube geleiten, und wohl auch sich die Mühe nehmen — worum ich Sie bitte, — die Kosten

meines ehrlichen Begräbnisses aus meinem geringen Sparpfennig zu bestreiten. Thuen Sie mir den Gefallen und versprechen Sie mir dieß; ich bitte Sie um unserer Verwandtschaft willen; Sie werden mir diese Bitte wohl nicht abschlagen. — Und, — was dann außer den Begräbnißkosten noch erübrigt, — werden Sie ja wohl, als Andenken, — wenn es auch natürlich! nicht gar viel beträgt, zu dem Ihrigen legen. Nicht wahr, Herr Vetter Wolf?"

„O mein liebwerthester Herr Vetter Greif!" versetzte Wolf, „was hegen Sie, jetzt, in Ihren besten Jahren, schon für traurige Gedanken! Wenn Gott ein Unglück will, so kann doch mir weit eher etwas Menschliches begegnen."

„Was fällt Ihnen ein?" erwiederte Greif mit schlauer Treuherzigkeit; — „betrachten Sie nur einmal diese meine miserable Figur und urtheilen Sie dann, ob ich mich ohne Grund auf mein baldiges Ende gefaßt mache. — Und, was die Sache hinsichtlich des Sparpfennigs betrifft, — so bin ich überzeugt, daß Sie, ohne es mir eben zu gestehn, doch gewiß dasselbe gegen mich thuen würden; — obgleich Ihr Geschäft freylich viel einträglicher ist, als das meine, so daß sich dabey allerdings mehr zurücklegen läßt."

„Seyen Sie überzeugt, liebster Herr Vetter," antwortete Wolf; „daß Sie nur meine eigenen Gesinnungen ausgesprochen haben. — Es ist wahr," fuhr er pfiffig schmunzelnd fort — (welches Lächeln Greif wohlgefällig

und zugleich auch neidiſch betrachtete), — „daß ich mir ſo viel in's Trockene gebracht habe, um nach Abzug meiner Leichenkoſten einem Verwandten noch ein Paar Heller hinterlaſſen zu können; und wie geſagt, Herr Vetter! ich wünſche, daß Sie mich überleben.“

„O! was fällt Ihnen ein!“ rief Herr Greif: — „wiſſen Sie denn nicht, daß ich ſeit einigen Wochen von einer Art von Schwindſucht heimgeſucht bin, welche mich wenig hoffen läßt?! — Uebrigens wäre es doch gut, — wie ich meine, — wenn wir, da Sie doch (wie ich ſehe) meine Geſinnungen theilen, dieſe unſere wechſelſeitigen Grundſätze und Verſprechungen für den Todesfall zu Papier brächten.“

„Und warum nicht? lieber Herr Vetter!“ entgegnete Wolf; „die Sache iſt ja abgemacht.“

„So?“ rief Greif haſtig; — „vortrefflich! da können wir ja dann gleich auf der Stelle auch die Form in's Reine bringen.“

Sie ſetzten ſich hierauf an den Tiſch, ſchüttelten ſich die Hände und beeilten ſich, ihr Geſchäft zu vollbringen. Zwey Abſchriften wurden von dem Erbvertrag gemacht und jeder der beiden Verwandten ſteckte mit ſchlechtverborgenem, triumphirenden Lächeln eine derſelben in die Taſche.

„O mein wertheſter Herr Vetter“ — rief Greif, als er ſeinen rein geſchriebenen und von Wolf unterzeichneten

Vertrag im Sack hatte, „ich hege zwar nicht das geringste Mißtrauen gegen Ihre redlichen Bemühungen, sich auf den Fall Ihres Absterbens und einer demselben vorhergehenden Krankheit einige Kreuzer in den Hintergrund gelegt zu haben; es wäre mir jedoch sehr lieb, dieselben von Angesicht zu Angesicht zu sehen, damit ich im Fall einer unvorhergesehenen Krankheit, die Sie möglicherweise beträfe, — was Gott verhüten wolle, — doch genau wisse, woher ich die klingenden Mittel nehmen könne, um Sie zu verpflegen."

„Das ist ja für den Augenblick nicht nöthig;" meinte Wolf, — „weshalb sollten wir um dieser Kleinigkeit halber unsere behagliche Ruhe verlassen?"

„Ach du lieber Gott!" versetzte Greif, — „Sie haben mich doch nicht mißverstanden, lieber Herr Vetter? Ich als ein von der Erfahrung gehetzter Hase pflege mich für alle nur möglichen Fälle gern vorzusehn, obgleich es mir völlig klar ist, daß unter uns beyden ich zuerst den Weg alles Fleisches gehen werde. Betrachten Sie diese meine ganze Jammergestalt, Herr Vetter! diese vielen Runzeln auf meinem Gesicht, dessen Farbe wie von Bleiabsatz zurückgelassen scheint; vor allem diesen meinen sehr beschwerlichen Athemzug, der noch kürzer ist als meine Kurzsichtigkeit. — O, werther Herr Vetter!" fuhr der listige Heuchler in seiner verstellten Klage fort, — „wie lange wird es noch anstehen, daß Sie hinter meiner Bahre

gehen, und das letzte Erdschöllchen auf meinen Sarg werfen?!"

Herr Wolf erhob sich plötzlich mit einer sehr ernsten und verdüsterten Miene, reichte seinem Vetter und Contrahenten die Hand, schüttelte sie und sprach: „Ja leider gewahre ich, besonders seit wenigen Augenblicken auf Ihrer Stirne und Ihren Wangen manche Zeichen, welche einem alten Kräutersammler, der die Welt nach allen Richtungen durchstrichen hat, sehr bedenklich erscheinen müssen. Das matte Feuer Ihrer Augen scheint wahrhaftig Anstalt machen zu wollen, daß es bald verlösche; am meisten aber beunruhigt mich Ihr wirklich äußerst kurzer Athem. Ich kann überhaupt die Kürze nicht leiden, wie jedermann leichtlich ersehen kann, der meine eigene ziemlich lange Figur mit aufmerksamen Augen betrachtet. Auf der Schule, wo ich mein bischen Latein lernte, war mir Tacitus ein Gräuel, dessen Kürze mir stets den Effekt von langer Weile machte. Es steckt nichts Gutes in der Kürze, besonders wenn dieselbe mit dem Steckhusten verbunden ist; o mein wertheſter Herr Vetter! das sind wirklich traurige Vorauzeichen."

„Um Gottes Willen!" rief Herr Greif, jetzt eben so sehr von wirklicher Angst ergriffen, als er sich noch vor kurzem von erheuchelter durchdrungen stellte, — „liebstes Wölfchen! ist Ihren Worten auch zu trauen?! Ach du lieber Himmel! und wem sollte man denn in diesem Punkte

feſter vertrauen, als Ihnen? Sie ſind ja ein vielgereister Mann, Sie müſſen ſo etwas am beſten wiſſen von Allen im ganzen Städtchen; ach du mein Heiland! ich bin ein aufgegebener Mann!"

„Laſſen Sie den — Heiland aus dem Spiele! Herr Vetter!" entgegnete ihm Wolf, — „aber ich kann Ihnen wirklich verſichern, daß ich mich immer mehr und mehr überzeuge, es ſtehe nicht völlig zum Beſten mit Ihren Lebenstagen; ich glaube: ſie ſeyen gezählt."

„Ach beſtes Männchen!" rief Greif zitternd, — „ich kann vor Bangigkeit kaum mehr fünf zählen."

„Sie ſind dem Uebel auf der Spur," entgegnete Wolf, — „mir kömmt es vor, als ob in vier Wochen die ganze Sache vorbei und abgethan wäre."

„O ſo ſeyen Sie mir doch zugethan" erwiederte Greif, „ehe es mit mir abgethan iſt. Sie ſind ja ein kluger Mann, einer von denen, die mehr wiſſen, als ſie ſagen; ſowie ich mich im Gegentheil ſtets befliſſen habe, mehr zu ſagen, als ich wußte. Wenn ich mich auf Ihre Freundſchaft und Verwandtſchaft nicht mehr verlaſſen darf, bin ich ein verlaſſener Mann. O mein liebwertheſter Herr Wolf, ich war in meinem ganzen Leben kein Schaaf, und reizte daher gewiß nie Ihren Appetit; — immer habe ich mich vielmehr befliſſen, lieber ſelbſt meine Nebenmenſchen zu ſcheren. Ich war gewiß ein tugendhafter Menſch, — wenn es

leicht seyn konnte; ich habe nie mehr Prozente genommen, als ich erhalten konnte; ich versichere Sie: wenn ich mit dem Tode handeln könnte, — oder wenn er überhaupt mit sich handeln ließe, ich würde ihn, der doch um zehn Prozente schlechter ist als das Leben, gewiß nur um neun Prozente betrügen. Aber was nützt mir jetzt mein ganzer christlicher Wandel, wenn ich nichts davon habe, als ein allzufrühes christliches Begräbniß?! Wenn man todt ist, kann man mit niemand mehr Geschäfte machen, als höchstens mit jenem nichtsnutzigen nimmersatten Gesindel, den Würmern, welche sich's zum Geschäfte machen, das ganze Kapital aufzuspeisen; ich zittre, wenn ich denke, welch ein entfernter Termin der jüngste Tag ist. O liebster Herr Wolf! was sind das für Aussichten! O! retten Sie mich aus dieser qualvollen Lage, sonst sterbe ich, bevor ich sterbe, aus Angst, daß ich sterben muß. Sie haben ja auf Ihren Wanderungen gar manches gefunden und gesammelt; — wir sind verwandt, Wölfchen, wir hatten Eine Sympathie, auch ich habe mein ganzes Leben hindurch nichts gethan, als — gesammelt. Sie kennen und besitzen gewiß so manche heilsame dürre und frische Kräuter. — Ist denn wider den Tod kein Kräutchen gewachsen? O mein unvergleichliches Vetterchen! ich sehe in Ihren Blicken so ein gewisses Etwas schimmern, was mir wie Trost und Hoffnung aussieht. — Verbergen Sie dieß Etwas nicht länger! Ich beschwöre Sie."

„Mein guter Herr Greif!" erwiederte Wolf langsam,

zögernd und bedächtig mit wichtiger Miene dem zitternden Wucherer. — „Dabey gäbe es allerley zu bedenken; ich muß eingestehen, daß ich von solchen Dingen etwas verstehe. — Meine Freundschaft gegen Sie ist schon um unserer Verwandtschaft willen so groß, daß ich nichts angelegentlicheres kenne, als Sie aus den Klauen Ihrer Bangigkeit zu retten; es kommt aber dabei immer noch auf Sie selbst an, ob Sie jenes bewußte Kräutchen aufzusuchen keine Mühe scheuen; — denn ich kann nicht läugnen, daß ich die ganze Sache nur vom Hörensagen weiß; ich glaube, daß das Unternehmen allerdings für einen Mann wie Sie, der im Bergsteigen nicht sehr geübt ist, mit beynahe unübersteiglichen Hindernissen verknüpft sey. Aber was ist das? — Sie zittern ja wie Espenlaub, — sagen Sie mir, knicken Ihre Beine zusammen? — Sie werden doch den Tod nicht scheuen?"

„Nicht im Geringsten," versetzte Greif zähneklappernd; „ich scheue den Tod gewiß nicht, — wenn Sie mir das Kräutchen wider denselben und das Mittel, wie ich es gewinnen kann, offenbaren. — Warum sollte ich auch den Tod scheuen?" setzte er hinzu, indem er sich ermannte und bemühte, den Frost zu verbergen, der ihm durch alle Glieder fuhr; — „ich habe ja stets tugendhaft gelebt, und kann dahero auch ruhig sterben, doch muß ich gestehen, daß ich demselben ein ruhiges L e b e n bey weitem vorzöge! — Aber das Mittel! — Liebster Vetter! geschwind das Mittel! wenn ich das Mittel wider den Tod nicht erfahre, trifft mich der Schlag."

„Das Mittel iſt ganz einfach," verſetzte Herr Wolf; „wider den Tod hilft eben nichts als — das Leben. Darum wandern Sie morgen mit dem Früheſten auf dem Fußpfad hinter dem Kirchhof nach dem Vorgebirge der Alpen und hüpfen, wie es Ihrer Jugend zukömmt, von Steige zu Steige, unbekümmert um das, was Sie ſehen werden; die Jungfrau hält das Kräutchen mit der zarten Blume des Lebens; die Jungfrau wird Ihnen das Mittel an die Hand geben."

„Alſo auf den Gipfel des Berges ſoll ich ſteigen?" jammerte Greif, — „auf die Alpe, die man nach der Jungfrau getauft hat? Ruchloſes Beginnen für meine alten Knochen! Aber doch will ich alles verſuchen; — wenn nur etwas hilft, wenn ich nur dem Tod, dem alten Wucherer, ſeine Zinſen nicht zu bezahlen brauche, welche er von uns armen Söhnen des Staubes gebieteriſch fordert."

Die beyden Verwandten erhoben ſich; bebend vor Angſt und zähneklappernd ſchritt Greif in ſein Schlafgemach; hohnlächelnd und triumphirend verließ Herr Wolf das Haus.

II.

Am andern Morgen machte sich Herr Greif auf den Weg, um sein Vorhaben in's Werk zu setzen; er wandelte ganz mutterseelenallein den schmalen Seitenpfad entlang, welcher von dem Städtchen, worin er wohnte, zu der Alpe führte, über verschiedene Weidplätze und Matten, über Abgründe auf schwankenden Stegen, bald thaleinwärts, bald wieder empor, ohne Ruh und Rast, gefoltert und getrieben von heimlicher Todesangst und glühendem Lebensdurst. Sollte er wohl die Mühen seines ganzen Lebens, seinen emsig zusammen gehäuften Mammon, den er vor Jedermanns Augen zu verbergen suchte, wirklich diesem Verwandten, diesem habsüchtigen Wolf hinterlassen, welcher schon den gierigen Rachen darnach aufgesperrt zu haben schien?

„O ich Elender!" rief er aus; — „mußte meine List, um mir nach seinem Tode sein Vermögen zu versichern, wie ein verrätherischer Pfeil auf mich zurückprallen? Wehe mir, warum habe ich denn gelebt? O grausame Tyrannei, welche uns zwingt, hinweg zu scheiden von Allem, was

uns lieb und theuer geworden ist, von diesem holden Geld, welches uns bald durch seinen rothen Glanz an das Erröthen der ersten Liebe erinnert, bald wieder durch seinen bleichen Schimmer an die süße Abspannung nach dem ersten Genuß. Liebe und Genuß sind sonst die zwey Götzen, welchen das thörigte Menschengeschlecht Opfer bringt. Ich habe klüger gehandelt, und die Götzen verschmäht; ich diene nur einem Gott, aber keinem unsichtbaren; der meine heißt: das Geld! d'rum will ich das Leben zwingen, mir seinen Talisman zu leihen, und das mein nennen, wornach Tausende in blinder Sehnsucht fruchtlos streben. Freylich ist es eine andre Frage, ob das Leben dieser Mühe werth, aber es kommt nur eben darauf an, richtig zu entscheiden, worin das Leben eigentlich liege; — etwa in den Grenzen von Sonnenaufgang und Untergang; in den Ketten von Hunger und Sättigung; in der Bedingung von Durst und Rausch, in der Ebbe und Fluth von Wachen und Träumen? — Dieß alles mag man ganz schön und artig finden; aber es klingt nicht so freundlich wie edles Metall, — höchstens wie schlechtes Kupfer, des Rausches und der Verschwendung Bastard; oder gar wie leichtsinniges Quecksilber, welches den ehrwürdigen Namen: Metall, gar nicht verdient, denn Metall ist ein so fester Begriff, als ein sicheres Schloß oder mein Herz. Klang ist der Hebel der Welt; und gebiert die schöne Instrumentalmusik, welche von dem edelsten aller Instrumente, dem Gelde, ausgeht. Wer Geld hat, ist ein Orpheus, und wenn er auch nicht die andern wilden Thiere bezähmt, so wird doch sein eignes Herz ver-

zaubert, wenn seine Linke weiß, was seine Rechte thut, d. h. wenn seine Rechte Goldfüchse oder Weißfische in die Linke rollen läßt."

Unter diesen noblen und moralischen Selbstgesprächen war Herr Greif auf eine kahle Felsenplatte gelangt, als er plötzlich rings um sich her mehrere Schüsse knallen hörte, und einen Gemsjäger in seiner Nähe gewahrte, einen langen mageren Mann in einem grünen Röcklein, mit einer leeren Waidtasche behangen, die Büchse an der Wange und in's Blaue zielend.

„Wer sind Sie, mein Herr, wenn mir die Frage erlaubt ist?" sprach Herr Greif, als er dem Jäger näher kam, „verzeihen Sie meiner Zudringlichkeit, aber ich möchte gar zu gerne wissen, wessen Glaubens ein Mann ist, der sein Pulver und Bley in's Blaue verpufft."

„Was kümmert den Maulwurf das, was auf den Alpen vorgeht;" war des Jägers Antwort; — „ich bin der Luftschütze."

„Das ist ein hübsches Brod, Verehrtester!" versetzte Greif; — „eine sehr einträgliche Beschäftigung! Was wirft dieß Handwerk jährlich für Zinsen ab, wenn ich fragen darf?"

„Narr!" erwiederte der Luftschütze; — „glaubst Du, ich schösse wie Du, um des schmutzigen erbärmlichen Vor-

theils willen? O Du elender Wicht! es gibt noch etwas Anderes im Leben, als das Geld.“

„Sie ſind — mit Permiß zu reden“ — fiel ihm Greif in's Wort; — „ein Gotteslängner, und grob obendrein. Was gibt es denn im Leben, wenn es kein Geld gibt? Oder ſagen Sie mir, wenn Sie einen wiſſen — einen Gegenſtand, der unſerer Verehrung, unſerer eifrigſten Beſtrebungen auf Erden würdiger wäre.“

„Der Gegenſtand iſt leicht zu nennen,“ entgegnete der Luftſchütze; — „dieſer Gegenſtand heißt: Nichts. Für's erſte iſt nun ſchon einmal das Leben nichts, und für's zweite iſt doch das Geld noch weniger als nichts, nämlich gar nichts.“

„Das iſt eine höchſt ſchändliche, verbrecheriſche Philoſophie;“ meinte Greif, — „das ſind höchſt unmoraliſche Grundſätze.“

„O ihr kurzſichtigen, wurmſtichigen Geldknechte!“ zürnte der Luftſchütze; „betrachtet mich, ihr metallenen Schufte, mich, der es ſich ſeit Jahren zur Gewohnheit gemacht hat, gar nichts zu ſeyn und nur dieſe heuchleriſche Luft mit dem Blei zu durchbohren. Ich ſtelle dem Wind nach und den Wolken: meine Aufgabe iſt es, mich im Grenzenloſen herumzutreiben, nichts zu ſeyn, nichts zu haben, nichts zu werden.“

Dem Wucherer kam es immer deutlicher vor, als ob ihm die Züge des Luftschützen bekannt wären; er erinnerte sich, ihn bereits irgendwo gesehen zu haben.

„Weiß Gott!" sprach er endlich, von einem seltsamen Spiel seiner aufgeregten Sinne betroffen; — „wüßte ich nicht, daß mein Vetter, der gute Herr Wolf, der Dürrkräutler, ein vernünftiger und gesetzter Mann ist, — ich wäre fast versucht, Sie mein Herr Luftschütze, sowohl Ihrer Physiognomie als auch Ihrer seltsamen, etwas länglichen Gestalt halber, für bewußten Herrn Wolf zu halten. Aber wie gesagt, mein Herr Vetter ist ein vernünftiger Mann, der auf das Geld ein gutes Stück hält.... Und dennoch,— bin ich denn verzaubert?— Nein! es ist gewiß! Hier steht ja mein Herr Vetter; — nur begreife ich nicht, wie er dazu kömmt, seinen langen Leib in so eine grüne Waidmannsjacke zu stecken, und solche müßige, unnütze Gaukeleien zu treiben."

„Nicht weit vom Ziele geschossen! Herr Vetter!" rief der Luftschütze, indem er gar verwirrte Augen machte; wir beyde sind verwandt, mein Vortrefflichster! selbst in unsern Neigungen und Liebhabereien. Sie lieben das Geld, d. h. mit andern Worten: Nichts; ich liebe Nichts, d. h. in's Alltägliche übersetzt: Alles und Alles bedeutet nach Ihrem Sprachgebrauche: das Geld. Sie werden mir doch hoffentlich nicht verbieten können, daß ich zu meinem Vergnügen auf die Jagd gehe? Ich kann schießen, wohin

es mir beliebt, und wenn ich nichts ſchieße, ſo habe ich doch nicht vom Ziele fehlgeſchoſſen, denn nichts iſt ja mein Ziel, und darin gleiche ich der Welt, die ſich in tauſend Beſtrebungen zum Ziele drängt und nichts erzielt."

„Mir ſcheint, als ob Sie nicht ganz recht bey Troſte wären;" rief der Wuchrer, „haben Sie nur die Güte, mir mit ein paar vernünftigen Worten zu ſagen, ob Sie eigentlich verrückt und beſeſſen ſind."

„Ich bin ein Philoſoph!" erwiederte der Luftſchütze, „denn ich ſchieße in's Blaue; der allein iſt vernünftig zu nennen, der nichts denkt. Sie ſollten wohl das Vorſchießen gewohnt ſeyn, Herr Greif. Leben Sie wohl!"

Nach dieſen Worten ſprang der Luftſchütz um eine Felſenecke und Herr Greif konnte ihn nicht mehr entdecken. Er ſtarrte betroffen in's Blaue, zweifelnd, ob er wirklich etwas Weſentliches geſchaut, oder ob ihn blos ſein aufgeregtes Gehirn mit phantaſtiſchen Bildern betrogen hätte; noch immer in der Meinung, ja feſten Ueberzeugung, des Dürrkräutlers Züge und Geſtalt im Luftſchützen wieder gefunden zu haben; und zugleich in wachſender Furcht, des wechſelſeitigen Erbvertrags Früchte durch einen allzufrühen Tod einzubüßen, ſowie voll glühend geſteigertem Verlangen, das Kräutchen wider denſelben zu finden, wanderte er ſeinen Weg weiter fort.

III.

„Wo bin ich hingerathen?“ rief Herr Greif, als er immer höher und höher auf ungebahnten Pfaden gedrungen war; — „in welchem seltsamen Garten befinde ich mich? Welches ganz eigenthümliche Haus steht vor meinen Blicken?“

Er hatte eine Wohnung erblickt, deren Gleichen er noch nie gesehen, welche sich statt auf Grundmauern durchaus nur auf vier verschlungenen schwarzen und braunen Wurzeln erhob, aus denen sich, wie Säulen, bald dickere, bald dünnere Schäfte, Stämme und Blüthenstengel erhoben. Eine runde Kuppel wölbte sich aus breiten, grüngrauen, auch verschiedenfarbigen Blättern, welche mit Blüthen wie ein Zeltteppich, wie chinesische Tapeten, durchwebt war. Als er näher trat, gewahrte er, daß sämmtliche Pflanzen und Blüthen eigentlich dürr und getrocknet waren.

„O welche wunderbare Welt thut sich vor meinen Blicken auf!“ rief Greif staunend; — „wüßte ich nur, ob sich hier schon unter den tausend und tausend Pflanzen

und Kräutern auch das Kraut befindet, welches gegen den Tod hilft! denn ich merke so eben, daß mir die Bergluft immer schlimmer bekömmt, weil ich mich allzulange im engen Thal und in meinem vortrefflich gemauerten, feuer- und riegelfesten Kellergewölbe und in dem Element der Goldfüchse, und Weißfische, ein wahres Amphibium, aufgehalten habe. Des freyen Luftstroms bin ich ungewohnt. Auch das immerwährende Steigen ist mir unbequem, und mein ohnehin kurzer Athem verkürzt sich mit jedem Schritte, wie ohnehin schmales Tuch, bey dem schon der Kaufmann den Käufer prellte, unter der Scheere des noch spitzbübischeren Schneiders. O wäre ich doch hier schon am Ziele, fände ich doch hier das edle Kraut! könnte ich dann sorglos und mit fröhlichem Herzen zu allen den Meinen wiederkehren, welche ich, voll banger Furcht, verließ, und hinter Schloß und Riegel sperrte, die lieben, runden Kleinen! — denn nichts ist sicher auf dieser argen Erde, selbst das Heiligste nicht, selbst das Geld nicht. Obgleich ich mir mit saurer Mühe den üblen Leumund zu verschaffen suchte, daß ich blutarm bin, so tödtet mich doch eine namenlose Angst, daß man meinem eigentlichen Vermögenszustand, gerade jetzt, während meiner Abwesenheit auf die Spur komme. Zwar habe ich alle Schlüssel bei mir; aber wie leicht ist es möglich, daß der Dürrkräutler gerade jetzt mit einem falschen Schlüssel meine Kisten aufschließt. Wehe mir! Wehe mir! — — Dennoch will ich nicht eher ruhen und rasten, als bis ich das Kräutchen gefunden, das mir mein Leben erhalten soll."

Er hörte nach dieſen Worten ein ganz vernehmliches Nießen neben ſich, ſah ſich beſtürzt um, weil er einſah, daß er belauſcht worden war, und gewahrte eine ſehr ſorgfältig gekleidete Dame in einem prachtvollen, großgeblümten Reifrock, einem knappanliegenden Mieder, welches eine lange Taille hervorbrachte, und mit einem äußerſt aufmerkſam gemachten und wohlgepuderten Kopfputz, worein ein Kranz von getrockneten Blüthen geſchlungen war. Die Dame ſchien nicht mehr in den erſten Jugendjahren oder Kinderſchuhen; ſie ging in hochgeſtöckelten engen ſeidnen Schuhen, lächelte ganz ſelbſtgefällig vor ſich hin, mit beynahe verklärtem Antlitz, hielt in der einen Hand ein niedliches Döschen, und in der andern einen chineſiſchen Sonnenſchirm. In Herrn Greifs Herzen ging ein Strahl von Hoffnung auf.

„Heil mir!“ rief er entzückt; „ich ahne, daß dieſe Dame die Jungfrau iſt, obgleich ich mich nie darauf verſtanden habe, Jungfrauen zu erkennen. Ja wohl! es wird die Jungfrau ſeyn, von welcher der Dürrkräutler geſprochen hat; — ich will ſie anreden, um das Kräutchen bitten und dann in Frieden von hinnen ziehen. Sind Sie die Jungfrau, Mademoiſelle?“ rief er der Dame zu, welche ihm entrüſtet antwortete:

„Impertinente Zumuthung! Was glauben Sie, mein Herr? ich bin eine Wittfrau und verbitte mir dergleichen ehrenrührige Benennungen.“

„Mein Gott!“ erwiederte der Wucherer, ſich entſchul-

digend; — „man kann doch den Leuten nichts an der Nase absehen.“

„Schweigen Sie mit Ihren Absichten,“ entgegenredete die Dame; „ich will gar nichts von Absichten wissen, ich halte mich durchaus nur an die Ansichten und Einsichten. Ich bin Dame Nießwurz und habe mich, seitdem der Narrenkönig die Welt beherrscht und meinen Gemahl, den Herrn Verstand, erschlagen hat, in diese einsame Gegend zurückgezogen, wo ich Blumenliebhaberey treibe.“ Sie nahm ein Prischen aus ihrer Dose. Der Herr Greif, der seit langer Zeit die Unart hatte, in jedes offene Döschen naschend zu greifen, tippte unwillkührlich auch hier mit Daumen und Zeigefinger nach dem dürren Staub in der Dose der Dame. Mit Entsetzen wehrte diese den gedankenlosen Unhöflichen ab, indem sie ausrief: „Weh mir! ein Räuber! Wissen Sie nicht, von was für einem Stoff dieser Schnupfstaub ist; es ist mein eigenes pulverisirtes Gehirn, welches mir bey einer Trepanirung ausgenommen ward, da ich an einer Gehirnentzündung litt, den Tag nach meiner Hochzeit. Nicht eines Fingers Spitze voll kann ich davon entbehren, und an andre abgeben. Ich muß haushälterisch seyn beym Schnupfen.“

Der Herr Greif erblaßte in namenloser Verlegenheit und stammelte, um einen andern Gegenstand zur Sprache zu bringen: „Dame Nießwurz! — — ich bin sehr im Argen .... meine Unhöflichkeit .... wir sind eigentlich alle

Staub und Asche!.... Haben Sie nie einen sicheren Dürrkräutler Wolf kennen gelernt... einen süperben Mann,.... einen charmanten, hübschgemachten Mann, von meiner Espece, einen Verwandten von mir?..."

„Ich entsinne mich nicht," versetzte die Dame; „obgleich ich mehrere Dürrkräutler kenne, welche man mit einem Kunstausdruck Philosophen zu nennen pflegt. Durch die Güte dieser Herren besitze ich ein ansehnliches Herbarium."

„O meine Schönste!" rief Greif entzückt; „dann besitzen Sie in besagtem Herbarium gewiß auch das sogenannte Kräutchen wider den Tod!"

Die Dame sah ihn befremdet an, und spannte, wie mitleidig, den chinesischen Sonnenschirm über seinem Haupte aus, wobey sie sprach: „Ich muß Sie ein bischen in den Schatten stellen, mein Liebster! es würde mir sehr leid thu'n, wenn Sie durch eine Art von Sonnenstich die ohnehin nicht im besten Zustande befindliche Vorhandenheit Ihres Gehirn's noch in größere Unordnung versetzt fänden. Es thut mir wahrhaftig leid um Sie; denn Sie scheinen mir wirklich noch aus der guten alten Zeit zu stammen, welche ich so hoch verehre, aus der schönen alten Zeit, wo noch die schnurgeraden, regelrechten Systeme herrschten, aus der tabellarischen, linnéischen, synchronistischen Zeit."

„Madame Nießwurz!" rief Greif entzückt: — „Sie sprechen wie ein Buch. In der That, mein ganzes Wesen

ist ein System, dessen oberstes Prinzip heißt das Geld. Ja wohl bin ich aus der guten, alten Zeit: ich liebe alles, was von ächtem Schrot und Korn ist. Ich pflege auch auf Tabellen sehr viel zu halten, auf die Zinstabellen nämlich. Darum beschwöre ich Sie, verehrteste Madame Nießwurz, zaudern Sie nicht länger, das bewußte Kräutchen auszuliefern, was Sie gewiß in Ihrem Herbarium besitzen. Es koste, was es wolle; — nur kein Geld! Ich will Ihnen mein Herz dafür schenken, wenn Sie mir das Kräutchen wider den Tod verschaffen."

Dame Nießwurz schnupfte und nieste während dieser Worte sehr stark und sprach: „Sie sind zwar aus der alten Zeit, mein Freund, aber inkurabel; wandern Sie nur gefälligst immer aufwärts; daselbst werden Sie unstreitig Jemand finden, mit dem Ihr Geist mehr verwandt ist. Ein König haust dort oben. Bemerken Sie jene Platte auf des Gletschers höchster Spitze? Das ist sein Reich. Er ist mein Todfeind, doch hat mich eine höhere Macht in seine Nähe verbannt."

Greif fühlte sich wie vom Sturmwind weiter getrieben; gar bald gewahrte er das Reich der Dame Nießwurz nicht mehr; immer höher und höher stieg er; immer gefahrvoller ward der Pfad.

IV.

Herr Greif stand auf einer unabsehbaren, spiegelglatten Steinebene, auf deren entlegensten Ende sich ein Kristallpallast befand. Er ging nicht allzulange, als er plötzlich eine riesenhafte Gestalt auf sich zueilen sah, mit einer funkelnden Krone, worinnen Thränen schimmerten, in einem weiten, flatternden Mantel, mit einem flammenden Schwert statt des Scepters, blassem Antlitz und hellglühenden Blicken. Ein frostiger Wind schnob über das Steinfeld hin und zerzauste ihm den grauen Bart.

„Wehe mir! wohin bin ich gerathen?" rief Herr Greif; „der Sturm will mich vernichten, und dieser unheimliche, königliche Wanderer streckt mir drohend seinen flammenden, tödtenden Scepter entgegen. — Tödte mich nicht, o Herrscher; denn herauf gekommen bin ich aus Furcht vor dem Tode. Wenn Du Erbarmen im Herzen trägst, so nimm Dich meiner an und nenne mir den Ort, wo ich das seltene Kraut finden kann, das wohl bis jetzt noch kein Sterblicher fand; das Kräutchen wider den Tod."

„Ich bin der Narrenkönig," versetzte der Herrscher; — „mir gehört die Welt. Du bist ein getreuer Unterthan

meines Reiches; es freut mich, Dich in meiner Nähe zu haben. Bis hieher, wo meine einsame Burg steht, in der ich jener mir feindlichen Jungfrau Trotz biete, hat noch kein Sterblicher den verwegenen Fuß gesetzt."

„Wehe mir!" schrie Greif entsetzt, — „mir ist's, als sollt' ich Deine Züge kennen und Dich schon öfters gesehen haben. Ja! Du bist Wolf, wie er leibt und lebt. Nun ist alles verloren! — Todesfrost hat mir in's Mark geblasen, schwarz hängt der Himmel dicht über meinem Haupt; und unten gewahr ich kaum mehr Thäler und Hügel, Wälder und Städte. — Ist dieß die Erde?"

„Das Tollhaus ist's, das mir gehört," versetzte der Narrenkönig, wie wahnwitzig lächelnd, — „das Schneckenhaus, bewohnt von Elephanten; die Bildergallerie voll schlechter Originalien und verpfuschter Copien; ein Schlachtfeld ist's, worauf sich Legionen von Würmern herumbalgen mit etlichen beseelten Thonklötzen; der Könige erbärmliche Freibank, oder, besser zu sagen: des Schicksals blutiger Altar; mein Altar! denn ich bin der König, bin das Schicksal. Siehst Du den Riesenbaum, besteckt mit Leimspindeln? Entdeckst Du die Schlingen, welche ich gelegt? Das riesige Netz wirst Du von hier aus gewahren, — die Vögel selber kaum! Ein Bienenstock ist's mit unendlichen Zellen und nach meinem Wort ziehen die Bienen aus, sammeln Honig und Gift, tödten und sterben auch durch den Mord. Wenn ich Jagd halte, sind sie nicht sicher:

ich stöbere sie auf, denn mir sind sie hingegeben und meiner Herrschaft ist kein Ende." — Er schwieg, heimlich lachend.

Herr Greif aber that einen Fußfall und flehte: „Mächtiger Gebiether! dem ich angehöre, und in dessen Gewalt ich gegeben bin, höre mich! Unter namenlosen Mühen und Drangsalen bin ich emporgewandert bis zu Dir, um das Kräutchen zu finden, das den Tod von mir bannen soll, den grausam unerbittlichen Tod, der mich sonst schmählich hinwegreißt, von all dem Gut, für dessen Gewinn ich alles hingab, den schmutzigen Tod, den unersättlich fortschwärenden Rost des Lebens. Kannst Du dieß dulden, Du mein mächtiger Fürst, dessen Unterthan ich bin? Mache, daß ich das Kraut finde; erlöse mich von dem Uebel!"

„Ja! Du bist ein wackrer Bürger meines Reiches," erwiederte der Narrenkönig; „darin aber liegt die Lust meiner Herrschaft, daß Ihr alle Euer Leben meinem Dienste hingebt, auf Lohn hoffend, während ich Euch keinen andern Lohn ausmesse, als das Bewußtseyn, umsonst gelebt zu haben. Das ist ja eben das Seil, an dem ich Euch ziehe und lenke; was willst Du mehr? Wider den Tod wächst ein Kraut, aber es schmeckt bitter; es ist meine tägliche Kost, es heißt: der Zwang zum Leben. Von Sterblichen hat es noch keiner verkostet als der Jude, der ewig wandern muß. — Nun komm nur, Du mein getreuer, wahnwitziger Sohn, verlangst Du von dem Kraute zu essen?

Es wuchs hart am Baume der Erkenntniß, in deſſen Schatten ſeine Wurzeln mit des Baumes Wurzeln verſchlingend."

„Ich will es verkoſten!" ſchrie Herr Greif, immer mehr und mehr von fieberiſchem Wahnſinn gepeitſcht; — „ich weiß nicht, wie der Tod ſchmeckt; aber ich will nicht ſterben! das Leben kann doch nicht bittrer ſchmecken als der Tod!"

„So komm denn," rief der Narrenkönig, „komm mit mir, „Du mußt vom Kräutchen eſſen; die Jungfrau dort, die ewige, hält es in der Hand, ſie, welche mächtiger iſt als ich, wenn auch milder. Komm mit mir; der Sturm, welcher uns entgegenheult, ſchreit ja nicht lauter als Dein Herz, als meine Luſt an Dir!"

Er faßte hierauf den Zitternden am Schopf, ſchlang ſeine Fauſt in deſſen Haare, und zerrte ihn grauſam über das weite, eiſige Steinfeld bis zu dem Kriſtallpallaſt, worin die Jungfrau ſitzt. An den Stufen ihres Thrones legte er den Bleichen nieder und rief: „Jungfrau! dieſer will nicht ſterben, und er ſoll's nicht. Reiche ihm das Kraut!"

Die Jungfrau aber ſprach: „Was hat er verbrochen?" „Er iſt ein — Menſch!" erwiederte der Narrenkönig; „er gehört mir an."

„Laß ihn fahren," versetzte die Jungfrau; — „Du hast kein Herz! In meinem Herzen aber hege ich sie alle, wie Du sie auch verblendet hast. Es ist herb, nicht sterben zu können; und, wer von dem Kraute aß, kann es nicht bis zum Tage des Gericht's."

„Er will es selbst!" sprach der Narrenkönig, hohnlachend.

„Was sprichst Du vom menschlichen Willen?" entgegnete die Jungfrau; — „weißt Du, was der Wille ist? — Du hast keinen Theil an ihm!"

„Willst Du meine Gewalt schmälern?" war des Narrenkönigs Antwort; — „wer sich mir willig hingab, hat keinen Willen mehr, der ihn retten könne. Mir gehört er an, wie alle."

„Wer bist Du denn," zürnte die Jungfrau, — „daß Du mit solcher erborgten geschminkten Gewalt prunkst, Du, auf dessen Haupt und Nacken ich meinen Fuß setze? Werkzeug! willst Du zum Meister werden, oder soll ich Dich bey Deinem wahren Namen nennen, daß Du, vor Abscheu davor, Dich selbst zu vernichten wünschest? Das aber ist Dein böses Gelüst, daß Du, der selbst verflucht ist, nicht sterben zu können, Dich bemühst einen zu finden, der desgleichen thun soll, und das wünsche, wozu Du verdammt wardst."

Sie hatte ihren Schleyer vom Haupte genommen und ihn über den bleich und sprachlos auf den Stufen ihres Thrones Liegenden gebreitet.

„Was hast Du gethan?“ schrie der Narrenkönig; — „Du hast ihn jetzt getödtet!“

„Er schläft,“ erwiederte die Jungfrau ernst und feyerlich; „Lohn und Strafe wird er schon finden; daß er aber zum Leben verurtheilt seyn sollte, wie Du, Satan! und der ewig wandernde Jude, — das wäre allzuhart! — Es verlange sich keiner zu leben über die Grenze hinaus, wie keiner begehre zu sterben, vor erreichter Grenze. Wehe! wer sterblich ist und den Tod bezwingen will, sonst muß er leben und kann nicht sterben bis zum Tage des Gerichts. Denn nur Einer hat den Tod bezwungen, und diesen Einen hat mein Schooß getragen, haben meine Brüste gesäugt. Und dieser Eine hat mich zur Unsterblichkeit berufen und wird dereinst allen in goldnen Schalen hinreichen das Leben!“

Freund Hein.

Grotesken und Phantasmagorieen

von

Eduard Duller.

Mit Holzschnitten von Moritz v. Schwind.

Zweite Abtheilung.

Stuttgart,
1833.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Zweyte Abtheilung:

Des Todes Fastnacht.

Inhalt der zweyten Abtheilung.

Des Todes Erwachen 7
Die Braut in Hindoſtan 19
Die Reben von Malaga 35
Reform! 41
Eine Fata morgana 49
Des Seilers Tochter. (Faſtnachtsſchwank als Intermezzo) . 57
Des Schachs Faſtnacht 109
Der Heiltrank 147
Gedicht und Gericht 153
Aſchermittwoche, genannt dies irae 175
Oſterſonntag 183
Nachklang 187

Des Todes Erwachen.

Im Kern der Erde liegt ein wüſtes Haus;
Kein Senkblei mißt des Schachtes Tiefe aus,
Statt Gold und Erz, Rubin und Diamant
Treibt Moder Blüthen an der ſteilen Wand,
Giftbrodem qualmt vom Grund ohn' Unterlaß,
Scharfätzend wie der Spinne Zaubernaß,
Und, wie ſich Epheu rankt um alt Geſtein,
Schlingt ſich Verweſung in die Wand hinein;
Starrköpf'ge Pilze lauern, karg geſät,
Zur Wacht des Herrn, der grauſen Majeſtät.
Auf einer Felſenſproße, ſcheu verſteckt,
Durch Purpur von vereistem Blut bedeckt,
Steht aufgeſchichtet Gold ſtatt Herrſcherſtuhl's;
Kaum Handbreit fern vom Rand des tiefen Pfuhl's;
Ernſt ſitzt darauf der Herrſcher ew'ger Nacht,
Das Leben meiſternd aus dem ſtillen Schacht;
Auf ſeinem Haupt ruht eine ſelt'ne Kron,
Der Reif vom Molch, die Zack' vom Skorpion,
Ein bleyern Scepter in der dürren Fauſt; —
Das iſt der König, der im Schachte hauſt.

Vom Schlaf erwachend rafft er ſich empor,
Nimmt ſein Geſchoß aus felſ'gem Schrein hervor,
Und blickt es an und ſpricht voll Schmerz und Wuth:

„Verborgen lagſt du lang in Felſenhuth,
Du wackre Sehne! die ſtets treu mir hielt,
Wenn je mein Herz von Jagdluſt war erfüllt,
Wenn je mein Fuß vom Nordpol niederglitt,
Wald, Berg und Strom durchmaß mit flücht'gem Schritt,
Wenn ohne Raſt, gleich einer Wetterwolk',
Mein Zorn hinſauste über Herrn und Volk.
Geſchlafen hab ich einen langen Schlaf,
Indeß kein Pfeil die ſichren Schläfer traf,
O welch ein redlich-gläub'ger Thor war ich,
Daß feſter Schlummer meinen Zorn beſchlich,
Daß ich mein Ohr geneigt dem Oſterſang,
Der wie durch Zauberkräfte mich bezwang,
Daß ich mich durch der Menſchheit Friedenslügen,
Durch Lenzes Fürſprach ließ in Schlummer wiegen!
Pfui! meiner Thorheit, daß ich's angehört,
Daß mich der Menſchheit glatter Eid bethört,
Daß ich noch einmal innehielt und harrte! —
Dreyfacher Thor! wenn ich noch länger warte!

„D'rum d'rauf und dran! mein Herz, geſchwellt vom Dürſten
Lechzt heiß nach Rang, wie er geziemt dem Fürſten,

Schon allzulang', vom Zauberschlaf befangen,
Ließ ich im Keim auch schlummern mein Verlangen;
Ließ es geschehn, daß Kinder, Greis' und Thoren,
Mich, ihre Perl', die sie im Rausch verloren,
Nicht fürder, bis sie halb erblindet, suchten,
Nein! selbst mich schmähten, läugnend meiner fluchten,
Mich, wie 'nen schnöden Popanz mißgestaltig,
Mit Wahnsinn, Possen, toll und tausendfaltig,
Mit Füßen traten, meine Kron bespieen,
Wie Schmeichler thun, die sonst bang zitternd knieen.
O ganz verfault ist dieß Geschlecht im Kerne,
Knirscht ob der Knechtschaft, freut sich ihrer gerne,
Hofschranzen gleich, von Herrengunst sich mästend,
Ihr eigen Brod durch eignen Hauch verpestend!
Ein schlecht Metall, des Rostes Zahn erliegend!
Ein ekles Volk, rost'gem Metall sich fügend,
Von Gold geblendet, wie das Silber gleißend,
Mit scharfem Eisen Brüdern Wunden reißend,
Wie schnödes Bley so giftig-krank von Farbe,
Metall auffpeichernd, daß es ewig darbe!
Pfui! ein Geschlecht vor goldnen Kälbern bethend,
Um Silberling' den Gott im Staube tretend,
Aus Eisen sich die eignen Ketten schmiedend,
Mit flücht'gem Bley die stürm'sche Brust befriedend!
Ein Wurm, um Flügel bettelnd, aufzufliegen;
Ein ekler Rab', um Aas sich zu erfliegen;
Zu schwach auf zweyen Beinen fort zu wandeln;
Ohnmächtig, vier im Schacher zu erhandeln;

Zu blöden Aug's, der Weisheit Stern zu finden;
Zu blöden Aug's, davor nicht zu erblinden;
Vor Pfützen eckelnd, klare Brunnen trübend,
Nach Gutem jagend und das Böse übend!! —
O jämmerlich, o hinkend Wetterennen! —
Weisheit säugt Wahnsinn, den man tauft: Erkennen;
Der Säugling wächst, wird stark wie junge Eichen,
Und Frömmigkeit firmt ihn mit Ruthenstreichen,
Und wie die Mispel wächst an kräft'gen Zweigen,
Muß Sünde wuchern sich am Wahnsinn zeigen.
Und so ein Stamm soll kern'ge Eicheln geben?
Galläpfel sind's! — Das nennen sie das Leben!
Auf Hui und Pfui! — ein aberwitzig Treiben!

„Doch König bin ich und ich will's auch bleiben.
Zwar schießt Rebellion, die tolle Schlange,
Empor vom Knäul, daß sie mein Haupt umfange,
Die dürren kräft'gen Arme fest mir schnüre,
Frech läugnend, was der Knechtschaft streng gebühre.
Ja Knechtschaft, der man schräg die Bein' gebrochen,
Wie jenem Schächer, hinkt mit blut'gen Knochen
Zu mir heran, tritt mir vor's Aug' und höhnet:
„„Tod! du bist Nichts, — ein Wahn, wenn auch gekrönet!““
Dann strebt sie, mit der Ferse geifernd nieder
In Staub zu treten meine Fürstenglieder,
Tritt frech und grinsend hin auf meine Krone,
Denkt an die Zacken nicht und Skorpione,

Und tritt darauf und ſticht ſich tiefe Wunden,
Stöhnt ein Geheul dann, wie von wüth'gen Hunden;
Und wieder doch, von Blödſinn blind geſchlagen,
Wähnt ſie zu ſteh'n auf goldnem Siegeswagen!
O blöde Knechtſchaft, hirnverrückte Dirne!
Ein morſches Thor iſt deine freche Stirne,
Stets friſch getüncht, als hielt' es feſt für immer; —
Ein einzig Pochen! — und es ſtürzt in Trümmer.
Kennſt du den Herrn, ſo magſt du vor ihm zittern;
Mein Bau iſt ſtark; wer will ihn doch erſchüttern?
Ey! Knechtſchaft iſt ganz unwerth aller Gnade;
Man taufe ſie nicht in einem Flammenbade,
Sie häutet nicht, wie's Vipern ſelbſt beginnen; —
Stets ſchlechtre Haut nur würde ſie gewinnen;
Zu edel iſt ſcharf Eiſen ihren Schwären,
Da die geheilten — neue ſtets gebären;
Ein Klotz iſt klüger, der ſich fügt dem Meißel;
Der Knechtſchaft werth iſt einzig nur die — Geißel! —
Und, weil ſie ſich empört hat meinem Walten,
So will ich denn mit ſchnöder Geißel ſchalten;
Wohl ſechzig Monden hat mein Groll geſchlafen,
Erwacht bin ich, zu ſchwelgen und zu ſtrafen."

„'s iſt Faſtnacht wieder! Kann ich luſt'ger tiſchen,
Mit einem Liebchen mich am Schmaus erfriſchen,
Als wenn durch Anſchau von unwürd'ger Menſchheit Leiden

Ich doppelt würze meines Gaſtmahls Freuden?
Voll heil'ger Liebe war ich ſonſt geſinnt,
Sah ich ein blühend unſchuldsreines Kind; —
Durch Liebe zu befrieden war mein Streben,
Und wehmuthsvoll pflanzt' ich für's beſſre Leben! —
Doch anders ward's; mit der Lawine Maaß
Stürzt auf das tief entwürdigte Geſchlecht mein Haß,
Daß keine Schrank' ihn fürder hemmen ſoll,
Gott leugne ich ſelbſt und prell' ihn um den Zoll. —
Wie der Poet ſteht über den Partheyen,
Nicht Kronen ſölduert noch blutgier'gen Freyen,
Gleichmäßig richtend jeden Prunk entkleidet,
Und nicht nach Gold noch Herrengunſt entſcheidet,
So will auch ich, wenn auch grauſamer, richten,
Und, mir zum Spaß, ein blutig Luſtſpiel dichten,
Wenn auch die Scenen los zuſammenhängen,
Verſchiedene Handlungen wirr durcheinander hängen;
Ich ſelbſt will als des Luſtſpiel's Einheit walten,
Und eine Hochzeit ſoll das End geſtalten.
D'rum will ich ausgeh'n jetzt zum Zeitvertreib,
Zu ſuchen mir als Braut ein üppig Weib,
Daß ich's umſchlinge, zwinge zum Gelüſt,
Geſättigt hungre, bis ich ſatt geküßt,
Und will es, als mein königlich Gemahl,
Das ich erkohren nach des Herzens Wahl,
Im Brautzug führen rings durch alle Welt,
Daß jedes Ohr vom Hochzeitsliede gellt,
Daß bleiche Furcht die Luſt krallt in's Genick

Und jeder Pulsſchlag ſtockt vor der Muſik.
Fort in die Welt! ein Weib will ich mir holen,
Wie Paris einſt die ſchöne Braut geſtohlen,
Wie Helena, ſo üppig, heiß wie Flammen,
Die aus des Aetna glüh'ndem Herzen ſtammen.
Denn kein gewöhnlich Weib will ich mir ſuchen; —
Ein Abbild meines Weſen's, dem ſie fluchen,
Ein Weib, deß Küſſe tödten, wie die meinen,
Das nur vor Bosheit, nicht vor Schmerz kann weinen,
An dem nicht Ird'ſches ſey als Sünd' und Fluch, —
So ganz doch Weib, daß ihre Schmink' — Betrug;
Und wenn ein ſolches Weib ich fand und faßte,
Bitt' ich die Welt beym Hochzeitsmahl zu Gaſte.

„Aus Wolluſt will ich Grauſamkeit dann üben,
Ohnmächt'ge Knechtſchaft ſeh'n in Staub ſich winden,
Halt' ich, ſtatt Rache, heiß mein Weib in Armen;
Den klaren Wein bloß durch mein Abbild trüben,
Aus Hochzeitskränzen friſche Ruthen binden,
Aufſchmauſen Gnade, Mitleiden und Erbarmen,
Verſchmelzen Qual des Hier und Furcht vor Drüben,
Verlorner Sehkraft ſpotten bey den Blinden,
Vereister lachen, ob ſie nicht erwarmen! —
Allzugelind noch für ein Volk von Zwergen,
Denn alle ſind ſie ihre eig'nen Schergen!
Am Strick der eignen Ohnmacht ſie zu würgen,

Die kühn den Himmel zu erstürmen prahlten;
Mit Narrenkolben Narren zu erschlagen, —
Nichts bessern sind sie werth! Gar sichre Bürgen
Hab ich dafür, die aller Orten walten:
Verzweiflung, Stöhnen, Wimmern, feiges Klagen, —
Daß sie aus Todesfurcht sich selbst erwürgen, —
Als Greise kindisch, — jugendlich veralten, —
So lebensfroh, daß sie oft kaum zu leben wagen.
Ja Wollust ist 's zu seh'n, wie sie durch Ruthen
Der eigenen Erbärmlichkeit verbluten!
So leb denn wohl, mein altes Königshaus;
Zu Doppellust klimm ich vom Schacht heraus;
Find' ich ein Weib, das völlig mir gefällt,
So sey mein stolz'res Haus die weite Welt." —

Der König spricht's und faßt mit beyden Händen
Nach zweyen starren scharfen Felsenzacken,
Um sich aus Nacht dem Lichte zuzuwenden;
Sein treu Geschoß hängt ihm am dürren Nacken.
Dann stemmt er auf den Thron die linken Zehen,
Die rechten krallen, wie gekrümmte Hacken,
In Fugen sich, die klaffend offen stehen
In senkrecht steiler Wand, im jähen Schachte;
So schwingt er sich und klimmt hinan die Höhen. —
Doch unter'm linken Fuß rollt treulos, sachte
Am Rand der Haufe Gold's, an Thrones statten.

O falſches Gold, das, ehe man's gedachte,
Wie trügriſch Moor den Fuß liebt zu verrathen! —
So kräftig iſt ein Thron, um zu zerfallen
Durch Einen Fußſtoß, der Verachtung Pathen?
Der König hört das Gold vom Felſen prallen,
Er lacht voll Hohn und dreht das Haupt zurücke; —
„So fahret hin! verräth'riſche Vaſallen,"
Ruft er hinab; — „nicht werth, daß man ſich bücke,
Euch aus des Abgrund's Tiefen aufzuleſen,
Ihr ſeyd wie tolle Knechte, die, vom Glücke
Entfeſſelt, taumeln, ſtürzen und — verweſen!" —
Und immerfort, wie Gemſenjäger klettern,
Kühn anzuſchau'n wie luftgewob'ne Weſen, —
Wie Vögel, ſchaukelnd auf den ſchwanken Blättern, —
Wie Gaukler keck, die auf dem ſchmalen Seile
Dem Fehltritt trotzen, der ſie kann zerſchmettern; —
So klimmt von Spalt zu Spalt, in rüſt'ger Eile
Der König aufwärts, bis des Mondes erſte Strahlen,
So blutig-roth, wie aus der Wund' geriſſne Pfeile,
Der nächt'gen Krone dunkle Zacken malen;
Bis an ſein Ohr der Eulen Lieder gellen,
Die nur bey Nacht mit Luſt des Lebens prahlen,
Gleich ſterbenden und heiſern Zechgeſellen. —
„Ein holder Gruß;" ſo ſpricht der Fürſt mit Lachen,
„Eul' iſt ein Faſtnachtsnarr mit lauten Schellen; —
Das Brautlied tönt, die Gluth mir anzufachen,
Auch ſchwillt mein Herz auf's neu, von Doppellüſten,
Die Muſikanten harren mein und wachen; —

Land! ruf ich, liegend an der Erde Brüſten.“
Und aus des Schachtes Schlund mit kühnem Sprung
Schwingt ſich der Fürſt, in Kraft und Lüſten jung,
Fällt einen Wolf, deß Fell er ſchlingt um ſeinen Leib
Und ſchweift rund in die Welt, zu ſuchen ſich ein Weib.

Die Braut in Hindostan.

(Hindoſtan. Palmenwald.)

Die Amazone (tritt auf, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, eine Tigerkatze jagend.)

Du fleckig Wild! ſteh mir! — O feige Feindinn!
Iſt denn dein Mark mit Eins ſo ganz geſchwellt
Von Feigheit, daß dein drohendes Gebiß
Ohnmächtig ſich im Krampf zuſammenklemmt?
Daß deine Klau', allmorgendlich gebadet
In Milch des Giftbaum's, in des Schwächern Blut,
Fromm wird wie eines Wüſtenheil'gen Hand?
Hier ſchau' in's Aug mir feſt! — So ähnlich hat
Natur zwey andre Weſen nicht erſchaffen,
Als dich und mich! — mich mit der raſchen Luſt,
Dem leiſen Tritt, dem ſcharfen Späherblick; —
Dich mit des Weibes Erbtheil: — Hinterliſt,
Mit jenem Haß, den allzuſchwache Thränen
Nicht dämpfen, nein! zur hellen Flamme fachen,
Mit Unverſöhnlichkeit, mit allem Zauber
Geheimnißvoller, unenthüllter Wolluſt. —
Wie du in dir trägſt weibliche Natur,
Bin ich dein Spiegel ſelbſt, dein treues Bild,
Milchſchweſter und Gebietherin zugleich; —

Statt scharfer Klau'n, womit du feige prahlst,
Trag' ich die Pfeil', in ätzend Gift getaucht;
Und selbst dein schnellster Lauf trägt nicht soweit,
Als diese Bogensehne meinen Haß. —
Nun denn! wenn ich an meiner Grausamkeit
Die deine messe, deinen Muth an meinem,
Warum entfliehst du? — Halt! dein schönes Fell, —
Das ist es, was mich lockt, dich rasch zu tödten;
Denn, wo ich bin, sey Niemand schön, als ich. —
O feiges Thier! Halt! Halt! Du spottest mein,
Höhnst mich mit Demuth, Nebenbuhlerin?
Spott ist ein Pfeil, wie Neid und Eifersucht,
Drum send' ich für den Spott dir einen Pfeil;
Hier nimm den Dank!

(Sie verwundet die Tigerkatze.)

Da liegst du nun! — gefesselt deine Sehnen,
Zerbrochen deine Kraft, — dein Stolz, der purpurhell
Ein Strom aus deines Baues Felsen stürzt!
Und doch noch immer schäumt dein rauh Gebiß
Vor Wuth und Ohnmacht? Das unbänd'ge Leben,
Verweigert, aus dem starken Haus zu flieh'n,
Das ihr Natur geschenkt? — O schnöder Trotz!
O zähe Widerspenstigkeit des Lebens!
Die Herrin bin ich! — Schau! dieß Schwesternpaar,
Vollstreckerinnen meines festen Willens,
Die beiden Hände fassen dich mit Macht,
Du wehrlos feiges Thier! Die Schlange dort

Schlingt keinen festren Ring, als diese Hände
Um dein Genick! Stirb; meine Lust verlangt's!

(Sie erwürgt das Wild, und setzt sich auf den Leib des Opfers, neben einer Quelle.)

Ey todte Nebenbuhlerin! sag an:
Warst du nicht dieses Waldes Königin? —
Wie Herren sind, der Schreck und Abscheu stets
Dem friedelust'gen Bürger dieses Reichs? —
Was bist du nun? — Das kriechende Gewürm,
Wohldiener, Schmeichler, Räthe, Ohrenbläser, —
Vielfüßig nicht umsonst, — selbst die Geringsten
In deinem Reich, die in der Erde Schooß,
Im Schlamm, in hohlen Stämmen lichtscheu hausen,
Sie wandeln jetzt mit schnödem Hohn hervor
Und spielen mit entkräfteter Gewalt,
Mit deinen Klau'n, mit diesem Doppelschwert
Des wüth'gen Rachens! — Das ist Königsmacht?
Prahlhänselei, hell übertünchte Feigheit,
Angstvolle Grausamkeit, grausame Angst?!
Denn an dem dünnen Haar des Augenblicks
Hängt die Gewalt, — die Krone und das Leben. — —
Trau'n! süßre Lust als an dem gold'nen Schein
Beut dieser Quelle Spiegel treu mir dar.
O holdes Bild, das mir entgegenschaut,
So wundervoll, daß, — wenn ich lieben könnte, —
Ich dieses Bild, mein eignes Bild und doch
Mir fremd, — weil haltlos es ein Bild nur ist,
Nicht Fleisch und Wesen, — liebend küssen möchte!

O lieblich Selbſt, geſchmückt mit allen Gaben,
Die einzeln ſonſt der Eitelkeit genügen! —
Wie herrlich lohnſt du meines Aug's Verlangen,
Der einz'gen Sehnſucht, die mich je durchpulſt, —
Nach dir allein, o ſüßes Selbſt!

(Sie beſieht ſich in der Quelle.)

Ja! dieſem Haupt gebührt ein friſcher Kranz,
Des Angeſichtes Reiz — nicht zu erhöh'n,
Nein! würdig zu umgeben! — Welchen Glanz
Des weißen Nackens mir die Quelle zeigt!
Des Tigers fleckig Fell, mit ſtarker Fauſt
Geriſſen von dem ausgelebten Leib,
Noch warm vom Kuß des kaum entfloh'nen Lebens,
Will ich als Mantel um die Lenden ſchlingen,
Daß dieſer feſſelloſen Locken Fluth
Das Inſelreich des Mantels überſchwemmt.
Ein Gürtel fehlt und eine Spange noch.
Komm! ſey mir dienſtbar, goldene Schlange du,
Mit funkelndem Rubin auf glatter Stirn;
Du, die im üpp'gen Blüthenſtrauch ſich knäult,
Mein Gürtel ſey! — und du, im Goldglanz ſchillernd,
Du Skorpion! leih' deinen Stachel mir
Zur Spange meines krieg'riſchen Gewandes. —
Sag an, gefällige, dienſtbare Quelle!
Von allen Frauen welche mißt ſich mir? —
Du ſchweigſt?! Neidblaſſe Quelle! fürderhin
Sollſt du kein andres Antlitz wieder ſpiegeln;

Kein eitel sterblich Aug' erfreue sich
An deiner Allerweltsdienstfertigkeit!
Ein riesig Thor, dieß Felsstück wälze ich
Vor deines Lebens Ursprung! Nun verstumme,
Versieg', erblind' auf ewig! — Dieß mein Dank!
(Sie erstickt die Quelle.)

Der König (hinter einer Palme lauernd.)

Seit ich zur Brautschau wand're in der Welt,
Sah ich vom heißen Gürtel Afrika's
Bis zu dem eis'gen Pol, der, ein Tyrann
Der Scythen ungeschlachtes Volk beherrscht,
Sah ich in keinem Land so holdes Bild,
Als hier sich meinen trunknen Blicken zeigt;
Traun! selbst, seit ich das erste Weib, die holde Eva
Mit trautem Liebeskosen still umschlang
Im duft'gen Schatten jenes Apfelbaum's,
Und pflückte eine süße Erstlingsfrucht,—
Seit jener Mayennacht sah ich nicht mehr
So alle Gaben weiblicher Natur
Zum Kranz gewunden, — Lieb' und Grausamkeit,
Und Reiz und Haß und Undank, Schadenfreude
Und Eitelkeit und Neid und Eifersucht!
In diesem Stolz, welch üppiges Verlangen!
In dieser Ueppigkeit welch ein Vulkan! —
Ja! diese ist's, und keine andre sonst!
Wenn diese Amazone Schwestern hätte, —
Dieß Weib einst Mutter würde; — sicher buhlten

Die Schweſtern eiferſüchtig um den Mord,
Die Mutter ſammt den Töchtern um den Mord!
Doch eigner Art, verwandt nur meinem Weſen,
Scheint dieſes Weib, daß ſie das gränzenloſe Reich
Der Weibesgaben trägt im engen Herzen
Wie ein erobert Land. Ich will zum Zorn ſie reizen,
Denn Zorn ſchminkt dieſer blaſſen Wangen Reiz.
Verſuchen will ich ſie durch dieſen Pfeil, —
Deß Ziel ihr Herz ſey, der das Siegel löst
Der Sterblichkeit.

Die Amazone.

Wer ſprach, wer lauſchte hier?
War es der Sturm, der durch die Blüthen brauste
Und jene Rieſenpalme niederbog?
War es ein Löwe, der durch's Dickigt ſchritt?
Es iſt ein Menſch, der ſich mir nahe drängt,
Ein Jäger wie Aktäon, voll Gelüſt. —
Doch ich, die Göttin dieſes dichten Forſtes,
An Gluth und Wuth Diana übertreffend,
Will einen Bothen ſenden an ſein Herz,
Den flücht'gen Pfeil, der meinen Gruß beſtelle.

(Sie zielt mit dem Pfeil auf den König)

Nimm dieſen Gruß, verwegner Waidmann, hin,
Der blüh'nde Boden dieſer ſtillen Wildniß
Sehnt ſich nach deinem purpurhellen Blut;
Ein Tiger liegt von meinem Gruß gefällt; —

Ein Wolf (und der ſcheinſt du, wenn auch von Menſchenform)
Sey ſein Gefährt' im Tod!

Der König (legt raſch einen Pfeil aus ſeinem Köcher auf ſeinen Bogen, und zielt auf die Amazone.)

Halt ein! du grauſam kriegeriſches Weib!
Schau! wie bewehrt ich bin! So ſicher ſchwebt
Das Vöglein dort im Zauberbaum der Schlange,
Als dieſer Pfeil das ſchnöde Herz dir trifft.
Nicht rüttle meinen Zorn! — Ein leichter Stoß
Und über ſtrömt ſein Maaß!

Die Amazone.

Welch kühner Trotz!
Wer biſt du denn, daß du zu rufen wagſt:
„Der Kön'gin Schach!?"

Der König.

Der Kön'ginn?! Ha! du lügſt,
König bin ich, und außer meiner Krone
Iſt keine Macht und Fürſtlichkeit auf Erden.
Mein goldner Reif trinkt wie der Sonne Glanz
Die Strahlen aller dienenden Geſtirne,
Trinkt, wie der Ozean die Ströme all,
Der Menſchheit unermeßnen Thränenregen,
Selbſt den geringſten Freudenthau des Lebens;
Ich bin der Herr, und außer mir iſt keiner.

Die Amazone.

Gleichſt du dem Meer, will ich Selene ſeyn,
In Ebb' ertödtend prahleriſche Fluth.
Erkenne denn der Herrin Fürſtenwort;
Bewahr dein Herz! Mein Pfeil trifft mitten durch!

(Die Amazone ſchießt den Pfeil ab, der aber von des Königs Bruſt niederprallt. Zur ſelben Zeit ſchießt auch der König, und verwundet ſeine Feindin.)

Die Amazone.

Weh mir! Du trafſt!

Der König.

Erkennſt du meine Macht?
O eitle Thörin, deren gift'ger Pfeil
Von meinem Harniſch ſchadlos niederprallt!
Mein Herz ſoll ich bewahren? Ey! ich that's!
Von Demant iſt's, drum ritzt es Eiſen nicht,
Nur ein Geſchoß von gleichem Stoff, — Demant!
Gelüſtet's dich nach ferner'm Zweikampf noch?
Sag deiner Schönheit kurz ein Lebewohl,
Denn, eh die Sonne ſinkt, ſinkſt du dahin,
Und deines Reizes Gold wird ſilberbleich.
An meinem Pfeil klebt, wie an deinem, — Gift,
Mit Gift hab' ich dein giftig Herz geheilt;
Denn wiſſe nur, ich bin ein kund'ger Arzt,
Der jedem Schaden klug ein Ende macht.
Selbſt Blinde heil' ich ſo, daß ſie mich ſeh'n,

Der Tauben Ohr erſchließ' ich, mich zu hören,
Dem Lahmen, der ſein Leben lang gehinkt,
Streck' ich das kürz're Bein zum rechten Maaß;
Noch keine Heilung iſt mir je mißglückt,
Viel tauſend heilt' ich und ihr Dank iſt ſtumm!
Doch wie? Du kannſt nicht ſterben? — Allzulang
Erwart' ich, daß dein ſchönes Auge bricht,
Daß deine Wange alle Frühlingsblüthen
An zartem Weiß beſchämt! Und doch biſt du
Ein ſchwaches Weib, dem die Natur doch ſelbſt
Ein kürzres Maß des Lebens nur beſtimmt,
Die Zeit der Jugend! — Sprich, welch dunkles Räthſel
Birgt ſich in dieſer Schönheit lichtem Schrein?
Du biſt ſo ganz doch Weib, und kannſt nicht ſterben
Vor Schaam allein ſchon, daß ich dich beſiegte,
Den Stolz dir brach, und Liſt mit Liſt vergalt? —
Biſt ganz ein Weib; — ich ſah es, da ich lauſchte,
Daß keine Eigenſchaft des Weibs dir fehlt,
Nicht Eitelkeit, nicht Stolz, nicht Grauſamkeit,
Nicht Selbſtſucht, noch verliebte Tändeley! —
Faſt werd' ich irr' an meinem eignen Witz.
Wer biſt du? Rede! ich beſchwöre dich,
Biſt du nicht ſterblich? — Tödteſt doch ſo gern!

Die Amazone.

Weil ich nur liebe, daß ich tödten kann,
Und mich doch liebe, die ich nicht kann tödten,
Verletzt der Tod mich nicht.

Der König.

Schweig! denn du lügſt.
Empörung iſt dein Wort; mein eignes Recht
Anmaßeſt du, mein eignes Weſen ja!
Denn wiſſe: dich verwundete der Tod!

Die Amazone.

So hat der Tod zu Liebe mich verwundet.

Der König.

Ich ſagte dir: Gift klebt an meinem Pfeil.

Die Amazone.

Drum labt die Wunde mich; iſt Lieb' nicht Gift?
So muß denn Gift auch ſich in Liebe wandeln.
Dein Pfeil wirkt wie des blinden Gottes Waffe; —
Schenkt Amor Tod durch Liebe, ſchenkt der Tod
Sich ſelbſt als Liebe.

Der König.

Seltſam ſprichſt du, ſchöne Sphinx!
So liebenswerth, weil du ſo haſſen kannſt!
Wo Liebe herrſcht, wird ja das Selbſt verhaßt,
Denn Liebe ſucht das Selbſt ganz zu vernichten,
Um es aus der verwandten Weſenheit
Ganz neu zu ſchaffen. Wirkt die Liebe ſo,
Dann ſind auch Tod und Liebe eng befreundet. —
Wenn du mich liebſt, ſo bin ich wohl dein Herr,
Und als dein Herr frag' ich: Wer biſt du? ſprich!

Die Amazone.

Die Seuche, Meiſter! eine Fürſtin ſonſt,
Gebietend hier im üpp'gen Hindoſtan,
Im fabelhaften Brautgemach der Erde; —
Jagdluſtig, das unbänd'ge Wild zu fällen,
Starkbrüſtige Geſundheit, wangenrothe
Sorgloſigkeit und Unſchuld und Verbrechen,
Die ſchweſterlich in Einer Lotosblüthe
Eng aneinander ſchlummern; — ſonſt unbeugſam,
Jetzt deine Sclavin; — eine Löwin ſonſt,
Jetzt ein gezähmt, dir treu gehorſam Reh; —
Sonſt hungernd nach des Moors betäubendem Qualm,
Nach gift'gen Blüthen; eitel, nur mir ſelbſt
Im Spiegel treuer Quellen zu gefallen;
Nur klug und ſchlau für eigne Grauſamkeit; — —
Jetzt nur vom Glanze deines Auges lebend,
Vom zarten Thaue deiner Gunſt geſättigt;
Jetzt doppelt eitel, Reize zu erhöh'n,
Um deine Gunſt mit ihnen zu erhöh'n,
Sie auf des Baums gekrönten Gipfel ſteigernd;
Denn alle Liſt, die mir Natur verlieh,
Sey jetzt mir nur ein anvertrauter Schatz,
Deß Zinſen ich für deinen Dienſt verwende.
Ich war mein Götze ſonſt; jetzt weihe ich
Den Tempel einer neuen Gottheit ein,
Zum Prieſter den entthronten Gott verwandelnd.
Mein Herr und Meiſter! Deinem Machtgebot
Bin ganz ich unterthan; ſprich, ſtarker Tod!

Was muß ich thun, dein Herz mir zu gewinnen?
Soll ich die Welt mit Argliſt ſchlau umſpinnen?
Soll ich in eines Schmeichlers Herz mich ſchmiegen,
Das Wort auf ſeiner Zung' umwandelnd raſch zu Lügen,
Daß, wenn ein König horcht nach wahren Kunden,
Nur Lüg' den Weg zu ſeinem Ohr gefunden?
Soll ich in alle Brünnlein niederſinken,
Um zu vergiften, die draus dürſtend trinken?
Soll ich dem Samum ſeinen Athem ſtehlen,
Mit Glut zu dörren matte, heiſre Kehlen?
Sprich! und ich ſchaff' im raſchen Wirbelkreis;
Denn deine Gunſt, o Meiſter! iſt mein Preis!

Der König.

Ich ſeh's: du biſt ein Weib! Und weil du's biſt,
So reich an Glutverlangen, Bosheit, Liſt;
So will ich krönen dein inbrünſtig Streben
Und dich auf meinen Fürſtenthron erheben,
Mein bleiern Scepter redlich mit dir theilen,
Will mit dir durch die ganze Erde eilen,
Will dir ein Brautgeſchenk, — traun! ohne Gleichen! —
Die Erde ſelbſt, mit allem Leben, reichen,
Will dir ein glänzend Hochzeitfeſte bereiten,
Wie kein's noch war, noch ſeyn wird aller Zeiten;
Denn im Triumph will ich ringsum dich führen,
Dir Ehren pflückend, die der Braut gebühren,
Daß du auf unſerm goldnen Siegeswagen
Die höchſten Firnen ſtolz ſollſt überragen.

Seit ich vermummt einſt ging im ſchwarzen Kleide,
Hab ich nicht mehr geſchwelgt in ächter Faſtnachtsfreude! —
Gefolge will ich auch aufrufen, dir zu dienen,
Ein luſtig Heer und ſtachlig, wie die Bienen;
Das ſoll tief ſauſen unter unſer'm Wagen,
Soll vor uns her mit Heroldsſtäben jagen,
Soll hinter uns des Brautpaars Spur beſiegeln,
Das im Triumph kommt von des Indus Hügeln. —
Den Goldreif drück' ich jetzt auf deine Haare,
Daß ſtets von nun dein Haupt mein Bild bewahre;
Dieß halbe Scepter reich' ich deinen Händen;
Mein weiter Purpur ſchirmt auch deine Lenden.
Wann ward ein Weib ſo fürſtlich angetraut?!
Kein Herz ſchlägt, das nicht zittre vor der Braut!

(Er ſchwingt eine Geißel nach allen vier Weltgegenden, und beſchwört die Geiſter:)

Herbei! ihr Geiſter, die Verderben brauen,
Kommt! ſammelt euch! wacht auf und laßt euch ſchauen!
Hört ihr den ehr'nen Bogen mahnend ſchwirren?
Herbei! ihr Trägen! und herbei! ihr Irren! —
Entſetzen, mit dem bleiernen Gefieder
Schwing' dich vom eiſ'gen Chimboraſſo nieder! —
Tollheit, in eines Hundes Leib gebannt,
Keuche heran, zu meinem Knecht ernannt! —
Wahn, blinder Kautz! lichthaſſender Geſelle!
Mein Aſtrolog ſey; komm an's Licht gar ſchnelle! —
Krieg! du mein treuer Knecht, ſtreif ab den Tiger,
Hab Menſchenform, dann gleichſt du einem Sieger! —

Du Bergmann, ſchmutz'ger Wucher! ſey hiefür
Schatzmeiſter meiner Kron' und folge mir. —
Du Meuchelmord, der dort in Blüthen weidet,
Sey Feldſcheer jetzt, der tief're Wunden ſchneidet! —
Blödſinn! zum Arzt beſtell' ich dich und kopple
An Wucher dich, der deine Kunſt verdopple! —
Als Truchſeß ſoll der Hunger uns begleiten,
Als Mundſchenk wandle Durſt an ſeiner Seiten;
Den Eckel nehmt mit euch als Küchenjungen,
Rauſch trag' ihn Huckepack auf unſern Wanderungen! —
Das Elend kleide ich in Seid' und Sammt,
Zu Leh'n ertheilend ihm das Marſchallamt.
Kronhüter ſey der Abſcheu; — Fluch der Pfaffe,
Verzweiflung Hofpoet, und Veitstanz unſer Affe,
Und hinter uns mag die Verweſung ſchreiten,
Die Spur beſiegelnd, ſo die Schnitter ſcharf bereiten. —
Nun! dienſtbar Volk! thu, wie dein Herr befahl,
Fleuch hin, und ſchaffe blind und ohne Wahl! —
Der Oſtwind braust; es ſcharrt mein kollrig Roß,
Beſteig' den Wagen, Braut! — Mach' hurtig, Troß! —
Daß deine Liebe, holdes Weib! gelohnet werde,
Beſchau' an meiner Seit' dein Brautgeſchenk — die Erde!

(Er beſteigt mit der Amazone, ſeiner Braut, den Triumphwagen, der zum Kaukaſus, zu den Pforten Europa's fliegt.)

Die Reben von Malaga.

Zu Malaga gedeiht ein ſeltner Wein,
Gebraut von üppig-glühndem Sonnenſchein;
Man pflegt die Reben dort auf eigne Art,
Wie nie ein Weinſtock ſonſt gehalten ward.

An einem Sonntag war's im Weihnachtsmond,
Da ſchwebt' ein Glutgewölk am Horizont,
Aus Libyen's Wüſten nahm es ſeinen Lauf,
Stieg über luſt'gen Rebenbergen auf;
Faſt wie ein Menſch geſtaltet war's zu ſchauen,
Mit hohlen Augen unter dunklen Brauen,
Von Antlitz gelb, wie abgezehrter Neid,
Der Rieſenſchlange Haut ſein Panzerkleid; —
Und, was Gewölk nur ſchien und weſenlos,
Jetzt zeigt ſich's nah, ein Ritter, rieſengroß,
Auf einem Baſilisken ritt er her,
Keck überfliegend das gewalt'ge Meer.
Man merkt ihm's an, von welcher Zon' er ſtammt,
Denn ſelbſt den Winter hat ſein Hauch entflammt;
Es lechzt und birſt der Erde heißer Schooß
Und flammend windet draus ſich Mordluſt los,
Wie jene Rieſen aus des Drachen Zähnen, —
Wächſt ſchnell und ſpäht nach Opfern rings mit Sehnen.

Der Ritter ſieht's mit Luſt, wie Erde ſie geboren,
Er ſelbſt, (ſcheint's,) hat dieß Land ſich auserkoren,
Auch er lechzt heiß nach einer blut'gen That,
Denn Ritter Samum iſt's, der Nimmerſatt!

Weh! drei und fünfzig Männer ſchleppt man her! —
Sind's Mörder, daß die Kette drückt ſo ſchwer?
Wehrloſe waren's, die man räub'riſch fing,
Weil Kahn und Meer die Armen hinterging;
Und weil ihr Bund der Heimath Schmach empfand,
Verräth zum Dank ſie nun das eigne Vaterland.

Es war an dem geweihten Tag des Herrn! —
Wie liebt der Mord Entheiligung ſo gern! —
Ehrwürd'ge Greiſe in der treuen Schaar,
Wird Mitleid nicht erweckt durch euer Silberhaar?
O! ſo mag Mitleid bald ſich ſelber morden,
Weil es iſt taub und blind und lahm geworden!
Weh! wie der Blitz, den ſonſt ihr Will' entlud,
Verräthriſch züngelt nach der Krieger Blut,
Wie Donner, ihr Vaſall, der oft die Feind' erſchreckt,
Laut jauchzt, da mörd'riſch Blei ſie niederſtreckt!

War's Donner wirklich, der gejauchzt? Ja! doch
Es miſcht ein andrer Klang in ſeinen Ruf ſich noch,
Denn aus der Cathedrale klang ein Lied,
„Te Deum!" ſang man, als der Letzt' verſchied;
Gott lobten ſie, als ſie das Werk vollbracht,
Wodurch ſie Gott geſchändet und verlacht.

Die Nacht bricht an, ſie mag den Gräul bedecken,
Auf lichtem Kleid die dunklen Purpurflecken;
Und weil die Sonne nicht ihr Aug davor verhüllt,
Werf' dunkle Nacht den Schleyer drüber mild!
Es glimm' kein Stern als Zeuge dieſer That,
Der einſt das Vaterland anklag' um Hochverrath,
Und zagſt du, Spanien! vor des Blutes Schrei,
So bete, daß die Nacht recht dunkel ſey,
Schwarz wie das Grab, in das du ſtill ſie ſenke,
Daß ſeinen Blick der nächſte Morgen drauf nicht lenke!

Doch was iſt dieß? Ein neuer Tag bricht an
In Mitten dunkler Nacht, die kaum ihr Reich begann;
Rings durch die Straßen jener Hafenſtadt
Schleicht, ſeine Maske lüftend, der Verrath,
Betrügt die Nacht ſelbſt um ihr altes Recht,
Und zwingt ein längſt verknechtetes Geſchlecht,
Viel tauſend Lampen feſtlich anzuzünden,
Daß Frevel ſeine Krone möge finden.
O ſchnöder Hohn, daß man das Licht ſelbſt zwingt, —
Das ſonſt nur Segen, Wachsthum, Frieden bringt!

Und in der Lampen hellem Wiederſchein,
Der tief ſich bohrt in's Herz des Meers hinein,
Fleugt auf des Baſiliſken bunten Flügeln
Der Ritter Samum zu den Rebenhügeln,
Mit einem Becher voll von jenes Feldherrn Blut,
Der bey den drei und fünfzig Treuen ruht.

Auf einer Rebe Wurzeln gießt er hin
Den Becher dann, mit wildem Wort und Sinn,
Und ruft mit heiſ'rer Kehl', als er das Opfer bringt:
„Wann wurden Reben je ſo theu'r gedüngt?
Bey dieſem Blut! bey Abels Lebensquell!
So Lab' als Leben ſeye ich zur Stell';
So Labetrunk als Leben ſey verflucht,
Daß, wer hiefür nach milder Stärkung ſucht,
Und, ſterbensmatt gehetzt von Mittagsglut,
Nach Wein begehrt, — nur trink' unſchuldig Blut.
In dieſer Reben Glut ſey Rach' gebannt,
Die im wollüſt'gen Traum die Tyranney entmannt,
Und meines Hauches Kraft bann' ich hinein,
Daß glüh'nden Durſt man trink' in dieſem Wein!
Wenn Winzer ſchneiden dieſer Reben Trauben,
Sey's ſo, als träf' ein Fallbeil milden Glauben;
Und wenn ſie keltert unverdroßner Fleiß,
So rinn' ihr Blut, wie eines Volkes Schweiß.
Und, wenn in Schläuchen gährt der wilde Saft,
Brauſ' er ſo gräßlich laut, wie wenn Empörung ſchafft,
Daß jene blutigen Inquiſitoren,
Die toll dem Geiſt Vernichtung zugeſchworen,
Wenn ſie beim Todesſpruch die vollen Becher heben,
Vor jenes Geiſtes Gährung bleich erbeben.
Die Reben ſey' ich ſo in des Dreiein'gen Namen,
Denn Blut wird nur durch Blut geſühnet; — Amen!“

Reform.

(London. Der Tod ſitzt mit ſeiner Braut im Triumphwagen, der hoch über den Thürmen und Maſten der Schiffe ſchwebt.)

Der Tod:

Auf dieſe Stadt, o Holde! ſieh herab;
Welch regſam tauſendfältiges Gewühl!
Welch unverdroſſnes, rieſenhaftes Schaffen,
Welch bittrer Spott des Lebens durch Metall! —
Denn wie ein Spieler ſonſt gleichgültig kalt,
Wenn ſich die Spindel dreht, die Kugel rollt,
Auf Schwarz und Roth, auf Gleich und Ungleich ſetzt,
Auf: Kommt! — bleibt aus, und das dreyfache Zwölf
Die farb'gen Nullen ſelbſt mit Gold bedeckt,
Gewinnt und ſtehn läßt, daß Gewinnſt ſich häufe, —
Den Seckel voll ſich füllt und nicht beachtet,
Ob auch des Spieles ſchadenfroher Büttel,
Wenn raſch das Glück verſagt, mit langer Schaufel
Verluſt des Spielers ſcharr' in ſeinen Schatz; —
So ſchaffen hier die ſtolzen Kaufherrn all
Mit Millionen; und das arme Leben
Mit ſeinen ungenügenden Sachwaltern,
Der ſtillen Duldung, den verſchwieg'nen Thränen,
Wird überſehn vor'm Glanze des Metalls.

Traun! holde Braut, die ſchlecht'ſte Perle nicht
In deinem Brautſchatz iſt die Weltſtadt hier
Mit den Palläſten, Thürmen, ſtolzen Maſten,
Dem Heer ſchlafloſer Millionenmänner,
Dem ſtärkren Heer hausloſer Bettler auch,
Die mit 'ner Kron' im Sack ſich Kön'ge dünken,
Mit jenen meinen wackern Handarbeitern,
Die mit des Luchſes Aug' ausgeh'n auf Fang,
Und unter'm Schutze der mordluſt'gen Nacht
Wehrloſe Wandrer fällen, um die Leichen
Der Kunſt als friſche Waare zu verſchachern. —
Welch eine Stadt! — Nun ſagſt du mir nicht Dank,
Daß auch dieß Babel eingeſchloſſen iſt
In deinen Brautſchatz?

Die Braut.

Tauſend Dank, mein Meiſter!
Mich labt dieß tolle Jagen, wüth'ge Rennen,
Verworrne Jauchzen, tauſendfache Röcheln,
Des Bootsmann's Pfeif', des Virtuoſen Fiedel,
Der welſchen Sängerinnen Gurgeley,
John Punch's dumpfheiſrer Spaß, der Schauer Lachen,
Der Redner prunkhaft brauſend Sturmeswetter,
Der Mütter Jammern, deren ſüße Kinder,
Geraubt, in unterird'ſchen Höhlen bluten,
Der trunknen Mörder wiehernd laute Luſt.
Doch durch dieß Chaos bunt gemengter Töne
Welch ein gewalt'ger Klang ſchallt an mein Ohr,

So mächtig, wie ein neugeborner Donner,
Der ſeiner Mutter, einer Wetterwolke,
Von Fleiſch und Blut zehrt, und im ſteten Fraß
Als grimmer Rieſe unaufhaltſam wächst?

Der Tod.

Wohl iſt's ein Jammerwort, das ſtärker ſchallt
Als ſelbſt die Donner Waterloo's; — Reform!
Aus vielen tauſend Seelen rang ſich's los,
In Stahl gewappnet, mit dem ſcharfen Schwert,
Wie jene Jungfrau aus des Gottes Haupt.
Von einem Eiland bis zum andern hallt's,
Bis Irland hin, wo Elend, unſer Knecht,
Den Bettlern ihre Hütten niederreißt,
Wo unſer Truchſeß Hunger Tafel hält
Mit luſt'gen Schaugerichten beſſrer Zukunft,
Und alle Bürger ſich zu Gäſten bittet,
Daß ſie an ſtarkgeſalznem Spott ſich ſätt'gen.

Die Braut.

Iſt Spott ſo ſchlecht, daß nur ein Knecht ihn übt?
Nein! — theurer Meiſter, laß uns ſelbſt ihn ſpenden,
Hier über dieſe prunkhaft eitle Stadt,
Von unſers Siegeswagens luſt'gem Sitz.

Der Tod.

Noch faſſ' ich nicht, was du im Sinne haſt,
Doch, was du auch verlangſt, ich will's gewähren.

Die Braut.

Was heiſcht das Volk tief unter uns? — Reform!
Was iſt der ſtolzen Reden Kern? — Reform!
Was betet ſterbend dort der Greis? — Reform!
Und weigert man ſo grauſam denn Reform?
Wer ſchimmlig Brot genießen ſoll, indeß
Der luſt'ge Bäcker nebenan ihn narrt
Mit lockrer Brote Anſchau, — fragt nicht lang,
Zahlt gern den Preis, und will nach friſcher Koſt
Begierig greifen; doch der Bäcker, ey!
Streicht ein den hohen Preis und zieht das Brot
Zuſammt des Bettlers Pfenningen zurück! —
Ich ſeh': hier ſpielt man ein verwegnes Spiel,
Setzt längſt gepflückte Ehren drauf und d'ran;
Und ſchwellt der ungerechten Hoffnung Segel
Mit jenem Sturm, der einſt den kaiſerlichen Aar
Verräth'riſch in des Weltmeers Eiland trug,
Mit jenem Sturm, der ſeit der Zeit geruht,
Entmannt vom Vielfraß Eigennutz. Wer wird
Ein neues Schloß aus Trümmern alter Kerker,
Aus ganz verwitterten Sandſteinen baun?
Britannia! jetzt donnre ſelbſt, belehne
Nicht prahleriſche Feldherrn mit dem Amt,
Recht und Geſetz zu künden. Drum Reform!
Reform! ſie thut dir Noth, Britannia!
Denn, wie du biſt, mit altem Prunk behangen,
Zerrt über Kurz und Lang Dich Mäckeley
In ſeinen Sumpf, grundloſer als das Weltmeer,

Das unter deinen Flaggen beugt ſein Haupt.
Als neue Flagge weihe denn: Reform!
Und treulich helfen will ich dir beim Werk.
Was iſt Reform? Umwandlung alten Zuſtands,
Arzney, die den empörten Leib bezwingt,
Daß alle Wünſch' im ſichren Hafen ruh'n;
Veränderung, nicht eben andrer Art
Als wenn der Bootsmann nach vollbrachter Fahrt
Ruft: Land! — Nun denn! o ſtarker Tod,
Gibt's einen Arzt, der kräft'ger heilt, als du?
Wo iſt ein Lootſe, kundiger als du?
Ein Scheidekünſtler biſt du, gar gewandt,
Der alles wandelt, wie es ihm beliebt.
Und weil denn alles bettelt um Reform,
So laß uns üben tüchtige Reform,
Dein Köcher iſt ein unverſiegter Quell,
So taufen wir die Pfeile denn: Reform!
Und ſenden ſie hinab als die Gewährung,
Und jene luſt'ge Schnitter unter uns,
Die mit den Senſen raſch die Erndte halten,
Wir ſenden ſie, zu predigen Reform,
Indeß wir ſelbſt vom hohen Sitz herab
Die Pfeile ſchießen raſch und ohne Wahl.

Der Tod.

Du biſt ein kluges Weib und wohlgefällt
Der Witz mir, den dein grauſam Herz erſann,
Das arme Volk durch ſeinen eignen Wunſch zu äffen.

Hei! wie der Bogen klirrt, die Pfeile treffen!
Du ſiehſt, zu eigen haſt du meine Macht!
Nun ſchaff' ich wie einſt Carl in Barthelemi's Nacht!

(Der Tod und ſeine Braut ſchießen von ihrem hohen Siegeswagen in die Straßen der Hauptſtadt hernieder.)

Eine Fata Morgana.

Fern in der Wüſte am vereisten Meer
Schleppt ſich ein zahllos Volk in Ketten her,
Gar bunt gemengt, wie Brüder geh'n doch all',
Beweinend ihrer Mutter ſchnöden Fall,
Gemeinſam auch durch Eine grauſe Schmach; —
Die Wüſte iſt ihr Haus, das Joch ihr Dach. —
Fürwahr! dem Hund, der toll die Kette ſprengt,
Die Zähne weist und an den Dieb ſich drängt,
Thut man nicht an ſo eckle Schmach und Noth;
Nur einfach grauſam — würgt man ihn zu todt!
Für jene dort, geſchmiedet zwey und zwey,
Erſann den Tod man, teufliſch witzig, neu!
Die heil'ge Schrift, auf jede Stirn geprägt,
Ward wie mit glüh'ndem Meſſer weggefegt; —
Bettler ſind Kön'ge, ſind wie Krösus reich,
Mit jenen königlichen Helden im Vergleich;
Denn Bettlern, ſelbſt Verbrechern — läßt man Namen doch! —
Nur Helden ſtahl man ſie und nummert ſie nur noch!
Wie Metzger thun, wenn ſie den Kauf getheilt,
So iſt das Volk gemarkt, das dort vorübereilt!

Fort wankt der Zug, die ſchwere Kette klirrt; —
Ohr! werde taub, denn eine Geißel ſchwirrt,

Und Menſchlichkeit, die Krone der Natur,
Läßt in der öden Steppe keine Spur;
Und ob ein Menſch, ob Bär und Wolf hier ſchritt,
Ob ſtöhnend dort ein Leben niederglitt, —
Gleichgült'ger Schnee, der Unſchuld gleißend Kleid,
Wird von dem Himmel kalt darauf geſtreut,
Zum Hohn erträumten, milderen Geſetzen!
Denn lebt ein Gott und kann ſein Schwert nicht wetzen?
Du unſichtbare Macht, Richter der Welt!
Iſt dieß dein Ebenbild, von Spott gefällt?
Hat ſtrenge Hand es ſatt, den Zaum zu faſſen?
Will müdes Recht mit gläub'ger Demuth praſſen?
Gott! wenn dein Aug' bis jetzt vor Gräul nicht iſt erblindet,
So ſchau dieß Faſtnachtsſpiel, das nicht ein Gleiches findet.

Denn das iſt Witz und toller Mummenſchanz!
Zerſtiebt der Menſchenwürde heil'ger Kranz!
So lächerlich erfand man hier ein Spiel,
Daß laut aufwiehert Lachen ohne Ziel!
Scharf Eiſen that gar witzig hier Gewalt,
Zu tödten nicht, — zu ſchänden Jung und Alt!
O feine Luſt! o poſſenhafte Schmach!
Man ſchor ſie kahl; — nun liegen Schädel brach.
Das Nordlicht ſelbſt, der Sonn' armſel'ger Knecht,
Will nicht erſchau'n dieß jammernde Geſchlecht,
Das Nordlicht ſelbſt, ſo blutig roth es glüht, —
Es würde bleich vor Scham, wenn es dieß ſieht;

Wenn es ehrwürdig Silber schaut gemäht,
Die heil'ge Kron' der Greisen-Majestät,
Daß Knäblein, die ihr Haar mit auf die Welt gebracht,
Als Erb' der Kraft, als Bürgschaft mancher künft'gen
Schlacht,
Geschändet selbst, nicht Ehrfurcht lernen kennen
Vor grauem Haar, das — Scheeren mußten trennen!! —
Ein Treiber lacht und ruft: „Ey! Spottgeschlecht!
Um diese Schande klagst du ungerecht.
Hast du nicht selbst dir einst das Haupt geschoren,
Um einen König, den du dir erkoren,
Aus geistlichen Gelübden zu befreien,
Und ihn mit einem goldnen Reif zu weihen?
Freiwillig schorst du damals dich; nur bloß allein,
Um einem König unterthan zu seyn!
Wie? zuckst du noch, und stöhnst mit heisrer Stimme
Und klagst uns an mit dem ohnmächt'gen Grimme,
Daß wir dich schoren, weil du bist besiegt,
Weil sich dein Land dem Goldreif wieder schmiegt?
Ist's lustig nicht, daß wir so nichts vergessen
Und mit dem Maaß der Sclavenlust dir messen?"

Und vorwärts rasch! — Die Schmach ist nicht genug,
Es wächst die Lust, die Fastnacht und der Fluch,
Die Treiber geißeln, wie man Heerden jagt:
„Ihr schwachen, faulen Greise! nicht verzagt! —
Kahlköpf'ge Weiber, Wittwen, kinderlos,
Verdorren soll nicht euer jüngst verwaister Schooß!

Fort! raſcher fort! Zur Hochzeit geht die Reiſe,
Das Brautgemach iſt jene Wüſt' im Eiſe,
Iſt dort der Schacht, darin ihr Gold mögt graben, —
In Bärenhöhlen zeugt ſtatt Adlern — Raben!
Gebären müßt ihr, ſtolze Adlerbräute!
Denn das iſt feine Luſt, und Pflicht der Meute!
Zeugt nicht im Käfig auch der ſtarke Bär?
Im Käfig wiegt die Jungen hin und her
Die rauhe Wölfin; — Liebesluſt genießt
Das Vogelpärchen auch, das doch ein Bau'r umſchließt.
Und weil wir euren weißen Aaar begraben,
So heckt zur Poſſe denn kahlköpf'ge, weiße Raben!"

* *
*

Ein Sclavenbüttel ſchlief; es träumt ihm allerlei
Von Jetzt und Einſt, von Witz und Wüſtenei;
Als bebt' es unter ihm in alten Grüften,
Als ſauſt' es über ihm in eiſ'gen Lüften,
Als klirrten berſtend ſtarke Gitterſtäbe,
Als fielen Ketten, daß das Todte lebe.
Und flattern hört im Traum er Flügelſchläge,
Er rafft ſich auf und blickt gen Himmel träge;
Es ſauſt vom Norden her in langen Schaaren
Von weißen, ernſten, blitzbewehrten Aaren,
Doch ihr Geſchrei iſt wie der Raben Krächzen.
Im Schlafe muß er unfreiwillig ächzen,
Verſucht, bang, zu erwachen und zu beten,
Doch ſchläft er fort und träumt von den Propheten.

Kahlhauptig ſind die Aar', doch Sonnenglanz
Schlingt um die Scheitel manchen Strahlenkranz;
Dem Büttel graut vor Aar und Sonnenſchein,
Ihm träumt, manch' Adler hau' in ſein Gebein,
Jetzt ſey's ein Rab', der ſeine Leiche ſchmaust,
Ein Phönix jetzt, der aus der Flamme faust.
Es wächst die Zahl; weh! das iſt junge Brut,
Die flügge wird aus ihrer Mütter Huth,
Jetzt tauſendfach; der Traum drückt ihn wie Tod,
All überall umfaust ihn Rach' und Spott.
Da gießt ihm, wie er ſich vom Schlafe rafft empor,
Ein andrer Büttel tödtend Gift in's Ohr.

Des Seilers Tochter.

Fratze.

(Intermezzo.)

Sie ſind ſo tief verſunken, verſumpft,
Daß Mord die Faſtnacht ſelber verſtumpft; —
Wie mit Würfeln man ſpielt, aus Todtenbein gedreht,
So höhnt Maulwurfsluſt ſelbſt des Tods Majeſtät.

Doch, ob ſie ſich ſchlagen durch mördriſchen Witz,
Sie locken den Fluch, wie das Eiſen den Blitz;
Und, wen ſie zerfleiſchen in bachantiſcher Wuth,
Da fordert der Fluch ſtets nur—ſündiges Blut.

I.

Der alte Seiler ging am Fastnachtsonntag auf seinem Hanffelde spazieren; an seiner Seite wandelte seine Tochter Cordula, eine lustige, derbe Dirne, deren kräftiges Aussehen gar seltsam abstach gegen den spindeldürren, langleibigen Vater mit seinen tiefliegenden Augen, mit seinem erklecklich kahlen Schädel, mit seinen hinreichend knöchernen Händen, mit seinem windschnellen Gang, und seinem Ansatz von Geistesschwäche, die man füglich für Verrücktheit hätte halten können, wenn sie nicht zuweilen den Anstrich von Tollheit gehabt hätte. Man hätte den Alten seiner wunderlichen Einfälle halber, die in ihrer wilden Lustigkeit zuweilen grauenhaft wurden, beinahe für eine Art von Strick ansehen können, für einen, in sich verschrumpften hänfenen Gesellen; doch war er im Uebrigen ein Mann, dem man nichts anhaben konnte, ein Mann, eckigt genug, um sich an seiner Unebenheit, die wie Unbescholtenheit aussah, ein oder nach Belieben mehrere Löcher in den Kopf zu rennen. In seinem Handwerke war er der berühmteste Meister weit und breit; und wenn im ganzen Umkreis des Städtchens irgend ein Nachrichter für einen armen Sünder ein tüchtiges Halsband brauchte, um ihm anhänglicherweise zu einer hübschen Aussicht zu verhelfen, so sprach er in solchen zuthunlichen Angelegenheiten gewiß

nirgends anders vor, als bei unſerem Alten, der immerdar auf ſeinem Hanffelde zu treffen war, ein Liedchen trällernd von der Eitelkeit alles Irdiſchen, wobei er ſtets auf ſeine Tochter anſpielte. Uebrigens theilte er mit ſeinen ehrenwerthen Stricken eine Leidenſchaft, den immerwährenden Durſt; und in Bezug auf dieſe Neigung iſt es daher keineswegs zu verwundern, daß er bei einer Anſtalt eigenthümlicher Art, von der Wurzel des Hanfes, vom Grund ſeiner Seele aus betheiligt war. Es hatte nämlich in dem Städtchen, wo er lebte, ein feierliches, uraltes, von einem Herzog ſelbſt mit Freibriefen beſtätigtes Narrengericht ſeinen Sitz, deſſen Mitglieder die Verpflichtung auf ſich hatten und beeidet waren, keine Gelegenheit zu tollen Schwänken zu verabſäumen, wozu das benachbarte landesherrliche Landgericht, deſſen Rechtsgebräuche und Prozeſſe das Narrengericht durch immerwährende alberne Nachahmungen verſchimpfirte, ſtets eine Goldgrube von Stoffen und Anläſſen darbot. Der alte Seiler war bei jenem edlen Gericht zwar weder Vorſtand, noch Beiſitzer, weder Anwalt noch Schreiber; doch hatte ihn die Narrethei ſo angenagt, daß er ſowohl außer der Arbeit als bei derſelben eine Menge lächerlicher Redensarten im Munde führte, und tolle Schwänke beging. Auch darf es zu ſeinem Ruhme nachgeſagt werden, daß ſeiner alljährlich am Faſtnachtsdienſtag im Narrenbuche löblich verdientermaßen Erwähnung geſchah.

Als er an jenem Faſtnachtsſonntag ſich mit ſeiner Tochter auf ſeinem Hanffelde erging, ſchritt ein junger

Geſelle von zwanzig und etlichen Jahren, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, hinter ihm, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, und ſprach: „Guten Tag, Meiſter Seiler! und fröhlicher Willkomm!“

Der Seiler ſchaute ſich um und erkannte in dem Burſchen gar bald den Schleifergeſellen Baldrian, des ſeligen Narrenobriſtrichters Sohn, der in der Fremde geweſen war, und von ſeiner Wandrung heimkehrte. „Ah!“ rief er freundlich; „guten Willkomm! du ehrlicher Schleifer! Biſt ein abgeſchliffner Geſelle worden! Was macht die neue Welt, du Neuſonntagskind!? Du biſt auf und in Narren gereiſt, wie andre in Wein, auf alte Narren in der neuen Welt!“

„Wißt Ihr!“ fiel ihm der Schleifer in's Wort, „warum ſie mich zurückſchickten?“

„Oh! das wird ein Grund ſeyn, nicht viel tiefer, als der Grund, worauf mein Hanf wächſt! — Auf welchem Grund wachſen die Narren am beſten? He?“

„Allemal auf dem, wo der Hanf am beſten gedeiht, damit die Stricke gleich bei der Hand ſind, wenn die Narren zu vernünftigen Leuten, d. h. zu Schelmen werden wollen. Die neuen Narren, d. h. die Narren der neuen Welt, ſchicken mich zu den Narren der alten Welt, d. h. zu den alten Narren, um ihnen in Betreff der Narrethei ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen.“

„Und das wäre? Sprich! du Poſaune der Schelmerei! Gib einen Laut von dir, du Jagdhorn der jagdluſtigen Narrheit.“

„Die Narren der neuen Welt, d. h. die jungen Narren, haben eine Erfindung gemacht, wie man Narren am beſten fortpflanzen könne; ein Hahnrei, der wieder Junggeſelle werden wollte, gab den Rath, das beſte Mittel, um Narren fortzupflanzen, ſey: Heirathen!“

„Und warum gerade heirathen? Iſt dieß das einzige Mittel?“

„Es iſt das närriſchſte und darum probat.“

„Ganz recht! denn laßt nur zwei ganz vernünftige Leute heirathen, ſo halten ſie ſich bald beide zum Narren, wenn ſie nicht ſchon früher vor Liebe närriſch und ineinander vernarrt waren. Aber ich bitte dich, ehrlicher Schleifer! weshalb denn eben mir dieſen ſtumpfen Gruß?“

„Die Spitze dazu müßt Ihr ja eben finden, wenn Ihr ein ſpitzfindiger Mann heißen wollt. Die Summe iſt, Meiſter Seiler! ich möchte Eure Tochter heirathen.“

„Was? Narren fortpflanzen wollen und des Seilers Tochter heirathen? O Pfui! den Nagel ſo ſchlecht auf den Kopf zu treffen, an dem doch Euer Strick befeſtigt werden ſoll, liebwertheſter Herr Kunſtſchleifer!“

„Herr! glaubt Ihr, ich wollte Euch breitſchlagen? Denn daß Ihr der Nagel ſeyd, das iſt bei weitem gewiſſer, als daß ich bei aller meiner Geſchicklichkeit im Stande wäre, Euch auf den Kopf zu treffen.“

„Schleifer! Ihr ſeyd ungeſchliffen! auch muthmaße ich, daß ich etwas von einem groben Klotz an mir haben müſſe, denn ſonſt ſähe ich die Nothwendigkeit gar nicht ein, warum Ihr dieſen groben Keil auf mich einſchlüget.

— Doch muß ich in dieſer Angelegenheit zuerſt das Weſen fragen, — verſteht Ihr? — die Perſon — d. h. das Ding, oder mit andern Worten das perſönliche unweſentliche Ding, oder um mich richtiger auszudrücken: Die Dinglichkeit jener perſönlichen Species, welche in Naturalienkabinetten generiſch als Zimmer eingeſchachtelt werden, nämlich ſo zu ſagen als Frauenzimmer, namentlich die Specialität, von der man mir einſt ſagte, daß ſie im betreffenden Falle generiſcher Weiſe meine Tochter ſey. Nun du meine ſpecielle Generation, anmuthige Seilerstochter, gelungenſtes Cordelchen! Dieſer närriſche Schelm von Schleifer möchte gern mit des Seilers Tochter Hochzeit halten. Was meinſt du dazu? Wie kommt dir dieß einſilbige dritte perſönliche Fürwort vor?“

„Ei Vater!“ erwiederte Cordelchen lachend, „wenn Ihr für das Fürwort und nicht wider daſſelbe ſeyd, und ſogar ein Fürwort für daſſelbe einlegt, ſo mag ich es wohl leiden, wenn er mit des Seilers Tochter Hochzeit hält. Doch, wie ich ſehe, wandelt hier eben Euer gründlicher Freund, Euer heidniſches Orakel langſam und weiſe herbei, unſer ſanftmüthiges Hauptmännlein, deſſen Wohlbedachtheit ich Euch, wenn Ihr's erlaubt, überlaſſen muß, denn ich weiß, lieber Vater, daß Ihr hauptſächlich zu zwei Tagszeiten, des Mittags und Abends, nichts mehr haßt, als Nüchternheit, und da ich vorausſehe, daß der Umgang des Hauptmanns, wenn dieſer auch muthmaßlicher Weiſe voll iſt, doch Euren leeren Magen mit all ſeinen lateiniſchen Brocken nicht füllen wird, ſo will ich nach

Hause gehen, um bei den Mägden das Nachtmahl anzuordnen. — War's so recht, Väterchen? War meine Rede albern genug? oder wollt Ihr's lieber haben, daß ich noch ein Endchen Vernunft mit der Scheere wegtilge?"

„Allzuviel Narrheit kann niemals schaden, mein liebes Kind! Aber nun gehe heim und sorge, daß mein fleischliches Bedürfniß sich auf eine recht angenehme schöpsige Art, oder auch vermittelst gewisser Kalbsangelegenheiten selbstständig und thatkräftig herausstelle, womit ich dir andeuten will, daß mein unwesentlicher Gedanke sich bedeutendermaßen durch sauber abgeschlachtete und nicht minder delikat geschmorte thierische Fleischbeihülfe verkörpern möge."

Cordelchen küßte dem Vater die Hand, entwand sich glatt wie ein Aal der Zudringlichkeit Baldrian's, und eilte so rasch quer über den Weg nach Hause, daß sie den wohlbelesenen Freund ihres Vaters, den ehrwürdigen Hauptmann Holofernes Holzkopf beinahe aus seinem wandelnden Gleichgewicht brachte.

„Salve! salve! ich könnte auch ave! ave! sagen, aber ich sage salve! salve!" hob der gemüthliche Hauptmann an, „und wenn ich salve sage, so hat das zwar dieselbe Bedeutung, wie ave, aber ich sage salve."

„Ich danke Euch," erwiederte der Seiler. „Erlaubt mir, meine gute Kanone, daß ich Euch hier zu meiner rechten Seite den Schleifergesellen Baldrian vorstelle, unsers seligen Freundes, des weiland Narrenobristrichters Sohn, der närrisch genug ist, um beinahe für vernünftig

zu gelten, und viel zu wenig vernünftig, als daß man ihn für närrisch halten könnte; **in summa**, ein Mensch, der auf seinen Reisen beinahe von den Kannibalen gefangen worden wäre, wenn er in ihr Land gekommen wäre, und den die Menschenfresser beinahe aufgezehrt hätten, wenn ihnen sein Fleisch nach menschlichem geschmeckt hätte."

„**Sic vos non vobis**," sprach der Hauptmann nach einer leichten Verbeugung zu dem Schleifer, ergänzt mir den Vers, wenn Ihr den **Mantuanum** oder auch mit anderen Worten den **Maronem** gelesen habt. Ich will auf diese Weise an Euren Schleifstein einen Probierstein ansetzen, was man auf deutsch einen **lapidem lyricum** nennt."

„Die Antwort ist leicht," versetzte Baldrian; beim **vobis** mangeln nur noch drei Buchstaben, die leicht zu ersetzen sind."

„Drei Wörter, **Mantuane**!" verbesserte der Hauptmann; „gewissermaßen drei **vocabula**!"

„Und ich behaupte, drei Buchstaben."

„Welche Buchstaben?"

„Sagt mir zuerst, welche Worte?"

„Wenn ich Euch die drei Worte sage, so könnt Ihr allerdings drei Buchstaben d'raus finden; aber es sind eigentlich dreimal die Worte: **fertis aratra boves! nidificatis aves — —**"

„Haltet ein!" rief Baldrian; „da sind nicht alle meine drei Buchstaben drinnen, und somit habt Ihr das **vobis** nicht bloß mit vielen Kosten ergänzt, sondern auch

eigentlich gar nicht ergänzt. Wollt Ihr meine kürzere Ergänzung haben? Hört sie: Zu **vobis** gehört **cum**, das steht in der Messe, und so sagt es jeder deutsche Pfarrer im römischen Reich, und folglich gilt Eure Anschwänzung nicht, sondern ist Ketzerei."

„Christlich ergänzt, christlich angeschwänzt!" sprach der Seiler, „und dafür sollt Ihr mein Schwiegersohn werden."

„**Di, quibus imperium est** — —" rief der Hauptmann, an den Pallasch schlagend; „Seiler! einem solchen Menschen, der auf seinen Reisen nicht einmal Latein lernte, wollt Ihr Eure Tochter geben?! **Beatus ille, qui procul negotiis**, zu deutsch: — —"

„Herr!" fiel ihm der Seiler unwirsch in's Wort, „ich treibe kein Negoz mit meiner Tochter; pfui! ein Negoz zu treiben! An den Galgen mit allen Negozen! Ich will kein Negoziant seyn!"

„**Quos nego**!" besänftigte der Hauptmann.

„Hört mir mit Eurem verfluchten **nego** auf, das ist doch nur wieder ein Stück von Negoz. Herr! ich bin ein ehrlicher Mann und mein Kind ist ein ehrliches Kind und dieser mein künftiger Schwiegersohn ist mein ehrlicher Schwiegersohn, — wenn er zufällig kein schlechter Kerl ist. Herr Hauptmann! Sprecht mir ferner nicht von Negozen; sonst soll kein Tropfen meines beliebten Weines mehr über Eure Lippen rinnen."

„Und aber ich sage doch," eiferte der Hauptmann, „ich behaupte vielmehr, Euch zum Trotz, daß Ihr kein-

Negoz treibt. **Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus — —**"

„Iſt Euer Wein gut?" fragte Baldrian.

„Welche Frage! mein ehrlicher Schwiegerſohn; ich könnte eben ſo gut fragen: Seyd Ihr ein honetter Menſch, da ich Euch meine Tochter geben will? Seht, dieß weiß ich nicht, und doch will ich Euch meine Tochter geben, weil Ihr ein Landskind ſeyd, und meines ſeligen Nachbars Sohn, und weil ich's Eurer ſeligen Mutter auf dem Todbette verſprochen habe, da Ihr noch ein ganz kleiner Schelm waret, und ich noch nicht einmal wiſſen konnte, ob Ihr einſt auch ein großer würdet. Und doch gebe ich Euch meine Tochter . . . ."

„Halt!" unterbrach ihn der Hauptmann; „aber ich wende dagegen ein: Ihr gebt ihm doch Eure Tochter..."

„Ja!" fuhr der Seiler erhitzt fort, zu Baldrian gewendet, „und doch fragt Ihr, ob mein Wein gut iſt? Wofür hieltet Ihr meinen Wein, da Ihr mich fragtet? Redet die Wahrheit, redet die Wahrheit, ich bitte Euch!"

„**In vino veritas**!" ſchaltete der Hauptmann ein.

„Wofür ich Euern Wein hielt?" ſprach Baldrian; „ich glaubte, es ſey irgend ein Schulwein."

„Was iſt das für ein fremdartiges Wort: Schulwein?" fragte der Seiler. „Erklärt mir das und ſeht Euch vor, daß Ihr es deutlich ſagt."

„Es gibt irgendwo einen Wein," erwiederte Baldrian, „der von ſo trefflicher Qualität iſt, daß man die dummen Jungen, die nicht zur Schule gehen wollen, fragt: Ihr

Bengels! Was wollt ihr? Wollt ihr lieber in die Schule gehen, oder alſogleich Landeswein trinken? Damit droht man ihnen, und die Buben gehen dann lieber in die Schule, als daß ſie Eſſig trinken. Das iſt der Schulwein."

„Das iſt rechtſchaffen!" betheuerte der Hauptmann; „denn merkt Euch: **didicisse fideliter artes, emollit mores nec sinit esse feros.** Aber wahrlich! ich ſage Euch im Gegentheil: Die Jungen gehen doch lieber zur Schule."

„Gut geſagt!" ſprach der Seiler lachend; „gut geſagt, ehrlicher Schleifſtein! Welchem uralten Pickelhäring haſt Du den Witz geſtohlen? Es iſt offenbar bei dieſem Witz ein Diebſtahl mit Einbruch vor ſich gegangen. Bei alle dem gefällt mir der Witz, und Baldrian, Ihr ſollt meine Tochter haben, denn der Witz iſt die Hauptſache..."

„Nein! erlaubt!" fiel ihm der Hauptmann in's Wort: „Ich behaupte im Gegentheil, der Witz iſt die Hauptſache."

„Geliebt es Euch, ihr Herrn, in mein ſchlechtes Haus einzutreten, um einen Trunk und Imbiß in allen Ehren zu Euch zu nehmen?" ſprach der Seiler.

„Ihr ſeyd ſehr gütig!" verſetzte Baldrian.

„Im Gegentheil! ehrlicher Seiler!" ſprach der Hauptmann; „wir wollen Eure Einladung annehmen."

II.

Unfern des freundlichen, großen, grünen Kachelofens, der seine wohlthuende milde Wärme in des Seilers Stube verbreitete, saß am runden Eichentisch eine Menge lustiger Brüder, welche in dem löblichen Bestreben versammelt waren, die Ofenwärme nicht bloß auf die anmuthigste Art zu genießen, sondern auch durch Beihülfe eines gewissen, dem günstigen Leser nicht unbekannten Fluidums, genannt Rebentrank, zu vermehren. Das Haupt dieser ehrwürdigen Versammlung war der alte Seiler, der als Hausvater mit einem guten Beispiel im Zechen voran gehen mußte, welchem Exempel die andern Gäste mit löblichem Wetteifer nachfolgten. Der Hauptmann Holzkopf, welcher sich den breiten, martialischen Degen größerer Bequemlichkeit halber abgeschnallt hatte, lehnte höchst behaglich im grüngepolsterten Lehnstuhl; seine Augen blinzelten, auf seiner schweren Zunge schwebte in jedem Augenblick ein Spruch aus irgend einem Dichter des goldenen, silbernen, eisernen, bleiernen und papiernen Zeitalters; Baldrian, der sich bereits ziemlich gütlich gethan, nippte nur mehr wie eine Jungfer; desto beharrlicher und gleichmäßiger aber erwies sich die übrige Gesellschaft, worunter sich der Narrenobristrichter, der Narrenschreiber, der vörderste Narrenanwalt, die Narrenbeisitzer, endlich sogar der Narrennachrichter mit seinen närrischen Bütteln befanden. Hinter dem Ofen saß Cor-

delchen und wechselte mit einem der Anwälte zärtliche, gar feurig erwiederte Blicke.

„Wißt Ihr was Neues, ihr Herren?“ sprach im wüsten Drang des Hin- und Herredens plötzlich der Narrennachrichter: „Das benachbarte Landgericht hat noch in dieser Fastnachtszeit einen lustigen Handel vor, der noch obendrein unser ehrsames Gericht, dessen Glieder in der Stube hier versammelt, beschämt, weil wir ihm keine ähnliche Thorheit nachzuäffen im Stande sind.“ „Und was ist das für ein lustiger Handel?“ fragten die Gesellen durch einander.

„Es soll einer gehangen werden,“ erwiederte der Narrennachrichter verdrießlich: „bedenkt euch, ihr Herren! Sie wollen wirklich einen hängen, nicht bloß zum Spaß, und wir armen Tröpfe haben nicht einmal einen Spitzbuben unter uns, der sich zum Spaß von uns hängen ließe.“

„Der Henker hole so einen Spaß,“ fiel ihm Baldrian in's Wort; „ist Hängen ein Spaß?“ Er erholte sich jedoch bald von seiner Leidenschaftlichkeit und sprach mit sauersüßem Munde: „Ich bin für meine Person ein Feind vom Hängen und hängen lassen, man möge es nun freiwillig thun oder gezwungen, denn die Wirkung ist dieselbe.“

„Gestattet mir, daß ich euch widerspreche,“ lallte der Hauptmann; „ich behaupte im Gegentheil, das Hängenlassen ist so eine unziemliche Bewegung, als irgend eine verbotene Geberde. Was honette Leute sind, von denen hat Maro gesungen: **illi inter sese magna vi brachia tollunt.** Hängen und Fallen aber ist Eins, also auch

Hängenlaſſen und Fallenlaſſen, und es iſt doch ſchimpflich, wie der Poet ſagt: **procumbit humi bos**, wodurch er zwar nicht andeuten wollte, daß der Ochs gehangen würde, aber vielmehr, daß er zu Boden fiel."

„Gut, geſchoſſen, Kanone!" ſprach der Seiler, vergnügt in die Hände klatſchend; „hübſch losgedrückt, lateiniſcher Weckauf! angenehmer Purlepaus! betrunkene Feldſchlange!"

„Halt!" rief der Hauptmann, „das iſt Beleidigung!"

„Das iſt nicht Beleidigung!" erwiederte der Seiler; „kann eine Feldſchlange nicht betrunken ſeyn? Wenn ich geſagt hätte: Gut betrunken wie eine Kanone, wäre es Beleidigung geweſen, — für die Kanone nämlich, denn eine Kanone iſt nie betrunken, wenn man ihr den Schlund noch ſo überladen, ſo iſt ſie doch rechtſchaffen und gibt wieder, was ſie empfangen."

„Ich ſage euch aber doch, **Tityre**!" begann der Hauptmann gravitätiſch; ſeine Rede wurde aber von der Stentorsſtimme des Narrenſchreibers übertönt: „Die vom Landgericht ſind Nürnberger!" ſchrie dieſer im Eifer, und ſchlug ſo derb auf den Tiſch, daß alle Kelchgläſer ſchwankten; „Lauter Nürnberger! ich ſag euch's: Sie werden ihren Dieb nicht eher hängen, als bis ſie ihn wieder haben. Der Delinquent war pfiffig, er iſt ihnen aus dem Neſt geflogen, und ſitzt jetzt vermuthlich gerade an irgend einem eben ſo luſtigen Tiſche, als wir. Es ſoll ihm wohlergehen! Proſit! Der Dieb ſoll leben!"

„Und der Strick daneben!“ fügte der Seiler noch hinzu und alle ſchwangen ihre Gläſer.

„Ich behaupte aber: Der Dieb iſt entkommen,“ ſprach der Hauptmann, zornig vom Tiſche aufſpringend und den vom Weine triefenden Zwickelbart ſtreichend; „und ich ſage euch geradezu in's Geſicht, ſie können ihn jetzt doch nicht hängen. **Tantae molis erat, Romanam condere gentem.**“ — —

„Was?“ rief der ſtark bezechte Narrenoberſtrichter dazwiſchen; — „was? Wir ſollen vor dem Landgericht bei dieſer Gelegenheit den Kürzern ziehen? — — — Und wenn der Dieb auf der Stelle in unſer Weichbild käme, wir liefern ihn nicht aus. Schwört! ſchwört! daß wir den ehrlichen Kerl von Dieb nicht ausliefern wollen. Da! ſchwört! ſchwört!“

„Wir wollen ſchwören!“ riefen die Andern; „habt ihr ein Buch bei Händen, Seiler? daß wir d'rauf ſchwören können!“

„Schwört auf dieß purpurne Miſſale dort!“ erwiederte der Seiler; „auf unſers lateiniſchen Hauptmanns Naſe, der ſtets wie ein Buch ſpricht. Wie? oder iſt ſeine Naſe nicht ſein Orakel, ſein Morgenſtern, ſein Komet? He! iſt er nicht ſelbſt, ſo zu ſagen, wieder unſer Orakel, unſer Kolben, unſer Komet? Was? Oder glaubt ihr, unſer Hauptmann iſt ein heidniſcher, unheiliger Menſch? Wißt ihr nicht, daß er unter dem Kreuz bekehrt wurde, daß er ein Kreuzkopf iſt? Und bedenkt ihr nicht, daß unſer Schwur ſich ohnehin um eine Naſe dreht, nämlich um die, ſo wir

dem Landgericht drehen wollen? Und zweifelt ihr vielleicht, daß diese Nase dem Hauptmann wirklich gehört? Das geht euch nichts an! Es ist kein Wirth unter uns, und wir wollen ihm seine Schulden vergeben, als auch wir vergeben unsern Gläubigern; oder glaubt ihr überhaupt nicht, daß dieses rothe Ding eine Nase ist? Befragt ihn selber und er wird sich räuspern, an seinen Vorsprung greifen (in der Meinung, er fasse die Kerze und wolle mit der Putzscheere ihre Rosen abpflücken) und wird dann mit so heftigem Ingrimm, als kommandirte er: Feuer! ausrufen: „Nein! meine Herren! erlaubt mir! Im Gegentheil! es ist meine Nase," wodurch er bedeuten will, daß sie wirklich eine Nase ist und nicht das Gegentheil von einer Nase. Legt also getrost eure Finger auf seine Nase und schwört, den ehrlichen Dieb nicht auszuliefern, und dem hochmüthigen Landgericht eine Nase zu drehen und einen Possen zu spielen, daß der Schimpf alles Blut des Herrn Landrichters gerinnen macht. Das ist der Witz und der Witz ist die Hauptsache."

„Brav gepredigt," sprach der Narrenoberstrichter, indem er sich feierlichst erhob; innerhalb seiner Stirne glühte ein geheimnißvoller, verschmitzter Plan. „Mich durchzuckt der Geist," sprach er weiter; — —

„Des Weins, des Weins! gestrenger Richter!" fiel ihm der Seiler in's Wort; der Narrenoberstrichter fuhr gravitätisch fort:

„Stille, stille! — es ist mir eingegeben und geoffenbart, wie und welcher Weise wir jenen Anlaß benützen

können, um das hochmüthige Landgericht auf eine bitter empfindliche Art zu verschimpfiren. Wir wollen nämlich, hört! hört! am Fastnachtdienstag eine förmliche Narrenexekution halten, dem Landgericht zum Possen, welches seines klugen Delinquenten nicht mehr habhaft werden kann; deshalb wollen wir einen von uns durch's Loos erwählen, der soll ein Dieb seyn, und das von rechtswegen; alsdann wird ihm nach den Sitten des Landgerichts ein Prozeß an den Hals gehängt, und hierauf wird er unserm gutmüthigen Freund, diesem Scharfrichter und seinen liebenswürdigen Knechten übergeben, welche ich in Eid und Pflicht nehme, unsern bis jetzt noch unerwählten ehrlichen Freund, den zukünftigen Dieb, fleißig in Gewahrsam zu nehmen, und im Rathskeller durch verschiedene Weinproben sattsam und anmuthig zum Tode vorzubereiten. Am Fastnachtsdienstag aber verlese ich dann auf offenem Markt, wann alle bürgerlichen und privilegirten Narren zusammen sind, das Urthel nach den Gebräuchen und Redensarten des Landgerichts, hierauf wird ein zierlicher Galgen aufgerichtet und dieser Seiler liefert den Strick zum allgemeinen Besten und hierauf wird der Dieb daran anhängig gemacht, und ihm alsbald der Strick abgeschnitten, worauf der Dieb von rechtswegen im Triumph davon zu laufen hat, und zum Schimpf des Landgerichts eine Rede halten möge. Leuchtet euch die Narrethei ein? Nun so schwört auf unseres Hauptmanns Nase, zu thun nach meinen Worten, damit, wen immer das Loos treffe,

mit Ausnahme meiner, meiner Beamten und des Seilers, Niemand ſich der Narrethei entziehen dürfe.“

Alle Narren ſtimmten ſtürmiſch dem Vorſchlag bei, und ſchickten ſich an, den Schwur zu leiſten. Nur Baldrian wurde bedenklich und meinte, er ſey in die löbliche Bruderſchaft noch nicht förmlich als Körper eingeweiht, ſey noch allzuſehr bloßer Schatten und habe zu wenig Weſentliches an ſich.

„Wenn das dein ganzer Zweifel iſt, mein Junge!“ ſprach der Seiler, „ſo will ich leicht abhelfen, malt den Adepten mit Weinhefe.“

Es geſchah, wie er ſprach; Baldrian's Phyſiognomie wurde einigermaßen mit dem edlen Färbeſtoff überzogen, eine Kohle verhalf ihm zu einem ſtattlichen Schnauzbart und ein Schoppen Schulweins, der plötzlich auf ſeinen Scheitel troff, weihte ihn, während mancherlei Ceremonien und geheimnißvoller Sprüche, als Mitglied und körperlich vollſtändigen Bruder der wohlehrwürdigen Narrenzunft ein.

„Aber — —“ meinte Baldrian, ängſtlich werdend, „wenn nun das Loos gerade mich träfe; es kann unmöglich angenehm ſeyn, gehangen zu werden.“

„Kein Aber!“ fiel ihm der Seiler in's Wort; „glaubſt du, dieſer Poſſenſtreich würde dich unehrlich machen? Hier ſitzen lauter ehrliche Leute, und keiner will ſich dem Strick entziehen. Auch weißt du ja gar nicht, ob dich das Loos trifft. Burſche! Willſt des Seilers Tochter heirathen und nicht gehangen werden? — Wenn du bei unſern

Schwänken nicht mithältſt, gebe ich dir meine Tochter nicht und damit holla."

Baldrian, von dem letzten Motiv verſtimmt, willigte ein und leiſtete mit allen Uebrigen den Schwur. Der verhängnißvolle Würfel ging in der Runde von Mann zu Mann, Baldrian hatte den letzten Wurf; vor ihm hat der Hauptmann, der in ſeiner Trunkenheit die Würfel anfänglich unter den Tiſch geworfen, das Loos für ſich. Jetzt warf Baldrian und verfärbte ſich etwas. Er hatte den höchſten Wurf gethan, und war alſo von rechts- und glückswegen erklärter und überwieſener Dieb, weil er nach des Seilers Anklage Cordelchens Herz geſtohlen.

„Wißt ihr was!" ſprach Baldrian, unmäßig lachend, während er unruhig auf ſeinem Stuhl hin und her rückte, — „es iſt doch ſo eine kitzliche Sache um das hängen, d. h. ich will damit nicht gemeint haben, — — wißt ihr was, ich will euch einen Stellvertreter auftreiben."

„Was?" rief der Seiler; „pfui! du aufgetriebener Burſche!"

„Nichts da!" ſchrieen die Andern.

„Infandum regina jubes," lallte der Hauptmann mit verglasten Augen, den Zeigefinger mit lächerlicher Klugheit an ſein Evangelienbuch führend.

„Still, Kanone!" unterbrach ihn der Seiler; „meine Tochter heißt nicht Regina, ſondern Cordelchen."

„Erlaubt," fiel ihm Herr Ramms, einer der Narrenanwälte in's Wort:

„Sapperment!“ ſchrie der Seiler, in ſeiner Trunkenheit erhitzt auf den Tiſch ſchlagend.

„Quos ego,“ ſtammelte der Hauptmann.

„Ihr widerſprecht mir in einem fort,“ donnerte der Seiler zu Herrn Ramms, der ihm mit vieler Ruhe antwortete: „Ich habe ja in dieſem Augenblick kein Wort geſprochen.“

„Ihr raiſonnirt in Gedanken,“ erwiederte der Seiler, mit halbem Leib ſich über den Tiſch hängend; „und wenn Ihr nicht aufhört, Recht haben zu wollen, ſo geht hin wo Ihr hergekommen ſeyd, und haltet irgendwo mit des Seilers Tochter Hochzeit.“

„Das will ich, ja und wahrhaftig!“ verſetzte Ramms, plötzlich ſehr ernſthaft; „das will ich, gilt Euer Wort?“

„Ein Wort ein Mann,“ erwiederte der Seiler, treuherzig betrunken ihm die Hand ſchüttelnd, „wenn Ihr durchaus meines Schwiegerſohnes Stelle vertreten wollt.“

„Mit tauſend Freuden,“ ſprach Ramms, und fiel dem Seiler um den Hals; Cordelchen kam aus ihrem Schmollwinkel herbei, und küßte, liebkoſte den alten Vater, der gar nicht wußte, wie ihm geſchah, und endlich lachend ausrief: „Aber wie komm' ich mir denn eigentlich vor? Bin ich denn der Hanswurſt auf der Scheibe?“

„Nichts für ungut,“ verſetzte die Tochter ſchmeichelnd; „der Herr Ramms hier hat dir eben unverſehens in's Herz getroffen. Gelt, Väterchen?“

Baldrian gewahrte zufällig die Gruppe. „Hoho!“ ſtammelte er giftig, — doch die Trunkenheit erſtickte ihm

den Zorn im Munde, so, daß er nichts vorbringen konnte, als die Worte: „Guter Freund! vergreift Euch nicht durch Ungefähr an dieser meiner Braut!“

„Wann ist denn Eure Hochzeit? wenn man fragen darf,“ sprach Ramms etwas übermüthig.

„Am Fastnachtsdienstag,“ lallte Baldrian mit schwerer Zunge, „übermorgen, wann die dumme Exekution vorbei ist.“

Inzwischen schickte sich die Mehrzahl der tollen Gesellschaft taumelnd und jolend zum Aufbruch an. Der Hauptmann war bis zu jener Stufe des Rausches gelangt, in welcher er melancholisch zu werden und häufige Thränen zu vergießen pflegte, auch gemeiniglich vom Schlaf überrascht wurde. Der Narrenoberstrichter überantwortete den verlosten Baldrian dem Narrenmachrichter, und dieser kommandirte seinen Bütteln: „Ihr zwei Handhaber närrischer Gerechtigkeit und gerechter Narrheit! Fasset diesen armen Schelm, unsern ehrlichen Dieb, an und bewachet ihn; bringet ihn in den Rathskeller, wo er am dunkelsten ist, denn im Dunkeln ist gut munkeln.“

„Pecus quaerit umbram,“ stöhnte jammernd der Hauptmann, aus tiefsinnigem Hinbrüten emporfahrend.

„Nun, wahrhaftig!“ sprach der Seiler, während Baldrian abgeführt wurde, die Andern aufbrachen, und der Hauptmann winselte; „Wahrhaftig! Gott hat sein Babel heute wieder gesegnet mit einer reichen Ernte von Verwirrtheit und Unvernunft, mir ist der Kopf davon so voll,

wie irgend ein Topf, den man nie an's Feuer zu setzen pflegt."

„**Servavit odorem testa diu,**" replizirte der Hauptmann; „im Gegentheil möchte ich euch aber bemerken, und gestattet mir, — o was sind wir alle für hinfällige Menschen, — erlaubt aber, daß ich euch widerspreche, und sage: Euer Kopf ist wirklich wie ein unsauberes Gefäß; ihr solltet auf dessen Reinigung bedacht seyn, denn der S — e ist das Himmelreich nicht, **scilicet suum**, der Borstenthiere;" er verfiel in sänftlichen Schlummer. Alle Gäste hatten sich bereits entfernt; auch Ramms, welchem Cordelchen hinausleuchtete, wobei, wie man sagt, der Liebesstern am Himmel die Augen zudrückte, und seinen Nachbarinnen, den Plejaden, zulispelte: Ihr sieben alten Jungfern! Werdet mir zu lieb etwas gelb vor Neid, denn da unten auf Erden ereignete sich etwas wie ein Kuß, und ich wette, das Resultat davon ist, daß Cordelchen nicht sitzen bleibt, wie ihr, meine scharmantesten, sieben alten Jungfern, die ihr doch dem Mond, auf den ihr Absichten habt, verschiedenermaßen entgegen kommt. Gehorsamer Diener! meine scharmantesten sieben Nachbarinnen!"

Während dieß am Himmel geschah, wurden auf Erden verschiedene Bewegungen vorgenommen, um vermittelst Hebelkraft die Last des friedlichen, schnarchenden Hauptmännleins fort zu transportiren, jedoch nicht mit dem glücklichsten Erfolg. Der Seiler entschloß sich also, ihn wie er war auf dem Wahlplatz liegen zu lassen; — ein Vorsatz, der seiner Gastfreundlichkeit ebensoviel Ehre machte,

als seiner Klugheit. „Leuchte mir, Cordelchen!“ sprach der Seiler zu seiner Tochter, indem er seine halb offenen Aeuglein über das Schlachtfeld der Versammlung die Runde machen ließ. Er faltete dann die Hände über den Wanst zusammen, und sprach nicht ohne große Rührung:

„Glaubst du vielleicht, mein Kind! dieser römische Hauptmann sey betrunken? o nein! er schläft. Glaubst du vielleicht, dieser, mein König Alexander, mein herrlicher Roland, mein klassischer, klassifizirter Goliath schläft? — O nein! er ist betrunken. Siehst du mein Kind, das sind die zwei Endpunkte und in der Mitte liegt der Witz. Siehst du, der Witz ist die Hauptsache, denn ich sage dir ja: Der Trunk ist die Hauptsache, und der Trunk, Cordelchen! das ist eben der Witz. Der Witz ist ein Stammschatz unserer Familie, ich habe ihn auf dich fortgepflanzt, und ich rathe dir: Bringe mir als Enkel einst keinen dummen Jungen zur Welt, keinen froschledernen Wechselbalg; lieber wollte ich, du brächtest einen vollständigen Kapuziner zur Welt mit Bart und Strick, wodurch du doch wenigstens beweisen würdest, daß er eines Seilers Enkel ist. Willst du wissen, wie man einen witzigen Jungen erzielt? Ich will deinem zukünftigen Mann das Rezept dazu mittheilen, denn ich habe wirklich große Lust, dir ein männliches Wesen zum Gemahl zu bestimmen; wenn du mir aber die Hoffnung auf einen buntscheckigen Stammbaum vereitelst, so will ich mich mit einem stumpfen Witz erstechen, oder an einer Fastenpredigt ersticken. Nun gute Nacht!“

III.

Unüberwindlichſter Leſer! Denn ſo und nicht anders muß ich dich in tiefer Bewunderung nennen, wenn du wirklich mit preiswürdiger Tapferkeit bis zu dieſem Augenblick auf dem Schlachtfelde der Narrheit ausharrteſt. Angenehmſter heroiſcher Leſer! iſt es dir nicht ſchon zu Zeiten begegnet, daß du den ritterlichen F..... oder den göttlichen Clauren in der Hand, in einen, ich will nicht eben ſagen, magnetiſchen Schlaf verfielſt, nein! daß du überhaupt durch das geheimnißvolle Einwirken eines dichtern Dunſtkreiſes einer, ſo zu ſagen, bleiernen Atmoſphäre, — ich will ſie eben nicht die lange Weile nennen, aber, um mit unſerm römiſchen Hauptmann zu ſprechen, daß du im Gegentheil doch in Schlaf verfielſt? Ich will alle Möglichkeiten der verſchiedenſten Influenzen und Rapporte bei Seite ſetzen, durch welche auch die beſte Natur umgebracht wird, ich will den Fall ſetzen, daß du in einem Raupach'ſchen Trauerſpiel wirklich vor Gähnen gar nicht zum Schlaf kommen könnteſt, ich will dir eine ſo ſtarke Conſtitution zutrauen, daß ſelbſt eine Oper von Maierbeer, dem Löwen der neuern Kunſt, dem Erfinder der Paukenſoli und Piatti-Duetten, wie auch der Kanonen-Recitative und angenehmen Trommel-Ouvertüren dir ſtatt eines Wundfiebers nur einige Convulſionen beibrächte. —

Läugne es nur nicht, herrlichster Leser! du schliefst schon, bevor der Hauptmann noch auf eine gewisse schnarchende Weise in prophetische Träume versank. Nun will ich setzen: du wärst kein Ich, von Anbeginn gesetzt, nein! müßtest erst einen Anlauf nehmen, dich als Ich zu setzen; wenn du dich also noch nicht als dich gesetzt hast, so erweise mir die Freundschaft und thue es nicht, sondern setze dich als mich. Willst du das, lieber Leser? Ich bitte dich, thue es, und ich will dir dafür versprechen, künftighin so vernünftig zu seyn, als wäre ein Criminal-Protokoll mein Vater gewesen, eine lange, magere, durchsichtige, untadelhafte Kanzleifeder meine Frau Mutter, als hätte ich nie etwas Anderes im Sinne gehabt, als, daß ich meinen Verstand an einen Lichtzieher als Docht verhandeln müsse, d. h. am Rande mußt du mir doch erlauben, etwas confus zu seyn. Nur an einem Tag in der Woche erlaube mir, mich mit meiner Verrücktheit zu unterhalten, allenfalls am Freitag, damit ich die Fastenspeisen für gediegenes Schweinefleisch ansehe, und die Stockfische für Schöpse oder Recensenten oder sonst Quadrupeden. Sieh! lieber Leser, nur so viel Verrücktheit mußt du mir gestatten; so viel ist unerläßlich, um sechs Tage hindurch mit einem Restchen Verstand haushalten zu können. —

Hast du dich als mich gesetzt? oder deutlicher gesprochen, hast du deine substantielle Subjectivität in meine objective Idealität umgeschmolzen; so wirst du dich jetzt statt meiner in des Seilers Stube befinden, während ich, dein dankbarster Diener, mich eben jetzt ganz behaglich in

dem schönen, weichgepolsterten Armstuhl strecke, und in dem schönen neuen Buche lese, was du in des Seilers Stube für wunderliche Besuche bekömmst.

Die Nachtlampe litt augenscheinlich an der Abzehrung. O hui und pfui! Was für ein widerlich Gesicht! was für niederträchtige Fratzen macht die Flamme! Hoch hinauf brodelt's von Qualm, schwer und zäh wie eines Molches schwarzer, rostiggefleckter, schuppiger Leib sich unabsehbar auseinanderreckt, der dicke, unförmliche Kopf oben, ohne Umriß, ohne Augen, trägt einen pestigen Zauber statt des Hirns in der Mitte. Ringsum tolle Wirthschaft, weite, bauchige Gläser tanzen umher mit Ueberresten ausgedufteten Weins; eine Fledermaus, die unhöflicherweise mit dem Kopf durch's Fenster stieß und in die Stube flog, die badet sich in dem einen halbvollen Kelchglase; jetzt fliegt sie auf und schüttelt die Schwingen, daß das eklige Naß in dicken Tropfen herunterständt.

Der alte Seiler liegt auf sein Bett hingeworfen, schwer stöhnend, die Schuhe hängen ihm in den Beinen, die eine Faust stemmt er auf's Kissen, die dürren Finger der andern stehen starr weit auseinander, wie vom Krampf gespreizt. Da pocht es an der Thüre. Der Seiler ruft nicht: Herein, aus dem einfachen Grund, weil er in dem Zustand der Bewußtlosigkeit ist, die man bald Schlaf, bald schwere Trunkenheit betitelt. Vielleicht will er aber auch rufen, denn da sperrt er ja eben die Lippen auf, aber es quillt ihm drinnen im Gaumen, und füllt ihm den Schlund, als ob ihm geschmolzen Blei zu den Zähnen

herausschäume; obwohl er aber nicht ruft: herein, und nicht aufstehen kann, um den Riegel loszuschieben, so kommt doch einer herein, ernst und abgemessen, die Schritte hallen so ganz eigen, als ob die Fersen scharf in den Estrich hinein sägten.

Jetzt tritt der Gast vor des Seilers Bett und ruft ihn an: „Was ist's, Meister? Du bist ein verlogener Schelm; ich komme, dich zu mahnen."

Der Seiler bäumt sich im Bett hoch auf und schnappt nach Luft, um Antwort zu geben. Aber es geht nicht, seine Zähne klemmen sich ineinander, seine Brust sinkt ein, es knacken ihm die Rippen, als ihm der Gast, ein grober Patron, mit der Faust draufschlägt, um ihn zu wecken.

„Hab dir noch sieben Jahre zugegeben, du verlogner Schelm!" spricht der Gast, „weil du vorgegeben, Buße zu thun; nun aber badest du dich in der Pfütze, und besäufst dich in Schlamm, setzest dir eine Narrenmütze auf, damit man das schneeweiße Haar auf deinem Schädel nicht sehen soll; treibst überhaupt Schwänke und Possen, als ob du noch gar nicht im Grabe gelegen hättest. Was ist's denn mit deinem Cordelchen? He! du sündlicher Schalksnarr! Hast du mir nicht dein Cordelchen verschachert damals vor sieben Jahren, wie du im Grabe lagst und mich bethörtest, dir auf's Neue die Frist zu geben, auf daß du Buße thun könntest? Hab's wohl gehört, wie du sie gestern in deiner Tollheit und deinem Rausch an zwei versprachst; aber ich, ich war der Erste, und gebe mein Recht nicht auf, so wahr ich der Knöchler

bin, du alter Saufaus; am Aſchermittwoche ein Uhr Morgens iſt deine Zeit aus; 's iſt nur, daß du nicht drauf vergißſt, denn ich halte in derlei Punkten auf Ordnung, mein Freund! Und wie ſieht es hier aus, bei einem Ketzer könnte es nicht unflätiger zugehen; in eines Juden Wohnung iſt es — ausnahmsweiſe — reinlicher, als bei dir. Kein Stuhl ganz, welche Teufelsbraten haben denn hier Sabbat gehalten?"

„Liebenswürdiger Freund! äußerſt erwünſchter Gaſt!" ſtöhnte der Seiler, allmählig erwachend, „verzeihe mir, ich bin ein alter, ſchwacher, ganz hinfälliger Mann, den die Geſellſchaft der Ruchloſen wider Willen hingeriſſen hat. Da iſt z. B. ein höchſt laſterhafter römiſcher Hauptmann, welcher mein ganzes Chriſtenthum durch immerwährende heidniſche Sprüchlein, ſo wie durch die Todſünde des Fraßes und Völlerei ſehr eifrig zu untergraben bemüht iſt."

„Das iſt keine Entſchuldigung," brummte der Gaſt ganz verdrießlich; „ich hab auch ſo 'nen Kameraden, der mich immerdar begleitet, und der hinlänglich ruchlos iſt, wie du dir leicht vorſtellen kannſt, wenn ich dir ſage, daß es der Teufel ſelber iſt."

„Gehorſamer Diener!" erwiederte der Seiler; „das iſt eine ſchöne Bekanntſchaft, da verwundert's mich denn gar nicht, daß du, mit Reſpekt zu vermelden, allmählig auch zu ſo einem niederträchtigen Kerl wirſt, wofür ich dich wohl halten muß, weil ich wohl vermuthe, daß du

dich mit meinem Cordelchen nicht eben priesterlich wirst einsegnen lassen."

„Du hast sie mir mal verkauft, du Rabenvater!" sprach der Knöchler, „und also geht's dich weiter nichts an, ob ich des Seilers Tochter zu meiner Haushälterin oder zu meiner Beihälterin mache. Kurz und gut, übermorgen ist Aschermittwoch; ich habe schon die Post belegt, denn ich reise mit des Seilers Tochter nach England, wo mein Herr Vetter, der Spleen, jetzt recht gute Geschäfte macht, und man muß bei so schlechten Zeiten doch aus seinen Handels-Verbindungen einigen Profit ziehen."

„Warte doch bis nächste Ostern!" stöhnte der Seiler. „Was hast du denn von einem so miserablen Leben, wie das meinige? Dir kommt's doch nicht darauf an, und mir macht es Spaß. Ist denn dein Herz gar nicht zu bewegen?"

„Dummer Schnack!" erwiederte der Knöchler, „ich habe gar kein Herz; der Dieb entläuft seinem Galgen nicht."

„Nun in Gottesnamen," sprach der Seiler, „ich will mich drein schicken, also wir sind versöhnt! Nun setz dich zu mir, und laß uns noch gut schmausen, ich habe ein paar gute, frische Häringe im Schrank, hast du Appetit, so greif zu."

„Häringe?" fragte der Tod mit leckerer Miene; „wahnsinnige Häringe oder vernünftige? Sind diese gewissen Häringe auch schmackhaft? Laß doch mal sehen

dieſe Häringe; wenn dieſe Häringe nicht ganz unſchmackhaft ſind, ſo möcht' ich ſie wohl verkoſten, dieſe Häringe. Häringe ſind gar nicht meine Antipathie."

Der Seiler holte die Häringe, der Knöchler ließ ſich, von ihrem ſüßen Geruch betäubt, nicht lange bitten, und ſpeiſte mit bewunderungswürdigem Appetit das ſchöne, runde Dutzend der Wohlgeſalzenen. „Wohl bekomm's!" ſprach nicht ohne bedeutende Salbung der Seiler, die Hände zum Gebet gefaltet. „Aber ſagt mir nur in's Geiersnamen! weßhalb Ihr, der Ihr doch das Süße gewohnt ſeyd, plötzlich mit dem Geſalzenen Euch ſo wohl zufrieden gebt?"

„Ihr müßt wiſſen," verſetzte der Tod, „daß ich geſtern — vor allem müßt Ihr wiſſen, daß ich heute ſehr durſtig bin, — alſo geſtern war ich beim Leichenſchmaus eines italiäniſchen Prälaten; — ich bitt Euch, Meiſter Seiler! habt Ihr nicht vielleicht ein Schlückchen Weins bei der Hand, oder ich will mich auch mit Waſſer begnügen, mit Kirſchwaſſer nämlich, — bei jenem Todtenſchmaus (nun Ihr wißt, daß ich da immer unſichtbar dabei ſeyn muß, um Revue zu halten,) alſo bei jenem Todtenſchmaus waren Euch ſo allerliebſte Bäschen u. ſ. w. des ſeligen Herrn Prälaten zugegen, daß ſtatt der Confituren lauter überzuckerte Thränen und eingeſottene Seufzer und ſehr wohlſchmeckende Honigworte herumgegeben wurden; nun! Ihr wißt, ich bin ein alter Knabe, und naſche gern; da überlud ich mir denn den Magen ein bischen, und darum ſchmeckten mir die Häringe ſo vortrefflich, aber ich bitte

Euch, schafft mir jetzt Wein herbei, denn meine Seele dürstet, und bei den Häringen war das Salz nicht gespart."

Nun schleppt der Seiler Wein herbei, und der Knöchler schüttet so mächtig in sich hinein, daß wenn der Verbrauch nachgerechnet wird, ein Oehmchen durchaus nicht zu gering angeschlagen ist, auch die liebenswürdige Fledermaus, welche sich so überaus anständig benommen, beginnt ihre Narrethei von vorne zu treiben, es muß ihr in den Kopf steigen, denn sie brummt und schnurrt und surrt allerlei widerliche Melodeien, fliegt hin und her wie verrückt und begeht mancherlei Ungesittetes. Der alte Seiler hat seinen rechten Spaß dabei, und schenkt dem Knöchler fleißig ein, dem aber wird ganz fidel zu Muth, und er wackelt sehr gemüthlich mit dem Stuhl, und siehlt sich drinnen, und knöpft sich das Wamms auf, lüftet sein Halsband, und fängt an, einige sehr bedenkliche Lieder zu singen. „Ihr seyd ein Ehrenmann," spricht er endlich zum Seiler; „euer Wein ist gerecht, und der Gerechten ist das Himmelreich; seyd ihr's zufrieden, so will ich euch auch alsogleich in's Himmelreich spediren."

„Ich dachte gar," erwiederte der Seiler, „wir sitzen ja jetzt so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb; es würde vielleicht gerathen seyn, wenn wir lieber einen kleinen Handel abschlößen zu unserm beiderseitigen Nutz und Frommen, auf daß wir uns beide noch lange des Lebens freuen."

„Laßt hören, ihr Wetterkerl!“ sprach der Tod ganz lustig, „laßt hören, alter Gauch! Welche Bedingung?“

Sie rückten näher zusammen, und schwatzten und verhandelten heimlich, — da schob sich plötzlich eine lange, ganz kuriose Figur zur Thüre herein, trat sachte hinter des Knöchlers Stuhl, nahm ihm bedächtig den Kopf von den Schultern, schob ihn mit den Worten: „Erlaubt, Herr Bruder! ich hab ihn zu einem wichtigen Geschäft vonnöthen,“ in die Tasche, und ging dann wieder zur Thüre hinaus. „Ja so,“ sprach er, sich besinnend auf der Schwelle, und ging eben so bedächtig zu dem kopflosen Knöchler zurück, dessen rechte Hand so eben der Seiler ergriff und schüttelte.

Dann nahm er seinen eigenen Kopf von den Schultern, und stülpte ihn auf den ganz gemüthlich dasitzenden Rumpf, worauf er zur Thüre hinausschritt.

Der Seiler, der noch immer seines Gastes rechte Hand fest hielt, sprach: „Also abgemacht? Nicht wahr, es bleibt bei diesem Stellvertreter.“

Der neue Kopf war ganz verdutzt auf diese Anrede; um sich aber keine Blöße zu geben, weil er denn doch der Kopf des dummen Teufels war, so machte er in seiner Albernheit ein ganz pfiffiges Gesicht, als hätte er alles begriffen und sprach sehr zufrieden: „Es bleibt dabei, abgemacht.“

IV.

Am Fastnachtsdienstag hatte sich das ehrsame Narrengericht vollzählig auf dem Marktplatze des Städtchens versammelt; ein zierlicher bunt bemalter Galgen war in der Mitte des Platzes aufgerichtet und mit verschiedenen närrischen Symbolen, Devisen und Schildereien verziert, deren manche nicht eben von den nüchternsten und züchtigsten Pfahlbürgern erfunden und angebracht waren; alle Schildereien hatten einen schimpflichen Bezug auf das nächstgelegene, fremdlandesherrliche Landgericht.

Eine Menge von Mummen umschwärmte den Dreibein, um welchen ringsher eine Art von Kanzleivergitterung, nach den Farben des Landgerichts bemalt, angebracht war; Pickelhäringe, mit unanständig großen Narrenkolben bewaffnet, hielten Wache.

Das Volk, in den buntesten Vermummungen, wogte und schwärmte ausgelassen, singend, quäckend und tanzend, in ungeduldiger Erwartung der Dinge, die da kommen würden, auf dem Marktplatz. Endlich schlug die angeraumte Stunde der feierlichen Exekution, vieltöniges Schellengerassel ließ sich vernehmen; der Zug kam.

Voran ritt ein Pickelhäring, rücklings auf einem Esel, des Esels Schwanz statt des Zaumes haltend, ein alberner kleiner Hanswurst führte das Thier. Der Reiter, welcher den Polizeihauptmann travestirte, trug einen un-

geheueren spitzigen, steifen, kohlrabenschwarzen Schnauzbart, eine martialische wächserne Nase und eine große Leberwurst an der linken Seite statt des Degens. Ihm folgt die Feldmusik, eine sehr lächerliche Schaar; die Mannschaft, zwanzig Köpfe stark, kam hintendrein. Die Soldaten dieser Miliz trugen bunte Jacken, hohe Stiefel, die ihnen bis auf die Schwappelbäuche hinaufreichten, kegelförmige graue Filzmützen, lange Bratspieße, große Hafendeckel statt der Tartschen und riesenmäßige Blutwürste statt der Schwerter. Sie sangen ein zotenhaftes Lied, jolten dazwischen und begingen allerlei Muthwillen und Unfug unter den Zuschauern. Hinter ihnen schritt der Narrenoberrichter, welcher sich ganz nach dem Muster des Landrichters aufgestutzt hatte. Er trug einen kanariengelben Oberrock mit breiten Schößen, eine schwarze Weste darunter, Brillen auf der wächsernen Purpurnase, eine große Wolkenperücke, und in der Hand ein weißes Stäbchen. An seiner Seite ging der Schreiber, das Narrenbuch tragend. Hierauf folgte Baldrian, mit Weinhefe geschminkt, so daß man seine Züge kaum erkennen konnte; von den zwei Büttelu, wie im Triumph auf den Schultern getragen, seine Hände und Füße waren wie die eines Wickelkindes mit rosenfarbenen Bändern gefesselt. Neben ihm ging sein Anwalt und die Beisitzer, welche ihm bei jedem Schritt ein Glas voll Wein, wie zur Herzstärkung unter die Nase hielten und dasselbe dann zum großen Gelächter des albernen Publikums selbst austranken. Baldrian aber war schwer betrunken. Am possirlichsten sah der Narrenscharfrichter aus, welcher hin-

ter Baldrian ging, und wie eine Säugamme eine Haube auf dem Kopfe trug, mit der einen Hand hielt er auf einem Sammtpolster den Strick, mit der andern einen gewaltigen Schinken, an dem er fleißig nagte und den er von Zeit zu Zeit den Umstehenden zum Küssen gab.

Der Zug war bei dem Dreibein angelangt, in dessen Nähe Bühnen aufgeschlagen waren, auf denen sich die honetten Leute des Städtchens versammelt hatten, worunter auch der alte Bürgermeister, der Seiler mit seiner Tochter, der Hauptmann Holzkopf und viele andere, größtentheils in abentheuerliche Trachten vermummt.

Die Ceremonie begann; der Narrenoberstrichter empfing aus seines Schreibers Händen das Narrenbuch, schlug es bedächtig auf, und las mit lauter Stimme folgendes Protokoll daraus ab:

„Kund und zu wissen, was geschehen sind in diesem verflossenen Jahr für lobenswerthe Geckereien, Schalksposseu und Narretheien, was bemerkt worden ist und fürgetragen zu dem hochpreislichen Narrengericht allhie, da man zählt nach Erschaffung des Hanswurstes das Jahr 7733, nach dem Bau zu Babel 6733.

Davon die erlesensten Schwänke, Eulenspiegelstreiche und safransarbigen Tollheiten sind folgende:

primo ist Herr Hans Dampf zu letzter Aschermittwoche aus seinem Bett gestohlen worden, ohne daß er's vermerkt, und hat selbstens die Hosen über den Kopf angezogen,

item iſt ein Jud, Amſchel mit Namen, für einen Affen ausgegeben worden, und als ſolcher auf offnem Markt in einer Bude gezeigt, hat müſſen auf dem Seil tanzen, Nüſſe knacken, auch Geſichterſchneiden und auf einem Bären reiten, NB. hat auch gebiſſen,

item eine Mannsperſon mit einem Mägdlein niedergekommen, wie und was maſſen, nicht bemerkt worden,

item ein Jud Levi ſich mit einem Schwein vergangen, auch ertappt worden, daß er das Schweinefleiſch richtig gegeſſen, befragt, warum er der Juden Satzungen alſo verachtet, hat er geantwortet, erſtens weil er dadurch in einer Wette zwei Pfund ſchwäbiſche Heller gewonnen, zweitens, weil er auch Appetit gehabt.

item Herrn Bürgermeiſter Geſtreng Hörner aufgeſetzt — —

„Was?“ rief der alte Bürgermeiſter von ſeiner Bühne herab; „mir Hörner aufgeſetzt? wie iſt das zugegangen? und wer kann mir das beweiſen — —“

„— — in der Zunft- und Zechſtube zum Hirſch; dem Hirſch in der Zechſtube den Kopf abgeſchlagen und des Herrn Bürgermeiſter Geſtreng, ſeinen, wohlgeſchnitzelt zur Zier gemeiner Stadt an die Stelle geſetzt, wodurch auch dem Herrn Bürgermeiſter Geſtreng endlich mal der Kopf zurecht geſetzt worden.

item der Narrenhauptmann — —

„Halt!“ rief der Hauptmann Holzkopf von der Bühne herab, quaeso et conqueror, das iſt Beleidigung.“ Der Seiler legte ihm den Finger auf den Mund und beſchwichtigte ihn mit den Worten: „Platzt nicht zu früh auf

Eurem Platz, meine gute trojanische Kanone! Es ist jetzt von dem Eselsreiter alldort die Rede —

— — item der Narrenhauptmann sich vermessen, einen Heiden zu spießen, zu schmoren und zu verspeisen, auch seine Wette gewonnen; — einen Indianer, alias Schustervogel, gespießt und geschmort, auch ganz allein und ohne Beihülfe aufgezehrt;

item der Hauptmann Holofernes Holzkopf einen Tag im Jahr nüchtern gewesen, was gleich einem Kometen geachtet und guter Weinwuchs aufs kommende Jahr prophezeit worden. — —

„Halt!" donnerte jetzt der Hauptmann, mit einer Löwenstimme, „gestattet mir, Euch zu widersprechen; denn ich behaupte, das ist nicht die Wahrheit. Ich sage euch, ich war damals doch betrunken."

— — „Ist also an einem Tage nüchtern gewesen, obgleich er einen Rausch gehabt, weil er sich aus dem alten Rausch durch einen neuen Rausch aufgenüchtert. Auch das Kupfer damals theuer geworden, bis der Hauptmann an demselben Tag sich zum Drittenmal einen Rausch angezecht und dadurch wieder gültigermaßen betrunken geworden;" — „naturam expellas furca, tamen neque redibit," eiferte der Hauptmann — —

— — „item am Fastnachtssonntag ein Schleifergeselle Namens Baldrian überwiesen worden, daß er einem reisenden Handwerksburschen muthmaßlich auf der Wanderschaft einen Witz gestohlen, den Witz vom Schulwein, was auch als ein Schimpf gegen gemeiner Stadt Wein-

wuchs aufgenommen worden; auch beschuldigt, einer armen Dirne ihr Herz gestohlen zu haben, was als Kapitalverbrechen angenommen, dahero auch ein Verhör ergangen, und bemeldter Dieb eingesteckt worden, auch nach gerechtem Spruch des hochpreislichen Narrengerichts allhie verurtheilt, mit des Seilers Tochter Hochzeit zu halten. Hiebei übrigens zu bemerken, daß hie zu Stadt die Diebe gehangen werden, auch wenn man sie nicht hat, was in Nürnberg, der Türkei und manchen Landgerichten nicht der Fall ist, wo man nur die Diebe hängt, die man hat. Auch kund und zu wissen, daß über besagten armen Sünder Spruch und Urthel ergangen und wird seinem Anwalt verstattet, besagten Spitzbuben in offner Rede zu vertheidigen." Der Narrenanwalt Ramms bestieg nun eine kleine Erhöhung und sprach dann folgende Rede:

„Besonders werthe Zuhörer, hochzuverehrender armer Sünder! Ich wüßte nicht, warum ich diese Kanzel betreten sollte, wenn nicht ein außerordentlicher Fall in den Jahrbüchern unsers hochpreislichen Gerichts uns versammelt hätte; es soll nämlich eine Hochzeit gehalten werden, wobei dieser arme Sünder den Bräutigam vorstellt, jener gute Mann in der Frauenhaube den Pfarrer, des Seilers Tochter die Braut und ihr alle die Zeugen. Obwohl ich nun keinen Grund habe, diesem Bräutigam bei der Vermählung beizustehen, was soviel heißen will, als vielmehr diese Hochzeit zu verhindern, so zwingt mich doch mein Amt, ihn zu vertheidigen. Betrachtet diesen Menschen zuvörderst unpartheiisch, hochzuverehrende Zuhörer! an

deren geneigte Ohren ich appellire, und entscheidet vor allen, ob dieses besagte Wesen, genannt Schelm und Dieb, auch Spitzbube und armer Sünder, wirklich in irgend etwas einem Menschen ähnlich ist! Ihr werdet mir einwenden: Er hat einen Kopf wie ein Mensch, aber ich behaupte, so wie seine Nase keine Nase ist, sondern nur ein Schnabel, so sind die Züge seines Antlitzes eher eines Vogels Züge. Ihr meint, er hat aber doch zwei Beine wie ein Mensch, zwei lange Beine, ich behaupte aber, das sind eines Vogels Beine; denn ihr müßt wissen, daß nicht alle Vögel Paradiesvögel sind, sondern im Gegentheil alle bis auf diesen mit zwei Beinen versehen sind, wodurch sie sich gerade von den vierfüßigen Thieren und dem Dreibein unterscheiden. Zweifelt ihr vielleicht, daß dieser Vogel pfeifen kann? O! ich sage euch, gerade weil er pfiffig ist, erkennt man ihn an seinem Pfiff, besonders, da er jetzt eben gerupft ist, und man ihn also an den Federn nicht erkennen kann. Wenn er aber ein Vogel ist, wird man ihn nicht hängen, denn wurde je ein Vogel gehangen? Das ist der Kern meiner Vertheidigungsrede: daß es unerhört ist, einen Vogel zu hängen, und daß man daher auch diesen Vogel nicht hängen soll. Somit schließe ich, indem ich eure muthmaßliche billige Neugier zufrieden stelle, was für ein Vogel dieser Vogel ist, welcher in seinem jetzigen betrunkenen Zustande auch einer Vogelscheuche nicht unähnlich sieht. Ihr meint, es sey ein Gimpel? O nein! erwiedere ich euch, dazu ist er zu pfiffig, denn er hat ja wirklich gestohlen. Ein Gelbschnabel? Auch nicht,

denn sein Schnabel, den er in Wein und Hefe getaucht, ist reiner Purpur, wie eines Cardinals Strumpf. — Ein Rabe? Das hat freilich den Umstand für sich, daß er gestohlen hat; allein ein Rabe ist schwarz, und dieser blos schmutzig. Ein Wendehals? Das hätte schon etwas mehr für sich! — Ein Drosselchen? Das wäre näher an's Schwarze getroffen. Wenn ich es euch aber ganz deutlich herausſage, so ist er ein Galgenvogel, woran ihr gewiß nicht zweifeln werdet."

Ein Beifallsgemurmel erhob sich; der Anwalt trat von seinem Platze ab, der Narrenoberstrichter wendete sich zu ihm und sprach:

„Ihr habt Eure Pflicht wacker erfüllt, weiser Anwalt und Rechtsgelahrter! Der Himmel segne Eure Jahre immer mit so viel Weisheit und Macht der gediegenen Rede. Indessen bedauere ich, daß Eure Bemühungen diesmal dem klaren Gang des Rechtes weichen müssen. Da wir nämlich endlich einmal einen Spitzbuben haben, dessen Schuld durch keine Vertheidigung umgestoßen werden kann, so wollen wir ihn hängen, bevor er uns entrinnt, wie es sich bei manchen andern Landgerichten, selbst in unserer Nähe, ereignen soll, welchen die Diebe und Strolche stets entgehen, wodurch besagten Landgerichten eine Nase gedreht wird, so lang wie von Stockach nach Nellenburg. Und somit, Gevatter Scharfrichter, thut denn Eure Dienste, kopulirt den armen Schelm mit des Seilers Tochter, haltet ihm zur Herzstärkung noch vorher Eure Schweinskeule unter die Nase und schneidet ihn dann, wenn er hängt,

fein glimpflich ſchnell wieder ab. Ihr ſollt ohnehin viele übernatürliche Kräfte im Solde haben, Gevatter! und wir wollen über Eure Nekromantie ein Auge zudrücken, was uns um ſo leichter wird, da wir ohnehin die blinde Gerechtigkeit vorſtellen. Verſucht, wenn der arme Schelm abgenommen iſt, ihn wieder von dem Tode zu erwecken; zu welchem Ende man auch allerlei Mittel in Bereitſchaft halten wird, als da ſind: eine Blutwurſt als Zauberſtab, eine Flaſche Schulwein ſtatt des Scheidewaſſers, mehrere fette Kalbsrippen, wohl geſchmort, ſtatt des Todtengebeins, und einen Faſtnachtskuchen von Blättertaig in Folio ſtatt des Zauberbuchs."

Der Narrenſcharfrichter ſchickte ſich an, ſein Werk zu vollſtrecken; alle Augen waren auf die Ceremonie gerichtet. Der betrunkene Baldrian, der von allem, was vorging, nichts ſah und hörte, wurde ihm überantwortet, nachdem der Narrenoberſtrichter das weiße Stäbchen zerbrochen. Als man aber Baldrian die mit rothen Bändchen verzierte Schlinge um den Hals legte, begann der ſchwere Rauſch plötzlich wie Blei von ſeinen Gliedern zu fallen. Todesangſt durchbebte ihn. Er zitterte am ganzen Leibe. An ein paar Stellen ſeines Geſichts, wo die Hefe durch Zufall weggewiſcht war, ſah man ſeine Wangen erbleichen, ſeine Fäuſte ſtreckten ſich krampfig in den Banden.

„Gut geſpielt! gut geſpielt! wie ein ächter Komödiant," ſprach der Narrenoberſtrichter lachend; „Bravo, Delinquent! nun! der Zauberer wird dich fein ſanftlich

wieder vom Tode erwecken; jetzt stirb fein christlich, du Schelm! Gott verleihe dir eine baldige, fröhliche Urständ!"

Langsam reckte sich Baldrian am Dreibein in die Höhe. Die Menge schaute und erstarrte im Schauen, als er in Todesangst gräßlich das Gesicht verzerrte; ein leiser Laut des Entsetzens zuckte unwillkürlich von allen Lippen, hervorgepreßt durch den fluchwürdigen Muthwillen des frevelhaften Fastnachtsschwankes, der mit dem Mord ein tolles Spiel trieb, wie die Riesenschlange auf dem glühenden Sandboden der Wüste mit dem hungernden Löwen. —

Da wühlte und drängte es auf schnaubenden Rossen plötzlich mitten in die Menge hinein, ein wilder rasender Tumult entstand, als ob der Wahnwitz all seine Gräuel losgelassen hätte; wie durch elektrische Schläge war alle Ordnung zersprengt, und als ob die Donner des jüngsten Gerichts hereinbrächen, so wetterleuchtend fuhr's über alle die grauenvoll frevelnden Schwänke dahin, die eben in voller giftiger Blüthe standen und mit pestigem Hauch den Glanz des Lebens verblinden machten.

Es waren der Richter und die Schergen des benachbarten Landgerichtes. Der Narrenscharfrichter und das ganze Personal des abgeschmackten Narrengerichtes entfloh in Windeseile von dem mörderischen Schauplatz seiner Thorheiten. Der Dieb allein, der mit jammerndem Gesicht seiner Erlösung vom Dreibein harrte, weil ihm jede Minute Verzögerung den wirklichen Tod bringen konnte, wurde in der allgemeinen Verwirrung vergessen.

„Verdammtes freistädtisches Gesindel!“ donnerte der Landrichter; „ha! ich will euch den Hohn bezahlen, mit dem ihr so freigebig waret!“

„Fastnachtsrecht! Narrenfreiheit!“ schrieen viele hundert Stimmen wehrloser Mummen wild durcheinander, während man in die Häuser eilte und nach den Waffen griff.

„Schlagt nieder, was euch in den Weg kömmt! Gebt keinem Pardon!“ rief der kaiserliche Landrichter erzürnt seinen Bütteln zu, die blind und toll in die Menge hineinrasten. Wie eine ungestüme Brandung wogte es gegen die Bühnen zu, worauf sich der Seiler und der Hauptmann befanden. „Quadrupedante,“ stammelte der Hauptmann verzagt — — — „quatit ungula campum;“ die Mitte des Verses fiel ihm in seiner Angst nicht bei. Der Seiler und seine Tochter standen in größter Gefahr, von den rohen Schergen mißhandelt und verwundet zu werden, unter denen besonders zwei gar ingrimmig und unbarmherzig auf das wehrlose Volk einhieben. Noch im rechten Augenblick stürmte wie ein schützender Engel der Anwalt Ramms herbei, entriß mit nerviger Faust einem der Störefriede das Schwert, vertheidigte damit wie ein Löwe seine Herzliebste und ihren Vater und schaffte sie unter der Aegide seiner blitzenden Waffe glücklich fort aus dem mörderischen Gewühl.

Indessen hatte sich das Volk gesammelt und mit den Waffen in der Hand zur Wehre gesetzt. Ein förmliches Gefecht entstand. Der Narrenoberstrichter und der Land-

richter trafen scharf aneinander, die Klingen klirrten, Hieb folgte auf Hieb.

Während dessen, da alles im Scharmützel durcheinander wühlte, begegneten sich am Galgen zwei wüste Kerle, schienen beide blind zu seyn, fuhren sich beide in die Schöpfe, und riefen einander an: „Deinen Kopf, Herr Vetter!" — „Meinen Kopf will ich wieder haben; heut Mitternacht um zwölf beginnt Aschermittwoche, da hab' ich vollauf zu thun, und brauche meinen Kopf für mich selber." — „Sollst ihn haben, mit Dank zurück erstattet, aber wart nur ein bischen." — „Nichts da, muß damit zum Seiler, 's ist ein pfiffiger Gauch, käm' ich mit einem andern Kopf, so wär' er listig genug, mich nicht erkennen zu wollen." — „Laß die Possen, er hat sich ja losgekauft, weißt du's denn nicht, er drückte dir ja die Hand drauf." — „Was? meine Hand? Davon weiß ich nichts, das müßte nur gerade in dem Augenblicke gewesen seyn, als du mir meinen Kopf stahlst, und ich mit deinem Schädel da saß." — „Freilich! aber zum Geier auch, ich hatte eine schöne Bescheerung von deinem Schädel, der war ja so voll und schwer; ich habe nichts als confuses Zeug angestiftet mit deinem Schädel auf meinem Kopf." — „Hahaha!" — „Ja, du hast gut lachen, aber meine gnädige Frau Großmama hat mir in meiner Confusion deines Schädels die Hölle hübsch heiß gemacht. Das nächstemal, wenn ich dir deinen Schädel stehlen will, Herr Vetter! sey so gut, und betrinke dich nicht vorher." — „Das nächstemal, Herr Vetter! wenn mir die Häringe geschmeckt

haben, ſey ſo gut, und vergreife dich nicht an meinem Kopf. Am Beſten fährt der ſpitzbübiſche Seiler dabei, aber wir wollen uns hübſch vergleichen, weil's nicht anders ſeyn kann." — „Und uns in's Henkersnamen in den Delinquenten theilen."

Nun war es poſſirlich anzuſehen, wie der Eine ſich raſch wie eine Fledermaus auf den Galgen hinaufſchwang, auf's Genick des armen Sünders, während der Andere nach den Beinen deſſelben ſprang, als wollte er Nüſſe ſtehlen; auf hui und pfui hatte er ſie erfaßt, hing ſich dran, zog die Ferſen in die Höhe, und ſchaukelte ſich, die Beine des armen Sünders umklammernd, in der Luft. Knack! da brach oben das Genick, und der lange Kerl unten fiel etwas unſanft mit ſeinen ſpitzigen Hinterknochen auf die Erde, in die er ſich auch gleich ſo tief einbohrte, daß er in einem Rutſch durch die ganze Erde durchfiel. Zu gleicher Zeit ſchwirrte oben dreimal die mißgeſtaltige Fledermaus rund um den Galgen, und ziſchte dann aus dem Mittelpunkt des Kreiſes raſch wie ein Pfeil empor, daß ſie ſich wie ein undeutlicher Punkt im Gewölk verlor.

Mittlerweile war der Narrenoberſtrichter ſeinem Gegner im Zweikampf erlegen, und ſein Feind ſchnaubte ihn an: „Wißt Ihr, elender Narr! daß Ihr einen Verbrecher, der unſerer Haft entſprang, in Eurer Mitte gaſtlich aufnahmt und beherbergtet? Er ward als Mörder aufgegriffen." — „Verzeiht," erwiederte demüthig der Narrenoberſtrichter, „Ihr irrt Euch, geſtrenger Herr! Der Narrendieb, den wir zum Spaß aufhingen, iſt ein Kind unſrer

Stadt, der Schleifergeſelle Baldrian, der lang in der Fremde geweſen, und heute Abend mit des Seilers Tochter Hochzeit halten ſoll.“ — „Aberwitzige Poſſen und Faſtnachtſchwänke ohne Ende,“ verſetzte der Landrichter zürnend, „er iſt unſer. Auf unſerm Gebiet hatten wir ihn nach offner That ertappt, in einer Vermummung, mit einem falſchen Bart und einem Pechpflaſter über dem Auge. Er muß uns ausgeliefert werden.“

Nach dieſen Worten klopfte Jemand im Gewühl dem Landrichter auf die Schulter, und ſprach mit einer heiſern, gellenden Stimme: „Hihihi! ’s iſt alles wahr, geſtrenger Herr Landrichter, er hat mehr als einen todt gemacht.“ — „Ha! er entgeht ſeinem Galgen nicht,“ ſprach der Landrichter, greift ihn ſchleunig auf.“ Als er nun nach dem Galgen hinſah, rieb er ſich wie ein Träumender die Augen, und ſprach: „Ha! zum Teufel! Was iſt das?“ — „Mit eurer Erlaubniß!“ unterfing ſich der Narrenoberſtrichter ganz demüthig, „in Nürnberg iſt ein ſehr löblicher Gebrauch; das betreffende Individuum iſt nicht mehr zu finden, wobei ich allerunterthänigſt zwei Fälle ſtatuire; entweder er hat Ferſengeld gegeben, oder er iſt zum Teufel gegangen.“

„Erlaubt, daß ich Euch widerſpreche,“ fing der Hauptmann gravitätiſch an, „aut-aut, sive-sive; am allerwahrſcheinlichſten si non; aber auch zum Trotz behaupte ich doch: abiit, excessit, erupit, evasit! Zu deutſch: er iſt doch zum Teufel gegangen.“

Da tippte ihm Jemand leiſe auf die Schulter, und raunte ihm in's Ohr: „Ihr irrt Euch, weiſer Hauptmann!“ Der Hauptmann erſtatterte und fuhr mechaniſch mit dem Zeigefinger gegen ſein Evangelienbuch; „und was dann, wenn er nicht zum Teufel gegangen iſt?“

„Vielleicht hat ihn der Teufel geholt,“ flüſterte es ihm in's Ohr. —

Ueber den ganzen Streit zwiſchen der Stadt und dem Landgericht wurde ein förmlicher Proceß angeſtellt, der nach undenklich langer Zeit durch das Urtheil beendigt ward: „Die Bürger ſollten ihr Recht im Betreff des Narrengerichts, welches ihnen vor Alterszeiten von Fürſten und Herzogen verbrieft worden, wie bisher bräuchlich geweſen, fortbehalten, jedoch mit Abſtellung alles ſündlichen Mißbrauchs und unchriſtlichen Frevels.“

Ramms warb noch einmal bei dem Seiler um die Hand ſeiner Tochter, welche ihm auch in Freuden bewilligt ward. Leider ſtarb der alte Seiler vor der Hochzeit; ſeit jenem verhängnißvollen Faſtnachtsdienſtag kam kein Tropfen Weins mehr über ſeine Lippen, er ſchwand ſichtlich von Tag zu Tag. Vor ſeinem Ende beichtete er dem katholiſchen Pfarrer, doch mußte ein ungeheurer Frevel auf ſeiner Seele laſten, denn die Abſolution ward ihm verweigert. Der proteſtantiſche Prediger begrub ihn. Bei Cordelchens Hochzeit war auch der Hauptmann als Zeuge

zugegen. Als die Braut auf die Frage des Pfarrers, ob ſie gegenwärtigen Ramms, ſtädtiſchen Schreiber und Junggeſellen, zu ihrem Herrn und Ehemann annehmen und haben wollte, mit Ja antwortete, ſprach der Hauptmann mit vieler Salbung: „Erlaubt, ehrwürdiger Herr! daß ich euch widerſpreche; ich behaupte im Gegentheil: **Affirmavit**, ſie will ihn **doch**. **Crescite et multiplicamini!**“

Des Schachs Fastnacht.

I.

(Der Schach liegt auf dem Krankenbette; der Narr steht vor ihm.)

Der Schach.

Dieß Fieber schleicht wie eine list'ge Schlange,
Die von dem Fraße schwillt, gemächlich ringelnd
Um meines Lebens Wurzeln. Schiffbruch droht
Der Aerzte lecker Kunst am Riff des Uebels,
Daß ich im Zorn, wie schlechten Ballast, alle
Warf über Bord! Komm du, mein scheck'ger Freund,
Deß Narrheit aller Weisheit Spiegel ist,
Gib deine Hand mir. Einen Tropfen Laune,
Heilsame Arzenei für meinen Haß,
Für meine Sorgen — flöße treu mir ein;
Denn jeder andre Trank, — Vertrau'n und Mitleid,
Die fälschlich man voll Wunderkräfte wähnt,
Des Lebens köstliche Essenzen titelt,
Sind heimlich Gift für einen kranken Schach.
Pflücke Humor von deiner Narrheit Baum
Und presse aus der Frucht den würz'gen Saft;
Es ist ja Fastnachtszeit! Hol' einen Schwank
Aus deines Hauptes wohlgefülltem Schrein.

Der Narr.

Eine lange Rede! Schach! Ein Schach, ein König ſollte kürzer ſprechen, denn ein König iſt ein Adler und kein Pfau; wäre er ein Pfau, dürfte er immer weitſchweifig ſeyn. Doch ſcheint das Thermometer Eures langen Athems mir anzudeuten, daß Euer Leben noch nicht nahe am Gefrierpunkte ſteht. Ueber dieß! Schach! tröſtet Euch! Ihr werdet nie an einem Herzpolypen ſterben, — mein Wort darauf! — Hm! Iſt dieß nicht ein höchſt abgeſchmackter und ebenſo hartkerniger Witz, Schach! um die Zähne dran auszubeißen? Pfui über mich, und doch bin ich noch immer keine ſo ſchlechte Frucht als die Erde; dieſe taube Haſelnuß, dieſe Kirſche, deren Fleiſch gekrönte Spatzen ausſpeiſen; wenn die Erde eine Pomeranze iſt, an zwei Polen platt gequetſcht von Plattheit und Sclaverei, dann muß der Menſch einer von den bittren Kernen dieſer Pomeranze ſeyn.

Der Schach.

Dein Witz iſt ungenügend, ſaftlos, ſchmacklos;
Denn da ich nach lebend'ger Anſchau' ſchmachte
Von tollem Treiben, gibſt du Worte nur
Als ein beſchwichtigend Palliativ,
Statt toll werkthät'ge Poſſen mir zu brau'n, —
Sprich einen Rath, als wärſt du mein Vezir,
Als wärſt du ein hochweiſer Troglodyte,
Den ich aus ſeiner dunklen Höhl' am Meer
Aus ſeines Zauders Vaterſtadt berufen,

Die kranke Seele und den ſiechen Leib
Zu heilen. Sorge und treuloſer Neid —
Giftmiſcher ſind's, die in Geſtalt von Schmeichlern
Das Herz bethauen mit verruchten Tränken.
Es wallt, du weißt, durch meines Reiches Gau'n
Ein fremdes Mägdlein, blühend von Geſtalt,
Gekrönet mit der Unſchuld Liljenkranz,
Doch feindlich meinem ungeehrten Thron,
Mit ſolchen honigſüßen, eitlen Worten,
Zu allen Sclaven, meinem Volke ſprechend,
Als käm' ein Engel ſelbſt von Gottes Thron
Vertilgung nieder, ſchnöden Aufruhr pred'gend,
Entwaffnung meiner heiligen Gewalt,
Und Ende meines tauſendjähr'gen Reichs.
Der Jungfrau Worten horcht, wer je ſein Ohr
Der Liebe zärtlichem Geflüſter neigte,
Wen je die Hoffnung ſanft in Schlummer ſang,
Wer je, vom Duft der Roſe mild betäubt,
In üpp'ger Ahnung Nachtigallen lauſchte.
Und bei ſo hold verführeriſchen Reden
Schleicht Meuterei geheim auf Werbung aus,
Es übertönt und birgt das ſüße Maienlied
Der Waffenſchmiede laute Hammerſchläge,
Und neu gewetzter Schwerter rauh Gedröhn',
Und der Trompeten kriegeriſchen Ruf. —
Wenn dieſe Jungfrau ungefährdet ſchafft,
So neigt mein Reich ſich ohne Raſt zu Fall,
Schon wankt, ſchlau untergraben, mir der Thron; —

Wie kurze Frist! und in das dunkle Meer
Sinkt vom Zenith mein uralt-heil'ger Stern.
Das ist der Grund, die Wurzel meines Uebels,
Daß ich, der blankes Gold als Preis gesetzt
Für jener Jungfrau Haupt, — besiegt doch bin
Von meiner eignen Ohnmacht und der Furcht;
Darüber peitscht zum Siechthum mich der Grimm.
Deßhalb, o Narr! schaff eine Fastnacht mir,
Daß sich mein Gram in Badesfreuden wiege,
Auf Wellen der Gedankenlosigkeit;
Daß bis zum Augenblick, wann rasches Glück
Die stolze Feindin mir gefesselt bringt,
Verbannt sey jeder höhnende Gedanke
An meine Ohnmacht.

Der Narr.

Herr! ich habe hier ein Mittel im Kopf, das Ihr aber nicht als Schwank betrachten müßt, wenn es auch zur Fastnachtszeit geboren ward, ein Neusonntagskind. Ein ganz ernsthaftes Mittel ist's, das Ihr Euch zweimal merken solltet, um es nur einmal vergessen zu können. — Was meint Ihr, Schach, wenn Ihr Euer ganzes Volk in den Adelstand erhöbet? Herr! das ist ein Gedanke, würdig Gott Vaters, der den ersten Stammbaum mit jenen gewißen Aepfeln pflanzte, der eigenhändig dem Ritter Adam den Freiheitsbrief schrieb, würdig des Todes, der zuerst die Erblichkeit durch die Sterblichkeit einsetzte. — Nun, was sagt Ihr zu meinem Gedanken, Schach?

Herr, es gibt Gedanken, die eine Krone werth sind, und eine gewichtigere Krone, als die, welche aus vier Narren der alten Ritterkomödie, aus vier Käsperle's zusammengesetzt ist; es gibt Gedanken, die in eines Philosophen Kopf Gold reisten und Goldreife; Gedanken, die um eine Rippe mehr haben, als Adam und Eva, wahre Tausendfüßler unter ihren Kameraden, Amphibien-Gedanken, die bald im Schlamm leben und bald auf Gletschern, bald bei Hof, bald bei Nebensonnen. Herr! erhebt Euer Volk in den Adelstand, und Ihr habt vor jener Jungfrau, die, wenn ich nicht irre, aus der neuen Welt kommt, und Freiheit heißt, nichts zu befürchten. Euer Volk ist dann älter, als sein Adel, treu und ergeben, wie ihr nun und niemals hofftet. Wenn dann irgendwo anders Treue ist, als bei Eurem Volke, so beugt einen Fichten-Egoismus mit seinem stolzesten Wipfel nieder, bindet mich an seine Krone, und laßt mich hierauf daran in die Höhe schnellen. Ein Spezifikum, sage ich euch, ist jenes mein Mittel gegen alle Einflüsterungen, gegen alle Meuterei und Rebellion, gegen alle Seuchen des Wahnsinns, Oel gegen die sturmbewegte Zeit, Baumwolle gegen alle Sirenenlieder. Nennt mich uneigennützig, blutscheu, friedlich, nennt mich ein Lamm, wie ich jetzt ein Wolf bin, nennt mich Euren königlichen geheimen Luftschloßinspektor, wenn Euer Volk, sammt und sonders geadelt, alsdann nicht Treue aus allen drei Naturreichen übt, treu ist wie gefrornes Quecksilber, treu wie Schmarotzerpflanzen, treu wie das Symbol der Treue, der

ebenso kluge als empfindsame Hund. Ich merke wohl, daß Ihr mich jetzt für verrückt haltet, und doch bin ich gesund im Kopfe; auch sey es fern von mir, einen altehrwürdigen Stand durch meinen Vorschlag beleidigen zu wollen, denn was ein Narr und ein Knecht sagt, kann nicht beleidigen; — aber Ihr habt Salz von mir verlangt, und da ich keines im Vorrath habe, muß ich Euch Schießpulver geben, um Eure Speisen damit zu würzen. Und nun höret die Auseinandersetzung meines weisen Systemes, welches dem papiernen Zeitalter, dem Zeitalter der Conscriptionen, der Constitutionen gewiß Ehre macht. Wir wollen alle Stufen auf- und niederwandeln. Fangen wir von unten an. Der Bauer, die schlechteste Race, sey von nun an Herr von; diese drei Buchstaben kann er als das Joch benützen, das er seinen Pflugstieren auflegt, denn was auf vier Beinen geht und stumm seinen Dienst thut, bleibt natürlich, wie zuvor, obgleich Natur selbst eine ähnliche Erhebung vornahm, da sie Löwen zu Königen machte, Tiger zu Pairs, und alle übrigen vierbeinigen Anverwandte des Menschen zu Impairs, zu wahren Manque's, während Löwe und Tiger „Passe" spielen. Doch auf den zweibeinigen Adel zurück! Eine Stufe höher hinauf: Edler von! Welche von Euren Sujet's könnte man mit diesem Prädikat belehnen? — Die Scharfrichter und Büttel? Nein! diese müssen es höher bringen, weil sie selbst die Leute höher bringen. — Also irgend eine andre Gattung von Handwerkern! Was meint Ihr zu den ehrlichen Schustern? —

Doch nein! denn mir fällt eben noch bey, daß es beſſer wäre, wenn Ihr ſie zu Räthen und Miniſtern erhöbet, weil ſie wiſſen, wo der Schuh drückt! — Vielleicht die Schneider? Eine wichtige Zunft, macht Leute, denn ſie macht Kleider, und Kleider machen ja Leute. Freilich könntet Ihr mir einwenden: Was iſt hinſichtlich der Treue von einem Schneider zu halten, der, ſeinem Handwerk zufolge, die Kunden oft im Stiche läßt? — Jedoch iſt ein Schneider als Diplomat ſehr zu empfehlen, indem er den Mantel nach dem Winde hängt, er flickt gewiß Staaten eben ſo gut zuſammen, als er zu trennen verſteht, und, was die Hauptſache iſt, er iſt ein Gemäßigter, er nimmt immer Maaß. Schneider! ihr ſollt Edle von werden, Edle von Nadelſtich, Edle von Scheerenſchnitt, Edle von Fingerhutstreu, Edle von Ellenhauſen, Edle von Höllenburg; — und wenn Euch der Schach auch einen Bock in's Wappen ſetzt, ſetzt er ihn damit noch nicht zum Gärtner; denn ich bin gewiß, ihr jagt alles in's Bockshorn, was euch nur von weitem ungefährlich vorkommt! — Eine Stufe höher! Ritter! Gut! hier wollen wir die Büttel ſetzen; jeder Spion ſey ein Ritter, jeder Polizeyer ſey ein Ritter; — Schach! Ihr werdet eine ritterliche Polizei haben. In dieß Fach ſchlagen auch die Juden, Schach! — Wollt Ihr nicht die Juden zu Rittern ſchlagen? Ich verſichere Euch, es gibt kein ritterlicheres Weſen auf Erden, als einen Juden; Niemand haßt die Freiheit ärger, als ein Jude; denn der

Jude ist ein geborener Knecht, und liebt außer dem Gold nichts als die Knechtschaft. Schach! Ihr könnt Euch wirklich auf die Juden verlassen, wenn es sich einst um Eure Verlassenschaft handelt. Ich bitt' Euch um Eures eigenen Vortheils halber, schlagt die Juden zu Rittern, aber schlagt sie tüchtig, denn sonst spüren sie's nicht, und brennt ihnen ihr Wappen auf den Rücken, denn sonst verkaufen sie's. Seht Ihr, Schach, Toleranz ist meine Haupttugend, (Cardinaltugend kann ich von der Toleranz nicht sagen), vergeßt mir die Juden nicht. — Wollen wir eine Stufe höher steigen? Freiherrn! Dieß Wort, mein Schach! wollen wir aus allen Registern des Reiches tilgen; es ist ein aufrührerisches Wort, ich bitt' Euch, Schach! duldet keine Freiherrn, sie schwärzen euch sonst die Freiheit als Frau Baronin ein. Wir wollen aber, um in der Leiter keine Sprosse auszulassen, und diese Stufe zu besetzen, die Freiherrn durch Hofräthe ergänzen; ich mache dieses Projekt nach europäischem Zuschnitt, mein erhabner Schach! Hofräthe sollen eine Adelsstufe bilden. Zu Hofräthen schlag ich Euch vor alle Poeten, Historiographen, Maler, Musikanten, Taschenspieler, Bänkelsänger, Komödianten, Seiltänzer und anderes Künstlergelichter, und ich bitte Euch sehr, erlaßt ein Edikt, daß bei Todesstrafe Niemand Verse mache, eine Chronik schreibe, ein Bild kleckse, mit Dissonanzen hausire, Menschen in Uhrwerke eskamotire, ein Lied von der Bank singe, tragire, oder auf dem Seil raupachle, wenn er nicht vorher seine Hofrathsprobe abgelegt hat. Setzt ihnen die Prah-

lerei in's Wappen, oder wenn dieß noch nicht bildlich genug iſt, — das tägliche Brod. — Nun kommen wir zu den Grafen. Ihr ſeht, Schach! daß ich mich an europäiſche Muſter halte; hier beginnt die Auszeichnung Eurer Kriegsheere, und auf ganz einfachem Wege, denn wir müſſen mit den drei Fächern, die noch übrig ſind, mit den Grafen, Herzogen und Fürſten haushalten. Alſo ganz einfach beſtellt Eure Armee ſo: die Gemeinen macht zu Grafen, das iſt die eine Hälfte Eurer Truppen, die andere Hälfte, die Korporäle, Wachtmeiſter, Fähndriche, Generäle, Feldzeugmeiſter, Tambours, Oberſten, Trompeter und andere Offiziere ernennt zu Herzogen. Ihr meint jetzt, (ich leſe Euch's im Geſicht), dieß ſey nicht genau abgemeſſen, aber mit nichten, großer Schach, denn wir müſſen uns die letzte Charge: die Fürſten, für die Krämer aufheben. Wie geſagt, theilt Euer Heer nur in Grafen und Herzoge; daraus könnt Ihr immerhin als Beamte auswählen, wer freiwillig austritt, oder caſſirt wird, oder ſonſt ehrliche Leute. Und Ihr könnt ja auch aus Krämern Fürſten machen, wie irgend welche. Schach! ich bitt' Euch, laßt meine Adelsbill durchgehen, ſonſt geht Euch noch Euer Volk durch. Auch berückſichtigt gnädigſt einen Vorſchlag Eures unterthänigſten Narren; Errichtung eines allgemeinen Nationalordens betreffend, ſo wie beſonderer Kaſtenorden und Verhältnißorden; kurz! es müſſe kein menſchliches Weſen ſeyn in Euerm ganzen Reiche, was nicht einen Orden trüge. Was den Nationalorden betrifft, ſo ſchlage ich Euch einen Tricolor vor, ein Bänd-

chen von drei grell abstechenden Farben, nämlich aus pechschwarz, rabenschwarz und kohlschwarz; — das Bändchen wird wie ein Trauerflor um den Arm gebunden getragen. Was die Kastenorden anbelangt, so gebt den zukünftigen simplen Herrn von einen bleiernen Dreschflegel als Orden; für die Edlen von solltet Ihr den plattirten Fingerhutsorden stiften, einen rundplastischen Orden, gnädiger Schach! für diese Profil- und Relief-Kaste! — Für die dritte Kaste könntet ihr den kupfernen Falschmünzer-Orden stiften mit Galgen und Band, mein Schach! es sind resolute Leute darunter, besonders, was die Spione betrifft; — Kerle, die mit des Seilers Tochter vertraut sind, die Euch heute einen Dritten, und morgen euch an einen Dritten verrathen, die Flöhe und Wanzen der Gesellschaft, Fliegengeschmeiß, das sich von Gift mästet, und dann alle gesunde Hausmannskost damit beträuft. — Für die vierte Kaste, die der Hofräthe, würde ich den papiernen Belobungs-Dekretsorden vorschlagen, einen halbbrüchigen Folio-Orden, mein Gebieter, oder was meint Ihr zu einem gichtbrüchigen Ghaselen-Orden für die Hofräthe Poeten, oder zu einem Einfaltspinsel-Orden für die Hofräthe Maler? oder zu einem Fismoll-Orden für die Hofräthe Musikanten? Für die fünfte Kaste der Gemeinen (Herrn Grafen) rathe ich zu einem silbernen Kreuzdonner-Sternorden, und für die sechste Klasse zu einem goldenen Halbmonds-Hausverdienstorden; für die siebente Kaste endlich zu dem diamantenen Zuvielverdienstorden für die Millionäre, die ihr ganzes Leben patriotisch der Erwerbung ihres

Eigenthums aufgeopfert haben. Was die besondern Verhältnißorden betrifft, so lassen sich diese im Vorhinein nicht bestimmen, doch wird die Natur der Dinge hiebey das Ihrige leisten.

Der Schach.

Hinweg mit dir, du frecher Lustigmacher!
Dein Schwank erlahmt und lockt kein freundlich Lächeln
Auf mein bekümmert Antlitz. Reiche mir
Die Hand, daß ich vom Siechbett mich erhebe,
Ich will hinaus, allein, zum öden Wald,
Gefolgt von Niemand, denn von meinen Sorgen;
Natur, die einzig treue, alte Mutter,
Wird, wie ich hoffe, meinen Kummer lindern;
Die Elemente, fesselos, doch milder
Als dieß Geschlecht von Sclaven, mögen mir
Die wilde Jungfrau liefern in mein Netz,
Daß, wenn mein Pfeil ihr meut'risch Leben traf,
Mit ihrem Herzblut meine Sorg' verströmt.
Nicht spart' ich Gold, Verräther zu besolden,
Die mir dieß droh'nde Wild entgegenjagen.
Auch du nimm diesen Beutel, vollgefüllt
Mit hundertfünfzig Silberlingen blank,
Verwende diese Summ' zu gleichem Zweck,
Belohne d'raus die Helfershelfer all'
Und nimm auch deinen Antheil d'raus. — Nun fort! —
Mein prächtig Schloß drückt wie ein Kerker mich,
Hinaus zum wilden Wald; denn die Natur

Spielt mir vielleicht, vor meiner Macht sich beugend,
Ein lust'ger Fastnachtsstück!

II.

(Dichter Wald.)

Der Schach (kömmt.)

Zwei Tag' und Nächte irr' ich hier umher,
Genarrt von dir, du boshaft Labyrinth!
Daß dieser kranke Leib, zum Sterben matt,
Den nächsten Morgen nicht mehr schauen wird.
Zum letztenmal beschwör' ich dich, Natur,
Kraft meiner Herrschermacht, kraft meiner Sorg',
Kraft meines morschen Lebens, kraft des Eids,
Den ich gethan, die Freiheit zu vertilgen! —
Gib sie mir in den Weg, daß ich sie fasse,
Daß ich zur Fastnachtslust sie meinem Narren,
Dem muntern Mord rasch überliefern kann.
Doch du Natur! — ich seh's, — bist selber falsch,
Aufrührerisch, von Frevel voll und Hohn, —
Denn jedes Echo ruft mir: Freiheit! nach,
Als schliefe sie verborgen im Gebüsch,
Und schleich ich hin, und will die Jungfrau fassen,
Ruft Echo wieder: Freiheit! und verhöhnt
Mich mit dem leeren, wesenlosen Wort. —
Komm' ich zur Quelle, suchend meine Feindin,

Verdrängt der Freiheit blühend Angeſicht
Mein kummerbleiches Antlitz aus dem Spiegel,
Und blick' ich auf, des Bildes Weſen ſuchend,
Sein höhnend, tief verhaßt Original,
So rauſcht die Quelle: Freiheit! Freiheit! Freiheit!
Biſt Du ſo widerſpenſtig denn, Natur!
So tritt mit mir in einen offnen Kampf;
Denn fiebernd ſehn' ich mich, des Lebens Reſt
In einem Zweikampf mindſtens zu verſtrömen;
Schick' in den Weg mir ein ergrimmtes Wild,
Den Leu, den Schakal, die Hyän', den Tiger,
Das Panzerthier, ſo Erd und Fluth bewohnt,
Den Drachen, den Blickmörder, Baſilisken,
Das unverſöhnliche, feindſel'ge Einhorn,
Den Vogel Greif, der grimm den Schatz bewacht; —
Denn deinen Schatz, die Freiheit — will ich rauben.
Ruf' auf die Element', ſich mir zu ſtellen,
Schwell an den Strom, daß ich mit Fluth muß ringen,
Send' aus den feigen Blitz, der ſich verbirgt,
Schleuß auf dem Sturmwind ſeine dunkle Gruft,
Daß er mit Wuth gen meine Bruſt fall' aus;
Laß wanken unter meinem Fuß die Erde,
Daß ich muß fechten um ein ruhig Grab;
Sey kriegriſch doch, Natur! weil du mir hart
Die tief gehaßte Feindin haſt entzogen,
Sey kriegriſch doch, laß deine Schrecken los,
Daß ich dem Roſte nicht erliegen muß,
Der trägen Ohnmacht, die mich, Puls für Puls,

Noch bei lebend'gem Leibe langſam tödtet,
Daß ich nicht ſo unköniglich muß enden,
Daß man auf meinen Leichenſtein nicht ſchreibe:
„Hier ruht ein Bettelfürſt!“ — — Weh mir! Weh mir!
Natur verhöhnt mich, denn ſie regt ſich nicht,
Der Scham entblößt, auf meine Forderung,
Ich fühle, wie das Siechthum mich erſchöpft,
Und langſam tödtend bis zum Haupt mir ſteigt,
Und für die Wuth, mit der ich ſie gefordert,
Mit neuer Ohnmacht langſam mich durchſtrömt.
Pfui über dieß verrätheriſche Leben,
Das wider unſern Willen längre Friſt
Uns in armſel'gen Banden weiter ſchleppt.
Wie ſelig iſt der Eintagsfliege Loos,
Die an dem Morgen, der ſie hat geboren,
Schon weiß, daß ſie am Abend ſterben muß,
Und doch auf Flügeln raſcher eilt zum Ziel!
Sie kümmert's nicht, ob tauſend andre Weſen
Ringsher um ſie ſich ſchönren Lebens freu'n,
So ſorglos fliegt ſie aus, kehrt nicht mehr, ſtirbt.
Doch wir, mit dieſem lügenhaften Schein
Von allgewalt'ger Zauberkraft der Krone,
Wir müſſen zittern vor den andern Weſen,
Vor jedem Hauch, der unſerm Munde nicht entquoll.
Wir müſſen zittern, müſſen dennoch leben;
Mit überird'ſcher Zaubermacht ſelbſt prunken,
Und ängſtlich harren, bis der ſtolze Tod
Der Mühe werth es findet, uns zu tilgen,

Weil wir zu feig sind, selbst uns zu vernichten.
Und bis dahin, bis endlich kömmt der Tod,
Bleibt von erkauften Freunden keiner treu,
Als Ueberdruß, der uns als Schatten folgt.

Der Narr (ruft im Wald.)

Halloh! Halloh! Schach! Ernennt mich zum Ritter. Grabt eine Grube, ich will mich hineinstellen, und Ihr füllet sie mir dann mit Gold zu bis über's Haupt!

Der Schach.

Es ist mein Narr! Was führt ihn zu mir her?
Schon widern seine Possen all' mich an;
Doch will ich hören, welche Kund' er bringt,
Daß solcher Jubel ihm vom Munde strömt,
Indessen mich ohnmächt'ger Grimm hier peint. —
Was bringst du, Narr! für gute Botschaft mir?

Der Narr (tritt zum Schach, und bringt die Freiheit gefesselt.)

Fastnacht! Herr! Fastnacht! Einen Schwank, wie Ihr ihn lange schon wünscht. — Hei! schaut her, Schach! Kennt Ihr diese Dirne? Eure Feindin ist's, die Freiheit, und ich bringe sie Euch in Banden.

Der Schach (wankend).

Die Freiheit?! — Laß an deinem Arm mich halten
Denn Rachelust faßt so gewaltig mich,
Daß meine Sinn', wie rauh berührte Saiten,
In tausendfacher Schwingung taumelnd zittern.

Der Narr.

Herr! Ihr begeht Faſtnachtsſtreiche! So ſchwach ſeyd Ihr, — mein Seel, daß Ihr Euch, erſchüttert von Freude, blind und ſchwach vor Begier, ſtatt an meinem Arm, dem Arm der tollen Knechtſchaft, — an der Freiheit Arm feſthaltet. O weh! wahrhaftig ein Fürſt, der es mit der Freiheit hält! Erlaubt, ſie ſtützt Euch allzuwacker, haltet Euch an mich; ich laſſe Euch ſinken!

Der Schach (ermannt ſich).

Ey, ſtolze Jungfrau! Biſt du überwunden?
In meiner Macht? Noch faſſ' ich kaum das Glück!
Wie? bebſt du nicht vor eines Fürſten Blick?
Hältſt meinem Auge Stand? O freche Feindin,
Durchbohre mich nicht ſo mit dieſem Trotz,
Denn jeder deiner Blicke iſt ein Pfeil,
Der tödtend in des Lebens Kern mir fährt!

Der Narr.

Herr! ich habe einen Strick bey mir; einen hübſchen, guten, feſten Strick. Was meint Ihr, mächt'ger Schach! wenn ich die Pfeile damit ſo umſchnürte, daß Euch keiner mehr trifft?

Der Schach.

Mir graut vor ihr, thu', wie du ſprachſt!

Der Narr.

Soll ſie hier ſterben? — Herr! um den Faſtnachtsſchwank feierlicher zu begehen, wüßt' ich einen beſſern Ort

im Walde; es ſteht ein Altar daſelbſt, ein uralter, mit einem ſteinernen, halbverwitterten, heiligen Denkmal auf dem Altar, welches die Chriſten vor grauen Zeiten dort errichtet haben. Soll ich ſie dort kreuzweiſe erwürgen? Was meint die Jungfer dazu? ſie iſt auch eine Ungläubige, wie ich glaube; — ſie wird jetzt wohl zum Kreuz kriechen müſſen!

Der Schach.

Dein Witz, o Narr! iſt teufliſcher Natur,
Ganz außer dem Geleis der Alltagswelt;
Sey's, wie Du ſprachſt, und führe ſie denn hin,
Ich folge Dir, an Rache mich zu laben.

Der Narr.

Und das iſt ausgiebige Koſt, eine ſpartaniſche Suppe, eine wahre Kraftbrühe. Wahrhaftig, Herr! es thut Euch eine ſolche Koſt noth, denn Ihr wankt wie ein armer Sünder. Ich bitt' Euch, Herr! ſterbt nur nicht am gebrochenen Herzen; ſonſt ſinken die Diamanten im Preiſe, weil dann der Glaube an ihre Unzerſtörbarkeit in die Brüche geht. Bitt' Euch! laßt Euch lieber bei lebendigem Leibe verbrennen; man wird dann glauben, Ihr hättet Euch wie ein Diamant verflüchtiget. — Doch dieß von einem Fürſten zu glauben, läuft freilich wider den Reſpect.

III.

(Vor dem Altare.)

Der Schach.

In dem Gefühl, daß dieſe ſtolze Feindin
Gefangen, jetzt durch meinen Ausſpruch ſtirbt,
Schwillt mir das Herz von neuer Lebenskraft,
Und, wie in ahnungsvoller Mayenzeit,
Pulst ungeſtüm verjüngt mein Greiſenblut.
Ein gottgeweihtes Urtheil muß hier walten,
Denn Gottes Abbild nennet mich die Welt, —
Und Gottes Abbild, das Symbol der Menſchheit,
Das heil'ge Recht, ſo Herrſcher ſchafft und weiht,
Hat dieſe Jungfrau unter'm zarten Schleier
Der Unſchuld und der Liebe und der Wahrheit,
Geſchmäht und meuchelmörderiſch bedroht. — — —
Weh mir! o wende deinen Blick hinweg
Du ernſtes Antlitz, ſtarr wie kalter Marmor!
Hinweg mit dieſem Blick; er tödtet mich,
Er weckt zum mindſten Wahnſinn; — fort! hinweg!
Ich bin hier Kläger, ich bin Richter hier,
Nicht du mit dem gebieteriſchen Blick!

Der Narr.

Schach! ich befürchte, Ihr ſeyd ein Kläger bei Eurer eignen Leiche, und alle Eure Reden waren hohl, puh! wie

ein weißer Schädel ohne Naſe und Augen. Schach! weßhalb wollen wir uns Mühe geben, der Jungfer unſer göttliches Recht auseinanderzuſetzen? Wenn es nicht Grund genug hiezu iſt, daß wir ſie gefangen haben, ſo nennt mich einen rechtſchaffenen, einen freien Mann. Die Vernunft dabei iſt, daß es nunmal ſo iſt, und wenn es anders wäre, gingen wir bereits mit den Köpfen ſtatt des Hutes unter'm Arme. Herr! ich bitt' Euch, befehlt Eurem Blut, fein bey der Jahreszeit zu bleiben, wir haben eine milde Faſtnacht, und der ſtrenge Froſt iſt längſt vorbei. O über Euern Muth! Herr! es iſt Zeit, daß Ihr Euer Volk adelt. Gebt Ihr mir die Erlaubniß, Herr! dieſe Dirne noch vor ihrem Ende zu höhnen? Ich thue es, um Euch die Faſtnacht durchaus angenehm zu machen, auch freut's mich ſelbſt, lieber Herr! und das will auch etwas heißen.

Der Schach.

So höhne ſie und thu' Gewalt ihr an.
Mich wurmt ihr Schweigen, das des Siegers ſpottet,
O pein'ge ſie mit jeder Qual des Hohns,
Den nur dein teufliſch Herz erſinnen mag.

Der Narr.

Am bitterſten höhne ich ſie, wenn ich ihr erzähle, wie es kam, daß ſie gefangen ward, wenn ich ihr ihre Genoſſen conterfeye. O du thörigte Allerweltsfreundin! wie kamſt du nur auf den Gedanken, das Weltmeer zu durchſegeln, deine ſo geprieſene neue Welt zu verlaſſen, jenes

Aſyl alles altweltlichen Ueberdruſſes, jenen Boden, gedüngt mit dem Herzblut von Tauſenden und Tauſenden ermordeter Sclaven? Wie fiel dir's nur bei, zu uns hieher kommen zu wollen, in unſer, in fremden Landen für fabelhaft gehaltenes Reich einwandern zu wollen; Thörin! wie konnteſt du es wagen, zu uns durch Europa deinen Weg zu nehmen? Ein herrliches Gefolge, welches du dort angeworben haſt, um Deinen Triumph zu zieren! ein anſtändiger Haufe von wüſten Trunkenbolden, feigen, blutdürſtigen Schreiern, von abgewirthſchafteten Wirthen, von ſchwindſüchtigen Muſikanten, von verrückten Pflaſtertretern, von unverſchämten Gaunern, von oberflächlichen Geſellen, denen man keinen größeren Gefallen erweiſen kann, als wenn man ſie verfolgt, weil ſie dadurch berühmt zu werden hoffen, und derlei Gelichter. Ich könnte dir viele beim Namen nennen, die deine jungfräuliche Ehre als Aushängeſchild für Nothzucht mißbrauchen; die bloß von ihrer Hände-, d. h. von ihrer langen Finger-Arbeit leben, und dabei dein Gebot vorſchützen, die ſich an alle Straßenecken hinſtellen, und jeden Vorübergehenden anbellen und in die Waden beißen, wenn er wie ein honetter Mann ausſieht und ſeine Börſe gut verwahrt hat, die wie des Metzgers Hund hinter den unwilligen Kälbern oder Schafen im Zikzak hinterherlaufen, und ſie zu einem Haufen zuſammentreiben, bis ſie blöcken, und dann in die blutige Metzig treiben und ſo lang laut bellen, bis alle jene geſchlachtet ſind, und ihnen ein paar Knochen zufallen; — ſolche, die ihren Stolz dareinſetzen, kein Vaterland zu

haben, oder für eine Ehre halten, ſich ſelbſt, d. h. ihrem Vaterland das Geſicht recht mit Koth zu beſchmieren. — Das ſind recht täppiſche ungeſchlachte Geſellen. Andere ſind dir nachgefolgt, die das Maul voll Verſprechungen trugen, die nichts als Eide widerkäuten, nichts als Betheurungen, wo ihnen das Herz ſitze, — an den Hörnern nämlich. — Noch andere waren darunter, Fröſche, die in verſchiedenen Sümpfen quäckten, und nichts anderes jeremiasten, als daß du ſie in Einen einzigen großen Weiher ſetzen möchteſt. Und obwohl man ſagt, daß neben ihnen in klareren Brunnen ruhige, ſtille Forellen überlegten, es ſey beſſer, da zu bleiben, wo man vom Herr Gott erſchaffen ward; das Denken nützte nichts, denn die klugen Fiſche waren ja ſtumm, und die Fröſche quäckten ſo laut, daß ſie einander ſelbſt nicht verſtanden. Ein chriſtlicher Fiſcher hörte das Treiben damals mit an, und ſprach: „Es iſt närriſch! „Wir beten alle Einen Gott an, wenn auch in vielen „Tempeln, warum ſollen wir alle jetzt plötzlich die ſchönen „Kirchen umreißen, um einen einzigen neuen Dom zu bauen, „der denn doch den allgegenwärtigen, unſichtbaren „Gott nicht zu faſſen vermag? Denn Gott iſt überall der „Eine!“ Die Fiſche hörten das wohl, aber konnten nicht reden, weil ſie ſtumm waren, und die Fröſche quäckten ſo ſchändlich, daß es wirklich nicht übel war, als die Störche, die am andern Ufer ſpazieren gingen, und ihnen verſprochen hatten, ſie in den Einen großen Weiher zu bringen, — ſie ſammt und ſonders auffraßen. — Siehſt du, Jungfrau Freiheit! Von einer ſolchen trefflichen Art iſt das Gelichter,

welches ſich deinen Schritten in Europa nachdrängte. O ſprich! warum, da du doch göttlich biſt, warſt du ſo albern, dieſe ſchmutzigen, eigennützigen, feigen, jeſuitiſchen Wortverdreher und Spiegelfechter, — dieſe Amphibien, die vom Vaterland ſo leichtfüßig auf den Kosmopolitismus überſpringen, dieſe Kerle, ewig trunken von der Idee eines Rauſches, den ſie ſich ſelbſt vorlogen; dieſe täppiſchen Geſellen, die, wenn ſie zur Beſichtigung einer Reparatur in's Haus kommen wollten, mit der Thüre in's Haus fielen; — ich wollte von ihrer Erbärmlichkeit nichts ſagen, wenn ſie nicht ſo lächerlich hin- und hertorkelten! — — warum warſt du ſo unklug, alle dieſe nicht aus deinem Gefolge zu verbannen? Es gab doch Viele, die es mit dir ehrlicher meinten, als ich; aber du ließeſt Bachanten, nicht einmal vom Rebentrank, — nein von bleiernen Bierräuſchen Ueberwältigte, in deine Fußſtapfen treten! Dieſe ſchimpften immerdar mich und meines Gleichen Knechte, und nannten ſich Apoſtel der Freiheit! Ja, Poſtknechte ſind ſie, verknechtet nicht minder, als ich, — verknechtet von ihrer eigenen Erbärmlichkeit. O! wenn du ſo viel auf deinen unbefleckten Namen hältſt, o Freiheit, warum ließeſt du es geſchehen, daß dieſe unfläthigen Geſellen, die ſich deine Begleiter nennen, ſich immer toller bezechten, deinen Ehrenkranz dir vom Haupte ſtahlen, und ſich die einzelnen Blättchen draus hinter ihre eigenen Ohren ſteckten, und dich — verkauften! Wärſt du doch in Amerika geblieben; du glaubteſt aber, die Nüſſe ſeyen in Europa ſchon reif, und nun du ſahſt, daß ſie noch nicht

reif waren, kamen deine tollen Geſellen, wollten der Sonnenhitze ins Handwerk pfuſchen, und legten im Frühling Feuer rings um die fruchtbaren Bäume, daß die Früchte davon ſchneller reifen ſollten.“ Nun ſind die Stämme verbrannt, und obwohl die Aſche das Erdreich fruchtbarer macht, wirſt du wohl jetzt noch länger warten müſſen, bis neue Bäume wachſen, und die erſten Früchte wieder reifen und erquicken. Wiſſe denn! deine eigenen Freunde (wie ſie ſich nennen) haben dich verrathen und in meine Hände geliefert, in der knechtiſchen Narrheit, in der närriſchen, poſſenhaften Knechtſchaft Hände. — Ergrimme doch darüber! Ergrimme doch! — Wie? du hoffſt noch immer? — Hoffſt ſtill und ruhig auf kommende Jahrhunderte? — Du ſollſt nicht hoffen! Heda! ein Meſſer, ich will dir den Schädel kahl ſcheeren, wie einer Dirne, die Buße thun muß. So büße du ſelbſt für deinen Aberwitz.

Der Schach.

Laß ab! mir graut vor dieſem jungen Blut. —
Viel lieber ſtell' ich mich ganz waffenlos
Der Löwin, der Hyäne gegenüber,
Als, ſelbſt geharniſcht ganz in meine Macht,
Der Jungfrau hier allein, — die wehrlos kniet,
Narr! deinem Arme geb ich hin ihr Leben,
Vollſtrecke du das Urtheil, denn mir ſelbſt, —
So glühend mich die Rache drängt und ſtachelt, —
Erlahmt vor Grau'n rebelliſch meine Fauſt,
Und in die Flucht jagt mich ihr ſtarrer Blick.

Die Freiheit.

Flieh denn vor meinem Anblick, feiger Schach!
Und deinen Ferſen jag' Entſetzen nach
Und Mordluſt hetze dich, bergauf, bergab,
Rings durch die ganze Erd' im ſcharfen Trab.
Laß Eiſen graben an das Licht der Sonnen;
Wenn es durch Schmelzgluth Rieſenkraft gewonnen,
Stell' dich zum Amboß ſelbſt und ſchwing den Hammer,
Und ſchmiede Ketten zu der Menſchheit Jammer.
Ein Funke ſprüh' dabei dir in's Geſicht,
Daß deine Sehkraft, wie Kriſtall, zerbricht;
Dann leideſt du, wie nie ein Menſch gelitten,
Weil dir die höchſte Wolluſt wird beſtritten,
Daß ſich dein Aug, — wenn Mordluſt dich wird hetzen,
An Anſchau blut'ger Qualen nicht kann letzen.
Nimm dieſen Fluch, den ich an's Haupt dir heſte:
Wachſ' immerfort an Durſt im Mordgeſchäfte,
Das Krokodill ſey friedlich gnadenreich
Mit deinem grauſen Blutdurſt im Vergleich;
Häuf', wie der Ernte Garben, Krieg auf Krieg,
Erob'rung auf Erob'rung, Sieg auf Sieg;
Die Krone meines Fluchs laß ich dich erben,
Daß du, gepeitſcht von Kronendurſt, verderben
Mußt dieß unzählig Heer gekrönter Vettern,
Die Legion von ſtolzen Erdengöttern;
Du mußt ſie tilgen, denn von gift'gem Neid
Schwell ich dein Herz, von blinder Grauſamkeit,
Von allen Lüſten, die im Goldreif hauſen,

Als Feuertrank in goldnen Bechern brauſen.
Dieß ſey dein Fluch: Zu bleiben, wie du biſt,
Daß Ohnmacht ſelbſt im Sieg dich ſchnöd umſchließt,
Daß du kein Ende abſiehſt deiner Wuth,
Daß du dich aufzehrſt in der eignen Gluth,
Daß du wirſt fruchtlos betteln um den Tod
Bei Erd und Meer, Mittag und Abendroth.
Daß, — ob Verweſung längſt im Leib dir ſitzt, —
Kein Gift dich tilgt, kein Pfeil die Haut dir ritzt,
Daß du bis an des Lebens fernſtes Ziel
Als Schatten wandeln wirſt, als Narrenſpiel;
Der Menſchheit Fluch werde dein Sterbebette,
Dein müdes Haupt leg' einſt auf dieſen harten Pfühl.
Ich aber werd' erſteh'n, daß ich die Menſchheit rette,
Denn Freiheit bin ich, und es birſt einſt meine Kette!

Der Schach.

Weh mir! — Verſtumm' auf ewig! —
Weh! — daß auch Worte Dolche ſind und tödten,
Und wieder doch zu neuer Qual beleben!
Weh! daß ſo ſchwach der Herrſchaft Zauber wirkt,
Daß Fürſten länger ſterben, als die Sclaven,
Daß all ihr Leben Folter iſt und Sterben!
Ha! Wahnſinn kleidet ſich als bleiches Grauen
Und ſchleppt uns Zitternde trotz Widerſtreben
In's wilde Weltmeer der Eroberung,
Daß wir ganz ohne Muth, von Angſt erſchüttert,
Der Welt Bewunderung im Sturm gewinnen. — —

Narr! tödte ſie, ich ſelber wag' es nicht,
Zu üben, ja zu ſchau'n das Blutgericht!
Denn Angſt und Kronendurſt und Krieg drängt mich von hinnen.

(Er verläßt eilig den Ort.)

Der Narr.

Dame Freiheit! — ich werde mir die Freiheit nehmen, die Freiheit ein wenig zu erwürgen. Ich würde dich ganz langſam erdolchen, um mich an allem Fortgang deiner Todesangſt zu weiden, du prophetiſche Sybilla, — aber ich bin ſchlau genug, wenn auch ein Knecht und Narr; — wenn ich dich erwürge, vergieße ich dein Blut nicht, und dann kann dein ſogenanntes unſchuldig vergoſſenes Blut mich nicht einmal ſprichwörtlich anklagen. Wenn ich dir die Kehle zuſammenſchnüre, du lockere Dirne! wie würdeſt du es anſtellen, um Hülfe zu rufen? Bewundere meinen Scharfſinn, Dame Caſſandra! die Schlinge ſitzt um deinen Hals; — grüße mir das andere Leben, und nimm mir nicht übel, was ich that, als ein getreuer Knecht. —

(Er tödtet die Freiheit.)

Gute Nacht, Freiheit! — Und warum nicht gute Nacht? — 's iſt jetzt Nacht, ſeit du ſtarbſt, eine rabenfinſtere Neumondsnacht. — Was ſagt' ich? Eine Neumondsnacht? Weh mir, das iſt keine ächte Nacht, es liegt eine Neuerung im Neumond; doch tröſte ich mich damit, daß in der nächſten Woche dem alten Hahnrey, dem Mond, ſein Geweih wieder wächſt, denn die Nacht iſt heute dem Ehebett untreu geworden und hat den Mord umarmt. —

Freiheit! was biſt du nun? Wo iſt deine Macht, die ſich vermaß, den Erdball zu verjüngen durch den Lenzblick deines Auges? Dein Auge ſchloß ſich zu! deine Lippen, noch jetzt von ſo blühender Farbe wie Roſenknospen, deine Lippen, denen allenthalben ſüße Predigt von Frieden, Glück und herrlicher Zukunft entquoll, deren Worte wie goldner Regen aufgefangen wurden von Jung und Alt, deren Rede Bettler mit königlicher Zuverſicht ſchwellte, wie ein günſtiger Oſtwind des Kaufmanns Segel und fernen Gewinn, deren Rede noch eben einen Herrſcher in die Flucht jagte, was nie ein feindliches Kriegsheer vermochte; — die Meiſterinnen all dieſes Zaubers, die Lippen, die jedem gläubigen Gläubiger blank und baar Unſterblichkeit auszahlten; warum liegen ſie nun ſtumm im Bann und Gaut, da ich den Zauber höhne, da ich meine Ferſe ihr auf's Antlitz ſetzen möchte, dächte ich nicht an eine Schlange?! — Nun liegt die jungfräuliche Eiche gefällt! — Pfui! Sich von einem Narren zu Fall bringen zu laſſen; Caſſandra! vor dem Altar! —

Es freut mich auf's Neue, daß ich klüger war, als Kain, und nicht ihr Blut vergoß. Denn nun kann ich mich getroſt und mit Zuverſicht gen Himmel wenden, und fragen: „Hei! Herr Gott! Du, den man als Richter ſcheut, ſchau herab! vor deinem Altar habe ich ſie erwürgt.“ Nun, wenn du kannſt oder Luſt haſt, räche ſie! denn ſie hieß ſich ja vor aller Welt dein Kind! Wie? keinen Blitz ſendeſt du? Iſt dein Arſenal ſo leer? Wenn du biſt, ſo ſuche in allen Winkeln nach einem alten,

verlegten Blitz, zu beweisen, daß du bist; sende ihn mir als den Zeugen deines Lebens, —unter meines Herrn, des Schachs, Adresse! — Alles still! Nicht eine Wolke kann ich am rabenschwarzen Himmel gewahren; wär' ich einer der siebenten Kaste, so rief' ich jetzt aus: „Der politische Himmel ist heiter, weil der Himmel politisch ist." —

Soll ich sie etwa begraben? — Laß uns überlegen! Zum Mord ward ich gedungen; gut! Ich habe den Dilettanten in Meister Kehlzu's Handwerk abgegeben. — Und weiter? Ward ich für Weiteres bezahlt? Ich thue nichts umsonst, denn ich bin ein jüdischer Narr, und also mag die Freiheit seh'n, wer sie bestattet. „Daß ich der Narr wäre, etwas umsonst zu thun!" würde ich sagen, wenn ich kein Narr wäre. Und somit zum letztenmal: Freiheit! gute Nacht! — —

Noch eins an Ort und Stelle! Ich will den Inhalt des Beutels überzählen, den mir der Schach übergab, will rechnen, ob die Summe voll und kein Silberling beschnitten sey. Man muß dem Brodherrn immer nachzählen. —

Wenn ich so diese blanke Summe von hundert fünfzig Silberlingen überschaue, ist mir's, als tauchten aus dem gleißenden Metall, aus den scharfgeprägten Häuptern alte Mährchen empor, die mich blenden und verwirren, und mit Geyerfittichen unabläßig um das Haupt mir schwirren. Hinweg, ihr alten, verblichenen Mährchen! Hinweg! Laßt mich! — — —

Hundert und fünfzig ist die ganze Summe, daraus soll und will ich für mich und meine Judasbrüder die

Antheile nehmen und ausgleichen, denn ohne dieſe Geſellen hätte ich's nun und nimmer vollbracht!

Dreißig Silberlinge für ihren Freund, Begleiter und Vorfechter, den wackern Hauptmann, der mir ihren Aufenthalt verrathen hat. Dreißig Silberlinge? Lumpig bezahlt! Gott habe den Hauptmann ſelig, denn ich habe ihm ſchnell den Garaus gegeben, als ich einmal die Freiheit beim Arme hatte. Alſo hinunter mit dieſen dreißig Silberlingen in meinen Sack. Dreißig an den Schenkwirth, der ſie verhungern laſſen ſollte! — Dreißig Silberlinge? Viel zu theuer bezahlt; denn ſie verhungerte ja nicht; — nein! dem Hauptmanne alle Ehre! — Es wäre ungerecht, dem geizigen Schurken die dreißig Silberlinge zuzuwerfen; ich will alſo Gerechtigkeit üben, und ſie dem zumeſſen, der das meiſte Verdienſt erwarb, und das bin ich. — Dreißig den feigen Soldaten, die ſie nicht vertheidigten! Pfui! werde ich den Memmen, die ohnedieß Ferſengeld nahmen, noch anderes Geld ausbezahlen? Ein Schurke wäre ich, wollte ich die Feigheit noch durch Geld unterſtützen. Dem Tapfern gebührt das Geld, und der Tapfere war ich. Alſo hinab in den Sack! — Dreißig Silberlinge für die Jäger, welche den Wald umſtellt hatten! — Wie? dreißig Silberlinge dafür? Waren es nicht elende Knechte, welche es zur Frohn thun mußten? Es wäre unklug für kommende Zeiten, wenn man Frohnden jetzt ablohnen wollte, da doch überdieß die Freiheit todt iſt. Ich, obgleich ich ſelber frohndete, hatte doch bei der Angelegenheit etwas von meinem eigenen Willen im Spiel, etwas von meiner

eigenen Luſt, denn nicht bloß dem Schach, auch mir ſelber wollt' ich damit Faſtnacht halten. Was wäre billiger, als auch dieſe dreißig Silberlinge mir zuzutheilen? Ich will's! Ich thu's! Was bleibt nun noch ausdrücklich für mich? Dreißig Silberlinge! Wie?! nicht mehr? Nicht mehr als dreißig? Ich will ſie nochmals überzählen. Wahrhaftig! Es ſind nur dreißig, und kein Pfenning mehr! O! ich Eſel, ich dreifacher, ich dreißigfacher Eſel, daß ich nicht dreitauſend, nicht hunderttauſend begehrte, denn die ganze Summe iſt ein Bettel gegen den Werth meiner That, eine ſolche luſtige Faſtnacht veranſtaltet zu haben. Aufhängen ſollte man mich zur Strafe für dieſe Eſelei; wenn ich nur einen Strick hätte, ich hinge mich ſelber auf, aus Verdruß über meine Thorheit, aus Ueberdruß über die Langweile, die mir der Faſtnacht Ende ſchafft; denn zum Schach zu gehen und den weiteren Lohn zu holen, werde ich mich hüten, da ich das Werk vollbracht. Er mißhandelte, tödtete mich vielleicht zum Dank; ſo lohnt man ja immer die treuen Büttel! Lieber, als ich mich von dieſem ohnmächtigen Wüthrich, von dieſem blutſcheuen Bluthund erwürgen laſſe, thu' ich's ſelbſt, und habe doch mindeſtens nach meinem Tode das Vergnügen, die Faſtnacht und den Tanz bei jedem Windſtoße fortzuſetzen, der meine Leiche luſtig ſchaukeln wird. — Ich will die Stricke von Händen und Nacken der Freiheit löſen, und mir daraus eine Schlinge drehen. — Grüß' euch, ihr alten Mährchen! — An dieſem Aſt! Ja! er iſt ſtark genug; für hundert fünf-

zig Silberlinge nur, — eigentlich gar nur für dreißig! O pfui Teufel! Willkommen Bruder Iſchariоth! Willkommen! — Der Boden ſchwindet mir; — o ich bodenloſer Eſel!

(Er ſtirbt am Strange.)

Geſang der Waldvöglein.

Wir fliegen um dich her,
Wir klagen um dich ſehr
Du holdes Himmelskind! —
Ein lauer Frühlingswind
Fliege rings durch die Welt;
Kläger zu ſammeln hier. —
Der Menſchheit Krone fehlt,
Wehe! drum klagen wir,
Wollen mit ſchwerem Leid
Dich in dem Hochzeitskleid
Zur Erd' beſtatten hier. —
Ihr Blümlein mannigfalt,
Die ihr im Keim noch ruht,
Schlüpft aus den Kammern bald,
Klagt um dies junge Blut;
Wir ſtimmen trauernd an
Der Freiheit Leichenlied,
Schließt euch dem Reigen an
Und trauert mit.

Ehrenpreis.

Ach! wenn die Freiheit todt,
Für wen blüht Ehrenpreis?
Der Freiheit früher Tod
Pflückt raſch und vor der Zeit
Mir Jugend, Fröhlichkeit,
Macht mich zum Greis.

Waldmeiſterlein.

Muß ſelber bald ſterben,
Ich troſtloſes Kind,
Kaum werd' ich geboren,
So erſchlägt mich der Wind;
Doch dich muß ich ſehen
Noch vor meinem Tod,
Und gern will ich ſterben,
Denn du biſt ja todt.

Primel.

Den goldenen Schlüſſel
Den hielt ich bereit,
Und wollt' ihn dir ſchenken
Zur Oſterzeit;
Daß du alle die Herzen
Damit ſchlöſſeſt auf,
Der Lieder, der Quellen
Gefeſſelten Lauf;
Fahr wohl, ſüße Hoffnung,
Willkomm! bittre Noth!
Den Schlüſſel zerbrech' ich,
Mein Lieb' iſt ja todt.

Sonnenthau.

All mein Leben iſt Eine Thrän',
Der Thau in meiner Bruſt,

Und doch, warum ich weinte ſtets, —
Ich hab' es nie gewußt.
All mein vergangnes ſchweres Leid,
Jetzt weiß ich, was es deute;
Denn meine Sonn', mein Lieb', iſt todt,
Ich hör' das Grabgeläute.

Glockenblumen.

Sollen wir ſchon zu Grabe ſingen?
Ach! ſie blüht ja noch wie lebend! —
Vor des Schmerzes Sturm erbebend,
Tönen gar leiſe unſ're Schwingen.
Einziger Troſt iſt uns geblieben, —
Daß, ruht ſie im Schooß der Erde, —
Unſer Herz dann pochen werde
Näher an holder Bruſt der Lieben.

Die Quelle.

Ach! wer wird mich fürder retten,
Vor dem Froſt, der ewig grämt,
Der mich ſchlägt in ſtarre Ketten,
Leben mir und Lieben lähmt?
Senkt ſie doch in meine Arme,
Ach! an dieß mein Herz herab;
Meine Bruſt, die lebenswarme,
Meine Liebe ſey ihr Grab.

Die Dryaden.

Grüne Zweige wollen wir weben
Ueber der Holden als kühle Gruft,
Daß ſich der Wald als Tempel erheben,
Als Weihrauch ſäuſeln ſoll Blüthenduft.
Unſre Häupter, die kummergebeugten,
Senden Perlengeſchmeide ihr zu;
Unſre Klagen, die vielverzweigten,
Sollen ſie hüten in ſanfter Ruh.

Johanniswürmchen.

Todtenkerzen wollen wir zünden,
Wachen bei ſolchem Schmerzensgeſchäft,
Daß der Lenz kann die Stätte finden,
Wo ſeine Braut, die Freiheit ſchläft.

Die Plejaden.

Wir ſieben Schweſtern machen die Runde
Rings um der Erde weiten Kreis,
Daß jedes Herz die bittre Kunde
Von dem Tode der Freiheit weiß.
Den blut'gen Märt'rern, den treuen Helden,
Die für ſie kämpften in heißer Schlacht,
Der ew'gen Sonne wollen wir's melden,
Daß man ſie ſchlug in dunkler Nacht.
Rächende Engel wollen wir wecken,
Leben und Liebe, das tapfre Paar,
Daß ſie lüften des Schlummers Decken,
Flügel ihr zaubern vom ſonnigen Aar.

Waldvöglein.

Trauernd beſtatten wir
O holde Freiheit! dich
Im Schooß der Erde hier;
Sind faſt von Herzweh ſiech.
Schlummre ſanft, träume hold
Von Oſterfreuden hier;
Morgenſchein ſäumt mit Gold
Ruhſtätt' und Kammer dir;
Gar fromme Chriſten ſind
All deine Treuen, wir;
Ihr Düfte! wieget lind
Das holde Gotteskind!

Der Heiltrank.

Es rauſcht gar fröhlich eine Quell' im Thal,
Bahnt ſich den Weg nach ihrer eignen Wahl;
Wo wunderlieblich duftend Blumen ſteh'n,
Drängt ſie ſich hin, die Holden nah' zu ſeh'n;
Ein treu-unſchuldig Kindlein iſt die Quelle,
Ihr Herz rein, wie des Himmels Aug ſo helle;
Man ſieht d'rin wahrlich ſtets bis auf den Grund,
Und Leid und Freud vertraut ihr holder Mund; —
Hat keiner Seele je ein Leid gethan,
Ging immer ſtill und ruhig ihre Bahn.
Und zu ihr hin tritt nun ein wüſter Greis,
Sein Herz ſcheint, wie ſein Bart, erſtarrt zu Eis,
Voll Ingrimm glotzt ſein ausgebrannter Blick,
Den Schädel birgt er liſtig im Genick,
Trägt einen vollen Becher in der Hand,
Den wirft er in die Quell' vom Blumenſtrand,
„Glück zu!" ſo ruft er, — „eitle, ſchlanke Schmerlen!
Schmückt euch mit dieſem Kranz von Thränenperlen;
Die Thränen ſind's, die meine Herrin weinte
Aus Grimm, als ſie der Erde Anblick peinte,
Als ihr das Herz von gift'gem Neide ſchwoll,
Daß Leben ihr allüberall entgegenſcholl.

Bewahrt hab' ich, der Ausbund aller Weiſen,
Den ſie als kund'gen Doktor Blödſinn preiſen,
Die Thränen all, gar klüglich deſtillirt,
Und einer Klapperſchlange Galle dreingerührt,
Hab ſie gemiſcht mit Wolfsmilch, Schierlingsſaft,
Dem Heiltrank zu verleihen Zauberkraft.
Ich muß damit nach meiner Herrin Willen,
Der Erde Adern, alle Brünnlein füllen,
Damit er Zeugung mehre und Geburt,
Den Wandrer kräft'ge, der durchmißt die Fuhrt,
Den Jungfrau'n, die ſich baden in der Flut,
Den Buſen ſchwell' von ungewohnter Glut,
Den Dürſtenden, der weiten Weges kömmt,
Mit brauſender Unſterblichkeit durchſtrömt.
Denn ſo geſchwächt iſt ſchon der Menſchheit Stamm,
Daß an ihm nutzlos wird, gleichgültig, lahm,
Des lautern Waſſers alt-einfache Kraft
Und langem Leid nicht ſchnell ein Ende ſchafft,
Drum muß, die müde Menſchheit zu erfriſchen,
In jede Flut ſich neue Heilkraft miſchen.
Hei! bin ich klug, daß ich den Trank erfunden,
Der heilſam iſt ſo Kranken als Geſunden,
Daß ſie berauſcht von dieſer Ingredienz,
Den Tod erkennen als den neuen Lenz?
Von Quell zu Bach, von Bach zu Strom und Meer
Schweif ich mit meinem Heiltrank hin und her,
Ihn miſchend in die ſchmacklos-lautren Wellen; —
Kein Tropfen kann auf Erden fürder quellen,

Den nicht mein Heiltrank ganz und gar durchdrang,
Wie Echo's Bruſt der Lerchen Morgenſang. —
Kommt denn ihr Kranken, kommt, die ihr geſund euch wähnt,
Ihr morſchen Erdenſöhne, die ihr lang euch ſehnt
Von lieblicher Unſterblichkeit zu nippen!
Kommt all und ſchlürft mit fiebriſch-glüh'nden Lippen.
Und wo ihr ſeyd, an welchem Strand ihr hauſt,
Und ob ihr Broſam, ob ihr Auſtern ſchmauſt,
Am Eismeer Bärenfleiſch mit Gier verſchlingt,
Am Cap die flücht'ge Antilope fiengt,
Verſchieden all an Farbe und Geſtalt,
In Leidenſchaften, Lüſten mannigfalt,
In Einem gleich, in thier'ſchen Durſtes Glut;
Kommt! alle müßt ihr trinken kräft'gre Flut.
Ob ihr nun ſchöpft aus Ganges heil'gem Bett,
Ob ihr vor Bath's berühmten Quellen ſteht,
Ihr all, (die Sonne ſelbſt, wenn ſie in's Meer will ſinken,)
Müßt meinen Trank in jedem Tropfen trinken.
Auch ihr, ihr blinden, flücht'gen, ſtummen Fiſche!
Schaut her, wie ich ſo trefflich für euch miſche! —
Die Ungeheuer all' im tiefen Meer,
Der Hai mit ſeines Rachens ſcharfer Wehr,
Der Rochen, grau'nerregend, ſelbſt doch zitternd,
Der Wallfiſch, ſtarker Schiffe Kiel erſchütternd,
Das Krokodill, der unbarmherz'ge Würger,
In zweien Reichen falſcher Doppelbürger,
Die Spinnen, die beim Sturm ſelbſt nicht im Weben
raſten,

Der Flügelfiſch, feindſelig ſtolzen Maſten, —
Sie ruhen all', ſeit ich in's Meer gegoſſen,
Die Thränen, ſo die Königin vergoſſen,
Sie ruhen all'; ſonſt kreiſten ſie ſo ſehr,
Jetzt ſind geſundet all', es regt ſich keiner mehr. —
Doch meinen Trank, der Leiden tilgt und trifft,
Der Menſch benennt ihn, angſterbleichend, — Gift.
Hm! ob man mir auch ſage wenig Dank,
Ich weiß doch Eins: daß wirken muß mein Trank,
Und freue mich, daß er allüb'rall wirken werde; —
Ich goß ihn ja in jede Fluth der Erde.
Kein Gegengift fangt ſeine Wirkung auf; —
Nun! Durſtige! Glück auf!"

Gedicht und Gericht.

(Am Eismeer.)

Der König und seine Braut treten auf, es folgt ihnen Hofpoet Verzweiflung.

Die Braut.

Welch eine öde Hochzeit hast du mir,
O gleißnerischer Bräutigam! bestellt;
Versprachst mir einst, als du mein Herz gewannst,
Im blütheureichen heil'gen Hindostan,
Ein königliches Hochzeitsmahl zu rüsten,
Die Menschheit selbst dabei zu Gast zu laden,
Und solchen Wechsel buntbewegter Lust,
Wie niemals eine Braut noch Ehren fand.
Statt dessen führst du mich an diesen öden Strand,
Wo selbst des Meeres Puls gleichgültig stockt,
Wo einsam, öd kein Laut das Ohr bestürmt;
Kein lebend Wesen seh' ich ringsumher,
Nicht Menschen, noch ein Thier, noch Quell, noch Baum.
Nicht Hoffnung, Qual zu schauen, wird mich letzen;
Denn, was empfindet und verwundbar ist,
Schlug blind und unbedacht schon längst dein Grimm.

Der König.

Schweig, wuthempörte Schlange, Basilisk!
Nur deine eigne Raserei klag' an;

Du ſelber ja, als ich dein Brautgeſchenk,
Die Erde dir ſammt allem Leben zeigte,
Du ruhteſt nicht mit Bitten, Lockung, Liſt,
Als bis ich, deiner Grauſamkeit mich fügend,
Gewalt dir gab, das Leben ganz zu tilgen
Und ſelber tilgen half. Was ſagſt du nun?
Rechtfert'ge dich! Iſt's anders, als ich ſprach?

Die Braut.

's iſt ſo, du falſch-ohnmächt'ger Bräutigam!
Doch ſtillt dieß meinen Spott und Ingrimm nicht;
Wenn du verſprachſt, ein Feſt mir zu bereiten
Am Hochzeitabend, — halte nun dein Wort!
D'ran faſſ' ich dich, und wenig kümmert mich,
Was ich gethan, die Gäſte zu vertilgen.
Biſt du allmächtig, wie du ſtets dich rühmſt, —
Was koſtet's dich, ein neues Volk zu ſchaffen,
Als Spielwerk unſ'rer üpp'gen Grauſamkeit,
Zu ſchaffen bloß, daß wir es tödten können?
Was ſagſt du nun? Verſtummſt du? Kannſt du's nicht? —

Der König.

Trau'n! hätt' ich nicht als Weib dich auserſeh'n,
Ich ſchlüge dich mit meines Ingrimm's Schwert,
Und zeichnete dir den verbuhlten Rücken
Wie eines Pardel's Fell mit blut'gen Striemen.
Doch das iſt's, was mich jetzt an dir ergötzt,
Daß du dir ſelbſt durch Luſt die Luſt vergällt,

Auch, hoff' ich, wirst du jetzo treu mir seyn,
Da Niemand lebt, mit dem du buhlen kannst;
Ha! anders ist ein Weib nicht treu zu kirren
Als durch den Ueberdruß an Buhlerei.

Die Braut

Fluch deiner schnöden Unverwundbarkeit,
Daß dich mein gift'ges Aug' nicht tödten kann! —
So soll denn mind'stens meine Zunge rasen
Mit allem Hohn, den je ein Weib ersann.
Ein Gaukler bist du, den bei'm lust'gen Fest
Armseel'ge Kunst treulos im Stiche läßt,
Ein Pfuscher, der in seinem ganzen Handwerk
Auch nicht den kleinsten Vortheil kennt. Wie sonst:
Versprächst du für den Schluß das beste Kunststück?
Doch, freilich bist du im Beginn erlahmt!
Ein eitler Prahlhanns bist du, bist ein Hämmling,
Blind für Gewährung, taub für alle Schaam.
Die Knechte selbst, die du als Hofstaat schufst,
Das lust'ge Schranzenvolk, gesät aus Mordgedanken,
Gefischt aus Gräbern an des Moders Hamen,
Die treuen Bilder deiner blinden Ohnmacht,
Sie rieben sich im schnöden Zweikampf auf,
Betrogen um die letzte Hoffnung mich,
Durch ihr Gericht das Hochzeitmahl zu feiern. —
Entsetzen, so als Herold du ernannt,
Ward von dem Affen Veitstanz schnöd entmannt,
Das es zum Schatten schwand, und ausgesaugt

Vom Vampyr: Nacht, ſein weſenloſes Daſeyn ſchloß.
Den Veitstanz ſelber und die Tollheit auch,
Die rings die Erd' umjagt' als grimme Hündin, —
Der Feldſcheer Meuchelmord fiel hinterm Rücken
Die beiden an und ſchnitt mit ſtumpfem Meſſer
Der raſchen Beine Sehnen mitten durch;
Doch ſterbend noch biß Tollheit ihren Feind
Den Feldſcheer Meuchelmord, und Veitstanz ſchwang
Mit letzter Kraft im letzten Rundſprung ſich
Auf ſeinen Nacken, und erwürgt' ihn raſch. —
Kronhüther Abſchen und Schatzmeiſter Wucher
Bekämpften ſich, als ſie die Welt beſtohlen
Um ihre Talismane Lieb' und Gold;
Und jeder, lüſtern nach des andern Raub,
Schlug ſcharf die Krallen in des andern Leib,
Bis jeder durch den Gegner unterlag.
Der Aſtrolog: der Wahn, las in den Sternen,
Daß Krieg ein Staatsmann ward und in der Kammer
Beriethe hübſch der Menſchheit Heil und Glück;
Krieg hörte dieß, und ſchlug von Zorn entbrannt
Ob ſo ſchmachvoller Lügen Kunde, raſch
Den Aſtrologen, und ſich ſelbſt aus Gram,
Weil er nur allzuwenig Opfer fand.
Selbſt Unnatürliches ward ſchnöd vollbracht;
Der ungerath'ne Sohn, der Ekel, tilgte
Den treuen Vater Rauſch, der auf dem Rücken
Ihn trug; und zwei feindſeel'ge Brüder, Hunger
Und Durſt, der Truchſeß und der Mundſchenk,

Sie zehrten, neidiſch, beid' ſich ſelber auf.
Der Marſchall Elend, der die Welt durchzog
Von Moskau bis Paris, das Volk aufwiegelnd,
Saß ſtolz in einem morſchen Königshaus,
Das, eh' er ſich's verſah, zuſammenſtürzte,
Und unter Wappen, Kronen, ihn begrub.
Fluch, der Prophet, in's Vließ des Lamm's gekleidet,
Buhlt um Verweſung, die die Schnitter ſchon
In einen Abgrund lockte und zerſchmetterte;
Den Fluch auch führte ſie mit glattem Worte
An eine Grube, die er einſt gegraben
Dem Segen, — eine tiefe Wolfsgrub' war's,
Mit trügeriſchen Zweigen überdeckt, —
Und ſtürzt ihn dort hinab, und ſich mit ihm,
Denn feſt umklammert hielt er ſie vor Luſt.
Der Blödſinn aber, der auf mein Geheiß
Erfunden einen Trank, die gläub'ge Menſchheit
Mit Gift ſtatt mit Arzneien ſatt zu tränken,
Der dieſen Trank in alle Brünnlein goß, —
Verſuchte, leicht vergeßlich und verlockt
Von thör'gter Neugier, ſelbſt die Kraft des Trank's;
Und er beſiegelt' ihn mit Sterbeſeufzern.
So iſt das ganze Schranzenvolk vertilgt,
Bis auf Verzweiflung, unſern Hofpoeten,
Die letzte Stütze meiner Faſtnachtsluſt.
Nun Meiſter! heiß' ihn frohe Schwänke treiben,
Denn lahm und hinkend ſchleicht Gleichgültigkeit
Und Ueberdruß dicht hinter meinen Schritten.

Der König.

Auf daß du ſiehſt, wie ſehr ich dir gefällig
Zu Willen bin, ſo heiß' ihn ſelber ſprechen
Ein toll Gedicht, von Schwänken, Poſſen voll.
Hier auf des Nordpol's hocherhab'nem Thron
Will ich mit dir des Dichters Worten lauſchen,
Und dieſen gold'nen Hochzeitsbecher leeren.

Die Braut.

Thu' deines Amt's, Poet, du bleicher Knecht,
Sprich ein Gedicht, — doch ſey's kein Hochzeitlied,
Denn fremd ward meinem Herzen längſt die Liebe.
Nein! würze ſcharfen Spott in dein Gedicht,
Verſchone nichts; dem nichts iſt heilig ja.

Der Hofpoet.

Ich will's, Gebieterin, und leſ' Euch denn
Ein Lied, was ich vor Kurzem erſt geſchmiedet,
Da Euer letzter Pfeil noch nicht vertilgend
Den letzten Menſchen traf, da aller Flitter
Noch ausgehangen war auf reichem Markt.
„Der große Kritiker" heißt mein Gedicht;
Und wenn es herb iſt, denkt, daß ein Poet
Zu keiner Friſt ſpricht hold von Recenſenten;
Wenn mancher Vers Euch hart und grauſam dünkt,
Denkt, daß der Vorwurf ſelber grauſam iſt,
Daß es Verzweiflung iſt, die Verſe macht.
Und nun wenn's Euch beliebt, hört mein Gedicht.

(Er lieſt das Gedicht.)

„Der liebe Gott blickt ſtill zum Fenſter 'raus: —
Er hört' auf Erden wunderlich Gebraus,
Geſurr, Geſchnurr und Stöhnen, Winſeln, Aechzen
Und Sieg'sgeſang und heiſ'res Rabenkrächzen,
Mißlautiges, vielſtimmiges Geklimper,
Als virtuoſ'ten hunderttauſend Stümper,
Wie man vor'm Schauſpiel ſtimmt die Inſtrumente,
So wüſtes Chaos, als er jemals trennte.
Da lüſtet's ihn, das Schauſpiel anzuſeh'n,
Doch iſt er alt und mag hinab nicht geh'n,
D'rum ſchließt er leiſe bloß ſein Fenſter auf,
Und ruft, als er gewahrt den ſchnöden Kauf:
„„Welch ein geflickt, armſelig Trauerſpiel!
Nicht Hannswurſt, noch die Helden taugen viel;
Welch aberwitz'gen Schnickſchnack ſie agiren!
Faſt möcht' ich ſelber die Geduld verlieren.
Zwar ruh' ich hier bequem und mit Behagen;
Kein läſternd Wort wird jemals mich erſchlagen;
Und wie ſie auch ſich wunderlich gebehrden,
Und was ſie waren, ſind und werden,
Ob ſie des Purpurs Lappen toll zerreißen,
Um Kronen ſich die Köpfe wund zerſchmeißen; — —
Mich, der ich herrſch', gehüllt nur in mein Ich,
Bewohn' mein formlos ungeheures Ich,
Gekrönt mit meinem dreifach-ein'gen Ich,
Beſeeligt durch Erkenntniß meines Ich, —
Mich wird dieß Poſſenſpiel doch nie bewegen,

Schauſpielend ſelbſt mich auf der Welt zu regen;
Zu traurig iſt ſie ja, von Thränen ganz geſchwellt,
Es brüllt jedweder arme Tropf als Held,
Begierig mit Prahlhänſelei zu praſſen!
Zu eng' iſt dieſe Bühne, mich zu faſſen
Iſt ſie zu eng' doch ſelbſt des Staubes Kindern,
Zu eng, um ſich an Flitter ſatt zu plündern! — —
O welche ſchlechte Heldenkomödianten,
Geſchminkt mit Bombaſt und mit angebrannten
Korkſtöpfeln ſchwärzend die unbärt'gen Kinne,
Daß ihr Geſicht an Furchtbarkeit gewinne,
Schwindſüchtig, fähig kaum durch Blut ihr Blut zu ſtärken,
Zitternd vor hohlem Schein von eig'nen kräft'gen Werken,
Den Purpur überhängend dürren Lenden,
Daß nicht Janhagels Blick ſich d'rauf ſoll wenden,
Wie ſchwach die Beine ſind, die ſolchen Thonklotz tragen;
D'rum fahren ſie auch gern in gold'nen Wagen,
Und ſtützen ſich, wenn ſie gar gnädig nicken,
Auf übergüld'te Scepter ſtatt der Krücken,
Daß ſie des Leibes Ohnmacht klug verſtellen,
Und um ihr Eintrittsgeld die Schauer prellen. —
Schlecht im Gedächtniß hat die Tugend ihre Roll';
Bei jedem Kraftſpruch, den ſie donnern ſoll,
Muß Eigennutz ihr flüſtern in die Ohren,
Weil ſie Gedanken, Wort und That verloren,
Und, ſtammelt ſie, von Leerheit aufgeblaſen
Dann kümmerlich die zugeraunten Phraſen, —

Verfängt ſie ſich durch ihre eignen Stelzen
Und muß in ihrer Hoffarth Pfuhl ſich wälzen.
Das Laſter ſelbſt, das ſonſt Couliſſen riß,
Laut bellend die Gerechtigkeit ſonſt biß,
Rothhaarig, hinkend, bucklig, ungefüge,
Drei Ellenſchritte maß, als ſeine eigne Lüge, —
Verwandelt hat es ſich in Zierlichkeit,
Stiehlt aus der Mode Trödel ſich ein Kleid,
Und flickt aus Abwurf feiler Politik
Das Halstuch ſich, als gar unſichern Strick.
O Narrentragödie von trag'ſchen Schwänken! —
Janhagel lacht und weint auf ſeinen Bänken,
Buhldirnen ſind gerührt und werden Nonnen,
Da ihnen ſelbſt zu arm bedünkt der Buhlſchaft Bronnen,
Da ſelbſt die Tugend, voll von geiler Brunſt,
Als Vampyr pfuſcht in ihre eckle Kunſt.
Die Freiheit ſelbſt, die ſonſt ihr Kleinod wahrte,
Fiel ſchnödem Drang, der ſie mit Aufruhr paarte,
In einen Käfigt ſperrte und von Markt zu Markt
Führt' im Triumph die Löwin, ganz entmarkt.
Auch die Geringſten, die hier Rollen ſpielen,
Von Elend matt geheht auf blut'gen Schwielen,
Die Bettlerkomödianten werfen in den Koth
Ihr ehrenvolles Erbtheil, ihre Noth,
Erröthen nicht, daß ſie erringen wollen,
Untüchtig doch zum Prunken, — Königsrollen;
Der ſchmutz'ge Wuch'rer, der mich ſelbſt beſpeit,
Wenn er ſein Geld um höhren Zins verleiht,

Er gilt mir mehr im Werth, als ſolche Würdenträger,
Als Bettler, blöd geſchminkt zu Kronenjägern,
Solch Bettelvolk, das ſtets von Würden träumt,
Iſt gleich 'ner Brandung, die ohnmächtig ſchäumt. —
Und dann wozu im Schauſpiel die Fanfaren,
Der Aufzug buntlivreyter Söldnerſchaaren? —
Weßhalb um unbekanntes Recht ſo viel Geſchrei? —
Mich langweilt dieſe Spiegelfechterei.
Was ihr nicht habt, ihr werdet's nicht erjagen,
Und was euch drückt, das müßt ihr eben tragen;
Das treue Müllerthier ſey euer Spiegel; —
Schuf ich euch nicht beſchwingt, — begehrt nicht Flügel!
Zum mind'ſten, — was ihr thut, vollbringt es ganz,
Nehmt ſtatt des Zügels nicht den Schwanz! —
Doch ihr, ein eitel Volk, ſpielt ſchlecht das Ende,
Weil euch beim erſten Auftritt klatſchten tauſend Hände.
Und darum gönn' ich's euch, ihr Halbe! allen,
Wenn ihr für ſchlechtes Ende durchgefallen.
Hört meinen Rath, den ich euch freundlich ſage:
Zwei Schalen nur hat eine jede Wage,
Senkt ganz in Eine euer Bleigewicht,
Und ſeyd gewiß: die andre ſenkt ſich nicht.
Wollt ihr nicht dienen, nun! ſo herrſchet alle,
Und jeder zittre dann vor ſeinem nahen Falle. —
Doch dieſes Schwanken, dieß zweideut'ge Nicken
Des Zünglein's, das ſich will in Alles ſchicken,
Reißt euch hinab und macht euch ſelbſt verdroſſen
Des blut'gen Schweißes, den ihr habt beim Spiel vergoſſen.

Im Uebrigen bin ich des Schauſpiels müde,
Denn Herrſcher bin ich und ich liebe Friede,
Und weil ich keinerlei Parthei will kränken,
Noch eigenmächt'gen Zwieſpalt ſauber lenken,
So will ich weder Freund' noch Feinde ſchützen;
Ein jeder mag auf eignen Rath ſich ſtützen.
Thut, was ihr wollt, ihr unten dort auf Erden!
Ihr werdet wohl zuſammen fertig werden;
Schlecht war das Spiel; o Stümper! gönnt euch Ruh';"" —
Gelangweilt ſchloß er d'rauf ſein Fenſter zu.

* * *

Der König.

Welch Urtheil, Braut! ſprichſt dem Gedichte du?
Denn einen Lohn gebührt uns, auszuzahlen
Dem Hofpoeten, nach des Beifalls Maaß.
Ich ſelber war ein ſtrenger Richter ſtets,
Doch jetzt, du weißt, beſtimmt dein Urtheil mich,
Und lenkt partheiiſch mich. —

Die Braut.

Ein armer Schwank,
So hungerleideriſch, Verzweiflung ganz,
Wie der Poet; und doch zu zahm, zu mild
In bittrem Tadelwort und Läſterung! —
Ha! wär' mein Haß — Gedicht, den alten Gott
Wie einen Popanz aus der Welt zu läugnen!
Denn, wenn er iſt, ſo zeig er, wo er ſey.
Wär' jeder Tropfe meines Blut's ein Vers,
Ich zwänge ihn mit mächt'gen Zauberweiſen,

Sich zu verkörpern und mir Red' zu ſtehn,
Ich fordert' ihn zu raſchem Zweikampf auf
Und überwänd' ihn mit des Weibes Kraft,
Den alterſchwachen tauſendjährigen Greis,
Daß er die Herrſchaft mir vererben müßte.
Pfui über dieſen zahmen, ſcheuen Dichter!
Wie? Spricht Verzweiflung ſo? Ich dachte ſonſt,
Verzweiflung wär' ein Rieſe, der die Säulen
Des Himmels wüthend faßt, zuſammenbricht,
Und unter deſſen Trümmern ſich begräbt!
Mein Bräutigam! ſchenk mir dieß Zwerglein hier,
Daß ich ihm ſeinen Lohn nach Würden zahle.
Denn ſtatt mich zu erheben hoch in Ehren,
Mich, das verlobte Weib des ſtarken Todes,
Leiht er dem Gott des Lebens Wort und Groll,
Und ſchweigt von mir, als wär ich eine Null
In jener unermeßnen Zahl der Zeit.
Schenk' mir, o Tod! den ungetreuen Knecht,
Daß ich ſein Urtheil ſpreche nach Gebühr
Und die Beleid'gung meiner Herrſchaft räche.

Der König.

So nimm ihn denn, den blinden Dichter, Braut!
Willſt du mit Pfeilen zielen auf ſein Herz?
Bedenk', der reiche Köcher iſt verſiegt!

Die Braut.

Hier an den Nordpol ſchmied' ich feſt ihn an,
Daß er an ſeiner Poeſie verhungre,
Dem Tage fluchend, da du ihn gezeugt. —

Hohläugig Ungethüm, hier krümme dich,
Zu ſchwach zu ſterben, denn des Todes Braut
Verſagt die Macht dir, daß du ſterben kannſt. —
Ha! wie mich labt dein qualverzerrt Geſicht,
Der Fäuſte Zucken und der Sehnen Krampf.
Reich' mir den goldnen Becher her, mein Fürſt!
Daß dieſer dürſtende Poet es ſchaut,
Wie ſatt ein rächend Weib am Trank ſich labt!

Der Hofpoet.

Dein ſpott' ich, teufliſch Weib, und dein auch, Tod!
Schau'! dieſe ſtarken Feſſeln, ſo die Fäuſte
Mir eng umſchließen, faß' ich wüthend an
Und ſchlinge ſie um meine heiſre Kehle.
Zu ſterben wehrſt du mir? Du kannſt mir's nicht verwehren,
Denn nicht unſterblich iſt Verzweiflung! Sieh!
Dein ſpott' ich nochmals, da ich fluchend ſterbe,
Dir fluchend und mir ſelbſt'!

(Er erwürgt ſich in ſeinen Ketten.)

Der König.

Ha! was war dieß?
Wankt denn mein Thron, daß dieſer ſchwache Knecht
Zuwider meinen Willen handeln kann? —
Schleicht Aufruhr und Empörung ungeſehn
Im Schooß der Erde unter meinen Füßen,
Das Ende meiner Herrſchaft mir verkündend? —
Der Zauber ſtammt von Dir, unſelig Weib,
Das durch ſein arges Thu'n den ſtarren Ball,
Die träg vereiste Erde ſelbſt erſchüttert,

Und ſchon die Hand in gier'ger Herrſchſucht ſtreckt,
Mich zu vertilgen, und allein zu herrſchen
In dieſer menſchenleeren Wüſtenei,
Auf dieſer Erd', dem Friedhof alles Lebens!
Halt! ſag' ich, und nicht weiter; denn mein Aug',
Schon allzulang von gift'ger Lieb' geblendet,
Sieht plötzlich hell, blickt in dein falſches Herz
Und lieſt darin die Herrſchſucht und den Haß.
Halt! und nicht weiter! ſchließ' die Rechnung ab;
Denn mitten durch reiß' ich den Eh'vertrag,
Der mich an dich gekettet. Mach' dich fertig,
Dem ew'gen, dunklen, grenzenloſen Nichts
Des Körpers falſche Reize hinzugeben,
In Weſenloſigkeit dich zu verſtrömen.
Denn jeder deiner Blick' iſt Hochverrath
An dem Alleinbeſitze meiner Macht,
Iſt Hochverrath, der lang die Maske trug
In toller Faßnachtszeit, und nun nicht mehr
Den ungeſtümen Stolz bezähmen kann,
Und nun am Aſcherwittwoch, Buße höhnend,
Mit meinem Staub ſich will das Haupt beſtreu'n.
Noch einmal ſinke denn an meine Bruſt,
Noch einmal ſchließ' ich feſt dich in den Arm,
Doch nicht in Liebe, nein in Racheluſt;
Denn dieß dein trotzig Schweigen ſpricht gar laut
Für deine Schuld und bricht dir ſelbſt den Stab.
Nimm dieſen Kuß! — Er tödtet dich! — Fahr wohl!

(Er küßt ſeine Braut, welche todt zu ſeinen Füßen ſinkt.)

Der König Tod.

Sie iſt dahin! Vereinſamt bin ich nun,
Denn niemals konnt' ich Söhn' und Töchter zeugen,
An ihrer Liebe mich zu freuen. — Pfui!
An Liebe denk' ich, bin ein Herrſcher doch,
Und ſah an dieſer Hochverrätherin
Erſt kürzlich, wie man Fürſten liebt! Die Krone
Sey denn fortan mein einziger Gedanke,
Denn ich bin Herr und außer mir iſt keiner!

Der Herr (im Gewitter einherfahrend.)

Erkenne mich, du frevleriſcher Knecht!
Vergaßeſt du den Herren? Zittre Knecht!
Denn Rechenſchaft begehr' ich von dir, — Knecht!

Der Tod.

Wie? Rechenſchaft? Ich ſelber bin der Herr,
Wann legte Rechenſchaft doch je ein Herr?
Ich bin der Herr, und außer mir iſt keiner.

Der Herr.

Die Läſterung fall' auf dein Haupf zurück;
Als ich die Welt in meiner Liebe ſchuf,
In Eden pflanzte den verbot'nen Baum,
Beſtellt' ich dich zu meinem treuen Knecht,
Und lang verſahſt du redlich auch dein Amt,
Gerecht und ſtreng, wie's meinem Diener ziemt,
Und mild zugleich des Herren Milde ſpiegelnd.
Nun aber haſt in Willkühr du gepraßt,
Vergeſſend, wer du ſey'ſt; ein Werkzeug nur; —

Vergeſſend meine unverjährte Macht.
Und weil ich's zuließ, daß ein arg Geſchlecht
In ſeiner Sünden Vollmaß unterging,
In Schlaf verſank, um klug einſt zu erwachen;
So ſchafftest du, als wär's dein eignes Werk,
Und täuſcheſt dich mit frecher Lüge ſelbſt,
Und ſpotteſt nun mir frech in's Angeſicht!
Wann hätt' ich dich zum Könige geſalbt?
Wann hätt' ich eine Krone dir gewunden
Aus Recht und Gnade? Wann das Scepter dir
Die Allmacht unklug in die Hand gegeben?
So gut als dich, hätt' ich Leviathan
Geſalbt als König; ſelbſt der grimme Wolf,
Er herrſchte wohl als mildrer Hirt, denn du.
Hab ich zum Richter dich beſtellt, du Knecht?
Und that ich's nicht, warum dann ſprachſt du Recht,
Und ſtrömteſt eigenmächtig reichlich aus
Des Zornes und der Rache volles Maaß?
Gib Rechenſchaft! Sprich, warum that'ſt du ſo?

Der Tod.

Mich eckelte der Menſchheit ſiecher Leib.

Der Herr.

Schufſt Du ihn denn? Ich that's! Ein ſchlechter Grund!
Rechtfertige dich mit beſſrer Rede! ſchnell,
Denn, um Gericht zu halten, kam ich her,
Um meine Rechnung mit dir auszugleichen;
Nun fand ich, daß du arg gewuchert haſt;

Vertheid'ge dich; du ſollſt mich nicht verklagen,
Daß ohne Widerſpruch ich dich verdammt.

Der Tod.

Herr! ich bekenn's! Vergeſſen hatt' ich dein,
Vergeſſen ganz und gar; denn blickt' ich hin
Auf dieſe Welt, ſo voll von Sünd und Unrecht,
In dieſen Pfuhl unlautren Sündentaumels,
So dacht' ich oft: Du ſchliefſt und ſäheſt nicht
Das arge Treiben des verſumpften Stamms.
Selbſt wollt' ich Recht denn ſchaffen, und begann's,
Und kaum, daß ich's begann, ſo faßte mich
Verblendung rieſenhaft, ſo daß ich träumte,
Selbſt Fürſt zu ſeyn, und handelte als Fürſt.
O Herr! warum doch ließeſt ungehindert
Du dieſem Faſtnachtspoſſenſpiel den Lauf,
Und ſandteſt deine Blitze nicht herab,
Zu mahnen Fürſten, Völker, daß du lebſt?
Warum doch ließeſt du am Firmament
Nicht Wunder leuchten, warum riſſeſt du
Mir ſelbſt die Blindheit von den Augen nicht?

Der Herr.

Du ſprichſt, als wärſt du auch ein Erdenſohn,
Aus Adams Saamen, blöd, kurzſicht'gen Geiſtes!
Wer meine Langmuth Wunder nicht genug,
Daß ich als ſänft'gend Mittel ließ geſcheh'n,
Was du im Dunkel ſchufſt als eignen Zweck,
Daß ich dich völl'ge Ernte halten ließ,

Der Leichen Saamen in die Erde streu'n?
Schuf ich des Menschen Geist nicht stark und frei,
Und sollte, die Kleingläubigen zu trösten,
Eingreifen selbst in's kleinliche Gewühl?
Die Liebe bin ich, und weil ich so bin,
So hemmt' ich nicht des Menschen freies Schaffen;
Mit meinem Geiste haucht' ich alle an,
Und darum streben alle unbewußt,
Die gröbre ird'sche Hülle abzustreifen,
Sich einst erkämpfter Reinigung zu erfreu'n.
D'rum, wenn du wähntest, daß sie Dir gehorcht,
Als du begannst dein unermeßnes Reich, —
Du irrtest arg im blinden Uebermuth.
Nicht deinem Ruf, mir strebten alle zu,
Die Sünder selbst, die von der Erde Stoff
Sich riesenhafter angezogen fühltru;
Im Mörder selbst pulst meines Wesens Theil,
Denn, wie er in des Wahnsinns Gluth den Dolch
Bohrt in den fremden Leib, — streift er zugleich
Mit starker Kraft die eigne Hülle ab,
Und seine Seele, vor dem Ird'schen grauend,
Das ihn zu solcher Frevelthat verlockt,
Zu solcher Läst'rung seines eig'nen Stamms,
Sehnt sich nach Läuterung, Grab und Geburt!
Knecht! was ich that, ich weiß es; doch du irrtest,
Gedächtnißlos im weiten Labyrinth,
Der schweren Hoffarth und Empörung um.
Und so entkleid' ich denn dich der Gewalt,

Du Räuber, die du frech dir angemaßt,
Vom Haupte nehm' ich dir die sünd'ge Kron',
Und aus der mitleidslosen Faust den Stab,
Die Krone brechend, brechend auch den Stab.
Dein hochverrätherisches Reich ist aus;
Und daß du wissest, daß ich strafen kann,
So höre diesen strengen Urtheilsspruch:
Durch einen Fastnachtsnarrn will ich die Sünder wecken,
Daß sie mit Zittern geh'n aus ihren Gräbern,
Doch ihrer keiner soll verloren geh'n.
Mein Wort ward Fleisch, und ward wie sie, für sie!
Den ärgsten Sünder selbst, die bangend träumen,
Weck' ich mit Schrecken nur, auf daß sie büßen,
Doch keinen ström' ich aus in's ew'ge Nichts,
Als dich allein, der meine Macht gehöhnt,
Mein Bild und Walten schnöd' als Mask' mißbraucht.
So ströme hin, — wie du die Pest verflucht,
Verflucht von mir, — ström' hin in's graus'e Nichts.
Ich lebe ewig, werde ewig seyn,
Du lebtest nie und wirst auch nie mehr seyn.

Aschermittwoche,

genannt:

DIES IRAE.

Eulenſpiegel (kömmt auf einer Eule geflogen, hat eine Poſaune in der Hand, und ruft:)

Außen ſchien der Baum voll Leben,
Allen, die nach Labung ſtreben,
Süße Früchte hinzugeben.

Düfte quollen aus den Blüthen,
Schienen ſüße Luſt zu bieten,
Alles Leben zu behüten.

Doch es fraß die alte Schlange
An der Wurzeln Mark gar lange,
Schwellend von der Bosheit Drange.

Als ſie an der Zeit es glaubte,
Daß ſie tödte, daß ſie raubte,
Schlich ſie vor mit kahlem Haupte.

Ringelte ſich feſt am Ziele,
Lockte und verführte viele
Zu der Sünde ſüßem Spiele.

Mitten dann im üpp'gen Traume
Schoß ſie nieder von dem Baume,
Tödtete mit gift'gem Schaume.

Doch der Narr ruft jetzt zum Leben,
Alle, die mit brünſt'gem Streben
Sich dem Tode hingegeben.

Worte muß in's Ohr er raunen,
Daß die blöden Todten ſtaunen; —
Spricht wie Eule und Poſaunen.

Von den bunten Räthſeln allen
Hat der Schalk zumeiſt gefallen,
Mocht' er auch in Frevel wallen.

Muß d'rum jetzt ein Liedlein ſingen,
Daß ſein Aufruf möge klingen
An des Todes eh'rnen Ringen.

Engel mögen Reine wecken,
Die da ſchlafen ſonder Flecken —;
Sünder rüttelt man mit Schrecken.

Gleiches muß vor Gleichem zittern. —
Daß den Fluch die Frevler wittern,
Spricht der Schelm in Hochgewittern.

Drum wacht auf, die lang geſchlafen,
Sünder! wachet auf durch Strafen!
Mit den Herrn erwacht, ihr Sclaven!

Wacht, ihr feilen, faulen Dirnen,
Schminkt die Furcht auf euren Stirnen,
Wann der Herr beginnt zu zürnen.

Wacht, die ihr auf flücht'gen Sohlen
Ginget, seit ihr, unverholen,
Frech des Lebens Preis gestohlen!

Mörder sammt den Spießgesellen,
Längst ersäuft in Meereswellen,
Steigt herauf von feuchten Schwellen!

Die ihr büßt für Unterweisung
Heißer Buhlschaft durch Vereisung; —
Kommt aus frostiger Verweisung!

Seltne Kunst wird man euch lehren,
Reine Keuschheit hoch zu ehren;
Wacht durch Rosen und durch Schwären!

Die ihr nie an Rächer glaubtet,
Die ihr Heil'ges schnöd bestaubtet,
Die ihr frech in Tempeln raubtet,

Wachet auf, ihr Blinden, Uebten,
Wuchrer im Gesetz-ergrübeln,
Die verfälscht des Rechtes Bibeln!

Ihr Gesellen, mit zwey Zungen
Zu der Freiheit Lästerungen,
Kommt mit euren eh'rnen Lungen.

Völkerschänder, Eidebrecher,
Wacht auf mit dem linken Schächer!
Tyrannei peitscht als Rächer.

Peſt hat Wunden euch geſchlagen
In der Sünde Blüthentagen,
Beulen müßt ihr blutend tragen.

Daß nicht ſchnell die Wunden heilen,
Bohr' ich Dolch' in eure Beulen,
Peitſche euch mit ſchweren Keulen,

Kröne euch, die Luſt zu lohnen,
Mit den blut'gen Dornenkronen,
Geißle euch mit Skorpionen.

Und die Rache zu vollenden,
Hab' ich Balſam auch bei Händen,
Und will ihn euch reichlich ſpenden.

Gift iſt's, das ich emſig träufe
In die Wunden, das ich greife
Aus der Schlang' uraltem Schweife;

Gift iſt's, das der Pöbelhaufe
Tod benennt, und das ich taufe
Die Erinnrung von dem Kaufe.

Richter, die ihr feil gerechtet,
Kön'ge, die ihr viel verknechtet,
Thoren, die ihr Weiſe ſchwächtet!

Seht mich an, den alten Thoren,
Der zur Eule ward erkoren,
Seit die Mutter ihn geboren.

Ihr, die all' den Herrn verſuchet,
Die ihr blind im Licht geſuchet,
Die das Daſeyn oft verfluchet!

Heiſſa! ho! ſteigt auf aus Grüften,
Aus metall'nen, peſt'gen Klüften
Zu des neuen Tages Lüften!

Heiſſa! ho! ſtoßt euch die Köpfe
An die Felſen nicht, ihr Tröpfe!
Strenge Fauſt fährt in die Schöpfe!

Wirbelwind faßt euch am Nacken,
Schleudert euch auf Bergeszacken,
Daß euch kann der Büttel packen.

Rafft euch auf, des Staubes Erben,
Denn das Schwert wird euch verderben,
Wenn's euch ſplittert all' zu Scherben!

Um euch, Sünder! zu erwecken,
So die ſchweren Träume decken,
Die euch mit Vergang'nem ſchrecken; —

Dazu ward der Narr berufen. —
Wenn ihr aufwärts klimmt auf Stufen,
Schlägt der Eſel euch mit Hufen.

Denn, daß ſie ein Roß zertrete,
Und mit ſtolzem Hufſchlag tödte,
Iſt nicht werth die feige — Kröte.

Schaart euch weit und breit zuſammen,
Von der Bruſt der alten Ammen,
Von der Erd', reißt's euch in Flammen!

Bettelt, Kön'ge! Bettler, krönet
Euer Fleh'n, das ſtolzer tönet.
Breitgemaulte Schufte! ſtöhnet!

Durch das Wort ſeyd ihr zu lenken,
Will das Wort als Geißel ſchwenken;
Denn das Wort ſollt' euch ertränken!

Kommt heran, ihr alten Horden;
Denn es ſollt' das Wort euch morden,
Weil das Wort iſt Fleiſch geworden.

Ob das Wort wird milder richten
Weiß ich nicht; ich darf nicht ſchlichten. —
Rufen mußt' ich zu Gerichten.

Wacht auf, die man dumpf gebettet;
Seht, ob euch das Leben rettet!
Denn der Tod ward heut getödtet!

Ostersonntag.

Der Phönix flog empor aus ſeinem Neſt;
Hell lohte ſeine Burg, gezimmert aus Asbeſt,
Und aus der Flamm' von ſiebenfachem Licht
Stieg würz'ger Duft, wie wenn man Pfirſ'che bricht.
Ein holder Knabe, leuchtend wie der Tag,
Schwang ſich empor mit mächt'gem Flügelſchlag; —
Der Phönix war's, der Menſchenleib gewann,
Und neuverjüngt durchbrach den Zauberbann.
Nun fliegt er raſch auf ſtarkem Schwingenpaar,
Wie Ganymed einſt ſchwebte auf dem Aar,
Wie eine Schwalb' im wundervollen Kreis,
Rings ob den Feldern, lang verhüllt von Eis; —
Ein Oelzweig, wie einſt Noah's Unterpfand,
Scheint Heroldsſtab hold in des Knaben Hand;
Denn Oſtern iſt's, der Gnade Blüthenzeit;
Doch ſtarrt die Erde kahl noch, dicht beſchneit;
Von tauſend Schläfern keiner mocht' erſteh'n,
Das Oſterfeſt voll Jubel zu begeh'n.
Oed, ausgeſtorben, wie Sibirien's Feld,
Liegt troſtlos, kalt und hoffnungslos die Welt.
O Wirthſchaft, ganz verſumpft, vermoost, verfallen!
Kein einz'ger regt ſich von den Gäſten allen. —

Mit Thränen blickt der Phönix rings umher,
Dem frohen Knaben wird das Herz gar schwer; —
„O schönes Feld! so voll sonst reifer Saat,“
So ruft er ernst, — „das nie mein Fuß betrat,
Wenn nicht in Freuden und in Bräut'gamslust; —
Verwelkt ist jede Blüth' an deiner Brust; —
Der Himmel freute sich, so schön zu seyn, wie du! —
Nun liegst du still und fahl in Todtenruh'.
Von deiner Blumen Glanz und Majestät
Blieb nichts als Stoppeln und das dürre Beet.
Der Himmel selbst, deß Wölbung niemals stürzt,
Ist öd, seit froher Lieder Duft ihn nicht mehr würzt,
Seit Lieb' nicht mehr in zarten Orgeltönen
Die Psalmen singt zum Preis des Ewig-Schönen. —
So weit ich schau', — es strahlt mein irrer Blick
In keinem Menschenaug' mir treu zurück; —
Und ich soll fröhlich, (wie es heischt mein Amt,)
Als Phönix Lenz, in grünen, weichen Sammt
Die Erde kleiden, trocknen ihre Thränen;
Da doch das Herz mir bricht vor Weh und Sehnen,
Da doch der heil'ge Blüthenkranz der Welt,
Der Schöpfung Kron', das Menschenleben fehlt? —
Viel lieber legt' ich selbst, ein wangenrother Knab',
Zu dem geliebten Stamm mich tief in's Grab.“ —
Der Phönix hat den Flug herabgelenkt
Zur Erd', auf die er seine Blicke senkt,
Viel tausend Hügel sieht er ringsum ragen,
Einst grün, jetzt fahl, wie nach der Sündfluth Tagen;

Ein ernstes Kreuz krönt jedes Grab.
Da wirft der Lenz den Oelzweig mild hinab,
Und ruft mit Thränen: „Ostertag ist heute;
Drum muß erschallen festliches Geläute. —
Und kraft des Herrn, der mich, den Lenz, erneute,
So mögen tausend Glöckner sich erheben,
Daß neu vom heil'gen Klang der Erde Pulse beben.
Wacht auf, Maiglöckchen! läutet frisches Leben!
Für langes Weh muß ich entschädigen
Ihr Rosen, euch, die süße Liebe predigen,
Muß euch aus enger Sakristei erledigen.
Euch Lilien auch, euch sehnsuchtsbleiche Nonnen,
Führ' ich mit Priesterhand an's Licht der Sonnen,
Aufschmelzend heil'ger Lieb' vereisten Bronnen!
Ihr Veilchen, still wie fromme Armenväter,
Erwacht auf's neu', einsiedlerische Beter,
Der Glaube weckt euch auf, der Wunderthäter.
Die ihr begraben liegt in Skapuliren,
Ihr dürft euch in den morschen Särgen rühren,
Dürft, draus entpuppt, die bunten Flügel führen,
Reist hin gleich freundlichen Missionären,
Der Welt den alten Glauben neu zu lehren:
„„Leben ist Lieb'! Drum wird es ewig währen!““
Euch Tauben auch, unschuld'ge Ministranten,
Erweckt dieselbe Lieb', die jene Jünger kannten,
Als Flammen sie am Pfingsttag übermannten!
Auch du, o Rebe! sey vom Tod entsiegelt,

Du, deren Blut das heil'ge Herzblut ſpiegelt,
So einſt der Menſchheit Würde hat entriegelt.
Du endlich, ſtille Saat, begrabner Waizen!
Nicht länger ſoll die Erde mit dir geizen!
Komm frei zu Tag in unbekannten Reizen!
Wach auf, o Saat! des Winters Stürm' zerſtieben,
Die alte Sonne iſt dir treu geblieben,
Glaube reift Leben; Leben währt wie — Lieben!
Das Räthſel fällt, das dich im Keime hielt verborgen;
Wach auf, o Menſch! gelöst iſt das Verbot;
Im Paradieſe pflückteſt du den Tod; —
Des Lebens Frucht winkt dir am Oſtermorgen!"

Nachklang.

Pfeile hatt' ich viel geſchmiedet mit dem Hammer ehr'nen Zorn's;
Klirrend ſchlug mir ſelber Wunden Wiederkunft des fernen Zorns;
Denn es iſt ſo ſchlimm geartet dieß Geſchlecht, in Sünden müd,
Daß ich ſelber ward verſchartet,
Als ich wild darein geſchlagen
Mit dem ſcharfgeſchliffnen Lied,
Daß die Sehnen mir erlagen
Bei dem Rundſchwung ehrnen Zorns.

Mitten in dem Faſtnachtsſaale ſucht' ich ja die Thoren auf,
Spielte auf des Todes Fiedel ihren tauben Ohren auf,
Schleppte ſie um ein Jahrtauſend weiter in der Zukunft Reich,
Daß die Prophezeiung ſauſend
Schwirrte vor der Frevler Blicken, —
Doch kein Antlitz wird wohl bleich;
Denn das Jetzt, worin ſie nicken,
Wiegt, was ſie verloren auf.

Schrieb noch eine andre Kunde von dem Feind, der ewig
ſchleicht,
Und der Menſchheit, — ſie zu tilgen, — um die Herzen
ewig kreucht;
Schrieb's, ſo wie es die Sybille einſt begeiſtert prophezeit,
Wie der Menſchheit ſünd'ger Wille, —
Bittre Früchte nicht gedenkend, —
Jetzt Gomorrha's Saamen ſtreut.
Doch der Feind ſinnt, klüglich denkend,
Daß Treu, wie für ewig, ſleucht.

Und ſo wie es einſt wird kommen, wenn kein Bau den
Frevel dämmt,
Wenn in keine ehrnen Klammern Menſchheit ſelbſt den
Frevel klemmt,
Schrieb' ich es auf grüne Blätter mit dem Herzblut mei-
nes Seyn's; —
Sünde braut ſich ſelbſt die Wetter,
Die am jüngſten Morgen zünden,
Tilgend alle Zweige Kain's!
Hüllenlos zeigt' ich die Sünde,
Ob nicht Buß' den Frevel hemmt?! *)

*) Dieſe und die vorige Strophe beziehen ſich auf unſre Novelle: „Antichriſt," welche den im „Freund Hein" begonnenen Kreis fortſetzt.

Als ich ſchrieb die ernſten Worte, ſtand auf fremder Erde ich,
Süße Schwalbenlieder lockten zu dem heim'ſchen Herde mich,
Mich umſchlang kein liebend Weſen, denn mein Ernſt war allen Grau'n.

Mochten wohl zum Wechſel leſen,
Was ich blutend hingeſchrieben, —
Mögen in den Grund nicht ſchau'n.
Liebeln können ſie, — nicht lieben, —
In That, Wort, Gebehrde — ſiech!

O! da griff's mit mächtigen Armen nach mir her vom Mutterland;
Seh's im Geiſt, wie in der Kammer weinend meine Mutter ſtand,
Starrend in mein ödes Bette, auf dem Stuhl, wo oft ich ſaß.

Und es ſprang von mir die Kette,
Zauberkräftig rief's mich wieder,
Und mein Auge wurde naß,
Heimweh klang durch Schwalbenlieder,
Ob ich je die Mutter fand?

Weh! ihr ſüßen Schwalbenlieder, führt ihr treu, wie nie ein Freund?
Mich bewältigt hat ein Sehnen, rieſig, — hätt' es nie gemeint!

Gern mein vielverſchattet Leben ſonnte ich im heil'gen Glanz,
Und mit meinem beſten Streben
Um des Tempels ernſte Pforten
Wänd' ich meinen ſchönſten Kranz!
Freudenthränen, ach! — ſtatt Worten,
Selig, wie ich nie geweint!

Marcia Theresia

Maria Thereſia

und

ihre Zeit.

Von

Eduard Duller.

Duller
M. Theresie
u. ihre Zeit
1. 2

Erſter Band.

Mit vier Stahlſtichen und Facſimile's.

Wiesbaden.

Verlag von Wilh. Beyerle.

1844.

BIBLIO...
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Das Publikum erhält hier eine Darstellung jener Epoche der österreichischen Geschichte, deren Würdigung, meiner Ansicht nach, bisher noch allzusehr vernachlässigt wurde, der Epoche des Werdens und Keimens neuer und dem allgemeinen Fortschritt der Civilisation entsprechender Einrichtungen, welche in der unmittelbar darauf folgenden Zeit Josephs II. theilweise zur Blüte gekommen, und in noch späteren Zeiten Frucht getragen haben; ich enthalte mich, diese Ansicht hier weiter auszuführen, da ich dieselbe sowohl in der Einleitung andeutete, als auch in dem Werke selbst an geeigneten Orten entwickelte. Indem ich meine Aufgabe von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete, durfte ich bei Lösung derselben nicht bloß das äußerliche Interesse der Ereignisse, besonders der Kriegsvorfälle, sondern vielmehr ebenmäßig das innerliche der Staatsentwickelung hervorheben, und durfte ich ferner, wenn ich den Charakter der großen Monarchin als Mittelpunkt annahm, nicht

verſäumen, die Charaktere jener bedeutenden Männer zu ſchildern, durch welche und mit welchen Maria Thereſia ihrer Regierung eine bleibende Bedeutung für die Geſchichte der öſterreichiſchen Monarchie verſchaffte. Es war meine redliche Abſicht, vorurtheilsfrei und unpartheiiſch die Wahrheit zu ergründen und darzuſtellen; und ſo ſchien es mir nicht unzweckmäßig, in gleicher Weiſe, wie ich die bedeutenderen Charaktere oft ſelbſtredend anführte, auch zuweilen die Aeußerungen der öffentlichen Meinung jener Zeit hervorzuheben, wie ſie einzelne Handlungen der Fürſten und wichtige Zeitereigniſſe vom Partheiſtandpunkte aus betrachtete. Schließlich habe ich mich kaum zu rechtfertigen, daß ich Citate ſoviel als möglich vermied; man wird deſſenungeachtet, wie ich hoffe, wahrnehmen, daß ich aus einem reichen Schatze von Quellen ſchöpfte, deren Benutzung ich theils der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmſtadt, theils der Gefälligkeit von Freunden verdankte.

Darmſtadt, November 1843.

Eduard Duller.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorwort III

Erſtes Buch . . . . . 3—84

Einleitung 3

Marien Thereſiens Eltern 13

Marien Thereſiens Geburt und Taufe 20

Marien Thereſiens Jugend und Erziehung . . 26

Marien Thereſiens Vermählung 30

Drei Töchter 49

Beſitznahme von Toskana 51

Der Türkenkrieg 53

Karls VI. Tod 66

Die pragmatiſche Sanktion 72

Seite

Zweites Buch . . . . . 87—288

Marien Thereſiens Regierungsantritt 87

Bayerns Anſprüche 93

Franz Stephan, Mitregent 96

Die böhmiſche Kurſtimme 98

Friedrich II. von Preußen 103

Preußens Anſprüche 108

Der erſte Angriff 110

Die Schlacht bei Molwitz und ihre Folgen . . 121

Die ungariſche Königskrönung 132

Wachſende Gefahr 149

Ungarns Nationalbewegung 161

Vertrag von Klein-Schnellendorf 167

Fortſchritte der Feinde in Böhmen und Mähren 173

Marien-Thereſiens Benehmen bei der Kaiſerwahl 180

Angriff auf Bayern 184

Die Schlacht bei Chotuſitz und der Breslauer Friede 193

Verhältniſſe in Italien (Feldzüge von 1742 und 1743) 196

Wiedererwerbung Böhmens 201

Seite

Bayern huldigt Marien Thereſien 217

Die pragmatiſche Armee 225

Die Frankfurter Union 227

Beginn des zweiten ſchleſiſchen Krieges (Friedrichs Einfall in Böhmen) 236

Karls VII. Tod. Friede zu Füſſen 240

Schlachten bei Fontenoy und Hohenfriedberg . 246

Kaiſerwahl Franz Stephan's 250

Schlachten bei Sorr und Keſſelsdorf. — Dresdner Friede 259

Feldzüge von 1744 und 1745 in Italien . . 265

Feldzüge von 1746 und 1747 in Italien . . 268

Feldzüge von 1746 und 1747 in den Niederlanden 274

Der Friede zu Aachen 279

Drittes Buch . . . . . 291—421

Einleitung 291

Wenzel Anton, Graf von Kaunitz-Rittberg . . 298

Mißhelligkeiten des Wiener Hofes mit England und Holland 313

Reformen der Staatsverwaltung:

Die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei . 317

Staatsrath 319

Seite

Finanzen 321
Kriegswesen 325
Gesetzgebung, Rechtspflege und Polizei . . . 336
Religiös-kirchliche Zustände 341
Gerhard van Swieten 369
Förderung geistigen Lebens 377

Erziehung des Kronprinzen Joseph 380

Das neue System 388

Die Rüstungen und Anfragen 412

Erſtes Buch.

Dem deutschen Volke will ich das Bild einer deutschen Frau zeigen, deren Charakter einzig dasteht in der Reihe der deutschen Fürstinnen, das Bild Marien Thereſiens, der Tochter des letzten Habsburgers, der Mutter Josephs II.

Die deutsche Geschichte ist wahrlich an Männern nicht arm. Mit gerechtem Stolz kann sie jede Nation der Erde auf solchen Reichthum blicken lassen; aus dem Zusammenklang der Namen deutscher Männer hallt ein Grundton, stark genug, um in dem lebenden Geschlecht das Bewußtsein dessen zu wecken, was es sein kann, wenn es will, und was es sein soll. Wie das germanische Wesen überhaupt zu der großen Aufgabe berufen war, der Entwickelung der Menschheit im Europäismus zum Brennpunkt zu werden, und, — durch mehr als tausendjährigen Kampf, durch mehr als tausendjährige Leiden nicht ermüdet, nicht erschöpft, — die ersten und einzigen Bedingungen jener Entwickelung: „Wahrheit und Freiheit" für alle Zeiten

festzustellen, — so waren es, von dem größten Hohenstaufen, vom zweiten Friedrich an, deutsche Männer, wie ein Gregor von Heimburg, wie ein Ulrich von Hutten, welche der Gewalt der Gewohnheit die Macht der Ueberzeugung entgegenstellten, und durch den Untergang der Persönlichkeit den Sieg der Idee vorbereiteten und begründeten. Sie haben die Bedeutung unserer Geschichte gemacht, (und es ist Zeit, daß diese Bedeutung in's Bewußtsein unseres Volkes übergehe); sie haben ihr die sittliche Weihe gegeben, wehe dem, der sie verkennt!

Den Werth und das Andenken unserer Männer in Ehren! Aber, was Großes und Herrliches in unserer Geschichte ist, — die deutschen Frauen haben Theil daran. Schlagt die Bücher der deutschen Volksgeschichte auf! Jedes Blatt rechtfertigt jenen eigenthümlichen Grundzug des deutschen Volkscharakters, mit welchem sich die romanische Galanterie nicht messen kann, die hohe Achtung des Frauenthums. Sie liegt in unserm innersten Wesen tiefbegründet, sie spiegelt sich klar und treu in unserm alten Recht. Sie ist nichts Zufälliges, wie es durch die Wiederholung vereinzelter ähnlicher oder übereinstimmender Erscheinungen sich gibt; diese Letzteren sind nur Wirkungen einer und derselben Ursache, Blüten aus einem Samenkorn. Als die Teutonen in der Schlacht bei Aquä Sextiä, bei aller Urkraft und Tapferkeit, der römischen Kriegskunst erlagen, erwürgten sich ihre auf der Wagenburg gefangenen Weiber, weil die Sieger die Bitte: ihre Keuschheit zu

ſchonen, nicht gewähren wollten. Als die Kimbern auf den raudiſchen Feldern erſchlagen waren, kämpften ihre Frauen noch fort und erdroſſelten lieber ihre Kinder und ſich ſelbſt, als daß ſie Knechtſchaft ertragen hätten. Wie erhaben ſteht Thusnelda, die der eigne Vater den Römern überliefert, das Kind ihres Gatten unter'm Herzen, ſchweigend und thränenlos vor dem Sieger, den ſie durch ihre ſittliche Würde zur Ehrfurcht zwingt! Als der edle Bataver Claudius Civilis den Freiheitskampf gegen die Herren der Welt erhob, war es Veleda, die begeiſterte Jungfrau der Brukterer, die von der Zinne ihres einſamen Thurmes die Gauvölker weckte und ermuthigte; in heiliger Ehrfurcht nahten ihr die Geſandten, die Sprüche der Seherin zu vernehmen. Als zum erſtenmal die weltgeſchichtlichen Loſungen: „Hie Welf! hie Waiblinger!“ erſchollen, überwand die Klugheit der treuen Weiber von Weinsberg den trotzigen Männerwillen und erzwang's, daß man ein Königswort nicht drehen ſolle und deuteln. Wie ſinnig hat die Volksſage die milde Hingebung einer Fürſtin für's Volk verklärt! Sie verwandelt das Brot, das der keuſche Fürſtenmantel der heiligen Eliſabeth bedeckte, in duftende Roſen; und noch heute iſt der Duft dieſer Roſen nicht verflogen, die hehre Bedeutung der Sage nicht verloren für's Verſtändniß des Volksgemüths. In anderer Weiſe, nicht minder herrlich, ſtralt deutſche Weiblichkeit im romantiſchen Zauberglanze der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg; da deckt die Landgräfin Sophie den bürgerlich gebornen unter-

liegenden Ofterdingen mit dem unverletzlichen Mantel gegen die ſiegenden ritterlichen Dichter, und der Umkreis, ſo weit ihr Odem reicht, iſt unantaſtbar heilig, wie die Freiſtatt der Kirche. Mit vollem Recht aus voller Bruſt ſang Walther von der Vogelweide das Lob deutſcher Zucht und deutſcher Frauen hundert Jahre vor dem Meiſterſänger Heinrich Frauenlob, den die Mainzer Frauen zu Grabe trugen. Jahrhunderte ſeither bis zu den Tagen, da ein neuer Frauenlob — Schiller — die Würde der Frauen ſang, und bis heute hat jenes Lob in Hütten wie auf Thronen immer neuen Stoff gefunden. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder bei Gott: Fürſtenblut für Ochſenblut!“ ſo ſprach die verwittwete Gräfin Katharine von Schwarzburg beim ernſten Frühſtück im Rudolſtädter Schloſſe 1547 zu dem Herzog von Alba. Zwölf Jahre ſpäter, als Holſtein und Dänemark den freien Dithmarſchen Bauern die Fehde ankündigten (ſchon 1500 hatte ihnen eine wehrhafte Jungfrau aus Hochwörden die Fahne vorgetragen im Kampf gegen die däniſche Uebermacht), da waren es die Weiber, welche die Männer zur Vertheidigung der Freiheit ermahnten und in Mannskleidern und Harniſchen voranfochten. Als der erſte König von Preußen den Grund zu einer norddeutſchen Macht legte, deren moraliſche Bedeutung für Geſammtdeutſchland der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm vorbereitet hatte, war es ſeine Gemahlin, Sophie Charlotte, die Freundin des großen Leibnitz, welche das geiſtige Saatkorn in

Grund und Boden des neuen Königthums legte. Und wer hat jene andere Preußenkönigin Louise vergessen, deren sittliche Größe in den Tagen von Preußens Noth und Deutschlands tiefster Erniedrigung die Wiedergeburt des Staates durch das Volk vorbereiten half? War es nicht ihre reine verklärte Gestalt, die dem Landsturm voranschwebte im heiligen Krieg, wo deutsche Jungfrauen die Schlachten der Männer mitschlugen? So lange man die Namen der großen Geister nennen wird, welche am Vorabend des Weltereignisses, das die morsche politische Form Deutschlands zertrümmerte, das Erwachen des Volkes im Reiche der Ideen erwirkten und durch das Verständniß der Schönheit das der Freiheit vorbereiteten, — so lang wird auch Amalie von Sachsen-Weimar genannt werden. Und so lange die Humanität das Wort „Kleinkinderbewahranstalt" kennt, wird das Andenken Paulinens von Detmold gesegnet werden. — Ja, deutsches Frauenthum ist von den uralltesten Zeiten bis zur neuesten sich treu und gleich geblieben in seiner eigenen Art, immer innerhalb des heiligen Kreises der Zucht und Milde, aber aus demselben heraus mächtig einwirkend auf Nahes und Fernes, — wo Männerkraft fehlte, für Männer einstehend, oder jene ergänzend und stärkend durch jenen sittlichen Nachhalt, dessen weder Weisheit noch Muth entbehren kann, wenn gutem Anfang gutes Ende entsprechen soll.

Eine solche Bedeutung hat auch der Charakter Marien Theresiens; und überdieß noch eine andere geschichtliche,

welche ebenso in unsere Gegenwart hereinreicht, wie die des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt.

Das achtzehnte Jahrhundert vollendete das Werk, welches die goldene Bulle begonnen und welches die Reformation und der westphälische Friede weiter ausgeführt hatten, — die Feststellung selbstständiger unter sich wetteifernder deutscher Mächte, Oesterreich und Preußen an der Spitze, die Zertrümmerung der alten Reichsverfassung. — Schon in der goldenen Bulle war die Zertheilung des deutschen Reiches in verschiedene deutsche Staaten gesetzlich vollendet worden, freilich zunächst zu Gunsten der Kurfürsten; aber der Grundsatz stand damit einmal fest. Die Reformation begünstigte die Entwickelung aller Konsequenzen, welche sich daraus zu Gunsten sämmtlicher Reichsstände ergaben; und, ungeachtet des energischen Versuches, welchen Kaiser Karl V. zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses machte, trennte sich das Fürstenthum nicht blos vom Kaiser, sondern trat, im Bunde mit den Städten, Diesem sogar im muthigen Kampf gegenüber; die provinzielle Selbstständigkeit, welche in der Wahlkapitulation keine genügende Garantie mehr hatte, wurde durch eine wahre Grundbedingung unseres deutschen Wesens zu diesem Aeußersten getrieben. Es war das eine geschichtliche Nothwendigkeit; einer von den entscheidenden Wendepunkten im Leben einer Nation. Wenn ein solcher eintritt, wenn der Geist eines Volkes der Form entwachsen ist, in welcher er sich bis dahin offenbarte, dann kann von einer Zurech-

nung nicht die Rede ſein, die ihn dafür träfe, daß er ſie zerſprengt, wegwirft, und ſich aus ſeinem eigenſten Weſen eine neue erſchafft. — Die naturgemäße Frucht der Reformation war der dreißigjährige Krieg. In ihm begegneten ſich nämlich eine neue Reaktion des Kaiſerthums und die mittlerweile eben durch die Reformation erſtarkte provinzielle Selbſtſtändigkeit. Nicht durch ſchwediſche Waffen, nicht durch Frankreichs Eiſen, Gold und Intriguen ſiegte die Letztere (freilich auf Koſten des Geſammtbewußtſeins der Nation für lange Zeit!), ſondern dadurch, daß die Sache des Kaiſerthums zugleich als die Sache der Dynaſtie Habsburg betrachtet wurde, wobei denn die alte auf dem Grundelement des Wahlreiches beruhende Beſorgniß der deutſchen Reichsfürſten vor dem Uebergewicht der Hausmacht einer Dynaſtie längſt in noch höherem Grade auf die Staaten Europa's übergegangen war. Unbegründet war dieſe Beſorgniß allerdings nicht, wiewohl die Sache des Kaiſerthums als ſolche eine verlorene blieb. Seit Karl V. bei dem großen welthiſtoriſchen Gegenſatz des romaniſchen und des germaniſchen Elementes für das erſtere den Ausſchlag gegeben hatte, waren ſowohl die ſpaniſche als auch die deutſche Linie des Hauſes Habsburg ſeinem Prinzipe gefolgt; und als die ſpaniſche Linie (bei Philipps II. Ausgang) immermehr an Energie, Bedeutung und Anſehn einbüßte, übernahm die deutſche (öſterreichiſche) Linie, gleichſam mit der Geſammtbürgſchaft, auch die Rolle des Geſammthauſes, — mit ſpaniſcher Hofſitte auch ſpaniſche

Centraliſationsideen, wenngleich gemildert durch deutſches Rechtsgefühl. Immerhin ging der Gedanke des Staates in dem der Dynaſtie auf; die ſpaniſche Linie Habsburgs ging dabei unter, ein warnendes Beiſpiel für alle Zeiten! — Das achtzehnte Jahrhundert brachte nun die Reife aller Entwickelungen, welche in Deutſchland vorgegangen waren. Das Kaiſerthum als ſolches war in demſelben Grade immermehr bedeutungslos geworden, als ſich die Hausmacht der Kaiſer aus der habsburgiſchen Dynaſtie conſolidirte. Als dieſe Letztere nach dem Ableben des letzten Habsburgers in Spanien die Wiedervereinigung der beiden Hälften ihrer Hausmacht, der romaniſchen und germaniſchen, anſtrebte, welche unter Karl V. ein Ganzes gebildet hatten und deren Trennung ſchon dieſem Monarchen ſelbſt als naturgemäß nothwendig erſchienen war, — da ſprach ſich eine Ahnung völkerrechtlicher Nothwendigkeit in Bezug auf die Geſetze, denen die Entwickelung der Neuzeit folgen müſſe, dadurch aus, daß der ſpaniſche Erbfolgekrieg zu einem europäiſchen wurde. Für Karl VI. ergab ſich eine Colliſion zwiſchen der früher angedeuteten Aufgabe Oeſterreichs: die Tendenz des Geſammthauſes Habsburg konſequent durchzuführen, einerſeits, und anderſeits wieder der allernächſten Sorge für die Erhaltung der Untheilbarkeit ſeiner deutſch-magyariſch-ſlaviſchen Erb-Staatsmacht. Karl VI. verzichtete auf jenes Erſtere um dieſes Letzteren willen. Abgeſehen von der alten feindſeligen Politik Frankreichs gegen das Haus Habsburg und von den Intereſſen der Seemächte, gebot ſchon die

Rücksicht auf die selbstständige Stellung der bedeutendsten deutschen Fürstenhäuser jene Sorge für die Erhaltung der Untheilbarkeit. Habsburg sah neben sich die Dynastie Wittelsbach, gereizt durch frische Erinnerungen, und Kursachsen, eitel auf den Nimbus der polnischen Krone, — beide nicht ohne Wünsche und Ansprüche, welche sich auf Verschwägerung mit Habsburg beriefen. Aus den Trümmern des alten Reichsverbandes war ferner in Preußen eine neue protestantische Macht erwachsen, und wenngleich Habsburg von derselben damals nichts besorgen zu müssen, vielmehr ihre Interessen an die seinigen festgeknüpft zu haben glaubte, so war doch schon die Thatsache bedenklich genug, daß Habsburg nicht mehr eine Stellung *über*, sondern blos *neben* den andern deutschen Dynastieen einnahm. — Fast bei allen diesen galt Ludwigs XIV. bekannter Spruch: L'état c'est moi als oberster Grundsatz; aber das fürstliche Ich war bei den meisten blos der weite Purpur, welcher die *eigentlichen* Herrscher, die männlichen und weiblichen Günstlinge, den Egoismus und oft die verworfenste Sittenlosigkeit der Höflinge, vom Minister bis zum Lakaien herab, bedeckte. Das Volk in deutschen Landen hatte, selbst da wo noch Schatten von Landständen waren, blos Pflichten, keine Rechte; es hungerte, duldete und schwieg. So hatte sich die Souverainetät, nachdem sich die Fürsten und sonstigen Reichsstände aus dem alten Lehensverhältniß zum Kaiser, aus der alten Treue *zum* und *im* Reich losgerungen, bis zur furchtbaren Höhe eines Despotismus

emporgegipfelt, der über dem Geſetz, über jeder Verantwortlichkeit ſtand. Ein wahrhaft entſetzlicher Zuſtand! Der Despotismus in Deutſchland ahmte allen Glanz des franzöſiſchen, bis zur lächerlich-kleinlichſten Liebhaberei am Flitter und Tand nach. Auch den beiſpielloſen Leichtſinn deſſelben theilte er. Die Rechtloſigkeit war in jenen Tagen der Cabinetsjuſtiz ſchlimmer als in den ſchlimmſten des Fauſtrechts. Das volle Gewicht dieſes Zuſtandes wohl erwogen, muß man Achtung bekommen vor der Unverwüſtlichkeit des deutſchen Volks, anderſeits ermißt man aber auch dann erſt recht die ganze Bedeutung eines Friedrich II. von Preußen und einer Maria Thereſia, welche letztere die geſchichtliche Bezeichnung „groß" und „einzig" in gleichem Grade wie Jener verdient. Maria Thereſia vertheidigte die Sache ihrer Dynaſtie mit männlicher Energie, aber ſie machte als deutſche Frau die Sittlichkeit zur ſichern Grundlage derſelben. Sie zerſtörte jene unſeligen Schranken einer von Spanien überkommenen ſtarren Abgeſchloſſenheit und Unnahbarkeit des Fürſten und ſtellte das naturgemäße Verhältniß deſſelben zu dem Volke wieder her, das Vertrauen zwiſchen beiden, die wechſelſeitige Achtung, des Fürſten vor den Rechten des Volkes, des Volkes vor jenen des Fürſten. Eben hierin liegt Marien Thereſiens geſchichtliche Bedeutung, — in ihrer Gewiſſenhaftigkeit, als Herrſcherin das Recht anzuerkennen. So mußte ſich allmälig die neue Idee des Staates in voller Würde erheben und zum Segen des Volkes reifen und

ſich geltend machen. Wie Friedrich II., vollbrachte Maria Thereſia dieſen Umſchwung, welcher für die ganze Neuzeit entſcheidend wurde, und deſſen Folgen noch in unſere Tage eingreifen, durch die Macht des Charakters; mögen uns auch einzelne menſchliche Schwächen an dieſer Frau erſcheinen, welche nicht beſchönigt werden ſollen, wenn ihnen gleich oft gute Abſicht zu Grunde lag, — rein und unbefleckt ſteht Marien Thereſiens Charakter vor dem Urtheil der Nachwelt. Daß nach dem Untergange des deutſchen Kaiſerthumes der öſterreichiſche Kaiſerſtaat als eine fertige, groſſe und achtunggebietende Macht daſtand, mit der vollen Kraft zur Erreichung der doppelten Aufgabe, ein ſelbſteigenes Staatsleben anzutreten und zugleich Deutſchlands feſtes Bollwerk im Oſten zu ſein, — das iſt Marien Thereſiens Werk.

Marien Thereſiens Ältern.

Karl VI. (geboren am 1. October 1685) war ein Fürſt von manchen trefflichen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens. Ritterlichen Sinn und perſönlichen Muth hatte er an den Tag gelegt, als er, ein achtzehnjähriger Jüngling, nach Spanien zog, um ſein Recht auf dies herrliche Reich mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Er war fromm, wie mancher Zug in ſeinem Leben und

manche Stiftung, wie noch heute die prachtvolle Karlskirche in Wien bezeugt, die er, ein während der Peſt geleiſtetes Gelübde zu erfüllen, erbaute. Seine treue Anhänglichkeit an die katholiſche Religion erhielt aber anderſeits ihre ſchönſte Folie in der Achtung, welche er dem Recht der freien Ausübung eines fremden Kultus (wie z. B. in Ungarn und Siebenbürgen) zollte, in ſeiner eifrigen Betheiligung an den Verhandlungen auf dem Reichstag zu Regensburg, welche den wechſelſeitige religiöſe Duldung betreffenden Reichstagsſchluß von 1721 zur Folge hatten. Künſte und Wiſſenſchaften zu pflegen und zu fördern, war ein Bedürfniß für den Monarchen, welcher die Sprachen aller von ihm beherrſchten Volksſtämme und die Weltſprache von Verſailles redete, — die deutſche wurde allerdings auch an ſeinem Hofe gering geachtet! — welcher täglich einige Stunden in ſeinem Bibliothekzimmer zubrachte und auch auf Reiſen und Feldzügen eine kleine auserwählte Bücherſammlung und ein Käſtchen der ſeltenſten Münzen mit ſich führte, welcher ſelbſt dichtete, zeichnete, mehrere Inſtrumente ſpielte und Muſikſtücke komponirte. Denkmale von Karls Kunſtliebe ſind nicht blos jene Prachtbauten zu Wien, wie die Hofbibliothek, die Reichskanzlei, die Reitſchule, das Zeughaus u. ſ. w., ſondern auch die Reſtauration der in Verfall gerathenen Akademie der Künſte, die reiche Vermehrung der Gemälde- und Münzſammlungen. Wahrhaft kaiſerlich war nicht ſowohl der Ankauf der ſeltenſten Handſchriften für die Hofbibliothek

und deren Vermehrung durch koſtbare Sammlungen von Druckſchriften, als vielmehr die Liberalität, womit Karl VI., kleinliche Rückſichten und Bedenken hintanſetzend, jedem Berufenen die Archive öffnete, und die Freigebigkeit, womit er jede Forſchung unterſtützte (es war die Zeit der friſchen Quellenforſchungsluſt, in welcher ein Gottfried Beſſel, die Brüder Petz in Mölk, ein Hergott in St. Blaſien wirkten), womit er bedeutenden Gelehrten Gnadengehalte ausſetzte. Den Künſtler in der Steinſchneidekunſt, Becker erhob er in den Adelſtand; für ihn baute ein Fiſcher von Erlach; ihn umgaben ein Gentilotti, Garelli, Marinoni; mit einem Leibnitz wechſelte er Briefe, und es handelte ſich dabei um nichts Geringeres als um die Errichtung einer öſterreichiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Bei ſeinem großen Drange, ſelbſtthätig zu herrſchen, Alles mit eignen Augen zu ſehen, mit eignem Geiſt zu prüfen und zu ordnen, wurde für Pflege der Gerechtigkeit, für öffentliche Sicherheit und Sittlichkeit, für Humanität nicht wenig geleiſtet. Von großer Wichtigkeit war dem Kaiſer die Beförderung der Handelsintereſſen in ſeinen Staaten. Er ſah ein, daß die verſchiedenartigen Beſtandtheile derſelben eben durch den Handel zu einem großartigen Ganzen verbunden werden könnten, und er traf zur Begünſtigung desſelben ſehr zweckmäßige Anſtalten in Bezug auf Straßenbau und Schifffahrt; ſo waren ferner die Errichtung einer Handelskompagnie zu Oſtende, welche er endlich der Eiferſucht der Seemächte widerſtrebenden Herzens opfern mußte,

und die einer orientaliſchen Handelskompagnie zu Wien Gegenſtände ſeiner eifrigſten Bemühungen. — Bei ſo vielen trefflichen Eigenſchaften fehlte nun aber Karl VI. jene durchgreifende Energie, welche nicht blos offenem Mißgeſchick entgegentreten, ſondern auch die geheimen Machinationen feindſeliger Politik vereiteln kann; die Beſorgniß um das Schickſal ſeines Hauſes ließ ihn nach zu vielen Seiten hin abmeſſen und erwägen, Zugeſtändniſſe machen und hoffen, wo allein durch ein impoſantes Entfalten des Selbſtvertrauens gewonnen werden konnte. So gerieth er allmälig in eine ſolche Menge von Verwickelungen, deren eine ſich an das Ende der andern knüpfte, daß er, wie unermüdlich er auch ſein Ziel im Auge hielt, zuletzt doch ermattete, ſeiner Stellung vergab und nichts gewann als eine Hoffnung, welche er, bei ſeinem richtigen Blick in Menſchen und Verhältniſſe, doch für eine Täuſchung hätte halten müſſen, wäre er nicht zu leicht geneigt geweſen, bei anderen Fürſten eine gleiche Redlichkeit vorauszuſetzen, wie ſie ihm ſelbſt eigen war. Den Unterthanen gegenüber bewies er eine ſo große Leutſeligkeit, als er am Hofe mit Strenge für Aufrechthaltung der ſpaniſchen Etikette ſorgte, welche unzertrennlich ſchien von dem Begriff der Majeſtät und der Stellung des Kaiſers vor allen übrigen Potentaten. Eine eigenthümliche Miſchung von angeborner Gutmüthigkeit mit anerzogner und ernſtbehaupteter Gravität ſprach ſich in ſeinem Aeußern aus. Der habsburgiſche Typus war in den Zügen ſeines edelgeformten Geſichts nicht zu

verkennen, aber eben ſo wenig der Schatten ſpaniſchen Ernſtes, ein Anflug jener Melancholie, welche Karl V. von ſeiner unglücklichen Mutter Johanna überkommen und welche ihn nach Sankt Juſt geführt hatte; wenn in Karls VI. Zügen dieſe Melancholie durch einen Anſtrich von Phlegma weniger gemildert als verdeckt war, ſo zeigt ſie ſich um ſo unverkennbarer als Grundrichtung in ſeinem Leben, vorwaltend in allen jenen tauſend Sorgen und Mühen um die pragmatiſche Sanktion. Muſterhaft und in jener Zeit, welche die Sittenloſigkeit ſo gern zum angebornen Vorrecht der Großen ſtempelte, im ſchönſten Lichte hervorſtrahlend, war die ſittliche Reinheit von Karls VI. Privatleben. Das eheliche Verhältniß dieſes Monarchen und ſeiner Gemahlin war nicht blos untadelhaft und über jeden Verdacht erhaben, ſondern auch hauptſächlich durch die Innigkeit wechſelſeitiger Achtung ein vorzugsweiſe ſittliches. Karls VI. Gemahlin Eliſabeth Chriſtina war aber auch einer ſolchen Achtung im hohen Grade werth.

Eliſabeth Chriſtina, geboren am 28. Auguſt 1691, war die Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunſchweig-Lüneburg, eine Dame von hoher impoſanter Geſtalt, welche durch die ausgeſuchte Pracht eines von Demanten ſchimmernden Anzuges noch mehr gehoben wurde, mit einem gewinnenden Ausdruck von Liebenswürdigkeit in den ſchönen und edlen Zügen. Einem ſolchen Aeußeren entſprachen glänzende Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes, Scharfblick, Menſchenkenntniß, Entſchloſſenheit und Seelen-

adel, der Zauber geiſtreicher Unterhaltung, — alle Vorzüge, welche die Herzen eines Volkes für ſeine Königin begeiſtern müſſen. Zur Gemahlin eines katholiſchen Prinzen beſtimmt, der den Thron einer ſo ſtrengkatholiſchen Monarchie wie Spanien beſteigen ſollte, trat die junge Fürſtin zu Bamberg am 1. Mai 1707 vom evangeliſchen Glauben zum katholiſchen über; am 23. April des folgenden Jahres wurde ſie dann zu Hietzing bei Wien dem bereits in Barcelona befindlichen Erzherzog Karl durch Procuration vermählt. Sie folgte nun dem ritterlichen Gemahl auf den Schauplatz ſeiner Thaten, nach Spanien, wo das Beilager zu Barcelona am 1. Auguſt 1708 vollzogen wurde. Bald fand die junge Königin von Spanien Gelegenheit, die Selbſtſtändigkeit ihres Charakters in ſchwieriger Lage zu erproben. Noch währte der Kampf Habsburgs mit Bourbon um die ſpaniſche Krone, als der deutſche Kaiſerthron durch den plötzlichen Tod Joſephs I. (1711) erledigt ward. Sein Bruder Karl ſah ſich nun genöthigt, mitten aus dem ſpaniſchen Kampf ohne Säumen nach Deutſchland zu eilen, um als einziger männlicher Erbe des habsburgiſchen Hauſes die Huldigung der Erbſtaaten anzunehmen und nicht zu fehlen, wenn die Wahl der Kurfürſten die Kaiſerkrone auf ſein Haupt ſetzen würde. Allen eifrigen Verſuchen Frankreichs und Kurſachſens zum Trotz, fiel die Kaiſerwahl an demſelben Tage, an welchem Karl auf der Seefahrt die Höhe von Vado erreichte, zu ſeinen Gunſten aus. Nicht ohne Beſtürzung hatte Cata-

lonien den Fürſten ſcheiden ſehen, für deſſen Recht es mannhaft einſtand, und wohl rechtfertigte die Folgezeit die bange Vorahnung, welche damals manches treue Herz erfüllte, daß der König ſeinem Reiche für immer Lebewohl geſagt habe. Statt ſeiner blieb die ſchöne, liebenswürdige, entſchloſſene Königin als Regentin in Catalonien zurück, ihr zur Seite Fürſt Anton Lichtenſtein, der die Erziehung des Kaiſers geleitet hatte, und Graf Guido von Stahremberg, — zu ihrer Vertheidigung gegen die Macht der Bourbons das ganze ritterliche Volk von Catalonien, Mann für Mann, in ſchöner Begeiſterung und glorreicher Ausdauer. Inmitten dieſes Volkes, im Vertrauen auf daſſelbe und auf die eigene Kraft, blieb Eliſabeth Chriſtina noch in Barcelona, als die Sache ihres Gemahls in Spanien bereits ſo gut wie verloren war. Der Königin Gegenwart — die engliſchen Unterhändler wußten es wohl — reichte hin, faſt eben ſo wie Stahrembergs Truppen, den Widerſtand der muthigen Catalonier gegen den fremden Herrſcher aus dem Hauſe Bourbon zu erhalten, gegen Philipp V., dem die europäiſche Politik durch die Friedensſchlüſſe den Beſitz der ſpaniſchen Krone garantirt hatte. Als Eliſabeth Chriſtina Catalonien verließ, war ihr Scheiden ein Verzichten; aber treu und hoffnungskräftig kämpfte das Volk für ihre Rechte mit Erbitterung gegen Philipp V., dem es in Barcelona feierlich den Krieg erklärte, noch fort, bis es endlich der Uebermacht erliegen mußte. Furchtbar büßte Barcelona, als es 1714 erſtürmt ward, den Wider-

ſtand, und ganz Catalonien durch den Verluſt ſeiner alten Freiheiten und Rechte die Treue für Karl und die ſchöne Königin.

Dies ſind in kurzen Umriſſen die Züge der Aeltern Marien Thereſiens.

Marien Thereſiens Geburt und Taufe.

Am 13. Mai 1717 lud vollſtimmiges Geläute die Bevölkerung Wiens zum feierlichen Gottesdienſt im St. Stephansdom, und beim Schalle von Trompeten und Pauken ſtimmte dort der Biſchof von Wien, Graf Siegmund von Kollonitſch, *) umgeben von dem Domkapitel, von der biſchöflichen Kur und dem Stadtrath Wiens, den ambroſianiſchen Lobgeſang: „Herr Gott, dich loben wir", an. Die ſämmtlichen Glocken des Doms, darunter jene Rieſenglocke in der Thurmpyramide, welche erſt 6 Jahre vorher durch Johann Achamer aus erobertem Türkengeſchütz gegoſſen worden war, begleiteten den Lobgeſang, dieſen feierlichen Ausdruck frommen Dankes dafür, daß die Kaiſerin Eliſabeth Chriſtina am Morgen jenes Tages, wenige Minuten nach halb 8 Uhr, ihrem Gemahl Karl VI. eine

*) Auf Karls VI. Wunſch wurde ſpäter (1722) das Bisthum Wien durch Papſt Innocenz XIII. zum Erzbisthum erhoben. Kollonitſch erhielt einige Jahre darnach den Kardinalshut.

Tochter, den habsburgiſchen Stammlanden eine Erbin geboren hatte. Je größer im vorhergegangenen Jahre 1716 die Beſtürzung und Trauer des Hofes und Volkes über das raſche Ableben des noch nicht halbjährigen männlichen Erben, des Erzherzogs Leopold, geweſen, um ſo lebhafter war jetzt die Freude über die Geburt der Prinzeſſin, und wohl nur ein Herz, das des Vaters, vermochte die Freude nicht ganz ungetrübt zu empfinden, weil die Geburt einer Tochter, ſtatt eines erſehnten männlichen Erben, ſchweren Beſorgniſſen über die Zukunft des Erzhauſes neuerdings Raum gab. Wie friſch war noch die Erinnerung an das Erlöſchen der ſpaniſchen Linie Habsburgs, auch in einem Karl (1700)!

Auf Befehl des Kaiſers fand die Taufe der neugebornen Erzherzogin noch am Abend desſelben Tages in der Burg und zwar mit höchſter Pracht ſtatt. Die Schilderung dieſer religiöſen Feierlichkeit charakteriſirt die damalige Sitte des Wiener Hofes.

Zu der feierlichen Handlung war die Ritterſtube der Burg mit den koſtbarſten, von Gold, Silber und Seide gewirkten Tapezereien behangen und durch eine Menge reicher Hänge- und Wandleuchter erhellt; neben der Thüre, die aus der Trabantenſtube in den Saal führte, erhob ſich, unter einem Baldachin von Goldſtuck, der Altar, auf welchem vor einem großen ſilbernen Kruzifix die beiden Taufbecken ſtanden, ein größeres und ein kleineres, beide von Gold und mit Edelſteinen reich beſetzt. In das Tauf-

waſſer hatte man fünf Tropfen Jordanswaſſer gegoſſen. Auch an Reliquien fehlte es nicht; da war unter andern heiliges Blut, ein Dorn aus der Krone, die der Heiland getragen, und einer von jenen Nägeln, womit er an's Kreuz geheftet worden. Sämmtliche Heilthümer holte der Almoſenier und Hofkaplan, feierlich von zwei Trabanten begleitet, aus dem Schlafzimmer der Kaiſerin. Neben dem Altar ſtand ein reichbehangener Tiſch mit einem Kruzifix und einem Kiſſen von Purpurſammt; dem zunächſt waren die prachtvollen Betſtühle für den Kaiſer, die verwittweten Kaiſerinnen und die Erzherzoginnen hingeſtellt, andere für den päpſtlichen Nuntius, für den Geſandten der Republik Venedig und für den Prinzen von Portugal bereit. Die kaiſerliche Hofmuſik hatte ihren Platz auf einem Balkon, der über der Thüre erbaut war, durch welche die Zeugen der heiligen Handlung eintreten ſollten.

Nach 8 Uhr wurden die Pforten geöffnet, Trompeten und Pauken erſchollen, und im höchſten Glanze wie in voller ſpaniſcher Grandezza ſchritten zuerſt alle Kavaliere und die niederöſterreichiſchen Stände, die kaiſerlichen geheimen Räthe und Kämmerer in den von blendendem Kerzenſchimmer erhellten Saal. Dann erſchienen der päpſtliche Nuntius und der Geſandte Venedigs. Hierauf Kaiſer Karl VI. im ſpaniſchen Mantelkleide, das von Gold und Silber ſtarrte, mit einer rothen Feder auf dem aufgekrämpten Hut. In ſchwarzer, von Diamanten blitzender und reich mit Perlen geſchmückter Kleidung folgten nun die Wittwen der ver-

ſtorbenen Kaiſer Leopolds I. und Joſephs I., Eleonore und Wilhelmine Amalie. Hinter ihnen ſchritt die kaiſerliche Frau Aya, die Reichsgräfin von Thürn und Valſaſſina. Ihr folgte der Fürſt Anton Lichtenſtein, Oberſthofmeiſter. Ritter des goldnen Vließes und Grand von Spanien, welcher auf einem weißatlaſſenen Kiſſen das Fürſtenkind trug, begleitet von zwei anderen Rittern des goldnen Vließes, den Grafen Cifuentes und Oropeſa. Jetzt erſt erſchienen die Erzherzoginnen, die hinterlaſſenen Töchter Leopolds I. und Joſephs I., paarweiſe, in goldſtückner, von Edelſteinen funkelnder Kleidung. Ihnen folgte die Oberſthofmeiſterin der regierenden Kaiſerin, die verwittwete Fürſtin Auersperg, und die Oberſthofmeiſterinnen der verwittweten Kaiſerinnen, die Freifrau von Fünfkirchen und die Gräfin Caraffa. Ihnen ſchloſſen ſich zahlreiche Hofdamen, Frauen der erſten Beamten u. ſ. w., alle im höchſten Staat prangend, an. Nachdem ſich nun die kaiſerliche Familie, der Nuntius und der venezianiſche Geſandte nach den Betſtühlen begeben, legte Fürſt Lichtenſtein das Kind auf das rothſammtene Kiſſen, wo die kaiſerliche Aya deſſen koſtbaren Anzug inſoweit aufband, als dieß wegen der Taufceremonien nöthig war; worauf ſie es wieder auf die Arme nahm. Inzwiſchen hatte Kollonitſch, Biſchof von Wien und Fürſt des heil. römiſchen Reiches, im blauen Veſpermantel die ſogenannten gewöhnlichen Kirchenceremonien „auſſer des Altars" (der Altar vertrat ſymboliſch die Kirche) vorgenommen; vier hohe Prälaten mit Inful und Veſpermantel

aſſiſtirten; außerdem waren auch der Hof und Burgpfarrer, ſo wie der Ceremoniarius der Kaiſerin-Wittwe Amalie anweſend und drei Hofkaplane miniſtrirten. So wurde der weltliche Punkt des Hofes durch die glänzende Verſammlung der Geiſtlichen ergänzt. Nachdem der Biſchof die Ceremonien „außer des Altars" verrichtet, legte er den blauen Vespermantel ab und einen weißen mit Silber geſtickten an; die Wittwe Leopolds I., die Kaiſerin Eleonore, empfing ihre Enkelin aus den Händen der Aya, und zu ihr traten Wilhelmine Amalie und der Nuntius Spinola im Namen des Papſtes Clemens XI., als Pathen. So nebeneinanderſtehend legten ſie die Finger auf die Prinzeſſin, während der Biſchof von Wien dieſelbe taufte und ihr die Namen „Maria, Thereſia, Walburga, Amalia, Chriſtina" gab. Bezeichnend für die Religioſität des kaiſerlichen Hofes iſt unter Anderm die Art der Beſchenkung der jungen Prinzeſſin durch die beiden verwittweten Kaiſerinnen nach vollendetem Taufakt; Eleonore ſchenkte ihrer Enkelin Reliquien der heiligen Thereſia, Wilhelmine Amalie Reliquien des heiligen Ignatius von Loyola, in koſtbarſter Demantfaſſung. Der Biſchof aber ſtimmte jetzt das Tedeum an, welches unterm Schall von Trompeten und Pauken abgeſungen wurde, als wäre der Kaiſer, der ernſte Mann dort im Betſtuhl, als Sieger aus der Feldſchlacht gekehrt. Fromm betete Karl VI. das Schlußgebet mit, welches nun folgte, und empfing in Demuth den Segen, welchen der Biſchof hierauf allen Anweſenden ſpendete. Nach derſelben

ſtrengen Richtſchnur des Ceremoniels, welcher an dieſem Hofe der Kaiſer nicht minder als jeder Andere unterworfen war, verließ nun der Zug unter Trompeten- und Paukenſchall den Saal. Die Etikette verlangte, daß die Aya die Erzherzogin dem Oberſthofmeiſter wieder übergab, daß Dieſer, begleitet von den Grafen Ciſuentes und Oropeſa, ſie wieder in das Vorgemach brachte, und daß die Aya ſie ihm dort wieder abnahm, um ſie in's Schlafgemach der regierenden Kaiſerin zu tragen.

Nicht minder bezeichnend wie jene Reliquienſchenkung war die Art, wie die Kaiſerin Wittwe Wilhelmine Amalie das Gedächtniß des Geburts- und Tauftages ihrer Nichte zu erhalten beſchloß. Sie legte am Vormittag auf dem Rennweg (einer Vorſtadt Wiens) den Grundſtein zu einem Kloſter, welches ſie, ein Gelübde zu löſen, für Nonnen nach der Regel S. Auguſtins und der Stiftung des heil. Franz von Sales (daher ihr Name: „Saleſianerinnen") erbaute, unter deren Verpflichtungen — neben den gewöhnlichen Kloſtergelübden — ſich auch die beſondere befand: junge adelige Damen ſtandesgemäß zu erziehen. Kloſter und Kirche der Saleſianerinnen, im neuitalieniſchen Geſchmack erbaut und mit Gemälden Pellegrini's und Altamonte's verziert, ſtehen noch heute in Wien. Wilhelmine Amalie pflegte nach Vollendung des Baues in dem Kloſter zu reſidiren, und verließ es nur, wenn beſonders feſtliche Gelegenheiten ihre Anweſenheit an Hof unumgänglich erforderten.

Eine Nachfeier anderer Art hielt drei Monate ſpäter Prinz Eugen, „der tapfere Ritter" durch ganz Europa wohlbekannt. Er ſchlug die Türken am 16. Auguſt, und am 18. fiel Belgrad. Bald darauf ergaben ſich Semendria, Sabacs und Orſowa, — ein bedeutſames Pathengeſchenk für die junge Erzherzogin, welche einſt Königin von Ungarn werden ſollte! — Die Walachei war beſetzt, ihr Hospodar und der der Moldau wollten dem Kaiſer Tribut bezahlen! Im folgenden Jahre drückte der Paſſarowitzer Friede (vom 21. Juli 1718), welcher dem Kaiſer den Beſitz des Temeswarer Banats, Bosniens bis zur Unna, der kleinen Walachei und Serbiens bis an Timok und Drina mit Belgrad ſicherte, das Siegel auf dies Pathengeſchenk, das der größte Held ſeiner Zeit der Erbin Karls VI. brachte.

Marien Thereſiens Jugend und Erziehung.

Mochte Karl VI. auch immerhin die Hoffnung nicht aufgeben, daß ihm noch ein männlicher Erbe geboren würde, ſo war doch die Beſorgniß, daß ſein Wunſch unerfüllt bleibe, in ihm vorwiegend. Und in der That folgten nicht Prinzen, ſondern nur zwei Prinzeſſinnen, Maria Anna 1718, Maria Amalie 1724, der Erſtgebornen. Karl VI. mußte Dieſe als Thronfolgerin betrachten; als ſolche nahm er ſie ſchon im zarten Alter 1723 nach Prag mit, wo er

als König von Böhmen gekrönt wurde, und 1728 nach Gräz, wo er die Huldigung von Steyermark, Kärnthen und Krain empfing.

Die Rückſicht auf die muthmaßliche Thronfolge mußte auch bei Marien Thereſiens Erziehung vorwalten, welche für Karl VI. und deſſen geiſtreiche Gemahlin ein Gegenſtand ebenſo großer Sorgfalt als Freude war, — Letzteres deßhalb, weil das Kind in frühzeitiger Entwickelung die ſchönſten Anlagen und Eigenſchaften des Herzens verrieth. Unter der oberſten Aufſicht der Mutter waren die Gräfinnen von Thurn und Valſaſſina, von Stubenberg und von Fuchs, welche ſich nach einander in der Eigenſchaft als „Aya der kaiſerlichen jungen Herrſchaft" folgten, mit Ueberwachung der Erziehung betraut. Pater Franz Xaver Vogel von der Geſellſchaft Jeſu gab der jungen Prinzeſſin Religionsunterricht, der Rath Gottfried Philipp von Spannagel führte ſie in die Kenntniß der Geſchichte ein, deren Studium, wie insbeſondere die Hülfswiſſenſchaft der Genealogie bald ihre Lieblingsbeſchäftigung war. Zunächſt wurde auch das der Geographie und der Sprachen, der lateiniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen, als beſonders wichtig für ihren künftigen Beruf, vorzugsweiſe berückſichtigt, ohne daß man jedoch hierüber die künſtleriſch-geſellige Ausbildung beeinträchtigte. Außer Vogel und Spannagel waren Pachter, Chicore, Triangi, Marioni, Caldara (Hofkapellmeiſter) und Lavaſſori della Motta (Hofballetmeiſter) ihre Lehrer. Die Ausbildung ihrer geiſtigen Anlagen durch Erwerbung von

poſitiven Kenntniſſen, wie ein zur Regierung großer Staaten berufener Fürſt deren bedarf, verſchmolzen bei ihrer Erziehung mit der Ausbildung edler Weiblichkeit harmoniſch zu einem ſchönen Ganzen, und der Charakter der Prinzeſſin erhielt frühzeitig den rechten Kern und Halt durch die Sorgfalt, womit man die ſchönen Eigenſchaften und Neigungen des jungen Herzens nach ſittlichen Grundſätzen erſtarken machte, ſo daß ſie das unerſchütterliche Fundament einer wahrhaft männlichen Selbſtſtändigkeit in der Kraft der ſittlichen Würde fand.

Unter ſo vielverheißender Entwicklung aller Anlagen des Geiſtes und Gemüthes blühte die Erzherzogin zur Jungfrau heran. Eine hohe, edle Geſtalt, im vollkommenen Ebenmaß der Glieder ſtand ſie da, die anderen Frauen überragend, wie ſie dieſelben durch eine liebenswürdige Anmuth überſtrahlte. Man ſieht es den Bildern Marien Thereſiens aus jener Zeit an, daß die Maler nicht zu ſchmeicheln brauchten, daß ſie nur bemüht ſein mußten, den ſeelenvollen Ausdruck des Originals treu wiederzugeben. Tritt man heute in dieſer oder jener Galerie vor das Bild der jungen Kaiſerstochter *), ſo wird man von dem vollendet ſchönen Oval ihres Geſichts, von dem milden Feuer der Blicke überraſcht;

*) In der großherzoglichen Gemäldegalerie zu Darmſtadt befinden ſich zwei Portraits Marien Thereſiens, deren eines (von J. B. Kobler) ſie in ihrer Jugend, das andere im vorgerückten Alter vorſtellt. Nach dem letzteren, welches Battoni malte, iſt der dieſem Heft vorangeſtellte Stahlſtich treu gefertigt.

äußerſt lieblich iſt die Form des Mundes, die der Naſe ſtark markirt, die Farbe blühend rein, wozu das hellblonde Haar trefflich läßt. Die impoſante Geſtalt mit den vollen Formen, in dem ſchwerſtoffenen Gewand, wie etwa in grünem Sammt mit reichem Goldſtück, und koſtbarem Schmuck im Haarputz, macht den Beſchauer, durch den Zauber der Grazie, alles Schwerfällige und Unſchöne der damaligen Mode vergeſſen; man ſieht: es iſt die geiſtvolle Jungfrau, die den ernſten Beruf ihrer Zukunft begriffen hat, die aber demſelben in moraliſcher Sicherheit entgegenlächelt. Der ganze Ausdruck iſt ein vollkommen deutſcher; die unbewußte Majeſtät der Jungfräulichkeit, die keiner Dueña und keiner klöſterlichen Abgeſchloſſenheit bedarf, ſteht frei, groß und herzengewinnend da. Dieſem Ausdruck der Geſtalt, Haltung und Züge der Erzherzogin entſprachen auch ihr Temperament und ihr Benehmen, — jenes ſanguiniſch, aber durch Bildung beherrſcht, dieſes lebhaft, aber nie ohne jene Würde, welche den Seelenadel abſpiegelt; die Stimme hell und wohlklingend, die Sprache raſch und doch nicht haſtig überſtürzend, wohl aber von Bewegung der Gebärde begleitet, ohne daß dieſe die feingezogenen Linien der Schönheit überſchritt; immer waltete hiebei der richtige Takt der Weiblichkeit.

Marien Thereſiens Vermählung.

Bei dem Mangel männlicher Nachkommenſchaft des Erzhauſes mußte die Wahl eines Gatten für die erſtgeborne Kaiſertochter ein Gegenſtand von nicht geringer Wichtigkeit ſein. Verſchiedene Rückſichten kamen dabei in Betracht. Die Erzherzogin durfte durch eine Verbindung ihre Selbſtſtändigkeit nicht verlieren, und die Autorität ihres Gemahls mußte anderſeits doch auch hinreichen, um die ihrige gehörig zu unterſtützen. Es handelte ſich ferner darum, auch aus Rückſicht auf die Beſorgniſſe der großen Fürſtendynaſtieen im Reiche ſowie auf den außerdeutſchen Thronen, das beliebte Gleichgewicht bei dieſer Gelegenheit nicht zu verrücken. Auch die Abkunft des künftigen Gatten mußte ſich mit jeder anderen meſſen können.

Anderſeits wieder erregte der Gedanke an die Erwerbung ſo vieler herrlicher Lande durch die Hand der Erbtochter des Erzhauſes an mehreren Höfen Wünſche, Hoffnungen und Bemühungen. Die bekannte Deviſe: „Tu felix Austria nube“ leuchtete manchem Prinzen ein; man erinnerte ſich daran, wie unter ähnlichen Verhältniſſen die Hausmacht Luxemburgs und Burgunds an Oeſterreich gekommen. Man wollte die günſtige Gelegenheit zu friedlicher Erwerbung, zu geſicherter, auf dem Titel der Heirath und Erbſchaft ruhender Rechtsnachfolge nicht ungenützt vorüber gehen laſſen. Insbeſondere war dies der Wunſch der Königin von Spanien. Wenn, wie es ihre Abſicht war, der Infant Don Carlos

die Hand Marien Thereſiens erhielt, ſo ſtand abermals eine Vereinigung der romaniſchen Monarchie mit dem deutſch-ſlaviſch-magyariſchen Staatsverbande in Ausſicht; die ſpaniſche Linie des Hauſes Bourbon erntete dann alle Errungenſchaften Habsburgs. Wirklich geſchah auch 1730 eine Werbung von Seiten Spaniens um die Hand der Erzherzogin Maria Thereſia für Don Carlos. War es jedoch Karl VI. zu verargen, wenn er, noch ganz erfüllt von der friſchen Erinnerung, daß ihm die Bourbons den ſpaniſchen Thron entriſſen, ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung, welche allerdings ein kaum hergeſtelltes freundliches Verhältniß — aber auf welche Koſten! — befeſtigen konnte, nicht ertheilte? Das war jedoch dem Wiener Kabinet allerdings zu verargen, daß es die ihm bekannten Wünſche der Königin von Spanien 1725 beim Abſchluß des Wiener Friedens zu ſeinen Zwecken klug benützt hatte, ohne ſchon damals daran zu denken, dieſelben zu erfüllen. Die nothwendige Folge der ablehnenden Antwort des Kaiſers war die Erbitterung der Königin von Spanien, die neue Feindſchaft zwiſchen den Höfen von Wien und von Madrit.

Wie dieſer aus politiſcher Berechnung hervorgegangene Vorſchlag, ſo wurde auch mancher andere abgewieſen, wobei wirklich aufrichtige und uneigennützige Neigung für die geiſtreiche und anmuthvolle Kaiſertochter den erſten, einzigen, oder überwiegenden Beweggrund gab. Auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte die Abſicht gehabt, ſeinen Kronprinzen Friedrich mit Marie Thereſie zu vermählen,

und deshalb Unterhandlungen angeknüpft. Doch weder Karl VI., noch der Kronprinz selbst zeigte Interesse dafür. Welche unermeßliche Folgen, wenn Friedrich II. Marien Theresiens Gemahl geworden wäre!

Am Ende gab doch die Stimme des Herzens den Ausschlag und entsprach glücklicherweise auch den Erwägungen der Politik. Der Prinz, welchem Maria Theresia ihr Herz schenkte, konnte gewissermaßen insofern als ein Glied des Erzhauses betrachtet werden, da er schon seit seinem 15. Jahre sich am Wiener Hofe befunden, dessen Weise und Sitten in sich aufgenommen hatte; es war Franz Stephan von Lothringen.

Franz Stephan, der älteste Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen, war am 8. December 1708 geboren (also um nicht ganz neun Jahre älter als Maria Theresia), und als Erbprinz im Jahre 1723 nach Prag zur böhmischen Krönung Karls VI. gekommen, von wo er dem Monarchen nach Wien folgte. Noch lebte in dieser Stadt der Name „Lothringen" in gutem Andenken. Hatte doch der Großvater Franz Stephans, Herzog Karl von Lothringen ein halbes Jahrhundert vorher, im schönen Bunde mit dem Polenkönig Johann Sobiesky, das belagerte Wien von den Türken errettet! Dieser Herzog Karl, gleich ausgezeichnet als Kriegsheld, wie als Freund der Wissenschaften und insbesondere der Geschichte, war der Gatte von Kaiser Karls VI. Tante, von Leopolds I. Schwester Eleonore. Gleiche Jugendschicksale wie der Großvater Karl.

hatte der Enkel Franz Stephan. Beiden kam das Unheil von Frankreich, beiden ward väterliche Aufnahme, Asyl und Ehre am Kaiserhofe zu Wien. Karl VI. hatte Franz Stephan von Lothringen an seinem Hofe erziehen lassen (die Grafen Cobenzl und Neipperg waren seine Hofmeister) und hatte ihn mit dem Herzogthum Teschen belehnt, ihn 1731 eine Reise nach England, Holland und den österreichischen Niederlanden machen lassen, und ihn nach der Zurückkunft zum Vicekönig und Statthalter von Ungarn, wo sein Großvater Karl mit kriegerischer Strenge die Autorität des Erzhauses Oesterreich herstellen und befestigen geholfen, sowie zum Generallieutenant ernannt. Die Regierung Lothringens hatte Franz Stephan schon 1729 angetreten; er verlor sie jedoch in Folge des Krieges, den die Besetzung des polnischen Thrones hervorgerufen hatte; — einer von jenen Kriegen, durch welche die damals herrschende Politik die Immoralität ihres Prinzipes: „Gewalt für Recht" zur Schau stellte. Frankreich wollte den polnischen Thron für den Schwiegervater seines Königs, für Stanislaus Leszinsky; und als dieser dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August III. weichen mußte, wollte es — Lothringen, angeblich zur Entschädigung für Leszinsky, eigentlich aber für sich; in dem Friedensvertrage von 1735 war nämlich ausdrücklich vorgesehen und bedungen, daß Lothringen nach Leszinsky's Tode an Frankreich fallen und demselben einverleibt werden solle. Während die Politik der Gewalt so mit den Rechten der Fürsten spielte, behan-

delte ſie das Volk lediglich als ein Ding, als eine rechtloſe Zuthat des Landes. Man fragte die Bewohner Lothringens ebenſowenig, als ob ſie mit den Diktaten der Gewalt einverſtanden ſeien, als man, die Nothwendigkeit einer Entſchädigung für Franz Stephan durch Toskana einſehend, die Bewohner dieſes Landes fragte. Allerdings gereichte der Tauſch, die Verpflanzung eines neuen Fürſtenſtammes auf den Thron Toskana's, dieſem Lande zum Heil. Johann Gaſto von Medici war der Letzte ſeines von einſtiger Herrlichkeit bis zu völliger Bedeutungsloſigkeit herabgeſunkenen Stammes; mit der lothringiſchen Dynaſtie und durch ſie ſollte eine neue ſchönere Zeit für Toskana heranblühen. Nicht gering wog übrigens in den Begriffen des Wiener Hofes der Umſtand, daß der Herzog durch jenen Ländertauſch zum Großherzog, zur „königlichen Hoheit" wurde. Dieſe Erhöhung des Titels durfte Franz Stephan, nachdem ihm im Wiener Präliminar-Frieden von 1735 Toskana zugeſichert worden war, nicht lange erwarten.

Maria Thereſia und Franz Stephan hatten ſich im täglichen Umgange kennen gelernt, und unvermerkt hatte ſich eine wechſelſeitige Neigung zwiſchen beiden gebildet und befeſtigt. Karl VI. betrachtete dieſes Verhältniß mit um ſo größerem Wohlgefallen, da er in Franz Stephan, deſſen angenehmes Aeußere eben ſo gewinnend war als ſein gewandtes Benehmen, ſeinen Zögling ſah, der alle ihm erwieſene Liebe zu verdienen bemüht war. Was die Fähigkeiten deſſelben betraf, ſo hatte man wenigſtens die beſten

Hoffnungen, in Bezug auf ſeinen Charakter die Gewißheit, daß derſelbe tadellos war.

Die Vermählung der Kaiſertochter mit dem Kaiſerzögling war beſchloſſen und bereits feſtgeſetzt, als jener Krieg um die polniſche Königskrone ausbrach, welcher unter Anderem die Anerkennung Friedrich Auguſt's von Sachſen (er hatte eine Nichte Karls VI. zur Gemahlin) als König von Polen, die Entſchädigung Stanislaus Lesczinsky's durch Lothringen und Bar, und Franz Stephan's durch die Anwartſchaft auf Toskana zur Folge hatte. Kaum war der Friede abgeſchloſſen, als der Kaiſer die Vollziehung der Vermählung ſeiner Erbtochter mit Franz Stephan, welche ſeinen Abſichten nicht weniger als den Wünſchen Beider und den Hoffnungen der öſterreichiſchen Erblande entſprach, beſchleunigte, ſo weit dies wenigſtens mit den zeitraubenden Weitläufigkeiten der ſtrengen Vorſchriften, welche die ſpaniſche Hofſitte auferlegte, und bei den Vorbereitungen, welche die Herſtellung des unerläßlichen Prunkes benöthigte, möglich war: Karl VI. mochte, wiewohl der Friede geſchloſſen war, immerhin noch an die Intriguen denken, welche von Seiten Frankreichs gegen dieſe Verbindung eingeleitet worden. Franz Stephan hatte damals ſein ſieben und zwanzigſtes Jahr erreicht, Maria Thereſia ſtand in der Hälfte des neunzehnten.

Am 31. Januar 1736 fand die feierliche Werbung bei den kaiſerlichen Aeltern ſtatt. Eine treue Schilderung des ganzen Ceremoniels, welches ſich dabei geltend machte,

iſt weniger an und für ſich, als eben wieder dadurch intereſſant, weil ſich das ganze damalige Repräſentationsweſen vollkommen darin abſpiegelt, ein ungemein weit und fein ausgegliedertes Syſtem, deſſen Studium eine vollkommene Lebensaufgabe für einen Hofmann der guten alten Zeit ſein konnte. Wie fremdartig war es, an aſiatiſche und byzantiniſche Weiſe *) erinnernd, gerade für deutſches Weſen! Aber freilich, wie viel des Fremdartigen und deutſcher Weſenheit durch und durch Widerſtrebenden ward nicht ſchon in Deutſchland eingeführt, wußte ſich daſelbſt zu behaupten und ſchien unſere Volksthümlichkeit umgeformt zu haben! Ein Troſt iſt, daß die einfache und geſunde deutſche Kernnatur über Kurz oder Lang doch immer ſiegte und das Fremdartige wieder ausſchied, um dann nur ſo entſchiedener auf die Ausbildung ihrer eigenen Grundſtoffe zurückzukommen.

Wie ſeltſam kontraſtirte übrigens die rein menſchlich ſchöne Herzensneigung Franz Stephan's und Marien Thereſien's mit dem ganzen Hofprunk von Ehrenchargen, Hofbedienten und Karoſſen, mit der ſtrengen Vorſchrift für jede Redensart und jede Bewegung, mit dem kleinlich

*) Daß dieſe Bezeichnung richtig, erſieht man unter Anderm aus der Vorſchrift, daß ſelbſt bei Belehnung eines deutſchen Fürſten deſſen Abgeordneter b. im Eintritt wie beim Abgang dreimal niederknieen und den Saal nach geſchehener Belehnung rückwärtsgehend verlaſſen mußte, um dem Kaiſer nicht den Rücken zu wenden.

ängſtlichen Geſetzbuch der Complimente! Ein Labyrinth von Convenienz, welches das liebende Paar zu durchwandeln hatte, bevor es ſich ungeſtört der ſchönen Gottesgabe freuen konnte, welche ſo oft den Hohen und Mächtigen der Erde als Krone des Glückes fehlt!

Schon am Tage vor der feierlichen Werbung war dem hohen Adel das Erſcheinen in Gala angeſagt worden. Am Vormittag des 31. Januars fuhr der Geheime-Rath, Freiherr von Jaquemin, Franz Stephan's Geſandter am Wiener Hofe, in einer ſechsſpännigen Karoſſe nach der Kaiſerburg, der kaiſerliche Oberſtkämmerer und der kaiſerliche Oberſtſtallmeiſter begleiteten ihn, jeder in einem zweiſpännigen Wagen. Als ſie in dem Burghof angelangt waren, — es war um elf Uhr — ſchritt Franz Stephan in einem koſtbaren Kleide von kaſtanienbraunem Sammt, mit Silber durchwirkt, die Nähte mit Gold geſtickt, mit Diamanten ſtatt der Knöpfe, aus den Gemächern, welche er in der Burg bewohnte, durch die kaiſerliche Wacht- und Ritterſtube bis zur erſten kaiſerlichen Antichambre. Voran traten ihm in glänzenden Reihen ſeine Läufer, Lakeien und Edelknaben, ſodann ſeine ſtattlichen Cavaliere und Kämmerer, ſein Geſandter Jaquemin, die Marquis de Lamberti und de Lenoncourt, ſowie der Oberſtſtallmeiſter, der Reichsfürſt von Croan; der herzogliche Oberſtkämmerer Marquis de Gablier folgte ſeinem Gebieter. Am Eingang der erſten kaiſerlichen Antichambre, wo die Leibgarde im Gewehr ſtand, empfingen den fürſtlichen Freier der Oberſthofmeiſter Burggraf zu

Reineck und Graf zu Sinzendorf, der Oberſtkämmerer Marcheſe von Pescora und der Oberſthofmarſchall Fürſt Heinrich von Auerſperg; der Oberſthofmeiſter begleitete ihn dann bis zur Thüre der kaiſerlichen Retirade, an welcher ihn Karl VI. ſelbſt empfing und hereinführte. Alſobald wurde die Thüre geſchloſſen und blieb es bis zur Beendigung der Unterredung zwiſchen beiden Fürſten, deren Inhalt die Werbung Franz Stephan's und das Jawort des Kaiſers bildeten. Nach gleichem Ceremoniel fand der Rückzug ſtatt, und der Prinz begab ſich nun, gefolgt von der genannten Begleitung, nach den Gemächern der regierenden Kaiſerin Eliſabeth Chriſtina. Im Audienzzimmer ſtanden in einer Reihe die Hofdamen, und als die Flügelthüren des Spiegelzimmers geöffnet wurden, führte Fürſt Auerſperg den Prinzen in dasſelbe, an deſſen Eingang die Oberſthofmeiſterin der Kaiſerin und die Aya der jungen Herrſchaft ſtanden. An einen Tiſch gelehnt erwartete die Kaiſerin den Herzog von Lothringen, in kleiner Entfernung von ihr ſtand links die Erzherzogin. — Die Kaiſerin ging dem Herzog erſt dann einen Schritt entgegen, als er die dritte Kniebeugung zu machen im Begriffe war. Nun fand die Werbung und Antwort ſtatt, wobei die Erzherzogin ihre ganze Aufmerkſamkeit blos ihrer Mutter zuwendete, bis ſie auf einen Wink derſelben das mit Juwelen beſetzte Miniatur-Portrait des Prinzen, ſtatt des Glaſes mit einem großen Diamant bedeckt, entgegennahm und ihm den Handkuß geſtattete. Fürſt Auerſperg begleitete ſodann den Prinzen

bis zum Austritt aus dem Audienzzimmer zurück, worauf ſich der Letztere mit ſeinem Hofſtaat in ſeine Gemächer begab. Die Aufwartung bei der verwittweten Kaiſerin Wilhelmine Amalie erfolgte ſpäter, ſo wie dieſelbe aus ihrem Kloſter am Rennweg in die Burg gekommen war. Auch hier dieſelbe Etikette, nur mit dem Unterſchiede, der damals nicht geringen Belang hatte, daß die verwittwete Kaiſerin dem Prinzen — einen Schritt näher entgegenkam, als die regierende! Offene Mittagstafel mit Muſik, welche die regierende Kaiſerin „auf ihrer Seite" gab *); wobei die Hofdamen das Ehrenamt der Bedienung hatten, und wobei Franz Stephan das Portrait ſeiner Braut, welches ihm dieſe mittlerweile zugeſendet, auf der Bruſt tragend, erſchien, beſchloß die Feſtlichkeiten dieſes Tages.

Am folgenden Tage fand in der kaiſerlichen Rathsſtube, wo ein Altar errichtet worden war, bei verſchloſſenen Thüren die feierliche Verzichtleiſtung der Erzherzogin ſtatt. Der Kaiſer, ſeine Gemahlin und ſeine Tochter ſtanden unter einem prachtvollen Baldachin; außer dem Hofſtaat des Herzogs von Lothringen waren alle Häupter der Dikaſterien und die kaiſerlichen Geheimen-Räthe anweſend.

---

*) Da ſowohl der Kaiſer, als auch die Kaiſerin beſondere Hofhaltung hatten, ſo wurde bei den Einladungen ausdrücklich bemerkt, ob ſie „auf Seite des Kaiſers" oder „auf Seite der Kaiſerin" war. Bei Letzterer herrſchte ein weniger ſtrenges Ceremoniel; der Kaiſer pflegte nicht einmal Kurfürſten zu geſtatten, „auf ſeiner Seite" zu ſpeiſen.

Nach einer Anrede des Kaisers an die Umstehenden verlas der Graf von Sintzendorf die Urkunde, deren Inhalt in folgenden drei Punkten bestand: Zum Ersten verpflichtete sich die Erzherzogin für den Fall, daß der Kaiser noch einen männlichen Erben erhalten würde, hinter demselben in der Erbfolge für ihre Person so wie in Bezug auf ihre Nachkommenschaft zurückzustehen; zum Zweiten ward festgesetzt, daß Maria Theresia in dem Falle, wenn sie selbst keine männliche Nachkommenschaft hinterließe, wohl aber eine solche von der Prinzessin Maria Anna, ihrer Schwester, vorhanden wäre, nebst ihren Töchtern von der Erbfolge in den österreichischen Stammlanden ausgeschlossen bleiben solle; zum Dritten endlich sollte der Herzog von Lothringen für seine eigene Person nie einen Anspruch auf die Erbfolge in den österreichischen Erblanden erheben. Nachdem nun Graf Sintzendorf die Verzichtungsurkunde vorgelesen, nahm der Kardinal-Erzbischof Kollonitsch das Evangelienbuch, und Maria Theresia beschwor, die Finger auf dasselbe legend, die Verzichtleistung, worauf sie die Urkunde unterfertigte. Gleiches geschah von Seiten des Bräutigams für seinen Theil.

Auf den 12. Februar 1736 war die Trauung der Verlobten angesetzt und die großartigste Pracht sollte dabei entfaltet werden. Der Kaiser seinerseits mochte dabei die gleichzeitig erfolgte Lösung der europäischen Streitfrage in Betreff der polnischen Krone als eine glückliche Vorbedeutung betrachten; am 27. Januar hatte Stanislaus Les-

ezinsky die Urkunde seiner Verzichtleistung auf Polen, — am 30. Januar, also am Tage vor Franz Stephan's feierlicher Werbung, der Kaiser eine Deklaration unterzeichnet, in welcher er die Friedenspräliminarien annahm. Das feindselige Verhältniß zwischen ihm und Frankreich sollte sich in ein freundliches verwandeln, und er unterließ nichts, um diese seine Absicht durch die Auszeichnung auszusprechen, welche er dem Gesandten Frankreichs und den übrigen französischen Cavalieren bei den Vermählungsfeierlichkeiten erwies. Bei der strengen Ausschließlichkeit der damaligen Etikette war es bedeutungsvoll, daß sich der französische Gesandte bei der Trauung im kaiserlichen Oratorium befinden durfte, daß er später in den Speisesaal und dann bei der Oper in das Parterre geführt wurde, welches nur für die kaiserlichen Räthe, die Hofdamen und die Gesandten bestimmt war, daß den französischen Kavalieren am dritten Tage gestattet wurde, im — Mantelkleide im Saal zu erscheinen, und daß der Kaiser an den französischen Kabinetskurier, welcher die Ehre hatte, sich bei der kaiserlichen Tafel als Zuschauer einzufinden, einige Fragen zu richten nicht verschmähte. Glückliche Vorbedeutungen dauernden Einvernehmens! Aber wie gern und wie oft war man damals geneigt, solche zu begrüßen! Wie viele günstige Vorzeichen hatten 1716 der Geburt des ersehnten Thronerben geleuchtet, und wie bald darnach hatte man dieses Kind, dem Erde und Himmel langes Leben und Herrlichkeit zu prophezeihen schienen, in die Kaisergruft hinabgetragen!

Franz Stephan, welcher erſt am Nachmittag des Trauungstages von Preßburg angekommen war, ließ ſich in den Zimmern des Oberſtkämmerers, Grafen von Cobenzl, ankleiden. In weißen Schuhen und Strümpfen, weißem Hut mit weißen Federn, weißem Mantel von Silberſtuck, und mit dem goldenen Vließ geſchmückt, ſchritt er zur feſtgeſetzten Zeit unter Vortritt ſeines Kavaliers nach den Gemächern des Kaiſers; Graf Sintzendorf, Marquis Pescora und Fürſt Auersperg empfingen ihn oben an der Treppe der Galerie und begleiteten ihn dann bis zu dem kaiſerlichen Zimmer, aus welchem ihm Karl VI. drei Schritte entgegenging. Des Abends um 6 Uhr begaben ſich dann der Kaiſer und ſeine Gemahlin, ſo wie Bräutigam und Braut nach der Hofkirche der Auguſtiner-Barfüßer. Voran ſchritten die kaiſerlichen Kavaliere und Kammerherren, ſo wie die lothringiſchen Kavaliere in bunter Reihe ohne Berückſichtigung des Ranges; dann erſchienen die kaiſerlichen Staatsminiſter und die Ritter des goldenen Vließes im vollen Ornat mit der großen Ordenskette. Nun folgte der Bräutigam, dem zwei Edelknaben die Fackeln vorantrugen und ſein Oberſtkämmerer zur Seite ſchritt. Vier Edelknaben leuchteten dem Kaiſer, welcher unmittelbar darauf einherſchritt, begleitet von dem Marquis de Pescora und dem Hartſchier-Hauptmann; desgleichen gingen vier Edelknaben mit Fackeln vor den beiden Kaiſerinnen, der regierenden und der verwittweten, zwiſchen denen die Braut ging in einem mit Perlen und Diamanten beſetzten Kleid

von Silberſtuck, deſſen Schleppe die Gräfin Fuchs als kaiſerliche Aya trug, Edelknaben trugen den beiden Kaiſerinnen die Schleppe; die Fürſten von Auersperg und Lichtenſtein, ſo wie der Graf von Stahrenberg begleiteten die erlauchten Damen, Fürſt Wenzel von Lichtenſtein und Graf Serini die Erzherzoginnen Anna Maria und Magdalena; die Hofdamen ſchloſſen den Zug. Am Eingang der Auguſtinerkirche ſtanden drei kaiſerliche Kammerherren zum Empfang des Adels, während der päpſtliche Nuntius Paſſionei, welcher die Trauung im Namen des Papſtes verrichten ſollte *), umgeben von vier Prälaten, dem Ceremonienmeiſter, allen Kaplanen und der aſſiſtirenden Geiſtlichkeit, die höchſten Herrſchaften an der Loretto-Kapelle erwartete, wo die Herzen der Fürſten des Hauſes Oeſterreich ruhen. Dort wurde die Litanei geſungen, worauf ſich der Zug in den mit kunſtreich gewirkten niederländiſchen Tapeten behangenen Chor der Kirche an den Hochaltar begab, wohin ſich mittlerweile die ganze Geiſtlichkeit verfügt hatte. Wände, Pfeiler und Altäre der in deutſchem Styl und in einfach-edlen Verhältniſſen erbauten Auguſtinerkirche, dieſes Denkmals habsburgiſcher Frömmigkeit **), waren mit Wachsfackeln erleuchtet,

*) Folgender kleiner Zug charakteriſirt die Strenge, mit welcher Karl VI. auf die Etikette ſah. Der Nuntius wollte, weil er die Perſon des Papſtes vertrat, die Trauung ſitzend vornehmen. Karl VI. proteſtirte dagegen und erwirkte darüber eine eigene Bulle, kraft deren der Nuntius die Trauung ſtehend verrichten durfte!

**) Ein Gelübde zu erfüllen, das er in ſeiner Haft auf der Trausnitz gethan, baute ſie Friedrich der Schöne mit ſeinen Brüdern.

der Hochaltar mit einem Baldachin und einer kolossalen allegorischen Darstellung in dem überladenen Geschmack jener Zeit geschmückt. Nachdem der kaiserliche Hof- und Burgpfarrer die päpstliche Dispensationsbulle verlesen hatte, weihte der päpstliche Nuntius die Ringe und richtete die üblichen Fragen in lateinischer Sprache an das fürstliche Brautpaar; die Etikette wollte, daß die Erzherzogin ihr „volo“ nicht eher sprach, als bis sie, nach einer Beugung vor den kaiserlichen Eltern, durch einen Wink derselben die abermalige Zustimmung derselben erlangt hatte. Hierauf wurden die Ringe gewechselt und nun verband der Nuntius im Namen des Papstes die Hände der Neuvermählten mit der Stola. Als sie nach Beendigung dieser Ceremonie zu ihrer mit rothem Sammt überzogenen Kniebank zurückkehrten, stimmte der Nuntius das Tedeum an, unter Trompeten- und Paukenschall stimmte die kaiserliche Musik ein, und draußen auf dem Augustinerplatz gab die Stadtgarde eine Salve, auf den Basteien donnerten die Karthaunen. Die Segensertheilung des Nuntius beschloß die kirchliche Feierlichkeit, worauf sich der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, abermals unter Salven des Kleingewehrs und der Karthaunen in die Burg zurück begab.

Die offene Hochzeitstafel fand um 9 Uhr des Abends im kleinen Opernsaal bei glänzender Beleuchtung und Vo-

---

Der Bau dauerte von 1330 bis 1339. Zur Hofkirche ward sie erst durch Ferdinand II. erhoben.

kal- wie Inſtrumentalmuſik ſtatt, jedoch ausſchließlich für die kaiſerliche Familie; als der Kaiſer das erſte Glas hob, donnerten die Salven zum dritten Male. Charakteriſtiſch iſt es, daß bei aller Entfaltung von Pracht die hausbürgerlich-religiöſe Sitte des „Benedicite“ vor und des „Deo gratias“ nach der Tafel nicht vergeſſen wurde, wie denn auch an großen Feſttagen, ſo zu Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, über Tiſch geiſtliche Lieder geſungen wurden. Nicht minder bezeichnend iſt der kleine Zug, daß der Bruder des Bräutigams, Prinz Karl von Lothringen, bei der Tafel ſich als Zuſchauer auf der Galerie befand. Für die kaiſerlichen Miniſter und Kavaliere waren in der Regierungsraths- und Kommiſſions-Stube eigene Tafeln gerüſtet, eben ſo beſondere für die Damen im ſpaniſchen Saal. Das Feſt ging um Mitternacht zu Ende.

Der einfallenden Faſtenzeit wegen dauerten die Vermählungsfeierlichkeiten im Ganzen nur drei Tage. Den auf die Trauung folgenden eröffnete eine ſtille Meſſe, welche der Nuntius hielt und wobei er die Neuvermählten neuerdings einſegnete. Die Tafel war diesmal „auf Seite der Kaiſerin,“ und Prinz Karl von Lothringen nebſt der jüngſten Erzherzogin zugelaſſen. Des Abends wurde auf dem großen Theater in der Burg die italieniſche Oper „Achille in Scirro“ mit großem Aufwand von Dekorationen und Ballet aufgeführt. Eine Maskerade, welche am dritten Tage im ſpaniſchen Saale ſtattfand, beſchloß die Feſtlichkeiten.

Fürſten, Adel und Geiſtlichkeit! Blos von ihnen iſt

bis jetzt die Rede gewesen. Die Frage ist natürlich: Welchen Eindruck brachte ein Ereigniß, dessen Folgen für das Volk so wichtig werden konnten, bei eben diesem Letzteren hervor? Das Volk, gewohnt, seine Interessen nur in jenen der Dynastie zu erblicken, und allmählig entwöhnt eines Selbstbewußtseins, ohne dessen Vorhandensein jede Aeußerung reinmenschlicher Theilnahme einer politischen Bedeutung ermangelt, spielte überhaupt eine passive Rolle. Es hatte seine Landstände; was wollte es mehr? Die Landstände vertraten das Volk nicht sowohl, als daß sie dem Fürsten gegenüber die Honneurs für dasselbe machten, und das Volk war damit zufrieden, wenigstens gab es keinen offenen Beweis des Gegentheils. Ich will hiemit nicht sagen, daß es Ursache hatte, unter der Herrschaft des letzten Habsburgers im Allgemeinen unzufrieden zu sein; dem Kaiser lag das Wohl seiner Erbstaaten am Herzen, er bemühte sich selbstthätig für manche Verbesserungen, wenn er gleich nicht erfolgreich durchzugreifen, statt veralteter Zustände neue zu schaffen und alle Schäden an der Wurzel auszureißen vermochte. Immerhin blieb jene passive Stellung des Volkes beklagenswerth, das Uebergewicht des sinnlichen Behagens über das freie Bewußtsein, und bei aller, wenigstens in Oesterreich, der angebornen Gutmüthigkeit entsprossenen freudigen Theilnahme an der glücklichen Verbindung, die wahrscheinlich eine neue Dynastie auf den Thron setzte; der Mangel eines Zeichens erneuter, erhöhter Lebensthätigkeit. Und es handelte sich doch wahrlich um keine

Kleinigkeit; es galt die Verschmelzung der einzelnen Erbstaaten zu einem Erb-Ganzen. Das Volk gaukelte über diesen Gedanken weg und nicht eine Intelligenz erhob sich, die Aufmerksamkeit desselben darauf zu lenken. Warum? Das Volk war nicht höfisch geworden; aber die Gelehrten waren es, sie dünkten sich besser als das Volk, das sie als eine gemeine Rasse betrachteten; sie bildeten noch eine geschlossene privilegirte Kaste. Es gab keine öffentliche Meinung, es gab keine Zeitungspresse; ein Jahrhundert hatte den Geist des Volkes um mehr als ein Jahrhundert zurückgeschraubt, weniger noch durch offene Gewalt, als durch planmäßige Erziehung der nachwachsenden Geschlechter in und zur Unfreiheit und Unselbstständigkeit; — traurige Erinnerungen! Somit beschränkte sich denn damals der ganze Ausdruck von Volkstheilnahme auf die Verwilligung der „Fräuleinsteuer" durch die Stände. Die österreichischen gaben 100,000 Gulden, die böhmischen 90,000, die schlesischen 50,000, die mährischen 30,000, die steyerischen 80,000, die kärnthnerischen 50,000, die krainerischen 40,000.

An Höflichkeit, welche sich durch Geschenke kund gab, ließ man es bei jener Gelegenheit von keiner Seite her ermangeln! Prinz Eugen legte dem Herzog von Lothringen einen reich mit Diamanten verzierten Degen und deßgleichen Stock, den ihm die Königin Anna von England verehrt hatte, — der Gemahlin desselben ein kostbares Juwel zu Füßen. Der Werth aller Geschenke zusammengenommen, welche die Neuvermählten von den Reichsständen und von

auswärtigen Mächten erhielten, wurde auf eine Million Gulden angeschlagen.

Bezeichnend für Marien Thereſiens religiöſe Grundſätze iſt der Umſtand, daß ſie bald nach ihrer Vermählung mit dem Manne ihres Herzens eine Wallfahrt nach dem Gnadenort Mariazell in Steyermark antrat und dem dortigen Muttergottesbild, zu welchem das Erzhaus ſtets eine beſondere Andacht an den Tag gelegt, ein mit Diamanten beſetztes goldnes Doppelherz opferte.

Zwei Monate ſpäter brach ein Herz, das lange Jahre hindurch in unerſchütterlicher Treue für den Kaiſer und ſein Haus geſchlagen hatte; in der Nacht vom 20. auf den 21. April ſtarb der greiſe Prinz Eugen von Savoyen, der Sieger in ſo vielen Schlachten, der Schrecken aller Feinde Oeſterreichs, nicht minder groß als Staatsmann wie als Held. Bei allen ſeinen Verdienſten — er war ſtets der eigentliche Hort und Halt Oeſterreichs in den Zeiten der Gefahr — hatte Eugen, wenn auch die Hochachtung des Kaiſers, doch nie deſſen volles Vertrauen beſeſſen. Jetzt aber erſchütterte Eugen's Verluſt Karl VI. tief, und bei dem Gedanken an die Zukunft ſeiner Tochter und ſeiner Erbſtaaten mußte ſich mehr als je die Beſorgniß geltend machen, ob der alte Held in ſeinem Scharfblick nicht doch wohl Recht gehabt, als er in Betreff der pragmatiſchen Sanktion nicht auf der Mächte Verſprechungen und Garantieen, die den Kaiſer ſo viele Opfer gekoſtet, ſondern einzig nur darauf Gewicht gelegt, daß der Thronfolgerin ein gefüllter Schatz und ein vollzähliges,

in Waffen geübtes, ſchlagfertiges Heer hinterlaſſen werden möchten. Eugen ſtarb; unter allen Feldherren des Kaiſers war keiner, der ihn erſetzen konnte. Der Glücksſtern der öſterreichiſchen Waffen erblich. Eugen's prachtvolle Leichenfeier, nach dem ganzen Ceremoniel wie für den Prinzen eines regierenden Hauſes begangen, war ein düſteres ernſtes Nachſpiel zu den Hochzeitsfeſtlichkeiten. Eugen, Prinz von Savoyen-Carignan, Generaliſſimus der kaiſerlichen Heere, ruht in der Kreuzkapelle des Stephansdoms zu Wien, wo ſich ſein Denkmal in grauem Marmor erhebt.

Drei Töchter.

Im folgenden Jahre (am 5. Februar 1737) genas die Herzogin von Lothringen einer Tochter, der Prinzeſſin Maria Eliſabeth, welche ſie jedoch ſchon im Jahre 1740 (am 7. Juni) durch den Tod verlor. Auch ihr zweites Kind war eine Tochter, Maria Anna (geb. am 6. October 1738), eben ſo das dritte, Maria Carolina (geb. 1740, geſtorben 1741).

Karl VI. ſollte alſo die Erfüllung eines Wunſches, der Jahre lang die Richtſchnur ſeines Denkens und Thun's geweſen, die Geburt eines männlichen Erben, nicht erleben? Ein Anblick, der ernſte Gedanken weckt, — den Monarchen mit der faſt unabſehbaren Reihe ſeiner ſtolzen Titel, gramerfüllt an der Gränze zu ſehen, über welche hinaus die

unumſchränkte Fürſtenmacht nicht reicht. Wie viele von jenen Titeln — nur ein leerer Schein, ja Ironie! Er hieß „Zu allen Zeiten Mehrer des Reiches" und — gab Lothringen an Frankreich; er hieß „König von Germanien", wo er über Niemand herrſchte; „König von Caſtilien, Arragon, Leon, Navarra, Granada, Toledo, Valenzia, Gallizien, Majorca, Murcia u. ſ. w., der canariſchen und indianiſchen Inſeln und Terrä Firmä des oceaniſchen Meeres." — während ein Bourbon auf dem Throne der ſpaniſchen Monarchie ſaß; König beider Sicilien, auf welche er 1736 verzichtet hatte; König von Jeruſalem, während das heilige Grab im Beſitze der Ungläubigen war! Ein unumſchränkter Monarch, der überall ſelbſtthätig eingreifen wollte, und dennoch lenkten Männer, denen er ſeine Gunſt ſchenkte, das Ruder des Staats! Mitten in ſeinen glänzenden Feſten, mitten in ſeinen koſtſpieligen Jagden (das arme Landvolk empfand die drückende „Reiß-Gejaid-Ordnung" bitter genug) konnte er ſich am Ende ſeines Lebens nicht verhehlen, daß es ein fruchtloſes. Er war müde; aber er hüllte ſich ſchweigend in ſeine Grandezza. Die Welt, vor welcher alle Opfer, die er ſeinem Lieblingsgedanken gebracht, offenkundig dalagen, ſollte in keinem Augenblick ſeinen unheilbaren Gram ſehen; er verbarg ihn unter der Konſequenz ſeiner Liebhabereien.

Ein trübes Bild, aber treu!

Wie übrigens damals neben der welſchen Prachtoper auch der deutſche Hanswurſt noch Platz genug fand, um ſich geltend zu machen, ſo wurde der Umſtand, welcher

Karls VI. Herz und Sinn verdüſterte, daß ſeine Tochter Maria Thereſia noch keinen männlichen Erben geboren, auch von der burlesken Seite aufgefaßt, und zwar von dem Hofe ſelbſt, wenngleich freilich unbewußt. Als Maria Thereſia ihrer zweiten Niederkunft entgegen ſah, umlagerten die Wiener, die Geburt eines Prinzen erwartend, die Kaiſerburg, und ſchlichen, als ſie vernahmen, daß abermals eine Prinzeſſin geboren worden, ohne den beabſichtigten Jubel, ganz ſtill nach Hauſe. Am andern Tage gab der Kaiſer eine Freikomödie und ließ dabei hundert Tauben in's Publikum fliegen, von denen jede ein Band um den Hals trug mit folgenden naiven Reimen, welche das getreue Volk beruhigen und ermuthigen ſollten:

„Das Mannsvolk bleibt nicht aus, wo ſchöne Jungfern ſein,
Die Wahrheit dieſes Spruchs trifft ungezweifelt ein:
Ein dritter Mann wird uns nach frohem Wunſch begaben.
Jetzt konnt's nicht ſein. Warum? Gut Ding muß Weile haben."

Beſitznahme von Toskana.

Mittlerweile war (am 9. Juli 1737) der letzte Mediceer Johann Gaſto geſtorben. Sofort nahm Franz Stephan, in Folge ſeiner rechtskräftig begründeten Anwartſchaft auf Toskana, von dieſem ſchönen Lande Beſitz und als Großherzog den Titel „Königliche Hoheit" an. Schon 1718 waren die Lehen zu Reichs-Mannlehen erklärt worden. Auf

den Beſitz des mediciäiſchen Mobiliar-Vermögens und Familienſchatzes erhob der König von Sicilien Anſprüche, wiewohl der letzte Mediciäer in ſeinem Teſtament dem Herzog von Lothringen einen Antheil daran beſtimmt hatte. Leicht hätte auch dieſe rein perſönliche Streitfrage der Fürſten zu einem europäiſchen Kriege werden können, und ſchon war Spaniens ernſtes Auftreten zu befürchten, als Karl VI., deſſen Kräfte durch den Türkenkrieg in Anſpruch genommen waren, die Vermittlung Frankreichs ſuchte, durch welche denn auch die Streitfrage auf gütlichem Wege entſchieden wurde.

Ein Beſuch in Toskana entſprach ebenſo ſehr dem Wunſche der Bewohner dieſes Landes, ihren neuen Beherrſcher perſönlich kennen zu lernen, als dem eigenen Intereſſe des Letzteren. Endlich war auch noch ein anderer geheimer Beweggrund im Spiele, der bald angeführt werden ſoll.

Franz Stephan und Maria Thereſia traten die Reiſe nach Toskana am 17. Dezember 1738 an und kehrten am 30. Mai des darauf folgenden Jahres nach Deutſchland zurück. Der Empfang war prachtvoll; in jeder Stadt Toskana's, welche das Fürſtenpaar beſuchte, drängte ſich Feſtlichkeit an Feſtlichkeit; Johann Gaſto's Schweſter, die verwittwete Kurfürſtin von der Pfalz, machte die koſtbarſten Geſchenke. Die ſogenannten Geſchichtſchreiber jener Zeit legen kein geringes Gewicht auf den Umſtand, daß den Damen in Florenz geſtattet wurde, vor der Erzherzogin im Mantelkleide zu erſcheinen, da ſie doch befürchtet hatten, nach der Mode des

Wiener Hofes erſcheinen zu müſſen; und ebenſo darauf, daß der Papſt ihr die geweihte goldne Roſe überſandte; auch wird erwähnt, daß den Aufenthalt der Herrſchaften in Livorno die Freilaſſung von 12 türkiſchen und 40 anderen Galeerenſklaven bezeichnete. Daß man jedoch zu Florenz mit der neuen Einrichtung im Finanzweſen ſehr unzufrieden, darüber geben die gleichzeitigen Berichterſtatter ziemlich ſchnell und glatt hinweg, und bemerken nur, daß man das ſeltene Erſcheinen der Florentiner am Hofe nicht wenig übel nahm. Das Urtheil des Hofes war damals der Maßſtab, den man an den Werth der Ereigniſſe, an die Bedürfniſſe von Land und Volk legte.

Der Türkenkrieg.

Während Maria Thereſia mit ihrem Gemahl in Italien von einem Feſte zum andern zog und Karl VI. ſich durch Jagdpartheien die Sorgen um Staatsgeſchäfte zu verſcheuchen ſuchte, (ernſter bekümmerte ſich um die Letzteren ſeine Gemahlin Eliſabeth Chriſtina) wurde ein Feldzug gegen die Türken mit eben ſo viel Unglück geführt, als er mit Leichtſinn begonnen worden war. Der ſchlimme Ausgang dieſes Krieges legte die Verwirrung am Wiener Hofe, die Schwäche der öſterreichiſchen Macht aller Welt offenkundig dar.

Der Vertrag vom 6. Auguſt 1726, in welchem Rußland

auf Karls VI. Wunsch die Garantie des Wiener Friedens übernommen hatte, verband den Kaiser zu gleicher Gewährleistung in Beziehung auf die europäischen Besitzungen Rußlands, und beide Theile zur Stellung eines Hülfsheeres von 30,000 Mann. Als nun Rußland im Jahre 1736 der Pforte den Krieg erklärte, war der Kaiser gehalten, jenem das versprochene Hülfsheer zu senden. Er ging übrigens noch weiter, als jene Verpflichtung verlangte. Eine neue Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Rußland setzte fest, daß Ersteres an der Unternehmung selbst Antheil nehmen und daß der Krieg nach einem beiderseits verabredeten Plane geführt werden sollte. Der Kaiser hatte dabei seinen besondern Beweggrund und verhehlte denselben nicht, als die Seemächte, welche Grund genug hatten, eine Theilung der Türkei zu befürchten, sich eine Erklärung ausbaten. Ausdrücklich bemerkte er in seiner Erwiederung, daß er sich „für den großen Aufwand des Krieges gegen Frankreich, der ihm allein zur Last gefallen sei, und für den Verlust in dem Friedensschlusse von 1735 anderweitig zu entschädigen suche;" beigefügt war die Unterstellung, welche seine Absicht noch deutlicher aussprach, „es müsse den Seemächten selbst wünschenswerth sein, wenn seine Macht eine Vergrößerung erhalte und in den Stand gesetzt werde, der vereinigten Macht Frankreichs und Spaniens die Spitze zu bieten."

War es dem Kaiser, wie nicht zu bezweifeln, ernstlich darum zu thun, diese Absicht zu erreichen, so konnte zweierlei

unmöglich entſchuldigt werden, — erſtens, daß man es nicht für unredlich hielt, nach dem feſten Beſchluß des Krieges noch die diplomatiſche Komödie eines Vermittlungsverſuches auf dem Kongreß zu Niemerow aufzuführen, um die Seemächte zu beſchwichtigen und die Türken hinzuhalten, und zweitens, daß man leichtſinnig genug war, den durchaus unzulänglichen Zuſtand des Heeres nicht zu verbeſſern. Vergeblich hatte der mit der Führung des Krieges betraute General-Feldmarſchall Seckendorf dieſen Zuſtand, welchen er genau kennen gelernt, dem Wiener Hofe in den grellſten Farben geſchildert, — die gänzliche Verwahrloſung der Feſtungen, Kaſernen und Lazarethe, den Mangel an Munition, Pontons, Schiffen und Proviant u. ſ. w. Dazu kam nun noch der andere weſentliche Uebelſtand, daß Seckendorf der, bei manchen Fehlern, beſonders Eigennützigkeit und Herrſchſucht, doch immerhin ein brauchbarer Feldherr war (Eugen ſelbſt hatte ihn empfohlen), als Proteſtant und Günſtling der Kaiſerin nicht wenige Feinde in Wien hatte; und eben von Wien aus (vom Hofkriegsrath) empfing er alle Befehle zu ſeinen Operationen! Mußte ſchon dies Verhältniß an und für ſich ſeine Selbſtthätigkeit lähmen, ſo fand er im Heere nicht minder große Hinderniſſe. Das Heer zählte auf dem Papiere 122,514 Mann (die leichten Truppen, die Artillerie und die Donauflotte nicht eingerechnet), war jedoch in der Wirklichkeit blos 26,000 zu Fuß und 15,000 zu Roß ſtark und beſaß, was das Schlimmſte war, eine viel zu große Menge von Befehls-

haben, von denen Einer auf die Autorität des Andern eifersüchtig, Alle unter sich uneins und dem General-Feldmarschall abgeneigt waren. Die Stellung des Letzteren wurde noch schwieriger, als am 21. Juni 1737 der Herzog von Lothringen bei ihm eintraf, welcher den Krieg „als Volontär" mitmachen wollte, aber nach der in Wien deßhalb ausgefertigten Instruktion mit allen Ansprüchen eines en chef commandirenden Generals behandelt werden mußte; dabei sollte Seckendorf dem Schwiegersohn des Kaisers gewissermaßen als Lehrer zur Seite stehen und darauf sehen, daß demselben kein Leid zustieße, wenn den Prinzen „eine lobwürdige Ruhmbegierde zu Mehrerem, als nicht sein soll, verleitete." Eine mißliche Aufgabe! Und in der That wurde das gute Vernehmen zwischen dem Feldmarschall und dem Prinzen bald genug gestört, wenn gleich der Letztere bei dem Feldzuge nur eine passive Rolle spielte.

Weniger Leichtsinn, als die Unfähigkeit, sich zu großartiger Auffassung der Verhältnisse zu erheben, war es endlich, was den Wiener Hof die Wichtigkeit eines nationalen Elementes übersehen ließ, welches bereit war, sich ihm anzuschließen. Der Erzbischof von Ochryda in Macedonien und der Patriarch von Pechia in Albanien hatten nämlich dem Kaiser insgeheim die Zusage gegeben, daß die christliche Bevölkerung daselbst, so wie seine Armee die Gränze überschritte, dieselbe unterstützen und sich zugleich von der türkischen Herrschaft losreißen würde. Dies Anerbieten war nun dem Kaiser allerdings willkommen, er

verſprach den beiden Kirchenfürſten, ſie unter ſeinen Schutz zu nehmen, ja er wollte ſogar dem griechiſchen Kultus freie Religionsübung gewähren. Bei dem ganzen Kriegsplan rechnete er mit voller Zuverſicht auf den Ausbruch der Empörung. Aber der kühne Erzbiſchof hatte noch einen andern Plan, vor deſſen Großartigkeit der Kaiſer zurückbebte; — jener wollte mit dem Sieg des Kreuzes auch eine Wiedergeburt der griechiſchen Nation; frei und ſelbſtſtändig ſollte dieſe als wichtige Zwiſchenmacht in Bosnien, Serbien, Albanien, Macedonien und auf dem Peloponnes daſtehen, das geiſtliche Haupt zugleich ihr weltliches ſein, aber im Lehensverband mit dem deutſchen Reiche, unter Oberlehnsherrlichkeit des römiſchen Kaiſers, der dem Fürſten des wiedergebornen Griechenlands Sitz und Stimme auf dem deutſchen Reichstage anweiſen ſollte. Der Vorſchlag — wie mancher damit verwandte hatte deutſchen Kaiſern, z. B. einem Heinrich VI., vorgeſchwebt! — war unter den obwaltenden Umſtänden, bei der Erſchlaffung der osmaniſchen Streitkraft und der Bedrängung der Türkei auf andrer Seite durch Rußland, nichts weniger als chimäriſch; er war es auch, abgeſehen davon, deßhalb nicht, weil das nationale Element, durch das religiöſe gehoben und gehalten, Wunder vollbringen kann. Aber Karl VI., — ſo wundergläubig er ſonſt war, konnte an ein ſolches nicht glauben; im ganzen Wörterbuch des ſpaniſchen Ceremoniels fehlte gerade das Wort Nationalität. Und dann, wie geſagt: er war müde; die pragmatiſche Sanktion hatte ihn vor der Zeit

alt gemacht, er erwog, gab Zusagen im Allgemeinen, womit den Griechen nicht gedient sein konnte, suchte hinzuhalten. Am Ende mußten sie mißtrauisch werden und lieber auf den ganzen Plan von vorne herein verzichten, als sich auf's Ungewisse hin ihrerseits preisstellen. Und so regte sich denn auch, als ein kaiserliches Streifkorps in Albanien eindrang, keine Hand zur Unterstützung desselben, wie der Kaiser so fest gehofft. Welches Spiel hatte Karl VI. aus der Hand gegeben!

Ich habe mich über die zu Grunde liegenden Verhältnisse bei Beginn des Türkenkrieges weitläufiger ausgesprochen, als ich es über den letzteren selbst thun werde. Es handelte sich mehr darum, einen auch für die Schilderung der nächsten Folgezeit wichtigen Blick in die Verhältnisse des Wiener Hofes zu gewinnen, als das Interesse für eine Kriegsgeschichte in Anspruch zu nehmen, welche dem Plan dieses Werkes ferner liegt, und bei welcher der Gemahl Marien Thereſiens keineswegs hervortritt und bald ganz verschwindet. Hier nur die Umrisse der Ergebnisse!

Der Anfang des Feldzuges von 1737 ließ sich immerhin günstig an. Die Hauptarmee zog im Juli über die Morava; Nissa wurde eingeschlossen und ergab sich den Kaiserlichen am 28. Juli, über welchen Erfolg Karl VI. nicht wenig erfreut war. Es charakterisirt ihn übrigens, daß er, als ihm Seckendorf vorstellte, den gewonnenen Platz befestigen zu lassen, statt der Entscheidung darüber, blos den Befehl ertheilte, die dortigen Moscheen niederzureissen bis auf eine,

welche zur katholiſchen Kirche geweiht werden ſollte. Noch währte in Wien die allzuvoreilige Freude über dieſen erſten Erfolg, als auf dem Kriegsſchauplatz ſelbſt ein Mißgriff und Unfall den andern drängte. Daß Franz Stephan ſich von demſelben entfernte, um von Toskana Beſitz zu ergreifen, war außer Belang. Aber Khevenhüller verſäumte, Widdin zu nehmen. Der Prinz von Hildburghauſen, welcher mit dem zweiten Heere nach Bosnien gezogen war, (— ein drittes rückte unter Wallis in die Walachei) belagerte Banyaluka vergeblich und wurde geſchlagen. Khevenhüller zog ſich nach Perſa-Palanka, dann über die Donau nach Orſowa und Mehadia zurück, — die Hauptarmee unter Seckendorf gegen Sabacz und Belgrad. Niſſa übergab der feige General Dorat am 15. Oktober den Türken wieder; er büßte dafür mit ſeinem Kopf. Alle Schuld wurde nun auf Seckendorf gewälzt; ſeine Feinde, die geiſtlichen und weltlichen, triumphirten. Er ſah ſich plötzlich vom Kommando abberufen und nach Wien verlangt; dort wurde er verhaftet und angeklagt. Bevor man ſeine Strafbarkeit unterſuchte, bezeichnete ihn der Hof in einem Circularſchreiben an die kaiſerlichen Geſandten als einen überwieſenen Verräther, was er keineswegs war. Man ſetzte ſelbſt den Haß des Volkes in Wien gegen ihn in Bewegung und benutzte dann den Ausbruch dieſes Haſſes, um Seckendorf, unter dem Vorwand: man wolle ihn ſchützen, — aus Wien zu entfernen. Ohne den Spruch eines Kriegsgerichts zu erhalten, aber auch ohne ſeine Titel und ſeine Würden zu

verlieren, wurde er bis zum Tode des Kaisers zu Gräz in Haft gehalten.

Statt Seckendorf's wurde zuerst Philippi, dann Königseck Oberfeldherr. Auch der neue Feldzug begann glückverheißend, ohne glücklicher zu enden wie der erste. Die kaiserliche Armee, bei welcher sich abermals Franz Stephan, jetzt Großherzog von Toskana, als „Volontär", aber mit allen Ehren und Ansprüchen eines Generalissimus befand, siegte am 28. Juni 1738 bei Kornia, entsetzte Neu-Orsowa und schlug die Türken bei Mehadia. Da sie jedoch durch diese Siege bedeutend geschwächt und nicht durch frische Truppen ergänzt wurde, so mußte sich Königseck, als sich der Großvezier mit einem bedeutend stärkeren Heere näherte, in die Linien von Belgrad zurückziehen, worauf die Türken, — ohnehin bereits Meister von Neu-Orsowa, — Semendria nahmen.

An die Stelle Königsecks, welcher zurückberufen wurde, trat nun Feldmarschall Wallis, — unter noch ungünstigeren Umständen. Das feindliche Heer war gerade doppelt so stark als das kaiserliche, das Letztere noch dazu im üblen Zustande, und auf den Befehl des Hofkriegsraths in Wien verließ Wallis seine sichere Stellung. Bei Krozka erlitt er am 23. Juli eine furchtbare Niederlage, welche seinen schleunigen Rückzug bis Belgrad und über die Donau zur Folge hatte. Nun verlor er die Besinnung; der Feind, um so mehr ermuthigt, belagerte Belgrad, wo ein Feigling, General Sukkow kommandirte, und beim ersten Schuß der Türken dem Oberfeldherrn sagen ließ, daß er sich nicht

länger halten könne. Dieſe Nachricht entmuthigte Wallis noch mehr und zwar in dem Grade, daß er von der kaiſerlichen Vollmacht: den Frieden zu unterhandeln, die er in Händen hatte, Gebrauch machen zu dürfen glaubte. Aber wie! Kaum ſollte man es glauben, daß ein Feldherr die Schleifung der wichtigſten Feſtung zum Präliminarartikel machte. Nicht zu überſehen iſt es, daß der franzöſiſche Geſandte bei der Pforte, der Marquis von Villeneufve, hiebei auf's Allergeſchäftigſte die Hand im Spiele hatte; es war die alte Operation Frankreichs bei den Osmanen gegen Oeſterreich, wohlbekannt ſeit einer ſo langen Reihe von Jahren, und dennoch konnte Villeneufve ſeinen Geſchäftseifer ſo ganz und gar ungehindert walten laſſen; — ein Beweis, wie maßlos die Verwirrung am kaiſerlichen Hofe war!

Allerdings erregten die Berichte des Feldmarſchalls Wallis über den Stand der Dinge nach Wien keine geringe Beſtürzung beim Hofkriegsrath und bei den Majeſtäten, insbeſondere bei der Kaiſerin. Der Generalfeldzeugmeiſter Schmettau wurde mit dem Auftrag: Belgrad und Peterwardein zu retten, zur Armee zurückgeſchickt. Schmettau gab auch wirklich noch nichts verloren, wenngleich die Armee durch die Peſt bedeutend gelichtet war und unter den allzuvielen Befehlshabern fortwährend Uneinigkeit und Eiferſucht herrſchten. Er warf ſich nach Belgrad, um es bis zum letzten Augenblick zu vertheidigen. Das Schlimmſte bei dieſer Sachlage war nun noch die Eiferſucht Oeſterreichs

auf das Waffenglück Rußlands, welche dem französischen Gesandten willkommen war, um durch rasche Vermittlung eines Separatfriedens beide Mächte zu trennen. Vollends wurde alles verdorben durch die Eifersucht von Wallis auf Neipperg. Der Kaiser hatte Wallis befohlen, die bereits erwähnte Vollmacht dem Generalfeldzeugmeister Neipperg zu übergeben und allen Bestimmungen des Letzteren nachzukommen. Dadurch empfindlich gekränkt, ließ Wallis nun Neipperg ohne alle Nachricht über den Stand der Armee und die neue Lage der Dinge in Belgrad, ja selbst ohne die über die Anerbietungen, welche er — Wallis — selbst bereits den Türken gemacht, ins feindliche Lager zum Großvezier abgehen, wo Neipperg, der unvorsichtig genug gewesen war, nicht einmal sicheres Geleite zu verlangen, als Gefangener behandelt wurde und aus Furcht, sein Leben zu verlieren, am 1. September 1739 den schmählichen Präliminarfrieden unterzeichnete, den der französische Gesandte im Namen seines Hofes sogleich garantirte. Die Hauptbedingungen desselben waren die Uebergabe von Belgrad und Sabacz (mit Schleifung der äußeren Festungswerke) an die Türken, so wie die Abtretung Serbiens und der Walachei; endlich, was wohl das Schmählichste, daß schon fünf Tage nach Abschluß des Präliminarfriedens jene Schleifung der äußeren Werke Belgrads vorgenommen werden sollte. Und wirklich wartete man nicht einmal die Ratification des Kaisers ab, sondern räumte bereits am 4. September den Türken das Kaiserthor und die Alexander-

kaserne in Belgrad ein; worauf denn auch die Uebereinkunft über die Schleifung der Festungswerke binnen sechs Monaten abgeschlossen und sowohl von Neipperg als von Villeneufve unterzeichnet wurde. Erst nachdem dies geschehen war, nämlich am 18. September, schloß Neipperg im türkischen Lager vor Belgrad den Definitivfrieden; der mit diesem Geschäft beauftragte Bevollmächtigte des Kaisers kam zu spät. Am 22. Oktober fügte sich der Kaiser in das Unvermeidliche; er ratificirte den Frieden, dessen Dauer für sieben und zwanzig Jahre bestimmt war.

Wallis und Neipperg hatten unverantwortlich gehandelt. Sie wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und bis in's Jahr 1740 gefangen gehalten. Im Grunde waren sie, wenn gleich im hohen Grade strafbar, doch nur der Ausdruck der gänzlichen Rathlosigkeit, welche am Wiener Hofe herrschte, ein Endpunkt von bestehenden Verhältnissen, gegen welche sich kein Rekurs ergreifen ließ.

Den Kaiser traf der Schlag um so härter, je größer seine Hoffnungen gewesen waren. Jede Frucht von Eugen's Siegen über die Türken, der Zauber des Glaubens an Unüberwindlichkeit der österreichischen Waffen auch an dieser Seite war dahin. Karl VI. sah, wie der letzte schimmernde Schein seiner Autorität verschwunden war; er konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß die Mächte die Schwäche jenes Erzhauses Oesterreich durchschauten, vor welchem sie einst gezittert hatten. Nach solchen Erfahrungen stand es — bei einer durchaus unhaltbaren Kriegsmacht und bei der

Zerrüttung der Finanzen, so wie bei der Verwirrung in der Regierung, die aus dem Mangel an einem Prinzip und an einer durchgreifenden Energie eines überwältigenden Geistes bei hundertfältigen, kleinlichen, sich kreuzenden Privatintereſſen entſprang, — ſtand es ſo zu ſagen jedem nächſten Angriff eines Mächtigen hülflos preisgegeben da. Nicht zu verkennen, nicht wegzuläugnen war noch dazu der bedeutende Einfluß, welchen die franzöſiſche Diplomatie ſeit den letzten Ereigniſſen in der Türkei gewonnen hatte. Welche Ausſicht in die Zukunft! Was nützten nun alle jene zahlloſen Opfer, die Karl VI. dem leitenden Gedanken ſeines Lebens, der pragmatiſchen Sanktion gebracht? Selbſt der Gemahl Marien Thereſiens! der Enkel des Helden Karl von Lothringen hatte es für paſſend gehalten, als „Volontär“ jenen Türkenkrieg mitzumachen, und wie ſchön hätte ſeinen angenehmen Zügen der Lorbeer geſtanden! Er war nur nicht der Mann, den Griff darnach durch Noth und Tod zu thun. Er war in der That durch das geiſttödtende Ceremoniel des Wiener Hofes allzufrüh verwöhnt, als daß ſeine Perſönlichkeit ſich aus den Normen loszuringen vermocht hätte, welche jedes entſchiedene Hervortreten, jede ſelbſtſtändige Richtung einer Perſönlichkeit verboten. So achtbar Franz Stephan's Charakter in ſittlicher Beziehung war, und ſo wenig ſich gar manche Anlagen, welche den Privatmann zieren, bei ihm verkennen ließen, — ſein Mangel an Energie war nicht weniger deutlich als entmuthigend in Bezug auf die Verhältniſſe, in die er nach dem Tode

des Kaiſers eintreten ſollte. Ueberdieß hatte ſich nicht blos die öffentliche Meinung von ihm abgewandt, ſondern auch bei Hof war ſeine Stellung eine ſehr ungünſtige geworden. Der hohe Adel betrachtete ihn als einen Fremdling. So Manche, welche ſich bei dem beſtehenden Zuſtand, da dem Egoismus, der Kabale und Intrigue jedes Einzelnen der größte Spielraum gegeben war, ſehr wohl befanden, ſahen nicht ohne Mißvergnügen und Beſorgniß, wie die junge Erzherzogin immermehr ihre eigene, dieſe und jene Partikularintereſſen durchkreuzende Politik zu verfolgen begann. Man ließ es an Gegenminen nicht fehlen. Man ſprach am Ende ſogar davon, daß der Kaiſer die Abſicht habe, in ſeinem letzten Willen zu Gunſten ſeiner zweiten Tochter Maria Anna einige wichtige Aenderungen in der pragmatiſchen Sanktion vorzunehmen. Und allerdings zeigte ſich ſpäterhin bei Eröffnung des Teſtaments, daß er ſeiner Gemahlin die Freiheit gelaſſen, die Mitregierung zu führen. Allerdings ſtand auch die früher erzählte Reiſe Franz Stephans und Marien Thereſiens nach Toskana mit der veränderten Stimmung am Hofe gegen Jenen im Zuſammenhange.

Karls VI. Tod.

Karl VI. überlebte jene Enttäuschung nicht lange. Er litt öfters an Anfällen von Fußgicht, ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachzugehen. Der Hof zog zu dem Ende auf die zahlreichen kaiserlichen Lustschlösser, von denen Karl VI. Laxenburg, wo das Hauptvergnügen in der Reiherbaize bestand, Ebersdorf und Halbthurn in Ungarn, wegen der dortigen bedeutenden Wildbahn, besonders gern besuchte. So hatte er auch im Oktober 1740 seinen Aufenthalt in Halbthurn genommen, als er nach einer Jagdparthie am 11. Oktober plötzlich erkrankte und zwar unter so bedenklichen Anzeichen, daß er sich alsbald nach dem in der Wiener Vorstadt Wieden belegenen Lustschlosse, der Favorita (dem heutigen Theresianum), bringen ließ, welches der Hof in der Regel vom Anfange des Juli bis zum Herbst zu bewohnen pflegte und wo sich der Kaiser sonst mit Scheibenschießen unterhielt. Rasch verschlimmerte sich seine Krankheit, so daß die Aerzte schon am 18. Oktober an seinem Aufkommen zweifelten, und daß er sich an demselben Tage von dem päpstlichen Nuntius das Abendmal reichen ließ; in der Nacht auf den 19. erhielt er durch den Burgpfarrer die letzte Oelung. Die Kaiserin verließ sein Lager in keiner Stunde des Tages und der Nacht, und widmete ihm die treueste Sorgfalt; seine Tochter Maria Theresia dagegen, welche sich abermals in guter Hoffnung befand, und selbst das Bett hüten mußte,

ſah ihn nicht. Auch jetzt, da er die Nähe ſeines Endes fühlte, waren ſeine Gedanken wieder bei ihr. Nachdem er die letzte Oelung empfangen, ließ er ſeine zweite Tochter Maria Anna, ſeinen Schwiegerſohn, den Großherzog von Toskana, und deſſen Bruder, den Herzog von Lothringen, vor ſein Bett kommen, gab ihnen ſeinen Segen und wendete ſich dann nach dem Krankenzimmer Marien Thereſiens hin, um auch ſie, die er nicht mehr ſehen konnte, in der vollen Inbrunſt des brechenden Vaterherzens zu ſegnen. Mit welcher Faſſung er ſeiner Auflöſung entgegen ſah, bezeugte die Antwort, welche er den um den Sitz ſeines Uebels ſtreitenden Aerzten gab: „Wartet es doch nur ab, öffnet mich nach meinem Tode und ſeht nach", bezeugte drei Tage vor ſeinem Tode die Unterredung mit dem alten Feldmarſchall Palffy, den er zum Palatinus von Ungarn ernannte und bat, dem Hauſe Oeſterreich mit gleicher Treue wie bisher zu dienen, bezeugten die ernſten Ermahnungen an ſeine Miniſter und die Anordnungen, welche er am Tage vor ſeinem Tode in Bezug auf die Behandlung ſeiner Leiche traf. In der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober ſank ſeine treue Pflegerin, die Kaiſerin, in Ohnmacht und mußte weggebracht werden; doch kaum hatte ſie ſich etwas erholt, als ſie wieder zu dem Kaiſer eilte, der, als er ſie kommen ſah, noch im Sterben von ihrer Treue gerührt, die Worte ſprach: „Ach, Ew. Liebden verlaſſen mich doch nicht!" Er verſchied zwiſchen 1 und 2 Uhr in der Nacht; die Kaiſerin drückte ihm die Augen zu und küßte ihm, vor dem Bette knieend, die kalten Hände.

Einen Blick noch auf das Leichengepränge des Monarchen, der im Leben der Etikette so ſtreng gehuldiget!

Die Ritterſtube in der Kaiſerburg iſt ſchwarz ausgeſchlagen. Unter einem ſchwarzſammetenen Baldachin ſteht das koſtbar gezierte Trauerbette, zu dem drei Stufen hinanführen; um daſſelbe brennen weiße Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern. Da liegt nun die balſamirte Leiche des Kaiſers, im ſchwarzen ſpaniſchen Mantelkleide, die mächtige Perücke und den aufgekrempten Hut auf dem Haupt, den Degen an der Seite; zu den Füßen erhebt ſich ein ſilbernes Kruzifix. Da liegen auf goldenen Kiſſen die Zeichen der Macht, die er auf Erden bekleidet, die Kaiſerkrone mit Scepter und Reichsapfel, die ſpaniſche Krone mit dem goldenen Vließ, die Kronen von Ungarn und Böhmen, der Erzherzogshut von Oeſterreich. Und was enthält jener umflorte Becher zur Seite? Das Herz des Todten, das ſo lange in Sorgen geſchlagen, und die Zunge, die ſo manches Gebet um einen männlichen Erben geſprochen. Und jener Keſſel, umflort wie der Becher? Die Augen, das Hirn, die Eingeweide des Monarchen. So will es die Etikette, die ihr Recht auch noch auf die Leichen der Fürſten erſtreckt; eine grauenhafte Ehrfurcht für Erhaltung jedes geſonderten Theils, der dem Leben ſo gedient, wie jedes Einzelleben ja doch auch nur im großen Ganzen ſeine Funktion verrichtet! Eine erſchütternde Ironie liegt in dieſem Privilegium für die Todten ausgedrückt; — wer ſie beachten möchte! Wie den lebenden Kaiſer, ſo umgeben auch noch die regungsloſe Geſtalt

Kammerherren und Kammerdiener; wie der Lebende wird sie von Hartschieren und Trabanten bewacht, während die Mönche der Hofkirche, unbeschuhte Augustiner, für das Heil der Seele beten, die vor dem König der Könige steht.

Am 24. Oktober wurde, der Observanz zu Folge, zuerst jener Becher mit dem Herzen und der Zunge des Fürsten in der Lorettokapelle der Augustiner-Hofkirche, dann der Kessel mit Hirn, Augen und Eingeweide unter den gewöhnlichen Ceremonien im St. Stephansdom beigesetzt. Um sieben Uhr des Abends verkündete das Geläute aller Glocken, daß die Leiche zu ihrer Ruhestätte in der Gruft der Habsburger getragen werden sollte. Diese befindet sich in dem Kapuzinerkloster, welches Kaiser Mathias gestiftet und wozu Kaiser Ferdinand II. am 8. September 1622 den Grund gelegt. Dort erwarteten den letzten Fürsten vom Mannsstamm der Habsburger bereits die Leichen von 36 Mitgliedern seines Hauses und das Herz der Kaiserin Claudia Felicitas, zweiter Gemahlin Leopolds I., deren Körper bei den Dominikanern bestattet worden. Zwölf Kammerherren erhoben nun den kupfernen Sarg, in welchem sich der innen mit rothem, außen mit schwarzem Sammet ausgeschlagene hölzerne befand, worin die Leiche lag, das Haupt auf einem mit Gold verbrämten Kissen, — und trugen ihn in die Augustinerkirche. Dort wurde der hölzerne Sarg aus dem kupfernen genommen und auf eine Bahre gestellt, welche nunmehr 24 Kammerherrn anfaßten, um ihn zur letzten Ruhestätte zu tragen. Der Leichenzug ordnete sich in folgender Weise.

Es eröffneten ihn die Spitäler und die ganze Clerisei der Residenz, die Beamten der Kanzeleien und die Hofoffizianten. Dann schritten zwölf infulirte Prälaten einher, begleitet von dem Chor aller Sänger und Musiker. Hieran reihten sich die Kammerdiener, Kammerherren, Hofräthe und andere Räthe, so wie alle zum Hofmarschallstab gehörigen Personen; Hofmarschall, Oberstallmeister, Oberstjägermeister u. s. w. ohne Trauermäntel. Hierauf folgten abermals zwölf infulirte Prälaten, und hinter ihnen schritten sämmtliche in Wien anwesende Ritter des goldenen Vließes, worunter auch Prinz Karl von Lothringen. Nun kam, von vier Bischöfen begleitet, der Kardinal-Erzbischof von Wien, welcher der Leiche unmittelbar voranschritt. Unmittelbar hinter derselben ging der Premier-Minister, Graf Gundaker von Stahrenberg, an welchen sich der Großherzog Franz Stephan von Toskana anschloß. Diesen begleiteten der Hofkanzler Graf Sinzendorf und der Obersthofmeister Graf Königseck, hinter ihnen ging der Hofzwerg, Baron Klein. Nun erst folgten die Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Magdalena mit sämmtlichen Damen. Die Gassen, durch welche der Zug kam, so wie der Platz vor dem Kapuzinerkloster waren durch Fackeln erhellt und mit Soldaten besetzt, welche das Gewehr verkehrt hielten; die Trommeln waren mit Flören überzogen. Als der Sarg vor der Thüre der Kapuzinerkirche ankam, war dieselbe — dem herkömmlichen Ceremoniel gemäß — geschlossen und es erscholl die Frage wer vor derselben harre? „Es ist", lautete die Antwort,

„Kaiſer Karl VI., welcher ſich in dieſer Kirche ſeine Ruheſtätte erwählt hat". Da öffnete ſich die Kirche und acht Guardiane der in geringerer und weiterer Entfernung um Wien liegenden Kapuzinerklöſter, zu jener Trauerceremonie nach der Reſidenz berufen, ſtanden auf der Schwelle, um den Sarg zu übernehmen. Fackelſchein füllte jetzt die Kirche; der Sarg wurde hineingetragen und auf einen erhöhten Ort geſtellt. Der Erzbiſchof ſegnete die irdiſchen Reſte des Monarchen ein, und die Pſalmengeſänge erſchollen. Dann trugen die ernſten Mönche in ihren braunen Ordensgewändern beim Fackelſchein den offenen Sarg in die Fürſtengruft hinab und ſtellten ihn neben den Joſephs I., mit dem Haupt nach dem Altare zu.

Keine Siegesbanner wehten über der kaiſerlichen Leiche. Statt erhebender Gedanken an den ewig öſterlichen Sieg des Lebens über den Tod durch die Idee, konnte an dieſem Sarge nur der Gedanke ſich geltend machen, wie eitel alle irdiſche Größe! Was war von dem Monarchen, dem die Erhaltung der Form das Höchſte geweſen, jetzt vorhanden, als die ſtarre Form, vor der ſich einſt Tauſende wie vor einem Weſen höherer Art gebeugt, — der Körper, nun nicht mehr als das Mantelkleid, der Hut und die Perücke! Was hatte Karl VI. als Summe ſeines Lebens hinterlaſſen — der Geſchichte und ſeinen Erben? Der Geſchichte nichts; ſeiner Tochter ſtatt geförderter Volksentwickelung, ſtatt einer moraliſchen Macht, ſtatt einer phyſiſchen, ſtatt Goldes und Eiſens, — nur eine Hoffnung, nicht haltbarer als ein Luftgebild,

eine Urkunde, wie jedes andere Papier oder Pergament, — die pragmatiſche Sanktion.

Einen Blick jetzt auf den Inhalt und die Geſchichte derſelben!

Die pragmatiſche Sanktion.

Schon im fünften Jahre hatte Kaiſer Karl VI. in glücklicher, aber kinderloſer Ehe gelebt, als ihn der Gedanke an die künftige Erbfolge ſeiner Erblande mit den größten Beſorgniſſen erfüllte. — Es war ſeine Pflicht, dieſelbe durch eine neue Hausordnung feſtzuſtellen.

Das nächſte, in dieſer Beziehung wichtige Hausgeſetz, welches vorlag, zählte vom Jahre 1703 (12. September) und war von Karls VI. Vater, dem Kaiſer Leopold I., bei der Gelegenheit aufgerichtet worden, da der Letztere ſowohl als auch ſein Sohn, der damalige römiſche König Joſeph, ihr Recht an die ſpaniſche Krone eben dem Erzherzog Karl abtraten, alſo noch vor der Reiſe deſſelben nach Spanien. Es beruhte wieder auf den Grundſätzen früherer Hausordnungen, namentlich einer von Karl V. (1522), worin der Grundſatz aufgeſtellt war, daß unter den Herzogen (von Oeſterreich) der Aelteſte die Herrſchaft der Lande haben ſollte und nach ihm ſein älteſter Sohn erblich, doch ſo, daß ſie nicht vom Stamme des Geblüts komme und das

Herzogthum nie getheilt werde; aber wenn dieſe Fürſten ohne Erbſohn ſtürben, ſollten das Herzogthum und die Lande an die älteſte hinterlaſſene Tochter kommen. Hieran reihte ſich dann das Teſtament Kaiſer Ferdinands II. vom 10. Mai 1621, beſtätigt durch die Codicille vom 8. Aug. 1635; kraft deſſen wurde „die Ordnung der Succeſſion unter denen Erzherzogen, ſeinen Söhnen und Kindern männlichen Geſchlechts, auf Art eines beſtändigen Fideikommiſſes, welches ſonſt gemeiniglich Majorat genennet wird, regulirt" und befohlen, „daß die Töchter der Erbſchaft ſich begeben und ſich mit ihrem Heirathsgut begnügen laſſen ſollten, doch allezeit und überall vorbehältlich ihres Rückfall-Rechtes". — Um nun wieder auf die vom Kaiſer Leopold aufgerichtete Hausordnung von 1703 zurück zu kommen, ſo waren die Grundprinzipien derſelben folgende. Das Recht der Erſtgeburt ſtand mit der Untheilbarkeit der Erblande oben an; männliche Erben ſollten die weiblichen ausſchließen, und von den männlichen wieder der erſtgeborne Sohn ſeine nach ihm gebornen Brüder, erſterer als im ungetheilten Beſitze ſämmtlicher Erblande; nach Ausgang des Mannsſtammes ſollten zuerſt die Töchter des damals regierenden Kaiſers Leopold, dann die ſeines erſtgebornen Sohnes Joſeph und hierauf erſt die Töchter ſeines zweiten Sohnes Karl erbfolgen.

Dieſe Hausordnung Leopolds I. legte nun Karl VI. ſeiner neuen zu Grunde, nämlich in Bezug auf die Succeſſionsberechtigung der weiblichen Nachkommenſchaft im All-

gemeinen; im Besonderen jedoch stürzte er jene Hausordnung seines Vaters geradezu um. Eigentlich verfuhr er hierbei insofern konsequent, als er die Regeln, welche für die männliche Erbfolge galten, auf die weibliche übertrug. Die Töchter des letzten Besitzers sollten nämlich den Vorrang in der Erbfolge vor jenen des vorletzten und drittletzten erhalten, gerade so wie es in Bezug auf Söhne als Norm galt. Rechtsbegriff und Billigkeit redeten für diese Anordnung, deren Prinzip auch schon in dem Privilegium Barbarossa's von 1156 für die babenbergischen Herzoge Oesterreichs enthalten war (es sprach die weibliche Nachfolge beim Mangel männlicher Erben ausschließlich den Töchtern des letzten Besitzers zu). Aber auf der anderen Seite ließ sich nicht verkennen, wie große Schwierigkeiten sich dagegen von denjenigen Prinzen auswärtiger Häuser erheben würden, welche durch Verheirathung mit den Töchtern der vorigen Herrscher Erbansprüche auf den Besitz der Erblande begründen zu können glaubten, und zwar gerade weil sie sich auf die Leopoldinische Hausordnung berufen konnten. Gegen eine rechtskräftige Erhebung solcher Ansprüche sich von vorne herein zu wahren, mußte nun Karl VI. allerdings bedacht sein und war es auch, wie man gleich sehen wird.

Es war am 19. April 1713 des Morgens um 10 Uhr, als Karl VI. vor allen in Wien anwesenden geheimen Räthen, die er auf diesen Tag und diese Stunde in die Geheime-Raths-Stube beschieden hatte, unter dem Baldachin

ſaß, um ihnen ſeine Willensmeinung in Betreff des neuen Hausgeſetzes zu eröffnen. Man bemerke wohl, daß es eben die geheimen Räthe (Perſonen vom hohen Adel Oeſterreichs, Böhmens, Ungarns u. ſ. w.) und nicht die Stände waren, mit denen er ſich deßhalb benahm. Prinz Eugen ſtand an der Spitze, an ihn reihten ſich die Fürſten von Trautſohn und Schwarzenberg, die Grafen von Traun, Thurn, Dietrichſtein, Seilern, Stahrenberg, Martiniz, Herberſtein, Schlick, Schönborn, Sinzendorf, Paar, Palfy, Illeshazy, Khevenhüller, Gallas und Korius und der Marcheſe Romero; Georg Friedrich von Schickh, niederöſterreichiſcher geheimer Sekretär und Referendarius, war als vom Kaiſer ernannter Notar zugegen und protokollirte. Als die Verſammlung vollzählig war, ließ Karl VI. derſelben die Erbfolgeordnung ſeines Vaters durch den Grafen von Seilern verleſen und eröffnete hierauf die bereits angeführten Beſtimmungen, nach welchen die Ordnung der weiblichen Erbfolge, ſeiner Abſicht gemäß, abgeändert werden ſollte. Somit war dieſe Sache auf abſolutem Wege, durch Eröffnung der Willensmeinung und Befehl ſie zu befolgen, in Bezug auf das Land ſelbſt abgemacht.

Was nun die weiblichen Verwandten des Kaiſers, ſeine beiden Nichten, die Töchter Joſephs I., betraf, ſo mußten dieſe vor ihrer Vermählung das neue Hausgeſetz für ſich, ihre Gatten und ihre Nachkommenſchaft feierlich anerkennen. Dieß war ſowohl 1719 bei der Erzherzogin Maria Joſepha der Fall, welche den Kurprinzen von Sachſen, ſpäteren

König August III. von Polen heirathete, als auch 1722 bei der Erzherzogin Maria Amalia als Braut des bayerischen Kurprinzen Karl Albrecht (späteren Kaisers Karl VII.). Beide mußten nicht blos auf alle Erbansprüche eidlich verzichten, sondern auch noch schwören, sich von diesem Eide nie und durch Niemand, selbst durch den Papst nicht, entbinden zu lassen, — eine Vorsicht, welche zeigte, wie groß die Besorgniß des Kaisers vor künftigen Wechselfällen war. Man erinnere sich hiebei, daß er 1716 seinen männlichen Erben so schnell verloren hatte, und daß ihm 1717 Maria Theresia, 1718 Maria Anna geboren worden waren.

Aus dem Zunehmen dieser Besorgniß, welche seine Seele ganz und gar erfüllte, muß man sich auch den Entschluß erklären, der allmälig in ihm reifte, seiner Hausordnung eine Garantie zu verschaffen, und zwar zunächst durch die Länder selbst, in welchen er seiner ältesten Tochter die Erbfolge gesichert zu wissen wünschte. Nun erschien ihm die Wichtigkeit der Landstände, auf deren Rath und Zusammenstimmung er von Anfang gar keine Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt hatte, wie sie ja überhaupt damals bei der immer schrofferen Ausbildung des Absolutismus rechtlich als gar nicht, sondern faktisch nur insofern als vorhanden betrachtet wurden, als ihre Anwesenheit etwa zur Vervollständigung und Verherrlichung von Hoffeierlichkeiten und dergl. nöthig war.

Die geringste Schwierigkeit war hiebei von Seiten der-

jenigen Länder zu erwarten, welche, nach dem Vorgange des Erzherzogthums Oeſterreich, dem Erzhauſe ohnehin durch Erbfolge angehörten. Die Anerkennung der öſterreichiſchen Landſtände erfolgte ſchon im April 1720 zu Wien, die der ſchleſiſchen im Oktober deſſelben Jahres zu Breslau. Ein Anderes war der Fall in denjenigen Reichen und Provinzen, wo entweder, wie in Ungarn und Böhmen, die Verfaſſung auf die Form der Wahl geſchichtlich zurückführte, oder wo die Anerkennung und Huldigung an das Prinzip des Vertrags (abhängig von der Aufrechthaltung von Provinzial- und Localprivilegien) gebunden war, wie in den Niederlanden. Gleichwohl fand auch in dieſen Reichen und Provinzen die Anerkennung der neuen Hausordnung keinen Widerſpruch, ſie erfolgte in Ungarn und Siebenbürgen 1722, in Böhmen 1723, in den Niederlanden 1724. Eine weitere, wenn gleich unausgeſprochene, doch ganz richtige Folge dieſer Anerkennung der Erbfölgeordnung in den Wahlreichen war nichts Geringeres als das Aufgeben der alten Form und Grundnorm, die Feſtſetzung der Erbherrſchaft ſtatt der Wahlherrſchaft.

Karl VI. ging, ſo wie er einmal ſich von der Wichtigkeit einer Garantie für ſein Werk überzeugt, bedächtig Schritt für Schritt vorwärts. Zuerſt alſo die Anerkennung von Seiten der Stände der einzelnen Länder, dann die feierliche Anerkennung durch alle zuſammen, als Theile eines einzigen untheilbaren Ganzen. Von dieſem Geſichtspunkt aus, alſo, daß er die Unzertrennlichkeit ſeiner ſeit langer Zeit erblich

oder gewohnheitlich bei Habsburg gebliebenen Lande als eigene selbstständige Staatsmacht betrachtete, muß die Bedeutung seines Schrittes aufgefaßt werden, wenn er im Jahre 1724 sämmtlichen nach Wien berufenen Vertretern der einzelnen Theile der unter Habsburgs Scepter stehenden Länder dieselbe Hausordnung, welche er früherhin jedem einzelnen blos zur Bewilligung und Gewährleistung übergeben hatte, nun als ein aus seiner Machtvollkommenheit als absoluter Herr entflossenes unwiderrufliches Staatsgrundgesetz verkündigte, als „pragmatische Sanktion." Das Verhältniß des Regierenden zu den Regierten hatte sich dadurch mit einem male ganz anders gestaltet. Wo das Land bis jetzt in der Erfüllung einer Pflicht gegen die Dynastie zugleich sein eigenes Recht geübt, hatte es nunmehr blos eine Pflicht zu erfüllen. Von Seiten Karls VI. war dies blos eine Konsequenz seiner ursprünglichen Ansicht und Handlungsweise vom Jahr 1713.

Als Karl VI. seiner Sache in Bezug auf seine Länder gewiß war, wurde seine Besorgniß nur noch größer, ob sein Hausgesetz auch von den Mächten Europa's keinen Widerspruch erleiden möchte; — eine Furcht, die bei den damals vorherrschenden Verhältnissen der Höfe und dem Prinzip: „Gewalt heißt Recht" nicht unbegründet war. Die Immoralität der Politik war für den Kaiser, der selbst nicht wenig darunter leiden mußte, und sich selbst am Ende davon nicht ganz frei erhalten konnte, kein Geheimniß. Und dennoch

vertraute er feſt darauf, daß die Höfe in dieſem beſonderen Falle eine Ausnahme machen und ſich durch die Heiligkeit eines gegebenen Wortes gebunden fühlen würden! Er bedachte nicht, daß er, indem er ſeine große Beſorgniß an den Tag legte, zugleich auch ſeine Schwäche verrieth und dadurch den Egoismus eben nur noch mehr reizte, ſtatt ihn zu dämpfen.

Zuerſt anerkannte Spanien die pragmatiſche Sanktion und übernahm die Gewährleiſtung derſelben durch den 12. Artikel des Wiener Friedens vom 30. April 1725. Durch den Traktat vom 1. September des folgenden Jahres traten der Kurfürſt Karl Albrecht von Bayern und ſein Bruder, der Kurfürſt Clemens Auguſt von Köln, jener Vereinbarung mit Spanien bei. Am 6. Auguſt 1726 übernahm auch die Kaiſerin Katharina von Rußland die Gewährleiſtung; am 20. Oktober deſſelben Jahres König Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch den Traktat von Wuſterhauſen, wie zwei Jahre ſpäter (am 23. Dezember 1728) abermals, durch den geheimen Vertrag von Berlin. Am 16. März 1731 unterzeichnete der engliſche Miniſter Robinſon in Wien die Gewährleiſtung von Seiten Großbritanniens.

Große Weitläuftigkeiten fand ſie bei dem deutſchen Reich, ſowohl wegen des complicirten Geſchäftsganges, der dem Beſchluſſe voranging, als auch deßhalb, weil Kurſachſen und Bayern ſo wie Kurpfalz, beide Letztere durch das Geſamtintereſſe der Dynaſtie Wittelsbach verbunden, Bedenklichkeiten erhoben und entgegenarbeiteten. Anderſeits bewies man

ihnen, daß in Angelegenheit der Garantie die Stimmen-**Mehrheit** der Stände auf dem Reichstage zur Abfassung eines allgemeingültigen Reichsschlusses statthaft und hinreichend sei; demgemäß erfolgten unterm 11. Januar 1732 das Reichsgutachten, welches die Gewährleistung des Reiches für die pragmatische Sanktion bewilligte und sodann durch ein kaiserliches Kommissionsdekret ratificirt wurde. Dagegen schlossen nun Bayern und Kursachsen unterm 9. Juli zu Dresden ein Bündniß zum wechselseitigen Schutz für drei Jahre, — ein bedenkliches Anzeichen ihrer Gesinnungen in Beziehung auf die Anerkennung der österreichischen Erbfolge. Der Tod Augusts II. von Polen (1. Febr. 1733) änderte plötzlich das ganze Verhältniß; da sich der Kurfürst von Sachsen dem Kaiser zuwandte, um dessen Beistand zur Erlangung der polnischen Krone zu erhalten, so ließ der Kaiser die Gelegenheit nicht unbenützt, um durch seine Partheinahme für Kursachsen die Gewährleistung durch dasselbe zu erlangen. Obwohl nun der Kurfürst von Sachsen, nachdem ihm die polnische Krone gesichert worden, auch die Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern zu vermitteln suchte, so war er doch gegen den Ersteren keineswegs aufrichtig und ließ den Letzteren errathen, wie manche „Milderung" mit der von Kursachsen übernommenen Garantie noch vorgenommen werden könnte. Karl Albrecht dagegen verhehlte seine Absichten dem Kaiser nicht; als ihn Dieser an die Verzichtleistung der Kurfürstin, an den 12. Artikel des Wiener Vertrages von 1725, dem

er am 1. September beigetreten, erinnerte, bemerkte Karl Albrecht ausdrücklich: „er habe zwar die Erbfolgeordnung in Anſehung ſeiner Gemahlin Maria Amalia angenommen, aber damit keineswegs ſeinen Nachkommen ein Recht rauben können oder wollen, welches ihnen durch das Teſtament Kaiſer Ferdinands I. (vom 1. Juni 1543) zugeſichert worden; ſeine Gemahlin habe ſich zwar als Erzherzogin von Oeſterreich ihres Rechtes begeben, nicht aber das Anrecht des Hauſes Bayern vergeben können und wollen." Das genannte Teſtament Ferdinands I. enthielt nach der bayeriſchen Abſchrift die Stelle: „Mit dieſer angehefften Erklärung, die wir hiermit thun, daß in ſolchem Falle (wenn alle unſere geliebte Söhne ohne männliche Leibes-Erben abgingen) bemeldete beede Unſere Königreiche Hungarn und Böheim ſammt ihren anhängenden Landen an Unſere älteſte Tochter, ſo zu derſelben Zeit im Leben ſeyn wirdet, erben und fallen ſoll." In der Originalurkunde aber, welche ſich zu Wien befand, hieß es ſtatt „männliche" Erben — „eheliche Erben", — allerdings ein großer Unterſchied, der ſpäterhin zu ernſten Erörterungen führte.

Bald nachdem das deutſche Reich die Garantie der pragmatiſchen Sanktion übernommen hatte, thaten dieß auch die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande (in dem Traktat vom 20. Februar 1732), jedoch nicht ohne den geheimen Artikel beizufügen für den Fall, daß die Erbtochter des Kaiſers ſich an einen Prinzen vermählen würde, der ſo

mächtig wäre, daß die Vereinigung ſeiner Hausmacht mit der öſterreichiſchen Beſorgniſſe für die Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts erregen könnte; in dieſem Falle ſollte es einem ſolchen Prinzen freiſtehen, — ſeine eigene Hausmacht an ſeine nächſten Agnaten abzutreten oder auf die Garantie zu verzichten, Letzteres natürlich in Verbindung damit, daß dann auch die Generalſtaaten (ſo wie England) der von ihnen übernommenen Gewährleiſtung entbunden ſeien. — Am 27. Mai deſſelben Jahres gelang es dem Kaiſer, auch von Dänemark die Uebernahme der Garantie zu erlangen. Frankreich zögerte mit derſelben bis zum Abſchluß des Definitivfriedens von 1738, in welchem der Kaiſer Lothringen an Frankreich übergab; der König Karl von beiden Sicilien trat dieſer Beſtimmung dann gleichfalls bei. Wahrlich: das letzte Opfer, welches Karl VI. ſeiner Dynaſtie brachte, die Abtretung Lothringen's mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieſes dem Reichsverbande entriſſene Reichsland nach dem Ableben Staniſlaus Leszinsky's für ewige Zeiten der Krone Frankreichs einverleibt werden ſollte, war eines deutſchen Kaiſers unwürdig; noch mehr: es war eine Pflichtverletzung gegen das Reich. Wenn auch das Letztere ſpäter ſeine Zuſtimmung erklärte und ihn zum Abſchluß des Definitivfriedens für es ermächtigte, ſo durfte der deutſche Kaiſer in den Präliminarien nicht vorher die Verſicherung geben: „Er werde ſeine guten Dienſte beſtens anwenden, um die Zuſtimmung des Reiches zu erhalten.“

Dieſe Worte waren eine Herausforderung an die Vergeltung, und die Vergeltung beſtand darin, daß Karl VI. ſeine Kaiſerehre preisgegeben hatte — um einen Schein! Sie zeigten aber auch an, daß die ganze Reichsverfaſſung weiter nichts mehr als ein ſolcher, daß ſie nur eine Lüge war. Spreche man nicht von der Ehrwürdigkeit tauſendjährigen Beſtandes! Ehrwürdig iſt nur das Verhältniß, welches auf den ſittlichen Grundlagen des Rechtsbewußtſeins beruht und dies unter allen Umſtänden und Verhältniſſen zur Anerkennung bringt.

Es iſt nichts, was das Herz erfreuen kann, die Staatengeſchichte und die innere Geſchichte der meiſten Höfe des 18. Jahrhunderts zu durchblicken. Empört wendet ſich beim erſten Blick das ſchlichte Rechtsgefühl von dem großen Gewebe des Betrugs und der Gewalt ab, wobei uns die Geſchichte blos als eine Folge von zufälligen Ereigniſſen erſcheint, welche aus dem Egoismus der Mächtigen oder ihrer Diener hervorgegangen ſeien. Aber bei ſchärferer Betrachtung verſchwindet das Zufällige, und ſtatt deſſen ſtellt ſich der ſittliche Zuſammenhang als eine höhere Nothwendigkeit dar, welche bei jedem Akt der Willkür die Unterwürfigkeit deſſen, der ſie beging, unter die eigene That zum Vorſchein bringt. So betrachtet wird die Geſchichte das, was ſie ſein ſoll, eine Wiſſenſchaft der Freiheit, ſo gut wie die Philoſophie. Fürſten wie Völker müſſen vom Geiſte lernen, der Leben gibt; nicht von den todten Begebenheiten dürfen ſie lernen wollen; ſonſt iſt die ganze

Frucht des Lernens und Wiſſens ſtatt des Lebens der Tod, und das Leben, das auf ſolcher Grundlage fortbaut, eben ſo ein verlornes wie die dankloſe Mühe des Schriftſtellers, der weiter nichts zu thun für Pflicht hält, als die kalten und ſtarren Fakten aufzufriſchen.

Zweites Buch.

Marien Thereſiens Regierungsantritt.

Kraft der pragmatiſchen Sanktion ſollte Maria Thereſia, als Erbin Karls VI., folgende Länder beherrſchen: das Herzogthum Oeſterreich unter und ob der Ens, das Herzogthum Steyermark, das Herzogthum Kärnthen, das Herzogthum Krain mit der windiſchen Mark, Iſtrien und der Grafſchaft Görz, die gefürſtete Grafſchaft Tyrol, die vorderöſterreichiſchen Lande in Schwaben, das Herzogthum Ober- und Nieder-Schleſien und den burgundiſchen Kreis (Belgien); dann das Königreich Böhmen und die Markgrafſchaft Mähren; ferner das Königreich Ungarn (Ober-Ungarn mit der Walachei und dem Temeswarer Banat, und Nieder-Ungarn), das Fürſtenthum Siebenbürgen, das Königreich Slavonien, das Königreich Kroatien und die Hälfte von Serbien, ſowie Stücke von Dalmatien; endlich Mailand, Mantua, Parma und Piacenza, ſowie das Großherzogthum Toskana. Welcher Umfang an Ländern (9197½ Quadr.-Meilen mit 19,461,000 Seelen), und welche Ergiebigkeit des Bodens, der Induſtrie und des Handels in denſelben, die ſich wechſelſeits auf's

Nutzbarſte ergänzen konnten! Aber auch wie viele verſchiedenartige Volksindividualitäten — germaniſche, romaniſche, ſlaviſche, magyariſche, — deren Vereinigung zu einem Staatsganzen die Aufgabe war, welche eine dreiundzwanzigjährige und, wenn auch geiſtvolle, aber gleichwohl noch unerfahrene Fürſtin zu erfüllen hatte! Und nun noch in dem kritiſchen Augenblick ihre Krankheit, welche unter den obwaltenden beſondern Umſtänden das Eintreten eines ſehr ſchlimmen Falles befürchten ließ! Dann die allgemeine Rathloſigkeit der Miniſter, welche blos an Selbſterhaltung dachten! Was zu vollbringen war, mußte Maria Thereſia, welche ſich zum Glück ſchnell erholte, ſelbſt anfaſſen und durchführen. Aber unter welchem Zeichen? Es ſagt's der Wahlſpruch, den ſie annahm: „Justitia et clementia.“ Er ſteht auf ihren Münzen, er ſtand in ihrem Herzen. Wohl jedem Volk, deſſen Fürſt nach dieſem Wahlſpruch herrſcht: „Gerechtigkeit und Milde!“

Maria Thereſia erkannte den übeln Zuſtand, in welchem ſich ihre Staaten befanden, als ſie deren Herrſchaft übernahm, die Verminderung und Verwahrloſung der Kriegsmacht, die Erſchöpfung der Finanzen, das geſunkene Anſehen überhaupt, die Verwirrung in der Regierung, die ſchlimme Lage der unteren Volksklaſſen, beſonders des Bauernſtandes, welche ſich unter anderm durch energiſche Selbſthülfe zur Abſtellung des Wildſchadens unumwunden kund gab. Sie ſah, an wie vielen Orten zugleich raſch eingegriffen werden mußte, und ſie zögerte nicht, es zu thun.

Unmittelbar nach dem Tode des Kaiſers verſammelte Maria Thereſia, welche nun als Alleinherrſcherin ſämmtlicher öſterreichiſcher Länder ausgerufen wurde und den Titel „Königin in Ungarn und Böhmen“ annahm, die Miniſter und Generäle, ließ ſie zum Handkuß, beſtätigte ſie proviſoriſch in ihren Aemtern und nahm ſie für ſich in Eid und Pflicht. Die nächſte dringendſte Sorge war die Vervollſtändigung der Kriegsmacht, und gleich in der erſten Conferenz, welche des Mittags nach Karls VI. Tod ſtatt fand, wurde die Ergänzung und Rekrutirung der Regimenter beſchloſſen; ſämmtliche in Wien anweſende Officiere erhielten vom Hofkriegsrath gemeſſenen Befehl, ſich ungeſäumt nach ihren Standorten zu begeben, worauf in Folge eines erlaſſenen Circularſchreibens die Truppen der Königin von Ungarn den Eid leiſteten.

Ein wichtiger Akt, welcher hierauf ſtattfand, war die Eröffnung des kaiſerlichen Teſtaments. Man erſah hieraus, daß Karl VI. es ſeiner Gemahlin freigeſtellt hatte, die Regierung in Gemeinſchaft mit ihrer Tochter Maria Thereſia zu übernehmen. Eliſabeth Chriſtina verzichtete jedoch darauf und zog ſich mit ihrer zweiten Tochter, der Erzherzogin Maria Anna, in das Kloſter der Saleſianerinnen zurück, wo ſchon eine Kaiſerwittwe in ſtiller Abgeſchiedenheit reſidirte. Welche Abſichten dagegen Maria Thereſia ſelbſt eben in Beziehung auf eine Mitregierung hegte, ſollte ſich bald hierauf zeigen, ſo wie nur die allererſten und dringendſten Maßregeln getroffen und die deutſchen, ſo wie auswärtigen

Fürſten von ihrer Thronbeſteigung in Kenntniß geſetzt waren. Ungeſäumt wurden denn nach allen Seiten hin, an die Kurfürſten und Fürſten des Reichs wie an die auswärtigen Höfe, Eilboten abgefertigt, mit der offiziellen Nachricht vom Ableben des Kaiſers und mit Erinnerungen an die Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion für die Garanten derſelben, — in die verſchiedenen Erbſtaaten mit Dekreten, welche die Vorſorge Marien Thereſiens für die Intereſſen des Volkes und ihre Energie bekundeten. Bei der damaligen Theurung öffnete ſie ihre Kornböden zum gemeinen Beſten und befahl den geiſtlichen und weltlichen Ständen, ein Gleiches zu thun, und das aufbewahrte Getraide um billigen Preis zu verkaufen; außerdem beſchränkte ſie die Abgaben auf Wein und Lebensmittel. In Oeſterreich hatten ſich die Bauern nach dem Tode des Kaiſers in Verzweiflung zur Vertilgung des Wildes zuſammengerottet, und ſelbſt den gegen ſie ausgeſchickten Truppen Widerſtand entgegengeſtellt; Maria Thereſia ließ nun eine große Menge Wild fällen und das Fleiſch für einen äußerſt niedrigen Preis, das Pfund zu drei Kreuzer, an die armen Leute verkaufen. Noch bedenklicher als in Oeſterreich war im vorigen Jahr die Auflehnung des Landvolks in Steyermark geweſen und nur der militäriſchen Uebermacht war es gelungen, ſie zu dämpfen, worauf die Anführer zum Tode verurtheilt worden waren. Maria Thereſia begnadigte ſie, wenn gleich nicht unbedingt; ſie mußten noch vier Wochen lang mit Eiſen an den Füßen und zwei Hirſchge-

weihen auf dem Rücken in Grätz die Gassen kehren. Die Untersuchungen gegen Seckendorf, Wallis und Neipperg wurden (durch hofkriegsräthliche Rescripte vom 6. November 1740) aufgehoben, die drei Generäle sogleich ihrer Haft entlassen und in ihre früheren Würden und Titel wieder eingesetzt; eine Maßregel, welche deßhalb politisch war, weil sie Marien Theresien in den Reihen des hohen Adels manchen Freund gewann.

Eine andere Sorge war die Ordnung der Finanzen, an welche sogleich Hand angelegt wurde. Man begann mit der Einziehung aller überflüssigen Ausgaben am Hofe. Hiermit beschäftigte sich Franz Stephan persönlich und in der That war Niemand geeigneter dazu, als dieser Fürst, der mit großer Neigung zur Sparsamkeit auch die Anlagen besaß, deren ein Finanzmann bedarf. Man erwog, welche bedeutende Ersparnisse zu Gunsten des Aerars von der enormen Summe von 9 und einer halben Million gewonnen werden könnten, die unter Karl VI. jährlich blos zur Unterhaltung von 4000 „Kameralisten" verwendet wurde! So kostete blos die kaiserliche Hofkapelle und Kammermusik jährlich an 200,000 Gulden, mancher Musiker und Sänger erhielt eine jährliche Besoldung von 4000, 5000 bis 6000 Gulden. Die kaiserlichen Maler, Bildhauer, Baukünstler, Mathematiker u. s. w. bezogen Gehalte von 2000 bis 6000 Gulden und erhielten noch besondere Bezahlung für ihre Werke. Die Pensionen nahmen gleichfalls sehr bedeutende Summen in Anspruch. Diese und noch viele andere Posten

wurden nun unter der neuen Regierung theils ganz gestrichen, theils sehr bedeutend herabgesetzt; die meisten überflüssigen Hofoffizianten wurden verabschiedet, mit anderen, die man im Dienst behielt, Kostgelder accordirt. Eine strenge Untersuchung der Rechnungen stellte die Unverschämtheit heraus, mit welcher unter der vorigen Regierung Unterschleife hatten begangen werden können. Zur Bezeichnung genügen die kleinen Züge, daß jährlich blos zum Einweichen des Brots für die Papageien des Kaisers zwei Fässer Tokaier und zum Bade derselben 15 Eimer österreichischen Weins, — für Petersilie in die Hofküche jährlich 4000 Gulden, — für den Schlaftrunk der verwittweten Kaiserin Amalie Wilhelmine täglich 12 Kannen Ungarwein, für eine Hofdame täglich 6 Kannen Ungarwein, — für fünf Kammerherrn, wenn sie mit dem Kaiser auf der Jagd waren, ein Eimer österreicher Wein auf Rechnung gesetzt waren!

Mit Recht nahm die kluge Fürstin besondere Rücksicht darauf, sich der Treue Ungarns zu versichern. Schon am zweiten Tage nach Karls VI. Ableben, am 22. October erließ sie ein Circularschreiben an sämmtliche Comitate, worin sie den Trauerfall und, mit Berufung auf die beiden ersten Artikel des ungarischen Reichstages vom J. 1723, ihren Regierungsantritt erklärte, die Stände zur Treue ermahnte, und ihrerseits gelobte, alle Rechte, Privilegien, Freiheiten und Immunitäten unwandelbar und unverbrüchlich zu erhalten und erhalten zu lassen, so wie sie ferner versprach, bei nächster Gelegenheit einen Reichstag

zu eröffnen, um deſſen Beſchleunigung in der Antwort gebeten wurde. Die Ernennung des alten und verdienſtvollen Generalfeldmarſchalls Grafen Johann Palfi von Erdöd zum kommandirenden General en chef in Ungarn, welche wenige Tage ſpäter (am 27. Oktober 1740) erfolgte, war gleichfalls eine treffliche Maßregel der Politik, um die Zuneigung der ritterlichen Nation zu gewinnen. Indem ſich Maria Thereſia hiedurch an das Nationalgefühl wandte, that ſie den erſten Schritt auf einer Bahn, welche ihre Vorgänger in allzu zuverſichtlichem Stolz ignorirt hatten.

Bayerns Anſprüche.

Der Kurfürſt Albrecht von Bayern hatte noch bei Lebzeiten des Kaiſers die Streitfrage, wem nach dem Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes deſſen Erbſtaaten zufallen ſollten, mit lebhaftem Eifer fortgeſetzt, immer mit Berufung auf den Rechtstitel jenes Teſtaments Ferdinands I.; indem er ſich als Nachkömmling deſſelben in gerader abſteigender Linie betrachtete, hatte er — durch ſeinen Geſandten, den Grafen Maximilian Emanuel von Perusa — auf die Anſicht des zu Wien befindlichen Originalteſtaments gedrungen, und zu dem Ende den Grafen von Perusa nach Wien geſchickt. Einen anderen Rechtstitel hatte Karl Albrecht

darauf begründet, daß Oesterreich vor dem Jahre 1156 ein Theil des alten großen Herzogthums Bayern gewesen sei, und nun beim Erlöschen der zweiten Dynastie (Habsburg) eben so mit Bayern wieder vereinigt werden müsse, als dies schon beim Ausgang der ersten (der Babenberger) hätte der Fall sein sollen. Die gänzliche Unhaltbarkeit dieses Anspruchs bedarf keiner Widerlegung, und eben so war die Berufung Karl Albrechts auf ein Nachfolgerecht kraft seiner Vermählung mit einer österreichischen Prinzessin, wie aus den bereits früher angegebenen Thatsachen erhellt, durchaus unstichhaltig. Was nun die Einsicht des Ferdinandeischen Testaments betraf, so wurde der plötzliche Tod Kärls VI. Veranlassung zu einer neuen Verwickelung. Denn kaum war der Kaiser erkaltet, als der Graf von Perusa eine Protestation gegen die Besitznahme Marien Theresiens einlegte, dieselbe bis zur Beendigung des Streits für nichtig erklärte und als Bevollmächtigter des Kurfürsten von Bayern sogar die sämmtlichen Chefs der österreichischen Hofstellen von jeder Verpflichtung gegen Marien Theresien abmahnte. Diese verlangte hingegen die abschriftliche Mittheilung jener Artikel des Testaments, worauf Bayern seine Ansprüche begründete, zum Behufe der Vergleichung mit dem im erzherzoglichen Archive befindlichen Original. Als dies geschehen war, wurde Perusa in die Burg beschieden, und dort in Gegenwart der sämmtlichen Gesandten der auswärtigen Höfe das Originaltestament Ferdinands I. mit der bayerischen Abschrift verglichen, wobei sich denn

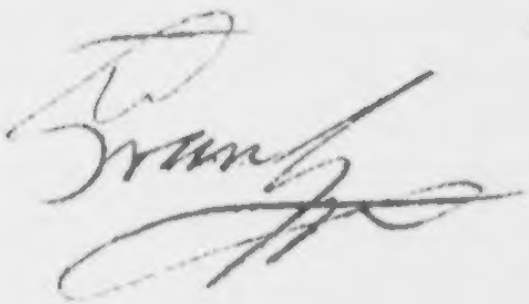
ergab, daß ſtatt der Worte: „keine männlichen Erben“, woraus Bayern ſeine Anſprüche folgern wollte, im Original: „keine eheliche Erben“ ſtand. Peruſa war damit, obgleich die Sache nun buchſtäblich klar entſchieden war, noch keineswegs zufrieden geſtellt, ſondern übergab dem Oberſthofkanzler Grafen Sinzendorf und dem öſterreichiſchen Landmarſchall eine Proteſtation in Betreff der Rechte Bayerns. Gleich darauf verließ er Wien (22. November 1740). Die Streitfrage war hiermit nicht beendigt *); vorerſt wurde ſie Gegenſtand von Staatsſchriften für und wider Karl Albrecht und Maria Thereſia, bald ſollte ſie auch noch ernſtere Verwickelungen veranlaſſen. Maria Thereſia täuſchte ſich keineswegs über die Gefahr, welche ihr von Seiten Bayerns drohte; aber im Bewußtſein ihres guten Rechts wurde ſie dadurch nicht erſchreckt. Sie beeilte ſich blos, diejenigen Maßregeln ins Leben zu rufen, durch welche ſie derſelben aufs Entſcheidendſte begegnen zu können hoffte. Sie blickte nach jenen auswärtigen Mächten, auf deren Beiſtand ſie gegen Bayern rechnen zu können glaubte. England war entſchloſſen, die pragmatiſche Sanktion aufrecht zu halten; von Holland war dasſelbe mit Grund zu erwarten; Frankreich und Sachſen gaben ermuthigende Erklärungen. Wichtiger als dieß alles war die Popularität, welche Maria Thereſia von Tag zu

*) Bayern behauptete: der Ausdruck eheliche Erben könne blos gleichbedeutend ſein mit heritiers legitimes, und darunter habe Ferdinand I. blos männliche Erben verſtehen können.

Tag in höherem Grade gewann. „Oh wäre sie nur ein Mann, mit denselben Eigenschaften, welche sie besitzt", hatte der Kanzler gleich nach Karl VI. Tod zu dem englischen Gesandten Robinson geäußert. Schon zeigte sich jetzt der männliche Geist, der sie beseelte. Ganz auf sich selbst angewiesen, — kleine Geister vergehen dabei, — für sie war die Gefahr, wie Frühlingssonnenschein, der mit einem Mal die Blüte aus der Knospe entfaltet.

Franz Stephan Mitregent.

Der nächste wichtige Schritt schien Marien Theresien: ihrem Gemahl die Mitherrschaft zu übertragen, wenigstens den Titel und die Rechte derselben, wenngleich sie selbst die Alleinherrschaft fortzuführen gesonnen, wie sie dazu vollkommen befähigt war. Sie mochte von dieser Maßregel nicht etwa einen Auskunftsweg in augenblicklicher Verlegenheit erwarten, aber ein weiter aussehender Plan lag dabei im Hintergrunde, der Wunsch, die deutsche Kaiserkrone welche seit Albrecht II. blos Habsburger getragen, ohne daß die Wahlfreiheit als reichgesetzliche Grundlage darüber erloschen, — auf dem Haupte ihres Gemahls zu erblicken; die Fortsetzung eines ähnlichen Verhältnisses für die Verjüngung Habsburgs durch Lothringen war, schon in Beziehung auf die Autorität der Dynastie und auf die



Stellung der öſterreichiſchen Erbſtaatsmacht zu den übrigen Mächten Europa's wünſchenswerth.

Aber welche Vorſicht war hiefür nothwendig, bei der theils offenkundigen, theils ſchlechtverborgenen Eiferſucht der übrigen Mächte! Maria Thereſia ſah dies wohl ein und wollte auch demgemäß handeln.

Die Mitherrſchaft Franz Stephans mit Maria Thereſia in den öſterreichiſchen Erbſtaaten ſollte die erſte Stufe zur Erreichung des Planes ſein. Die Uebertragung der Mitregentſchaft, wobei allerdings gewahrt war, „daß der pragmatiſchen Sanktion hiedurch nicht der mindeſte Abbruch geſchehen ſolle“ — Franz Stephan mußte darüber die bündigſten Reverſale ausſtellen, — wurde durch eine Urkunde vom 21. November 1740 mit landſtändiſcher Einwilligung „aus ganz freiem Willen, nicht nur für Uns, ſondern auch für Unſere ſämmtliche jetzige und künftige eheliche Leibeserben“ ausgeſprochen. Am folgenden Tage, dem 22. November, fand dann ſogleich die feierliche Huldigung der niederöſterreichiſchen Landſtände zu Wien ſtatt; Maria Thereſia nahm ſie nicht, wie ſonſt bräuchlich, zu Pferde ſitzend, ſondern — ſie war geſegneten Leibes — in der Ritterſtube der Burg, unter einem ſchwarzen Baldachin ſitzend, entgegen, und erwähnte in ſelbſtgehaltener Rede neben der Verſicherung, daß ſie die alten Privilegien erhalten wolle, auch der Mitherrſchaft ihres Gemahls. Das übliche Huldigungsgeſchenk der Stände nahm ſie, in Betracht der damals herrſchenden Noth im Lande, nicht an.

Die gleichzeitigen Berichterſtatter der Feierlichkeiten, welche damals ſtattfanden, heben den Umſtand als bemerkenswerth hervor, daß Franz Stephan „der Funktion, ohne vermerkt zu ſein, durch ein Spalier zugeſehen", und daß „kein fremder Botſchafter oder Miniſter dieſem Aktus beigewohnt; man hat es von dem päpſtlichen Nuntius geglaubt, die Urſache ſeines Nichterſcheinens aber ſollen die noch nicht erhaltenen Credentialien ſein."

Die böhmiſche Kurſtimme.

Der zweite Schritt zu dem beabſichtigten Ziele hin verfehlte geradezu die gehoffte Wirkung und brachte vielmehr eine entgegengeſetzte hervor. Nachdem Maria Thereſia ihren Gemahl zum Mitregenten ernannt hatte, übertrug ſie „für ſich und ihre Descendenten beiderlei Geſchlechts, jetzige und zukünftige", ihm auch die Ausübung der böhmiſchen Kurſtimme „auf den Wahl-, Reichs-, Deputations-, Kollegial- und anderen Tagen", — „alſo vollkommentlich, als nur immer ſothane Stimme und was der königlich böhmiſchen Kurwürde ſonſt anklebt, von Uns oder einem jeweiligen gekrönten König von Böhmen verſehen werden könnte."

Zur Rechtfertigung dieſer Maßregel, von der ſich vorausſehen ließ, daß ſie ungewöhnliches Aufſehen veranlaſſen

würde, wurden in einer offiziellen Denkschrift („politische und historische Anmerkungen") mehrfache Gründe angeführt. „Kein anderes Kurfürstenthum", hieß es, „sei der weiblichen Erbfolge fähig als Böhmen, dessen besondere Freiheiten und Rechte in der goldenen Bulle selbst und zwar namentlich in dem von der Nachfolge in die Kurfürstenthümer handelnden Titel verwahrt worden." Auch habe sich „vor und nach derselben schon dreimal der Fall der weiblichen Erbfolge ereignet, ohne daß derenthalben die dem Königreich selbst nach ausdrücklichster und zu mehrmalen wiederholter Verordnung der goldenen Bulle anklebende Kurwürde in den mindesten Zweifel gezogen, sondern dieselbe vielmehr ruhig jedesmal durch den Gemahl der Erbin des Königreiches ausgeübt worden. Diese drei angezogenen Fälle betrafen die Uebertragung Böhmens an die luxemburgische Dynastie durch die Vermählung des Königs Johann, (Sohns Kaiser Heinrichs VII.) mit Elisabeth, der Schwester des letzten Przemisliden Wenzeslav III. († 1306), dann vom luxemburgischen Hause an das habsburgische durch die Vermählung Elisabeths, der Tochter Kaiser Sigismunds mit Albrecht V. (als Kaiser Albrecht II.; † 1439), und endlich von den Jagellonen abermals an Oesterreich, durch die Vermählung Anna's, der Erbtochter Wladislav's II., († 1516) mit Ferdinand I.

Der Widerspruch, welcher sich gegen die genannte Maßregel erhob, beschränkte sich hauptsächlich darauf, daß man einer Frau nicht das Recht zugestehen wollte, die Kurwürde, welche

sie selbst nicht ausüben konnte, einem Andern zu übertragen. Und allerdings war kein Rechtsgrund vorhanden, auf welchen sie jene Handlung stützen konnte, wenn gleich die Bestimmung der goldenen Bulle, daß die Kurwürde auf dem Kurlande hafte, eben so wenig bestritten werden konnte, als die Thatsache, daß sich Maria Theresia im Besitze des Kurlandes befand. Gleichwohl fand sie den Kurfürsten von Mainz bereit, ihre Verfügung durch die That gut zu heißen. Er hatte bekanntlich, gemäß der goldnen Bulle, nach Erledigung des Kaiserthrones die übrigen Kurfürsten binnen drei Monaten zur Wahl eines neuen Kaisers zu berufen; und er machte in Beziehung auf Böhmen keine Ausnahme von der reichsgesetzlichen Berufung. Am 9. Dezember 1740 erschien der kurmainzische Gesandte Baron Erthal im Königsschlosse zu Prag und eröffnete nach herkömmlicher Weise der königlichen Statthalterei, für welche der Oberstburggraf das Wort führte, den Tod des Kaisers, sowie die Einladung zur Wahl nach Frankfurt. Maria Theresia glaubte somit für die Erhebung ihres Gemahls der böhmischen Kurstimme gewiß zu sein; auf die Stimmen von Mainz und Hannover konnte sie fest rechnen, auf die von Trier und Brandenburg hoffte sie; aber vier Stimmen waren entschieden dagegen, Kurbayern mit Kurpfalz (beide übten gemeinschaftlich in Folge geheimer Uebereinkunft von 1724 das Reichsvikariat *),

*) Der Bestimmung der goldnen Bulle zuwider, nach welcher,

Kursachsen und Kurköln, welches letztere dem Gesandten Marien Thereſiens den Bescheid ertheilte, daß der Kurfürst zwar alle Ergebenheit gegen das Erzhaus Oesterreich hege, daß man ihm aber nicht wohl zumuthen könne, zum Nachtheil seines eigenen Stammhauses Bayern den ersten Schritt zu thun. Die Uebertragung der böhmischen Kurstimme an Franz Stephan war den Gegnern der Dynastie Habsburg-Lothringen weniger ein Gegenstand der Besorgniß, als vielmehr ein willkommener Anlaß, um ihren wahren Gesinnungen unter gutem Schein des Rechtes einen offenen Ausdruck geben zu können.

Die Dynastie Wittelsbach wollte nämlich nicht blos die habsburgische Erbschaft, sondern auch die deutsche Kaiserkrone für den Kurfürsten Karl Albrecht, einen Mann, welcher weder befähigt noch würdig war, dieselbe zu tragen. Eigentlich diente er, der deutsche Reichsfürst, dabei nur der Eitelkeit von ein paar Franzosen, der Brüder Belleisle (des Marschalls und des Ritters), sowie des Herzogs von Broglio, welche in Deutschland bei der Kaiserwahl und im Kriege eine Autorität annehmen zu können hofften, welche sie am liederlichen Hofe ihres schwachgeistigen und von seinen Maitressen beherrschten Königs nie erreichen konnten. Diese drei Männer legten ein entscheidendes

---

während der Thronerledigung, in den Ländern des fränkischen Rechts der Pfalzgraf bei Rhein und in jenen des sächsischen der Herzog von Sachsen Reichsverweser sein sollte.

Gegengewicht ein wider die Ansicht und Willensmeinung des friedliebenden Ministers, des greisen Kardinals Fleury. Die alten Pläne Richelieu's tauchten nun wieder auf; die alte Zuthunlichkeit Frankreichs, die deutschen Fürsten vor dem Uebergewicht Habsburgs zu warnen, erneuerte sich. Man erinnerte von Frankreich aus die Deutschen, daß ihr Reich ein Wahlreich, — und doch sollte der Marschall Belleisle bei der Wahl eines deutschen Kaisers mitwirken! Fast noch empörender als diese Anmaßung von außen in Bezug auf deutsche Angelegenheiten — der grellste Beweis, wie durch und durch reif zum Untergang und dessen werth die Reichsverfassung bereits war! — wahrlich noch empörender war Karl Albrechts Selbsterniedrigung vor dem Ausland. Er erröthete nicht, dem Kardinal Fleury eigenhändig zu schreiben: „So ist denn der Augenblick gekommen, der über das Schicksal des treuesten Verbündeten des Königs entscheiden und den Ruhm der Regierung des Letzteren unsterblich machen muß, indem er ihm Gelegenheit gibt, die Kaiserkrone einem Fürsten zu verschaffen, der sich aus Neigung und Dankbarkeit stets bestreben wird, die Interessen des Reichs mit jenen Frankreichs zu vereinigen!" — „Der Tag meiner Erhöhung", schrieb er dem Kardinal weiter, „wird der glorreichste Ihres Ministeriums sein!" Und in einem späteren Briefe: „Der erste Schritt, den er zu thun habe, sei: sich gänzlich in die Arme des Königs von Frankreich zu werfen, den er stets als seinen einzigen Halt und Hort betrachten würde." So tief konnte ein deutscher

Fürſt ſinken, der die Kaiſerkrone aus keinem anderen Beweggrund als zur Befriedigung ſeiner Eitelkeit ſuchte, und, ſogar nicht einmal im Beſitze des nöthigen Geldes, ſich auch in dieſer letzteren Hinſicht an die Großmuth Frankreichs wegwarf! — Auch an Spanien wandte er ſich, deſſen König Philipp V. auf den Grund hin, daß er in weiblicher Linie von einer Habsburgerin (Anna, der Tochter des Kaiſers Maximilian II., Gattin Philipps II.) abſtammte, Anſprüche auf das ganze öſterreichiſche Erbe zu haben glaubte. Von immer mehreren Seiten zogen ſich Wetterwolken gegen Maria Thereſia zuſammen; aber gerade von jener Seite erwartete ſie keinen Schlag, von welcher ſie der ſchwerſte treffen ſollte.

Was die böhmiſche Kurſtimme betrifft, ſo wird man ſpäterhin ſehen, daß die Bemühungen Marien Thereſiens fruchtlos blieben.

Friedrich II. von Preußen.

Fünf Monate vor Karl VI., nämlich am 31. Mai 1740, war Friedrich Wilhelm I., König von Preußen geſtorben, und ſein Sohn Friedrich II., ein Fürſt in der Blüte der Jahre — er zählte erſt acht und zwanzig — und der Kraft, hatte den Thron beſtiegen, — unter wie bei weitem günſtigeren Verhältniſſen als Maria Thereſia!

Die Lage beider Staaten war beim Thronwechsel eben so verschieden wie die Charaktere und Höfe der beiden verstorbenen Monarchen. Karl VI. hatte einem Phantom von Repräsentation und einem Phantom von Hoffnung die beste Kraft seines Lebens und seine Autorität geopfert, — Friedrich Wilhelm I. in seiner fast puritanischen Einfachheit, in seiner hausväterlichen Sparsamkeit eine materielle Macht von Belang zusammengebracht. Karl VI. war feingebildet und begünstigte die Künste und Wissenschaften verschwenderisch; Friedrich Wilhelm haßte sie und ging überall auf's Natürliche, Praktisch-Nutzbare unmittelbar los. Es ist wahr: die Derbheit seines Wesens artete gar zu häufig in verletzende Rohheit aus und bei aller Gerechtigkeitsliebe hielt er es in seiner Soldatenliebhaberei nicht für unredlich, in aller Herren Ländern Menschen stehlen oder kaufen zu lassen. Wenn sich der Adel bei Verbrechen oder Vergehen auf besondere höhere Vorrechte berufen wollte, so gestand er ihm das eines besonderen höheren Galgens zu und befreite wenigstens vorerst das Königthum von den Eingriffen einer Mittelmacht, welche sich so häufig für dessen Stütze ausgab, um es zu beherrschen. So wie er war, in aller seiner Schroffheit und Unliebenswürdigkeit, bildete er doch ein höchst heilsames Gegengewicht gegen die ganz Deutschland überflutende und entnervende Fremdländerei, gegen die abgeschliffene, galante und geschminkte Verderbtheit, welche das gemeinsame Kennzeichen so vieler deutscher Höfe damaliger Zeit war, und je mehr er äußerem Schein abhold war, um so mehr befestigte er, ohne zu

ahnen für welchen geschichtlichen Zweck, die innerliche Stärke des jungen preußischen Staates. Man verschrie seine unfürstliche, gemeinbürgerliche Haushaltung, man machte sich lustig darüber, daß er keine unnützen Schranzen besoldete und keine Kastraten mästete. Dafür hinterließ er seinem Sohne geordnete Finanzen und einen gefüllten Schatz von 8,700,000 Thalern baar *), während Karl VI. seiner Tochter nur gänzlich zerrüttete Finanzen übergeben konnte; — man spottete über die mit schwerem Gelde erkauften Potsdamer Riesengrenadiere, welche blos zur Parade vorhanden waren; aber dabei hatte der alte Dessauer die Kriegsmacht Preußens, welche in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms 89,000 Mann zählte, trefflich in den Waffen geübt und durch eine musterhafte Subordination stark gemacht; so wartete sie gleichsam nur auf den Geist, der sie zu Siegen führte. Und dieser Geist kam. Es war Friedrich Wilhelms I. Sohn, Friedrich II., den die Tabaksgesellschaften seines Vaters abstießen, und dafür die Gesellschaft mit den ausgezeichnetesten Denkern seiner Zeit anzog, der die protestantische Strenggläubigkeit seines Vaters belächelte und doch mit diesem darin übereinstimmte, daß er auf kein Vorurtheil etwas gab. Was der große Kurfürst begonnen, was der erste König in Preußen und Friedrich Wilhelm I. fortgeführt, war Friedrich II. bestimmt zu

*) Die Einkünfte erreichten jährlich die Summe von 7,100,000 Reichsthalern.

vollenden, — die materielle Selbstständigkeit eines preußischen Staates. Schroff wie sein Vater trat er mitten in seine Zeit; er wußte, was er wagte, aber er wagte, was er mußte; ihn trieb eine geschichtliche Nothwendigkeit, wenn er auch nur dem unwiderstehlichen Drang seines Herzens nach Erwerbung von Ruhm genügen wollte. Inmitten der tausendfachen Verlogenheit, welche damals alle Grundlagen der Staaten und Völker unsicher machte, alle Begriffe verwirrte, alle Kräfte entnervte, war die einzige Auskunft und Rettung doch eigentlich blos die Wahrheit der That. Mußte sie sich auch der Gewalt bedienen, — der Erfolg rechtfertigte diese nicht, aber die Folgen machten die Motive und das Mittel vergessen. In Deutschland — verfallen und verrottet, wie es war, konnte kein andrer als ein König Ulrich Huttens: „Ich hab's gewagt" auf den Grundstein der Neuzeit schreiben; in Amerika that's ein Volk. Und wie Sickingen einst „dem Evangelium einen Durchbruch geschaffen" so sollte Friedrich II., hatte er's einmal gewagt und gewonnen, dann den Ideen zum Durchbruch helfen. Es ist wahr: er hielt sich an die geistigen Vorkämpfer in Frankreich, weil er in Deutschland hinter lauter Schulgelehrten einen freien Geist nicht entdecken konnte; er leitete den Strom, der den Augiasstall der Vorurtheile säubern sollte, aus Frankreich nach Deutschland; dafür sollte ihm Deutschland nicht danken? Man hat ihn unnational genannt, aber, wenn er gleich die Nationalität nicht im Munde hatte, wenn er gleich Deutsche gegen

Deutsche zum Kampf führte, — national wurde er durch die tief eingreifenden, durchaus umgestaltenden Folgen seines Handelns in Bezug auf die Nation.

Es war eben eine von jenen Perioden eingetreten, wo, wie ein deutscher Weiser *) sagt: „die großen Collisionen zwischen den bestehenden anerkannten Pflichten, Gesetzen und Rechten und zwischen Möglichkeiten entstehen, welche diesem System entgegengesetzt sind, es verletzen, ja seine Grundlagen und Wirklichkeit zerstören und zugleich einen Inhalt haben, der auch gut, im Großen vortheilhaft, wesentlich und nothwendig scheinen kann. Diese Möglichkeiten nun werden geschichtlich; sie schließen ein Allgemeines anderer Art in sich, als das Allgemeine, das in dem Bestehen eines Volkes oder Staates die Basis ausmacht. Dies Allgemeine ist ein Moment der producirenden Idee, ein Moment der nach sich selbst strebenden Wahrheit. Die geschichtlichen Menschen, die welthistorischen Individuen sind diejenigen, in deren Zwecken solches Allgemeine liegt. Ihre Sache war es, dies Allgemeine, die nothwendige nächste Stufe ihrer Welt zu wissen, diese sich zum Zweck zu machen und ihre Energie in dieselben zu legen." Eine solche welthistorische Individualität war Friedrich II., war Maria Theresia. Ein solcher Mann mußte mit einer solchen Frau im Kampf zusammentreffen, die Charaktere der Fürsten mußten sich

*) Hegel.

messen, damit die ihrer Völker sich aufrichten, sich fühlen lernten und zur Behauptung ihrer Individualität erstarkten, welche sie fast vergessen hatten.

Preußens Ansprüche.

Das Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich war seit den Tagen des großen Kurfürsten ein freundliches gewesen, wenngleich Preußen dabei eine mehr untergeordnete Stellung einnahm, wie sie anfänglich aus der des Reichsfürsten zum Reichsoberhaupt hervorging; denn als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Einwilligung des Kaisers Leopold I. zur Annahme des Königstitels nachsuchte, mußte er die Erfüllung seines Lieblingswunsches durch Bedingungen erkaufen, welche jene untergeordnete Stellung noch mehr befestigten, so unter Anderm durch das Versprechen: in allen Reichsangelegenheiten der kaiserlichen Stimme beizutreten und bei der künftigen Kaiserwahl seine Kurstimme einem Fürsten des Hauses Oesterreich zu geben; der betreffende Traktat vom Jahr 1700 setzte fest, daß diese Artikel auch für die Nachkommen des Kaisers wie des Kurfürsten verbindlich sein sollten. König Friedrich Wilhelm I. hatte dies freundliche Verhältniß fortgesetzt und, wie bekannt, die pragmatische Sanktion anerkannt, aber allerdings unter einer Bedingung, welche Karl VI. nicht erfüllte.

Das Haus Brandenburg hatte nämlich gerechte Ansprüche an den Besitz von Cleve, Jülich und Berg, welche einige Jahre vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in den Besitz der Linie Pfalz-Neuburg gekommen waren und nach dem Erlöschen derselben in den der Sulzbachischen Linie übergehen sollten. Dagegen hatte nun Friedrich Wilhelm I. protestirt und von dem Heimfall der Erbschaft Cleve's, Jülich's und Berg's die Annahme der pragmatischen Sanktion abhängig gemacht. Dessenungeachtet sprach Karl VI. den Besitz des ganzen neuburgischen Erbes, also auch Cleve, Jülich und Berg der Linie Sulzbach zu. Tief empfand Friedrich Wilhelm I. die Demüthigung, welche ihm durch diese Entscheidung widerfuhr; „da steht Einer, der mich rächen wird", sprach er einst, und wies auf seinen Sohn.

Hatte Friedrich II. schon hierin einen Grund, gegen Oesterreich aufzutreten (er ließ ihn jedoch fallen), so diente ihm derselbe eigentlich hauptsächlich nur dazu, um die Ansprüche Preußens an die schlesischen Fürstenthümer mit noch größerem Nachdruck zu erheben. Hiermit verhielt es sich folgendermaßen: Kaiser Ferdinand II. hatte 1632 den Fürsten Johann Georg von Jägerndorf aus dem Hause Brandenburg in die Acht erklärt, dessen Fürstenthum an sich gezogen und die Ansprüche Brandenburgs an dasselbe nicht anerkennen wollen. Eben so wenig hatte Kaiser Leopold I., nach dem Tode des letzten Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wolau (1675), auf die zwischen dessen Hause und Brandenburg bestehende Erbverbrüderung (von 1537)

Rücksicht genommen, sondern diese Länder eingezogen. Zwar sollte der große Kurfürst 1686 durch den Schwiebuser Kreis für seine Ansprüche entschädigt werden; aber sein Sohn Friedrich I. gab denselben 1695 an den Kaiser zurück, welcher dessen Verlegenheit klug zu benutzen und auszubeuten verstand; immerhin behielt sich jedoch Friedrich I. die Ansprüche Brandenburgs auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wolau vor. Friedrich II. sah jetzt, nach dem Ableben Karls VI., den günstigen Augenblick, sie geltend zu machen.

Der erste Angriff.

Gleich nach seinem Regierungsantritt (am 31. Mai 1740) entwickelte Friedrich II. eine erstaunliche Thätigkeit, welche bald die Aufmerksamkeit der Höfe erregen mußte. Jede seiner Anordnungen verrieth das Walten eines neuen Geistes, der groß zu denken und energisch zu handeln verstand. Religiöse Duldung wurde als Wille des Königs proklamirt, Humanität durch Aufhebung der Tortur und des Ersäufens der Kindesmörderinnen im selbstgenähten Sack thatsächlich an den Tag gelegt. Obgleich er das aus Riesen bestehende Potsdamer Leibregiment, diese kostspielige Liebhaberei seines Vaters, auflöste, so hatte sein Hof doch ein ganz militärisches Ansehen; die Uebungen der Truppen wurden mit erneuertem

Eifer fortgesetzt, mehrere Regimenter neu errichtet, dazu noch außerordentlich gerüstet, — Niemand wußte: zu welchem Zweck; man konnte höchstens muthmaßen: es gelte die Behauptung der Ansprüche auf Jülich, Cleve und Berg. Der Tod Karls VI. brachte die Gesandten allmälig auf eine richtigere Spur. Es fiel auf, daß in Frankfurt an der Oder und in Krossen Magazine angelegt wurden. Nun glaubte man, es gelte Schlesien. Maria Theresia erhielt von dem kaiserlichen Gesandten Damrath in Berlin Winke, sich vor Preußen in Acht zu nehmen und beauftragte den Marchese Botta von Adorno daselbst genauere Erkundigungen einzuziehen und die Unternehmung wo möglich rückgängig zu machen. Botta erhielt zum Bescheid ganz unverholen die Erneuerung der Ansprüche des Königs auf Schlesien, so wie anderseits für diesen Fall vortheilhafte Anträge von Entschädigungen. Er erwiederte hierauf mit allgemeinen Versicherungen von der Freundschaft der Königin von Ungarn; man bemerkte ihm jedoch dagegen, es komme diesmal nicht auf Komplimente, sondern auf bestimmten Entschluß an. Die Sachen nahmen ihren Gang. Der König behauptete in seinem Benehmen die größte Unbefangenheit. Man sah ihn in liebenswürdiger Heiterkeit auf den Berliner Maskenbällen. Unmittelbar nach einem solchen berief er die Officiere der Berliner Garnison und erklärte ihnen unter Anderm offen: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, und habe dabei keine anderen Bundesgenossen als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen.

Meine Sache ist gerecht und meinen Beistand such' ich bei dem Glück."

Am 14. Dezember war er bereits in Krossen. Am 16. rückten seine Truppen in Schlesien ein. Cäsar über'm Rubicon! Der Bevölkerung dieses Landes verkündigte der Preußen-König in einem Manifeste seine Absichten; „da das Erzhaus vielen gefährlichen Weiterungen ausgesetzt sei, wobei unter andern auch das Herzogthum Schlesien, die Vormauer seiner Lande, an dessen Conservation und Wohlstand der König bisher so viel Theil genommen, sehr leicht von den auf die österreichischen Erblande Anspruch machenden Fürsten eigenmächtig und gewaltsam zu Preußens Nachtheil und Gefahr in Besitz genommen werden könnte, so habe er sich genöthigt gesehen, seine Truppen in Schlesien einrücken zu lassen, „„um es dadurch vor allem besorglichen anderweitigen An- und Einfall zu decken"". Er wolle keineswegs die Königin von Ungarn beleidigen, sondern thue solches vielmehr zu ihrem wahren Besten und sei im Begriff sich mit ihr deßhalb zu verständigen"; übrigens ertheilte er die Versicherung, daß die Bevölkerung von ihm und seinen Truppen nichts Feindliches zu besorgen habe, noch im Besitz des Eigenthums gestört werden solle, daß er sie vielmehr bei allen Rechten, Freiheiten und Privilegien, religiösen und politischen Inhalts, schützen werde.

Zwei Tage später erschien der preußische Gesandte, Graf Gotter, in Wien, um im Namen seines Gebieters Marien Theresien folgende Eröffnung zu machen. Friedrich II.

brachte seine Ansprüche auf Schlesien nochmals in Anregung und verlangte die Abtretung des ganzen Landes in Güte; für diesen Fall bot er Marien Theresien seine Bundesgenossenschaft gegen alle ihre offenen und geheimen Feinde an, welche die pragmatische Sanktion umzustoßen gesonnen wären, ferner seine Kurstimme bei der Kaiserwahl zu Gunsten ihres Gemahls Franz Stephan, und endlich eine Summe von zwei Millionen Gulden. Er war im Voraus überzeugt, daß diese Vorschläge kein Gehör finden würden; und er irrte sich darin auch nicht. Zwar fehlte es nicht an Stimmen bei Hofe, welche Marien Theresien zur Annahme der Vorschläge riethen, weil die gefahrvolle Lage, in welcher sie sich befand, nicht zu verkennen war. Auch Maria Theresia selbst täuschte sich nicht darüber, aber ihr Begriff von Pflicht und Ehre widersprach einer Zumuthung, welche sie für schimpflich hielt; ein weibliches Selbstgefühl, wahrlich höher und edler als bloßer Stolz, empörte sich gegen den Gedanken: Friedrich II. glaube der Frau abtrotzen zu können, was er dem Manne nicht bieten würde! Und dann: sollte sie, durch freiwilliges Verzichten auf eines der schönsten Länder im österreichischen Staatsverbande, auf ein Land, dessen Besitz sie auf die Autorität ihrer Väter hin als rechtlichen betrachtete, ihren Gegnern einen Beweis von Schwäche geben? Nimmermehr! Bei einer solchen Gesinnung konnte Maria Theresia auch auf den Inhalt der mündlichen Instruktion Gotter's nicht eingehen, welche dahin lautete, daß sich der König auch bloß mit einem Theile von Schlesien

begnügen würde, wenn sich Maria Theresia in einen billigen Vergleich mit ihm einlassen wolle. Nicht den kleinsten Theil des Staatsganzen, dessen Unheilbarkeit zu erhalten war, wollte sie hingeben. Ihre Antwort an Gotter lautete: „Was den angebotenen Beistand des Königs zu ihrer Vertheidigung betreffe, so verpflichte ihn dazu ohnehin der Reichsverband, die goldene Bulle und die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion durch das ganze Reich. Die Königin von Ungarn verlasse sich außerdem auf ihre noch bestehenden Bündnisse mit Rußland und den Seemächten. In Beziehung auf die Kaiserwahl danke sie dem König von Preußen für seine gute Absicht, aber zu geschweigen, daß die Wahl nach deutscher Reichsverfassung durchaus frei sein müsse, halte sie dafür, daß sie durch nichts so sehr als die mitten im Reich erregten Unruhen gestört werden könne; — nie habe man einen Krieg angefangen, um Fürsten zu zwingen: Geld anzunehmen, das man ihnen anbiete, und die Summe, welche der König bisher aus Schlesien gezogen, übersteige die von ihm angebotene bei Weitem; endlich: die Königin sei nicht gemeint, ihre Regierung mit einer Zerstückelung ihrer Staaten zu beginnen, sie halte sich bei ihrer Ehre und ihrem Gewissen verbunden: die pragmatische Sanktion gegen jede mittelbare sowohl, als unmittelbare Verletzung zu vertheidigen, und hieraus folge von selbst, daß sie nie in die Abtretung weder von ganz Schlesien, noch auch nur eines Theiles willigen könne. Gleichwohl sei sie noch

immer bereit, ihre Freundschaft mit Preußen zu erneuern, wenn solches ohne Uebertretung, und ohne das Recht eines Lehens zu verletzen, geschehen könne; die erste Bedingung sei mithin die ungesäumte Zurückziehung der preußischen Truppen aus Schlesien." In einer Audienz, welche Gotter bei dem Großherzog Franz Stephan hatte, fragte dieser, „ob der König bereits in Schlesien eingerückt sei", und gab auf die Erwiderung: „er muß gewiß schon dort sein", den Endbescheid: „So kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, daß, so lang nur noch Einer seiner Soldaten in Schlesien steht, wir ihm kein einziges Wort zu sagen haben."

Maria Thereſia forderte nun die deutschen und auswärtigen Höfe in einem energischen Schreiben vom 29. Dezember zum treuen Beistand auf; „was mich anlangt", fügte sie bei, „will ich der obwohl unvermutheten Gefahr mit denen von Gott verliehenen Kräften mich unerschrocken entgegenstellen." Sie rechnete in der That fest auf den Beistand der Seemächte, Rußlands, (welches übrigens Friedrich II. durch Winterfeld auf seine Seite zu ziehen suchte) und Frankreichs, welches sie nach der Thronbesteigung allerdings anerkannt und ihr seinen Beistand versichert hatte, aber dessen ungeachtet jetzt mit Karl Albrecht von Bayern unterhandelte.

Inzwischen hatte der König von Preußen den Feldzug eröffnet und in Schlesien rasche Fortschritte gemacht, wo der österreichische Generallieutenant, Graf Browne den

Oberbefehl über die verhältnißmäßig schwache Kriegsmacht von 3000 Mann führte (die meisten Truppen waren in Ungarn). Das von Friedrich II. erlassene Manifest, so wie die gute Mannszucht des Heeres trugen nicht wenig dazu bei, die Bevölkerung zu beruhigen. Die zahlreichen Protestanten Schlesiens betrachteten den König, wie er selbst in der Geschichte seiner Zeit erzählt, als einen vom Himmel gesandten Retter, und wirklich ließ er die katholischen Kirchen zum evangelischen Gottesdienst (für's Militär) öffnen; späterhin (Februar 1741) war es eines seiner ersten Geschäfte, gegen 60 evangelische Prediger nach Schlesien zu berufen und in den Städten und Dörfern anzustellen. Am 18. Dezember erließ das Oberamt zu Breslau ein Patent, welches eine scharfe Protestation von Seiten der Regierung gegen allen durch das Einrücken der Preußen entstehenden Schaden enthielt; zwei Deputirte des Oberamts überbrachten es dem König in Militau; seine Antwort darauf war, daß er — einen Empfangschein ausstellen ließ. Als er jedoch erfuhr, die beiden Deputirten seien nicht Oberamtsräthe, sondern Landstände, lud er sie zur Tafel. Ueberhaupt suchte er, wo er konnte, mit großer Klugheit Adel und Volk durch seine Persönlichkeit zu gewinnen, während seine Truppen ungehindert weiter vordrangen. Glogau wurde durch den Erbprinzen Leopold von Dessau blokirt; der König rückte nach Breslau vor, wo er am 1. Januar 1741 in der Vorstadt ankam. Breslau erhielt am 2. durch Vertrag Neutralität, worauf der König

in die Stadt einzog und am 6. nach Rothſirben, von da nach Ohlau rückte, welches am 9. kapitulirte. Am 11. ergab ſich Namslau, am 12. Ottmachau, welches Feldmarſchall Schwerin belagert hatte, worauf der General Kleiſt und Schwerin nach Oppeln und Troppau zogen. Ganz Schleſien war binnen unglaublich kurzer Zeit in des Königs Hand; nur Glogau, Brieg und Neiſſe widerſtanden, letzteres einem dreitägigen Bombardement, und blieben blokirt. Die preußiſchen Truppen bezogen nun die Winterquartiere und der König begab ſich nach Berlin, in der Abſicht: ſobald als möglich auf den Schauplatz ſeines raſch und leicht gewonnenen jungen Ruhmes zurückzukehren.

Die Unterhandlungen in Wien hatten mittlerweile fortgedauert und ſelbſt nach einer ſehr deutlichen und energiſchen öſterreichiſchen Erklärung gab der engliſche Geſandte die Hoffnung friedlicher Ausgleichung noch nicht auf, bis endlich öſterreichiſcher Seits nur noch ſolche Zugeſtändniſſe gemacht wurden, welche dem König von ſeinem Standpunkte aus faſt nur wie Spott erſcheinen konnten; man wollte nämlich, ſtatt der verlangten Abtretung eines Theils von Schleſien, blos eine Akte des Vergeſſens gewähren und auf Schadenerſatz verzichten! Darauf hin äußerte ſich nun der König gegen den engliſchen Geſandten in Berlin, daß er eher umkommen, als von ſeinem Unternehmen abſtehen wolle, und daß er, weit entfernt ſich durch Drohungen einſchüchtern zu laſſen, ſich lieber darauf gefaßt mache, den erſten Schlag zu thun; er wies dabei für den äußerſten

Fall auf eine Verbindung mit Frankreich hin. Dem König von England ſchrieb er, daß er die Ruhe Europa's nicht ſtören, ſondern bloß ſeinen Rechten Achtung verſchaffen wolle, ohne ſich gezwungen zu ſehen, die Sache bis zum Aeußerſten zu treiben; auch berief er ſich auf das proteſtantiſche Intereſſe, welches er ſchützen und welches ihn ſtützen müſſe; ſchlüßlich zeigte er dem König in einer abſichtlich leichthingeworfenen Nachſchrift ſein Bündniß mit Rußland an. Dem Großherzog Franz Stephan von Toskana verſicherte er ſeine Freundſchaft für ihn und deſſen Gemahlin; „ſein Herz", ſchrieb er, „habe keinen Theil an dem Weh, welches ſein Heer dem öſterreichiſchen Hofe gethan."

Maria Thereſia wandte ſich, im Vertrauen auf die Rechtmäßigkeit ihrer Sache, an alle Fürſten und Mächte, welche die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion übernommen hatten. Zunächſt aber an ihre Lande, und hier fand ſie Bereitwilligkeit, beſonders bei der Geiſtlichkeit; der böhmiſche Klerus verſprach: im Falle der Noth aus ſeinen Mitteln 100,000 Mann in's Feld zu ſtellen. Das Benehmen der Mächte, welche die Gewährleiſtung der prägmatiſchen Sanktion übernommen, war ungleich. England ſuchte, in Bezug auf Leiſtung von Hülfstruppen, auszuweichen und drang fortwährend auf eine ſchleunige gütliche Abkunft mit Preußen. Der König von Polen war über die Mitregentſchaft Franz Stephans und die Uebertragung der böhmiſchen Kurſtimme miß-

vergnügt; es schien gewagt, sich auf ihn zu verlassen. Sardinien zeigte sich dagegen noch zur Anerkennung geneigt, aus Besorgniß vor Angriffen der Bourbons. Ueber Spaniens Absichten auf die italienischen Staaten Oesterreichs war man, nach den Streitigkeiten über das Großmeisterthum des Vließordens *) und den bereits früher erwähnten Ansprüchen auf die ganze Verlassenschaft nicht im Zweifel; wessen man sich von dieser Seite her versah, zeigte das rasche Verfahren, welches man gegen den Herzog von Uceda, der eine österreichische Pension von 12000 Gulden jährlich bezog, gegen seinen Bruder, den Marchese Pacecho und einen Florentiner vornahm, als man vermuthete, daß sie mit dem spanischen Hofe im geheimen und gefährlichen Briefwechsel stünden; sie wurden am 12. Februar des Nachts aus dem Bette geholt, gefangen genommen und einer Untersuchungskommission unterworfen, welche am 17. März das Urtheil veröffentlichte, „daß der Herzog von Uceda aus besonderer Gnade, anstatt der

*) Franz Stephan wurde nämlich nach Karls VI. Tode Großmeister des Ordens vom goldenen Vließ. Hiergegen protestirte der spanische Gesandtschaftssekretair zu Wien, Joseph Carvontero, und behauptete in einer Verwahrungsschrift, das Großmeisterthum stehe rechtmäßig dem König von Spanien, als Nachfolger Karls II., zu; mithin wurde der Orden als Dependenz der Krone Spanien angesehen. Anders am Wiener Hofe; da sagte man, und mit Recht, derselbe sei eine Dependenz der weiland burgundischen Erbschaft, in deren Besitz sich das Haus Oesterreich noch befand.

wohlverdienten Todesstrafe zur immerwährenden Gefangenschaft condemnirt sein solle." Er wurde sofort nach Grätz abgeführt. In Frankreich kämpfte die Eitelkeit Belleisle's mächtig gegen Fleury's Friedensliebe, wiewohl die Antwort auf Oesterreich's Mahnung ziemlich befriedigend lautete. Holland anerkannte in seiner Erwiederung zwar seine Verbindlichkeit: 20,000 Mann im vorgesehenen Falle Marien Theresien zu stellen, wünschte jedoch lieber Vermittelung, zu welcher es sich auch erbot. Was von Bayern zu erwarten stand, durfte nach dem unmittelbar Vorhergegangen keinem Zweifel unterliegen. Maria Theresia konnte es sich nicht verhehlen, daß sie bei allen Garanten der pragmatischen Sanktion nur auf geringe und fast bei keinem derselben mit völliger Zuversicht auf die versprochene Unterstützung zählen durfte, daß sie so gut wie verlassen war. Und dennoch wankte die unerschrockene Frau nicht. Ihrer baldigen Niederkunft entgegensehend, war sie zum Kriege entschlossen. Rasch ließ sie alle Anstalten zum kräftigsten Widerstande, zur Vertheidigung ihres Kleinodes Schlesien treffen. In Böhmen und Mähren wurden Verhaue gemacht; nach Mähren erging der Befehl, alle haltbaren Orte wohlbesetzt zu erhalten und für die Armee, deren Ankunft bald zu erwarten, Magazine anzulegen. Das walachische, hanakische und deutsche Landvolk wurde aufgeboten und zum Krieg ausgerüstet, für alle Deserteurs ein Generalpardon ausgeschrieben, zur Bestreitung der erhöhten Ausgaben eine

Vermögenssteuer angesetzt. Neipperg erhielt den Oberbefehl über die in Mähren zusammenzuziehende Macht, und am 19. März waren viele Offiziere zu höherem Rang befördert worden. Die Hauptstärke der österreichischen Kriegsmacht bestand in der Reiterei, die der preußischen im Fußvolk; die Oesterreicher hatten das Andenken Eugen's für sich, die Preußen unter Leopold von Dessau, unter dem Feldmarschall Schwerin mußten ihre treffliche Schule jetzt erst im Feuer bewähren. Die Ruhmbegierde ihres jungen Königs war keine Garantie für Erlangung des Ruhms; aber daß seine ungeduldige Kühnheit sie rasch auf den Kriegsschauplatz führte, bevor ihm die Oesterreicher noch schlagfertig gegenüber standen, dies half viel zum Ausschlag. Rasch war Friedrich von Berlin, welches er am 19. Februar verließ, wieder nach Schlesien geeilt, und die Feindseligkeiten begannen. Kaum entging übrigens der König damals der Gefahr, durch fliegende Haufen gefangen genommen zu werden.

Die Schlacht bei Molwitz und ihre Folgen.

Den eigentlichen Feldzug eröffnete die Erstürmung Glogau's durch die Preußen (unter Anführung des Prinzen Leopold von Dessau) am 9. März, wobei die Generale Wallis und Reiski nebst dem ganzen Stab

und der Garnison zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Nach verschiedenen kleineren Gefechten rückte Neipperg, welcher seine Streitmacht bei Ollmütz gesammelt hatte, in Schlesien vor, gegen Neisse. Seine Ordre lautete, dieser Festung zu Hülfe zu kommen, sie wo möglich zu entsetzen und dann eine Hauptschlacht zu liefern. Als Friedrich dies erfuhr, zog er rasch seine Truppen zusammen und suchte sich mit Schwerin in Neustadt bei Jägerndorf zu vereinigen. Die Oesterreichgr erreichten jedoch Neisse, bevor die Preußen es hindern konnten, und nöthigten den König, welcher sich mit den niederschlesischen Truppen nicht hatte vereinigen können, zu einer Wendung gegen Norden. In Ohlau befanden sich das Hauptmagazin und die Artillerie der Preußen; Neipperg's Absicht war, beides zu nehmen, und um es zu retten, wendete sich der König nach Grottkau und Molwitz (nicht weit von Brieg), wo das Centrum der Oesterreicher kantonirte. Neipperg hatte den Feind nicht erwartet, sondern dachte demselben bereits auf dem Wege nach Breslau vorgekommen zu sein. Plötzlich sah er nun am 10. April die Preußen zweitausend Schritte von Molwitz in voller Schlachtordnung aufgestellt, den rechten Flügel unter dem Grafen Schulenburg und dem Prinzen Leopold von Dessau, den linken unter Schwerin, dem General Passadowsky und dem König. Bei der österreichischen Armee führte General Berlichingen den rechten Flügel, den linken General Römer. Rasch zog der Letztere mit sechs Regimentern Cavallerie den

Preußen entgegen, ſtellte ſich vor Molwitz in zwei Linien und bildete ſo den linken Flügel, an welchen ſich dann das übrige Heer ſchloß; Neipperg war mit Bildung des rechten Flügels beſchäftigt und hatte Ordre gegeben, den Feind nicht eher anzugreifen, als bis die Schlachtordnung fertig ſei, dann aber, die Cavallerie mit dem Pallaſch in der Fauſt, die Infanterie mit geſchultertem Gewehr in gleicher Front vorzurücken und ſich ſo mit vereinter Macht auf den Feind zu werfen. Dreimal hielten die Oeſterreicher das Feuer der preußiſchen Geſchütze aus, bis Römer, dem ungeſtümen Verlangen der Soldaten nachgebend, den Angriff erlaubte. Da ſprengen die öſterreichiſchen Dragoner und Küraſſiere im Galopp wider den rechten Flügel der Preußen; raſch wird die preußiſche Cavallerie getrennt, Geſchütz erobert, und gegen den Feind gekehrt. Doch wie jetzt die Oeſterreicher tiefer eindringen, ſtellt ihnen die preußiſche Infanterie tapfern Widerſtand entgegen; Römer fällt; fünfmal erneuern ſie den Angriff, bis ſie endlich, unter beſtändigem Feuer längs des ganzen Flügels, ſich zwiſchen deſſen erſte und zweite Linie zurückziehen müſſen. Gleichzeitig bedrängt der rechte Flügel der Oeſterreicher den linken der Preußen auf's Aeußerſte. Gleich heftig iſt Angriff und Widerſtand. Fünf Stunden lang ſtehn die Preußen im Feuer; ſchon iſt zu beſorgen, daß ſie bald kein Pulver mehr haben, ſchon befürchtet der treffliche Schwerin einen ſchlimmen Ausgang der Schlacht und räth dem König die Schlacht zu verlaſſen und über die Oder zu kommen, um ſich

mit dem Corps des Herzogs von Holstein-Beck zu vereinigen; Schwerin selbst will Alles anwenden, um den Gewinn der Schlacht zu entscheiden. Lange kann sich der König nicht entschließen, Schwerin's Rath zu befolgen; erst, als die Oesterreicher ihre Angriffe mit frischem Ungestüm erneuern, gibt er Schwerins wiederholten Vorstellungen nach, und reitet nach Oppeln, wo eine Brücke über die Oder. Als er mitten in der Nacht dort ankommt, und auf den Anruf am äußeren Thore die Antwort: „Preußen!" gegeben wird, — fallen Schüsse; er hatte Preußen in Oppeln erwartet und nicht gewußt, daß österreichische Husaren kurz vorher die Stadt besetzt. Eilig sprengt er nach dem Flecken Löwen zurück und dort erfährt er, daß die Schlacht bei Molwitz für ihn gewonnen worden sei. Bei Einbruch der Nacht war sie entschieden; der Prinz von Dessau hatte sie beendigt. Die Oesterreicher zogen sich in guter Ordnung noch in der Nacht bis Grottkau, am andern Tage bis Neisse zurück. Die Verluste waren auf beiden Seiten nicht gering.

Die rechte Wichtigkeit erhielt der Sieg für Friedrich durch die moralischen Folgen, welche sich daran knüpften. Die Mächte Europa's, welche Friedrich's kühnem Wagniß bisher noch unentschlossen, auf wessen Seite sie treten sollten, zugesehen hatten, betrachteten ihn seit jenem Tage mit ganz anderen Blicken, als den Mann der That, der jeder Verbindung, welche lange Berathung geschlossen, das entscheidende Glück zuführen könne. Friedrich selbst, welcher den Sieg rasch zur Belagerung und Einnahme Brieg's

(5. Mai) benützte, und dann in Strehlen, in einer zur Deckung Niederschlesiens sehr günstigen Lage, sein Lager aufschlug, erhielt Vorschläge zu Verbindungen, ermaß die politische Stellung, welche er einnehmen sollte, erwog die Vortheile, welche sich ihm darboten, gegen mögliche Nachtheile auf's Reiflichste, bevor er einen bestimmten Entschluß faßte; auf jede Entscheidung vorbereitet, sein Heer ergänzend und übend, kein Anerbieten unbedingt von der Hand weisend, noch unbedingt darauf eingehend, immer noch die Aussicht auf eine mögliche gütliche Vereinbarung mit Marien Theresien, doch nur um den Preis von Schlesiens Besitz, offen lassend, so hielt er sich auf der Höhe der Verhältnisse. In den Lärmen der Waffenübungen, welcher sein Lager durchschallte, rauschten sich die feinen, klug abgemessenen, vorsichtig leise gesprochenen Vorschläge der Politik. Mit Ungeduld hatte Karl Albrecht von Bayern seine Werbungen um Frankreichs Beistand für seine Wahl zum Kaiser fortgesetzt; der König von Preußen wollte sich mit Karl Albrecht nicht einlassen, bevor Frankreich sich mit demselben nicht gesetzt. Nun, da Friedrich's Stellung bei Molwitz Achtung gebot, gewann in Frankreich der Eifer Belleisle's das Uebergewicht über Fleury's Bedächtigkeit. Der längst verhandelte Vertrag mit Bayern sollte definitiv abgeschlossen, mit Preußen ein anderer verhandelt werden, durch welchen Karl Albrecht der brandenburgischen Kurstimme bei der Kaiserwahl versichert werden, Friedrich die Ansprüche auf Jülich und Berg aufgeben, und ein fran-

zösisches Heer nach Bayern, ein zweites nach Westphalen ziehen sollte. Die Brüder Belleisle trafen zu diesem Ende schon am 26. April im preußischen Lager ein, — später (im Mai) auch der englische Gesandte Lörd Hyndford, der holländische Baron Ginkel, der dänische von Prätorius. Immer bestimmter zeigte sich die Zerstückelung der habsburgischen Erbstaatsmacht als der gemeinsame Wunsch der bourbonischen Höfe; das Gesammtinteresse und die Ehre Deutschlands wurden dabei durchaus mißachtet, ja verhöhnt. Stolz durfte der Franzose Belleisle auf deutschem Grund und Boden den Gönner eines deutschen Fürsten spielen, wie später in Frankfurt im Kurkollegium den Platz zur Rechten neben dem Kurfürsten von Mainz einnehmen! Und Karl Albrecht konnte Traktate mit Frankreich verabreden, worin ausdrücklich festgesetzt war, daß ihm zur Entschädigung für die Kosten des Heeres, welches es dem Kurfürsten von Bayern zur Selbsthülfe, um nicht zu sagen: zum Landfriedensbruche, stellte, alle Provinzen und Städte, welche es in Deutschland besetzen würde, bleiben sollten, ohne daß der Kurfürst, wenn er Kaiser werde, dieselbe reclamiren dürfe; ebenso in Bezug auf Eroberungen in den Niederlanden! Wahrlich: die Frühlingstage zu Nymphenburg, wo jene Traktate abgeschlossen wurden, verbargen unter dem Geheimniß, mit welchem man die Verhandlungen zwischen Spanien und Bayern, so wie zwischen Frankreich und Bayern bedeckte, eine unauslöschliche Schmach fürstlicher Gewissenlosigkeit; es ist übrigens

charakteriſtiſch, daß die Nymphenburger Verträge gleich nach dem Abſchluß von den Betheiligten gänzlich abgeleugnet wurden. Für Spanien alſo: die Lombardei, Parma, Piacenza und Mantua; für Frankreich: die Eroberungen in Deutſchland und den Niederlanden; für Bayern: Böhmen, Oberöſterreich, Tyrol und Breisgau; für Kurſachſen: Mähren und Oberſchleſien; für Preußen: Niederſchleſien und die Grafſchaft Glatz! So war der Theilungsplan. — Was blieb Marien Thereſien, welcher die Fürſten die Erhaltung der untheilbaren Erbſtaatsmacht zugeſichert hatten? Es konnte noch Großmuth ſcheinen, wenn ſie ihr Ungarn und Oeſterreich unter der Enns ließen, und Gerechtigkeit, daß ſie eine Entſchädigung für Sardinien, welches nun gleichfalls Anſprüche (auf Mailand) erhob, in Ausſicht nahmen. Nur in England fand Maria Thereſia großmüthige Theilnahme. Der König forderte das Parlament zu ihrer Vertheidigung auf, und die beiden Häuſer bewilligten ihr 300,000 Pfund Sterling Hülfsgelder. Dabei war England fortwährend bemüht, eine Vereinbarung zwiſchen Marien Thereſien und Friedrich II. zu Stande zu bringen. Der Letztere ſchien hiezu auch keineswegs abgeneigt. Aber Maria Thereſia konnte es noch immer nicht über ſich gewinnen, die Bedingung, welche Friedrich ſtellte, die Abtretung Schleſiens, zuzugeſtehen.

Sie hatte am 13. März 1741 den längſt erſehnten männlichen Erben geboren, welcher in der Taufe den

Namen Joſeph erhielt; Pathen waren Papſt Benedikt XIV. und König Auguſt III. von Polen, der Erſtere durch den Kardinal Kollonitſch, der Letztere durch den Prinzen von Hildburghauſen vertreten. Die Freude über dieß Ereigniß war am kaiſerlichen Hofe groß; man glaubte ein ſichtbares Zeichen des Dankes gegen den Himmel durch Vermehrung des Kirchenſchatzes niederlegen zu müſſen, und ſo ward denn unter Anderm das Bild eines Kindes aus Gold in gleicher Schwere, wie der neugeborne Prinz, der Mutter-Gottes zu Maria-Zell geopfert, — „ob es gleich", fügt ein gleichzeitiger Bericht hinzu, „Gott vielleicht würde angenehmer geweſen ſein, wenn das Geld, nach dem Befehl unſeres Heilands, unter die Armen und Dürftigen wäre ausgetheilt worden."

Hatte Maria Thereſia jede Zumuthung, auch nur einen Theil Schleſiens abzutreten, bisher unerſchrocken und beharrlich aus dem Grunde zurückgewieſen, weil ſie ſich für verpflichtet hielt, die Geſammtmacht des Hauſes Oeſterreich ſo unzerſtückt zu bewahren, wie ſie dieſelbe übernommen, — ſo verdoppelte jetzt der Anblick ihres Sohnes ihre Kraft und Entſchloſſenheit. Sie wußte wohl, wie ſehr die Erfüllung ihres Lieblingswunſches, die Wahl ihres Gemahls zum deutſchen Kaiſer, an ein günſtiges Einvernehmen mit Friedrich II. von Preußen geknüpft war, aber ihre Ueberzeugung von ihrer Pflicht als Fürſtin, welche die Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion beſchworen, als Mutter, welche das künftige Erbe ihres Sohnes bis zum

äußerſten Falle bewahren müſſe, überwog jede andere Rückſicht. Bei dieſer Entſchiedenheit ihres Wollens horchte ſie gerne auf die leidenſchaftlichen Worte Bartenſtein's, welcher in Bezug auf die Staatsgeſchäfte ihr Vertrauen im hohen Grade beſaß. Bartenſtein erklärte die Freundſchaft des Königs von Preußen für noch gefährlicher, als deſſen Feindſchaft, und das einzige Mittel mit demſelben in Frieden zu leben, erblickte er darin, daß derſelbe geſtürzt werde. Die Erbitterung gegen Friedrich II. zu ſchärfen, gab übrigens dieſer Letztere ſelbſt noch mehr Anlaß durch die derbe Sprache eines (wie man glaubt von ihm ſelbſt abgefaßten) Memorials gegen den Wiener Hof, bezüglich der Entdeckung eines angeblichen Komplotts gegen Friedrich, um welches man in Wien gewußt habe, (im März 1741). Der Wiener Hof rechtfertigte ſich gegen den ungerechten und beleidigenden Vorwurf auf's Nachdrücklichſte. Die ganze Sache war am Ende auch weiter nichts als eine Kriegsliſt der preußiſchen Politik, um die öffentliche Meinung zu gewinnen. Am Wiener Hofe wuchs das Mißtrauen gegen Friedrich II. immer mehr; „hat man ihn heute, ſo iſt er morgen in Dienſten Frankreichs, und hätte ihn Frankreich heute, ſo wäre er morgen unſer", ſo äußerte ſich Franz Stephan über ihn. In Friedrichs Bereitwilligkeit zu einer Vereinbarung erblickte man nur die Abſicht: durch längeres Hinhalten England und Holland an der Verwirklichung des verſprochenen Beiſtandes für Maria Thereſia zu hindern. Friedrich ſelbſt, wie er ſeine Sache für ſich allein begonnen,

traute sich übrigens zu, sie auch eben so durchzuführen; wenigstens wollte er keinen Dritten einen Vortheil davon genießen lassen, der am Ende für die Gesammtlage der deutschen Verhältnisse zum Nachtheil führen konnte. Dem Wiener Hofe gegenüber konnte er begreiflicherweise nach dem Siege bei Molwitz einen bei Weitem höheren Ton, als vor demselben anstimmen. Wenn er seine Forderungen jetzt steigerte, wenn er Niederschlesien und Breslau verlangte, fügte er noch bei: „Die Königin von Ungarn könne sich glücklich schätzen, so gut davon zu kommen; er wolle ungeachtet seiner Siege gemäßigt sein." Auch erklärte er wirklich noch am 11. Juni: „er wolle sich mit vier ihm bequem gelegenen schlesischen Fürstenthümern begnügen", nämlich mit Glogau, Wolau, Liegnitz und Schweidnitz. Der Wiener Hof wollte darauf durchaus nicht eingehen; hätte Friedrich (sagte man dort) diese vier Fürstenthümer in Besitz, so sei er nicht bloß Herr von Schlesien, sondern auch von Böhmen und Mähren. Uebrigens hatte Friedrich indessen am 5. Juli einen geheimen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, wodurch er dem Nymphenburger Bündniß beitrat. Man vernahm dies zu Ende Juli in Wien durch ein Schreiben des Königs von Hannover, und bei der Nachricht sanken die österreichischen Minister vor Schrecken in ihre Stühle zurück. Doch Marien Theresiens Entschluß blieb unbeugsam, ob auch die Gefahr wuchs, da nun ihre Feinde, Preußen, Franzosen und Bayern, in Massen zusammenzutreten drohten. Daher vermochte der Vorschlag des englischen Gesandten:

ſich mit Friedrich II. noch ſchnell zu einigen, bevor jener Vertrag ratificirt werde, über Marien Thereſien nichts; ſie äußerte ſich blos, daß ihr die Erhaltung Schleſiens durch kein Opfer zu theuer erkauft ſcheine.

Dabei wurde Maria Thereſia durch einen richtigen Takt immermehr dahin geleitet, ihre kräftigſte Stütze nicht ſowohl in dem Beiſtand fremder Mächte, als vielmehr in Mitten ihrer Völker zu ſuchen; und, wie ſchon gleich nach ihrer Thronbeſteigung, ſo richtete ſie auch jetzt ihr Augenmerk hauptſächlich auf Ungarn, wo eine hochherzige, ritterliche, thatkräftige Nation die Liebe zu einer uralten verfaſſungsmäßigen Freiheit mit unverbrüchlicher Verehrung des Königthums verband, und mit Blut und Leben für ihren Beherrſcher einzuſtehen bereit war, wenn nur dieſer ſeinerſeits die ungariſche Nationalität achtete und ſich ſelbſt zu ihr bekannte, indem er die Grundpfeiler der Verfaſſung ehrte und aufrecht erhielt. Das iſt die großartige politiſche Anſchauung, welche dem ungariſchen Charakter eigenthümlich wie dem engliſchen, daß ihm das Königthum als der höchſte unantaſtbare Ausdruck des Nationalheiligthums, der Verfaſſung gilt. Wenn irgendwo, ſo iſt in Ungarn der bekannte Spruch: „Der König ſtirbt nicht", eine Wahrheit. Denn der König lebt im Ganzen der Nation, nicht als ein außer ihr wie über ihr ſtehendes Individuum, ſondern als ihr Beſtandtheil. Ungarn nannte Marien Thereſien deßhalb nicht „Königin", ſondern „König!" Die Perſon ging in dem Begriff auf und wurde durch ihn geheiligt. An

den Beſitz der „heiligen apoſtoliſchen Krone“ und der andern Reichskleinodieen knüpfte ſich jene Heiligung der Perſon; aber er trat erſt durch die Gewährleiſtung der alten Rechte und Freiheiten der Nation in Kraft.

Die ungariſche Königskrönung.

Nachdem Maria Thereſia durch ein Rundſchreiben vom 21. Januar 1741 die ungariſchen Stände zu einem allgemeinen Reichs- und Krönungstag auf den 14. Mai berufen hatte, verſammelten ſich dieſelben am 18. Mai in der königlichen Freiſtadt Preßburg, und zwar in dem Landhaus (der Kammer), woſelbſt die Eröffnungsreden der beiden Tafeln gehalten wurden. Aus demſelben begaben ſich die Stände in die alte Domkirche zu St. Martin, wo der Biſchof von Erlau, als älteſter Suffragan Ungarns, das „veni sancte spiritus“ anſtimmte und das Pontifikalhochamt hielt. Am folgenden Tage wurde die erſte Sitzung gehalten und in der zweiten (am 20. Mai) der Beſchluß gefaßt: Deputirte aus allen vier Reichsſtänden mit der Einladung zum Reichstag und zur Krönung an die Königin nach Wien zu ſenden. Es beſtehen aber die Stände Ungarns aus der höheren Geiſtlichkeit, dann aus den Magnaten, ferner aus dem niederen Adel und endlich aus den freien Städten.

Die Deputation überreichte am 27. Mai der Königin die „Postulate" des Königreichs. Sie waren scharf ausgeprägt und beantragten 1) ausdrückliche Bestätigung aller Rechte und Freiheiten des Königreichs in Form einer Capitulation, 2) Abschaffung aller auswärtigen Gerichtsbarkeit in Ungarn und den eroberten Landen, in welchen bis dahin alles dem Militärgouvernement unterworfen gewesen, 3) Beiziehung der Ungarn zum Kabinet, so wie die Zusicherung: Friedensabschlüsse mit der Pforte nicht ohne Beirath der ungarischen Stände zu vollbringen, 4) Ausdehnung des Reglements von 1722 auch für Kriegszeiten, 5) Gleichstellung der ungarischen Hofkanzlei in allen Rechten und Befugnissen mit den übrigen höchsten Stellen, Unabhängigkeit derselben von der Hofkämmer und dem Oberhofmarschallamt in Wien, Besetzung derselben, so wie der Obergespann-Würde, der Festungskommandanturen, der Plätze bei Finanzkammer, Zollwesen und Salzverwaltung, mit Ungarn; die Regimenter der ungarischen Nation sollten nicht reformirt, sondern den deutschen im Rang völlig gleichgestellt werden; die Finanzkammer sollte völlig unabhängig von jeder andern sein, sie und der Fiskus bei streitigen Fällen gegen Dritte nicht Selbsthülfe ergreifen, noch zu Thathandlungen schreiten, sondern den ordentlichen Lauf der Gerechtigkeit erwarten; 6) Freigebung der Ausfuhr ungarischer Produkte zum Verkauf nach Oesterreich und Steyermark; Abschaffung des dritten Pfennigs auf die zum Bedürfniß einzuführenden Waaren; Regulirung der Zoll-

auflagen, Abschaffung des Monopols der Ochsenausfuhr nach Venedig; und Verhinderung aller Willkür in Bezug auf die Salzpreise durch stete Erhaltung von hinreichendem Salzvorrath in den Magazinen; 7) Feststellung der Repartirung der Contributionen ein für allemal auf dem Grunde einer verhältnißmäßigen Gleichheit zwischen den Gespanschaften; hiebei Wahrung der Freiungsrechte des Adels; 8) Wiederherstellung der die Autorität des Palatinus betreffenden Verordnung des Königs Mathias vom Jahre 1485; 9) endlich: Besetzung der katholischen Kirchenwürden ausschließlich mit Ungarn, sowie anderseits genaue Vollziehung der zu Gunsten der ungarischen Protestanten bestehenden Gesetze.

Maria Theresia empfing die Deputation mit schmeichelhafter Auszeichnung, und versicherte ihre Zustimmung zu denjenigen Punkten der Postulaten, durch welche die königliche Autorität nicht mit Beeinträchtigung bedroht werde; der zweite, der fünfte und der sechste Punkt wurden im Voraus bewilligt. Minder günstigen Erfolges hatte sich eine Deputation der ungarischen Protestanten zu erfreuen, welche um Erhaltung unbeschränkter Kultusfreiheit und Abstellung vieler in dieser Angelegenheit veranlaßter Beschwerden bitten wollte. Sie wurde gar nicht vorgelassen, — unter Angabe des Grundes, daß man eine Korporation nicht als eine solche anerkennen könne, nur Einzelnen sei früherhin durch Resolutionen die Erlaubniß zur Bitte am Throne verstattet worden. Das eigentliche Motiv ist unschwer zu erkennen, — Abneigung der streng im katholischen Glauben erzogenen

jungen Fürstin gegen Andersgläubige, eine Abneigung, welche leicht zum Vorurtheil werden konnte, wenn nicht der Drang gewaltiger Verhältnisse ihren herrlichen Geist frühzeitig auf eine lichtere Höhe der Weltanschauung hob, auf den wahren Standpunkt des Herrschers, der stets mit dem des wahren Menschen zusammentrifft. Sie konnte von ihrem Gegner Friedrich II. lernen; wie er, der protestantische Fürst, gegen die Katholiken in Schlesien, so mußte sie, die katholische Fürstin, sich gegen die Protestanten in Ungarn benehmen; und bald zeigte es sich, daß sie begriff, wie vollkommen die persönliche Religiosität des Herrschers bestehen könne, ohne daß er mit einem Zwang über die Gewissen der Beherrschten sich selbst zu belasten braucht.

Der Drang der Verhältnisse schärfte Marien Theresiens richtigen Takt und gutes Gedächtniß. Nicht umsonst hatte sie sich geschichtliche Kenntnisse erworben; sie mußte sich jetzt, wo sie der Ungarn bedurfte, an die Tage Leopolds I. erinnern; die entsetzlichen Spuren Caraffa's und „der Schlachtbank von Eperies" mußten frisch vor den Blicken ihres Geistes stehen, die Nationalverwünschung „Beste lélek Karaffia" in ihren Ohren tönen. Sie, die Enkelin jenes Leopold, dessen Caraffa in Ungarn auf eine so furchtbare Weise die Herrschaft der Habsburger befestiget hatte, mußte den Weg des Rechts und des Vertrauens gehn, wenn sie mit der Krone des heiligen Stephan nicht blos die Huldigung, sondern auch die freie Liebe eines freien Volkes, die Begeisterung gewinnen wollte, deren nur Freie fähig sind und

welche allein große Thaten ſchafft. Um der vollen Kraft der Nationalität theilhaftig zu werden, mußte ſie ihre volle Achtung vor derſelben, mußte ſie ſich ſelbſt als nationale Königin zeigen.

Am 19. Juni beſtieg Maria Thereſia, in Begleitung ihres Gemahls, (deſſen Ernennung zum Mitregenten in Ungarn durch den Reichstag ihr ſehnlicher Wunſch war), und ihres Schwagers, des Herzogs Karl von Lothringen, unter freudigem Zuruf der Wiener ein prachtvoll geſchmücktes Donauſchiff mit vielen wallenden Fahnen, kam noch am Abend deſſelben Tages nach Petronell, und wurde an der ungariſchen Grenze von den Abgeordneten der vier Reichsſtände mit Willkommen und Glückwünſchen feierlich empfangen. Prächtig war ihr Einzug in Preßburg. In ſechsſpännigen Wagen fuhren die hohen Prälaten und Magnaten nach dem Schloſſe voraus, um die Königin dort zu erwarten. Deutſche und ungariſche Würdenträger und Edelleute zogen im vollen Prunk, von ihrer Dienerſchaft umgeben, dem Herzog Karl von Lothringen voran und neben ihm; zahlreiche Magnaten und Comitatsherren, in ihrer maleriſchen Nationaltracht aus den koſtbarſten Stoffen, von Gold und Silber ſtarrend, von Edelſteinen funkelnd, ritten auf prächtiggeſchirrten ſtolzen Roſſen, — jedem wurden noch fünf bis ſechs edle Thiere nachgeführt — den königlichen Kämmerern, dem ungariſchen Oberſtkanzler Grafen Ludwig Batthyany, dem greiſen Palatinus Grafen Johann Palfy von Erdöd und der ſchönen Königin voran,

welche in einem weißen mit Gold und blauen Blumen gestickten Prachtgewande zur rechten Seite ihres Gemahls in einem von sechs Pferden gezogenen offenen Wagen saß; neben ihr ritten der Oberststallmeister, Graf Ferdinand Leopold von Stahrenberg, der Leibgardehartschieren-Hauptmann Graf Heinrich Joseph von Daun und der Leibgardetrabanten-Hauptmann Graf von Cordua und Alagon, so wie viele Geheime-Räthe; der Oberbereiter, die Edelknaben, die Hartschieren-Leibgarde mit Trompeten und Pauken und eine Abtheilung Küraſſiere beschlossen den Zug. Auf der Schiffbrücke wehten zahlreiche Fahnen in Weiß, Roth und Grün, und standen die Trabanten, welche die Königin in's Schloß begleiteten; am Weteritzer Thor harrte der Magistrat und überreichte der Bürgermeister ihr die Schlüssel der Krönungsstadt. Unter Glockengeläut und Kanonendonner, beim Schall von Trompeten und Pauken, die stattlichen Reihen zweier Regimenter entlang, die mit klingendem Spiel aufgestellt waren, fuhr die schöne junge Königin in's Schloß, wo die Erzbischöfe von Gran und Colocza an der Spitze der hohen Geistlichkeit, der hohe Adel und die Damen sie erwarteten, der Schloßhauptmann die Schlüssel des Schlosses überreichte und der Bischof von Erlau der Monarchin das Kreuz zum Kusse darreichte. Sie begab sich sogleich in die Schloßkapelle, wo der Erzbischof von Gran das „Herr Gott, Dich loben wir" anstimmte; Trompeten- und Paukenschall und Kanonendonner begleiteten den ambrosianischen Lobgesang.

Am 21. Juni erschien die Königin, nachdem sie die Heilige-Geist-Messe gehört, im Thronsaale des Schlosses, auf dem Thron unter einem Baldachin und beschloß den königlichen Vortrag an die Stände, welchen der ungarische Hofkanzler denselben in der Landessprache eröffnet, mit einer huldvollen und vielverheißenden lateinischen Anrede, worauf der Primas von Ungarn in einer gleichfalls lateinischen Rede den Dank der Stände aussprach. Die Königin zog sich nun in ihre Gemächer zurück, und zwei Bischöfe begaben sich sodann, in Begleitung vieler Magnaten und Edelleute nach dem Thurm, wo die heilige apostolische Krone Stephans, welche der Papst — auf himmlischen Befehl, wie die Ueberlieferung es bewahrte, — diesem Begründer des Christenthums in Ungarn gesandt, St. Stephans brauner goldgestickter Mantel und die andern Reichsinsignien aufbewahrt waren, um diese in's Schloß zu bringen.

Mit welcher Ehrfurcht die Kleinodieen als Nationalheiligthümer betrachtet wurden, sah man an dem der Krönung vorhergehenden Tage, dem 24. Juni. Am Abend dieses Tages um 6 Uhr schritten die Kronhüter mit den andern Magnaten und Deputirten aus dem Palast des Palatinus, wo sie sich versammelt hatten, nach dem Schlosse und nahmen dort den wohlverwahrten Schrein, worin sich die Reichskleinodieen, die man aus dem Thurme dahingebracht, in Empfang, um sie in die Sakristei des Domes zu St. Martin zu bringen; ein mit Goldstuck bedeckter,

von 6 Pferden gezogener königlicher Wagen nahm den koſtbaren Schrein auf, die Kronhüter und deutſchen Kommiſſäre ſetzten ſich in den Wagen, zu deſſen Seiten die königlichen Garden der Hartſchiere und Trabanten zogen; vor dem Kronwagen fuhren die Biſchöfe und der Palatinus, es folgten demſelben 20 ungariſche, und eben ſo viele deutſche Edelleute, zur Bewachung der Krone bedienſtet. So bewegte ſich der Zug durch die Gaſſen bis zur Martinskirche; überall ſtanden die Bürger der Krönungsſtadt in Gewehr, ſtolz auf die Ehre, daß ihre Mauern ſchützend den theuern Schatz des Reiches umfingen; am Michaelerthore erwartete der Magiſtrat die Krone und ſchloß ſich dem Zug an. Als der Wagen an dem Kirchhof von St. Martin ankam, hoben dieſelben Magnaten, welche den Schrein aus dem Thurm in den Wagen getragen, ihn aus demſelben und trugen ihn in die Sakriſtei des Domes, an deſſen Pforte nebſt den Thürhütern noch vier Magnaten, wie an der Thüre der Sakriſtei zwei Kaſtellane, ſechs ungariſche und ſechs deutſche mit der Kronwache bedienſtete Edelleute ſtanden. Nachdem nun der Schrein in die Sakriſtei gebracht worden, nahmen die Kronhüter die Schlüſſel zu derſelben, ſo wie der Cuſtos des Kapitels die zum Dom an ſich. Am andern Morgen um fünf Uhr, als alle Bürger, ſo wie die Regimenter des ſtehenden Heeres in Wehr und Waffen aufgeſtellt waren, eröffneten die Kronverwahrer in Gegenwart der Kronhüter den Schrein und legten die Krone an den ihr beſtimmten Ort, ſo wie den

Mantel nebst den übrigen Insignien an einen andern; die zehn Fahnen der Krone Ungarn, welche deren Herrlichkeit verkündeten, die Fahnen von Ungarn, Slavonien, Croatien, Dalmatien, Rama, Gallizien, Lodomerien, Servien, Cumanien und Bulgarien wurden in der Sakristei aufgepflanzt. So zeigte sich, daß die Krone Stephans der Nation galt wie der heilige Gral; die Edelsten suchten die höchste Ehre darin, ihre Tempeleisen zu sein.

Am 25. Juni, des Morgens um 9 Uhr, verließ Maria Theresia das Schloß, um sich in den Dom zur Krönung zu begeben. Die schöne Königin war in ungarischer Nationaltracht, ihr Kleid von Silberstoff mit Goldstickerei, mit Brillanten, Rubinen und Smaragden überreich besetzt, die Aermel von den kostbarsten Spitzen und statt der Bänder von Brillantenschnüren gehalten, das Bruststück des Kleides Perlengrund, von Brillanten, Rubinen und Smaragden, in zierlicher Goldfassung, umsäumt, das Haar ganz einfach, ohne den mindesten Kopfputz. So saß die Königin in einem von sechs herrlichen Rossen gezogenen, zurückgelegten Staatswagen, der mit grünem goldgestickten Sammt ausgeschlagen und mit schweren goldenen Fransen verbrämt war. Den Zug, welcher sich vom Schlosse durch die Vorstädte und das Michaelerthor, dann durch die Michaeler- und Weteritzer Gasse nach dem St. Martinsdom bewegte, eröffneten vier königliche Einspannier zu Pferde und die herrschaftlichen Läufer und Lakaien; dann ritten, je zu Dritt, einige hundert ungarische Edelleute in pracht-

vollſter Kleidung, hierauf die königlichen Kammerherren und Staatsräthe, die Ritter des goldenen Vließes in der Galatracht des Ordens mit der großen Ordenskette, dann der Vice-Palatinus (weil der Palatinus ſelbſt durch Alter und Gebrechlichkeit abgehalten war, zu Roß zu erſcheinen), hinter dieſem der Reichsherold Ungarns mit dem Reichswappen auf der Bruſt und dem weißen Stab in der Hand, dann der Reichsmarſchall unbedeckten Hauptes, das bloße Schwert tragend, unmittelbar vor dem Prachtwagen der Königin. Dieſen begleiteten die vornehmſten Miniſter, wie der K. Oberſthofmeiſter, Ferd. Leop. Graf von Herberſtein, der K. Oberſtſtallmeiſter Franz Anton Graf von Stahrenberg, der Leibgarde-Hartſchieren-Hauptmann Graf Daun, der Trabanten-Hauptmann Graf Cordua u. ſ. w. Einige Compagnieen Infanterie ſchloſſen den Zug. Als die Königin an der Pforte des Domes angelangt war, ſchritten ihr die Biſchöfe und Prälaten Ungarns, der Kardinal-Erzbiſchof Kollonitſch, der päpſtliche Nunzius und der venezianiſche Geſandte entgegen; der Erzbiſchof von Gran bot ihr beim Eintritt in die Kirche das Weihwaſſer. Trompeten und Pauken ſchollen, bis ſie, begleitet von dem Erzbiſchof von Colocza und dem Biſchof von Erlau, in der Kapitel-Sakriſtei angelangt war, wohin ihr die Kron-Abgeſandten und der Reichsherold folgten. Aus derſelben begab ſie ſich dann wieder in die Kirche zum Hochaltar hin. Den Zug eröffnete die infulirte Geiſtlichkeit, welcher das Kreuz vorgetragen wurde, dann kamen zehn ungariſche Grafen

paarweise, die wallenden Fahnen der zehn Königreiche tragend, hierauf der Reichsherold; jetzt erschienen die Kronhüter mit den Reichskleinodien, zuerst der Königliche Kammermeister mit dem Kreuz, dann der Oberschenk mit dem Schwert des heiligen Stephan, der Quartiermeister mit dem Pacem, der Ban von Croatien mit dem Reichsapfel, der Hofrichter mit dem Scepter, der Palatinus mit der Krone und der Marschall mit dem entblößten Schwert, dicht vor der Königin, welche abermals zwischen dem Erzbischof von Colocza und dem Bischof von Erlau ging und von dem Obersthofmeister so wie von dem Magister curiae begleitet war; der Kardinal-Erzbischof Kollonitsch, der päpstliche Nuntius und der venezianische Gesandte beschlossen den Zug. Als derselbe am Hochaltare angekommen war, kniete die Königin auf der untersten Stufe desselben nieder, hörte dort die Anrede des Primas-Erzbischofs von Gran, welcher sie zu einer löblichen Regierung ermahnte, und küßte das Kreuz, welches er ihr reichte; es wurde dann, wie die anderen Insignien auf den Altar gelegt, an dessen Epistelseite der Marschall mit fünf, an dessen Evangelienseite sich der Palatinus mit den andern fünf Fahnenträgern stellte. Hierauf legte die Königin zwei Finger auf das Evangelienbuch, welches ihr der Erzbischof von Gran vorhielt, und schwur auf dasselbe den Eid, Frieden und Gerechtigkeit im Reiche zu erhalten. Nun begann die Litanei aller Heiligen, nach deren Beendigung die Bischöfe von Colocza und Erlau die Königin von dem Kissen, auf

welchem ſie knieete, erhoben und zur Salbung führten. Dieſe Ceremonie nahm der Erzbiſchof von Gran vor, und ſalbte, ein Gebet ſprechend, die Königin zuerſt auf der rechten Schulter, dann auf der Bruſt; worauf die Biſchöfe ſie zu dem, rechts vom Altare errichteten Throne führten und mit Beihülfe des Oberhofmeiſters mit dem Mantel des heiligen Stephan bekleideten. Nun begann das Hochamt und nach dem Graduale und der Epiſtel überreichte der Biſchof von Erlau der knieenden Königin das entblößte Schwert St. Stephans mit den Worten: „Nimm hin das heilige Schwert als ein Geſchenk Gottes, in dem du die Feinde des Volkes Gottes Israel ſchlagen ſollſt;" hierauf wurde das Schwert in die Scheide geſteckt, und die Königin damit umgürtet. Alſobald wendete ſie ſich zu dem Volke, zog ſelbſt das Schwert aus der Scheide, und führte damit drei Streiche in Kreuzesform, ihren feſten Willen: den Glauben zu vertheidigen, hierdurch ſymboliſch andeutend. Nun knieete ſie abermals nieder und empfing die heilige apoſtoliſche Krone auf ihr Haupt, den Scepter in die Rechte, den Reichsapfel in die Linke, aus den Händen des Erzbiſchofs von Gran, welchem der Erzbiſchof von Colocza, der Palatinus und der Judex curiae bei dieſer bedeutungsvollen Ceremonie mithandelnd beiſtanden. Die Krone auf dem Haupt, Scepter und Reichsapfel in den Händen, aber ohne Schwert, wurde ſie nun von den Biſchöfen zum Throne geleitet und auf demſelben feierlich eingeſetzt, wobei ſich ein Prälat

mit einem großen Kreuze zu ihrer Rechten ſtellte; da rief der Palatinus: „Vivat Rex domina nostra!“ *) und alles Volk rief es nach; da ſchmetterten Trompeten und Pauken, donnerten die Salven und ertönte das Tedeum. Die Königin aber küßte das Evangelium und gab Krone, Scepter und Reichsapfel den Inſignienträgern zurück, welche ſich damit um den Thron ſtellten. Hierauf wurde in dem Hochamt fortgefahren; bei der Communion wurde der Königin die Krone abgenommen und ſie empfing hierauf das heilige Abendmal. Nach Beendigung des Hochamts zog die Königin im vollen Krönungsornat, mit der Geiſtlichkeit und dem Adel, den Würdenträgern des Reiches und den vornehmſten Damen aus dem St. Martinsdom in die Franziskanerkirche, wo ſie vom Throne aus mit dem Schwert des heiligen Stephan 48 Edelleute zu goldenen Rittern ſchlug; während des Zuges hatte der ungariſche Kammerpräſident, welcher hinter den Hofdamen ritt, die Krönungsmünzen mit Marien Thereſiens Wahlſpruch: „Justitia et clementia“ rückwärts in die dichten Haufen des jauchzenden Volkes ausgeworfen. Aus der Franziskanerkirche begab ſich nun der Krönungszug — die Königin zu Wagen, Biſchöfe, Magnaten und Edelleute zu Roß — durch die Michaeler Gaſſe und das Michaeler Thor auf den Platz vor der Kirche der barmherzigen

*) Dieſe Begrüßung war vorher durch ſtändiſche Berathung und Beſchließung feſtgeſetzt worden.

Brüder, wo eine große Bühne aufgeschlagen und mit grün-weiß-rothem Tuch bekleidet war; in Mitten derselben erhob sich ein mit Goldstoff bedeckter Auftritt. Diesen bestieg jetzt die Königin, und in Gegenwart der beiden ehrwürdigen Greise, des Primas und des Palatinus, mehrerer Bischöfe, des Judex curiae, des Ban von Croatien, des ungarischen Hofkanzlers und anderer Würdenträger, schwur sie, drei Finger emporhebend, „zu dem lebendigen Gott, der hochgebenedeiten Jungfrau Maria, seiner Mutter, und allen Heiligen, daß sie alle, Prälaten, Barone, Edelleute und freie Städte in Ungarn, auch alle Einwohner dieses Königreiches in ihren Freiheiten, Gerechtigkeiten, Immunitäten, Privilegien, wie auch die guten alten Gewohnheiten erhalten und Allen und Jedem Gerechtigkeit nach den Gesetzen und Gebräuchen dieses Reiches widerfahren lassen, ingleichen die magna charta des Königs Andreas vom Jahre 1222 unverbrüchlich erhalten wolle." Mit entblößten Häuptern hörte das dichtgeschaarte Volk, welches die Bühne umstand, den Eid, und rief dann seiner Königin ein tausendstimmiges Lebehoch. Maria Theresia aber begab sich nun nach dem Königsberg, wo ein prachtvoll geschirrtes schwarzes Roß, — Sattel, Gurt, Zügel und Bügel wie alles Gezeuge funkelte von Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen, — bereitstand, den „König" der Ungarn nach alter Sitte die Höhe hinanzutragen. Der Großherzog von Toskana sieht vom Fenster eines nächstgelegenen Hauses, zahlreiche Schaulustige auf den

Giebelmauern der Häuſer, deren Dächer man abgetragen, wie die ſchöne Königin, — das vom Wochenbette her noch blaße, ſchmachtende Antlitz von einer zarten Röthe überhaucht, das Roß beſteigt; wie ſie dann im geſtreckten Lauf den Berg hinaufſprengt und die Höhe erreicht. Auf derſelben angelangt, ſchwingt ſie das entblößte Schwert des heiligen Stephan nach allen vier Weltgegenden — gen Oſten zuerſt und gen Norden zuletzt; ein herrlicher Anblick! Begeiſtert ruft die Nation der Königin, die das Reich mit dem heiligen Schwert gegen jeden Feind, woher er komme, vertheidigen will, ein Lebehoch zu. Die Königin aber begab ſich ſodann zu Wagen in das Schloß zurück, wo ſie die Krone auf dem Haupt, die Haare in Locken auf die Schultern nieverwallend, unter einem Baldachin auf einem Throne zum Krönungsmale niederſaß, der Erzbiſchof von Gran und der Palatinus reichten ihr Tuch und Waſſer, Magnaten trugen die Speiſen. An fünfzehn Tafeln wurden die Reichsſtände koſtbar bewirthet; dem Volke gab man zu allgemeiner Ergötzlichkeit den gebratenen Krönungsochſen preis und Brunnen, aus denen ſich rother und weißer Wein ergoß. Die Feierlichkeiten der Krönung wurden mit der Niederlegung der Reichskleinodieen in ihrem Schrein, mit deſſen Verſiegelung und Zurückbringung in den Thurm beendigt; die heilige Krone hatte man, unter Obhut eines Kronenwächters und acht bewaffneter Trabanten, dem Volk zur Schau ausgeſtellt.

Wohl wußte die Königin, wie gefahrvoll ihre Lage;

doch ahnte ſie inmitten der glanzvollen Feierlichkeiten nicht die Nähe der Gefahr von einer neuen Seite her. Am Tage nach der Krönung eröffnete der gelehrte Marquard Hergott, Orator der Stände des öſterreichiſchen Breisgau's, dem Hofkanzler Sinzendorf den Inhalt einer durch Staffette an ihn gelangten Mittheilung aus dem Breisgau: „ein franzöſiſches Heer von 60,000 Mann ſtehe am Rhein, man befürchte ſtündlich deſſen Uebergang auf deutſchen Boden, das Breisgau ſei in äußerſter Gefahr.“ Dieſe Nachricht verfehlte nicht, einen lebhaften Eindruck auf Marien Thereſien hervorzubringen, und die Folgen deſſelben zeigten ſich in ihrem Benehmen gegen den ungariſchen Reichstag, in ihrer Willfährigkeit, die Wünſche der Nation zu erfüllen. Die wichtigſten Ergebniſſe des Reichstages von 1741 waren die Geſetze, von denen das eine dem Fiskus keine höheren Rechte als jedem andern Kläger oder Beklagten zuſprach, das andere die außerordentlichen Gerichte abſchaffte, das dritte dem Fiskus bei Hochverrathsklagen die Namhaftmachung des Angebers vor dem abgeordneten Gerichte zur Pflicht machte; ferner die Gleichſtellung der ungariſchen Hofkanzlei im Rang mit allen übrigen unmittelbaren Hofſtellen, die Beſtimmung, daß die ungariſche Hofkammer von der deutſchen völlig unabhängig ſein ſollte; ſodann die Zugeſtändniſſe an die Proteſtanten. Anderſeits war die von Maria Thereſia beantragte Mitregentſchaft ihres Gemahls ein Gegenſtand langen Bedenkens und Erwägens für den Reichstag; die Stände fürchteten eine Gefährdung

des Wahlrechtes der Nation nach dem Tode Marien Thereſiens und ihrer Kinder, eine Beeinträchtigung der Nationalität durch Begünſtigung der Fremden. Endlich erfüllte (am 21. September 1741) der Reichstag den Wunſch der Königin, und nahm ihren Gemahl Franz Stephan zum Mitregenten des Königreichs an, jedoch unter mehreren Bedingungen, welche die geſetzliche Erbfolge und nach deren Beendigung das Wahlrecht der Reichsſtände, den ausſchließlichen Genuß der Majeſtätsrechte für die Königin, das Anſehen des Palatinus und die Untheilbarkeit der Erblande ſicher ſtellten *). Ein dritter Gegenſtand der Verhandlungen zwiſchen Reichstag und Königin war die Wiedervereinigung aller Länder, welche je zur Krone Ungarn gehört und deren Einverleibung. So kam bereits auf dem Reichstag von 1741 die Siebenbürgens, des Temeswarer Banats und Slavoniens zum Vortrag.

Alles dies zuſammengefaßt, ſieht man, wie ſich in Ungarn ein erfreuliches Verhältniß von wechſelſeitigem Vertrauen zwiſchen der Königin und der Nation bilden und befeſtigen mußte. Auf ſolcher Grundlage konnte Maria Thereſia ihre Hoffnungen bauen, und ob der Kurfürſt von Bayern, ob der König von Spanien gegen die ungariſche Königskrönung proteſtirten, die Nation war bereit, in der Stunde der Entſcheidung Gut und Blut

*) Man vergleiche ſpäter den Abſchnitt: „Ungarns Nationalbewegung.“

für die Königin hinzugeben. Und bald ſchlug die verhängnißvolle Stunde, in welcher das Geſchick des Hauſes Oeſterreich entſchieden werden ſollte, in welcher eine Frau einem dichtgeſchaarten Kreiſe von Feinden, die ihren Untergang beſchloſſen, gegenüber ſtand, unverzagt, auf Gott vertrauend und auf die Volkskraft. Solche Stunden leuchten bedeutungsvoll durch die Weltgeſchichte.

Wachſende Gefahr.

Während der König von Preußen mit ſeiner Armee in Schleſien ſtand und dort der kleine Krieg mit abwechſelndem Erfolge fortgeführt wurde, aber auch noch immer die Unterhandlungen zwiſchen ihm und Marien Thereſien unter engliſcher Vermittlung, wenn gleich mit immer geringerer Ausſicht auf einen Abſchluß, fortdauerten, reifte bereits die Frucht des ſchmachvollen Bündniſſes, welches Karl Albrecht von Bayern mit Frankreich geſchloſſen. Durch Veranlaſſung des Mannes, welcher deutſcher Kaiſer, „zu allen Zeiten Mehrer des Reichs,“ werden wollte, ſtand im Juli 1741 ein franzöſiſches Heer unter dem Marſchall Broglio bereit, über den Rhein zu gehen, ein anderes unter dem Marſchall Maillebois an der Maas, das erſtere in der Abſicht ſich mit den Bayern zu vereinigen, deren Kurfürſt, ein deutſcher Reichs-

fürst, den Titel eines Generallieutenants des Königs von Frankreich anzunehmen für eine Ehre hielt! Am 31. Juli stand eine Abtheilung der bayerischen Heeresmacht unter General Minuzzi, welche an die österreichische Gränze gerückt war, dicht vor Passau. Durch Ueberfall wurde diese Stadt eines partheilosen Landesherrn, des Fürstbischofs von Passau, genommen und besetzt, durch den Zwang der Zeitverhältnisse die Gewaltthat zu entschuldigen versucht. Der Bischof mußte den Bayern auch die Festung Oberhaus, welche nur schwach besetzt war, einräumen, erklärte jedoch, daß er nur der Gewalt weiche und gegen das geschehene Unrecht wie gegen jedes künftige feierlich protestire. Karl Albrecht wußte auch diesen Schritt zu entschuldigen; er versicherte den Reichsständen: „die Oesterreicher hätten einen Einfall in Bayern beabsichtigt, und der Bischof ihnen die Feste Oberhaus übergeben wollen; deßhalb sei er genöthigt gewesen, die letztere rasch mit seinen eigenen Truppen zu besetzen". Weßhalb solche Mühe, die Gewalt zu beschönigen? In ähnlicher Weise — eine wahre Verhöhnung Deutschlands — lautete die Entschuldigung Frankreichs, als Marien Theresiens Gesandter, Baron von Wasner, über den Rheinübergang der Franzosen Aufklärung verlangte; nicht blos berief man sich nämlich auf die Verträge mit dem Kurhaus Bayern und die Treue des allerchristlichsten Königs in seinen Verpflichtungen gegen den Kurfürsten, der bei ihm Zuflucht gesucht habe, sondern auch auf die Verpflichtung:

die Schlüsse des westphälischen Friedens in Kraft zu erhalten und die Freiheit der Kaiserwahl zu sichern! Wirklich vollbrachte das im Elsaß stehende französische Heer am 15. August den Rheinübergang und zog dann durch den schwäbischen Kreis, welcher sich Neutralität erbat und erhielt, nach Bayern. Bei Regensburg und Schärding vereinigten sich die Franzosen mit den Bayern und erhielten die bayerische blau-weiße Kokarde; so gab man sie zur Beschwichtigung etwaiger Skrupel des Rechtsgefühls für kurbayerische Truppen aus, wiewohl den Offizieren ihre Befehle nicht im Namen des Kurfürsten, sondern in dem des allerchristlichsten Königs ausgefertigt wurden! Burlesk war es übrigens, wie Dieser durch die bayerische Kokarde sein Gewissen und seine Ehre zu retten suchte; indem diese Kokarde die gegen Oesterreich marschirenden Franzosen in Bayern umwandelte, blieb der allerchristlichste König, wie sein Minister erklärte, noch immer Garant der pragmatischen Sanktion! Der Kurfürst von Bayern, welchem man am Wiener Hofe wohl zu große Ehre anthat, wenn man ihn für einen ehrenwerthen Fürsten hielt, der sich nicht verstellt, „nicht falsch benommen, sich gleich von Anfang demaskirt und honett gehandelt," — dieser Kurfürst von Bayern machte nun, indem er im Begriffe stand, mit bewaffneter Hand in Oesterreich einzufallen, noch einen schwerfälligen Sturmanlauf auf die öffentliche Meinung; seltsam, daß die Fürsten, indem sie doch nur nach den Eingebungen ihres Egoismus handelten, dies immer wie-

der für nicht ganz überflüssig hielten! Keine Ahnung damals von einem großen Todtengericht, von einer geheimnißvoll in der Zukunft harrenden Nemesis; die Mächtigen hatten in einem Leben voll Nichtigkeit keine Zeit, daran zu denken, keine Fiber, die noch stark genug war, bei einem solchen Gedanken sich anzuspannen. Was überkam sie dennoch, was hauchte und streifte leise über ihre Scheitel, daß das Haar sich sträubte? Wohl uns heute, daß wir den urgewaltigen Geist kennen, vor dessen Odem sich die Ohnmacht oder Gewalt wenigstens in sich zusammenkrümmt und zum Zeugniß ihrer selbst die Lüge nimmt, und so, ohne daß sie's weiß oder will, der Wahrheit und dem Recht Zeugniß gibt. Die sogenannten Rechtswaffen Karl Albrechts mußte ihm eine unfreie, bezahlte Gelahrtheit schmieden, welche für die meisten Fürsten damaliger Zeit nur so viel Werth hatte, als sie zu deren Zwecken brauchbar war; so mußte denn auch die Geschichte die todten Fakten, die todten Buchstaben der Urkunden hergeben, damit man die Absichten der Lebenden als rechtlich begründet daraus lesen sollte. Der bayerischen „Deduction, betreffend die Successions- und Substitutions-Rechte des Durchlauchtigen Churhauses Bayern in den Königreichen Hungarn und Böheim, wie auch in dem Erz-Herzogthum Oesterreich und anderen dazu gehörigen Landen," wie auch einer anderen Münchner Schrift „geschichtsmäßige Ausführung, daß von den Zeiten Kaysers Rudolph I. das Recht der Erst-Geburt unter den Erzherzogen von Oesterreich

niemalen beobachtet worden ꝛc. ꝛc." ſtellte man von Wien aus eine 100 Bogen ſtarke „Oeſterreichiſche Beantwortung" entgegen. Karl Albrecht ließ hierauf noch ein Kriegs-Manifeſt ergehen und rückte, nachdem er einen Theil der bayeriſch-franzöſiſchen Armee an der böhmiſchen Gränze aufgeſtellt hatte, mit 40,000 Mann in Oberöſterreich ein, und ohne Widerſtand zu finden, auf Linz los. Die oberöſterreichiſchen Stände wurden zur Huldigung aufgefordert und leiſteten dieſelbe auch ſpäterhin, (12. Oktbr.) obwohl Maria Thereſia ſie dringend abgemahnt und von vorneherein Alles, was zu ihrem Nachtheil vorgehen würde, für null und nichtig erklärt hatte. Am 30. September gingen die Bayern über die Enns und rückten in Unteröſterreich ein. Karl Albrecht, der ſich in ſeinem Beſitzergreifungspatent bereits Erzherzog von Oeſterreich nannte, forderte nun auch bereits die niederöſterreichiſchen Stände und Behörden zur Huldigung auf. Ohne Antwort wurde ſein Trompeter zurückgeſchickt; die alte Kaiſerſtadt, deren Vertheidigung der Feldzeugmeiſter Graf Ludwig Andreas Khevenhüller, Vicepräſident des Hofkriegsraths, leitete, rüſtete eilig und kräftig zum Widerſtand. Jung und Alt griff zu Wehr und Waffen, kein Stand ſchloß ſich aus; wer vom Waffendienſte befreit war, hielt es für eine Schande, ſolche Freiung jetzt zu nützen, da die Landesmutter (ſie befand ſich in Preßburg) in Gefahr, der uraltheilige Verband zwiſchen Fürſtengeſchlecht und Volk bedroht war. In ſolchen Stunden der

Gefahr hat der Oesterreicher stets gezeigt, daß er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, daß ihm das Wort Treue mehr als ein Wort gilt, daß er's mannhaft bethätigt. Der Thronerbe Joseph ward nach Preßburg gebracht, wohin man rasch die Archive geflüchtet, die Dikasterien verlegt. Kein Auge blieb trocken, als die Wiener den jungen Prinzen kurz vor der Abreise noch einmal sahen. Welch ein rühriger Eifer allüberall beim Ausbessern der Festungswerke, beim Abbrechen der hohen Häuser zwischen dem neuen Thor und dem rothen Thurm. Frauen und Mönche legten mit Hand an. Wie freudig schaarten sich die Studenten der Wiener Hochschule, eingedenk jener Tage der Türkennoth, als auch die Studenten die Ersten in der Reihe gewesen, um die Vormauer der Christenheit zu vertheidigen. So bildeten auch die Künstler, so die Hofbefreiten ein eigenes Corps. Jedes Freihaus stellte Mannschaft. Forstmeister, Forstknechte, Jäger und Scharfschützen eilten in die Stadt. Ueberall Trommelwirbel, Kommandoworte, Waffenklirren beim unverdroßnen Einüben des Kriegsdienstes. Soldaten in allen Häusern und verlassenen Palästen; zu allen Thoren herein unabläßig Wagen mit Vorrath. Vergeblich schrieb die verwittwete Kaiserin Amalie an den Kurfürsten um Vergleichsvorschläge; Karl Albrecht erwiederte zwar, daß er solche anzunehmen geneigt sei, wenn er und sein Kurhaus eine gebührende Satisfaktion mit Grund hoffen könne, ließ jedoch seine Truppen immer tiefer in Unteröesterreich

einrücken, und schon erwartete man einen Angriff auf Wien für ganz gewiß, schon erhob sich, wie in Oesterreich, so auch in Tyrol das treue Volk, die Sache der Fürstin zu seiner eigenen machend, — als Karl Albrecht sich plötzlich nach Böhmen wandte und auf Prag loszog.

Einen Beweggrund für diese Veränderung des Angriffsplanes hatte der Kurfürst von Bayern in dem Wunsche, die Krone Böhmens eben so schnell auf seinem Haupte zu wissen, als er sich im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns hatte huldigen lassen; die Veranlassung ward ihm durch den Beitritt des Kurfürsten von Sachsen zur gemeinsamen Sache aller Feinde Marien Thereſiens. Der Kurfürst von Sachsen, oder vielmehr Brühl, sein Minister, der statt seiner regierte, hatte sich bisher, aus Eifersucht auf Preußen, den Marien Thereſien günstigen Höfen von England, Hannover und Rußland zugeneigt; die Irrungen wegen der Mitregentschaft und der Uebertragung der böhmischen Kurstimme an Franz Stephan schienen ohne Belang und Nachhalt. Nun aber, da Maria Thereſia immer mehr bedrängt ward, zeigte sich die ganze erbärmliche Gesinnungs- und Gewissenlosigkeit der damaligen Wirthschaft am sächsischen Hofe. Nun ließ sich Brühl von Belleisle gewinnen, nun trat sein Herr, der Kurfürst, dem Nymphenburger Vertrag bei; nun sollte die projektirte Theilung der Erblande Karls VI. eine Wahrheit werden und Kursachsen dabei Mähren und Oberschleſien erhalten, nun brach (am 5. Novbr.)

eine sächsische Armee von 22,000 Mann, unter dem Grafen Rutowsky, nach Veröffentlichung „der Ursachen, welche Ihro Königliche Majestät in Polen und Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen veranlasset, mit gewaffneter Hand in das Königreich Böheim und andere zu der Successsion weyland Kaisers Karl des VI. Majestät gehörige Lande einzurücken", in Böheim ein und rückte gleichfalls gegen Prag.

Wohl hatte Maria Theresia in Georg II., König von England und Kurfürsten von Hannover, einen Freund und Verbündeten, der ihr noch unter'm 24. Juni die Vertheidigung der pragmatischen Sanktion und die Beförderung der Kaiserwahl Franz Stephans versprochen hatte. Doch Frankreich ließ seine Armee von der Maas durch Westphalen gegen Hannover rücken (wie eine andere in Flandern, und noch eine in der Dauphinée aufstellen) und zum Kampf gegen England in allen Häfen Schiffe ausrüsten. Da sah sich denn Georg II. genöthigt, am 27. September mit Frankreich einen Vertrag abzuschließen, durch welchen er sich verpflichtete, als Kurfürst von Hannover, welches Land für neutral erklärt wurde, die Kaiserwahl Karl Albrechts nicht zu hindern und sowohl Marien Theresien nicht beizustehen, als auch den Unternehmungen ihrer Feinde keinen Widerstand entgegen zu setzen. Die Zahl dieser Letzteren vergrößerte sich durch den Beitritt von Kur-Köln und Kur-Pfalz, Sicilien und Sardinien (mit seinen Ansprüchen auf Mailand). Spanien

rüſtete eine Armee, welche es nach Italien überſchiffen wollte, und welche ſich mit einer neapolitaniſchen vereinigen ſollte. Rußland dagegen wurde ſelbſt durch einen Krieg mit Schweden in Anſpruch genommen und ſomit abgehalten, Marien Thereſien Beiſtand zu leiſten.

Mittlerweile hatte ſich auch Friedrich II. in Schleſien feſter geſtellt. Auf die Nachricht hin, daß ſich in Breslau eine ſehr eifrig öſterreichiſch geſinnte Parthei befinde, welche damit umgehe, in dieſe für neutral erklärte Stadt öſterreichiſche Truppen zu bringen, und daß Neipperg, im Einverſtändniß mit dieſer Parthei, Bewegungen mache, um Friedrich von Breslau abzuſchneiden, beſchloß der Letztere, den Oeſterreichern zuvorzukommen und ſich Breslau's durch einen Handſtreich zu bemächtigen. Es war am 10. Auguſt, als ein Detachement preußiſcher Grenadiere und Dragoner unter dem Befehl des Prinzen von Deſſau vor dem Nikolaithor von Breslau ſtand und den Durchzug durch die Stadt verlangte. Dies wurde nach der gewöhnlichen Ordnung, unter Geleit der Stadtgarniſon, geſtattet, und die preußiſchen Truppen zogen ein, als auch die vor dem Ohlauer Thore geſtandenen Bataillone in die Stadt drangen; raſch beſetzten nun die Preußen das Rathhaus und die wichtigſten Plätze, entwaffneten die Bürger und ſperrten die Stadtthore. Schwerin deutete hierauf den aufs Rathhaus berufenen Aelteſten der Bürgerſchaft die Urſachen an, weßhalb der König von Preußen es für nöthig befunden, Breslau zu beſetzen, ver-

ſicherte die Stadt der königlichen Gnade und nahm ſogleich den Huldigungseid ab. Dieß Ereigniß bewog Neipperg zum Rückzug, ohne daß er jedoch die Geiſtesgegenwart verlor; ſein Augenmerk war nun, Oberſchleſien zu decken, und dies gelang ihm auch. Der kleine Krieg begann aufs Neue; und, wie auch der Erfolg deſſelben wechſelte, — Friedrich II. befand ſich im Ganzen überwiegend im Vortheil. So wies er nun Vorſchläge des Wiener Hofes, welche ihm der engliſche Geſandte zu Ende Auguſts und Anfang Septembers machte, entſchieden ab; anfänglich bot man ihm Niederſchleſien nach einer Linie, die von Greifenberg über Wohlau queer durch das Land ging, ohne jedoch Breslau's zu erwähnen, und mit der Klauſel, daß Maria Thereſia nur vierzehn Tage an dies Erbieten gebunden ſein wollte; ſpäter (am 8. Septbr.) ganz Niederſchleſien nebſt Breslau. Friedrich erwiederte lakoniſch: „der Kurfürſt von Bayern wird Kaiſer, und Maria Thereſia muß ſich entſchließen, die ganze Härte ihres Schickſals zu ertragen.“ Er ſprach von der Unverletzlichkeit, von der Unlösbarkeit ſeiner feierlichen Verpflichtungen gegen Frankreich und Bayern, zeigte ſich entrüſtet darüber, daß man ihm zumuthen könne, an ſeinen Freunden zum Verräther zu werden, und war dennoch, wie es ſich bald darauf zeigte, insgeheim keineswegs abgeneigt, durch eine Vereinbarung mit Marien Thereſien ſeine unabhängige impoſante Stellung zu den übrigen Mächten zu behaupten, den Beſitz ſeiner Eroberung ſich

zu ſichern. Einſtweilen ſetzte er klug ſeine kriegeriſchen Operationen fort. Am 26. September ging er über die Neiße; die Eroberung der gleichnamigen Feſtung war ſein nächſtes Ziel, der Beſitz derſelben — der Schlüſſel Schleſiens.

Während nun Maria Thereſia ihre Truppen in Schleſien gegen die Preußen vollauf beſchäftigt ſah, vermochte ſie dem Andrang ihrer Feinde von anderwärts keine Streitkräfte entgegenzuſetzen, und ſo ergab ſich die Frage, ob ſie entweder Schleſien den Fortſchritten der Preußen, oder dagegen Oeſterreich, Böhmen und Mähren der franzöſiſch-bayeriſchen Armee preisgeben ſollte. Wahrlich: Oeſterreich, Böhmen und Mähren waren nicht minder koſtbare Perlen, als das geliebte Schleſien. So kam denn zu bedenken, ob Maria Thereſia Unterhandlungen mit Frankreich verſuchen oder nicht doch lieber den Preußenkönig durch Zugeſtändniſſe aus einem gewaltigen Feind zu einem gewaltigen Freunde und Bundesgenoſſen wider die Schaar ihrer Gegner machen ſollte.

Bevor ſie jedoch nach den ſchroffen letzten Antworten und Erklärungen Friedrichs einen ſolchen Schritt that, — und um ihn mit deſto größerem Nachdruck thun zu können, wendete ſie ſich an Nationalgefühl und Nationalkraft. Sie brachte einer Nation, die ſie beherrſchte, ihr ganzes Vertrauen entgegen, und als ſchönen Entgelt bot ihr dieſe hochbegeiſtert die volle Treue. Nie trug fürſtliche Noth reichere Segensfrucht. Aus jenen Wetterwolken, unter deren Schatten Maria Thereſia, von allen Fürſten aufgegeben,

ſich an's Herz eines Volkes flüchtete, brach für den ganzen öſterreichiſchen Staatsverband der helle Sonnenſchein einer neuen Idee hervor, der Idee, daß der Fürſt nicht blos ſteht für das Volk, ſondern auch durch das Volk, daß auf Treue des Fürſten alles Vertrauen des Volkes ruht, daß der Fürſt durch dies Vertrauen unüberwindlich iſt, daß alſo der geheime Zauber, der beide, Fürſt und Volk, unauflöslich verbindet, nur in wechſelſeitiger Achtung der Rechte wurzelt. Daß Maria Thereſia dies Regenbogenzeichen der neuen Zeit erkannte, iſt mehr als ein Beweis ihrer praktiſchen Klugheit, es iſt ein Beweis von freierer Weltanſchauung, von Hochherzigkeit des Charakters, die durch die Noth wohl aus der Knospe entfaltet, aber nicht erſt geſchaffen werden kann. So fielen die letzten Ueberbleibſel des ſpaniſchen Regierungsmaßſtabes zuſammen, den die Habsburger mit geringer Ausnahme ſeit langer Zeit an die Verhältniſſe der Regierten angelegt; ſo verblich der eitle und thörichte Nimbus jener despotiſchen Unnahbarkeit der Majeſtät vor dem reineren Ideal der Monarchie.

Ungarns Nationalbewegung.

Es war am 11. September, als Maria Thereſia, in ungariſche Nationaltracht gekleidet, im Schloſſe zu Preßburg in Mitten der Reichsſtände erſchien, welche ſich auf ihre Einladung daſelbſt verſammelt hatten. Nachdem ſie ſich auf dem Throne niedergelaſſen, nahm der Kanzler das Wort und ſprach: „Wie die Königin nach ihrer erſehnten und mit allgemeiner Freude glücklich vollendeten Krönung keinen höheren Wunſch gehabt, als daß Ungarn in Frieden, Rechten und Freiheiten für alle Zeit erhalten und zu noch reicherer Fülle alles Segens gebracht werde, ſo habe ſie mit feſter Zuverſicht gehofft, daß auch ihre übrigen Erbſtaaten erwünſchter Ruhe ſich fortdauernd erfreuen würden. Dieſe Hoffnung wurde jedoch getäuſcht, und weder die Bande des Blutes, noch unzweifelhaftes Erbrecht, noch Verträge ſchützten vor Angriffen; der ganzen ſeit ſo vielen Jahrhunderten blühenden Monarchie drohe gleichſam in Einem Augenblick Gefahr, ſelbſt die Reſidenz der Königin ſei nicht mehr ſicher, und der Kurfürſt von Bayern habe alle Erbſtaaten und darunter auch Ungarn mit ungerechten Anſprüchen verletzt. Alles dieſes habe die Königin ihren verſammelten getreuen Ständen nicht verbergen, ſondern ſie vielmehr ſicher ſtellen wollen, daß ſie in ſolcher Bedrängniß ihr theures ungariſches Reich nicht zu verlaſſen gedenke; für jeden, ſelbſt den unverhofften Ausgang der Dinge wolle ſie ihre Perſon,

ihren Hof und ihre heilige Krone der Treue und dem erprobten Eifer, dem Ruhm der Ungarn anvertrauen. Sie gebe sich der festen, unzweifelhaften Hoffnung hin, daß die Stände mit Einstimmigkeit der Beschlüsse und vereinten Kräften Alles anwenden würden, um den feindlichen Angriffen rasch zu begegnen und ihre, des Hofs und der Krone Sicherheit auch für den äußersten Fall zu vertheidigen." Nach diesem Vortrag richtete Maria Theresia selbst folgende Worte (in lateinischer Sprache) an die Versammlung: „Die betrübte Lage Unserer Angelegenheiten ist von der Art, daß Uns von allen Seiten Gefahren umgeben; da nun diese auch insbesondere Unserem theuren Königreich Ungarn Verderben drohen, so wollten Wir dies den edlen Ständen desselben nicht unverborgen lassen. Es handelt sich um die Sicherheit der Krone dieses Reiches; es handelt sich um Unsere Person und um Unsere Kinder. Von Allen verlassen wenden Wir Uns deßhalb an die Waffen, an die alte Tugend und die kampfmuthige, in so vieler Geschichten Denkmalen berühmte Treue der Ungarn. Ihr vertrauen wir Uns und Unsere Kinder an; auf die Ungarn setzen Wir all Unsere Hoffnung, und sind der festen Zuversicht, daß sie bei diesen Zeitumständen, die keine Säumniß gestatten, bei dieser Gefahr Uns Rath und alle mögliche Hülfe nicht versagen werden."

Wie schlicht diese Worte auch waren, mächtig bewegten sie die Versammlung der Stände. Da standen die Zierden, die Vertreter einer großen herrlichen Nation, diese Männer,

deren Namen seit uralten Zeiten geschichtliche Bedeutung hatten; was die Nation je Herrliches gethan, die Ahnen dieser Männer hatten es mit vollbracht, an deren Vertrauen jetzt die Königin appellirte, deren Arme zur Abwehr schnöder Unbill, zur Vertheidigung der Kinder jetzt die schöne verlassene Frau, die Mutter, welche eine neue Hoffnung ihrer Völker unter dem Herzen trug *), in Anspruch nahm. Als sie bei den letzten Worten die Thränen nicht zurückhalten konnte, — ein kurzer Moment, dann hatten ihre Züge wieder den Ausdruck vollkommner Ruhe, es war der Abglanz des Seelenadels, die Sicherheit eines großen Gemüthes, — da blieben auch die Männeraugen nicht trocken, da riefen Alle begeistert aus Einem Herzen und wie aus Einem Munde: „Blut und Leben für die Königin!“ und blitzend flogen alle Säbel aus der Scheide. In kurzer, feuriger, gewichtiger Rede sprach darauf der Primas im Namen des Reichs: „das Reich“ sagte er, „ist der Körper, als dessen Seele gilt Ew. Majestät; sie kann von jenem nicht getrennt werden; alle Kräfte und Fähigkeiten, Wesen, Blut, Sinne, Verstand, Rath, Hülfe und Leben der Königin hinzugeben sind die Stände bereit.“ So leidenschaftlich war die Erregung, daß in der Versammlung sogar Verwünschungen gegen die deutschen Minister laut wurden, „welche die beste Königin durch falschen Rath so bis zum äußersten Rande des Unglücks gebracht, indem

*) Die Erzherzogin Christina.

sie dieselbe zu überreden gesucht, daß sie die Ungarn nicht für sich bewaffne; denn hätte man diesen gleich die ersten Anzeichen des drohenden Sturmes mitgetheilt, so wäre man dem Feinde rasch mit um so gewisserer Siegeshoffnung entgegengetreten."

In dieser Stimmung war es, daß der Reichstag (hauptsächlich durch Vermittlung des Primas und des Palatinus) den Wunsch Marien Theresiens in Betreff der Mitherschaft Franz Stephans erfüllte. Zu glücklicher Stunde kam am Tage, bevor der Großherzog von Toskana der Nation den Eid als Mitregent leisten mußte, der junge Thronerbe Joseph in Preßburg an (20. Septbr.) Franz Stephan gelobte, indem er im großen Rittersaale den vorgeschriebenen Eid, dessen Formel ihm der Primas vorgelesen, abgelegt, der Königin und dem Reiche Blut und Leben zu weihen. Ein Lebehoch erscholl, als sie plötzlich den Erzherzog Joseph in ihren Armen erhob und der Versammlung zeigte.

Diese Begeisterung belebte Maria Theresia fortwährend durch persönliche Auszeichnung der verdienstvollsten Männer Ungarns. So nannte sie den würdigen Palatinus Palfy „Vater"; fast jeden Vormittag und Nachmittag zog sie ihn zu Rath, nöthigte ihn zu sitzen, und ließ den jungen Erzherzog Joseph bringen, den dann der Greis auf den Schooß nahm.

Schnell zeigten sich die Folgen der Begeisterung, welche Maria Theresia für sich erweckt. Die Stände erklärten:

„sie hätten keinen Mangel an Geld, fehlte es aber daran, so wären sie bereit, ihr Silbergeschirr in die königliche Münze zu liefern und wenn dies nicht hinreiche, so würde man im Fall der äußersten Noth die Kirchenschätze zu Hülfe nehmen." Zum Schutz der geliebten Königin erhob sich, von den Ständen bewilligt, die Insurrektion im ganzen Reich; ein alterthümliches Institut in dem Lande, wo Gold wächst und Eisen gilt, wo der Adel im Waffendienst Ehre sieht, persönliche Tapferkeit einsetzt und seinen ganzen Stolz drauf stellt, seine pflichtigen Haufen voll wilder Kampflust in's Feld zu führen. Wie zäh die Stände, an ihren alten Rechten hängend, jeden Buchstaben prüfend und leidenschaftlich vertheidigend, die einzelne Persönlichkeit beim gemeinsamen Werk schroff ausprägend, bei der Berathung im Reichstag waren, — so unglaublich rasch gedieh, als einmal der Beschluß gefaßt, jetzt das Werk der Insurrektion und die verlassene junge Fürstin, welche von ihren Feinden nur noch „Großherzogin von Toskana" genannt wurde, welche nicht wußte, an welchem Orte sie sicher vor ihren Feinden und ruhig ihre Niederkunft erwarten sollte *), welcher kein tüchtiger Minister, kein hinreichender Schatz zu Gebote standen, — sie hatte jetzt plötzlich ein wie aus der Erde gestampftes Heer zur Verfügung, voll roher Urkraft, fremd an Tracht, wild von Aussehen, zusammengeweht von

*) So schrieb sie ihrer Schwiegermutter, der Herzogin von Lothringen.

allen Strömen her, welche Ungarn durchrinnen, aus allen Stämmen, die es bewohnen, zwei und zwanzig tausend Mann Fußvolk, von der Bauernschaft gestellt, vierzehn tausend Serbier, sechstausend Siebenbürger, dann fünfzehntausend Mann zu Roß, (lauter Edelleute oder deren Stellvertreter), dazu nun noch die wilde Freischaar der Panduren, Gesellen, bis an die Zähne bewaffnet, wie Räuber von Ansehn, Lust und Art, ohne Zucht und Erbarmen, Schrecken vor ihnen und Verderben hinter ihnen als Spur.

Es konnte nicht fehlen, daß die großartige Nationalbewegung die Aufmerksamkeit von Marien Theresiens Feinden auf sich zog, daß diese dieselbe zu entkräften suchten. So sandte Friedrich II. den Grafen Marwitz an die Ungarn, mit Versicherungen, wie hoch er den treuen Heldensinn derselben schätze, wie er aber auch unter den obwaltenden Verhältnissen ihre Bewaffnung für unangemessen und zweckwidrig halte; hiebei ließ er die Drohung einfließen, wie sehr er es beklagen würde, wenn er sich genötigt fände, seine vom Glück gekrönten Waffen gegen eine so edle Nation zu wenden. Die Sendung Marwitzens hatte indessen nicht den geringsten Erfolg. Im Interesse Kurbayerns erschien pseudonym eine Schrift: „Schreiben Irenici von C., eines ungarischen Edelmanns, an die Großen des Königreichs Ungarn, um sie freundschaftlich zu ermahnen, wider den Kurfürsten von Bayern und die mit ihm verbundenen Könige und Prinzen nicht unbedachtsamer Weise die Waffen

zu ergreifen"; *) es gelang derselben jedoch nicht, die Theilnahme der Nation für Maria Theresia zu schwächen und statt deren eine für Bayern zu erwecken, dessen Kurfürst den Ungarn zum König empfohlen wurde, mit der Aussicht daß ihnen dann das deutsche Reich, dessen Krone Karl Albrecht bestimmt sei, im Falle der Noth beistehen würde. Im Falle der Noth haben die Ungarn immer sich selbst zu helfen gewußt, weil Deutschland — schmählich genug! — es stets vergaß und verabsäumte, seine natürliche Vormauer gegen seine natürlichen Feinde im Osten zu stützen und zu vertheidigen.

Vertrag von Klein-Schnellendorf.

Die Unterhandlungen mit Frankreich hatte Maria Theresia bald abgebrochen. Durch die Verhältnisse gedrängt, durch Wartenstein noch mehr gegen Frankreich eingenommen, neigte sie sich nun wieder der Idee zu, sich mit Friedrich II. gütlich zu vereinbaren und ihm Nieder-Schlesien mit Breslau zu überlassen, um, auf dieser Seite sicher, mit ihrer ganzen Macht ihren übrigen Feinden entgegeneilen zu können. Dies stimmte nun auch

*) Eine Entgegnung erschien später unter dem Namen eines Stephan Jagazhazy von Szabadszawa.

mit Friedrichs Wünschen überein, wie mit seiner Politik. Konnte er sich über die lächerliche Eitelkeit Belleisle's auf seine feine Weise lustig machen, so mußte ihn doch das unverholene Benehmen des französischen Kabinets in Bezug auf Deutschland überhaupt nur verletzen. Dann diese deutschen Bundesgenossen, die Kurfürsten von Bayern und Sachsen! Friedrich wußte wohl, wie eifersüchtig man am sächsischen Hofe auf Preußen war. Nun machten beide Kurfürsten Anstalten sich zu vereinigen, um — das ganze Erbe der Habsburger unter sich zu theilen, und Friedrich konnte mit Recht besorgen, daß Karl Albrecht, wenn ihm Böhmen zu Theil würde, auch auf Schlesien Ansprüche machen werde. Es mußte ihm daran liegen, sich Schlesiens Besitz zu sichern, und wie er bei der Wahl der Mittel immer die Erhöhung seines Hauses als obersten Zweck voranstellte, so konnte er sich jetzt nicht lange besinnen, das geeignetste zu ergreifen, wodurch er für das Ergebniß der bloßen That auch noch den Titel eines Rechts erhielt. Dies war längst seine Absicht, und wenn er sich jetzt den Anschein gab, als zögre er, gemachte Anerbietungen anzunehmen, so beweist dies weniger eine Gewissenhaftigkeit in Bezug auf seine Verbündeten, als ein großes Talent: seinen Zweck auf die geschickteste Weise und mit dem besten Anstand zu verfolgen. Unermüdlich übernahm England abermals die undankbare Rolle des Vermittlers und bot ihm, wie gesagt, die Abtretung Niederschlesiens und Neisse's, wenn er vom Kriege abstehen wolle. Er verlangte ganz

Schleſien bis an die Neiſſe nebſt Breslau und den Feſtungen Neiſſe und Glaz, und jenſeits der Oder die alten Gränzen zwiſchen Brieg und Oppeln, und vor Allem: Erledigung der ganzen Angelegenheit binnen 12 Tagen; Schleſien ſollte durchaus unabhängig von Böhmen ſein, — in Bezug auf den Kultus Alles im gegenwärtigen Stand bleiben. Vor allem ſuchte ſich Friedrich ſicher zu ſtellen, um nicht am Ende zwiſchen zwei Stühlen zu ſitzen. Er traute dem Wiener Hofe nicht vollkommen, denn er wußte, daß der Kardinal Fleury geheime Verbindungen mit Herrn von Stainville, dem Miniſter des Großherzogs Franz Stephan, unterhielt, und geneigt war, Frankreichs Bundesgenoſſen preiszugeben, wenn ihm der Wiener Hof Luxemburg und einen Theil von Brabant antrüge, und wollte deßhalb nicht auf Knall und Fall mit ſeinen bisherigen Verbündeten brechen. Deßhalb bedingte er ſich, wenn er auch die Einleitung einer Unterhandlung mit Marien Thereſien nicht verhehlen konnte, bei derſelben, welche am 9. Oktober zwiſchen ihm, Neipperg, dem öſterreichiſchen General Lentulus, dem Oberſten Golz und dem engliſchen Geſandten Hyndford im Schloſſe Klein-Schnellendorf ſtattfand, die ſtrengſte Geheimhaltung des Vertrages und erklärte ſich von demſelben entbunden, ſo wie der Wiener Hof das Geheimniß im Mindeſten an den Tag bringen würde. Der König verlangte, daß man — der Verbündeten wegen — den kleinen Krieg zum Schein noch fortführen

solle, ebenso die Belagerung Neisse's, dessen Uebergabe nach 14 Tagen nach allem Brauch stattzufinden habe; die Besatzung erhalte freien Abzug; wenn dies geschehen, wolle er weder Marien Theresien, noch den König von England, noch sonst einen ihrer Bundesgenossen feindselig behandeln und Neippergs Rückzug aus Schlesien nicht hindern; übrigens bedingte er sich noch den Abschluß eines Definitivvertrages vor Ablauf des Jahres, und ließ zur Vorsicht den englischen Gesandten erklären: „die Unterhandlungen seien vergeblich gewesen". Während er so seine Verbündeten zu täuschen versuchte, versicherte er Marien Theresien und ihren Gemahl seiner lebhaftesten Theilnahme. Man hat keinen Grund, seine eigene Versicherung zu bezweifeln, wenn er als Motiv seines Benehmens anführt, daß er durch Unterdrückung Oesterreichs nicht eine Ueberlegenheit Frankreichs begründen, nicht aus dem Verhältniß eines selbstständigen Verbündeten in das eines abhängigen Dieners übergehen wollte; außerdem fand er auch durch diese Abkunft Zeit zur Verstärkung seines Heeres.

Neipperg zog nun sogleich mit seiner Armee von Neisse über Jägerndorf nach Mähren, und Neisse wurde schon am 31. Oktober von dem Kommandanten St. André den Preußen übergeben; am andern Tage begab sich Friedrich selbst in die von den Oesterreichern verlassene Festung. Am 4. November kam er nach Breslau und am 7. nahm er in dem Fürstensaale des Rathhauses daselbst die Huldigung des Landes entgegen. Ein charakteri

ſtiſcher Zug war dabei, daß Friedrich, da der Marſchall das Reichsſchwert, das er halten ſollte, vergeſſen hatte, ihm raſch ſeinen eigenen Degen, denſelben, mit dem er Schleſien erobert hatte, zu dieſem Ende überreichte, die Verſammelten leiſteten den Eid und küßten den Degenknopf. Unwillkührlich erinnert man ſich dabei an die Art, wie ſich Rudolf von Habsburg bei der Belehnung der Reichsfürſten aus einer ähnlichen Verlegenheit zog; da das Scepter fehlte, nahm Rudolf das Kreuz von dem Altare!

Maria Thereſia hatte gehofft, durch die Uebereinkunft von Kleinſchnellendorf eines gefährlichen Gegners ledig zu werden, um nun ihre Kriegsmacht ungeſtört zur Vertheidigung Böhmens und Mährens verwenden zu können. Unglücklicher Weiſe wollte man von Seiten des Wiener Hofes den Vertrag mit Preußen als ein Mittel benutzen, um die Gegner dadurch in Schach zu halten, und verletzte deßhalb jene Bedingung, auf welche Friedrich II. ſo großes Gewicht legte, nämlich die Geheimhaltung des Vertrages, nur allzubald. Friedrichs Miniſter des Auswärtigen, Graf Podewils, fand bei ſeiner Durchreiſe durch Dresden den Marſchall Belleisle bereits davon unterrichtet und in furchtbarſter Entrüſtung, er hörte: ganz Dresden ſei mit Briefen überſchwemmt, worin die Sachſen gewarnt wurden, ihren Marſch nach Böhmen anzutreten, weil ſich der König von Preußen, der ſich mit Marien Thereſien verſöhnt habe, zu einem Einfall in die Lauſitz rüſte. Schon ſchwankte der talentloſe Brühl, und nur der Feſtigkeit des Grafen

Podewils gelang es, den Marsch der sächsischen Truppen nach Böhmen dennoch durchzusetzen. Zürnend verlangte nun Friedrich II. raschen Widerruf und alsbaldigen Abschluß eines vollen Friedens. Dies verzögerte sich, und wie sich die Verhältnisse mittlerweile gestalteten, mochte es ihm am Ende nicht einmal unangenehm sein, daß er durch den Bruch jener Bedingung (wiewohl der Wiener Hof leugnete, ihn veranlaßt zu haben) seiner Verpflichtungen entbunden war. Er schloß am 4. November zu Breslau einen geheimen Vertrag mit Karl Albrecht von Bayern und versprach demselben allen Beistand zur Erlangung der Kaiserwürde, ließ sich dagegen von dem künftigen Kaiser das Privilegium de non appellando in seinen sämmtlichen deutschen Staaten, Stimme im Reichsfürstenrath wegen Mörs, unentgeldliche Erhebung der Grafschaft Teklenburg zum Fürstenthum und Sitz auf der Fürstenbank, freie Werbung im Reich und statt der bisherigen Anrede: „Ew. Liebden" den Titel „Ew. Majestät" und „Großmächtigster" versprechen; in kaiserlichen Schreiben an den König von Preußen sollte das Reichsoberhaupt sich nicht mehr der Ausdrücke „befehlen und gebieten" sondern „freundbrüderlich ansinnen" bedienen.

Fortschritte der Feinde in Böhmen und Mähren:

Am 24. Oktober ging Karl Albrecht, welcher den Augenblick nicht erwarten konnte, in welchem er die Königskrone Böhmens auf seinem Haupte tragen würde, mit einer Heeresabtheilung bei Mautern über die Donau und rückte in Eilmärschen nach der böhmischen Gränze; 15,000 Mann blieben unter Segür zur Behauptung Oberösterreichs zurück. Schon am 25. October rückte General Minuzzi mit einer andern Heeresabtheilung über Waldmünchen in Böhmen ein, und vereinigte sich bei Pilsen mit den Franzosen, die den Weg durch die Oberpfalz genommen hatten. Im November kam die Hauptmacht unter dem Grafen Törring. In der Mitte des genannten Monats geschah die Vereinigung, und nun zog die Armee auf Prag los, in dessen Nähe sie sich aufstellte. Bald darauf (24. November) lagerten auch die sächsischen Truppen, durch französische verstärkt, auf der andern Seite vor Prag, und die Hauptstadt Böhmens war nun vollkommen eingeschlossen. Sie war wohl befestigt und mit Vorrath versehen, und wenn gleich die Besatzung im Verhältniß zur Ausdehnung der Stadt nicht groß genug war, (sie zählte nur 3000 Mann) so hoffte doch der Kommandant, Baron Ogilvi, bei dem Beistand der bewaffneten Bürger und Studenten, und bei der für die Belagerer ungünstigen Jahreszeit, den wichtigen Platz so lange halten zu können, bis der Großherzog Franz

Stephan mit seinem stattlichen Heere zum Entsatze herbeieile, wie dies denn auch in naher Aussicht stand. Deßhalb erwiederte Ogilvi auf die an ihn ergangene Aufforderung, den französischen Truppen freien Ein- und Durchzug zu gewähren: „er habe bei Annäherung fremder Truppen keinen andern Befehl, als die Stadt Prag wider jeden feindlichen Angriff bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und er wolle dem Erzhause die Treue, die er demselben von früher Jugend an gewidmet, auch im Alter bethätigen." Alle jene kurz vorher erwähnten Umstände bestimmten nun auch die Feldherrn der Verbündeten und den Kurfürsten von Bayern, Prag nicht zu belagern, sondern es wo möglich durch einen nächtlichen Ueberfall zu erobern und diesen sobald als thunlich zu unternehmen. Die Nacht vom 25. auf den 26. November wurde dazu bestimmt. Eine Stunde nach Mitternacht vernimmt die Besatzung plötzlich Lärmen auf der Kleinseite; französische Truppen haben aus den eröffneten Laufgräben einen Angriff gethan. Während nun der größte Theil der Besatzung sich eilig nach dem Strahower Thore hinwendet, um dem Feinde, dessen ganze Macht man dort vermuthet, Widerstand zu leisten, führt Graf Moriz von Sachsen *) die Franzosen zum Sturm der Neustadt, Graf Rutowsky eine Abtheilung von Sachsen an das Karlsthor der Kleinseite,

*) Ein natürlicher Sohn des Königs von Sachsen, wie Graf Rutowsky, Graf Tosel und der Chevalier von Sachsen.

Generallieutenant von Jasmund eine andere auf die Inseln bei der Neustadt. Zwischen drei und vier Uhr bricht von allen drei Seiten zugleich der Sturm los. Graf Cosel führt das erste Bataillon Grenadiere an das Karlsthor, sie durchmessen glücklich den Graben, und legen die Sturmleitern an. Ein mörderisches Feuer empfängt sie von den Wällen herab, aber die andern Bataillone rücken nach, da ist an kein Wanken und Weichen zu denken, und endlich krönt das Glück Wagniß und Ausdauer, sie gewinnen, sie behaupten den Wall. Die Sieger dringen in die Stadt und rasch werden Straßen und Markt der Kleinseite besetzt. Inzwischen gelangen neue Bataillone, von Jasmund und Rochau geführt, unter nicht geringen Schwierigkeiten und Mühsalen durch zwei Mühlgräben in die Neustadt. Von der Uebermacht umringt, gibt die Besatzung bald den Widerstand auf und sich gefangen, und so sind die Feinde mit Tagesanbruch Herren der Hauptstadt des Königreiches Böhmen. Die Plünderung wurde verboten und stolzfreudig zog der Kurfürst von Bayern am anderen Tage im Königsschlosse ein.

Nur noch drei Wegstunden von Prag stand der Großherzog Franz Stephan mit seinem Heere, als er die unwillkommene Kunde erhielt. Da er Prag nicht mehr retten konnte, hielt er es nicht für rathsam, die Verbündeten anzugreifen, und zog sich vorsichtig jenseits der Moldau hinter Budweis in eine sumpfige Gegend zurück; der rechte Flügel des österreichischen Heeres unter dem

Fürſten Lobkowitz trennte ſich von der Hauptmacht und rückte nach Deutſchbrod. Beide Theile ſuchten ſich in Böhmen zu halten, um den Feind dort zu beſchäftigen, da, wie wir in Kurzem ſehen werden, mittlerweile ein Angriffskrieg Oeſterreichs gegen Bayern, mit aller Energie und großer Umſicht entworfen, im Werke war. Karl Albrecht verſäumte es in allzuvoreiliger Selbſtgefälligkeit, die Vortheile auszubeuten, welche ſich an den erſten glücklichen Erfolg knüpfen ließen. Die Bayern und Franzoſen beſetzten Prag, als ſei mit dem Beſitz dieſer Stadt Alles gewonnen; nur die Sachſen verfolgten Lobkowitz bis Deutſchbrod, welches ſie am 23. Januar des folgenden Jahres einnahmen, nachdem Lobkowitz die Stadt in der Nacht vorher verlaſſen hatte, und gegen Iglau in Mähren gerückt war. Vergeblich verſuchte Franz Stephan gegen Ende des Jahres 1741, Iglau den Feinden wieder abzunehmen. Ein bemerkenswerther Umſtand von Seiten Oeſterreichs war die Entfernung Neippergs vom böhmiſchen Heere (auf Betrieb des Prinzen Karl von Lothringen; übrigens wurde er durch den Einfluß Franz Stephans zum Oberbefehlshaber der öſterreichiſchen Truppen in den Niederlanden ernannt.

Karl Albrecht überließ ſich indeſſen ſtolzer Zuverſicht und allen Freuden an der Zurſchauſtellung ſeiner leichterrungenen neuen Königswürde. Am 7. Dezember ließ er ſich in Prag zum König ausrufen; da ſchritt, von der

bayerischen Leibwache zu Roß umgeben, der Herold Joseph Kunz *) durch die Straßen, mit stattlichem Federbusch auf dem Haupt, den Stab in der Rechten und das böhmische Wappenschild in der Linken; aber keine Stimme erhob sich zu freudigem Zuruf, als er vor jedem Rathhause unter Trompeten- und Pauken-Schall ausrief, daß Kurfürst Karl Albrecht König von Böhmen sei; und als vor dem Neustädter Rathhause der silberne Löwe, der an der Spitze des Heroldsstabes befestiget war, in den Koth fiel, galt dies Vielen als ein schlimmes Vorzeichen für die Zukunft des neuen Herrschers. Karl Albrecht ernannte den Grafen von Bayern, seinen natürlichen Stiefbruder, zum obersten Befehlshaber von Prag und errichtete dann eine Statthalterschaft unter dem Namen einer Deputation, an deren Spitze Philipp Krakowsky, Graf von Kolowrat stand. Viele hohe Würdenträger des Reiches, wie Oberstburggraf, Oberstlandhofmeister, Oberstlandmarschall u. s. w. hatten theils vor der Ankunft des Feindes die Stadt verlassen, theils verließen sie dieselbe jetzt. Am 19. Dezember nahm Karl Albrecht, nachdem er dem durch den Erzbischof von Prag, Grafen von Manderscheid, abgehaltenen Hochamt in der Schloßkirche beigewohnt, den Ständen des Königreiches feierlich die Huldigung ab. Der Eid wurde in deutscher und böhmischer Sprache abgelesen; die Land-

*) Er war böhmischer Kanzellist bei der Statthalterschaft gewesen.

tagsproposition geschah in französischer; Karl Albrecht verlangte von den böhmischen Ständen für das erste halbe Jahr 6 Millionen Gulden. Mehr als die Ordnung dortiger Zustände und als die Befestigung seiner Herrschaft nahmen glanzvolle Feste sein Dichten und Trachten in Anspruch; er liebte an der Krone nur den Glanz, den Schein, für die Bedeutung derselben hatte er keinen Sinn. Da war nun der Franzose Belleisle der rechte Mann, in dessen Gesellschaft sich Karl Albrecht, wie jener sich bei diesem, behaglich fühlen mochte. Beide eilten noch im Dezember 1741 von Prag nach München, Karl Albrecht von dort nach Mannheim, wo er froher Botschaft von Frankfurt wartete, um am Ziele seiner Wünsche zu stehen. Die Krone, welche Karl der Große, welche Ludwig der Bayer getragen, auf dem Haupte dieses Karl Albrecht! Seine Wahl war der offenkundigste Beweis von dem schmachvollen Zustand, zu welchem die deutsche Reichsverfassung herabgesunken. Der spanische und der französische Einfluß, der Vertrag mit Friedrich II. von Preußen, die Neutralitätsverpflichtung, welche Georg II. von England als Kurfürsten von Hannover band, entschieden zu Gunsten Karl Albrechts. Nicht umsonst hatte man die Ausübung der böhmischen Kurstimme durch Marien Thereſien als Königin von Böhmen und den Mitregenten Franz Stephan nicht zulassen wollen, jene suspendirt und das Quartier der betreffenden Gesandtschaft während der Wahlzeit durch den Reichs-Quartiermeister verschlossen. Von den Kur-

ſtimmen waren ohnehin drei, Köln, Bayern und Pfalz, durch Wittelsbacher beſetzt.

Lächelnd überblickte Friedrich II. in ſeinem geiſtigen Uebergewicht dieſe Verhältniſſe und ging mittlerweile ruhig ſeinen eigenen Weg, indem er den Krieg gegen ſeine ſtandhafte Gegnerin fortführte. So wie ſich die öſterreichiſche Armee aus Mähren nach Böhmen gezogen hatte, rückten die Preußen unter Schwerin aus Oberſchleſien nach Mähren ein, und eroberten Troppau, Freudenthal und Olmütz (27. Dezember). Im Januar des folgenden Jahres nahm der Erbprinz von Deſſau die Grafſchaft und Feſtung Glatz (9. Januar) und bezog dann Winterquartiere in Böhmen. Der König ſelbſt, welcher ſeine eigenen Truppen bei einem Feldzug zur Eroberung Mährens für Sachſen ſchonen wollte, hatte ſich nach Dresden begeben, um den Kurfürſten (gegen den Einfluß Brühls) zu bewegen, daß er eine ſächſiſche Armee zu jenem Zwecke beſtimmte, welche mit den preußiſchen Truppen den Feldzug beginnen ſollten. Die erſten Erfolge in Mähren waren vom Glück begünſtigt, Iglau und Znaym ergaben ſich, preußiſche Reiter ſprengten verwegen nach Oeſterreich, ſtreiften bis an die Donau, bis Stockerau in der Nähe der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien. Immer mehr ſchien es, daß Mährens Beſitz für Marien Thereſien bald verloren ſein würde, zumal als Friedrich auch zur Belagerung Brünn's Anſtalten machte. Nun aber zeigte ſich immer mehr, wie

wenig er auf die Sachſen rechnen konnte. Der Kurfürſt Auguſt verweigerte das von Friedrich verlangte, zur Belagerung Brünns benöthigte Geſchütz, wegen Geldmangels! Die Führer der ſächſiſchen Truppen verweigerten Gehorſam. Nicht einmal das Herannahen einer öſterreichiſchen Armee von 40,000 Mann, welche Prinz Karl von Lothringen zum Entſatze Brünns herbeiführte, vermochte die ſächſiſchen Generale, ſich einträchtig und vertrauensvoll den Vorſchlägen des Königs von Preußen zu fügen. Unter ſolchen Umſtänden beſchloß dieſer, Mähren zu verlaſſen, nach Böhmen zu ziehen und ſeine Sache allein durchzufechten.

Doch wenden wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit von dieſem Schauplatze des Kampfes und von dem bedeutendſten Feinde Marien Thereſiens ab, um dieſe Letztere ſelbſt in ihrem Benehmen zum deutſchen Reich und zu Karl Albrecht von Bayern näher in's Auge zu faſſen.

Marien Thereſiens Benehmen bei der Kaiſerwahl.

Schon bei den erſten Verhandlungen wegen der böhmiſchen Kurſtimme, als Karl Albrechts Miniſter, Graf Törring, ihrem Geſandten für Kurböhmen das erbetene ſichere Geleit in einer allen Anſtand verletzenden Weiſe abſchlug, hatte Maria Thereſia, mit Anziehung der betref-

fenden Stelle aus der goldenen Bulle, ihr Recht energisch vertheidigt; ebenso hatte sie später durch ihren Gesandten Baron Prandau, gegen die Suspension der böhmischen Kurstimme protestirt und durch die österreichische Gesandtschaft zu Regensburg einen „aktenmäßigen Unterricht, die kur-böhmische Wahlstimme und deren Ausübung betreffend," niederlegen lassen, worin schließlich gesagt wurde, „daß sich die Königin von Ungarn genöthigt gefunden, dem kurfürstlichen Kollegium zu Frankfurt zu wissen zu thun, wie sie die vorhabende Kaiserwahl nicht für gültig ansehen könne, und ihre Mit-Reichsstände ersuche, solcher Meinung beizutreten und den neuen Kaiser nicht für rechtmäßig erwählt zu erkennen."

Als die Zeit des Wahlaktes näher rückte, veröffentlichte sie (in einem Reskript vom 3. Januar 1742) folgende Worte, welche das Bewußtsein ihres Rechts und ihren deutschen Geist unzweideutig ausdrückten: „Ihre öffentlichen Feinde und Widersacher hätten sich zu Richtern über ihre unschätzbarsten Gerechtsame aufgeworfen, und, was die Nachwelt kaum glauben würde, sollte die wichtigste Reichsangelegenheit, nämlich die Wahl von dessen Oberhaupt, unterm Schutz der französischen Waffen vollbracht werden. Ob damit die Wahlfreiheit bestehen könne, bedürfe keines weiteren Anführens, die Sache rede von selbst. Von Seiten der Königin hätte derselben niemals der geringste Eingriff geschehen sollen; und wiewohl sie sehnlichst gewünschet, daß die königliche Würde ihrem

Gemahl zu Theil werden möchte, so wäre sie doch ungemein weit entfernt gewesen, sich anderer als reichssatzungsmäßiger Mittel hierbei zu bedienen. Die Wahl möchte ausfallen, wie sie immer wolle, wenn sie nur wahrhaftig frei wäre, und nach Maßgebung der goldenen Bulle, folglich ohne ihre (der Königin) Ausschließung, und nach vorläufig gesichertem innerlichem Ruhestande im Reiche, zu Stande käme. Was aber dem zuwider geschehe, das könne anders nicht, als wie in der goldenen Bulle ausdrücklich erkläret würde, nämlich als null und nichtig von ihr angesehen werden. Die Liebe der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Eifer für das Vaterland und Abscheu vor einem schändlichen fremden Joche, die Ehre des deutschen Namens und eigene Sicherheit und Gewissen hätten diesemnach jeden patriotischen Reichs-Mitstand auf das Kräftigste anzutreiben, nicht nur einem so widerrechtlichen Verfahren nicht beizupflichten, noch demselben mittel- oder unmittelbar Vorschub zu geben, sondern vielmehr sich mit ihr (der Königin von Ungarn) zu dessen Hintertreibung auf das Genaueste zu vereinigen; sie verließe sich gänzlich darauf, daß obgedachtem ihrem Ansinnen willfährig stattgegeben werde würde."

Diese Aufforderung, welche, wie die Sachen einmal bereits feststanden, eigentlich nur eine Verwahrung sein konnte, fand keine Beachtung. Am 24. Januar wurde Karl Albrecht in Frankfurt am Main zum Oberhaupt des deutschen Reiches erwählt und in der Domkirche dortselbst

als ſolches unter dem Namen Karl VII. ausgerufen. Er eilte von Mannheim dahin, hielt am letzten Januar in verſchwendiſcher Pracht ſeinen feierlichen Einzug in die freie Stadt, und beſchwor eine Wahlkapitulation, welche in vielen Punkten bei weitem ſtrenger gefaßt war als jene, welche man ſonſt den Kaiſern vorlegte.

Auch nach vollzogener Wahl blieb ſich Maria Thereſia in ihrem Benehmen durchaus konſequent. Als das Kurfürſtenkollegium einen Kurier mit der Anzeige von der vollzogenen Kaiſerwahl nach Wien ſchickte, wurden die Schreiben, eines an die Königin, das andere an den Hofkanzler Sintzendorf, gar nicht angenommen. Als Papſt Benedikt XIV. die Wahl dem Kardinal-Kollegium bekannt machte, ließ ſie durch ihren Geſandten in Rom dem h. Vater ihr Befremden darüber eröffnen, daß er dem Kardinalkollegium nicht Zeit gelaſſen die Sache zu unterſuchen.

Sehr ernſte Debatten veranlaßte die ſchon während der Thronerledigung durch den Kurfürſten von Mainz verlangte Auslieferung des Reichsarchivs, welches bisher mit dem öſterreichiſchen Hausarchiv zuſammen von der Familie der verſtorbenen Kaiſer in Verwahrung gehalten worden. Maria Thereſia verweigerte die Verabfolgung des Erſteren, mußte jedoch ſpäter, nachdem Karl VII. die Sache bei dem Kurfürſtenkollegium vorgebracht und dies ſich für die Trennung des Reichsarchivs vom öſterreichiſchen Hausarchiv ausgeſprochen hatte, darein willigen. Endlich pro-

testirte sie gegen die Verlegung des Reichstages von Regensburg nach Frankfurt.

Mittlerweile hatte die Krönung Karls VII. (am 12. Februar) zu Frankfurt am Main, und zwar durch seinen Bruder, den Kurfürsten Klemens August von Köln, (dem der Kurfürst von Mainz die Ceremonie überlassen,) mit großer Pracht und Herrlichkeit stattgefunden, am 8. März die seiner Gemahlin. Karl Albrecht stand nun am Ziele seiner Wünsche und — seines Glückes! Frohen Muthes, unbekümmert um die Zukunft, verschwendete er den Rest der Unterstützungsgelder, die ihm Frankreich geliefert, an Feste; eines drängte das andere. Belleisle wurde nicht vergessen; der neue Kaiser wußte seine Verdienste zu belohnen, er ernannte ihn zum Reichsfürsten! An Friedrich II. trat er, in seiner Eigenschaft als König von Böhmen, die Grafschaft Glatz für die Summe von 400,000 Kronen ab.

Angriff auf Bayern.

Kaum hatte Karl Albrecht sich nach seinen schnellen und leichten Erfolgen in Oberösterreich gen Böhmen gewandt, kaum war die Residenzstadt Wien von der drohenden Gefahr eines feindlichen Angriffes befreit, als Maria Theresia, statt sich auf die Vertheidigung ihrer

Lande gegen die Uebermacht der Feinde zu beschränken, kühn und klug den Angriff auf Karl Albrechts Erbland Bayern beschloß, während dieser die Königskrone Böhmens und die Kaiserkrone suchte. Graf Ludwig Andreas Khevenhüller erhielt den Oberbefehl über ein aus verschiedenen Provinzen zusammengezogenes Heer, welches insbesondere durch Ungarn nahmhaft verstärkt wurde. Mit 30,000 Mann zog er gegen Ende Dezember nach Oberösterreich, um dieß Land vom Feinde zu befreien. Rasch und unaufhaltsam rückte das Heer in drei Divisionen gegen die Enns vor, drang über diesen Fluß, und verscheuchte die Feinde aus den Städten Steyer und Enns. „Maria Theresia!" war das Feldgeschrei. Während nun der General Bärenklau mit einem kleineren Heerhaufen siegreich im Salzkammergut, und (nachdem General Mölk diese Gegend besetzt,) weiter nach der bayerischen Gränze vorrückte, während der Oberstwachtmeister Trenk Clausen, Windischgarben, Spital am Pyrn nahm, sich General Beruls der Stadt Wels bemächtigte, Graf Mercy bei Kremsmünster den bayerischen Oberst Pottier mit seinem Kommando gefangen nahm und General Dungern Efferdingen eroberte, zog sich die ganze bayerisch-französische Macht unter Minuzzi und Segür in Linz zusammen.

Khevenhüller umschloß diese Hauptstadt Oberösterreichs und forderte die Besatzung zur Uebergabe auf, erhielt jedoch vorerst eine abschlägige Antwort. Wohl

zog Graf Törring mit einem bayerischen Corps zum Entsatze heran, eroberte am 17. Januar 1742 die Brükkenschanze bei Schärding, mußte sich aber vor einem Ausfall Bärenklau's zurückziehen und wurde dann auf dem Marsch zwischen Schärding und Braunau von Jenem und dem Oberstlieutenant Menzel aufs Haupt geschlagen. Linz ergab sich am 23. Januar auf Kapitulation und am 24., an demselben Tage, an welchem Karl Albrecht zum Kaiser erwählt wurde, zog die Besatzung bedungenermaßen mit allen militärischen Ehren aus.

An demselben Tage nahm Bärenklau Passau und die Festung Oberhaus, und alsobald drang nun die gesammte österreichische Kriegsmacht, wie ein Strom, dem die Schleußen geöffnet, in das von Truppen entblößte Bayern ein; ein Patent Bärenklau's und Menzels hatte den Bewohnern dieses Landes den Grund des feindlichen Einrückens erklärt — die Nothwendigkeit, Repressalien zu gebrauchen, und „zu zeigen, daß die Waffen der Königin von Ungarn und Böhmen noch vermögend wären, Dero Feinden ohne einige Hülfsvölker zu widerstehen;" „allen Einwohnern, die regulirte Miliz ausgenommen" wurde zugleich angedeutet, „daß, wer sich von den ersten unterstehen würde, gegen Ihro Königliche Majestät die Waffen zu ergreifen, nicht nach Kriegsmanier traktirt, sondern auf der Stelle aufgeknüpft, oder mit Feuer und Schwert verfolgt werden solle!" So schienen denn jetzt für Bayern die unheilvollen Zeiten von 1704 — 1711 wiederzukehren, und

ungeheurer Schrecken wälzte sich über das ganze Land. Und bald ward er gerechtfertigt; furchtbar mußten die Völker den Zwist der Fürsten büßen; furchtbar hausten die rohen Kriegsgesellen, die Kroaten, Morlaken, Panduren, fremd von Sprache und Art, scheußlich anzusehen, mehr Räuber als Soldaten, in dem Feindesland, wo ihnen jede Gewaltthat, jeder Frevel erlaubt schien. Aller Gräuel der gräßlichen Horden aber schien in dem einzigen Namen Trenks, des Pandurenführers, zusammengedrängt und ausgedrückt. Bei Nacht, unter Fackelschein, unterm betäubenden Schall der Janitscharenmusik rückte er gegen Deggendorf, dessen Einwohner vor Grausen entflohen und ihm die Stadt ließen.

Am 27. Januar kam Khevenhüller in Passau an, wo ihn der Kardinalbischof in hohen Ehren empfing; am 31. begann die österreichische Armee sich über Bayern auszubreiten, der rechte Flügel von Passau, der linke von Braunau aus. Letzteres unterwarf sich am 3. Februar, — Burghausen am 5. Bärenklau rückte gegen Landshut und besetzte es, wie Menzel Wasserburg, von wo aus er geradeswegs auf München losrückte. Am 13. standen die österreichischen Truppen vor dieser Hauptstadt, aus welcher man Schätze, Archive und Waffenvorräthe geflüchtet hatte, und forderten sie zur Uebergabe auf. Die Tyroler, für Maria Theresia begeistert, waren gleichfalls herangedrungen. München kapitulirte, gegen die Versicherung, daß Personen und Eigenthum, ständische Rechte und

städtische Freiheiten, unangetastet bleiben sollten, wogegen die Stadt und das Schloß Nymphenburg eine bedeutende Summe erlegten; Bärenklau wurde Kommandant und wehrte den unverantwortlichen, ja den viehischen Ausschweifungen nicht, welche sich die zuchtlosen Banden gegen die Wehrlosen erlaubten. So litt Karl Albrechts Volk, während er in Frankfurt Fest an Fest feierte und seiner Selbstgefälligkeit kein Genüge haben konnte! So wehten die Banner Marien Theresiens in Bayern, während Karl VII. sich „Herzog von Oesterreich" und „König von Böhmen" nannte! Am 27. Februar kam Khevenhüller in München an, und bis zu Anfang des März war ganz Bayern bis an die Donau in österreichischer Gewalt. Sehr bezeichnend ist das Schreiben, welches Khevenhüller im Namen Marien Theresiens unterm 1. März an die bayerischen Landstände ergehen ließ; es hieß darin: „daß Ihro Majestät an einem landverderblichen Kriege nicht den geringsten Gefallen hätten, und was sie bisher gethan, bloß nach dem Rechte der Repressalien beschehen sei; um aber dero christmildestes Verlangen den Drangsalen der unschuldigen armen Unterthanen auf einer sowohl als der andern Seite ein baldiges Ende zu machen, destomehr an den Tag zu legen, lasse Sie hiermit die Stände vermahnen, durch ihre bittlichen Vorstellungen das Herz dero gnädigsten Landesfürsten und Herrn dahin zu erweichen, daß mit ferneren Feindseligkeiten in Ihro Majestät der Königin Landen,

sowohl Ihro Seits, als von Seiten Frankreichs gänzlich inne gehalten und förderſamſt die franzöſiſchen Kriegsvölker aus den königlich hungariſchen Erblanden abgeführt würden; Sie wollte ſodann ein Gleiches thun und nicht nur von allen Thätlichkeiten abſtehen, ſondern auch aus den kurbayeriſchen Landen ſich gänzlich wieder zurückziehen." Die Antwort darauf war matt und ungenügend; die Erklärung ſelbſt aber hatte man in London mit nicht geringer Theilnahme vernommen, und ſie brachte daſelbſt einen unbeſchreiblichen Eindruck hervor.

Der raſche Erfolg erhöhte die Zuverſicht, welche Maria Thereſia mitten im Unglück, am äußerſten Rande der Gefahr bewährt hatte, eine Zuverſicht, welche aus dem Bewußtſein ihrer guten Sache entſprang. Es kam ihr zur ſelben Zeit ganz wohl zu ſtatten, daß ſich durch den Tod des Hofkanzlers Sintzendorf (8. Febr) und durch die Einführung der Grafen von Uhlefeld, von Seilern und von Kuffſtein ein regeres Leben in den Geſchäftsgang bringen ließ, und daß Hülfsgelder einliefen, während ſich ihr Heer in Bayern auf Koſten des Feindes (d. h. des unſchuldigen Volkes) erhielt. Dabei beſaß nun die Fürſtin einen ausgezeichneten Takt in Behandlung derjenigen Männer, welche ihr durch Glück oder Geſchick oder Beides trefflich dienten, wie z. B. der alte Khevenhüller. Sie wußte die Sympathie an ihre Perſon zu feſſeln, und man darf dies nicht einer kalten Berechnung zuſchreiben. Wenn ihr herzlich ausgeſprochener Dank, ihre Begeiſterung

erweckende Ansprache Früchte trugen, so war dies rein unabsichtliche Sache ihres vortrefflichen, ächt weiblich-menschlich empfindenden Herzens. Wahrlich: der bloßen Berechnung gehören solche Züge nicht an, wie der, wenn sie (unterm 27. Februar) Khevenhüllern ihr und ihres Sohnes Josephs Bildniß mit folgendem (lateinisch abgefaßtem) Schreiben zusandte:

„Hier hast Du eine von aller Welt verlassene Königin vor Augen. Was meinst Du, was wird aus dem Kinde werden? Sieh', Deine gnädigste Frau vertraut Dir als einem getreuen Diener mit diesem Bildniß ihre ganze Macht, und Alles, was ihre Herrschaft vermag. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten gedenkst. Nimm die Gerechtigkeit zum Schilde und thue, was Du gerecht zu sein glaubst. Sei unparteiisch und beurtheile unsere Feinde. Folge den großen Thaten des in Gott ruhenden Lehrmeisters Eugen, und sei versichert, daß Du mit deinem Geschlecht jetzt und zu ewigen Zeiten von Uns und Unseren Nachkommen alle Gnade, Huld und Dankbarkeit, von der Welt aber einen unsterblichen Ruhm erhalten wirst. Solches betheuern Wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl!"

„Maria Theresia."

Als Khevenhüller diesen Brief im Beisein vieler Offiziere während der Tafel vorlas, hoben Alle begeistert die Becher und schwuren, den letzten Blutstropfen für die Herrscherin zu opfern; und als die Soldaten dies Bild

ſahen, riefen alle, die blanken Säbel ſchwingend und jauchzend: „Es lebe die Königin Maria Thereſia!“

Landsberg vertheidigte ſich glücklich (v. 10. März bis 1. April) gegen den Angriff der Oeſterreicher; Stadt am Hof dagegen wurde am 20. März durch Bärenklau, der bei Deggendorf über die Donau gegangen war, gebrandſchatzt, Kehlheim, woraus die bayeriſche Beſatzung flüchtete, durch denſelben geplündert und beſetzt; vergeblich rückte Törring dahin, um es den Oeſterreichern wieder zu entreißen, bald fand er ſich beſtimmt, Straubing zu Hülfe zu eilen, welches die Oeſterreicher unter dem Feldzeugmeiſter Grafen Wurmbrand belagerten, aber am 11. April verlaſſen mußten.

Karl VII., welcher ohne Geld und Rath zu Frankfurt ſaß und, ſeines herrlichen Stammlandes verluſtig, Kaiſer hieß, glaubte um dieſe Zeit ſich neuen Hoffnungen hingeben zu dürfen. Denn einmal nahte ein franzöſiſches Hülfsheer von 20,000 Mann unter dem Herzog von Harcourt, welches im April an der bayeriſchen Gränze ankam und gegen die Donau hinrückte, worauf ſich die Oeſterreicher vom Lech und von der Iſar zurückzogen und auch München räumten; dann eroberten die Franzoſen unter dem Grafen von Sachſen am 19. April Eger, einen Platz, der als der Schlüſſel Böhmens betrachtet wurde; und endlich ſchienen auch die erneuerten Kriegsbewegungen Friedrichs II. Karl dem Siebenten, als ſeinem Verbündeten, eine glückliche Wendung in Ausſicht

zu stellen. Friedrich vereinigte sich nämlich am 17. April in Chrudim (in Böhmen) mit dem Prinzen Leopold von Dessau, und legte seine Truppen zwischen Elbe und Sassawa. Bald zeigte sich jedoch, daß für Karl VII. die gehoffte und gewünschte Wendung nicht eintrat.

Auf Khevenhüller's Befehl wurde München am 6. Mai rasch wieder eingenommen; und dieser treffliche Feldherr, welcher mit seiner ganzen Macht die Donau und Passau, als Pforte Oesterreich's, behauptete, hielt das französische Hülfsheer in Schach; Friedrich II. aber, welcher einerseits seinen Verbündeten (Frankreich) nicht traute, andererseits von ihnen wenig erwarten konnte, unterhandelte abermals unter englischer Vermittelung mit Marien Theresien.

Diese Unterhandlungen zerschlugen sich nun allerdings, weil Maria Theresia jetzt, da ihre Sache besser stand, noch weniger als früher in ihrer hoffnungslosen Lage ihrem Gegner seine Forderung, den Besitz von ganz Schlesien und der Grafschaft Glatz, zu bewilligen über sich gewinnen konnte, und weil Friedrich II. auf den österreichischen Plan: seine früheren Verbündeten sogleich zu bekriegen, nicht eingehen wollte. Er ergriff also wieder die Waffen, und noch im Mai kam es zu einer entscheidenden Schlacht; aber selbst diese Wendung trug, wie wir gleich sehen werden, für Kaiser Karl VII. nicht die gewünschte Frucht, sondern vermehrte im Gegentheil seine Verlegenheit.

Die Schlacht von Chotusitz und der Breslauer Friede.

Zu Anfang des April rückte die österreichische Armee unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen in zwei Kolonnen aus Böhmen, wo ein Observationskorps unter dem Generalfeldmarschall Fürsten Lobkowitz zurückblieb, nach Mähren, und so wie sie sich über Znaym und Brünn nach Olmütz vorwärts bewegte, wichen die Preußen zurück. Prinz Karl ließ die Pässe Mährens mit Verhauen versehen und durch ein Landesaufgebot sowie durch reguläre Truppen besetzen, dann führte er sein Heer über Austerlitz und Medritz nach Böhmen, und zwar gegen Chrudim und Czaslau zu. Die nächste Absicht war: die preußischen Magazine zu Podiebrad und Nimburg zu nehmen, und dann die feindliche Armee einzuschließen, zu welchem Ende die Elbebrücke bei Kollin besetzt wurde; weitere Absicht war: nach Prag zu ziehen, wo Hohe und Niedre — wenigstens der Mehrzahl nach — die Fremdherrschaft ungern ertrugen und Marien Theresien heimlich Treue bewahrten.

Als Friedrich II. erfuhr, daß die österreichische Armee sich der Magazine bemächtigen wolle, rückte er (am 15. Mai) mit der Vorhut voraus; der Erbprinz von Dessau folgte ihm mit der Hauptarmee. Als Friedrich in Kuttenberg ankam, hatten sich die Oesterreicher rechts gewendet und Czaslau besetzt, was dem Prinzen von Dessau als Aufgabe vorgezeichnet war. Während nun die Oester-

reicher in Czaslau einrückten, waren die Preußen blos bis Chotusitz gekommen, und rasch wurde nun der König mit der Vorhut zur Hauptarmee zurückberufen. Er traf am frühen Morgen des 17. Mai ein, und fand beide Armeen bereits in Schlachtordnung, im Begriffe, den Kampf zu beginnen.

Die preußische Cavallerie war in Form eines Winkelhakens auf einer Anhöhe aufgestellt und hatte die sämmtliche österreichische Cavallerie vor sich. Unter dem Donner des Geschützes eröffnen die Oesterreicher den Angriff; aber rasch wirft sich Generallieutenant Buddenbrock auf Befehl des Königs mit der preußischen Cavallerie auf die ungarische, und drängt ihre erste Linie zurück; doch die Staubwolken, welche Freund und Feind umhüllen, hindern die Benutzung des gewonnenen Vortheils. Mit nicht minderem Glücke war General Rothenburg auch in die zweite Linie der Oesterreicher eingedrungen; zwei Regimenter auf ihrem linken Flügel geriethen in Unordnung. Plötzlich macht die ganze österreichische Armee halbrechts an, gegen zwei Bataillone des Schwerin'schen Regiments, aber in die zweite Linie dringen die Regimenter Prinz Wilhelm und Waldow ein, hauen fast ein ganzes Regiment der Oesterreicher nieder, entblößten jedoch dadurch den linken Flügel von der Cavallerie. Während so der Kampf tobt und die preußische Infanterie weichen muß, stecken österreichische Grenadiere das Dorf Chotusitz in Brand, und die preußische Infanterie muß es verlassen.

Jetzt verdoppelt sich das Feuer der Infanterie. Die Cavallerie des rechten und linken Flügels der Oesterreicher wird geschlagen, und nun rückt der König mit dem ganzen rechten Flügel seiner Infanterie vor, kommt der österreichischen in die Flanke, zwingt den rechten derselben zu weichen, und bald ist die Flucht der Oesterreicher allgemein.

So hatte der König binnen weniger Stunden den Sieg gewonnen; der Verlust war auf beiden Seiten gleich groß, der Erfolg für Preußen und Oesterreich gleich wichtig. Friedrich's Sieg bei Chotusitz bewog Marien Theresien, welche vier Tage vor demselben, an ihrem 26. Geburtstage, eine Prinzessin Maria Christina geboren hatte, bei den unter englischer Vermittelung neuerdings aufgenommenen Verhandlungen, rasch einen Frieden mit Preußen abzuschließen. Schon früher besaß der englische Gesandte Hyndfort zu diesem Behufe die Vollmacht Marien Theresiens. Rasch wurden nun (am 11. Juni) zu Breslau die Präliminarien (durch Hyndfort und Podewils) unterzeichnet, am 28. Juni zu Berlin der Definitivfriede abgeschlossen, dessen Bürgschaft England übernahm. Welch ein Preis! Maria Theresia trat Ober- und Niederschlesien, mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf, und die Grafschaft Glatz ab. Maria Theresia konnte von jenem Augenblicke an keinen Schlesier mehr sehen, ohne in Thränen auszubrechen. Diese Wahrheit des Schmerzes bezeugte die Tiefe der Ueberzeugung von

ihrer Pflicht; wahrlich diese Thränen sagten, daß Schlesien nicht bloß ihr, daß sie — Schlesien gehörte.

Uebrigens hatte sie dies ihr Kleinod, „den schönsten Edelstein ihrer Krone" nicht ohne Hoffnung auf wichtigeren Entgelt hingegeben, so wenig sie sich des Gedankens an die Möglichkeit einer Wiedererwerbung zu entschlagen vermochte.

Kursachsen, in den Frieden einbegriffen, schloß am 11. September einen Separatfrieden mit ihr. Zur Befestigung des Breslauer Friedens schlossen Preußen und Großbrittannien am 18. November 1742, Großbrittannien und Rußland am 11. Dezember desselben Jahres ein Bündniß.

Bevor wir nun die Nutzung betrachten, welche Maria Theresia von dem Breslauer Frieden zunächst zur Wiedererwerbung ihres Erbreiches Böhmen zu ziehen verstand, werfen wir einen Blick auf die

Verhältnisse in Italien.

(Feldzüge von 1742 und 1743.)

Auch dort trat nämlich eine für Maria Theresia günstigere Wendung ein.

König Karl Emanuel von Sardinien durchschaute bald die Absichten seiner Verbündeten Frankreich und Spanien, von denen das Letztere dem Infanten Don

Philipp ein unabhängiges Reich in der Lombardei schaffen wollte, wodurch sein Savoyen eine gefährliche Nachbarschaft bekommen mußte; und wirklich waren schon im November 1741 15,000 Spanier unter dem Herzoge von Montemar im Stato degli Praesidj gelandet, und der König von Neapel, sowie der Herzog von Modena rüsteten sich zur Unterstützung einer Unternehmung auf die Lombardei. Da schloß Karl Emanuel unter englischer Vermittlung am 1. Februar 1742 zu Turin eine Verbindung mit Marien Theresien, durch welche er ihr seinen militärischen Beistand zur Abhaltung der Feinde von der Lombardei, sie ihm einige Abtretungen von Gebiet versprach. Bald hierauf vereinigten sich die sardinischen Truppen mit den österreichischen unter Feldmarschall Traun. Diesem kam die Unfähigkeit des Herzogs von Montemar trefflich zu statten; Montemar ließ den Herzog von Modena im Stiche und zog sich, nach einem nutzlosen Aufenthalte in Bologna, nach Rimini, Fano und Pesaro zurück; so daß Traun im Juli (1742) Modena und Mirandola erobern konnte, während Karl Emanuel die Spanier und Franzosen vom Eindringen in die sardinischen Staaten aus der Provence her abhalten ließ. Zudem entschied der Gewaltstreich eines englischen Admirals die plötzliche Zurückberufung der neapolitanischen Truppen aus Mittelitalien. Am 19. August erscheint plötzlich die englische Flotte vor Neapel, und der Admiral erklärt dem überraschten König: „er werde, wenn dieser nicht binnen weniger

Minuten seine Neutralität erkläre, Neapel zusammenschießen." Diese Drohung, geschärft durch Hinweisen auf den Zeiger der Uhr, verfehlte ihre Wirkung nicht, und am 20. August erklärte Neapel die Neutralität; seine Truppen wurden aus Mittelitalien zurückberufen.

So standen denn in Italien die Verhältnisse für Marien Theresien günstig, als die Königin von Spanien den unfähigen Herzog von Montemar zurückberief, und den Oberbefehl über ihre Truppen dem Grafen de Gages übertrug, einem Feldherrn, über welchen sich Schwerin äußerte: „er würde sich eine Ehre daraus machen, unter ihm zu dienen." De Gages rückte im October bis Bologna vor, während die Franzosen und Spanier unter Don Philipp sich gegen Savoyen wandten. Da eilte Karl Emanuel von den Grenzen des Kirchenstaates zur Deckung seines bedrohten Landes herbei und trieb die Feinde zurück. De Gages aber versäumte den günstigen Zeitpunkt zum Angriffe der Oesterreicher, und begnügte sich damit, sich bei Bologna zu verschanzen.

Bei einem zweiten Versuche war indessen Don Philipp glücklicher; er drang nämlich im Dezember in Savoyen ein, und das sardinische Heer mußte sich mit großem Verluste nach Piemont zurückziehen. Abermals versäumte es jetzt de Gages, den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, er hielt sich den Winter über mit seinem Heere ruhig im Gebiet von Bologna. Im Februar 1743 aber brach er plötzlich auf, um die Oesterreicher unter Traun,

welcher bei Carpi lag, früher anzugreifen, bevor dieſer Verſtärkung aus Deutſchland erhielt. Der Ueberfall war trefflich vorbereitet, aber Traun wurde noch kurz vor dem entſcheidenden Augenblicke gewarnt. Raſch weiß der treffliche alte Held Rath und That. Er bricht auf, vereinigt ſich mit dem ſardiniſchen Obergeneral Aſpremonte und ſtellt bei Buonporto ſeine Truppen in Schlachtordnung, den Feind erwartend. Dieſer aber zieht nach Solara, dann nach Campo-Santo. Dort kommt es am 8. Februar zur Schlacht. Mit großer Erbitterung und großem Verluſt wird von beiden Theilen gekämpft. Schon hat der ſpaniſche Generallieutenant, Herzog von Atriſco, an der Spitze ſeiner Reiterei die feindliche geworfen; ſchon verfolgt er ſie mit ſeiner ganzen Macht. Aber eben dies gibt Traun neue Kraft. Er ſchwingt ſich auf's dritte Roß (zwei ſind nacheinander unter ihm erſchoſſen) und führt die Grenadiere, welche ihm begeiſtert mit dem Rufe: „Unſer Vater lebt!“ folgen, wider den Feind. So errangen die Oeſterreicher den Sieg und das ſpaniſche Heer ging über den Panaro zurück. Auch Traun bezog die vorigen Cantonnirungsquartiere zu Carpi, beſetzte die Uebergänge am Panaro und legte Truppenabtheilungen in den Kirchenſtaat (die Legationen von Bologna und Ferrara). Dieſer letztere Umſtand, die angebliche Verletzung des Kirchenſtaates, wurde nun zur Anklage des Siegers benutzt, deſſen Neider es längſt an Verläumdung nicht fehlen ließen. Da legte Traun den Oberbefehl nieder

und eilte nach Wien zu Maria Thereſia, von welcher er ſich, im Bewußtſein ſeiner guten Sache, ſtrenge Unterſuchung erbat. Ihre Antwort: „Ich denke von Euch wie jeder Rechtſchaffene," und das goldene Vließ, welches ihm Franz Stephan verlieh, waren ſeine glänzendſte Rechtfertigung. Im Oktober zog Fürſt Georg Chriſtian Lobkowitz, welcher an Trauns Stelle den Oberbefehl in Italien übernahm, gegen die Spanier unter dem Herzoge von Modena, welche ſich bei Rimini gelagert hatten, worauf ſich dieſe gegen Peſaro und Fano wandten und dort eine unangreifbare Stellung nahmen. Da legte Lobkowitz ſeine Truppen zwiſchen Rimini und Cattolica in Winterquartiere; die Spanier bezogen die ihrigen bei Fano und Peſaro.

Inzwiſchen ſuchte Karl Emanuel, durch die von den Oeſterreichern bei Campo-Santo gewonnenen Vortheile beſorgt gemacht, ſein eigenes Intereſſe zu wahren, und knüpfte Unterhandlungen mit Spanien und Frankreich an. Eben dieſer Umſtand bewog das Letztere, welches einen baldigen Abſchluß mit Karl Emanuel und deſſen offene Erklärung faſt zuverſichtlich erwartete, die Spanier bei ihren Unternehmungen gegen Piemont nicht lebhaft genug zu unterſtützen. England beobachtete dieſe drohende neue Verwicklung mit großer Aufmerkſamkeit und arbeitete derſelben unverdroſſen entgegen. Es wußte Marien Thereſien zu Abtretungen an Sardinien zu beſtimmen, und, ehe Frankreich es ahnte, war das Wormſer

Bündniß vom 13. September 1743 zu Stande gekommen, worin Oesterreich, England und Sardinien ihre frühere Vereinigung zur Vertheidigung nun auch auf den Zweck des Angriffes ausdehnten, und Karl Emanuel — gegen die Vergrößerung des sardinischen Gebietes durch das Gebiet von Vigevano mit der Stadt und einem Theil des Gebietes von Piacenza, durch Theile des Gebietes von Pavia und das Marquisat Finale — Marien Theresien den ungetheilten Besitz ihrer Erbstaaten verbürgte, und mit ihr die Vertheidigung Italiens unternahm. England zahlte Subsidiengelder, wofür Karl Emanuel 40,000 Mann stellen mußte. Das englische Ministerium hatte übrigens hierin ohne Zuziehung des Parlaments gehandelt. Der Vertrag, sehr vorsichtig, ja man kann sagen: zweideutig abgefaßt und sehr geheim gehalten, mußte Frankreichs Erbitterung ebenso reizen, als die der Republik Genua, an welche Kaiser Karl VI. das Finale verkauft hatte *). Die weiteren Folgen des Wormser Bündnisses werden wir später sehen.

Wiedererwerbung Böhmens.

Der Abschluß des Breslauer Friedens machte es Marien Theresien möglich, ihr Hauptaugenmerk

*) Allerdings mit Vorbehalt des Rückkaufs, und allerdings bedingte der Wormser Vertrag Zurückbezahlung an Genua.

auf die Wiedererwerbung Böhmens zu richten. Prinz Karl von Lothringen, welcher in vier starken Märschen nach Sobieslau gezogen war, vereinigte sich mit dem Fürsten Lobkowitz, um den Marschall Broglio anzugreifen, bevor dieser Verstärkung erhielte. Rasch wurde nun der Marsch fortgesetzt, während die Franzosen unter Broglio eben so eilig vor ihren Verfolgern über die Moldau nach Prag zurückwichen. Krumau, Pisek, Pilsen ergaben sich den siegreichen Oesterreichern, welche am 27. Juni bei Königssaal, eine halbe Stunde von Prag, Rast machten; dort wurde auch, wegen einer Verbindung mit dem Corps von Festetics, welches aus Mähren über Czaslau und Kuttenberg kommen sollte, das Hauptquartier aufgeschlagen. Sofort wurde dann Prag, wohin sich die französische Heeresmacht, nach ihrem so stolzen, so leichten und so kurzen siegreichen Auftreten in Deutschland und Böhmen, zurückgezogen hatte, eingeschlossen. Nicht geringe Bestürzung herrschte damals am französischen Hofe über die für Frankreich so gefährliche plötzliche Wendung der Dinge. Der greise Kardinal Fleury, dieser unermüdliche Friedensfreund, machte dem unter Franz Stephan und Karl von Lothringen kommandirenden Grafen Königseck Friedensvorschläge, erreichte jedoch nichts Anderes als die Demüthigung, daß Maria Theresia seinen Brief, worin er alle Schuld auf Belleisle (der den Brief überbrachte) wälzte, und damit zugleich das Geheimniß von Frankreichs Schwäche veröffentlichen ließ. Vergeblich läugnete

Fleury nachher in seiner Verlegenheit den Brief ab. Zugleich erklärte Maria Theresia den Höfen in einem Rescript: „Da Frankreich die Garantie der pragmatischen Sanktion durchaus nicht erfüllt; da es ferner dem Wiener Definitivtraktat, wodurch Lothringen abgetreten worden, in allen Stücken entgegengehandelt, so habe es sich aller Rechte auf Lothringen verlustig gemacht, und Franz Stephan halte sich zur Aufrechthaltung seiner Verzichtleistung nicht mehr verbunden; übrigens habe auch Prinz Karl von Lothringen in diese Abtretung nie gewilligt, sie nie unterzeichnet, vielmehr sich seine Ansprüche und deren Geltendmachung vorbehalten."

Die in Prag eingeschlossene französische Armee befand sich in einer mißlichen Lage; die Aussicht auf den Feind vor den Mauern, auf einen schlimmeren, den Mangel, innerhalb derselben!*) Marschall Belleisle sah sich unter diesen Umständen am 1. Juli genöthigt, den Prinzen Karl um eine Zusammenkunft und Unterredung zu bitten, welche denn auch am folgenden Tage im Schlosse Komorzan zwischen ihm und dem Feldmarschall Grafen Königseck statt fand. Da erbot sich Belleisle: „Prag den Truppen der Königin zu übergeben, unter der Bedingung, daß die Franzosen freien Abzug mit Waffen und Gepäck und unter allen militärischen Ehrenzeichen erhielten, und mit der Armee

*) Charakteristisch ist die Art, wie sich jede Nation bei der in Prag herrschenden Noth geberdete. Der Franzose pfiff, der Deutsche fluchte, der Böhme legte sich hin und schlief.

den ihnen am dienlichſten ſcheinenden Weg antreten dürften." Königseck erwiederte darauf, daß er, nach der ihm bekannten Abſicht der Königin, das Anerbieten nur unter der Bedingung annehmen könne, wenn ſich die Beſatzung zu Kriegsgefangenen ergebe." Fruchtlos ſuchte Belleisle ſeinen Antrag als vortheilhaft darzuſtellen; Königseck wies auf die Ueberlegenheit der öſterreichiſchen Armee und deren noch zu erwartende Verſtärkung hin, worauf Belleisle bemerkte: „er ſehe wohl, daß die letzten Kräfte angewendet werden müßten," und Königseck mit der Verſicherung ſchied, daß er die Unterhandlung durch einen Kurier nach Wien berichten und die ferneren Befehle der Königin einholen werde.

Nun rüſteten die eingeſchloſſenen Franzoſen zur äußerſten Gegenwehr, während anderſeits die Theurung in Prag raſch wuchs. Da nun auch kein Sukkurs zu hoffen war, nahm Belleisle am 20. Juli die Unterhandlungen mit Königseck wieder auf, und bot unter nochmaliger Bedingung freien Abzuges auch die völlige Räumung Böhmens, ſowie die Uebergabe der Feſtungen Eger und Frauenberg. Auch darauf konnte ſich Königseck ohne vorher eingeholten Befehl ſeiner Monarchin nicht einlaſſen, und ſchickte deshalb wieder einen Kurier nach Wien.

Die Anſicht Marien Thereſiens wich hierin von jenen ihres Gemahls, des Prinzen Karl und Königsecks entſchieden ab. Sie erklärte auf die Vorſtellungen des franzöſiſchen Geſandten Vincent, vo ihrem Hofe, „ſie

werde weder der Beſatzung in Prag, noch der franzöſiſchen Armee irgend eine Kapitulation bewilligen; eben ſo wenig wolle ſie ferner irgend einen Vorſchlag darüber oder über einen Vergleich, der von Seiten des Kardinals käme, hören, weil ihr alles, was von dieſem komme, verdächtig ſei. Er habe ſich lediglich an ihre vertrauten und getreuen Bundesgenoſſen zu wenden; dieß ſei das Einzige, was ſie ihm einräumen wolle." Graf Uhlefeld bemerkte hierauf, „der franzöſiſche Miniſter habe ihm neue Vorſchläge zugeſtellt, die er von dem Marſchall Belleisle erhalten, um zu wiſſen, ob ſie der Königin angenehm ſeien." Da ſprach Maria Thereſia noch ernſter als vorher: „Aufs Aeußerſte befremdet mich das Benehmen des Marſchalls Belleisle, daß er es zu wiederholten Malen und vor allen Andern über ſich nehmen kann, von mir eine Kapitulation begehren zu laſſen. Es müßte Jemand nach des Marſchalls Art ſein, um zu glauben, daß er mir etwas Angenehmes vorſchlagen könne, der durch Geld und ſchöne Verſprechungen die Religion faſt aller Reichsfürſten verleitet hat, um das Vorhaben auszuführen, ganz Deutſchland zu erregen, in der Abſicht, mich unter die Füße zu treten. Ich will, daß er wiſſe ſowohl als alle Welt: daß weder ich noch meine Nachkommen ſo willig und einfältig ſein werden, ſeinen Vorſchlägen Gehör zu geben, noch jemals vergeſſen, daß er zu Friedenszeiten verſchiedene Spione zu Luxemburg unterhalten hat, die Garniſon und die Stadt zu überkommen, welcher Anſchlag aber glücklich entdeckt

worden. Alle Welt weiß: ich habe nur allzuviel bei dem französischen Hofe gethan, und meine königliche Hoheit vergessen, als ich durch die dringenden Umstände der Zeit gemüßiget worden, auf so eine Art an den Kardinal zu schreiben, welche wohl fähig hätte sein sollen, die härtesten Felsen zu erweichen, und daß man, nachdem man meine Vorstellungen verworfen, mir geantwortet hat, ich käme zu spät, und seine Allerchristlichste Majestät habe Verbindungen eingegangen, die zu unterbrechen, nicht mehr in Dero Gewalt wäre." — „Jetzt," fügte sie hinzu, „haben sich die Sachen völlig verändert. Ich habe Originalbeweise in Händen, welche darauf abgezielt, das Feuer an allen vier Ecken Deutschlands anzuzünden, die Grundgesetze des Reichs zu Boden zu werfen und Unruhen anzurichten. Weil aber Gott zugelassen, daß diese Beweise mir in die Hände gekommen, so werde ich Sorge tragen, daß sie auf die Nachkommenschaft gebracht werden, damit die Glieder des Reiches sich in Zukunft möchten hüten können, in einen Fallstrick zu gerathen, der nur auf die Umstürzung des Reiches, und daß man von Frankreich Gesetze nehmen solle, abziele." Diese Gesinnung und Entschließung zeigte, wie sie, im Bewußtsein ihres Rechts, ihr gegenwärtiges Glück als einen bestätigenden Ausspruch des Himmels für ihr Recht betrachten mochte, und ihre günstige Lage mit derselben Standhaftigkeit, die sie im Unglück erprobt, benutzen wollte.

Königseck eröffnete dem Marschall Belleisle die

Entſcheidung ſeiner Monarchin, fügte jedoch hinzu: „bei ihrer Großmuth würden ſich auch Kriegsgefangene der beſten Behandlung zu verſehen haben.“ Da erwiederten Broglio und Belleisle: „Wenn man glauben kann, daß ſich franzöſiſche Truppen ſo nachtheiligen Bedingungen wie die vorgeſchlagenen unterwerfen würden, ſo muß man ſie nicht kennen; ſie würden lieber umkommen, als ſich einer ſolchen Feigheit ſchuldig machen; es handele ſich demnach um keine Unterhandlung mehr, der Erfolg der Sache müſſe den Ausſchlag geben.“

Nun beſchloß das franzöſiſche Kabinet, daß Maillebois ſein Heer von 40,000 Mann aus Weſtphalen nach Böhmen führen ſollte. Die Belagerung Prags hatte am 5. Auguſt begonnen und wurde mit großer Thätigkeit betrieben, als die Annäherung Maillebois' eine Veränderung des Kriegsplanes nöthig machte.

Wohl ſchien Franz Stephan zu neuen Unterhandlungen und Vorſchlägen geneigt; Maria Thereſia hingegen verbot energiſch jede Conferenz. Wie zärtlich ſie auch ihren Gemahl liebte, ſo vergaß ſie über der Gattin nie die Herrſcherin, ſie war nicht geſonnen, „einen Staatsrath beim Heere und einen in Wien zu haben“ (ihre eigenen Worte), „ſie verläugnete jede ungeſetzliche und dem Staatsvortheil zuwiderlaufende Verhandlung, auf wen auch immer der Schimpf fallen möchte;“ jeder Antrag, der nichts von Abtretungen in Bayern enthielt, ſollte verworfen werden. Andererſeits wollte ſie von den Vorſchlägen Karls VII.

in Betreff einer Friedensvermittlung durch das Reich nichts wissen, so lange das Kurhaus Bayern sich nicht von Frankreich trenne. Als nun Karl VII. sich bald darauf erbot, die französischen Truppen aus dem Reich zu entfernen und Böhmen wieder herzustellen, wenn der Wiener Hof Bayern räumen lassen, und ihm die vorderösterreichischen Lande abtreten würde, bemerkte Maria Theresia: „aus der begehrten Abtretung von Vorderösterreich ließe sich offenbar erkennen, wie man dadurch nur den jetzo im Reich vertieften französischen Völkern zur Sicherheit verhelfen und ihnen den Weg zur Unterdrückung der allgemeinen Freiheit erleichtern wolle;" sie wies das Anerbieten zurück. —

Verfolgen wir jetzt die Kriegsbewegungen in Böhmen.

Maillebois war am 14. September bereits in Amberg angekommen und vereinigte sich mit Seckendorf (welcher aus österreichischen Diensten in bayerische getreten), sowie mit den jetzt vom Grafen von Sachsen befehligten französischen Truppen. Königseck sah sich nun genöthigt, die Belagerung aufzuheben und mit der Hauptarmee Maillebois entgegen zu ziehen. Das Corps Festetics blieb jedoch zur Beobachtung der Stadt und verheerte die Umgebung, mußte indessen bald genug den größten Theil seiner Mannschaft zur Hauptarmee abgeben. Diese günstige Gelegenheit benutzte nun Broglio, um mit 12,000 Mann aus Prag hervorzuziehen und sich mit Maillebois zu vereinigen. Er kam nach Teplitz und wartete dort auf denselben; jedoch vergeblich, denn Prinz

Karl und Khevenhüller, welcher aus Bayern nach Böhmen gerückt war, verhinderten Maillebois am Vordringen, und Broglio ließ nun das Schloß Tetschen und die Stadt Leitmeritz beseßen, schickte die übrigen Truppen nach Prag zurück und begab sich für seine Person zum französischen Heere, dessen Oberbefehl er später nach Maillebois' Abberufung übernahm. Maillebois aber sah sich genöthigt, sich in die Oberpfalz zurückzuziehen; 25,000 Mann Oesterreicher folgten ihm. Er wandte sich, Oberösterreich bedrohend, nach der Donau, und überschritt sie; doch der Plan gegen Oberösterreich mißlang, weil Prinz Karl Passau besetzt hatte, auch waren alle Wege und Pässe vertheidigt, und überdies hatte Maria Theresia das oberösterreichische Landvolk aufgeboten, welches alte ausgediente Offiziere im Waffendienste übten.

Die ganze Unternehmung hatte nur dem unglücklichen Bayern Vortheil gebracht, wenngleich bloß für kurze Zeit. Indem nämlich Khevenhüller aus Bayern nach Böhmen gezogen war, konnten sich die geringen österreichischen Truppenabtheilungen, welche in Bayern zurückgeblieben, nicht lange halten, als Seckendorf, den günstigen Zeitpunkt benutzend, über die Donau zurückging. Er nahm Abensberg und Landshut; Bärenklau verließ München, welches Seckendorf nun eilig besetzte. In kurzer Zeit war ganz Bayern von den Feinden befreit, und das Volk, welches durch dieselben namenlos gelitten, wartete nun der Heimkunft seines Fürsten, der diese

Leiden verschuldet, und der jetzt selbst schwer für seine Schuld büßte.

Nach der Entfernung Maillebois' und Broglio's hoffte Maria Theresia nun um so zuversichtlicher, die französische Armee in Prag müsse sich in kurzer Zeit kriegsgefangen ergeben. Fürst Lobkowitz übernahm den Befehl über die verstärkte Truppenmacht, welche Prag in einer anderthalb Stunden im Umkreis weiten Linie sperrte. Alle Einwohner der nahe liegenden Dörfer mußten mit Heerden und Mundvorrath ihre Wohnungen verlassen. Leitmeritz, wo die Feinde ein ansehnliches Magazin angelegt hatten und wodurch sie sich die Verbindung mit Sachsen offen hielten, ergab sich den Oesterreichern unter Graf Wenzel Wallis; ein sehr empfindlicher Verlust für die eingeschlossene Armee, welche durch Mangel und Krankheiten immer härter bedrängt wurde, und sich außerdem auf die Gesinnung der Bevölkerung nicht völlig verlassen konnte, obwohl die Franzosen gute Mannszucht hielten! Unter diesen Umständen faßte Marschall Belleisle den Beschluß, mit dem größten Theil seiner Armee aus Prag auszuziehen und sich durch die Oesterreicher durchzuschlagen; es kam ihm zu Statten, daß Lobkowitz, auf die Verheerung der Umgegend vertrauend, sein Lager in größerer Entfernung von Prag, jenseits der Moldau, deren Brücken er fortgeschafft, aufgeschlagen und in der Nähe nur 5000 Husaren zur Beobachtung des Feindes zurückgelassen hatte. Mit großer Vorsicht wurde die Ausführung seines Planes

vorbereitet; Belleisle ließ die Vertheidigungsarbeiten eifrig fortsetzen, und in den letzten Tagen vor der zum Abzug bestimmten Nacht Jedermann in die Stadt ein, aber Niemand heraus. Es hieß: die Franzosen wollten bei Königssaal Lebensmittel holen. In der Nacht vom 16. zum 17. Dezember standen 11.000 Mann Fußvolk und 3200 Reiter mit 30 Kanonen, sowie mit geringem Gepäck und mit Lebensmitteln für 12 Tage versehen, in den Straßen von Prag, wo an jedem Fenster ein Licht brennen mußte, aber kein Mensch sich blicken lassen durfte. Plötzlich wird das Signal gegeben und an allen Thoren das Spiel gerührt, nur am Reichs- und Karlsthore nicht, durch welche die Franzosen ausziehen; ein geringer Rest, meist Invaliden, Kranke und Verwundete, bleiben unter General Chevert in Prag zurück. Aber auch jene Vierzehntausend hatten arg gelitten; und nun ziehen sie, dem harten Frost, unsäglichen Mühsalen und der unwegsamen Gegend Trotz bietend, über gefrornes Sumpfland und durch dichte Wälder, in verschiedene Heerhaufen getheilt, in Eilmärschen dahin; viele durch Abkunft, geistliche oder weltliche Würde, Stellen und Vermögen angesehene Männer müssen ihnen als Geißeln folgen. Belleisle selbst, der gichtkrank weder gehen noch reiten kann, und sich tragen lassen muß, erprobt diesmal nicht geringe Energie und Geistesgegenwart. Lobkowitz vermag seine weit auseinander gelegten Truppen nicht so geschwind zusammenzuziehen; und nur von streifenden Reitern unablässig beunruhigt, gewinnen die Fran-

zoſen 24 Stunden Vorſprung, und erreichen endlich am zehnten Tage Eger. Aber in welchem Zuſtande! Viele waren unterweges, wo ſie nur trocken Brod und gefrornes Waſſer zur Nahrung hatten, dem furchtbaren Froſte erlegen, viele auf dem Glatteiſe gefallen und an Armen und Beinen verwundet, viele in Abgründe geſtürzt, viele kamen nur mit Stöcken in den Händen zu Eger an, weil ſie die Gewehre hatten wegwerfen müſſen. Die Straße von Prag nach Eger wurde durch Franzoſenleichen bezeichnet; da ſah man noch treue Kameraden, die Arme feſt ineinander geſchlungen, wie ſie der eiſige Tod überraſcht. Zwölfhundert Mann hatten auf dem Marſche ihr Leben eingebüßt. Nach kurzer Raſt brach dieſer beklagenswerthe Reſt des Heeres von Eger, wo Belleisle eine Beſatzung gelaſſen, auf, und zog direkt an den Rhein; bei Speier über den Rhein. Belleisle verglich ſeinen Rückzug mit dem berühmten des Xenophon und der zehntauſend Griechen *).

---

*) Wie man in Frankreich über Belleisle und Maillebois dachte, läßt ſich unter andern aus folgenden Spotverſen entnehmen. Derb genug lautete das Liedchen von Maillebois:

Tous nos françois sont aux abois
Vla ce que c'est que Maillebois,
On doit bien regretter ce choix
Voyez la besogne
Vla ce gros yvrogne.
Il a manqué son coup trois fois
Vla ce que c'est que Maillebois.

Der in Prag zurückgebliebene Reſt der franzöſiſchen Beſatzung vertheidigte ſich noch zehn Tage lang gegen die Uebermacht der Belagerer. Aufgefordert ſich zu ergeben, drohte der General Chevert: „Wird mir und den Meinigen nicht freier Abzug mit allen kriegeriſchen Ehren bewilligt, ſo zünde ich Prag an allen vier Ecken an und begrabe mich unter den Trümmern.“ Da bewilligte Lobkowitz die Kapitulation, und am 2. Januar 1743 zog die Beſatzung aus Prag, rückte die öſterreichiſche Armee ein; feſtliche Muſik erſcholl, wie die Regimenter einhertraten,

---

Voicy les dragons qui viennent,
Voicy les françois qui viennent
Hongrois sauvez vous!
Ne craignez rien, dit la Reine,
C'est Maillebois qui les mene,
Et je m'en f....

Nicht ſchmeichelhafter war folgende Vergleichung Belleisle's, Maillebois' und Broglio's für die beiden Erſteren:

L'un fougueux et l'autre imbecille,
Belleisle et Maillebois, couple tant celebrée
Forment un concert mal habile
Que Broglio ne peut accorder à son gré,
L'un est un fou sistematique,
Fier dans sa theorie, et sot dans sa pratique
Qu'on a declaré Pair sans avoir engendré.
L'autre chargé de vin et leger de cervelle
Croit, quand il a bien bû, que l'Autriche est à luj.
Et le troisième enfin sans apui, isolé
Est un grand general, qui rempli d'un vral zèle
Va payer de son sang les sottises d'autruj.

und überall vernahm man den Ruf: „Vivat Maria Theresia!“ *)

So begann das neue Jahr glückverheißend für die ſtandhafte Fürſtin. Ganz Böhmen war nun — bis auf Eger (welches ſich erſt am 8. Septbr. 1743 nach harter Blokade ergab) — wieder in ihrem Beſitze. Uebrigens ſtimmten die erſten Maßregeln, welche in Prag getroffen wurden, die Böhmen keineswegs zu frohen Hoffnungen; wenn gleich die Verſtändigen einſehen mochten, daß ſolche Maßregeln, unmittelbar nach der Beendigung eines Zwiſchenzuſtandes, welcher faſt alle Verhältniſſe verwirrt hatte, nothwendig ſeien, um die Herrſchaft ſicher zu ſtellen. Befeſtigen ließ ſie ſich allerdings nur durch Gnade, welche dem Spruch der Gerechtigkeit folgte, durch Vertrauen, welches mit dieſer Hand in Hand ging. Im Anfang fanden viele Verhaftungen von Perſonen ſowohl des geiſtlichen als des weltlichen Standes, ſowohl höheren als geringeren Ranges ſtatt, und eine beſondere Unterſuchungscommiſſion, welche täglich bis ſpät in die Nacht zu thun hatte, verſetzte genug Menſchen in Schrecken. Viele

---

*) Zwei Chronoſtichen bezeichnen den Geſchmack jener Zeit. Ein burleskes deutſches lautete:

Prag VVVnDerbares HVhner haVs,
Dein HVhn fLiegt ein, Der Hahn fLeVgt aVs:

Ein lateiniſches, auf den Taufnamen (Chriſtian) des Fürſten von Lobkowitz und den allerchriſtlichſten König anſpielend:

DUX ChrIstIanVs IVbet eXire ChrIstIanIssIMos

Adelige waren nach Bayern geflüchtet und erhielten (durch offenes Ausschreiben) Befehl, sich binnen sechs Wochen in Prag oder auf ihren Gütern zu stellen. Der Erzbischof von Prag und Primas von Böhmen, Fürst von Manderscheid, fiel in Ungnade, und mußte nicht bloß den Hof, sondern auch seine Diöceſe verlassen; man nahm ihm seine allzunahen Beziehungen zur Fremdherrschaft übel. Die Magistrate der drei Prager Städte wurden zum Theil mit neuen Mitgliedern beſetzt. Uebrigens war Maria Theresia zu großherzig, zu scharfsichtig und zu gerecht, als daß sie in Bezug strenger Maßregeln nicht mehr auf den ersten Eindruck wie auf die volle Ausführung vertraut hätte; und so ließ sie überhaupt, sobald sie konnte, die Gnade walten, die alles Geschehene mit Vergeben und Vergessen bedeckte; die schönste Grundlage für den Bestand wahrer Verbesserungen, welche sie in Böhmen einzuführen gesonnen war.

Am Tage vor ihrem Geburtsfeste, am 13. Mai 1743 wurde sie, nachdem sie Tags zuvor die Erbhuldigung der vier Stände des Reichs entgegengenommen, in Prag als Königin von Böhmen gekrönt und zwar nicht durch den Erzbischof von Prag, sondern durch den Bischof von Olmütz, den Grafen Jakob Ernst von Lichtenstein. Sie bestätigte durch feierlichen Eid die Landesprivilegien nach den Urkunden Ferdinands II. v. 1627, Ferdinands III. v. 1642 und Karls VI. v. 1723 *). Die Nachricht von

*) Der Eid lautete wörtlich: „Wir Maria Theresia schwören Gott dem

einem Siege ihrer Waffen bei Braunau verherrlichte die Feier, und die Proteſtation Karls VII., welcher ſich ſeine Rechte auf die Krone Böhmens vorbehielt, trübte dieſelbe nicht; der Kurier, welcher das kaiſerliche Proteſtationsſchreiben überbrachte, wurde mit einer zwanzig Dukaten ſchweren Krönungsmünze beſchenkt; dies war ihre lakoniſche Antwort an den Kaiſer; der Kourier konnte ihm erzählen, wie er Marien Thereſien als Königin der Böhmen geſehen.

Allmächtigen, der gebenedeyten, von der Erbſünde unbefleckten Mutter Gottes Maria, und allen Heiligen, auf dieſes heilige Evangelium, daß Wir über der katholiſchen Religion feſtiglich halten, männiglich die Juſtiz adminiſtriren und die Stände bei denen von Ihro Majeſtät und Liebden, weyland Unſern Großherrn Ferdinando II. unterm dato 24. Mai des 1627. Jahres, und Unſerm Urahnherrn Ferdinando III. unterm dato 21. Martii des 1642. Jahres, ingleichen letzthin A. 1723 unterm 5. Septbr. von weyland Ihro Maieſtät Karl dem Sechſten, Unſerm hochgeehrteſten Herrn Vatern, chriſtmildeſten Andenkens, confirmirten und wohlhergebrachten Privilegien handhaben, auch von dem Königreiche nichts veralieniren, ſondern vielmehr nach Unſerm Vermögen daſſelbe vermehren und erweitern, und alles das, was zu deſſen Nutzen und Ehre gereicht, thun wollen, als uns Gott helfe, die gebenedeyte von der Erbſünde unbefleckte Mutter Gottes und alle Heiligen."

Bayern huldigt Marien Thereſien.

Als ſich Maria Thereſia wieder im Beſitze Böhmens befand, wollte ſie zunächſt ihre ganze Kraft gegen Bayern wenden. Rechtliche Beweggründe zu einem Angriffe auf dies Land lagen nicht vor, nicht einmal die Beſorgniß vor Angriffen durch Karl Albrecht, den gänzlich Machtloſen, konnte einen Angriff rechtfertigen. Es war — in einer Zeit, wo das Recht des Stärkeren als oberſtes galt — ein begreiflicher, gerade bei einem ſo entſchieden ausgeprägten und gereizten Frauencharakter begreiflicher Wunſch, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zudem hatte nicht ſie den Krieg begonnen; da er aber begonnen worden in der Abſicht, ſie auf's Aeußerſte zu demüthigen, zu verderben, — nun ſo mußte er fortgeführt werden bis zum Ende, und ſo ſchien es erlaubt, wenn einmal der Stand der Nothwehr eröffnet worden, die Gunſt der Augenblicke zu benützen, ſchon aus dem Grunde, damit ſie nicht von Andern zum Nachtheil Marien Thereſiens benutzt würde. Die Frau hatte noch mehr als ein Mann darauf zu achten, daß man Achtung behielt vor ihrer Energie und Konſequenz; hatte man ſich ja doch bei ihrem Regierungsantritt gegen ſie Alles erlauben zu dürfen geglaubt, weil ſie — nur eine Frau war! Groß möchte es geweſen ſein, nach Wiedererwerbung des entriſſenen rechtlichen Beſitzes die Waffen ruhen, den bedrängten Gegner in ſein Land wiederkehren zu laſſen; aber klug ſchien es Marien Thereſien, da das

Glück mit ihr in den Bund trat, ihre Ueberlegenheit auf alle Weise zu befestigen, um den Gegnern ein für allemal den Muth zu nehmen, ihr Recht neuerdings anzutasten. Nur das Eine war dabei nicht vorausbedacht, oder im Ungestüm persönlicher Antipathie übersehen worden, daß eben die Ueberlegenheit bei ihren Feinden etwas noch Gefährlicheres als bloßen Neid, — nämlich Besorgniß wecken mußte.

Maria Theresia hatte Preußen beschwichtigt; Sachsen widerstrebte ihr nicht mehr; in Italien konnte sie auf Karl Emanuel zählen; in Frankreich war (am 30. Januar 1743) der neunzigjährige Kardinal Fleury gestorben *) und das Uebergewicht dieses Staates stand im

*) Ich besitze eine metrische Satyre aus jener Zeit, betitelt: „Vorgang im Reiche Pluton's, bey Ankunfft des berühmten französischen Cardinals daselbsten," welche, ganz abgesehen von dem Unwerth der Verse, deßhalb nicht uninteressant ist, weil sie die Stimmung in Deutschland beim Tode Fleurys bezeichnet. Pluto geht am Styx spazieren und fragt den alten Charon, „welch ungestaltnen Rest mit Haut beklebter Knochen" er ihm jetzt zuführe? Charon erklärt, es sei der Cardinal, der „Europens größten Theil geschickt zusammen hetzte und großen Fürsten sich fast auf die Nasen setzte." Pluto weint und klagt bei dieser Nachricht, daß sein treuester Freund und Helfershelfer auf Erden, der „zu seinem Nutzen Teutschland harte Ruthen band," von den Parzen dahingerafft sei. Die ganze Unterwelt theilt den Schmerz ihres Gebieters, der Atropos hart anläßt, welche sich jedoch mit der Wendung vertheidigt:

„Hätt' ich den Fleury nicht den Faden abgekürtzet,
Würdest du Heuer noch von deinem Thron gestürtzet,
Bedenke, welche frech und ungezähmte Schaar
Dir nicht durch seinen Rath bereits geliefert war,

Begriffe seinen Credit zu verlieren; England und Holland für sie, Rußland mit England in ein Schutzbündniß getreten. Karl VII. hatte kein Vertrauen auf Glück und genoß keines im deutschen Reiche. Dies Reich, welches seit ein paar hundert Jahren seine Kaiser nie unterstützt, weder durch Geld, noch durch Waffen, noch durch Vertrauen, — wurde jetzt durch das Gerücht beunruhigt: man wolle kaiserlicher Seits auf Unkosten verschiedener Reichsstände mit Oesterreich Frieden schließen, Bayern solle zu einem Königreich erhoben und vermittelst Secularisation reichsfreier Stifte, sowie Einverleibung freier Reichsstädte vergrößert werden. Vergeblich widersprach Karl VII. in energischen Ausdrücken, jene Gerüchte ließen

---

So daß, so wie man weiß, jetzt Frankreichs Legionen
Den Schwefel-reichsten Theil von deinem Staat bewohnen,
Wann nun der Cardinal die Anzahl noch vermehrt,
So hätten sie dein Reich gewißlich umgekehrt, ...
Dann Himmel, Höll' und Welt hat billig keinen Zweifel,
Ein einziger Franzoß sey ärger als 10 Teufel,
Sie hätten ganz gewiß dich um dein Reich gebracht
Und aus demselben wohl noch gar Pariß gemacht" ....

Dadurch beruhigt, übergibt nun der höllische Monarch Fleury den Furien,

„Die aber sollen ihn mehr ehren als bekränken,
Weil sie viel nützliches von ihm zu lernen dencken,
Dann die Verschlagenheit der klügsten Teufeley
Sey gegen dessen List nur Bärenhäuterey."

Man sieht, auch jene Zeit hatte ihre „politische Poesie" Ich besitze mehrere Proben derselben, die einen nationalen Geist athmen. Eines der interessantesten Stücke „gerechte Klagen des H. R. Reichs" überschrieben, zeichnet sich auch in poetischer Hinsicht

doch einen Stachel zurück. Es wurden Stimmen laut, welche — allen von Frankreich im Lauf der letzten Jahrhunderte genährten Vorurtheilen zuwider — nun mit einem Male in der Macht des Hauses Habsburg-Lothringen, wenn dieses den Kaiserthron behauptete, Heil erblickten; und sie hatten allerdings nicht Unrecht, wenn sie auf die Schmach hinwiesen, daß die Krone Karls des Großen durch Karl VII. den Intriguen der Fremden preisgegeben war, wenn man sich erinnerte, welcher Erniedrigung sich ein deutscher Reichsfürst unterzogen hatte, um diese Krone — als Bettler zu tragen!

Und doch besaß dieser kaiserliche Bettler einen kostbaren Schatz, den er im Unglück entdeckte, — die Liebe seines Volkes. Wir Deutsche sind ganz eigen geartet. Wären wir uns in jedem Augenblick uns bewußt: wodurch wir stark sind, und wären wir nur in keinem aus Pietät schwach genug: dies den Fürsten zu verhehlen, welche häufig

---

vortheilhaft vor den geschmacklosen Produkten jener Epoche aus, und wendet sich in edlem männlichem Zorn nicht bloß anklagend an Frankreich, sondern auch an die deutschen Fürsten, durch deren Eigennutz, Falschheit, Dummheit, Feigheit und Zwietracht es prophetisch den Untergang des Reichs herbeigeführt sieht. Es schließt mit folgenden Versen:

„Ich aber" (das Reich) „übergeb der Macht
Des starken Himmels meine Sache
Und die, so mich zum Tod gebracht,
Zum blut'gen Opfer seiner Rache!"

ganz anders berichtet und berathen werden. Unsere Kraft wurzelt im Herzen. Wir mögen — zu unserem eigenen Unglück — im Glück schwach und schläfrig seyn; — im Unglück werden wir wach und stark; all unsre Ehre und Größe leuchtet aus dem Unglück. Da sind wir groß genug, unseren Fürsten alles Leid, das sie verursacht, zu vergeben und zu vergessen; da wissen wir bloß, daß sie unseres Bluts, und geben unser Blut für sie; da richten wir sie an unserer Treue zur letzten Erhebung auf, und stehen noch, wenn sie fallen, und decken über ihre Schwächen und ihre Schuld den unverwüstlichen königlichen Purpur unserer Volksherrlichkeit. So handelten einst für Max Emanuel, der in Brüssel praßte, während sein Volk litt, die Bayern, als er unter Oesterreichs Uebergewicht erlag. So jauchzten die Bayern ihrem Karl Albrecht entgegen, als er, ein Kaiser ohne Macht und Hoffnung, im April 1743 aus Frankfurt, seinem kaiserlichen Asyl, nach München wiederkam. Da war's die Größe des schwerheimgesuchten und doch nicht gebeugten Volkes, an welcher sich der gebeugte Fürst zu neuer Hoffnung, zu kühnem Entschlusse wieder erhob!

Gegen den Rath Seckendorfs, welcher den trostlosen Zustand des Heeres, die Unzuverläßigkeit der Verbündeten, die Erschöpfung aller Hülfsquellen darstellte und zu einer Versöhnung mit Oesterreich rieth, beschloß Karl VII. den Angriff und besprach mit Broglio und dem Prinzen Conti den Kriegsplan; da zeigte sich indessen

abermals, wie wenig der Kaiſer auf die franzöſiſche Hülfe rechnen konnte; Broglio erklärte, daß er ohne Befehle ſeines Hofes nicht die Offenſive eröffnen dürfe. Inzwiſchen begannen die Oeſterreicher den Feldzug gegen die Bayern, deren Hauptmacht unter Minuzzi bei Simpach und Braunau lag, und durch verſchiedene franzöſiſche Beſatzungen mit der franzöſiſchen Hauptmacht, welche ſich unter Conti bei Landau befand, zuſammenhing. Während nun Khevenhüller die franzöſiſchen Beſatzungen zu Griesbach und Pfarrkirchen überfiel, worauf die übrigen ſich raſch nach Landau zurückzogen und Conti über die Iſar, rückte Prinz Karl von Lothringen gegen das Lager bei Simpach vor; das Corps Minuzzi's wurde am 9. Mai 1753 aufgerieben, dieſer ſelbſt gefangen genommen. Raſch benützten die Sieger den glücklichen Erfolg, und bemeiſterten ſich Dingolfings, Landaus, Deggendorfs, wo die Franzoſen wichen. Broglio und der Graf von Sachſen, von denen der Erſtere in Straubing, der Letztere in Stadt am Hof war, thaten nicht bloß nichts zur Rettung Bayerns, ſondern zogen ſich dann, als die Sieger immer weiter vordrangen, aus dem unglücklichen Lande zurück, an den Rhein. So aufgegeben, ſah Karl VII. die Unmöglichkeit, ſich mit ſeiner unverhältnißmäßig geringen Kriegsmacht gegen den Feind zu behaupten; überdieß eilten auch neue Schaaren aus Tyrol wie aus Böhmen herbei. Er flüchtete am 8. Juni zum zweiten Mal aus

München, welches am 12. d. M. von den Feinden wieder besetzt wurde, anfänglich nach Augsburg, dann, als er sich auch dort — bei dem Vordringen der Feinde — nicht mehr sicher hielt, nach Frankfurt. Zu spät erkannte er jetzt die Zweideutigkeit Frankreichs*), die Nemesis, welche seinem Bunde mit dem Erbfeind Deutschlands folgte. Er sah, da binnen kurzer Zeit Bayern und die Oberpfalz im Besitz des Feindes war, keinen andern Ausweg mehr als Waffenstillstand. Seckendorf unterhandelte einen solchen am 27. Juni im Kloster Niederschönfeld mit Khevenhüller und brachte ihn auf die Bedingung zu Stande, daß Bayern den Oesterreichern zur Besetzung eingeräumt wurde, die Truppen Karls VII. aber („Maria Theresia habe ihn nie als Kaiser anerkannt und führe keinen Krieg gegen das Reichsoberhaupt") sich auf neutrales Reichsgebiet zurück-

*) Er schrieb an Broglio, daß ihn dessen Benehmen um so mehr überrasche, da er noch am vorigen Tage einen Brief des Königs von Frankreich erhalten, worin ihn dieser versichert, daß er die Ehre seiner Krone an die des Kaisers geknüpft erkenne und letzteren jederzeit als seinen Freund und Verwandten betrachten werde. Nun sehe der Kaiser wohl, daß ihm keine andere Zuflucht mehr übrig bleibe, als die, welche er bei der Großmuth seiner Feinde zu suchen habe. Er werde sich derselben auch hingeben und hoffe, daß ihm der König von England, der ihn, als Kurfürst von Hannover, mit zum Kaiser erwählt, deßhalb behülflich sein werde. Er hoffe aber auch, dem König noch einst die Augen zu öffnen, und tausend Köpfe wie der des Marschalls Broglio sollten nicht vermögend sein, den Verlust von zwei Königreichen und zwei Armeen, um welches dieser seinen Herrn und ihn gebracht, zu verantworten.

zogen. Somit ſtellten ſich denn die bayeriſchen Truppen auf anſpachiſchem Gebiet bei Wemding auf, und nur in Ingolſtadt blieb noch eine franzöſiſche Beſatzung, welche erſt am 1. October mit Capitulation aus dieſer Feſtung auszog.

Wärend nun Prinz Karl von Lothringen den Franzoſen (unter Broglio) an den Rhein nacheilte, behauptete Bärenklau Bayern für Maria Thereſia, leider nichts weniger als in der Weiſe, welche der Menſchenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe dieſer Fürſtin entſprach. Fort und fort erlaubten ſich die Sieger unverantwortliche Gewaltthaten und abſcheuliche Ausſchweifungen; ſelbſt dann noch, als eine förmliche öſterreichiſche Verwaltung (unter dem Grafen von Goes) in Bayern organiſirt wurde, und Volk wie Landſtände Marien Thereſien huldigen mußten, wogegen Karl VII. von Frankfurt aus ebenſo proteſtirte, als Maria Thereſia früher gegen die ihm geleiſtete Huldigung in Oeſterreich und Böhmen. Eine arge Zeit, welche alle Begriffe von Treue verrückte! Wie wenig die öſterreichiſche Verwaltung in Bayern im Sinne und Geiſte der edlen Fürſtin handelte, welche allen Grund hatte, Volkstreue hoch anzuſchlagen, — beweist unter vielen andern Beiſpielen das Todesurtheil, welches über einen Buchdrucker zu Stadt am Hof erging, welcher ſich keines andern Verbrechens ſchuldig gemacht, als daß er — die Proteſtation Karls VII. gedruckt hatte; wer möchte dabei nicht an das Schickſal Palm's denken?!

Die pragmatiſche Armee.

Der wunderlichſte Titel für ein Heer, — „ein pragmatiſches!“ So hieß dasjenige, welches England und Holland im Herbſte des Jahres 1742 zum Schutze der pragmatiſchen Sanktion in den Niederlanden aufgeſtellt hatten; im Hintergrunde lag die alte Feindſchaft Englands gegen Frankreich und Hollands gegen Spanien; Nationalhaß, ob gerecht oder ungerecht hinſichtlich ſeiner Entſtehung, — iſt er durch Jahrhunderte genährt, dann erliſcht er unter der Aſche nicht ſo leicht, denn Furcht und Eiferſucht halten die Funken lebendig. Die traurigſte Wahrheit bei der ganzen Sache war, daß abermals Deutſchland das Schlachtfeld ſein mußte, auf welchem die bis ins Koloſſale karikirte Unfähigkeit des gekrönten Maitreſſenknechtes Ludwig XV. von Frankreich, der nun mit einem Male zum Helden werden ſollte, und die Kriſis engliſcher Staats- und Kabinetskrankheit zuſammentrafen. Eine förmliche Kriegserklärung hatte man gar nicht für nöthig gefunden! Armes Deutſchland! Wo war von Deinem Volk die Rede? Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel verkaufte ſeine Unterthanen eben ſo gut an England, welches gegen Kaiſer Karl VII. kriegte, als an dieſen Letzteren ſelbſt.

Während nun die Franzoſen unter Noailles am Neckar ſtanden, zogen die öſterreichiſchen und engliſchen Truppen, durch Hannoveraner und Heſſen, welche zu ihnen ſtießen, unterſtützt, im Mai über den

Rhein und gen Frankfurt, Lord Stairs nach Aſchaffenburg. Noailles beſetzte die Hohlwege oberhalb Aſchaffenburg und die Poſten am Obermain, ſchlug Brücken bei Seligenſtadt und beherrſchte dergeſtalt den Niedermain. Die pragmatiſche Armee befand ſich, auf die Gegend von Aſchaffenburg beſchränkt und ohne Zufuhr von Lebensmitteln, in einer bedenklichen Lage, als König Georg II. mit ſeinem zweiten Sohne, dem Herzog von Cumberland, ſelbſt bei derſelben eintraf, welche 50,000 Mann zählte. Am 27. Juni kam es bei Dettingen, in der Gegend von Aſchaffenburg, zur Schlacht, welche die Verbündeten gewannen. Die Franzoſen mußten ſich unter Noailles über den Main zurückziehen; ſpäter über den Rhein, wo ſich Noailles mit Broglio vereinigte, um das Elſaß zu decken. Prinz Karl hatte ſein Heer gleichfalls an den Rhein geführt und verſuchte den Uebergang über dieſen Strom bei Breiſach und Rheinweiler (im Auguſt), wiewohl vergeblich. Im Herbſt (zu Ende Octobers) kehrte er nach Bayern und in die Oberpfalz zurück, und legte ſeine Truppen in Quartiere. Inzwiſchen war König Georg II. mit der pragmatiſchen Armee zu Ende Auguſts bei Mainz über den Rhein gegangen, über Oppenheim, Worms und Speier nach Germersheim vorgerückt und hatte die von den Franzoſen verlaſſenen Linien bei Landau zerſtört, worauf er über den Rhein zurückging und ſeine Armee gleichfalls in Winterquartiere legte.

Unter diesen Umständen war das bereits erwähnte Wormser Bündniß zu Stande gekommen, dessen Folgen sich nun schnell genug zeigten.

Die Frankfurter Union.

Nachdem die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England schon im Februar 1744 begonnen hatten (eine französisch-spanische Flotte, welche von Toulon ausgelaufen war, wurde durch die englische zerstreut), erklärte Frankreich am 15. März, Großbritannien am 26. April Marien Theresien den Krieg. Es rüstete aufs Neue zur See, und ebenso mit aller Anstrengung zum Landkrieg; den österreichischen Niederlanden galt der Angriff; dahin führte König Ludwig XV. selbst, mit dem Grafen Moriz von Sachsen, den er zum Marschall ernannt hatte, und der statt seiner der belebende Geist beim Heere war, hunderttausend Mann. Von Lille aus, wo der König an die Spitze des Heeres trat, wurde der Feldzug eröffnet, und überraschend schnell begünstigte das Zusammentreffen vortheilhafter Umstände (die Verringerung des britischen Heeres, von welchem ein Theil nach England zurückgekehrt war, und die Läßigkeit seines Anführers so wie die des holländischen, des Prinzen Moriz von Nassau und des andern Moriz, des sächsischen, krie-

gerisches Genie) den Namen des unkriegerischen Monarchen, welchen seine Maitresse Chateauroux durchaus zum Helden machen wollte; so kamen bis zum August die Plätze Courtray, Menin, Ypern, Fort Knoke und Furnes in Besitz der Franzosen. So schien die Eroberung von ganz Belgien unaufhaltbar; da wurde die Aufmerksamkeit Frankreichs auf ein Gebiet abgelenkt, welches seit uralten Zeiten deutsches Reichsgebiet gewesen und erst vor sechs Jahrzehnten durch Verrätherei vom deutschen Reiche abgerissen worden war, um mit Frankreich vereinigt zu werden, auf das Elsaß.

Dort, wo Marschall Coigny die Obhut hatte, brach jetzt eine österreichische Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen, welcher die Hand der Erzherzogin Maria Anna (Schwester Marien Theresiens) und mit derselben die Generalstatthalterschaft der österreichischen Niederlande erhalten hatte, und dem trefflichen Feldmarschall Traun ein, welcher nach dem Tode Khevenhüllers (26. Januar 1744) *) die Seele aller Pläne und

*) „Ich verliere einen getreuen Diener und einen Beschützer, den nur Gott belohnen kann," sprach Maria Theresia tiefbewegt bei der Nachricht vom Tode Khevenhüllers. Ein sinnreicher Kopf erfand folgende Grabschrift für ihn, welche zugleich das Sterbejahr (1744) ausdrückte: VIDI. IVI. IVVI. DVXI. DIXI. LVXI. VICI. VIXI. Ein gleichzeitiger Poet paraphrasirte dies folgendermaßen:

„Ich sahe Habsburgs Stamm in seinen letzten Zügen;
Ich ging, und wußte nicht, wie Gott es würde fügen,
Ich half der Königin, nach Pflicht und Treu, mit Rath;

Unternehmungen war. Im April 1744 ging Traun mit der Armee aus dem Lager bei Heilbronn über den Neckar. Glücklich wurden die Feinde (mit den französischen Truppen war der Rest der bayerischen vereinigt) durch geschickte Diversionen über den Punkt, wo die Oesterreicher den Rheinübergang unternehmen wollten, getäuscht, und wurde der Letztere am 1. und 2. Juli bei Schreck und bei Weißenau glücklich vollbracht. Am 3. Juli stand das ganze Heer jenseits des Rheins *). Die Oesterreicher nahmen nun die Linien von Germersheim, Lauterburg und Weißenau und ließen ihre leichten Truppen ins

---

Ich führte die Armee zu mancher kühnen That;
Ich sagte: Gott wird doch auf dieser Seite stehen;
Ich klagte, daß dabei viel Tausend untergehen;
Ich siegte, doch nicht Ich; nein, Gott hat es gethan;
Nun hab' ich g'nug gelebt, weil ich nicht sterben kann.

*) Die österreichische Parthei baute auf diesen Rheinübergang, welcher den Glanzpunkten der Kriegsgeschichte beigezählt wurde, die kühnsten Hoffnungen. Ein (sehr geschmackloses) Lied verglich denselben mit — Mariä Heimsuchung, und enthielt folgende Anspielung auf Lothringen:

»Jene (die heil. Maria) grüßt Elisabeth,
Die mit ihr in Freundschaft steht.
Diese (Maria Theresia) grüßt in Lotharingen
Wenn es Gott ihr läßt gelingen,
Die Elisabeth (die verwittwete Herzogin v. Lothringen, Elisabeth Charlotte) alldort
Ebenfalls an ihrem Orth,
Um der rechten Erben Händen
Ihre Lande zuzuwenden.

Elsaß streifen; auch Lothringen wurde bedroht und der Titularkönig Stanislaus floh mit seinem Hofe aus Lüneville.

Da sah sich Ludwig XV. genöthigt, das Elsaß, — leider Frankreichs Bollwerk gegen Deutschland (und leider auch heute noch immer!) zu vertheidigen. Er überließ dem Marschall von Sachsen die Behauptung der Eroberungen in den Niederlanden; dreißigtausend Mann sollten dagegen (unter Noailles) — nach Molsheim, eine andere Heeresabtheilung unter Harcourt nach Pfalzburg ziehen; eine dritte sich unter Belleisle in Lothringen aufstellen. Ludwig XV. selbst zog gleichfalls dahin, erkrankte jedoch daselbst tödtlich. Inzwischen bewog ein wichtiges Ereigniß die österreichische Armee im August 1744 zum Rückzug aus dem Elsaß, — nichts Geringeres als das Eindringen Friedrichs II. von Preußen, von welchem Maria Theresia kraft des Breslauer Friedens keine Feindseligkeiten erwarten durfte, in Böhmen!

Diesen Einbruch hatte sie eigentlich dem Wormser Bündniß zu danken. In demselben hatten nämlich die beiden mitverbündeten Mächte wohl Marien Theresien den Besitz aller ihrer Länder nach den Friedensschlüssen und Verträgen von 1703 bis 1739 garantirt, andererseits aber war in demselben der Breslauer Friede, worin sie Schlesien abtreten, nicht erwähnet worden. Friedrich II. glaubte hiernach Besorgnisse schöpfen zu dürfen, daß Maria Theresia, eben so wie sie nach dem Frieden

mit ihm ihre Macht gegen Bayern gewendet, nun nach Unterwerfung dieſes Landes ſie gegen ihn ſelbſt zur Wiedererwerbung Schleſiens gebrauchen möchte! Dazu war bekannt, mit welcher Leidenſchaft ſie ſich dem Schmerz über Schleſiens Verluſt hingab, und welche Aeußerungen ſie bei der Kriegserklärung Frankreichs that: „Ich bin nicht mehr als Haupttheilnehmerin allein auf dem Schauplatz; mein Gott, hätte ich handeln wollen wie meine Verbündeten.“ — — Spätere Aeußerungen Marien Thereſiens wie: „Man hat mir den Frieden von Breslau aufgezwungen und die darauf gegründeten Hoffnungen ſind nicht in Erfüllung gegangen.“ — und: „Mich bekümmert nicht ſo ſehr der Verluſt Schleſiens an ſich, als daß ein Nachbar mit einem ſolchen Charakter es erwarb,“ konnten Friedrichs Beſorgniſſe rechtfertigen Noch ſpäter (5. Auguſt 1744) berichtete der engliſche Geſandte aus Wien: „Man ſuche dort Karl VII. durch Räumung Bayerns zu gewinnen, und Frankreich auf jede Weiſe in Noth zu bringen, damit Frankreich und Bayern den König von Preußen der Nothwendigkeit aufopfern, einen allgemeinen Frieden durch die Rückgabe Schleſiens an Oeſterreich abzuſchließen.“ Wie tief ein ſolcher Wunſch allerdings in Marien Thereſiens Herzen begründet war, haben die folgenden Jahre gezeigt.

Der ſcharfblickende, klug berechnende König von Preußen verhielt ſich diesmal zu Marien Thereſien wie der kalte Verſtand zu dem überwallenden Herzen; aber ſein

Verstand verrieth, wie stets bei außergewöhnlichen Menschen, immer den genialen Mann. Es war und blieb ihm eigenthümlich, nie abzuwarten, bis die Verhältnisse Alles zu seinen Gunsten zurechtgelegt; er machte lieber selbst die Verhältnisse. Diesmal kam ihm nun noch die unverkennbare Mißstimmung zu Gute, welche Marien Thereſiens Benehmen in Bezug auf Bayern im deutschen Reiche hervorbringen mußte, und geschickt wußte Friedrich eben die deutsch-nationale Seite der Sachlage für sich zu benutzen, um Oesterreich so zu schwächen, daß er von daher nichts zu besorgen hatte.

Nachdem er am 5. April 1744 einen geheimen Vertrag mit Frankreich eingegangen, trat er am 22. Mai desselben Jahres der Union von Frankfurt a. M. bei, worin er sich mit dem König von Schweden als Landgrafen von Hessen, mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz und dem Kaiser Karl VII. verband. Oeffentlicher und angeblicher Zweck Friedrichs II. war hierbei: die Rechte Kaiser Karls VII. und des deutschen Reiches, sowie die Ruhe in Letzterem zu schützen und zu erhalten*); deßhalb sollte die Frankfurter

*) Auch Maria Thereſia hatte im vorigen Jahre in einem Schreiben an den Kurfürsten von Mainz (v. 21. Juni 1743) die nationale Seite berührt. „Eine fremde, für die allgemeine Wohlfahrt höchst gefährliche Macht hat allda (in Deutschland) ungescheuet den Meister gespielt und Deutschland durch Deutsche aufzureiben ganz augenscheinlich gesuchet, wie ihr zum Theil auch gelungen ist.“ „Wie blind gleichsam der französische Gehorsam ist, so haben doch viele von der Nation des angefangenen Krieges Ungerechtigkeit selbsten

Union (alle Reichsstände wurden zum Beitritt eingeladen) Marien Theresien zur Anerkennung Karls VII. zwingen und ferner durchsetzen, daß der Streit über die österreichische Erbfolge der Entscheidung des Reiches überlassen würde. Somit war also eigentlich die ganze Sache bloß zu einer deutschen (welche jede fremde Einmischung ausschließen und abweisen mußte) erkläret, — und dennoch trat Frankreich der Frankfurter Union unterm 5. Juni bei; es versprach, zum Angriff gegen Oesterreich und zum Schutze des Kaisers mit zwei Armeen am Rheine vorzurücken. Nun kam auch noch ein geheimer Nachtragsartikel, worin Friedrich II. versprach, für Karl VII. Böhmen zu erobern; dagegen sollte ihm der Rest des österreichischen Schlesiens, nebst den von demselben umschlossenen mährischen Gebieten und mehreren böhmischen überlassen werden. Endlich wünschte Friedrich II. noch den Besitz von Ostfriesland, dessen Fürst im Mai starb. Allerdings lauter deutsche Angelegenheiten, insofern wenigstens, als sie das Schicksal deutscher Gebiete betrafen, aber durchaus nicht in der Art, als ob sich darin wahrhaft deutsch-nationale Gesinnungen deutscher Fürsten kund gegeben hätten. Es hieß wohl:

---

zu erkennen und zu verabscheuen mehrmalen bezeuget, nicht ohne jene Deutsche zu beschämen, welche aus eigennützigen, oder auch nur zaghaften, weder mit dem Gewissen und obhabender Verbindlichkeit, noch mit der Gesinnung eines wahren Patrioten zu vereinbarenden Absichten sich nicht gleichermaßen gerühret finden."

„Jedem etwas," aber nicht: „Jedem das Seinige." Es handelte ſich um Beſitz, nicht um Recht. Im Grunde dienten alle deutſchen Theilhaber der Frankfurter Union nur den Zwecken Friedrichs II., welcher denn auch der Einzige von ihnen war, der wirklich handelte. Heſſen und Kurpfalz, ſowie Kur-Köln, Würtemberg und Bamberg, welche gleichfalls der Union beitraten, rührten ſich nicht. Als Maria Thereſia von dem Abſchluß der Frankfurter Union Nachricht erhielt, ſprach ſie: „Gott weiß mein Recht; er wird mich wohl beſchützen, wie er bisher gethan hat."

Einen ſcharfen Gegenſatz zu dieſen wenigen Worten, welche den Charakter Marien Thereſiens treffend bezeichnen, bildeten hier die ausführlichen Erklärungen des Königs von Preußen hinſichtlich ſeines uneigennützigen Eifers für die Würde des Reichsoberhauptes und — die deutſche Freiheit! In der an allen Höfen bekannt gemachten Druckſchrift über die Beweggründe, weßhalb er „dem Kaiſer Hülfsvölker gegeben," wurde Maria Thereſia des Uebermuthes und der Treuloſigkeit angeklagt, wurde es ihr zum Vorwurf gemacht, daß — ſich der Erfolg zu ihren Gunſten gewendet, und daß ſie ihn benutzt! Wenn man die wahren Beweggründe des Königs ermißt, wird man nicht umhin können, in hochtönenden Redensarten wie die folgenden die bitterſte Ironie zu finden: „Wenn die Königin von Ungarn," hieß es z. B., „die deutſche Freiheit angreift, ſo erweckt ſie Vertheidiger derſelben;" — dann

weiterhin: „Der Stamm dieſer alten Deutſchen, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch ihr Vaterland und ihre Freiheiten wider die ganze Majeſtät des alten römiſchen Reiches verfochten haben, beſteht noch, und er wird ſie auch heutzutage gegen Diejenigen vertheidigen, welche es wagen, dieſelbe anzutaſten.“ Der König verſicherte: „Er glaube von der ihm durch Gott verliehenen Macht keinen edleren und rühmlicheren Gebrauch machen zu können, als ſie zur Unterſtützung des Vaterlandes, das die Königin von Ungarn in Feſſeln ſchlagen will, anzuwenden, um die Ehre und die Gerechtſame aller Kurfürſten zu rächen, dem Kaiſer mächtigen Beiſtand zu leiſten und ihn in allen ſeinen Rechten, ſowie auf dem Throne zu ſchützen, von welchem ihn jene Fürſtin verdrängen will. Mit einem Wort: der König fordert nichts und es betrifft durchaus nicht ſein eigenes Intereſſe; er ergreift einzig deßhalb die Waffen, um dem Reiche die Freiheit, dem Kaiſer die Würde, Europa die Ruhe wieder zu geben.“ Maria Thereſia ließ es an einer Gegenerklärung auf die von dem preußiſchen Miniſter, Grafen Dohna am 7. Auguſt abgegebene Declaration nicht fehlen, und wälzte den gegen ſie erhobenen Vorwurf: Bruch der Verträge, auf den König; ſie ſprach es unverholen aus, daß deſſen wahre Abſicht ſei, neue Eroberungen zu machen, und ſie ſuchte zu beweiſen, daß ihr Benehmen gegen Kaiſer und Reich ſich vollkommen rechtfertigen laſſe.

Beginn des zweiten ſchleſiſchen Krieges.

(Friedrichs Einfall in Böhmen.)

Bald tönten, ſtatt der Worte, die Kanonen. Mit ſeiner gewohnten Schnelligkeit brach Friedrich II. am 24. Auguſt 1744 mit 80,000 Mann (ſie hießen auch jetzt noch bloß „kaiſerliche Hülfsvölker!") in Böhmen ein, und am 2. September ſtand er vor Prag, während der Fürſt von Anhalt Sachſen, der Generallieutenant Marwitz Mähren bedrohte. Zu gleicher Zeit ſollten die Franzoſen und Bayern, nach Friedrichs Berechnung, den Oeſterreichern zu ſchaffen machen; doch er mußte ſich bald überzeugen, daß er ſich auf jene auch jetzt wieder nicht verlaſſen konnte, daß auch jetzt noch Uneinigkeit zwiſchen beiden und Eiferſucht Frankreichs gegen ein von ihm zu erringendes Uebergewicht vorhanden waren. Bald zeigte es ſich, daß ſein Einfall in Böhmen eigentlich nur ſeinen Verbündeten Nutzen brachte.

Er machte ſchnelle Fortſchritte. Schon am 16. September ergab ſich Prag, nach einem heftigen Bombardement, den Preußen auf Capitulation und mußte nun Karl VII. aufs Neue huldigen. Nun ergoß ſich das feindliche Heer über Böhmen, (noch im September fielen Tabor, Budweis, Frauenberg) und ſtrömten den Gränzen Oeſterreichs zu.

Inzwiſchen traf auch Maria Thereſia alle Gegenanſtalten mit großer Energie und Umſicht. In Böhmen

war die Landmiliz aufgeboten worden. Aber größeres Vertrauen ſetzte ſie auf die erprobte Treue der Ungarn. Sie reiſte ſelbſt (zu Ende Septembers) nach Preßburg und brachte es dahin, daß das Reich ihr ein tüchtiges, ausreichendes Heer ſtellte. Da ließ der greiſe Palatin Palfy die Blutfahne des heiligen Stephan aufpflanzen, und alſobald ſchaarten ſich um das heilige Zeichen 44,000 Mann, — 30,000 zum Nachhalt. Von Wien aus ſandte ſie dem Palatinus ein koſtbar geſchirrtes edles Roß, einen Degen mit goldnem demantenbeſetztem Griff und einen Ring. „Vater Palfy," ſchrieb ſie dem alten Helden dazu, „ich ſende Euch dieß Pferd, welches nur von dem treueſten und eifrigſten meiner Unterthanen beſtiegen zu werden verdient. Zugleich nehmt auch dieſen Degen, mich gegen meine Feinde zu ſchützen und tragt dieſen Ring, als Zeichen meines Wohlgefallens." Jeder Ungar verſtand dieſe an den Palatinus gerichteten Worte, als wären ſie eben an jeden Einzelnen ergangen; und ſo zog dann raſch ein anſehnliches ungariſches Heer gen Böhmen.

Prinz Karl von Lothringen, der ſich bereits in der Nähe von Straßburg befand, erhielt, bei der Nachricht von der Gefahr der Erblande durch die Preußen, Befehl, ſogleich zurückzueilen. Nicht ohne eigene Gefahr bei der Uebermacht des Feindes, vollbrachte er den Rheinübergang und begann ſeinen Rückzug; es kam ihm ſehr zu ſtatten, daß die Krankheit Ludwigs XV. die Unternehmungen der Franzoſen lähmte. Ungehindert zog er durch

Schwaben nach Donauwörth, wo er dem trefflichen Traun den Oberbefehl übergab, um nach Wien zu eilen, von wo er ſich, nach getroffener Verabredung über den Plan des Feldzuges, zu dem Heere nach Böhmen begab, wohin auch General Bathiany mit der Mehrzahl der Truppen aus Bayern zog. Jenem Plane zufolge ſollte jede Hauptſchlacht mit den Preußen vermieden, ſollte Dieſen durch geſchickte Wendungen das Terrain abgewonnen, der Unterhalt abgeſchnitten werden; Letzteres erleichterte der Haß des Landvolkes gegen die Feinde. Meiſterhaft führte Traun (dem allein die Ehre gebührt, wenngleich Karl von Lothringen den Schein des Oberbefehles hatte) dieſen Plan aus. Vergeblich ſuchte ihn Friedrich II. bei Marſchowitz (am 24. Oktober) zur Entſcheidungsſchlacht zu locken; vor Traun's unangreifbarer Stellung mußte er ſich nach Beneſchau zurückziehen; worauf ihm Traun ſogleich folgte, und ihn endlich durch Streifzüge und Verhinderung aller Zufuhr zum Aufgeben ſeiner vortheilhaften Stellung zwang. Es war eine großartige Schachpartie, wobei der umſichtige Traun den genialen König durch Röſſelſprünge aus dem Felde trieb; auch die Bauern (im eigentlichen Sinne des Wortes) thaten das ihrige dabei. In Friedrich's Heer ſtellten ſich Mangel und Krankheiten ein, und ſo mußte er ſich endlich (im November) über die Elbe zurückziehen und ſeine Truppen in Kantonnirungsquartiere nach Schleſien legen. Prag und Böhmen waren nunmehr vom Feinde frei. Friedrich II. geſtand ſelber zu, daß

er in Traun seinen Lehrer der Strategie gefunden. Nun besetzten Prinz Karl und Graf Esterhazy die Grafschaft Glaz und Oberschlesien, wo ihnen nur die Festungen Glaz und Kosel widerstanden.

Die nächste Folge dieses Umschwunges der Dinge war ein Bündniß gegen Preußen, welches Oesterreich, England, Kursachsen und die Generalstaaten der vereinigten Provinzen zu Warschau am 8. Januar 1745 abschlossen, welches im März ratificirt wurde.

Die schlimmsten Nachwehen des raschen Herrenwechsels empfanden die Juden in Böhmen, wenn sie auch nachgerade mit der bloßen Angst davon kamen. Am 10. December erhielten sie Befehl, das Land bis zum letzten Januar des künftigen Jahres zu räumen; aus Gnade wurde dieser Termin, für die Juden in Prag (wo deren 20,650 wohnten) bis zum letzten Februar, für die übrigen im Lande (30,000) bis zum letzten Juni 1745 verlängert. In dieser äußersten Verlegenheit erbaten sie sich und erhielten die Verwendung Englands und Hollands. Doch Maria Theresia bestand hartnäckig auf ihrem Beschlusse und erwiederte: sie müsse annehmen, jene Verwendung geschehe aus Eigennutz. Der englische Gesandte meinte, man könne sich dieses sonderbare Verfahren kaum anders als aus einem übereilten Gelübde erklären, oder wenigstens aus einem unbezwinglichen, von frühester Erziehung herrührenden Vorurtheil. Selbst ihr Gemahl und Prinz Karl, sowie katholische Fürsten (Kurmainz und der Papst) verwendeten

ſich eine Zeitlang vergebens für die Juden, bis endlich der beſſere Geiſt ſiegte und der Königin die Schmach erſparte, ein ſpaniſches Beiſpiel von Unduldſamkeit zum eigenen Schaden nachgeahmt zu haben. Der Widerruf des harten Befehls erfolgte am 14. Mai jenes Jahres, wiewohl der Zuſtand der Juden auch nach der neuen Vergünſtigung von 1748 noch immer ein proviſoriſcher blieb.

Karls VII. Tod. Friede zu Füſſen.

In Bayern war, als es Bathiány beim Einfall Friedrichs in Schleſien verlaſſen hatte, nur eine geringe Truppenmacht unter Bärenklau zurückgeblieben, welcher die Oberpfalz beſetzt hielt. Seckendorf verdrängte jedoch die Oeſterreicher bald von der Donau und dem Lech, und die öſterreichiſche Verwaltung flüchtete am 12. October 1744 aus München, wohin nun Karl VII., welcher damals von einer lebensgefährlichen Krankheit kaum geneſen war, eilig zurückkehrte (23. Oktober). Nach ſo vielen Leiden zur Sühne der Schuld, ſchien nun endlich die Morgenröthe einer beſſeren Zeit aufzugehen. Doch es war nur ein freundliches Abendroth für den vielgeprüften Kaiſer, deſſen Kraft bis zur Neige erſchöpft war. Zwar ſah er ſein Bayern, mit Ausnahme der Plätze Ingolſtadt, Braunau und Schärding, vom Feinde befreit, und die Waffen ruhten; doch drohend ſtanden die Oeſter-

reicher in feſter Stellung bei Braunau und Paſſau, und daß ein neues Vordringen derſelben nach Bayern in Ausſicht ſtand, ergab ſich aus der, durch Englands Fürſprache bewirkten Zuſage Marien Thereſiens, daß in dieſem Falle weder der Kaiſer noch ſein Hof in München gefährdet werden ſollte.

Und wirklich erfolgte der erneuerte Einbruch der Oeſterreicher alſogleich, wie ſie ihre Verſtärkungen an ſich gezogen hatten, und zwar zunächſt in die Oberpfalz; Sekkendorf, welcher bei den Bayern eben ſo wenig beliebt war, und noch dazu im Verdacht ſtand, daß er nicht ganz ohne Seitenblick auf Oeſterreich und nicht ohne die Abſicht handle, ſich im geeigneten Falle mit dem Wiener Hofe auszuſöhnen, hatte ſich genöthigt geſehen, den Oberbefehl niederzulegen, wiewohl er des Kaiſers Vertrauen fortwährend genoß.

Mitten unter den Anzeichen neuer Gefahr ſah Karl VII. plötzlich ſein Ende herannahen und die Ahnung in Erfüllung gehen, welche er öfters in den Worten ausgedrückt hatte: „Mich wird das Unglück nicht verlaſſen, bis ich es verlaſſe.“ Er ſtarb, erſt 48 Jahr alt, an den Folgen zurückgetretener Fußgicht, am Abend des 20. Januars 1745, nachdem er ſeinen Sohn Maximilian Joſeph, welchem noch $9\frac{1}{2}$ Wochen zur Erreichung des achtzehnten Jahres fehlten, für volljährig erklärt und ihm auf das Dringendſte empfohlen hatte, nichts Wichtiges ohne den Rath ſeiner Mutter zu thun, ſchnelle Gerechtigkeit zu üben,

Schwache gegen Mächtige zu schützen, und in Sachen des peinlichen Rechts so viel als möglich Gnade für Recht ergehen zu lassen. Wie wenig Macht dieser Kaiser in seinem Leben gehabt, — der Prunk des Leichenzuges bezeichnete ihn, durch die Weltkugel, welche vor dem Sarge getragen wurde, in bitterer Ironie als Herrn der Welt, der Hofstyl nannte in der Todesankündigung den armen Mann „den Unüberwindlichsten!" Ein gleichzeitiger Dichter faßte die Schlußpointe dieses Kaiserschicksals in folgenden Zeilen auf:

„Hier ruht der siebente Karl in Moder, Staub und Sand,
Ein König ohne Reich, ein Kaiser ohne Land.
Er war zwar groß genug, wollt' aber größer werden,
Drum liegt er jetzt entseelt als Bettler in der Erden;
Hier faßt ein enger Raum die arme Majestät,
Die nicht mehr, als zuvor, aus ihren Gränzen geht.
Ihr Fürsten, wollet ihr nicht gleichen Nachruhm hören,
So lernet euch bei Zeit an mein Exempel kehren."

Der junge Kurfürst Maximilian Joseph befand sich bei seiner Thronbesteigung in einer kritischen Lage. Wiewohl er von Franz Stephan ein Kondolenzschreiben erhielt, worin die Worte vorkamen: „Nichts hat mich so sehr gerührt, als der Verlust, den Ew. kurfürstliche Durchlaucht erlitten; die Königin fühlt sich darüber ebenso betroffen, als ob Dero Haus allezeit in größter Freundschaft mit Oesterreich gelebt," so rückten doch die österreichischen Truppen, das Uebergewicht ihrer Waffen benutzend, in Bayern vor; die Oberpfalz war schon im

Januar ganz in ihrem Beſitz; im März drang Wathiany von Schärding und Braunau her ſiegreich heran, eroberte Vilzhofen, Straubing, Kehlheim, Landshut, ſiegte (am 15. April) bei Pfaffenhofen über Ségür und drängte ihn bis Donauwörth, während Coigny, auf deſſen Heranzug man verſprochenermaßen gerechnet hatte, ſich an den Neckar zurückzog. Maximilian Joſeph ſah nun, wie wenig er ſich auf Frankreichs Verſprechungen verlaſſen konnte, welches ihn nach dem Tode ſeines Vaters, auch unter Anerbieten einer bedeutenden Geldunterſtützung und unter Hinweiſung auf Coigny's und Ségür's Hülfe, bewogen hatte, dem Bunde gegen Oeſterreich treu zu bleiben, ſo zwar, daß er den Höfen erklärt hatte, er werde auf ſeine wohlerworbenen Rechte nicht verzichten, und daß er ſogar den Titel eines Erzherzogs von Oeſterreich beibehielt. Als nun das Mißgeſchick zunahm, die Hoffnungen ſchwanden, der junge Kurfürſt ſich von München nach Augsburg flüchtete, ſah er ſich von zwei einander widerſtrebenden Partheien am Hofe immer dringender zur Entſcheidung aufgefordert. Die eine mit Feldmarſchall Törring an der Spitze rieth zur ehrenvollen Fortſetzung des Krieges, zur Erhaltung des Bundes mit Frankreich und Preußen, und ſchon wollte der junge Kurfürſt, dieſem Rathe folgend, Bayern verlaſſen, um ſich nach Mannheim zu begeben. Die andere Parthei, insbeſondere Seckendorf, arbeitete unabläſſig daran, ihn für einen Frieden mit Oeſterreich zu

gewinnen, und ſtellte ihm zu dieſem Ende die gänzliche Erſchöpfung Bayerns, die Pflicht: Land und Volk vom Untergange zu bewahren, vor, wies ihn auf die Unzuverläſſigkeit Frankreichs, auf Friedrich's II. ſelbſtiſchen Zweck, ſowie darauf hin, daß mit dem Tode Karl's VII. die Verbindlichkeiten der Frankfurter Union erloſchen ſeien. Mittlerweile wichen die bayeriſchen und heſſen-kaſſelſchen Truppen von München über Friedberg hinter den Lech zurück, und die Oeſterreicher hatten nun ganz Bayern beſetzt, während man vernahm, daß Ségür nach Frankreich heimziehen wolle. Da gelang es endlich dem unermüdlichen Seckendorf, welchen die verwittwete Kaiſerin durch mütterliche Vorſtellungen bei Max Joſeph kräftig unterſtützte, gegen alle Machinationen der kriegsluſtigen Parthei mit ſeinen Vorſchlägen zu einem Friedensabſchluſſe durchzudringen, und des Kurfürſten Gewiſſensſcrupel wegen der franzöſiſchen Subſidiengelder, durch die er ſich an Frankreich gebunden hielt, durch das Verſprechen bedeutender Zahlungen, welche England und Holland liefern wollten, zu beſchwichtigen. „Nun denn," ſprach Max Joſeph, als im letzten Kriegsrathe außer Seckendorf nur eine einzige Stimme für den Frieden ſich erhob, „wenn ihn Niemand haben will, ſo will ich ihn haben."

Der Friede kam um ſo eher zu Stande, da von Seiten Oeſterreichs hinlängliche Bereitwilligkeit vorhanden war. Mußte nämlich der Friede mit Bayern überhaupt Marien Thereſien willkommen ſein, weil ſie dadurch die Möglich-

keit erhielt, dem König von Preußen mit größerem Nachdruck zu begegnen, so waren noch außerdem die Bedingungen, deren Annahme sich voraussehen ließ, nachdem Max Joseph sich einmal für den Frieden entschieden hatte, für Marien Theresien vortheilhaft genug. Sie setzten fest, daß Maximilian Joseph allen Ansprüchen auf das österreichische Erbe entsagen, die pragmatische Sanction und das Recht der böhmischen Kurstimme für Franz Stephan anerkennen, demselben bei der Kaiserwahl seine Stimme geben, und bis zur vollendeten Wahl Ingolstadt, Schärding, Braunau und Straubing den Oesterreichern lassen, die Truppen seiner bisherigen Bundesgenossen aus seinen Ländern entfernen, und überhaupt jederzeit für Oesterreich stehen, dagegen aber seine durch die Feinde besetzten Länder von Marien Theresien wiedererhalten, und daß diese Letztere den verstorbenen Karl VII. als Kaiser anerkennen sollte. Unter diesen Bedingungen wurde der Friedensvertrag am 22. April 1745 zu Füssen zwischen dem Grafen Colloredo von österreichischer, und dem Fürsten von Fürstenberg von bayerischer Seite abgeschlossen und sofort ratificirt. Von den übrigen Mitgliedern der Frankfurter Union hatten sich Hessen-Kassel und Kurpfalz wenige Tage vorher neutral erklärt. — Eine Nemesis ließe sich, nach glücklicher Beilegung des unseligen Zwistes zwischen Habsburg und Wittelsbach, erkennen. Der Repräsentant aller brutaler Dränger, Senger und Brenner, der Schrek-

ken ganz Bayerns, der Pandurenhäuptling Franz Freiherr von der Trenk wurde 1746 wegen arger Pflichtwidrigkeiten zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt! Er starb im Kerker 1749.

Schlachten bei Fontenoy und Hohenfriedberg.

Frankreich führte den Krieg gegen Oesterreich fort, und zwar auf niederländischem Boden. Es hatte alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, um Marien Theresiens Wunsch: die Erhebung Franz Stephan's auf den deutschen Kaiserthron, zu vereiteln. Wie es Maximilian Joseph von Bayern gegen Oesterreich zu reizen versucht, so unterließ es auch nichts, um die Eitelkeit des Kurfürsten von Sachsen zu spornen, ohne jedoch auch hier einen besseren Erfolg zu gewinnen. Eben so vergeblich hatte es Rußland gegen Oesterreich einzunehmen versucht; und wenn Friedrich II. auch allerdings den Anschein behauptete, als wäre er im Einverständniß mit Frankreich, so wollte er doch nichts weniger als einen durchgreifenden Einfluß dieser Macht auf die deutschen Angelegenheiten fördern, sondern wünschte sich lieber, durch Englands Vermittlung, mit Marien Theresien auszusöhnen, indem er zugleich Alles aufbot, um ihr im Felde zu imponiren. Somit war denn Frankreich im Grunde von

von allen ſeinen Bundesgenoſſen, bis auf Spanien, verlaſſen und wußte wohl, daß England in der Sache Marien Thereſiens eigentlich auch ſeine eigene gegen es ausfechten wollte. Es ſendete zur Unterſtützung der Spanier in Italien eine Flotte ins mittelländiſche Meer und in den Niederlanden belagerte König Ludwig XV. in eigener Perſon Turnay (im Mai 1745). Zum Entſatze nahte ein engliſch-öſterreichiſch-holländiſches Heer unter dem Herzog Cumberland und dem Feldmarſchall Königseck, welches jedoch in der blutigen Schlacht bei Fontenoy (11. Mai) den Franzoſen unter dem Marſchall von Sachſen den Sieg laſſen mußte; da glaubte Niemand, daß der kranke Held den Ausgang des Tages erleben würde, dennoch beſtieg er während des Kampfes ſein Roß, und der Geiſt, friſch und geſund, gewann. Die nächſte Folge dieſes Sieges war, daß die Franzoſen alſobald Fontenoy, Tournay, Gent, Oudenaarde, Brügge, Dendermonde, Nieuwpoort und Ath einnahmen. Der Prinz von Cumberland mußte zur ſelben Zeit mit einem Theil des Heeres den Kriegsſchauplatz verlaſſen und ſich nach England zurückbegeben, wo Frankreich dem Hauſe Hannover durch die Landung des Kronprätendenten Karl Eduard Stuart in Schottland und durch die Inſurrektion der Schottländer zu ſchaffen zu machen ſuchte; erſt im darauf folgenden Jahre wurde dieſer Bürgerkrieg durch die für Stuart unheilvolle Schlacht bei Culloden (27. April 1746) beendigt.

Während der Krieg, wie wir oben gesehen, zum Vortheile Frankreichs geführt wurde, dauerten die Feindseligkeiten zwischen Oesterreichern und Preußen auf dem alten Schauplatze Schlesien mit abwechselndem Erfolge fort. Nachdem Leopold von Dessau die Oesterreicher aus Oberschlesien und der Grafschaft Glaz nach Böhmen und Mähren zurückgedrängt hatte, begannen die Ersteren, mit sächsischen Truppen im Verein, unter den Feldmarschall-Lieutenants Nadasdy und Caroly zu Anfang Aprils Angriffe auf Schlesien; die Croaten besetzten Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg; am 27. Mai ward Kosel genommen, und nun zog die österreichisch-sächsische Hauptmacht unter Prinz Karl und dem Herzog von Sachsen-Weissenfels aus Böhmen nach Niederschlesien. Friedrich II. gab sich den Anschein, als wolle er zurückweichen, und lagerte, der Aufmerksamkeit der Feinde verborgen, am 1. Juni zwischen Schweidnitz und Striegau, bis die Oesterreicher am 3. Juni auf der von Jauer nach Landshut führenden Straße heranzogen und am 4. des Morgens vor Striegau die Preußen in Schlachtordnung erblickten. Um vier Uhr begann der Kampf; schon um neun Uhr war er zu Gunsten der tapfern Preußen auf's Glänzendste entschieden. Die Folge dieses Sieges zu Hohenfriedberg und Striegau war, daß sich die Oesterreicher nach Böhmen zurückzogen, wohin ihnen die Sieger folgten. Prinz Karl lagerte bei Königingräz, die Preußen anfänglich bei Chlum, später bei Jaro-

mirz. Hiemit waren vorderhand die Kriegsoperationen im Großen beſchloſſen, wenn auch beide Theile im kleinen Kriege nicht ſtille ſtanden, wobei die Preußen den Feind aus Oberſchleſien vertrieben und ſich (6. September) Koſels wieder bemächtigten. Friedrich II. dachte damals neuerdings an einen Friedensvertrag mit Maria Thereſia, um ſo mehr, da er die Geſinnungen des Königs von England kannte, welcher einerſeits ohnehin ſchon durch Frankreich gehörig beſchäftigt war, und anderſeits auch der Subſidiengelder überhoben zu ſein wünſchte. Somit verband ſich Friedrich II. mit Georg II. am 26. Auguſt zu Hannover zu dem Ende, daß der Letztere ſich von dem Bündniß gegen Preußen losſagen, Marien Thereſien zum Frieden mit Friedrich II. bewegen und dieſem die Garantie der übrigen Mächte für Schleſiens Beſitz verſchaffen ſollte.

Darauf wollte nun Maria Thereſia jetzt freilich ebenſo wenig als jemals eingehen. Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit wies ſie jede derartige Anmuthung zurück, und wollte lieber ihre Sache neuerdings auf den Erfolg einer entſcheidenden Schlacht ſtellen.

Und ſo geſchah es bald genug; aber der Ausſchlag ſollte nicht zu ihren Gunſten werden. Bevor wir indeſſen dieſen Ausgang des zweiten ſchleſiſchen Krieges betrachten, wenden wir unſere Aufmerkſamkeit einem andern Gegenſtande zu, welcher Marien Thereſiens Herz in Anſpruch nahm, nämlich der

Kaiserwahl Franz Stephan's.

Der Wahlconvent wurde in Frankfurt am Main eröffnet und die böhmische Kurstimme, — ungeachtet der Protestation des Königs von Preußen, als Kurfürsten von Brandenburg, und des Kurfürsten von der Pfalz, — zugelassen. Franz Stephan hatte übrigens keinen Nebenbuhler um die Krone Karls des Großen, wohl aber ein französisches Heer gegen sich, welches die Freiheit der Wahl sichern wollte! Es war im März und April über den Rhein und Main vorgerückt und hauste im Rheingau schlimm genug. Eine österreichische Armee unter dem alten und untüchtigen Herzog von Ahremberg mußte sich hinter die Lahn zurückziehen. Nachdem sich aber Bathiany, der am 13. Juni an Ahrembergs Stelle kam, und Traun zu Ende dieses Monats vereinigt hatten, worauf Franz Stephan den Oberbefehl übernahm, wichen die Franzosen unter Conti am 18. Juli bei Rhein-Türkheim mit Verlust über den Rhein zurück, und Franz Stephan stellte nun seine Armee zur Beobachtung am Neckar bei Heidelberg auf, wo er das Hauptquartier nahm.

Am 13. September um die sechste Morgenstunde gab die große Domglocke zu Frankfurt am Main den Bürger-Compagnien und der Stadt-Garnison das Signal, ihre Posten zu beziehen; die Bürgerschaft theilte sich in vierzehn Quartiere, marschirte mit fliegenden Fahnen und klin-

gendem Spiel und ſtellte ſich am Dom auf. Um neun Uhr fuhr der Kurfürſt von Mainz nach dem Römer; und von dort begab er ſich nach 10 Uhr, an der Spitze der Wahlgeſandten von Trier, Köln, Böhmen, Bayern, Sachſen und Hannover, — alle zu Pferd, in den koſtbarſten Prunkgewändern, — nach dem Dom; dort ſollte die Wahl im Conclave vorgenommen werden. Feierlicher Gottesdienſt ging dem Letzteren voran; es wurde eine Meſſe gehalten, und das „Veni, sancte spiritus“ angeſtimmt, dann rief der Kurfürſt von Mainz die fehlenden Wahlgeſandten von Brandenburg und der Pfalz zum erſtenmal auf, und hiernach legten die anweſenden Geſandten den herkömmlichen Eid ab; als das Wahlkollegium in das Conclave getreten war, wurden die Botſchafter von Brandenburg und Pfalz, zum zweitenmal aufgerufen, um dem Brauch und den Verordnungen Genüge zu leiſten; ſie hatten am Abend vor dem Wahltag Frankfurt verlaſſen und ſich mit ihrer ganzen Suite nach Hanau begeben.

Nach drei Stunden war das Wahlgeſchäft beendigt und der Domdechant von Mainz rief „den durchlauchtigſten Fürſten und Herren, Herrn Franciscum Stephanum, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toskana und König von Jeruſalem“ als erwählten römiſchen König aus. Da ſcholl in und außer dem Dom ein tauſendfaches Lebehoch, da klangen alle Glocken zum vollſtimmigen Feſtgeläute. Langſam ſchritten nun der Kurfürſt von Mainz und die Wahlgeſandten von der Bühne

in den Chor, und nun wurde der ambrosianische Lobgesang angestimmt, welchen Trompeten- und Paukenschall begleitete, während hundert Kanonen dreimal gelöst wurden, weithin zu verkünden, daß das heilige römische Reich wieder ein Oberhaupt habe. Um zwei Uhr des Nachmittags war der Wahlaktus beendigt, die Wähler zogen in derselben Ordnung, wie sie zum Dom gekommen waren, nach dem Römer zurück, worauf jeder Einzelne unter freudigem Zuruf des Volkes nach seinem Quartiere fuhr.

Franz Stephan vernahm die erste Nachricht der Erfüllung seiner Wünsche durch den Grafen Auersperg, welchem alsobald Graf Ostein, von Seiten des Kurfürsten von Mainz, und der Reichserbmarschall Graf Pappenheim, im Namen des Kurfürsten-Kollegiums, der Erstere mit offenem Creditiv, der Letztere mit mündlicher Kommission folgten; am 17. Septbr. kam der Landgraf von Hessen-Darmstadt, dem vierzig blasende Postillons vorritten, mit dem Wahldiplom im Hauptquartier an, worauf am 18. Feldgottesdienst (der Bischof von Speyer las die Messe und stimmte das Tedeum an) und Heerschau stattfanden. Mit Ungeduld hatte inzwischen Maria Theresia, wenn sie auch über das Resultat des Wahlgeschäftes nicht in Ungewißheit sein konnte, das Eingehen der Nachricht von Frankfurt erwartet, und kaum war der Kurier mit der erwünschten Botschaft in Wien eingetroffen, als sie auch sogleich ihre Reise nach Frankfurt, zu welcher bereits Alles vorbereitet war, antrat. Am 15. September verließ sie

Wien und am 25. sah sie aus einem Fenster des Gasthofes zum römischen Kaiser in Frankfurt den geliebten Gatten in solcher Pracht, wie sie der durch Jahrhunderte berühmten Würde eines höchsten Hauptes der Christenheit gebührte, vom Bornheimer Feld, wo ihn der Kurfürst von Mainz und die Wahl-Gesandten bewillkommnet hatten, durch die Zeil seinen Zug nach dem Dom halten; dort beschwor er im Conclave die Wahlkapitulation.

Nun ein Bild der Kaiserkrönung nach gleichzeitiger Aufzeichnung! Die Krönung war auf den 4ten October, den Tag des heiligen Franciscus, festgesetzt worden.

Am frühen Morgen dieses Tages wird die Sturmglocke eine halbe Stunde lang gezogen; da wird's in Frankfurts Straßen lebendig, da eilen die Bürger der freien Reichsstadt mit Ober- und Untergewehr aus den Häusern, und bald sieht man sie in stattlichen Haufen vor jenen ihrer Hauptleute versammelt, bis die Stunde schlägt und zum Aufbruch mahnt. Nun wallende Fahnen, Trommelwirbel, klingendes Spiel, geschlossene Marschreih'n; alles auf die Posten, vom kaiserlichen Hoflager bis zum Dom; die Straßen zur Parade besetzt, drei Bürgerkompagnieen auf dem Römerberg; überall Festtagsgesichter. — Nun die hohen und höchsten Personen. In ihrem Kurfürstenanzug begeben sich die Kurfürsten von Mainz und Trier, im kostbarsten Kleiderprunk der Abgesandte von Kurköln, jeder mit stattlichem Gefolge aus ihren Quartieren in den Dom; dort bekleiden sich die beiden Ersteren mit den Pontifika-

lien, der Letztere mit Chorrock und Chorkappe, und schließen sich der glänzenden Versammlung von Prälaten an, welche im äußersten Schmuck ihrer geistlichen Würde zum Empfange des erwählten und nun zu krönenden römisch-deutschen Kaisers bereit sind. Nun nimmt der Kurfürst von Mainz, der die Krönung vollbringen soll, im Beisein des Kurfürsten von Trier und des Gesandten von Kurköln die uraltehrwürdigen Reichsinsignien von den Abgeordneten Aachens und Nürnbergs in Empfang, und der kurmainzische Hofkanzler stellt im Namen des Kurfürstenkollegiums dem Stift und der Stadt Aachen einen Revers aus, daß der gegenwärtige Aktus der Krönung, der in Frankfurt stattfinde, die alten Gerechtsame Aachens in keiner Weise gefährden noch benachtheiligen solle. Nun werden Krone, Scepter, Reichsapfel und das Schwert des heiligen Mauritius durch zwei von dem Kurfürsten von Mainz ernannte Domherren in einer kurfürstlichen Kutsche, von vielen Hofkavalieren begleitet, ins kaiserliche Hoflager gebracht, während die assistirenden Bischöfe und Prälaten das Pluviale aus der Sakristei auf den rechts vom Consekrations-Altar stehenden Insignien-Altar legen; Dalmatika, Alba, Stola, Sandalen, Strümpfe, Handschuhe und Cingula des Kaiserornates werden in das Conclave getragen, welches hierauf der Reichs-Erbthürhüter verschließt. Inzwischen haben sich die Wahlgesandten der weltlichen Kurfürsten in kostbaren Mantelkleidern nach dem Römer begeben, und hinter ihnen führet man die herrlich geschmückten Rosse, die sie später

besteigen werden; während zehn festlich gekleidete Unteroffiziere der Stadt-Garnison den Baldachin, unter welchem der Kaiser zum Dom reiten wird, vom Römer zum kaiserlichen Hoflager tragen; zehn Deputirte des Magistrats, welche denselben dann zu tragen die Ehre haben werden, schreiten, entblößten Hauptes in schwarzen Mänteln hinter dem Baldachin einher. Nicht lang darnach besteigt der Reichserbmarschall unter'm Schall von Trompeten und Pauken sein Pferd, und reitet zum kaiserlichen Hoflager. Als er von demselben zurückkehrt, wird mit allen Glocken geläutet und nun beginnt der Zug der Gesandten, um den Kaiser abzuholen. Voran ihre Lakaien, Haiducken und Pagen; dann die Cavaliere vom Gefolge zu Fuß, hierauf der Reichserbmarschall zu Pferd; hinter ihm, gleichfalls zu Pferd, die Gesandten. Am kaiserlichen Hoflager angelangt, steigen sie ab, und begeben sich in das kaiserliche Zimmer, wo sie die Reichsinsignien den Erb-Beamten und deren Vertretern übergeben. Hierauf steigen sie wieder zu Pferde, und nun beginnt der feierliche Zug nach dem Dom; da sitzt der erwählte Kaiser, dem die Insignien getragen werden, zu Rosse unter dem Baldachin, welchen jene Deputirten des Rathes tragen; wer zählt all die Einzelheiten, wer faßt all die Pracht, die da zur Schau getragen wird; wer denkt dabei, wie wenig Macht bei so viel Schein! Dies römisch-deutsche Kaiserthum, welches Franz Stephan von Lothringen repräsentirt, dem sie als Kaiser Franz I. unter tausendstimmigem Jubel des

Volkes den Ornat Karls des Großen anthun, dem ſie deſſen Krone aufs Haupt ſetzen, — es iſt eine Leiche, wer möchte, wenn man dieſen Prunk ſieht, der ſie umgibt, nicht jener Ueberlieferung gedenken, die ſich an Otto's III. Beſuch bei Karls des Großen Leiche knüpft, daß er den großen Todten noch aufrechtſitzend unverſehrt gefunden, mit Schwert und Schild und Evangelienbuch? Jenem dritten Otto erſchien in der Nacht darauf im Traume der große Karl und verkündigte ihm ſein nahes Ende; wahrlich: an jenem Krönungstage Franz des Erſten ſchritt auch ein Geiſt, der des weiland deutſchen Reiches, umher, und verkündigte, daß ein zweiter Franz vom morſchen deutſchen Throne aufſtehen und daß dieſer zuſammenſtürzen werde. Ob da nicht jener Günther von Schwarzburg unſichtbar mitten unter allen den ſtattlichen Herren ſtand, und warnend die Hand erhob, und des letzten Schlages dachte, der über das deutſche Kaiſerthum gefallen, und all der Schmach, die ſeither darüber ergangen, ſeit der Kurfürſtenſchluß von Rhenſe eben zu Rhenſe wieder zur Lüge gemacht worden? Die Ceremonien der Krönung vollbracht, beglückwünſcht der Kurfürſt von Mainz im eigenen Namen wie in dem des Kurfürſten-Kollegiums den Kaiſer, empfiehlt ihm das Beſte des heiligen römiſchen Reiches, — als ob ein deutſcher Kaiſer dafür noch etwas hätte thun können! — und ſtimmt dann das Tedeum an, während deſſen Franz I. mit dem Schwert Karls des Großen, das ihm der Geſandte Kurſachſens gereicht, verſchiedene Grafen

und Herren zu Rittern ſchlägt; — welche Ironie! es gab ja keine Ritter mehr, welche die Ehre des römiſchen Reiches vertheidigen konnten. Während des Tedeums — abermals Trompeten und Paucken, Glockengeläute, Kanonenſalven; wie ganz andere Salven hatte Friedrich II. wenige Tage vorher bei Sorr erdonnern laſſen, und Friedrich II. war doch wohl auch ein Mitglied des heiligen römiſchen Reiches! — Mit der Reichskrone auf dem Haupte tritt jetzt Franz I. aus dem Dom und begibt ſich im ſtattlichen Zuge, unter dem bereits erwähnten Baldachin, zum Römer; — die Bahn unter ihm iſt gedielt und mit dreifarbigem Tuch belegt, um deſſen Lappen ſich der Pöbel ſchlägt, ſowie der Kaiſer darüber hingezogen; — auch hier liegt eine bittere Vergleichung nahe, — eine Beziehung auf die Geſchichte dieſes Jahrhunderts. Bei ſolchen Gedanken nichts von dem Jubel des Volkes, das ſich auf dem Römerberge um die Ceremonien drängt und ſchlägt, wie ſie altherkömmlich durch die Würdenträger der Erbämter verrichtet werden ſollten. Welcher Jubel um Dinge, deren Bedeutung erloſchen, welche Wichtigkeit: Wein, Weizen, Geld und Krönungsochſen! Und doch betrachten die Großen dieſen unſchädlichen Volksjubel mit nicht geringem Vergnügen; alte Sitte — alte Begriffe; ein einziger Augenblick ſtürzt all den harmloſen Schlendrian um, und daſſelbe Volk, das eben für den Krönungsochſen Parthei ergreift, ergreift ſie nächſtens noch lebhafter und mit beſſerem Fug und Recht für ſich ſelbſt! Nichts von der Tafel, zu welcher

der römische Kaiser mit Vortragung seiner Insignien geführt ward! Nichts von all den Beglückwünschungen, nichts von dem Ceremoniengange, auf welchem die Nürnberger die Insignien wieder abholen und sich vom Hofla-ger nach ihrem Quartiere zurückbegeben. Nichts von all den „huldvollen Beförderungen", womit der neue Kaiser seinen Reichsantritt bezeichnete, — der arme Mann, der nichts als Titel spenden konnte, wie er selbst ja nichts als einen Titel besaß! Nur das noch zum Schluß, — den kleinen, aber hübschen Zug, der das Glück seines Familienlebens und die rechte Fraulichkeit seiner Gemahlin bezeichnet! Maria Theresia hatte es sich nicht nehmen lassen, seiner Krönung beizuwohnen; im Dom sah sie derselben auf einer eigenen im Chor errichteten Bühne zu. Als ihr Gemahl dann in den Römer zurückkehrte, stand sie am Fenster eines dem Römer zunächst gelegenen Hauses, und wie nun alles Volk ihm Lebehoch ruft, ist sie so ergriffen, — (ist's ja doch der Mann ihres Herzens, an dem der höchste Wunsch ihres Herzens sich erfüllt!) daß sie selber das Tuch schwenket, und mitruft: „Es lebe der Kaiser!" Man hörte es noch deutlich, als mitten im Jauchzen des Volkes eine kleine Pause entstanden war.

Und doch wollte sie in ihren Erblanden allein regieren! Was sollte nun der Kaiser thun, der im deutschen Reich gar nichts zu regieren hatte? Er verlegte den Reichstag von Frankfurt a. M. wieder nach Regensburg und besetzte die Stellen beim Reichshofrath.

Noch ein Charakteriſtiſches bleibt zu erwähnen. Sollte man glauben, daß der heilige Vater Benedikt XIV. gegen die Wahl Franz I., des getreuen Sohnes der Kirche, des Gemahls der frommen Maria Thereſia, proteſtirte? Der Grund iſt folgender: Franz I. hatte unterlaſſen, einen Schritt zu thun, welchen Karl VII. gethan, nämlich: ſich die Einwilligung des Papſtes zur Wahl zu erbitten. Der Zug könnte unbedeutend erſcheinen, wenn man nicht tiefer blicken will!

Schlachten bei Sorr und Keſſelsdorf. — Dresdner Friede.

Während jener Freuden und Feſte der Kaiſerwahl und Kaiſerkrönung war Prinz Karl von Lothringen auf den dringenden Wunſch Marien Thereſiens, welche die Kaiſerkrönung zu Frankfurt ebenſo wie früher die Königskrönung in Prag durch einen Sieg verherrlicht wiſſen wollte, dem König von Preußen zu einer Entſcheidungsſchlacht entgegengetreten; und ſowohl die Ueberlegenheit des öſterreichiſchen Heeres von 40,000 Mann vor dem preußiſchen von nur 18,000, als auch die unſichere Stellung des Letzteren im Lager bei Staudenz, wo es auf der einen Seite den Angriffen bloß lag, ſchien dem Unternehmen einen glücklichen Erfolg zu verſchaffen. Es war am frühen Morgen des 30. Septembers 1745,

als Friedrich II., wie er eben die Zelte seines Lagers abbrechen lassen wollte, Nachricht erhielt, daß die Feinde in Schlachtordnung heranrückten. Es war bei Sorr. Welche Gefahr! Aber Friedrichs II. Geistesgegenwart und der Heldenmuth der Preußen trotzten ihr. Rasch hatte der König seinen Schlachtplan gemacht; ungeschreckt durch das Feuer der österreichischen Batterien, welches ganze Reihen niederstreckte, stellten sich die Preußen auf, stürmten die Grenadiere eine besonders gefährliche Batterie, brachte die Cavallerie durch geschickte und rasche Wendungen die Feinde in Verwirrung. Nicht wenig trug Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Erringen des Sieges bei; aber auch die Plünderungslust der Kroaten, welche inmitten der Schlacht im feindlichen Lager hausten und des Königs Gepäck und Kasse erbeuteten, wußte dieser Letztere zu seinem Vortheil zu benutzen, und nach fünf Stunden hatte er den Sieg, wenn gleich nicht ohne Verlust an Tapfern, gewonnen. Fünf Tage lang behauptete er das Schlachtfeld, dann zog er sich in der Mitte Oktobers unter nicht geringen Mühsalen in den von Feinden besetzten Engpässen nach Schlesien zurück, wo er seine Truppen zwischen Schweidnitz und Striegau in Quartiere legte. Er selbst begab sich nach Berlin, in der Absicht, die Friedensunterhandlungen mit jenem Nachdruck fortzusetzen, den er nach seinem neuen Siege behaupten konnte.

Inzwischen hatte Brühl, durch Friedrichs beißenden Spott aufs Furchtbarste erbittert, mit Rutowsky den

Plan eines Angriffs auf die Mark Brandenburg entworfen, und der österreichische Hof denselben genehmigt. Die sächsische Armee sollte nämlich in Verbindung mit österreichischen Truppen unter dem General Grafen Grüne über Leipzig durch die Niederlausitz nach Brandenburg vordringen, während Prinz Karl durch die Oberlausitz nach Sagan und Crossen rücken sollte; so hoffte man den König dermaßen in die äußerste Bedrängniß zu bringen, daß er rasch einen Frieden unterzeichnen würde, in welchem die Abtretung Schlesiens an Oesterreich und die des Herzogthums Magdeburg nebst dem Gebiet von Cottbus und Peitz an Sachsen als erste Bedingung gestellt waren.

Sorgfältig suchte man diesen Plan geheim zu halten, doch Friedrich erhielt schon am 9. November durch den schwedischen Gesandten Grafen von Rudenschöld Nachricht davon und eilte am 14ten nach Schlesien, wo er alle Truppen zusammenzog und die Päſſe nach Böhmen und der Lausitz besetzte, worauf er am 23. November bei Naumburg über die Unstrut ging und nach Görlitz zog. An demselben Tage traf General Ziethen bei Katholisch-Hennersdorf mit einer sächsischen Heeresabtheilung zusammen und gewann, wiewohl ihm der Feind an Zahl überlegen war, einen glänzenden Sieg, in dessen Folge sich General Grüne von dem Marsch nach der brandenburgischen Gränze umwandte, um sich mit Rutowsky zu vereinigen, welcher an der Spitze der säch-

ſiſchen Hauptarmee ſtand. Prinz Karl ſah ſich nach Böhmen zurückgedrängt, und der König beauftragte von Görlitz aus den alten Fürſten von Deſſau, in Kurſachſen einzurücken. Raſch hintereinander ergaben ſich Leipzig, Torgau und Meißen, wohin ſich der König ſelbſt begab; er erfuhr dort, daß der Kurfürſt von Sachſen, welcher ſich aus Dresden nach Prag geflüchtet hatte, nunmehr zur Annahme der ihm geſtellten Friedensbedingungen bereit ſei. Zu gleicher Zeit (15. Dezember) erfocht der Fürſt von Deſſau, mit welchem ſich ein preußiſches Corps unter General Lehwald vereinigt hatte, bei Keſſelsdorf einen glänzenden Sieg über die mit den Truppen Grüne's vereinigten Sachſen. Prinz Karl, welcher zu Anfang Dezembers mit ſeiner Armee aus Böhmen nach Sachſen gerückt und am Tage vor der Schlacht in Plauen angekommen war, nahm keinen Antheil an derſelben und mußte am darauffolgenden Tage nach Böhmen zurückziehen. Am 18ten ergab ſich Dresden an die Preußen, und Friedrich eilte dahin, um den Miniſtern noch einmal ſeinen urſprünglichen Friedensplan vorzulegen, wie derſelbe in den Punktationen des Vertrags von Hannover enthalten war, deſſen Vollziehung der König verlangte; eine Mäßigung des Siegers, welche darin ihren Grund hatte, weil er wohl wußte, wie ſehr ſeine Mittel erſchöpft waren; immerhin trug ſie raſch gute Frucht, um die Zuverſicht des Wiener Hofes auf das Eintreten einer für Oeſterreich ehrenvollen Wendung zu vernichten.

Schon am 25. December wurde nämlich zu Dresden, wo Graf Harrach mit Vollmachten des österreichischen Hofes angekommen war, der Friede zwischen Preußen, Oesterreich und Kursachsen abgeschlossen, durch welchen Maria Theresia dem König von Preußen abermals den Besitz Schlesiens mit Glatz bestätigte, dieser Letztere hingegen ihren Gemahl Franz I. als Kaiser anerkannte, und Beide sich den Besitz ihrer Staaten (nach dem damaligen Bestande) gewährleisteten. Kursachsen kam dabei am schlimmsten weg; es mußte, außer den Contributionen, an Preußen noch eine Million Thaler bezahlen, überdieß die einheimische Mannschaft, welche zum preußischen Dienste gezwungen worden, in demselben lassen und sich darein fügen, daß alle Zollstreitigkeiten zu Gunsten Preußens entschieden werden sollten; so büßte denn auch diesmal wieder Land und Volk für die Unfähigkeit des Beherrschers. Hannover, Pfalz und Hessen-Kassel wurden in den Dresdner Frieden eingeschlossen und der Letztere durch England 1746 und 1750 gewährleistet, aber von dem deutschen Reiche erst 1751 (14. Mai) bestätigt.

So war denn nun der Krieg auf deutschem Boden beigelegt, und wahrlich gerade noch zu rechter Zeit für die Betheiligten, welche gleichsehr durch denselben gelitten hatten; besaß doch Friedrich II. nur mehr 15,000 Thaler in seiner Kasse, nicht weniger als acht Millionen hatten ihn der Krieg gekostet; nicht minder hatte Maria Theresia eingebüßt.

„Iſt die Kaiſerkrone wohl verträglich mit dem Verluſte Schleſiens?“ hatte ſie noch im Auguſt zu dem engliſchen Geſandten Robinſon geſprochen. Sollte und konnte dieſe Geſinnung in dem Augenblicke erlöſchen, als der Dresdner Friede unterzeichnet wurde? Unmöglich. — Bald nach demſelben erſchien zu Wien ein Buch, worin behauptet ward: „der Friede ſei erzwungen und verpflichte nur ſo lange, als die verkürzte Parthei außer Stand bleibe ihn zu brechen.“ Eine jeſuitiſche Moral, die ſich eben ſo wenig vertheidigen als ſich in Abrede ſtellen läßt, daß ſie den Anſichten des Wiener Hofes entſprach; wohl aber darf man behaupten, daß Maria Thereſia, wenn ſie dieſelbe theilte, nur eines Irrthums, nicht einer Hinterliſt geziehen werden kann. Friedrich II. verlangte, daß jenes Buch durch Henkershand verbrannt werden ſollte, — gewiß weniger aus Beſorgniß vor dem Eindruck, den es in der öffentlichen Meinung gegen ihn hervorbringen möchte, als um dem Wiener Hofe eine derbe Manifeſtation zu geben. Allmählich vernarbten die Empfindlichkeiten beiderſeits und das Verhältniß der Beherrſcher von Oeſterreich und Preußen zu einander gewann ſogar einen Anſchein von Herzlichkeit.

Beachtenswerth blieb jedoch immerhin die Mühe, welche ſich Oeſterreich gab, um ſich mit Rußland in ein vertrautes Verhältniß zu ſetzen. So bewirkte Maria Thereſia die Anerkennung des ruſſiſchen Kaiſertitels durch das deutſche Reich; ſo kam der Vertrag von

1746 zwiſchen Oeſterreich und Rußland zu Stande, worin ein geheimer Artikel Marien Thereſien verſprach, daß man ihr wieder zu den an Preußen verlorenen Provinzen helfen wolle.

Länger als der deutſche Krieg währte der europäiſche, der mit jenem zugleich entzündet worden war. Dieſen letzteren haben wir nun im Ueberblicke zu betrachten.

Feldzüge von 1744 und 1745 in Italien.

Nachdem Fürſt Lobkowitz im März des Jahres 1744 die ſpaniſchen Truppen unter Gages aus ihrem feſten Lager bei Peſaro in's neapolitaniſche Gebiet gedrängt hatte, entſchlug ſich der König von Neapel jener Neutralität, die ihm der engliſche Admiral mit Schwert und Uhr aufgenöthigt hatte. Er vereinigte hierauf ſeine Truppen (15,000 Mann) mit den ſpaniſchen und führte beide im Mai jenes Jahres in den Kirchenſtaat; bei Velletri nahm er eine feſte Stellung. Ihm gegenüber ſtand, nur durch einen tiefen Graben getrennt, das öſterreichiſche Heer, welches Lobkowitz herangeführt hatte. Vergeblich unternahm der Letztere am 10. Auguſt einen Ueberfall auf das Hauptlager des Königs von Neapel; ſchon dringen die Oeſterreicher in der Nacht, alles vor ſich niederwerfend, in Velletri ein, ſchon ſind ſie im

Begriffe, den König von Neapel und den Herzog von Modena im Schlafe zu überfallen, als noch im rechten Augenblick der französische Gesandte Lärm macht. Nun mit aller Macht auf die Oesterreicher, die sich, Beute machend, vertheilt haben! Nun vermögen diese nicht Widerstand zu leisten; und mit großem Verlust, aber nicht ohne 3000 Feinde erschlagen zu haben, flüchteten sie aus Velletri; bald erprobten auch die pontinischen Sümpfe, in deren Nähe sich die Oesterreicher befanden, ihre verderbliche Wirkung an denselben, und so sah sich denn Lobkowitz genöthigt, sich nach Rimini, Pesaro, Cesena und Imola zurückzuziehen. Zwischen Viterbo und Civita-Vecchia hielten beide Heere die Winterquartiere.

Inzwischen hatte ein spanisch-französisches Heer unter dem Infanten Don Philipp einen Einbruch in Piemont längs der Seeküste, und als Dies durch die drohende Nähe einer englischen Flotte verhindert ward, mit besserem Erfolge einen zweiten über die Alpen durch die Barrikaden des Sturethals versucht, Demont erobert und Cuneo belagert, zu dessen Entsatz der König von Sardinien herbeieilte. Es gelang ihm auch wenigstens der Besatzung von Cuneo Zuzug zu verschaffen, worauf die Belagerer, geschwächt und durch den Winter bedrängt, den Rückzug über die Alpen antreten mußten.

Eine neue Verwicklung brachte jetzt die Republik Genua in die oberitaliänischen Verhältnisse. Wir erinnern uns

jenes Punktes im Wormſer Bündniß*), das Marquiſat Finale betreffend, welches dieſer Republik ſo großen Anſtoß gab und eine feindſelige Stimmung derſelben gegen Oeſterreich und Sardinien erzeugte. Schon bei der obenerwähnten Bewegung des franzöſiſch-ſpaniſchen Heeres längs der Küſte gegen Piemont, hatte Genua dasſelbe unterſtützen wollen. Im Jahre 1745 aber trat Genua ſelbſtſtändig auf, indem es ſich am 1. Mai d. J. durch den geheimen Allianz- und Subſidienvertrag von Aranjuez mit Frankreich, Spanien und Neapel verband, durch welchen ſich alle Theile anheiſchig machten, alles aufzubieten, um dem Infanten Don Philipp eine Souverainetät in Italien zu verſchaffen, Genua aber nicht bloß eine Gewährleiſtung für alle ſeine Beſitzungen, ſondern auch monatlich 100,000 Thaler Subſidien erhielt. Bald ſprach Genua auch durch die That. Als im Juni Don Philipp und Maillebois über Nizza, Albenga, Loano und Finale nach Savona zogen, erlaubte ihnen die Republik den Zug durch ihr Gebiet in der Riviera, und am 29. Juni erließ es eine Kriegserklärung wider Sardinien, worauf es der ſpaniſch-franzöſiſchen Armee 10,000 Mann und ſeine Artillerie in Sold ſtellte. In Folge dieſer Vereinigung gelang es den Franzoſen und Spaniern, Tortona, Piacenza, Parma und Pavia zu erobern, und nachdem der König von Sardinien am 27. September aus ſeiner

*) Siehe Seite 201.

verſchanzten Stellung bei Baſſignana getrieben worden, fielen auch Aleſſandria, Valenza, das Kaſtell von Caſale, Aſti; zu Anfang Dezember beſetzte de Gages auch Mailand, (nur die Citadelle widerſtand) und am 10. d. M. zog Don Philipp in dieſe Hauptſtadt der Lombardei ein, wo er ſich einige Tage nachher den Eid der Treue ſchwören ließ. Dagegen hatte die Republick Genua, welche ſowohl von den ſardiniſchen Truppen als auch von der engliſchen Flotte bedroht wurde, im November ihre Hülfsvölker vom Heere der Verbündeten zurückrufen müſſen.

Feldzüge von 1746 und 1747 in Italien.

Der Abſchluß des Dresdner Friedens machte es Marien Thereſien möglich, im Jahre 1746 eine Armee von 30,000 Mann friſcher Truppen nach Italien zu ſchicken, unter dem Oberbefehl des Fürſten Wenzel Lichtenſtein und des Marcheſe Botta; Bärenklau und der Feldzeugmeiſter Graf Browne kommandirten unter denſelben. Im März d. J. 1746 wurden nun die ſpaniſch-franzöſiſchen Truppen von drei Seiten angegriffen; der König von Sardinien wendete ſich gegen Aſti, Bärenklau gegen Mailand, Browne gegen Guaſtalla, wo er (am 27. März) die Alliirten unter Caſtellar beſiegte; Guaſtalla wurde ſodann erobert, und bald waren

die Oesterreicher auch wieder Meister von Asti, Mailand, Casale, Parma und Piacenza. Am 16. Juni griffen die Alliirten unter Don Philipp und Maillebois die Oesterreicher in ihren Verschanzungen bei Gossolegno (in der Nähe von Piacenza) an, wurden jedoch durch Lichtenstein besiegt und zurückgetrieben, worauf beide Theile einen Monat lang sich gegenüberstanden, ohne eine neue entscheidende Schlacht zu wagen.

Da trat ein Ereigniß ein, dessen Folgen auf die Verhältnisse in Italien nicht geringen Einfluß hatten; am 9. Juli 1746 starb nämlich der arme fast blödsinnige König Philipp V. von Spanien und der nicht viel fähigere Ferdinand VI. bestieg den Thron. Nun erlosch der Einfluß der leidenschaftlichen Königin Elisabeth Farnese im spanischen Kabinet, und da sich Ferdinand VI. fast ganz dem Rath seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin hingab, welche zu England und Marien Theresien hinneigte, so kam jetzt ein ganz anderer Geist in die spanische Politik. Ferdinand VI. ließ seinem Stiefbruder Don Philipp nicht mehr das Ansehen, welches derselbe bisher bei der Armee behauptet hatte, Castellar und Gages wurden zurückberufen, und der Oberbefehl dem General de las Minas, einem Manne voll stolzer Schroffheit gegen die Franzosen, übertragen, während sechstausend Mann spanischer Truppen, welche man erwartete, Befehl zum Rückzug erhielten.

Inzwischen hatten der König von Sardinien,

Botta und Bärenklau (am 10. Auguſt) Don Philipp bei Rottofreddo beſiegt, worauf ſich dieſer nach Tortona zurückzog. Bald zeigte ſich die Spaltung zwiſchen den Alliirten, und die ſchlimmen Folgen davon. Am 20. Auguſt zog ſich las Minas in's genueſiſche Gebiet zurück, und die Franzoſen mußten ihm folgen; ſie wichen bis Nizza und gingen über den Var. Dagegen eroberten nur die Oeſterreicher unter Botta (am 1. September) die Bocchetta, der König von Sardinien beſetzte das Finale, eine engliſche Flotte ſperrte den Hafen Genua's.

So bedrängt ſah dieſe Stadt jetzt keinen anderen Ausweg, als ſich den Oeſterreichern zu ergeben. Dies geſchah am 5. September, und mit 15,000 Mann zog Botta in Genua ein, während die übrigen Truppen der Bundesarmee im Gebiete der Stadt lagerten. Die Stadt mußte eine Brandſchatzung von 24 Millionen erlegen, Geſchütz und Waffen ausliefern und ſich außerdem die demüthigende Bedingung gefallen laſſen, daß der Doge mit ſechs der vornehmſten Senatoren ſich nach Wien verfügen ſollte, um die Kaiſerin perſönlich um — Verzeihung zu bitten! Maria Thereſia diſpenſirte ſie jedoch davon. Uebrigens hatte die Stadt Genua noch zahlreiche, unerträgliche Unbilden der Sieger zu erdulden. Botta hatte die Truppen bei den Einwohnern einquartirt und wehrte den Ausſchweifungen nicht, welche ſich jene erlaubten; ſo erbitterte er das Volk, anderſeits reizte er aber auch den Adel durch

zahlreiche Verhaftungen; und so brachte er es bald dahin, daß beide, Volk und Adel, aller Mißhelligkeiten vergessend, gegen die Sieger gemeinsame Sache machten, nur den rechten Augenblick erwartend, um das verhaßte Joch der Fremden abzuschütteln.

Inzwischen war zwischen dem österreichischen Heerführer und dem König von Sardinien ebenso Uneinigkeit eingetreten, wie auf der andern Seite zwischen den Franzosen und Spaniern, und zwar über nichts Geringeres als über Ziel und Plan der ferneren Kriegsunternehmung. Indem die Oesterreicher die errungenen Erfolge rasch benützen und direkt auf Neapel losgehen wollten, besorgte der König von Sardinien ein bevorstehendes Uebergewicht Oesterreichs in Italien, und besorgte England, daß Maria Theresia, wenn ihre Truppen Neapel überwältigten, dem Abschluß eines (wie England meinte) billigen Friedens mit größerer Hartnäckigkeit entgegen sein würde. So drang denn der andere Kriegsplan durch: einen Angriff auf Frankreich selbst, und zwar auf die Provence, zu unternehmen. Nachdem nun der König von Sardinien im November die Grafschaft Nizza erobert hatte, ging Browne über den Var und drang in die Provence ein. Antibes wurde mit Hilfe der englischen Flotte durch den General von Roth belagert, einige Inseln von den Engländern und Oesterreichern besetzt, Provence und Dauphinée von fliegenden Haufen verheert. Das nächste Ziel sollte dann die Eroberung

Toulon's sein. Diese raschen Fortschritte wurden jedoch durch einen Aufstand der Bewohner Genua's aufgehalten.

Da nämlich der König von Sardinien zur Belagerung von Antibes kein Geschütz hergeben wollte, so befahl Botta, daß das in Genua vorhandene zu diesem Zwecke aus der Stadt abgeführt werden sollte. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem Zwist zwischen einem österreichischen Korporal und einem genuesischen Fuhrknecht, welcher sich weigerte, einen Mörser nach dem Hafen zu schaffen, worauf ihn der Erstere mit dem Stocke schlug. Diese Mißhandlung gab das Signal zum allgemeinen Aufstand. Des Geschlagenen nahm sich eine Menge seiner Landsleute an, der Korporal wurde angegriffen und verwundet, die Oesterreicher, die ihm zu Hülfe eilten, mit Steinwürfen zurückgetrieben. Es war am 5. Dezbr. In der Nacht griff das ganze Volk zu den Waffen; die engen Straßen wurden verrammelt; drei Tage lang kämpfte das Volk allein gegen die Oesterreicher, bis es endlich, durch Officiere unterstützt, welche das Geschütz leiteten, einen vollständigen Erfolg errang. Botta verließ mit seinen Truppen die Stadt und die nächste Umgebung, zog dann in die Bocchetta und von dort nach Novi, während er zerstreute kleine Besatzungen und Posten gänzlich den Genuesen preisgab. Zum Glück für die Oesterreicher, welche durch Mangel und Seuchen bedrängt wurden, währte die Uneinigkeit zwischen Las Minas und Maillebois fort, und dauerte noch immer, als der Letztere durch Belleisle ersetzt wurde. Uebri-

gens mußten die Oesterreicher zu Ende Januar 1747 — wider Willen Browne's und der übrigen Befehlshaber, nach einem ausdrücklichen Befehl aus Wien — die Belagerung von Antibes und die Unternehmung gegen die Provence aufgeben, worauf sie sich (3. Februar) über den Var zurückzogen.

Im April galt es der Wiedereroberung Genua's, welche Marien Thereſiens ſehnlichſter Wunſch war. Der Feldzeugmeiſter Graf Schulenburg ſchloß, nachdem er ſich der Bocchetta verſichert hatte, die Stadt ein, wobei ihn die engliſche Flotte unterſtützte, ohne daß ſie es jedoch hindern konnte, daß der Herzog von Bouffleurs eine Verſtärkung nach Genua brachte; wogegen der König von Sardinien die Belagerer durch Truppen und Geſchütz verſtärkte Zur Rettung der Stadt zog Belleisle (im Juni) über den Var; er bemeiſterte ſich Nizza's, Montalban's, Villafranca's und Ventimiglia's. Um dieſelbe Zeit hob Schulenburg, der ſich bedeutende Fehler hatte zu Schulden kommen laſſen, die Belagerung Genua's auf, und zog nach der Lombardei. Der Chevalier Belleisle aber, der Bruder des Marſchalls und ſelbſt nach dem Marſchallſtab lüſtern, unternahm (19. Juni) an der Spitze eines zweiten franzöſiſchen Corps, durch die auf's Beſte vertheidigten Felſenpäſſe einen verwegenen Angriff auf Turin. Im Col di Sietta, zwiſchen Exilles und Feneſtrelles, hatten ſich die Piemonteſen, durch Oeſterreicher verſtärkt, trefflich verſchanzt. Vergeblich jeder Widerrath der

Tapferſten, die keinen Kampf gegen Menſchen ſcheuten, aber es für thöricht erklärten, Felſen bezwingen zu wollen. Der Chevalier befiehlt den Sturm. Zweimal werden die Seinigen zurückgeworfen, da tritt er ſelbſt voran, ſchon pflanzt er die Lilienfahne auf der Felſenſchanze auf, als ihn ein Schuß zu Boden ſtreckt. Viertauſend Franzoſen bezahlten mit ihm dieſen chevalereſken Streich mit dem Leben; zweitauſend waren verwundet, der Reſt zog ſich nach Briançon zurück. Die weitere Folge dieſes mißglückten Wageſtücks war der Rückzug des Marſchalls Belleisle nach Nizza, um dieſe Grafſchaft zu behaupten. Was die Belagerung Genua's betrifft, ſo war man in Wien über Schulenburgs Abzug in hohem Grade ungehalten und Browne erhielt Befehl, das Unternehmen neuerdings aufzugreifen. Doch der Abſchluß des Aachener Friedens (wovon ſpäter) kam plötzlich dazwiſchen.

Feldzüge von 1746 und 1747 in den Niederlanden.

Schärfer und empfindlicher als in Italien berührten ſich die Intereſſen der beiden Hauptmächte, welche die Frage ihrer Exiſtenz in dem europäiſchen Kriege erledigen wollten, in den Niederlanden. Dort handelte es ſich ferner zunächſt nicht um Vergrößerungsplane einer dritten Macht (wie bei dem ſchlauen König von Sardinien), ſondern um

die Feststellung eines bestimmten politischen Zustandes nach vorhergegangener mannichfacher Verwirrung; wir meinen Holland. Die Kriegsereignisse hatten auf niederländischem Boden in Bezug auf das Volk doch wenigstens die wohlthätige Folge eines Gewitters nach vorhergegangener langer Schwüle; da mußte endlich doch eine That zum Ausbruch kommen, eine Volksthat, deren Folgen zu ermessen übrigens hier ebenso wenig der Ort ist, als die vorangegangenen Zustände und die naturgemäße Nothwendigkeit der Revolution zu schildern, welche Wilhelm IV. zur Erbstatthalterswürde erhob. Davon abgesehen und auf den früheren Punkt zurückgeblickt, ermißt man leichtlich, wie sich die Aufmerksamkeit der betheiligten Hauptmächte gerade vorzugsweise auf den niederländischen Kriegsschauplatz richten mußte, wie selbst während des Kampfes daselbst der Gedanke an die dringende Nothwendigkeit von Friedensverhandlungen sich geltend machte und die letzteren selbst eingeleitet wurden. Fragt man aber um die Ursache, warum sich auf jenem Kriegsschauplatze ein Feldherr, der Marschall von Sachsen, einen alle Zeitgenossen überstrahlenden Ruhm erwerben konnte, so ist die Antwort darauf: nicht bloß, weil er, der, von Hause aus sogut wie kein Deutscher, sich ganz zum Franzosen gemacht, eine tapfre Nation mit seinem eminenten Genie wahrhaft zu elektrisiren vermochte, sondern auch, weil er keine Gegner fand, welche ihm durch Fähigkeiten gleich kamen, denn geistig ebenbürtige Gegner des genialen Bastards von Sach-

ſen waren weder der Herzog von Cumberland, trotz ſeines wohlfeilen Schlachtenruhmes, noch Herzog Karl von Lothringen, trotz aller Ehrenbezeigungen, womit man ihn am Wiener Hofe überhäufte. Dieſe galten weniger dem Generalſtatthalter der öſterreichiſchen Niederlande als dem liebenswürdigen Schwager Marien Thereſiens. Und wahrlich: des Marſchalls von Sachſen Schuld war es nicht, wenn Frankreichs armſeliger Ludwig XV. am Ende eines Krieges, zu deſſen Fortſetzung ihn Maitreſſen getrieben hatten, in welchem er nicht bloß enorme Summen, ſondern noch weit koſtbarere Menſchenleben geopfert hatte, ohne Gewinn und ohne Ehre daſtand.

Trefflich wußte der Marſchall von Sachſen das ſtattliche Gefolge der Schlacht von Fontenoy und die Verlegenheit der Engländer zu benutzen, welche das Unternehmen des Prätendenten Karl Eduard hervorgebracht hatte. Im Januar 1746 wurde Brüſſel angegriffen, am 20. Februar erobert. Dieß war gleichſam das Signal zum Fall einer Menge andrer und zwar wichtiger Plätze, wie Mecheln's, Löwen's, Antwerpen's, Mons', St. Ghislain's, Charleroy's, Namur's. Eine köſtliche Sommerarbeit, dieſe Eroberung ganz Belgiens bis auf Luxemburg und Limburg! Prinz Karl hatte Truppen genug, — 70,000 Mann; aber er war wie gelähmt, ſei es durch den Tod ſeiner geliebten Gemahlin, ſei es durch ſein Naturell, dem man nicht zu nahe tritt, wenn man ſagt, daß es keiner Energie fähig war. Dieſe

beiden lothringiſchen Brüder hatten nun einmal Alles eher als eben Das, wodurch man in bedeutungsvollen Wendepunkten den Ausſchlag gibt, und wodurch man zum wahrhaft geſchichtlichen Charakter wird.

Die Verbündeten zogen ſich, nachdem ſich auch Namur den Franzoſen ergeben hatte, an die Maas zurück, zwiſchen Maaſtricht und Lüttich; — eine Stellung, in welcher Karl Holland zu decken glaubte, welche aber ſo unpaſſend war, daß man ſich allgemein tadelnd darüber ausſprach. Niemand erkannte Karls Mißgriff ſo ſchnell, als der Marſchall von Sachſen, der ſich raſch entſchloß, ihn zu benutzen, zumal da er dem Feinde — beſonders auch an Geſchütz — überlegen war. Ja, der Marſchall von Sachſen war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er luſtigen Soldatenmuthes den Sieg vorausſagte, als er die verbündeten Oeſterreicher, Engländer und Holländer am 11. Oktober bei dem Dorfe Rocour angriff. Nach dieſer Schlacht bezogen beide Theile die Winterquartiere.

Beide Theile befanden ſich dabei in verſchiedener Lage, — die Franzoſen wohlverſehen, die verbündeten Oeſterreicher und Holländer oft in empfindlicher Noth; ſchlimme Auſpicien für den nächſten Feldzug von 1747. Und wirklich zeigten ſich auch die nachtheiligen Folgen, obwohl der Herzog von Cumberland, der Sieger von Culloden, den Herzog Karl von Lothringen, welcher nach Wien reiſte, ablöſte. Cumberland trat in die Fußtapfen Karls, und ſo konnte es nicht fehlen, daß der Fortſchritt

abermals auf Seite der Franzosen war, wenngleich der Marschall von Sachsen in der Folge durch die Anwesenheit des üppigen, verdorbenen und durch tausend Intriguen verworrenen Hofes beim Heere etwas gehindert wurde. In diese Zeit ungefähr fällt die Revolution in Holland, welche Wilhelm IV. gegen die aristokratische Parthei an die Spitze der vereinigten freien Provinzen brachte und ebendadurch der Sache Frankreichs ein bedeutendes Gegengewicht zu Gunsten Englands, mit dem die Oranier zusammenhingen, verschaffte. Dessen ungeachtet gewannen die Franzosen die Oberhand. An demselben Tage, an welchem der französische Gesandte den Generalstaaten im Haag eine Note übergab, in welcher Frankreich erklärte, daß es Holland nur als Bundesgenossen Oesterreichs angreife, und daß es alle von seinen Truppen besetzten Festungen und Landstraßen räumen werde, sowie Holland den Feinden Frankreichs nicht mehr beistehen würde, — rückte der französische Marschall von Löwendal in Holland ein. Er eroberte im April und Mai 1747 holländisch Flandern. Am 2. Juli aber griff der Marschall von Sachsen die Verbündeten, welche an der Maas standen, um Maastricht zu decken, bei Laffeldt an und gewann einen glänzenden Sieg über den Herzog von Cumberland, der bloß den Ruhm eines geschickten Rückzuges hinter Maastricht rettete. Diese letztere Stadt selbst konnten jedoch die Franzosen nicht belagern, weil die Besatzung bedeutend verstärkt worden war. Dagegen warf

ſich nun Löwendal auf die für unüberwindlich gehaltene Feſtung Bergen-op-Zoom, welche zwar trefflich beſetzt war, aber einen altersſtumpfen Greis zum Kommandanten hatte und am 16. September durch Sturm genommen wurde.

Der Friede zu Aachen.

Bei allem Ruhm der franzöſiſchen Waffen fühlte jedoch Frankreich die Unmöglichkeit: den Krieg fortzuſetzen. Es war erſchöpft, denn nicht bloß mußte es ſeine Gelder verſchwenden, um Verbündete zu erhalten, ſondern auch, um jene prunkhaften Reiſen des Königs mit ſeiner Maitreſſe und einem zahlloſen Schwarm koſtſpieliger höfiſcher Müſſiggänger zu bezahlen, Reiſen, welche nachgerade der königlichen Favorite, der Frau von Pompadour mißliebig wurden, weil ſie am Ende durch irgend eine Intrigue oder ein Ungefähr ihren Einfluß, ihre Stellung einzubüßen fürchtete. Dabei verlor nun Frankreich auch zur See, in Folge ſeines Bündniſſes mit Spanien, durch glückliche Expeditionen der Engländer Schiffe, Schätze und Menſchen, und daheim ſtieg die Noth des eigentlichen Kerns der Nation, der erwerbenden Klaſſe, unter dem Druck einer gewiſſenloſen Regierung und nichtswürdigen Verwaltung. So war es denn alſo für Frankreich gebieteriſche Nothwendigkeit, Frieden zu ſchließen, und zwar ſo bald als möglich; ſchon nach der Schlacht bei Laffeldt machte der Mar-

ſchall von Sachſen dem gefangenen engliſchen General Ligonier mit aller Offenheit Anträge, welche denn auch berathen, aber damals noch verworfen wurden. Aber auch Holland hatte allen Grund, dies zu wünſchen. Und ſo wurde denn im Oktober 1747 wenigſtens die Verabredung getroffen, daß man in Aachen über einen Frieden unterhandeln wolle. Zu den Konferenzen ſchickte Maria Thereſia den Grafen Wenzel Anton von Kaunitz-Rittberg, einen Staatsmann von ausgezeichneter Begabung, welchen ſie bereits bei mehreren diplomatiſchen Sendungen gebraucht hatte. Von Seiten Frankreichs wurde der Graf Saint-Severin dazu beordert, dem die Pompadour die Inſtruktion mitgab: „Machen Sie's, ſo gut Sie können, mein Herr, aber kommen Sie uns ja nicht anders zurück, als mit dem Frieden in der Taſche; es iſt mir vergönnt, Ihnen zu beſtimmt zu ſagen, daß dieſes der einzige und letzte Wille des Königs ſei." England ſandte den Grafen Sandwich; die Republik Holland fünf Unterhändler mit dem Grafen Bentink an der Spitze; Spanien Maſones de Lina, Sardinien den Grafen Chabans; auch Bevollmächtigte der Republik Genua und des Herzogs von Modena erſchienen bei den Conferenzen.

Während nun die Unterhandlungen über den Abſchluß eines Friedens betrieben wurden, dauerte der Krieg in den Niederlanden fort, und der Marſchall von Sachſen unternahm im April 1748 einen Marſch zur Belagerung Maaſtricht's, welchem in der Geſchichte ſeiner

kriegerischen Unternehmungen eine besonders ehrenvolle Stelle angewiesen wird. Am 13. April schloß er Maastricht ein und begann die Belagerung. Anderseits erwartete eine bei Maaseyk und Ruremonde stehende österreichisch-holländisch-englische Armee ein russisches Hülfsheer von 37,000 Mann, welches in Folge des Traktats vom Juni und November 1747 in den Niederlanden dienen sollte und sich bereits in Marsch gesetzt hatte.

Alle diese Kriegsbewegungen trugen nun eben wieder bei, den Abschluß des Friedens zu beschleunigen, welcher durch Holland ebensowohl als durch Oesterreich verzögert wurde.

Holland konnte dem Falle Maastrichts nicht gleichgültig zusehen und mußte deßhalb seine anderen Bedenklichkeiten bei Seite stellen, was England ganz wohl einsah. Was Marien Theresien betrifft, so wollte sie nichts aufgeben, und dennoch beruhten die Prinzipien der Friedensbedingungen auf wechselseitiger Rückgabe der Eroberungen. Als Robinson noch im April 1748 Marien Theresien Vorschläge in Bezug auf neue Abtretungen machte, erwiederte sie, Englands Politik ganz richtig durchschauend, welche darin bestand, eine Macht durch die andere zu beschränken, folgende Worte, welche wir dem Gesandtschaftsbericht entnehmen: „Ihr, die ihr soviel beitrugt zum Verluste Schlesiens, die ihr mehr als irgend Jemand Theil hattet, die Abtretungen an den König von Sardinien durchzusetzen, glaubt ihr mich nochmals zu überzeugen? Nein! Ich bin weder ein Kind, noch eine

Närrin. Eure Berichte über die Holländer sind übertrieben. Noch kann man Muth zeigen und noch ist Macht vorhanden, den Muth zu unterstützen. Wollt ihr einen augenblicklichen Frieden, nun, so schließt ihn. Ich kann beitreten, ich kann für mich selbst unterhandeln. Warum werde ich überall ausgeschlossen, in meinen eigenen Angelegenheiten zu unterhandeln? Meine Feinde werden mir bessere Bedingungen einräumen, denn meine Freunde. Wenigstens werden sie den Frieden, (dessen sie so sehr bedürfen als ich), nicht zurückweisen, wegen eines Streites, der zwischen uns und dem König von Sardinien bleibt, über ein Stückchen Land mehr oder weniger, oder über die Auslegung eines Vertrages. Wer sagt euch, daß Spanien so sehr nach Parma und Piacenza trachtet? Es würde lieber Savoyen nehmen. Stellt mich in Italien, wie ich vor dem Kriege stand, und ich will den Infanten versorgen; aber euer König von Sardinien muß alles erhalten, ohne an mich zu denken und für mich zu sorgen. Der Vertrag zu Worms ward nicht für mich, sondern bloß für ihn geschlossen. Guter Gott, wie bin ich an eurem Hofe behandelt worden! Da ist außerdem euer König von Preußen. Wahrlich: alle diese Umstände zusammen reißen zu viele alte Wunden auf und veranlassen neue Wunden." Um die Leidenschaftlichkeit dieser Worte zu begreifen, muß man wissen, daß zwischen dem österreichischen und dem englischen Hofe Mißhelligkeiten der peinlichsten Art über die Hülfstruppen und — die Berechnung dafür,

über Kontrole und Abzüge eingetreten waren, und muß man ferner bedenken, daß in dem Friedensproject für Don Philipp Parma und Piacenza in Aussicht genommen waren, welche Maria Theresia demnach verlieren sollte, wogegen nun Kaunitz auf die unbedingte Vollstreckung des Wormser Bündnisses drang und für den Fall, daß Don Philipp eine Souverainetät in Italien erhielte, mit einem Widerruf der Abtretungen drohte, die seine Fürstin an Sardinien gemacht. Der sardinische Gesandte drang wieder auf einen Ersatz für Piacenza, das seinem Monarchen abgetreten worden war, auf die Rückgabe des Finales.

Unter diesen Kollisionen vereinbarten sich denn vor der Hand die Bevollmächtigten Frankreichs, Großbritanniens und der Generalstaaten zu einem Waffenstillstand, in welchem man Maastricht einstweilen den Franzosen zur Besetzung einräumte (7. Mai), und zu den Friedenspräliminarien auf folgenden Prinzipien: Alle Eroberungen sollten wechselseits zurückgegeben, Parma, Piacenza und Guastalla an Don Philipp abgetreten werden, jedoch mit dem Heimfallsrecht an Oesterreich, wenn er ohne Erben sterben oder wenn er König von Spanien oder Neapel und Sicilien werden würde, Modena und Genua sollten ganz in den alten Stand gesetzt werden, der König von Sardinien das erhalten, was ihm durch das Wormser Bündniß zugesagt worden, die pragmatische Sanktion, sowie für den König von Preußen der Besitz von Schlesien und Glaz gewährleistet, dann der Assiento-

traktat erneuert werden, Dünkirchen bloß auf der Landseite befestigt, aber zur See offen sein u. s. w. Den alten schwebenden Streitfall über das Großmeisterthum des Vließordens überging man beim Abschluß mit Stillschweigen, obwohl man denselben in den Präliminarien berühret und zu seiner Erledigung einen Kongreß angesetzt hatte.

Wenn nun auch Kaunitz am 25. Mai die Präliminarien unterzeichnete, (worauf Sardinien und Modena noch im selben Monat, Spanien und Genua im folgenden beitraten) und wiewohl nach einer Uebereinkunft vom 2. August die Russen sowohl als auch die Franzosen den Rückzug antraten, so währte es doch bis zum Oktober, bis der Definitiv-Frieden in Aachen unterzeichnet wurde. Zuerst (am 18. Oktober) von England, Holland und Frankreich; dann (am 20.) von Spanien, hierauf (am 23.) von Oesterreich, am 25. von Modena, am 28. von Genua, am 7. November endlich von Sardinien. Der König von Neapel trat aus dem Grunde nicht bei, weil ihm die Bestimmung widerstrebte, daß er für den Fall, daß er König von Spanien würde, Neapel an Don Philipp abtreten müsse. Die Anerkennung Franz I. als Kaiser, sowie der pragmatischen Sanktion, die Wiedererlangung der österreichischen Niederlande, die erneuerte Abtretung Schlesiens mit Glaz an Preußen und Gewährleistung durch alle Mächte (im 22. Artikel), die Abtretung Parma's, Piacenza's und

Guaſtalla's *) an Don Philipp, ſowie kleinerer Parzellen an Sardinien waren denn die Reſultate des Aachener Friedens für Marien Thereſien. So hatte alſo dieſe Fürſtin, der man beim Beginn des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges Alles hatte entreißen wollen, immerhin eine ehrenwerthe Stellung erlangt, — wenn es ihr möglich geweſen wäre, eben jene Verluſte, wie gering ſie auch gegen die angedrohten größeren waren, zu verſchmerzen. Wie bei weitem mehr hatte dagegen Frankreich zu verſchmerzen, welchen Erſatz hatte dieſe Krone für all den Verluſt an Geld und Menſchen! Nicht einmal den Beſitz von Eroberungen ſollte es behalten; höchſtens konnte es ſich vor der Welt mit dem Anſtand eines Heldenſpielers hinſtellen, der das göttergleiche Schauſpiel der Mäßigung mit Pathos zu verlebendigen weiß, — wenn auch jedermann die gebieteriſchen Gründe kannte. Maria Thereſia vermochte, von ihrer Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen, nicht einzuſehen, daß die Länder-Verluſte, welche ſie erlitt, nicht anzuſchlagen waren gegen den völkerrechtlichen Triumph, den ſie errungen, gegen den völkerrechtlichen Beſtand ihrer Mo-

*) Das Herzogthum Guaſtalla nahm nach dem Tode des kinderloſen letzten Herzogs Joſeph Maria (15. Aug. 1746) Maria Thereſia in Beſitz (1747) und einverleibte es, nebſt den Fürſtenthümern Sabionetta, Bozzolo, Luzzara und Reggiolo, dem Herzogthum Mantua, welches ſchon unterm 23. April 1745 mit Mailand vereinigt worden, aber 1750 von dem Letzteren wieder getrennt und für einen lediglich vom kaiſerlichen Hof abhängenden Staat erklärt wurde.

narchie, welchen der Aachener Friede befeſtigte. Sie hatte nun einmal ein unbezwingliches und in der That nicht unbegründetes Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit Englands, welches ſie für partheiiſch zu Gunſten Sardiniens hielt, wenngleich ihr kaiſerlicher Gemahl ſeinerſeits England und Oeſterreich „als miteinander verheirathet“ betrachten, und ſich darauf etwas zu gute thun mochte: „ein ächter Engländer zu ſein!“ Wir werden ſehen, daß dieß bei Marien Thereſien mehr als augenblickliche üble Stimmung war, und wie Kaunitz, indem ſeine politiſche Ueberzeugung mit der perſönlichen Antipathie Marien Thereſiens zuſammentraf, ſich die Bahn zum Steuerruder des großen Staatsſchiffes öffnete, wie er, gegen die feſtgewurzelten Anſichten des ganzen öſterreichiſchen Hofes, einen Umſchwung des ganzen Syſtems der Politik zu Stande bringen konnte, ob auch alle Welt das Faktum, als es plötzlich daſtand, gar nicht für möglich hielt; die Möglichkeit wurzelte nicht bloß in der geiſtigen Ueberlegenheit Kaunitzens, ſondern auch in der ganzen Innerlichkeit Marien Thereſiens, die ſich nun einmal nicht gewöhnen konnte, in Bezug auf das, was ſie von Anfang her als an ihr begangnes Unrecht betrachtete, im Verlauf der Ereigniſſe, wie ſich Geſchichte doch ſtets als Neugeſtaltung erweist, die Verwandlung des bloßen Faktums in einen Rechtszuſtand zu begreifen. Hier mag ein Fehler der Erziehung immerhin als vorwaltend gedacht werden. Indem ſie den Aachner Frieden unterzeichnete, worin ſie Schleſiens mit Glatz Abtretung neuerdings bekräftigte, anerkannte ſie

ſelbſt einen neuen Rechtszuſtand, begab ſie ſich ſelbſt jedes ferneren Rechtsanſpruches auf Wiedererwerbung des ihrem Herzen ſo theuren Juwels, mußte ſie ſelbſt alſo von vorn herein jeden ſolchen künftigen Rechtsanſpruch von ihrer Seite für ungerecht, jedes Mittel, welches ſie zu einem ſolchen Zweck führen konnte, für unerlaubt erklären. Daß ſie dennoch unterzeichnete*) und ſich weder der Hoffnungen entſchlug noch ſpäter die Mittel ſcheute, war Ergebniß einer Selbſttäuſchung, welche ſie durch ſieben blutige Kriegsjahre endlich als ſolche erkennen mußte; wir wollen, ohne Lobredner ſein zu mögen, dies eine weibliche Schwäche der ſonſt ſo großen Frau nennen, was wir bei einem Mann mit härterem Ausdruck bezeichnen würden. Auf der anderen Seite war, — möge auch der durch jene Selbſttäuſchung veranlaßte Umſchwung des politiſchen Syſtems ſich ſpäter als nicht probehältig erwieſen, möge ſich die Ueberzeugung herausgeſtellt haben, daß weder England, noch Frankreich, daß keine außerdeutſche Macht es mit Deutſchlands Intereſſe ehrlich meinte und meinen konnte, — war doch jener Umſchwung für Oeſterreich und Deutſchland, als Mittelzuſtand, von unberechenbarer Wichtigkeit, — zunächſt deßhalb, weil er Kaunitz an's Ruder brachte, der dem Staatsleben der öſterreichiſchen Monarchie einen neuen belebenden und bewegen-

*) Wie Maria Thereſia die Sache betrachtete, ergibt ſich daraus, daß ſie dem engliſchen Geſandten, der ſich bei ihr anmelden ließ, um ihr zu dem Frieden Glück zu wünſchen, ſagen ließ: „Beileidsbezeugungen wären beſſer angebracht.“

den Geiſt einflößte, welcher wieder auf ganz Deutſchland ſeinen Einfluß äußern mußte, weil nun der Wettkampf zwiſchen Oeſtreich und Preußen eröffnet war, von welchem die meiſten übrigen deutſchen Staaten mehr oder minder berührt wurden; ein Wettkampf nicht bloß auf den Schlachtfeldern des ſiebenjährigen Krieges, ſondern bereits vor demſelben auf den friedlichen des politiſchen, geiſtigen, moraliſchen Lebens, nach einem neuen Ziele hin, von welchem man früherhin ſo gut wie keine Ahnung gehabt, nach dem der Humanität. Ahnte Kaunitz ſelbſt, ſo geiſtreich und tiefblickend er, ahnte Maria Thereſia, ſo liebenswürdig und wohlwollend ſie war, welchen geſchichtlichen Zwecken ſie dienten? Daß ihre Reformen, ſo radikal ſie ihrer Zeit ſein mochten, nur Saatkörner kommender Zeiten? Ahnte Joſeph, der ſpäterhin das Keimen mit dem ganzen Feuer ſeiner ſchönen Seele fördern wollte, daß nach langen Jahren des Stillſtandes und Rückſchrittes, die Bahn des Fortſchritts, auch für Oeſterreich, wenn ſie einmal geöffnet, für ewige Zeiten geöffnet worden? Was menſchlich Ermeßen und menſchlich Zurückſchrauben! In der Menſchheit wirkt Gott, der kein Rückwärts kennt. Von all dem Kleinlichen, Unerquicklichen der Begebenheiten, von den Berechnungen der Perſonen, die über jeder Berechnung zu ſtehen glauben, bleibt dem Geiſt immer der Rekurs an jene höchſte Inſtanz der Geſchichte, und er hat die Gewißheit, daß er vor derſelben ſeine Sache gewinnen wird.

Drittes Buch.

„Eine Frau führte Entwürfe aus, die eines Mannes würdig.“ Diese Worte Friedrichs II. über Maria Thereſia, welche eigentlich nur in Bezug auf ihre Bemühungen um die Reorganiſation des Kriegsweſens in den öſterreichiſchen Staaten gemeint waren, dürfen mit gutem Fug als Motto über den Abſchnitt ihrer Geſchichte geſetzt werden, in welchem ſie, nach Beendigung des Erbfolgekrieges, von bedeutenden Männern unterſtützt, die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen einſah, um ihre Regierung innerlich zu befeſtigen und ihre Staaten zu ertüchtigen. Allerdings war hiebei die Ausſicht auf einen Krieg vielleicht der nächſtliegende Beweggrund. Davon nun abgeſehen, iſt es erquicklich, nach den Berichten über Kriegsoperationen, nach den Blicken auf ſoviel Zweideutigkeit und theilweiſe Perfidie, auf ſoviel unbegreiflichen und unverantwortlichen Leichtſinn und ſoviel nichtswürdige Verworfenheit, wie man dies in der europäiſchen Politik und

an den meiſten Höfen jener Zeit wahrnehmen mußte, — bei Marien Thereſien eine Klarheit des Erkennens, eine Feſtigkeit des Strebens, eine Redlichkeit des Wollens zu beobachten, ſoweit dies Letztere nicht unter anerzogenen Vorurtheilen leiden mußte; ja um ſo erquicklicher, wenn man ſieht, wie ein ſo geſunder Sinn, als ihn Maria Thereſia beſaß, ſich ſelbſt unter der Laſt ſolcher Vorurtheile hervorzuringen und aufzurichten bemühte.

Man erinnere ſich nur, unter welchen Verhältniſſen dieſe Frau den Thron beſtieg, und wieviel ſie binnen weniger Jahre in der Schule des Lebens gelernt, wie ſich ihr ganzer Charakter herangebildet hatte. Eine Erziehung, welche ſorgfältig, aber nach den beſchränkten Begriffen jener Zeit angelegt war, und für die außerordentlichen Verhältniſſe nicht ausreichte, in welche die junge Fürſtin ſobald kommen ſollte; ein weites Panorama von Hoffnungen, und, ſoweit der Horizont reichte, plötzlich faſt nichts als ein Anblick von Treuloſigkeit! Nun ein Anſpannen aller Kräfte und Fähigkeiten, ein Abmühen und Abmatten derſelben, weil, wenn auch einzelne ehrenwerthe Kräfte ihr zur Verfügung ſtehen, doch kein Syſtem, keine Oekonomie der Kräfte, keine durchgreifende, belebende Idee des Staates; alles anfänglich bloß Intereſſe der Dynaſtie, die erſt durch die äußerſte Noth und Gefahr gleichſam dahingeſtoßen wird, *ihre* Sache in der des *Staates*, die des *Staates* in der der *Nationen* zu ſuchen. Dieſer Impuls mußte lebhaft genug *durchfühlt* werden, um allmälig erkannt, reiflich gewürdigt zu werden

bis zu dem Punkte, wo die Einsicht von dem Wechselverhältniß zwischen Recht und Pflicht der Regierenden und Regierten sich ausbilden konnte.

Das Nächste, was Maria Theresia begann, war, daß sie sich um die Neugestaltung eines tüchtigen Ministeriums und um die Sonderung der Elemente bekümmerte, durch deren richtige Stellung zu einander und naturgemäßes Ineinandergreifen das Staatsganze spontane Bewegung erhält. Aber auch sonst war im Großen noch genug voraus zu erwägen und voraus zu schaffen, bevor man tiefer ins Einzelne eingehen konnte. Zunächst Berücksichtigung der großen Faktoren, von denen zwei, Adel und Geistlichkeit, der Monarchie fast über den Kopf gewachsen waren, so daß man sie nicht umgehen, wenigstens nicht genug schonen konnte, während das Bürgerthum, mit allen Fruchtkeimen für die Zukunft, bloß eines schöpferischen Rufes harrte, um aus langem Scheintode zu erwachen. Dann, wenn Alles vom Gesichtspunkte des Staatsganzen betrachtet worden, Berücksichtigung der nationalen Einzelheiten mit allem jeder einwohnenden Eigenthümlichen! Hier lag die große und schwere Aufgabe vor, aus nothwendiger Achtung vor dem geschichtlichen Stamme auch etwaige Auswüchse vorläufig noch mit Schonung zu betrachten, jede Volksindividualität zu respektiren und doch wieder zu versuchen, alle Selbstklänge aus den Dissonanzen zur Harmonie zu bringen. Weiter hinabsteigend von jenem erstererwähnten Gesichtspunkt, ergeben sich dann die mannichfaltigsten

Abſtufungen der verſchiedenartigen innig ineinandergreifenden und einander ergänzenden Beſtandtheile des Staatslebens, und ſomit die Nothwendigkeit einer unglaublichen Menge von Reformen, oder vielmehr nichts Geringeres als der Anfang der Schöpfung einer neuen Welt aus einem unerquicklichen Chaos zuſammengewürfelter Bildungsſtoffe; da mußten inneres Staatsleben und auswärtige Politik, Kirche und Staat, Hof und Staat, Juſtiz und Verwaltung, geiſtige und materielle Intereſſen, u. ſ. w. geſondert, jedes Geſonderte als ſelbſtſtändig anerkannt und ausgebildet werden.

Dieſe große Aufgabe erfüllte Maria Thereſia allmählig, vorſichtig, anfänglich hie und da noch von alten Anſichten und Vorurtheilen befangen, aber von Schritt zu Schritt an Erkenntniß wachſend, an geiſtiger Ueberlegenheit gewinnend, und wir wollen nun ihr Wirken in den einzelnen Zweigen näher ins Auge faſſen.

Zuerſt aber die Umgeſtaltung des Miniſteriums, — ebenfalls eine Schöpfung aus dem Chaos; denn ob auch bis dahin einzelne Staatsmänner in ihrem Kreiſe Achtenswerthes geleiſtet, — es hatte, ſo zu ſagen, keine Marke eines beſtimmten Characters, als Ausdruck einer leitenden Idee; Alles lief mehr gewiſſermaßen auf augenblickliche Bedürfniſſe, auf nothdürftiges Abkommen und Zurechtſtellen hinaus. Mit der Wahl Kaunitzens that Maria Thereſia einen erfolgreichen Griff des Genies.

Wir wiſſen, daß der Staatsſecretär Johann Chriſtoph von Bartenſtein das Vertrauen Marien There-

ſiens zu Anfang ihrer Regierung beſaß, ein Mann nicht ohne Fähigkeiten, aber gefährlich in der Nähe einer unerfahrenen jungen Fürſtin. Denn, indem er einen ungemeinen Eifer für das Haus Oeſterreich an den Tag legte und ſeine Gebieterin zu überzeugen ſuchte, daß ſie Selbſtherrſcherin ſein, daß ſie alle Detailgeſchäfte der Regierung und Politik perſönlich leiten müſſe, wollte er dabei im Grunde doch ſich ſelbſt unentbehrlich machen; er ſelbſt war es ja, von dem ſie alle erdenklichen Vorſchläge unterbreitet bekam. Maria Thereſia lernte übrigens ihre Selbſtſtändigkeit bald immer kräftiger ausbilden, als es Bartenſtein lieb ſein konnte. Er verſah ſie, wie Coxe ſagt, mit Gründen gegen die Glieder des Staatsraths und vermochte ſie zu einem geheimen Briefwechſel mit ihren Geſandten, den er eigentlich führte. Dabei gewann ſie nun, bei ihren natürlichen Anlagen, gar bald einen Ueberblick, eine Sicherheit, wogegen Bartenſtein für die Dauer nicht aufkommen konnte, und er mußte ihr Vertrauen verlieren, wie er hinter den Fortſchritten ihres Geiſtes zurückblieb, ſie mußte, als ſie den ihres Vertrauens würdigeren Mann fand, jenen Elementarlehrer in der Politik bei Seite rücken, ohne daß ſie jedoch eine Maxime aufgab, welche ſie von ihm gelernt, nämlich: für ſich allein mit einem Vertrauten im Stillen zu handeln, d. h. die eigentlichen entſcheidenden Triebfedern in Bewegung zu ſetzen, und die diplomatiſchen Figuranten in ihren gewohnten Stellungen gewähren zu laſſen.

So lange Sintzendorff lebte, hatte er vollauf damit

zu thun, dem Einfluße Bartenſtein's entgegen zu arbeiten, was allerdings keine Kleinigkeit war, wobei aber auch eine Menge Zeit und Mühe für Wichtigeres verloren ging. Nach dem Tode Sintzendorf's, der bei allen Schroffheiten und Fehlern doch einen großen Theil Achtung mit ſich ins Grab nahm, war es Bartenſtein, derſelbe Bartenſtein, den man von Seiten der Ariſtokratie als „Emporkömmling" über die Achſel anſah, und den man von Seiten des großen Publikums nicht liebte, welcher gegen die öffentliche Stimme, gegen die Wünſche des Hofes die Ernennung des Grafen von Uhlefeld an Sintzendorf's Stelle bei Marien Thereſien durchſetzte. *) Bartenſtein ſtand ſich bei dem neuen Conferenzminiſterium, welches aus Uhlefeld als Staatskanzler, dem Reichsvicekanzler Grafen Colloredo, dem Feldmarſchall Königseck und dem Feldmarſchall Batthiany, Oberſthofmeiſter des Erzherzogs Joſeph beſtand, ganz gut; dieſe Alle behaupteten den Rang und Glanz und ließen Bartenſtein allein arbeiten, weil ſie theils (mit Ausnahme Colloredo's) ſeinem Einfluß ſich beugten, theils (wie Batthiany, welcher ausſchließlich Kriegsmann war,) von der Staatskunſt weniger verſtanden. **)

---

*) Siehe Seite 189.

**) Der franzöſiſche Geſandte am Wiener Hofe, Marquis von Aubeterre, ſchilderte ſpäter in einem Briefe an Rouille, der im Auguſt 1754 das Departement der franzöſiſchen auswärtigen Angelegenheiten übernahm, (ich nehme die Angabe von Schloſſer [Geſch. des 18. Jahrhdts 2. Bd.)] den Vicekanzler Colloredo als einen

Bartenſtein ſah (wie geſagt) ſeinen ausſchließlichen Einfluß auf Marien Thereſien durch eben jenes Mißtrauen gegen allen anderen Einfluß, welches er in ihr zu erwecken gewußt, durch ihren von ihm gepflegten Trieb nach Selbſtanſchauung und Selbſtthätigkeit in kurzer Zeit gefährdet. Sie wollte überall mit eigenen Ohren hören, und es iſt wohl ebenſo auf Rechnung ihres Geſchlechts wie auf die ihrer Redlichkeit zu ſetzen, wenn ſie nicht genug Quellen finden konnte, durch deren Vernehmung ſie den Punkt der Wahrheit und Zweckmäßigkeit zu treffen hoffte. So hörte ſie auch gerne den Rath des Freiherrn von Wasner, welcher früher lange Geſandter in England geweſen und die Verhältniſſe und Abſichten des britiſchen Hofes kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Glaubte Bartenſtein in Wasner einen Nebenbuhler fürchten zu müſſen, ſo war dies auch bei Marien Thereſiens Geheimſekretär Koch der Fall, welcher zu vielen Geſchäften gebraucht wurde, die Uhlefeld beſorgen ſollte. So ſehen wir Marien Thereſien voll emſiger Thätigkeit in ihrem Kabinet, in einem Suchen, Prüfen und Wählen nach dem Manne, der ihres Vertrauens würdig, bis ſie endlich Kaunitz findet, der ſpäter als fünfter Konferenzminiſter in das Konferenz-

---

Mann ohne Kenntniſſe, höchſt unfleißig, glänzend, im eigentlichen Sinne des Worts ein großer Herr, eitel, dem Kaiſer ſehr lieb, der Kaiſerin gar nicht; Uhlefeld — taub, und ohne allen Einfluß; Batthiany, Militär, ein ehrlicher, aber beſchränkter Mann ohne Bedeutung.

miniſterium eintritt. Hier iſt nun der Ort, die früheren Lebensverhältniſſe dieſes merkwürdigen Mannes zu überblicken.

Wenzel Anton, Graf von Kaunitz-Rittberg,

war aus einem alten mähriſchen Adelsgeſchlechte entſproßen, welches dem Hauſe Habsburg ſchon Diplomaten gegeben hatte, — Wenzel Antons Großvater, Dominik Andreas, welcher als kaiſerlicher Botſchafter 1697 den Ryswiker Frieden ſchloß, und des letztgenannten Sohn, Maximilian Ulrich, vermählt mit der Tochter des letzten Grafen von Rittberg, Maria Erneſtine Franziska, geſtorben am 6. Septbr. 1749. Dieſes Letzteren Sohn, Wenzel Anton, erblickte das Licht am 2. Februar 1711 zu Wien, und wurde, als Einer der jüngeren von 19 Geſchwiſtern, für den geiſtlichen Stand beſtimmt; ſchon in früheſter Kindheit erhielt er die Stelle eines Domicellars zu Münſter. In Folge des frühzeitigen Ablebens ſeiner älteren Geſchwiſter wurde jedoch ſeine Beſtimmung verändert; er mußte ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaften zuwenden. Dieſem widmete er ſich auf der Univerſität zu Wien, worauf er beim Reichshofrath praktizirte, ſich bei der fürwährenden allgemeinen Reichsverſammlung zu Regensburg aufhielt, und die Univerſitäten Leipzig und Leyden beſuchte. Die auf den Hochſchulen erworbenen Kenntniſſe ſollten nun

Kaunitz Rittberg

die Schule des Lebens erweitern und ergänzen; und so unternahm denn Kaunitz Reisen nach England, Holland, Belgien, Frankreich und Italien. Ueberall zogen ihn Neigung und Bestimmung zur Bekanntschaft der bedeutendsten Geister, aus deren Umgang er den reichsten Gewinn für allseitige wissenschaftliche und praktische Bildung zu ziehen wußte.

Zurückgekehrt vermählte sich Kaunitz am 6. Mai 1736 mit Maria Anna Ernestine, Tochter des Grafen Franz Anton von Stahremberg *). Ein Jahr später ernannte ihn Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath mit Sitz und Stimme auf der Herrenbank, im Jahre 1739 zum Mitkommissär bei der fürwährenden allgemeinen Reichsversammlung zu Regensburg; aus welcher Stellung er jedoch schon im nächsten Jahre — in Folge von Karls VI. Ableben — ausschied, und sich auf die Besitzungen seines Vaters in Mähren zurückzog.

Maria Theresia trat die Erbschaft ihrer Ahnen an und gedachte in den vielfachen Bedrängnissen, von welchen sie heimgesucht wurde, des damals dreißigjährigen Grafen Kaunitz. Sie sandte ihn 1741 nach Italien, womit seine diplomatische Laufbahn beginnt. Er hatte sich nach Florenz begeben, um eine Landung der Franzosen und Spanier, welche man besorgte, von Toskana abzuwenden, und nach Rom, um den Papst für den Beistand Marien Theresiens zu gewinnen. Noch wichtiger

*) Sie starb am 6. Septbr. 1749.

war Kaunitzens Sendung im folgenden Jahre (1742) an den ſardiniſchen Hof. Hier galt es, einen Monarchen wie Karl Emanuel zu durchſchauen, welcher bei allen Verbindungen mit fremden Mächten mit der größten Gewandtheit immer nur den eigenen Vortheil zu erringen und jede neue Chance dafür zu benutzen wußte. Hier konnte Kaunitz bereits die engliſche Politik ſtudiren, welche ſich ſo ſehr großmüthig in Bezug auf Marien Thereſien und zugleich ſo auffallend friedliebend benahm, daß ein tieferblickender Geiſt wohl über die Uneigennützigkeit jener Großmuth Zweifel faſſen und die Frage aufwerfen konnte, ob England mehr im Intereſſe Marien Thereſiens als in jenem Sardiniens, oder ob es nicht vielmehr überall zunächſt und hauptſächlich in ſeinem eigenen handelte, und Oeſterreich durch anſcheinend günſtige Bündniſſe eher zu beeinträchtigen und langſam zu verderben als zu heben ſtrebte? Der Verlauf zeigte allerdings, daß Englands Politik nicht ſo uneigennützig war, als ſie den Anſchein nahm, daß ſie eigentlich bloß Frankreich durch Oeſterreich in Schach halten, daß ſie auch Oeſterreich nur ſo lange ſtützen wollte, als ihr dieß Letztere zu dem genannten Zwecke diente, und daß ſie kein Bedenken trug, Oeſterreich fallen zu laſſen, ſobald ſie von Frankreich nichts mehr befürchten zu müſſen glaubte. So begreift es ſich wohl, warum England in Italien Sardinien ſtützte und in Deutſchland ſo unermüdlich zur Vermittlung Oeſterreichs mit Preußen — freilich auf Unkoſten Oeſterreichs — rieth wie wir bereits im

Verlauf dieſer Geſchichten geſehen haben! Was nun Kaunitzens Benehmen bei jener Sendung betrifft, ſo wußte er ſich der Letzteren trefflich zu entledigen, und entwickelte bereits jene Fähigkeiten, mit Aufopferung ſeiner Gewohnheiten und Liebhabereien, durch geſchmeidige Gewandtheit, liebenswürdiges Eingehen in alle fremden Beſonderheiten, kluges Verſchweigen, wie eben ſo kluge Offenheit am rechten Ort und zur rechten Zeit, durch Nachgeben und Imponiren, mit der vollen Siegerkraft eines überlegenen Geiſtes zum Ziele zu gelangen. Drei Jahre brachte er in Italien zu; ſie reichten hin, ihm eine vollſtändige, genaue Einſicht in alle Verhältniſſe der Halbinſel zu verſchaffen.

Als er von Italien nach Wien zurückkehrte, eröffnete ihm Maria Thereſia alsbald ein neues Feld für ſeine Thätigkeit in den öſterreichiſchen Niederlanden (Belgien), über welche ſie die General-Statthalterſchaft ihrer Schweſter, der Erzherzogin Maria Anna und dem Gemahl derſelben, dem Prinzen Karl von Lothringen (vermählt am 7. Januar 1744) verlieh; Kaunitz wurde zum Oberſthofmeiſter der Erzherzogin und zum bevollmächtigten Miniſter Marien Thereſiens am Brüſſeler Hofe ernannt. Schon am 16. Dezember 1744 ſtarb die Erzherzogin Maria Anna und bald nahmen die franzöſiſchen Waffen raſche Fortſchritte in den Niederlanden; es erfolgte die bereits erwähnte Schlacht zu Fontenoy (11. Mai 1745), die Einnahme von Fontenoy, Tournay, Gent,

Oudenaarde, Dendermonde, Nieuwport und Ath, die Eroberung Brüſſels (20. Februar 1746), Mechelns, Löwen's, Antwerpens, Mons', St. Ghislains', Charleroy's, Namur's. Was dieß Unglück der öſterreichiſchen Waffen noch förderte, war die Uneinigkeit beim Heere zwiſchen dem Prinzen Karl, dem Herzog von Cumberland und dem Fürſten von Waldeck. Vergeblich bot Kaunitz alles Mögliche auf, um die ſo nöthige Einigkeit herzuſtellen; als er ſich überzeugte, daß keine Bemühung fruchtete, bat er, ungeduldig, auf einem verlorenen Poſten ſich nutzlos abzumühen, Marien Thereſien um ſeine Entlaſſung. Sie verweigerte ihm dieſelbe und gab ihm bloß Urlaub nach Aachen, um in den dortigen Bädern ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen.

Von dort berief ihn Maria Thereſia nach Wien und im Dezember 1747 ſendete ſie ihn nach London, wo er hinlänglich Gelegenheit hatte, der engliſchen Politik vollkommen auf den Grund zu blicken, und ſeine Ueberzeugung von derſelben in der kurz vorher erwähnten Weiſe feſtzuſtellen. Wie er namentlich die Stellung der Seemächte zu den öſterreichiſchen Niederlanden durchſchaute, welche Oeſterreich bloß als Bollwerk gegen Frankreich halten ſollte, ohne dortſelbſt ſeine Kraft frei entwickeln zu dürfen, wie er die Unabhängigkeit Oeſterreichs von fremder Bevormundung herbeizuführen ſuchte, das bewieſen ſeine Bemühungen zur Aufhebung des Barrierenvertrages von 1718, durch welchen Holland das Recht erhalten hatte,

zur Sicherung der Gränzen mehrere Festungen der österreichischen Niederlande, wie Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke mit seinen eigenen Truppen, Dendermonde (Termonde) gemeinschaftlich mit österreichischen zu besetzen; wogegen Oesterreich sich noch verpflichten mußte, zur Unterhaltung jener fremden Besatzungen in seinen eigenen Festungen jährlich 500,000 Thaler an Holland zu bezahlen. Nicht mit Unrecht betrachtete Kaunitz diesen Vertrag als einen für Oesterreich schimpflichen, und schlug vor, die reichen Hülfsquellen der Niederlande besser zu benützen, um den Ertrag für die Aufstellung eines eigenen Schutzheeres zu verwenden. Noch kurze Zeit vor dem Abschluß des Aachener Friedens verweigerte er in Bezahlung jener Summe, worin er nur einen schmählichen Tribut erkannte, aus dem Grunde, weil Belgien fast ganz vom Feinde besetzt sei und Marien Theresien gar keine Einkünfte mehr bringe. Diese Vorschläge, welche Maria Theresia billigte, gaben zu sehr heftigen Erörterungen Anlaß, durch welche sie gegen die Seemächte, die nun auch, besonders England, mit größter Anmaßung hervortraten, nur immer mehr gereizt werden mußte. Die Seemächte hielten, da es sich um ihr Interesse handelte, die Aufrechthaltung des berüchtigten Traktates für ein Fundament der europäischen Ruhe, dessen unabänderliche Gültigkeit für unantastbar. Anders dachte Maria Theresia von der Natur der Verträge. Sie erkannte auch darin etwas, das mit dem ewig Werdenden der

Staatenorganismen in inniger Wechſelwirkung ſteht. Am Ende erklären die Mächtigen die Natur der Verträge immer ſo, wie es ihnen jezeitig am gelegenſten iſt.

Nach dem Abſchluß des Aachener Friedens, wobei Kaunitz ſeinen energiſchen Eifer für den Vortheil und die Ehre des Hauſes Oeſterreich ebenſo ſehr wie ſeine ausgezeichneten Fähigkeiten bewieſen hatte, begab er ſich nach Wien, wo er von Marien Thereſien und ihrem kaiſerlichen Gemahl aufs Ehrenvollſte aufgenommen wurde. Maria Thereſia bewies, welchen Werth ſie auf ihn legte, durch das Vertrauen, welches ſie ihm ſchenkte. Schon war Bartenſteins Einfluß im Sinken; Kaunitz mußte häufig deſſen Berichte controliren und verbeſſern; bei jeder wichtigen Angelegenheit wurde er insgeheim zu Rath gezogen, ohne daß Bartenſtein und die übrigen Mitglieder des Konferenzminiſteriums, ja ſelbſt der Kaiſer, eine Ahnung davon hatten, welchen gewaltigen Umſchwung der Verhältniſſe Kaunitz unermüdlich vorbereitete, und daß er — im entſchiedenen Gegenſatze zu den Miniſtern der Höfe von Wien und Verſailles — eine Annäherung der beiden Letzteren in's Werk zu ſetzen bemüht war. Uebrigens darf man immer nicht vergeſſen, daß Bartenſtein ſchon früher Marien Thereſiens Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Seemächte erregt hatte.

Um die angeſponnenen Fäden zum feſten Bande zu weben, ging Kaunitz im Jahre 1750 als öſterreichiſcher Geſandter nach Paris. Eine intereſſante Epoche ſeines

Lebens! Wie er in Frankreich, immer ſein Ziel feſt im Auge behaltend, der Aufgabe, die er vollbringen will, gleichſam ein Doppelleben lebt, in Verſailles ein ſcheinbar leeres, nichtiges, bloß in dem Höflingstreiben aufgehendes Außenleben, um den König und die Pompadour für ſeine Perſon und dadurch für ſeine Idee zu gewinnen, — in Paris ein feinbeobachtendes Stillleben mit den beſten Geiſtern Frankreichs; wie er zugleich ſeine Monarchin immer im Eifer erhält, und von Frankreich aus die Behandlung des franzöſiſchen Geſandten am Wiener Hofe leitet! Eine der feinſten Intriguenkomödien in der Geſchichte der neueren Politik! Das Größte zu erreichen, dünkte ihm das Kleinlichſte nicht zu gering; er ward äußerlich ganz Franzoſe, um Frankreich zu Gunſten Oeſterreichs zu benützen. Bei einer Annäherung Frankreichs zu Oeſterreich rechnete er nicht auf die Stärke des Erſteren, ſondern berechnete nur deſſen Erſchlaffung bei dieſem neuen Bunde, deſſen Zuſtandbringung nach der ſeit den Zeiten Maximilians I. vorhandenen Eiferſucht und Feindſeligkeit zwiſchen den Herrſcherhäuſern Frankreichs und Oeſterreichs einem jeden gewöhnlichen Blick wie eine Chimäre erſcheinen mußte, ſollte nicht Frankreich für ſich gewinnen, ſondern bloß Oeſterreich ſichern helfen. Welche Umſicht, welche dialektiſche und mimiſche Kunſt, welche Geduld und Ausdauer, um an einem Hofe, der, wie von Wahnſinn getrieben, an der Beſchleunigung moraliſcher Verweſung arbeitete, durch alle tauſendfältigen Intriguen, durch alle Maskeraden der Erbärmlichkeit und

Verworfenheit hindurch, in einem Zuſtande völliger Rechtloſigkeit und Anarchie, wobei bloß der status quo des Augenblickes galt, — Schritt für Schritt vorandringend, einen Zweck zu erreichen, welcher der ganzen franzöſiſchen Nation als antinationaler verhaßt ſein mußte! Und es gelang Kaunitz in der That, dieſen Zweck zu erreichen, die Annäherung Frankreichs und Oeſterreichs, nachdem es ihm gelungen war, die Abneigung des Erſteren gegen das Letztere zu überwinden und den Beherrſcher Frankreichs zu überzeugen, daß er im Bunde mit Preußen eigentlich nur dieſem letzteren diene, daß er ſich von Preußen bevormunden laſſe! Ein Blick auf das Verhältniß des Königs von Frankreich oder vielmehr ſeiner durch Kaunitz inſpirirten Pompadour zu ſeinen Miniſtern macht weniger einen komiſchen Eindruck, weil für eine ſolche lebendige Leiche wie Ludwig XV. alles Intereſſe verloren geht, als der Blick auf das Verhältniß zwiſchen dem deutſchen Kaiſer Franz I., dem achtungswerthen Gemahl einer ihn aufs Zärtlichſte liebenden Fürſtin, zu Kaunitz, der den Anſichten des Kaiſers gerade entgegenhandelte, ohne daß dieſer es wußte oder hindern konnte. Während der Kaiſer mit der größten Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit Rechnungen revidirte, machte Kaunitz einen Strich durch das große Schuldbuch Oeſterreichs, worin Frankreich vor allen andern Schuldnern am meiſten mit „Soll" belaſtet war, und vermochte die tugendhafteſte Fürſtin ihrer Zeit, an eine Maitreſſe wie die Pompadour, ein Schreiben in

den verbindlichsten fast freundschaftlichen Ausdrücken zu richten; eine Herablassung, welche unbegreiflich erscheinen müßte, wenn man nicht die ganze Macht ihres Haßes gegen Friedrich II. in Anschlag brächte!

Die Blüte war in der Knospe ausgebildet, aber die letztere noch geschlossen, als Maria Theresia ihren Gesandten vom Versailler Hofe nach Wien zurückberief; sie fühlte das Bedürfniß seiner persönlichen Nähe, das Bedürfniß, ihn als den vor Allen Befähigten zur Reorganisation ihrer Staaten zu verwenden. War doch sein Werk am französischen Hofe in Bezug auf Oesterreichs äußere Politik so festbegründet vorbereitet, daß der definitive Abschluß durch einen nur halbwegs tüchtigen Diplomaten über allen Zweifeln zu stehen schien. Uebrigens hatte Kaunitz auch für die Heranbildung seines Nachfolgers auf dem französischen Gesandtschaftsposten in seinem Geiste trefflich gesorgt, und deßhalb den Grafen Stahremberg nach Paris zu sich berufen, ihn in Bezug auf sein Verhalten am und zum französischen Hofe praktisch unterwiesen. Somit konnte er denn im Mai 1753 nach Wien zurückkehren und sich dem großen Wirkungskreise hingeben, welchen ihm Maria Theresia bestimmt hatte.

Sie wollte Kaunitz mit jener Machtvollkommenheit an die Spitze des Ministeriums stellen, welche bloß das Vertrauen auf ihn als höchstes Gesetz in der so gut wie absoluten Monarchie beschränkte. — Der Wendepunkt selbst hat etwas Drastisches! Die Sachen sind schon soweit gediehen,

daß man ein neues System der Politik (den Bund Oesterreichs mit Frankreich, wovon später noch mehr,) wenigstens in Erwägung ziehen, daß man die Stimmen dafür und dagegen vernehmen kann, zumal, da ja die Beziehungen zwischen beiden Mächten freundlicher geworden, (Kaunitzens große Vorarbeit.) Maria Theresia beruft nun einen Staatsrath. Da sind Uhlefeld, Königseck, Harrach, Bartenstein, und Kaunitz als der Jüngste. Man prüft das neue System gegen das alte, und für das Letztere sprechen sich die Erstgenannten mit großer Wärme und einem nicht geringen Aufwand von Gründen aus. Der zweiundvierzigjährige Kaunitz scheint alles das, was sie für die Fortsetzung eines Bundes zwischen Oesterreich und den Seemächten vorbringen, nicht zu beachten; er schneidet Federn, er läßt seine Uhr repetiren, er ordnet dieß und jenes an seinem nach den Vorschriften der neuesten französischen Mode sorgfältig gewählten Anzug mit solcher anscheinender Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit für den Gegenstand der Unterhaltung, daß die lebhafte Kaiserin darüber — wohl nur scheinbar — unwillig wird. Endlich ist das letzte Wort gesprochen, und alle Gründe für den Fortbestand des Bündnisses mit den Seemächten scheinen erschöpft. Da kommt die Reihe an Kaunitz; da erhebt er seine Stimme und die ganze Macht seines Geistes gegen die herkömmlich beliebte Ansicht; immer ruhig bleibend, aber von Grund zu Grund immer schärfer, eindringlicher, immer gewaltiger zur Ueberzeugung hinreißend, so daß die

Gegner aus dem Felde geschlagen sind. — Kaunitz wird Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und bald darauf geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler; die andern Minister treten unter diesen und jenen Titeln in den Hintergrund; so Uhlefeld als Oberſthofmeister; so Bartenstein als böhmisch-österreichischer Vicekanzler, er bekam dagegen einen andern wichtigen Wirkungskreis angewiesen, einen größeren Antheil an der Erziehung des Kronprinzen Joseph (wovon später); die Ministerialkonferenz war erloschen.

Unter Einem noch ein Blick auf Kaunitzens Persönlichkeit! Der britische Geschichtschreiber des Hauses Oesterreich schildert ihn als einen langen, schlanken Mann von guter Haltung; sein Gesicht nicht lebhaft, aber mit einem Ausdruck von viel Verstand und Scharfsinn, die Züge regelmäßig, den Blick durchdringend; den Anzug fein gewählt, das Benehmen „stutzerhaft mit deutscher Schwerfälligkeit"; er zuerkennt ihm außer der Geschicklichkeit im Unterhandeln und dem Talent, die verwickeltsten Händel klar darzulegen, außer der Kunst, seine Geheimnisse vor allen Späheraugen der Diplomaten undurchdringlich zu bewahren, auch eine sehr seltene Tugend, nämlich unsträfliche Rechtschaffenheit*). Als Schattenseiten Kau-

---

* „Der Minister solle" (sagte Kaunitz einst am Schluſse einer Instruktion) „unterhandeln, wie die Kaiserin regiere, nämlich also, daß er die Redlichkeit, das gute Trauen und Glauben und die getreue

nitzens bezeichnet er dagegen eine große Eigenliebe, Ehrgeiz, Eitelkeit und hartnäckiges, herrisches Wesen, das von Anmaßung nicht frei war, — Fehler, welche er als begreifliche Folgen seiner geistigen Ueberlegenheit und seines unbegränzten Ansehens betrachtet. Um diese Schilderung zu ergänzen, sei es erlaubt, theilweise die Ansichten und Worte des Freiherrn von Hormayr anzuführen, der „nur sieben Jahre nach Kaunitzens Ableben in dessen Departement eingetreten, aus den Angaben seiner vertrauten Sekretäre und nächsten Umgebungen geschöpft hat." Hormayr bezeichnet ihn durchaus nicht als genialischen, aber als einen äußerst talentvollen Mann, bei dem der Verstand unbedingt vorherrschte. Der größten, ernsten, tiefen und durchdringenden Anstrengung fähig, widmete er sein ganzes Leben ernster Arbeit und unausgesetztem Nachdenken, haßte er nichts mehr als Oberflächlichkeit und Selbsttäuschung. „Seine Affektation französischer Art und Sitte war mit einem unaustilgbaren Reste deutscher Steifheit und Pedanterie, aber Gottlob auch deutschen Fleißes, deutscher Gründlichkeit und deutschen Biedersinnes gepaart." Mußte alles, was er trug, aus Paris kommen, gab er Frank-

---

Erfüllung des gegebenen Wortes zum Grund aller Handlungen lege und darin den höchsten Vorzug suche." — „Die Verstellung," (sagt Flassan, histoire generale et raisonnée de la diplomatie francaise) „ging bei Kaunitz nie auf Kosten der Unredlichkeit; seine ausnehmende Zurückhaltung bestand darin, seine Gedanken nicht zu offenbaren, aber nie sagte er, was er nicht dachte."

reichs Sitte, Gewohnheiten, Literatur und Gelehrten den Vorzug vor jenen Deutschlands, so war doch in der Verwaltung des Staates „kein lauterer Freund deutscher Sitte und deutschen Sinnes, kein unermüdeterer Verfolger der allzubreiten und allzufeinen französischen Grundsätze und Erziehung, kein eifrigerer Beschützer selbst der trockensten Wissenschaften, wenn er ihrer nur einigermaßen zu seinen großen Zwecken bedurfte." Ueberhaupt schätzte er Gelehrte und Künstler, zog sie an seine Tafel und brach für ihre ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zuerst in Oesterreich die Bahn. Wie er selbst freimüthig war und nie den Meinungen und Launen seiner Gebieter schmeichelte, so achtete er Freimüthigkeit auch an Andern, wenn sie sich auf Talent stützte. Jene Schroffheit, welche Coxe hervorhebt, zeigte er (nach Hormayr) gegen Niemand mehr als gegen Diejenigen, die sich, ohne eigenes Verdienst, auf weiter nichts als ihre Herkunft berufen konnten, und (so muß man hinzufügen) nie hartnäckiger, als wenn er Vorurtheilen Trotz bot. Den schneidenden Gegensatz zwischen seiner ganzen Denk- und Handlungsweise als Privatmann und als Staatsmann schildert Hormayr in folgender Weise: „Es ist nicht anders, als ob jedesmal seine Seele aus sich hinausgetreten wäre, um die großen Geschäfte mit ganz andern Mitteln, nach ganz anderen Grundsätzen zu ordnen, und sich dann wieder zurückzog, um an seiner Person und in seinem Hause gleichsam zu tändeln. Hier erschien er nicht selten eigen-

ſinnig, kleinlich, furchtſam ſtreng haushaltend, hin und wieder eitel. Dort war er immer für das Liberale, für das Edlere, für das Größte, beſcheiden, wiewohl ſehr freimüthig, nie entetirt. Meinungen, die er nicht durchſetzen konnte, ließ er ohne Groll, ohne Empfindlichkeit fallen, und handelte dann mit eben der Loyalität, mit eben der Wärme nach den entgegengeſetzten, wenn ſie einmal beſchloſſen waren *)."

Dies war der Mann, mit welchem und durch welchen Maria Thereſia durchgreifende wohlthätige Reformen in ihren Staaten begann und ausführte. Bevor ſich jedoch das Bild dieſer Reformen ſelbſt abrollt, iſt es von In-

---

*) Der franzöſiſche Geſandte Auberterre äußerte ſich in dem bereits angeführten Briefe (bei Schloſſer a. a. O.) über Kaunitz: „Il s'énonce parfaitement bien et rend très-clairement une affaire. Son goût ne le porte point au travail et il le craint à cause de la foiblesse de sa santé. Le soin de sa personne, qu'il chérit par-dessus tout, prend une grande partie de son tems. Amateur de sa liberte il ne se gêne pour quoi que ce soit, ne rend à personne et ne paroit rien exiger. Souvent il pousse l'indifference jusqu'à ne point daigner instruire ceux qu'il a obligés des services qu'il leur a rendus. On prétend qu'il est très-attaché a son opinion, qu'il la soutient avec opiniâtreté; ses amis assurent pourtant que si on pouvait lui prouver qu'elle ne valût rien, il l'abandonneroit facilement. Les parties fermes paroissent de son goût. Partisan des usages françois qui conviennent à sa façon de vivre, il voudroit les établir en ce pays-ci. Il fait cas de la nation françoise pour la partie des lettres et de arts, sur tout le reste il paroit peu la priser. Il est extrêmment jalousé par les autres ministres, peu aimé du public qu'il ne ménage en aucune façon. Il est celui qui paroit avoir le plus de credit sur l'esprit de l'imperatrice, et à qui cette princesse temoigne le plus de confiance."

tereſſe, an die früher berührten Verhältniſſe des Wiener Hofes zu ſeinen bisherigen Verbündeten, England und Holland, einige Fäden zu knüpfen; ich ſtelle das Folgende einſtweilen als Prolog des diplomatiſchen Drama's hin, welches unter dem Titel: „das neue Syſtem" vom Jahre 1748 bis zum Jahre 1756 geſpielt wurde, und an welches ſich das blutige des ſiebenjährigen Krieges anſchloß.

Mißhelligkeiten des Wiener Hofes mit England und Holland.

Die eine entſtand in Folge des von dem engliſchen Staatsrath ausgegangenen Projektes (1751): den Erzherzog Joſeph zum römiſchen König zu erwählen, d. h. demſelben, nach dem Tode ſeines Vaters des Kaiſers Franz I., die unbeſtrittene Würde eines Reichsoberhauptes zu ſichern. Genug geſchichtliche Vorgänge ſprachen ſeit den älteſten Zeiten des deutſchen Reiches für dieſe Maßregel; und wenn man die ſchweren Irrungen, die unſeligen Kriege ermaß, welche nach dem Ableben Karls VI. um den erledigten Kaiſerthron entſtanden waren, ſo konnte man den Wunſch, ähnliches Unheil durch jene Maßregel zu verhüten, in keinem andern Intereſſe mehr billigen als in dem der Völker, welche um des Zwiſtes der Fürſten willen zur Schlachtbank geführt wurden, und

in dem des deutschen insbesondere. Uebrigens mochte England auch diesmal nicht so unbedingt bloß den Vortheil Oesterreichs, durch dessen Uebergewicht im Reichskörper, vor Augen haben. Was nun, davon abgesehen, die Verwirklichung des Projektes betraf, so war diese schwierig genug, fast unabsehbar, bei den widerstreitenden Interessen der Kurfürsten, und zumal bei dem Widerstand Kurbrandenburgs, welches nun einmal, seit es im Königreich Preußen aufgegangen war, durch eine innere Nothwendigkeit, man darf sagen: aus Nothwehr, weil es seine neue Existenz behaupten mußte, einem solchen Uebergewicht Oesterreichs entgegenzustreben gedrängt wurde. Zu Preußen neigten sich Kurpfalz und Kurköln; Kursachsen und Kurbayern verlangten Hülfsgelder, und so angelegen war die Erledigung dieser Sache England, daß es ihnen dieselben auszahlte, natürlich nicht ohne Oesterreich zu bitten, seinerseits Zuschüsse zu leisten, die Forderungen der Kurfürsten an Oesterreich zu befriedigen und ihnen noch außerdem erhebliche Zugeständnisse zu machen. Alle diese Zumuthungen der größten Opfer wurden mit solcher ungestümen Hast betrieben, daß Oesterreich gegen fernere protestirte. England drängte dafür nur um so mehr und zwar in einer fast drohenden Weise, wobei es die Wichtigkeit seines Bündnisses mit Oesterreich hervorhob und den Fortbestand des Letzteren von der schleunigen Zustimmung des Wiener Hofes abhängig machte. Eben dadurch mußte Maria Theresia aufs Empfindlichste

berührt werden und ſie erklärte (1752) geradezu: gäbe man öſterreichiſcherſeits willkürlichen Forderungen nach, ſo würden ſtets neue Anſprüche erwachſen. Es ſchien ihr unwürdig, durch ungemeſſene Opfer und ſtete Hingebung an eine fremde Macht die Ausſicht auf die Wahl ihres Sohnes zum römiſchen König zu erkaufen; auch blickte ſie, im Vertrauen auf die geſicherte und immer mehr zu ſichernde Macht Oeſterreichs, mit der Hoffnung in die Zukunft, daß ihr dieſe das ohnehin zubringen würde, was man ihr jetzt gleichſam auftrotzte, wofür man ihrer kaum gewonnenen Stellung ſo vieles abtrotzen wollte. Die Sache wurde zurückgelegt, *) aber die Mißſtimmung zwiſchen Oeſterreich und England blieb, und der Unmuth des Letzteren gab ſich nicht auf die feinſte und edelſte Art dadurch zu erkennen, daß die engliſchen Miniſter Marien Thereſien auf die Dienſte aufmerkſam machten, welche ihr England in der Zeit der Noth erwieſen. Späterhin (1753) ſchien freilich die Ausſicht auf eine britiſche Unterſtützung Oeſterreichs für den möglichen Fall eines preußiſchen Angriffs bei der lebhaften Fürſtin inſofern wieder eine Annäherung hoffen zu laſſen,

*) Vier Jahre ſpäter, kurz vor dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges, wurde die römiſche Königswahl Joſephs (wie am geeigneten Orte gezeigt werden ſoll), abermals ein Gegenſtand von Differenzen im Reiche, wenigſtens ein willkommener Vorwand zu Erörterungen, hinter welchen ſich die eigentlichen Zwecke verbergen ließen.

als ſie, dieſen Gedanken mit Wärme ergreifend, in ihren Vorausſetzungen ſogar noch weiter vorauseilte, und ſtatt der Defenſive Gedanken an eine Offenſive verrieth, an das „Zuvorkommen," damit Preußen nichts zur Störung des Friedens zu verſuchen vermöge. England ging auf ſolche Aeußerungen nicht ein, und ſo zog denn auch Oeſterreich dieſelben vorſichtig zurück; bald gewann es wieder den Anſchein (und Kaunitz wußte dieſen klug zu befeſtigen), als ob Oeſterreich mit England gegen Frankreichs Pläne gemeinſame Sache ergreifen müſſe.

Die andere Mißhelligkeit bezog ſich auf den bereits erwähnten niederländiſchen Streitpunkt, den Barrierenvertrag, die Frage wegen Beſchränkung oder freier Entwicklung des niederländiſchen Handels. Da ließen denn England und Holland, — in deren Intereſſe allerdings die Beſchränkung wie der Barrierenvertrag lagen, — harte, anmaßende Worte fallen, welche Maria Thereſia unmöglich mit Gleichmuth ertragen konnte. Die Seemächte meinten: man müſſe den Bewohnern der Niederlande, welche Letztere Oeſterreich gleichſam nur als Pfand anvertraut ſeien (!), den Handel unterſagen, und wenn man den Barrierentraktat aufhebe, zerreiße man zugleich das Bündniß zwiſchen ihnen (den Seemächten) und Oeſterreich. Da ſprach Maria Thereſia, mit Recht entrüſtet: „Bin ich nicht gebietende Herrſcherin in den Niederlanden? Iſt es nicht meine Pflicht, meine Unterthanen zu ſchützen? Nur zu lange haben ſie durch den

Barrierentraktat gelitten, haben sie durch denselben Vortheile verloren, welche alle übrigen Völker genießen."

Reformen der Staatsverwaltung.

Eine der wichtigsten war die Trennung aller Justizsachen von den öffentlichen und Polizeiangelegenheiten (durch Verordnung vom 10. Mai 1749). Es wurden nun drei höchste Landeskollegien eingesetzt. Das Directorium in publicis et cameralibus erhielt alle Kammer- und Polizeisachen, die oberste Justizstelle alle Justiz- und Criminalsachen, die Hof- und Staatskanzlei alle eigentlichen Staats- und auswärtigen Angelegenheiten. Außerdem wurden 1749 ein besonderes Commerciendirektorium und ein Direktionshofkollegium für das Berg- und Münzwesen errichtet.

Die geheime Haus-, Hof und Staatskanzlei war recht eigentlich Kaunitzens Werk (1752). Organisirt war sie durch die Stellen eines Haus-, Hof- und Staatskanzlers, eines Staatsvicekanzlers und fünf Hofräthen, welche unter denselben arbeiteten. Für Belgien und die Lombardei, über welche letztere 1753 der Erzherzog Peter Leopold (geboren 5. Mai 1747) zum

Statthalter ernannt wurde,*) war die Staatskanzlei bis zum Jahr 1757 auch administrative Stelle, in Würdigung der mehr politischen als administrativen Rücksichten, welche, bei der Stellung jener beiden Länder zu den benachbarten Mächten, auf deren oberste Leitung genommen werden mußten.

Bei der Gründung der Staatskanzlei müssen zwei andere wichtige Schöpfungen Kaunitzens, welche sich auf dieselbe bezogen, erwähnt werden. Nämlich erstens die des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, zu welchem Ende Hofrath Rosenthal (1748—1752) alle Provinzstädte bereiste, um die wichtigsten Urkunden aus denselben nach Wien zu schaffen; es kam unter die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. — Zweitens die Schöpfung der der Staatskanzlei untergeordneten Akademie der morgenländischen Sprachen (1752), um deren Organisation sich mit Kaunitz besonders dessen Freund Friedrich von Binder und im Detail der Jesuit Franz hochverdient machten, — eines Instituts, das hier nicht bloß wegen seiner Wichtigkeit für die Wissenschaften, sondern vielmehr wegen seiner staatlichen Nutzbarkeit (bei den politischen und Handelsverhältnissen Oesterreichs und der Türkei) angeführt wird.

Die Trennung der Verwaltung von der Justiz gab

*) Vor der Hand, bis zu reiferem Alter des jungen Prinzen, war der Herzog Franz Maria von Modena dessen Stellvertreter.

dieſer letzteren endlich eine ſichere Grundlage. Einen wirkſamen Halt gegen die Uebergriffe der Feudalariſtokratie ſchuf Maria Thereſia durch die Organiſation der Kreisämter (1748—1752); Zweck und nächſte Folge derſelben war die Emancipation des Landmanns vom Grundherrn, deſſen naturgemäße Einreihung in den einheitlichen Staatsorganismus.

In weiterer Stufenfolge ſchloßen ſich daran die Mittelbehörden der Hofſtellen für Verwaltung, Finanzen und Juſtiz. Für die öſterreichiſchen Vorlande in Schwaben wurde 1752 eine von der Regierung zu Inſpruck unabhängige Regierung zu Freiburg im Breisgau und zu Konſtanz eine direkt unter dem Oberdirektorium in internis zu Wien ſtehende Repräſentation und Kammer errichtet *).

Späterhin erhielt der Neubau gleichmäßiger Verwaltung in der ganzen Monarchie ſeinen Schlußſtein durch den

Staatsrath,

wozu Karls VI. „Finanzkonferenzrath" (in welchem der Kaiſer präſidirte und 4 Geheime-Räthe mit Sitz und Stimme ſaßen) gewiſſermaßen als Vorläufer betrachtet werden konnte. Den „neuen aus Miniſtern und Hofräthen beſtehenden inländiſchen" Staatsrath begründete Maria Thereſia im Jahre 1760 (4. Dezbr.); ſie erklärte dabei,

*) Sie wurde 1760 nach Freiburg verlegt.

daß sie denselben „alle an Sie gelangende inländische Geschäfte und Anliegenheiten in Dero teutschen Erblanden mittheilen werde, damit er sich eine vollkommene Kenntniß erwerbe, in dem Zusammenhange der Geschäfte verbleibe, das Ganze übersehe, solches mit seinen Theilen verbinden, alles reiflich erwegen, auf die ersprießlichsten Verbesserungen fürdenken, und bei allen Landesvorfallenheiten, wo Ihre K. K. A. M. etwas zu entschließen und zu verordnen haben, Allerhöchst Ihroselben mit seinem guten und freimüthigen Rath an Handen gehen könne, als worin seine einzige Beschäftigung zu bestehen hätte." Als ein Mittel zur sicheren Erreichung dieses Zweckes wurde „als eine unabänderliche Grundregel festgesetzt, daß kein Mitglied des Staatsrathes, den Herrn Hof- und Staatskanzlern wegen der engen Verbindung seines Amtes mit den inländischen Geschäften einzig und allein ausgenommen, ein anderes Amt bekleiden solle, sondern solches bei dem Eintritte in den ernannten Rath abzulegen habe." Die erste Zusammensetzung des Staatsraths (1761) war folgende; Staatsminister: Kaunitz, Ferdinand Graf von Haugwitz, Leopold Graf von Daun, Heinrich Graf von Blümegen; Staatsräthe: Egidius Freiherr von Borie, Anton Freiherr von Stupan. Mit Einsetzung des Staatsraths erlosch übrigens das „directorium in publicis et cameralibus" vom J. 1749.

Zwei Hauptaugenpunkte der Sorgfalt waren für Marien Theresien die Verbesserungen des Finanz- und des Kriegswesens.

Finanzen.

Ungeachtet der Umsicht und rastlosen Thätigkeit, womit Marien Theresiens Gemahl das Ersparungssystem durchzuführen bemüht war, wobei ihm Jene freie Hand ließ, und obwohl es ihm in der That gelang, jährlich zwölf Millionen zu ersparen, so verschlang doch der Krieg ungeheure Summen und die Finanzverlegenheit erreichte eine solche Höhe, daß sich Maria Theresia im Jahre 1746 genöthigt sah, eine sehr harte Kopf- und Vermögenssteuer auszuschreiben, welche „Alle vom Minister bis zum Stallknecht, vom Erzbischof bis zum Klostergeistlichen herab" entrichten mußten, und wobei ein Fürst 600 Gulden, ein Bauer 48 Kreuzer, ein Taglöhner 12 Kreuzer zu bezahlen hatte; eine verletzende Ungleichheit! In Steyermark zeigte sich eine ebenso empfindliche Ungleichheit, sowohl was die Leistung dieses Herzogthums gegen die der übrigen Erblande, als was die der einzelnen Kreise Steyermarks gegeneinander betraf. Ein großes Verdienst um die Regelung und Verbesserung der Finanzen erwarb sich der Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz, welcher schon i. J. 1747 eine neue Kameraleinrichtung zu Stande brachte. Kaum war der österreichische Erbfolgekrieg beendigt, als Maria Theresia alles aufbot, um die öffentlichen Lasten auf alle Staatsangehörigen nach möglichst gleichen und verhältnißmäßig billigen Grundsätzen zu vertheilen (Rektifikation, begonnen 1748), sowie die reichlich

vorhandenen Quellen des Nationalwohlstandes durch Hebung von Ackerbau und Industrie und Begünstigung des Handels bestmöglichst zu benützen. So ist schon das Jahr 1749 durch mehrere darauf abzielende Verordnungen bezeichnet. Zur Beförderung des inländischen Handels erhielten die Hauptmärkte zu Wien, Prag, Brünn, Troppau, Grätz und Linz eine neue Einrichtung, und wurden die inländischen Waaren von aller Transito-Mauth befreit; alle zur Erhebung der Mauth berechtigten Herrschaften in Unteröster-reich durften von durchgehenden Waaren keine Mauth mehr einfordern lassen. Zur Hebung des inländischen Gewerbfleißes wurden Einfuhr und Gebrauch ausländischer Stoffe, goldener und silberner Borden, Spitzen und Stickereien verboten. Es folgten 1750 Verordnungen zur Verhütung der Schmuggelei, 1751 gegen den Wucher, gegen Ausfuhr kaiserlicher Münzen und Einschleppung geringhaltiger, Aufhebung aller Portofreiheit und zugleich Herabsetzung des Brief- und Paket-Portos, 1754 (unterm 12. Jan.) ein neues Münzedikt, 1755 eine Einrichtung zur Hebung des böhmischen Bergbaus (Graf Pachta wurde zum Oberberg- und Münzmeister in Böhmen ernannt). In den Niederlanden sorgte der neue Generalstatthalter Prinz Karl von Lothringen für die Verbesserung des Münzwesens (schon 1749), für Beförderung des Han-

dels (1750 ließ er einen Kanal zwiſchen Brüſſel und Löwen anlegen); und 1755 wurde für einige aus Holland, Deutſchland und Lüttich in Belgien eingebrachte Waaren ein neuer Tranſitozoll eingeführt. In Steyermark wurde die Eiſeninduſtrie begünſtigt, indem die Arbeiter an den Werken bei der Soldatenſtellung große Vorrechte erhielten. Mit ſolchen Einrichtungen wirkten dann allmälig auch andere förderlichſt zum gemeinſamen Zwecke, ſo die Rectificirung der Grundabgaben, die Einführung der Urbarien und Grundbücher, die Aufhebung mehrerer Steuerfreiheiten, die Vereinfachung des Staatskaſſenweſens i. J. 1761, bis zu welchem Jahre ſich ſämmtliche Finanzen der deutſchen und ungariſchen Provinzen in den Händen mehrerer Miniſter befanden, von denen Jedem eine eigene Kaſſe zugetheilt war; nach der neuen Einrichtung von 1761 entſtand eine Generalkaſſendirektion in Wien, welcher dann die ſämmtlichen Kaſſen der Hauptfonds der öſterreichiſchen Finanzen untergeben wurden, und welche dafür zu ſorgen hatten, daß alle reinen Staatseinkünfte, die bei den Aemtern, nach Abzug der zu Gefällen aufgelaufenen Unkoſten, übrig blieben, erhoben und zur Beſtreitung der Staatserforderniſſe verwendet wurden. Die Geſchäfte des „Direktionshofkollegiums für Berg- und Münzweſen“ v. 1749 wurden 1757 dem Direktorium zugetheilt; ſpäter (1777) wurde für das Berg- und Münzweſen die Hofkammer errichtet. In demſelben Jahre, in welchem das Directorium erloſch (1760)

wurde im Interesse des Handels ein Kommerzienrath (er erlosch erst 1776) und wurde die Hofrechnungskammer, zu deren Verfassung Graf Ludwig von Zinzendorf den Grund gelegt, in's Leben gerufen, zu deren Ressort die Censur aller Staatsrechnungen, sodann die schleunige Anzeige jedes ihr im Finanzwesen, besonders bei Ausgaben vorkommenden Gebrechens und endlich die Aufstellung eines jährlichen Staatsetats mit Zuziehung der Finanzstellen gehörten. Im J. 1773 erhielt sie eine durchgreifende Reform (worüber später). Außerdem erhielt 1761 die Hofkammer die Leitung der Finanzen und eine „teutsch-erbländische Creditsdeputation" die Sorge für Aufrechthaltung des Staatskredits. Ueberblickt man diese Thätigkeit, so wird man die Angabe Nicolay's über den Stand der österreichischen Finanzen in den Jahren 1753 und 1757 begreiflich finden. Nach ihm betrugen die Staatsrevenüen im Jahre 1753 unter der Finanzverwaltung des Grafen Haugwitz 40,027,806 Gulden, während sich die Ausgaben bloß auf 22,100,000 fl. beliefen; im Jahre 1757 stiegen die ersteren (unter der Chotek'schen Verwaltung) auf 57 Millionen Gulden. So waren denn die Staatseinkünfte, ungeachtet der Kriege, um mehrere Millionen bedeutender, als zur Zeit Kaiser Karls VI., der noch dazu Neapel und Schlesien besessen hatte, dessen letzteren Ertrag allein man auf 6 Millionen Gulden angab!

Einen beträchtlichen Theil der durch die verbesserte

Finanzverwaltung gesteigerten Einkünfte verwandte Maria Theresia auf das

Kriegswesen.

Sie begriff die ganze Bedeutung von Prinz Eugen's inhaltschwerem Rath, die Nothwendigkeit: ein tüchtiges, waffengeübtes Heer zu besitzen, nicht etwa bloß als Mittel zur Erreichung jenes geheimen Lieblingswunsches, den sie nun einmal nicht aus der tiefsten Seele zu verbannen vermochte, der Wiedereroberung Schlesiens, sondern auch überhaupt zur Vertheidigung der Würde ihrer Monarchie, zur Behauptung der Stellung Oesterreichs in der Reihe der Großmächte Europa's, wie das seit langen Zeiten keiner ihrer Vorfahren mit solcher Energie unternommen hat als diese Frau. Sie hatte die Gebrechen des Heerwesens erkannt, zu deren Abstellung ihr treffliche Männer behülflich waren. Sie sah ein, daß nicht bloß in der Zahl der Soldaten die Stärke eines Heeres liege, sondern in der Bildung, im Geist, im Selbstgefühl der Krieger, daß das Heerwesen nichts Vereinzeltes, nichts durch bloße Willkür Erschaffenes, Störendes im ganzen Staatsorganismus sein dürfe, daß es vom Odem der Wissenschaft durchdrungen, vom Gefühl der Menschlichkeit gekräftigt sein müsse. Indem Maria Theresia alles dies im ganzen weiten Umfange berücksichtigte und keinen einzelnen Seitenzweig aus den Augen ließ, war die Heeresmutter („mater castrorum", so nannte sie die Inschrift

einer Münze) auch wahrhaft Landesmutter. Auch im Kriegswesen, wie allüberall, handelte es sich um mehr als bloße Verbesserungen, handelte es sich um eine durchgreifende Neugestaltung, um etwas Schöpferisches.

Bevor wir nun die Thätigkeit auf diesem Gebiete näher betrachten, werfen wir einen Blick auf jenes vielbesprochene und verschiedenartig beurtheilte Institut, welches nicht selten die raschen Fortschritte der österreichischen Waffen aufhielt, auf den altherkömmlichen Hofkriegsrath, welcher, wenn er auch nicht immer seine allernächste Bestimmung erfüllte, doch dagegen der Lösung einer andern geschichtlichen Aufgabe vorarbeitete, der monarchischen Einigung zahlreicher Besonderheiten, nach Einer und derselben Norm, ganz abgesehen davon, ob diese zur Zeit immer zweckmäßig war. Der damalige Geschäftswirkungskreis des Hofkriegsraths*) theilte sich in Publica und in Judicialia, und die

*) Vom Hofkriegsrath hingen ab: Das Generaldirektorium des Ingenieurkorps und Fortifikationswesens, (mit Mineurs und Sappeurkorps), das Feld- und Hausartilleriezeugamt (unter welchem alle Garnisons-Artillerie-Kommandanten in den Provinzen und alle bei Salveter- und Pulverwesen Angestellten), — die Generalkommandanten in den Provinzen, — das Kriegskommissariat (für Rekrutirungssachen, Marschrouten, Kassenvisitationen, Montursachen u. s. w.), — die Verpflegsinspektion (für sämmtliche Militärmagazine im Krieg wie im Frieden); das Militärinvalidenamt, das oberste Schiffamt (für Schiff- und Brückenbau), die Monturökonomie-Hauptkommission, das Kriegszahlamt, die Garden, das Fuhrwe-

Kommiſſariatsgeſchäfte ſtanden unter einem „Generals-Kriegskommiſſariatamt", welches 1761 unter dem Präſidium des Grafen Johann Karl von Choteck ſtand, ſpäter aber dem Departement in Publicis zugetheilt wurde. Beide Departements, das in publicis, wie das in judicialibus, ſtanden (ſeit 1756) unter Einem Oberpräſidenten, dem Reichsgrafen Leopold Joſeph Maria von Daun (geboren am 24. September 1705).

Dieſer Mann war es, welcher das Werk fortführte, das der treffliche alte Khevenhüller begonnen hatte, welcher die Zeit des Friedens zur Reorganiſation des öſterreichiſchen Heeres aufs Förderlichſte benutzte. Daun machte raſch ſeine Carriere. Seine Sporen hatte er in Eugens letzten Feldzügen am Rhein und in dem unglücklichen Türkenkrieg Karls VI. verdient. Im erſten ſchleſiſchen Krieg hatte er nach der Schlacht bei Molwitz den Reſt Schleſiens gedeckt, hatte er die Franzoſen aus

---

ſenkorps, die Kriegsakademie zu Wiener-Neuſtadt, die Ingenieurſchule in Wien, das Konſiſtorium.

In Bezug auf die Militäraerichte war der Hofkriegsrath ſowohl in Civilrechts- als in peinlichen Sachen das Reviſorium und eignete für alle Klagen wegen verſagten oder verzögerten Rechts, für alle Nullitätsklagen und alle Klagen des verdächtigen Richters. Für Civilſtreitigkeiten und Geſchäfte des adeligen Richteramts beſtanden die judicia delegata militaria mixta. Außerdem hatte jedes Regiment ſein eigenes Gericht unter dem Präſidium des Oberſten. (Vergl. de Luca I; der überhaupt bei dieſen Abſchnitten benützt worden.)

Böhmen vertreiben geholfen, und ſich unter Khevenhüller bei dem Angriffskrieg gegen Bayern hervorgethan. Unter Khevenhüller's Nachfolger Traun befehligte er 1744 beim Rheinübergang die Avantgarde, und führte den Nachtrab, als das öſterreichiſche Heer durch Friedrichs Angriff auf Böhmen genöthigt war, ſich ſchleunig aus dem Elſaß über den Rhein zurückzuziehen; bei Ludwigsburg ſchlug er einen Angriff der Franzoſen zurück. Seine perſönliche Tapferkeit in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr wurde durch die Ernennung zum Feldzeugmeiſter anerkannt, worauf er ſich bei dem niederländiſchen Feldzug in den Schlachten bei Roucoux und beſonders bei Laffeldt an der Spitze der Infanterie aufs Rühmlichſte auszeichnete.

Nach dem Abſchluß des Aachener Friedens war Daun als Hofkriegsrath und Präſident des judicii delegati militaris mixti unabläſſig mit der Verbeſſerung der Kriegsübungen beſchäftigt. Unter ſeiner Aufſicht entwarfen die Generalmajors von Winkelmann und Graf Radicati 1749 ein neues Reglement, wobei Daun das preußiſche zum Muſter genommen hatte; es wurde gedruckt und mit Kupfertafeln verſehen ausgegeben. Zur praktiſchen Uebung wurden Offiziere aus allen Regimentern nach Wien beſchieden und erhielten näheren Unterricht durch den General von Sincere und den Oberſt von Angern. Und wie Daun die Infanterie, ſo erhob Fürſt Wenzel Lichtenſtein die Artillerie zu einer bis dahin unbekannten Stufe der Ausbildung. Die

praktiſche Taktik im Großen wurde dabei nicht verabſäumt; ſehr häufig wurden größere Truppenabtheilungen zuſammengezogen und Maria Thereſia beſuchte dann die Lager, ſo im Juli und Auguſt 1750 die bei Pettau in Steyermark und bei Kollin; ſo muſterte ſie im folgenden Jahre die ungariſchen Regimenter, welche bei Peſth zuſammengezogen waren, ſo wohnte ſie im Auguſt 1753 mit dem Kaiſer den großen Artillerie-Manövern bei, welche Lichtenſtein bei Moldau-Thein kommandirte.

Ein anderes Verdienſt erwarb ſich Daun dadurch, daß er Marien Thereſien zur Errichtung von Bildungsanſtalten für Offiziere, von Cadeten- und Ingenieurſchulen veranlaßte.

Hiebei kam nun noch insbeſondere das Verhältniß zum Adel in Betracht, der durch Erziehung auf Ritterakademien und dergl. in ein näheres, innigeres Verhältniß zur Dynaſtie ſowohl als zum Staate gebracht werden ſollte, um ſeine auf Geburt begründeten Anſprüche auf Bevorzugung, die man nicht leicht unbeachtet laſſen konnte, doch wenigſtens durch perſönliche Tüchtigkeit zu rechtfertigen und ſomit dem Intereſſe des Staatsganzen zu dienen. So verwandelte Maria Thereſia ſchon 1744 das bisherige Gymnaſium zu Kremsmünſter in eine adelige Akademie, und ſchenkte 1746 die Favorita auf der Wieden in Wien, wo ihr Vater Karl VI. geſtorben, den Jeſuiten zu einem Kollegium für die adelige Jugend, welches nunmehr ihren Namen erhielt; ſchon im folgenden

Jahre wurde das Collegium Theresianum oder die Theresianische Ritterakademie eröffnet, 1748 mit der Garellischen Bibliothek (deren Vorsteher später — 1771 der wackere Michael Denis wurde), und 1750 mit ansehnlichen Summen zu immerwährender Erhaltung dotirt. 1747 gründete sie das adelige Convict zu Tyrnau; 1749 wurde die von der verwittweten Prinzessin Maria Theresia von Savoyen-Soissons gegründete savoyische Ritterakademie zu Wien, welcher die Kaiserin ihren besonderen Schutz zusagte, eröffnet.

Daun's Name aber muß insbesondere bei Errichtung der Ingenieurakademie zu Wien und der Kadettenschule zu Wienerisch-Neustadt (1752) mit Ehren gedacht werden; dreihundert Kadetten wurden in Letzterer, deren Oberdirektion Daun übertragen war, auf der Kaiserin Kosten im Lokale der landesfürstlichen Burg unentgeltlich erzogen. Maria Theresia erkannte Daun's Verdienste in diesem wichtigen Geschäftskreise, indem sie dessen Brustbild 1755 im Ingenieur-Saale der Akademie zu Neustadt aufstellen ließ. Ueberdieß erwies sie ihm während der Friedenszeit fast von Jahr zu Jahr höhere Ehren; 1751 ernannte sie ihn zum Kommandanten von Wien, 1753 zum Ritter des goldnen Vließes, 1754 zum Feldmarschall und 1756 endlich, in Voraussicht einer Zeit, da ihr seine bedächtige Umsicht von großem Werth sein würde, zum Präsidenten des Hofkriegsraths.

Aber auch in jeder andern Weise wurde für die geistige,

moraliſche und materielle Grundlage des Kriegsweſens geſorgt.

War gleich die Konſkription für die ſämmtlichen deutſchen Erbſtaaten damals noch nicht organiſirt, ſo wurde dagegen (1753) in geſammten Erblanden eine Landmiliz von 24.000 M. errichtet; ſchon 1746 hatte der kaiſerliche Generalfeldmarſchall Prinz von Hildburghauſen eine reguläre Kriegsverfaſſung in Kroatien, 1747 der General von Engelshofen eine gleiche in Slavonien zu Stande gebracht; 1750 wurden durch Bemühung des Generals Grafen von Maguire im Warasdiner Generalat zwei reguläre Regimenter auf deutſchen Fuß geſetzt, in deutſcher Sprache exercirt und kommandirt.

Für die Verſorgung von Kriegern, die im Dienſte für Dynaſtie und Vaterland Geſundheit oder Glieder eingebüßt, ſtiftete Maria Thereſia Invalidenhäuſer, 1750 das zu Wien (anfänglich in der Alſergaſſe, dann in das auf der Landſtraße gelegene Gebäude der 1783 aufgelöſten Kollonitš'ſchen Stiftung, das ſogenannte St. Johannes- oder Nepomuceni-Spital verſetzt,) dann in den Niederlanden die zu Antwerpen und Mecheln. 1754 erhielten die Invaliden (14,000 Mann!) nach Maßgabe der Verordnung vom 28. März 1750 einen ordentlichen Gnadengehalt. Hierher gehört auch die Errichtung des Erziehungshauſes für Offizierstöchter zu Ebersdorf in Oeſterreich (1753).

Für geſunde Wohnung der aktiven Truppen wurde durch Erbauung geräumiger und allen Anforderungen ent-

sprechender Kasernen gesorgt; so entstanden deren bloß in Wien allein von 1748 bis 1753 die am Salzgries, in der Leopoldstadt, in der Alsergasse und am Getreidemarkt.

Eine Menge weiser Verordnungen griffen wohlthätig in's innere Leben des ganzen Kriegerstandes ein. Man muß die achtungswerthen Bestrebungen Marien Theresiens anerkennen, den Wehrstand aus den Schranken einer Art von Pariakaste allmählig emporzuheben zum Bewußtsein ihrer angebornen Menschen- und ihrer erworbenen Bürgerrechte für die Soldaten, in ihrem Verhältniß zum Staat überhaupt und zu den übrigen Staatsangehörigen anderseits, beschränkend und schützend, einen Rechtszustand zu begründen, ohne daß ihr Stand dadurch zu einem bevorzugten Staat im Staate gemacht werden sollte. Was in dieser Hinsicht damals geschah, war immerhin ein Anfang des Fortschritts, mochte alles Errungene auch allerdings vom eigentlichen Ziele immerhin noch ziemlich weit ab liegen. Unter den Verordnungen, welche darauf hinwirkten, sind insbesondere hervorzuheben: das Reglement von 1749, betreffend die Montirung, Verpflegung, Einquartirung, Rekrutirung und Remontirung des Heeres, so wie das neue vom 1. Nov. 1757 für Montirung, Kasse und Gage, einsbesondere die vom Jahre 1755 auch, derzufolge alle Regimenter gehalten wurden, bei den Vorschlägen zu erledigten Offiziersstellen auf verdiente Unteroffiziere und Gemeine mehr als bisher zu sehen. Unverkennbar ist auch bei dieser Maßregel, welche

angeerbten Standesvorzug zu beschränken suchte, das streng monarchische Interesse im Hintergrunde; ebenso unverkennbar die Wichtigkeit ihrer Folgen in naher und ferner Zeit. In anderer Hinsicht, zur Weckung und Aufrechthaltung eines besseren Geistes in der Armee, zur Begründung eines Sinnes für ächt bürgerliche Solidität, war die Verordnung vom Jahre 1749 von Belang, welche zur Untersuchung und Tilgung des Schuldenwesens der Regimenter eine besondere Hofkommission, unter dem Feldmarschall Grafen Caspar Ferdinand von Cordua, (dem Vorgänger Daun's als Hofkriegsrathspräsidenten) einsetzte. Nicht minder folgenreich war die strenge, aber im Interesse des Staates wohlbegründete Verordnung vom Jahre 1752, nach welcher fremde Werber, wenn sie in Oesterreich betreten würden, mit dem Strange bestraft werden sollten. Das untrüglichste Mittel gegen das Verlocken der Unterthanen, der beste Schutz und Schild der Fürsten in den Zeiten der Noth, die Volksbewaffnung nach einem wahrhaft nationalen System, die allgemeine Waffenpflichtigkeit auf der Grundlage der Wehrberechtigung des Freien, kannte man damals, wo die Kriege der Fürsten nicht Sache des Volkes, wo der Begriff des Volkes bei diesem selbst wie bei den Fürsten fast erloschen war, in Oesterreich freilich noch ebenso wenig als in Preußen, wo der König wohl über den Verlust schöner Truppen tiefbekümmert sein, aber noch immer mit „Rackers" um sich werfen konnte, die „ewig leben wollten!" Wie ließe

ſich auch davon reden, wo die Staatsangehörigen größtentheils nicht Freie, ſondern theils Unterthanen nicht bloß des Staatsoberhauptes, ſondern auch unmittelbar Hörige des Grundeigenthümers waren, und alle ihre Kräfte und Fähigkeiten an der Scholle klebten, der ſie zugeſchrieben waren; während anderſeits auch die Bildung des Volkes, in Folge mehrhundertjähriger ſyſtematiſcher Verdummung und Unterdrückung, ſich auf der tiefſten Stufe befand, wo es ſein höchſtes Recht nicht zu erkennen, geſchweige zu erſtreben vermochte! Wir werden in der Folge ſehen, wie Maria Thereſia auch auf dieſem Felde unermüdlich zu wirken und die Feſſeln allmählig zu löſen verſuchte, welche wahrlich ſtets auch den Fürſten und deſſen Dynaſtie hemmen, indem ſie das Volk niederhalten.

Was die ſonſtige Ausbildung des öſterreichiſchen Kriegsweſens betrifft, ſo verdienen folgende Maßregeln Beachtung und zeugen von dem herrſchenden Geiſte, welcher nach allen Seiten hin nicht bloß das Dringende augenblicklicher Nothwendigkeit begriff, ſondern auch über den Augenblick hinaus rechnete. Berühmt war, und mit Recht, die öſterreichiſche Cavallerie, die ſchwere ſowohl, als die flinken Huſaren, bei denen Mann und Roß ein Leib. Mit gutem Fug bedachte man — für den Fall des Krieges — nicht bloß die Ergänzung der Menſchen, ſondern auch die Tüchtigkeit der Roſſe; demgemäß wurden Geſtüte angelegt, eine Maßregel, die auch abgeſehen von dem nächſten militäriſchen Zweck, für die Folge auch dem Ackerbau zu Gute

kommen mußte. Hieran knüpft ſich gleich der Gedanke an eine ſpätere Maßregel (v. 1777), welche gleichfalls urſprünglich einem militäriſchen Zwecke, der Erleichterung der Truppenbewegungen, diente, aber nichtminder auf andere Bereiche des Staatslebens, auf Landwirthſchaft, Handel und Verkehr einwirken mußte, nämlich die genaue Aufnehmung des Viehſtandes. Von großer Wichtigkeit war ferner die neue Einrichtung der Militärgränze ſeit dem Jahre 1750. Auf die verbeſſerte Organiſation der Tſchaikiſten und des Pontonnierskorps (für Oeſterreich, als den natürlichen Wächter der Civiliſation an Deutſchlands Strom, der Donau, von unberechenbarer Wichtigkeit!) wurde große Sorgfalt verwendet, — Mineurs- und Sapeurskorps wurden errichtet. Auch die Obſorge für die Feſtungen wurde ebenmäßig beachtet. So wurde 1754 Olmütz beſſer befeſtiget, im darauffolgenden Jahre auch Luxemburg, und alle feſten Plätze in den Herzogthümern Mailand und Mantua. In demſelben Jahre (1755) entſtanden drei Hauptmagazine, zur Verpflegung der Truppen in Kriegs- wie Friedenszeiten, in Oeſterreich, Böhmen und Mähren, zunächſt wohl allerdings in Vorausſicht eines möglichen und geheim erwünſchten Angriffskrieges gegen Preußen, zum Zwecke der Wiedereroberung Schleſiens.

Kürzere Zeit, als bei den Reformen Marien Thereſiens im Kriegsweſen, verweilen wir bei jenen, welche ſie während des Zeitraumes von 1748 bis 1756 in der

einführte. Noch war damals jenes neue peinliche Gesetzbuch, die „constitutio criminalis Theresiana“ weder erlassen, noch eingeführt, welches uns jetzt nur als Abdruck einer früheren Barbarei erscheinen kann, gründend auf dem unseligen Vorurtheil, daß jeder Angeklagte von vorneherein als Schuldiger anzunehmen, daß jedes Läugnen der zugemutheten Schuld bei demselben als böswilliger Trotz gegen die Richter anzunehmen sei, welchen, gleichwie ihnen die Vorannahme eines untrüglichen Besserwissens zu gute käme, so auch unbeschränkte Befugniß zuständе, das Bekenntniß durch die Folter, die grausamste Strafe von vorneherein, zu erpressen, und auf dieses durch Strafqual erpreßte Geständniß hin auch noch die empörendsten Qualstrafen zu diktiren; — eine Verhöhnung alles göttlichen und menschlichen Rechts, wie sich kaum eine ärgere denken läßt, eine von den vielen fluchwürdigen Folgen jenes bei uns Deutschen insbesondere widernationalen geheimen und schriftlichen Inquisitionsprozeßes! Wenn Maria Theresia bei ihrem gesunden Verstande und bei ihrem edlen Herzen den alten Schlendrian, der die furchtbarsten Folgen in Beziehung auf Entsittlichung haben, der zum Verzweifeln an der göttlichen Vorsehung und am Menschenwerth führen mußte, nicht mit einem Male abschaffte, so liegt der Grund wohl darin, daß sie über dieses Gebiet ihrer Herrscherpflichten zu wenig unterrichtet und demnach zu leicht geneigt war, bei dem Mangel an

vorurtheilsfreien Rathgebern, welche sie auf himmelschreiende Ungerechtigkeiten aufmerksam machen konnten, Denjenigen ihr Ohr zu leihen, welche nun einmal in den Letzteren ihre Praxis durchgemacht hatten, in denselben ergraut und zu stumpf waren, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform, die Forderungen der Humanität einzusehen, in welcher die höchste und ewige Gerechtigkeit enthalten ist. Daß Maria Theresia jedenfalls für das Bessere, für das rein-Menschliche und also für den ewigen Odem des Göttlichen empfänglich war, hat die Folgezeit hinreichend bewiesen, als sie, einmal aufmerksam gemacht und angeregt, durch keine Stimme zu Gunsten des alten Schlendrians bewogen werden konnte, demselben ihre Herrscherpflichten und das Wohl ihrer Völker zu opfern. Die neuen milderen Ansichten, welche sich zunächst in Bezug auf Hexenglauben und Hexenprozeße geltend machten, (man möchte sie den Morgentraum vor dem Erwachen nennen), sollen später, wiewohl noch in diesem Buche, betrachtet werden, bei Erwähnung der Anfänge religiös-kirchlicher Reformen.

Aus dem oben berührten geflissentlich weitergegriffenen Zeitraum können hier nur wenige ins Einzelne gehende Maßregeln angeführt werden. So das Verbot des Zweikampfs vom 12. Juni 1752. Es setzte nicht bloß die Todesstrafe darauf, sondern verschärfte sie auch noch dadurch, daß sowohl die Leiche des im Zweikampf Gefallenen, als die des hingerichteten Gegners nicht in geweihter Erde, sondern auf der Richtstätte begraben werden sollte.

Eine barbariſche Maßregel, um eine barbariſche Art von Ehrenrettung abzuſchaffen! Mag immerhin der Zweikampf tief in den Urerinnerungen aller Völker wurzeln, ſeine Hauptſtärke hat der falſche Begriff von Ehrenrettung nur durch die Feudalariſtokratie erhalten. Ihr allein verdanken wir ja ſogar noch heute deſſen Beſtehen, ſei es, daß der Bürgerliche keine andere Genugthuung von dem Adeligen erhalten zu können glaubt, wenn ihm nämlich der Letztere, als Beleidiger, die Ehre überhaupt, anthut ihn zu tödten oder ſich von ihm tödten zu laſſen, ſei's, daß der Bürgerliche — ſchlimm genug! — nicht wahrhaft menſchlich gebildet, nicht edelſtolz genug iſt, die Nachäfferei ſogenannter nobler Paſſionen, in denen ſich namentlich der deutſche Bürger leider ſeit geraumer Zeit ſo gefällt, zu verſchmähen, ſei's, daß beide noch nicht Achtung genug haben vor der höchſten Macht auf Erden, die auch kein Fürſt ungeſtraft verletzen ſollte, vor dem, was hienieden in der bürgerlichen Geſellſchaft allein Gottes Heiligkeit vertritt, vor der Heiligkeit des Geſetzes!

Eine andere Verfügung Marien Thereſiens (vom Jahre 1755) welche das Civilrecht betrifft, verdient gleichfalls Erwähnung. Alle von Perſonen unter 24 Jahren ohne Einwilligung der Eltern und Vormünder geſchloſſenen Eheverbindungen wurden für ungültig erklärt! Eine Verfügung, die nicht bloß aus den Konſequenzen des römiſchen Rechts, ſondern auch aus der Konſequenz des Prinzips der Volksbevormundung entſprang.

Sehr wichtig und von den beſten Folgen begleitet in Bezug auf Feſtſtellung der Rechtszuſtände war die bereits angedeutete Einführung des neuen Urbarium's, welches bald nach dem Aachener Frieden entſtand und als ein Schritt zu dem Ziele: Gleichheit der Rechte betrachtet werden muß.

Ein Aufſtand, welchen das Landvolk im Warasdiner Generalat und in Kroatien 1755 erhob, darf hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, weil Maria Thereſia, nach Erſtickung deſſelben durch bewaffnete Macht, auch die Urſachen des Uebels zu erforſchen und abzuſtellen ſuchte. Und ſo bemühte ſie ſich denn auch wirklich, den ſchlimmen Zuſtand, welcher den Ausbruch der Verzweiflung hervorgerufen hatte, außer durch eine gerechtere Vertheilung der Contribution, auch durch Einführung eines geregelten feſtſtehenden Urbariums zu verbeſſern, während ſie anderſeits Geiſt und Gemüth der armen Bevölkerung durch Gründung von Nationalſchulen aus der furchtbaren Rohheit zu erheben und allmählig zu veredeln ſich angelegen ſein ließ.

In dem Verhältniß Marien Thereſiens zu den Landſtänden (beſonders zu den ſteyeriſchen) läßt ſich unſchwer der charakteriſtiſche Zug erkennen, wie das monarchiſche Princip ſich über die längſt beinahe ganz bedeutungslos gewordene Inſtitution hinwegſetzte, wie aber Maria Thereſia dieſem Prinzip rein in wohlwollendſten Abſichten für das Beſte von Volk und Land folgte. Centraliſiren und Aus-

gleichen; dies zeigt ſich als Grundtypus. Die Dynaſtie wollte ſich ſelbſt, aber nicht minder auch die unteren Stände des Volkes von den Privilegien und Machtvollkommenheiten der oberen löſen; nur auf dieſem Wege waren friſche Triebe aus den Wurzeln, war eine neue durchgreifende Lebensthätigkeit und materieller Wohlſtand zu hoffen, und iſt einmal letzterer in einem tüchtigen Bürgerthum, iſt in dieſem ein Bewußtſein der Unabhängigkeit durch Beſitz und Erwerb begründet, dann kann auch der geiſtige Fortſchritt, das politiſche Bewußtſein nicht lange ausbleiben. Darum iſt die Epoche der öſterreichiſchen Geſchichte unter Marien Thereſiens Regierung ſo intereſſant, weil ſich hier zuerſt die kleinen, faſt unmerklichen Saatkörner, Triebe und Knospen aller folgenden Entwickelungen zeigen. Die Joſephiniſche Zeit mit allen ihren raſchen Blüten voll ſeltener Farbenpracht und oft betäubenden Duftes, — wer vermöchte ſie vollkommen zu begreifen, ohne die Keime jener Thereſianiſchen Epoche richtig gewürdiget zu haben? Hier iſt noch das Toſen jener Stürme, die dem Frühling Bahn brechen, das geheimnißvolle Kreiſen und Aufſteigen des Lebensſaftes in allen Adern des winterlich eingeengten und ſcheintodt daliegenden großen Organismus, der ſich verjüngen will, das Ringen neuer Ideen und werdender Formen, wie die Ideen ſich aus ſich ſelber ſolche erſchaffen, und der Widerſtand der alten, abgeſtorbenen Formen, welche ihre Zeit hindurch ihre Anrechte auf Geltung behauptet haben. Und wie dieſe ganze Zeit, ſo — in Bezug auf

dieſelbe — auch wieder Maria Thereſia ſelbſt, theilweiſe noch gebunden und befangen von alten Formen, weil ſie dieſelben ſeit früheſter Kindheit als etwas Weſentliches hochhalten und verehren gelernt, — und doch wieder tief in ihr das Ringen und Streben eines neuen Geiſtes, einer neuen Weltanſchauung, an's Licht heraus, zur Anerkennung, zur Selbſtgeltendmachung und Behauptung. Nenne man das nicht Gegenſätzlichkeit, nicht Widerſpruch! Meſſe man nicht den ganzen Charakter, der ſo genau der ganzen Zeit entſpricht, bloß nach einzelnen Erſcheinungen!

Was ich hier angedeutet, wird man klarer erkennen aus einem Blicke auf die

religiös-kirchlichen Zuſtände

in den öſterreichiſchen Staaten in jener Epoche, welcher die Anfängeder folgenden Entwickelung angehören und nicht ſowohl ergänzt als vielmehr beleuchtet werden durch die ſeit langer Zeit erſten Regungen geiſtigen Lebens in jenen Staaten.

Es kommt hiebei Mehrerlei zu beachten. Zuerſt wieder das dem ſtrengmonarchiſchen Prinzip entſprechende Streben nach einer allmäligen Emancipation der Dynaſtie, und alſo folgerichtig auch des Staates, von der Kirche. Die Monarchin entäußert ſich gleichſam ihrer Perſönlichkeit zu Gunſten der Monarchie, d. h. zunächſt im Intereſſe der Dynaſtie. Dann aber ergibt ſich ſogleich, daß dieſe nicht ohne die Idee des Staates

gedacht werden kann, worin am Ende auch der Begriff der Monarchie vollkommen aufgeht. Man erkennt, daß man nicht bloß alles für den Staat thun wollen dürfe, sondern daß man auch im Interesse der Monarchie nichts ohne den Staat thun kann. Nur eine weitere Schlußfolgerung steht noch aus, die vom Staat zu der Nation, oder hier im betreffenden Fall, zu den verschiedenen durch die Monarchie verbundenen Nationen. Denn immer ist's doch der Lebenssaft der Nation, aus dem der Baum des Staats seine Blätter, Zweige, Aeste, seine Blüten und Früchte erzeugt, und durch welchen die Monarchie eben zur lebendigen Krone desselben wird.

Nun aber möchte sich zum zweiten, als Gegensatz zu jenem monarchischen Streben nach Emancipation der Dynastie und des Staates von der Kirche, das historische Recht der Letzteren darstellen. Wenn nun hier von einem historischen Rechte die Rede sein soll, so kommt es vor allem auf die Feststellung des Zeitraums an, welchen man für Ersitzung annimmt, und man mißt hier nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten. Glaubt man also das historische Recht der Kirche, als eines allgemeinen unsichtbaren Staates, in dem jeder sichtbare besondere enthalten sei, behaupten zu können, und sprechen Jahrhunderte dafür, so erheben sich hinter diesen Jahrhunderten wieder andere, in welchen zwar nicht die allgemeine Kirche als solche im besonderen Staat enthalten war, weil man den Begriff derselben überhaupt noch nicht ausgebildet, verbreitet

und Völkern wie Fürsten eingeprägt hatte, in welchen aber wohl der Staat als Staat unbedingt selbstständig und über jeden anderen Anspruch von Bevormundung erhaben war; ja, es ließ sich, um nur an das deutsche Reich zu erinnern, die Zeit anführen, als noch nicht das (vor Gregor VII. in seiner Wahleigenschaft gar nicht vorhandene) Kardinals-kollegium, sondern die römisch-deutschen Kaiser die Papstwahlen, ohne Widerspruch der ganzen Christenheit, bestimmten. Diese Rückblicke würden indessen zu weit vom Ziele abführen; es genügt, daß, wenn von einem historischen Rechte überhaupt im vorliegenden Falle die Rede war, ein solches zu Gunsten der Monarchie sprechen mußte, ob man auch manche andere besondere historische Rechte zu Gunsten der Kirche im Allgemeinen und des Hochklerus in einem einzelnen Staate, in einer einzelnen Provinz insbesondere, fort und fort gelten lassen wollte.

Beide obige Anschauungspunkte zusammengefaßt, kommt nun noch die Persönlichkeit Marien Thereſiens in Betracht. Sie war ehrlich fromm, sie war streng im römisch-katholischen Glauben erzogen, und — sie war Frau! Sie war fromm im schönsten, im edelsten Sinne des Wortes, denn sie war tugendhaft so völlig in jeder Beziehung, daß ihr selbst ihre Feinde dies nicht abstreiten konnten; aber sie sah auch in Folge ihrer Erziehung eine Menge althergekommlicher Ansichten über Außerwesentliches, welche dem ursprünglichen Wesen des Katholicismus fremd sind, fast in der Höhe des Dogmas vor sich ragen, und sie hielt

ihr Ohr einerseits Stimmen offen, welche jene unnatürliche Vermengung des Weltlichen und Geistlichen zur Untrüglichkeit des Glaubensſatzes, zur Gewissensangelegenheit machten, während sie anderseits so gesunde natürliche Anlagen und einen so eminenten Herrscherberuf hatte, daß sie auch solchen Stimmen ihr Ohr weder verschließen konnte noch verschließen wollte, welche sie auf die Gränzlinie der Unterscheidung zwischen Recht und Pflicht, zwischen Privatgewissen und Herrscherberuf unumwunden aufmerksam machten.

Daher nun anfänglich ein Schwanken, welches nicht ohne Irrthümer sein konnte; daher Irrthümer der Herrscherin, welche aus Skrupeln ihres Privatgewissens entstanden, und Ungerechtigkeiten, welche die Fürstin, die nichts mehr haßte als Ungerechtigkeit, in vermeintlicher Pflichterfüllung beging; doch wieder gleichzeitig auf der anderen Seite auf demselben Felde so viele Beweise eines richtigen Erkennens, einer großartigen Anschauung, eines rein menschlichen Gefühls und Bewußtseins; doch wieder so viele Siege des gesunden Menschenverstandes über Vorurtheile, welche sich den Nimbus so recht eigentlich bloß *erſeſſen* hatten. Wir finden eben, wie gesagt, in dieser Epoche bloß *Anfänge*; es war das Frühlingsäquinoktium in der Seele dieser Fürstin, mit allen seinen Stürmen, die Entwickelung mit allen Reaktionen der Ueberreste einer abgestorbenen Epoche, und wir dürfen uns durch dieselben in der Beurtheilung des Gesammtcharakters nicht irre machen

laſſen. Vorurtheilsfrei wollen wir Gutes und Schlimmes nebeneinander betrachten, beides als naturgemäß, das Letztere als altes Laub, das Erſtere als friſche Keime.

Zunächſt das Schlimme! Ich meine die Unduldſamkeit gegen ſolche Staatsangehörige, welche ſich zu einer andern als zur römiſch-katholiſchen Religion bekannten. Dieſe Unduldſamkeit war eine Erbſchaft aus den Tagen Karls VI. und des erſten Wiener Erzbiſchofs, des Kardinals Kollonitſch. Wir erinnern uns des Benehmens gegen die Deputation der ungariſchen Proteſtanten*); hinzuzufügen iſt hier noch, daß der Zuſtand derſelben ein ſehr troſtloſer, daß die innere Verfaſſung der evangeliſchen Kirche in Ungarn durch Maßregeln der Gewalt in die äußerſte Zerrüttung gekommen war. Ausſchließung der Proteſtanten von den Aemtern, von den Magiſtraten, vom Bürgerrecht, Verbot der Reiſen ins Ausland und des Beſuchs auswärtiger Univerſitäten, Verbot des Drucks und der Einführung proteſtantiſcher Bücher in's Land überhaupt und in proteſtantiſchen Schulen insbeſondere, ja ſelbſt von Bekenntnißſchriften wie der Heidelberger Katechismus, Verbrennen von Bibeln, Gebot: die katholiſchen Feiertage mitzufeiern, Auferlegung des den Glaubensanſichten der Proteſtanten widerſprechenden Eides bei der Mutter Gottes und allen Heiligen, Zwang, zu kranken Proteſtanten katholiſche Prieſter rufen zu laſſen,

---

*) S. 134.

Verweigerung der Erlaubniß zur Trauung zwischen Protestanten und Katholiken, harte Bestrafung des Rückfalls katholisch gewordener Protestanten zur evangelischen Lehre, dies sind einzelne Züge des unerfreulichen Bildes. Zur Proselytenmacherei im Großen, besonders solcher Protestanten, welche sich unter dem Schutze aufgeklärter Magnaten befanden, wurde der Plan einer neuen geistlichen Ritterschaft unter dem Patronat der Heiligen Joseph und Karl Borromäus entworfen. Mit größerer Schonung als die Evangelischen wurden die in Ungarn wohnenden griechischen Glaubensgenossen seit längerer Zeit bearbeitet, weil man von ihnen leichter eine Unterwerfung unter den römischen Stuhl, und eine Vereinbarung mit der römischen Kirche voraussetzen durfte; und wirklich kam eine solche zu Stande, als in demselben Jahre, in welchem der oben erwähnte Entwurf der neuen geistlichen Ritterschaft bekannt wurde, 1744, ein fremder Mönch (Kallugier, wahrscheinlich aus Rußland) inmitten der Griechen erschien und mit Feuereifer gegen die Verschmelzung mit der lateinischen Kirche wirkte. Der Kallugier erregte die größte Theilnahme und wurde fast wie ein Heiliger geehrt. Zwar mußte er bald dem Einschreiten der Macht weichen; er wurde gefangen genommen und später wahrscheinlich in aller Stille nach Rußland zurücktransportirt; aber der Impuls, den er den Griechen nun einmal gegeben, wirkte fort; vergeblich suchte der unirt-griechische Bischof von Munkatsch (1745) strenge Musterung zu halten, vergeblich drohte man den Stand-

haften mit dem Zorne der Königin. „Den Rock vom Leib,“ erklärte kühn Einer aus ihrer Mitte im Namen Aller, „Hände und Füße, Leib und Leben wollen wir der Königin hingeben; aber wir haben nur eine Seele, und über die kann kein Mensch gebieten!“ Viele entwichen über die Gränze, und die Aufregung dauerte, ungeachtet einer beschwichtigenden Verordnung Marien Thereſiens vom Jahre 1746, fort, bis endlich ſpäter (1761) auch die nichtunirten griechiſchen Glaubensgenoſſen in Siebenbürgen ihren eigenen Biſchof erhielten.

Die Lage der Evangeliſchen in Ungarn verſchlimmerte ſich nach dem Aachner Frieden immer mehr. Die Welt erfuhr den traurigen Zuſtand derſelben ſchon 1747 durch eine Schrift *) des Mathias Bahil, Predigers der böhmiſchen Gemeinde in der königlichen Freiſtadt Eperies, welcher einige Streitſchriften gegen die römiſche Kirche aus dem Deutſchen in's Böhmiſche überſetzt hatte, deßwegen als Aufwiegler und Meuterer betrachtet und eingekerkert wurde, aber glücklich aus ſeinem Gefängniß entronnen und nach Schleſien (Breslau) gekommen war, wo Friedrich II. das lange unausführbar geſchienene Ideal vollkommener Glaubensfreiheit, wechſelſeitiger Achtung, wechſelſeitigen Friedens zwiſchen den Konfeſſionen verwirklicht, und eben ſo durch die That bewieſen hatte, daß der Friede zwiſchen

*) Traurige Abbildung der proteſtantiſchen Gemeinden in Ungarn. (Brieg, 1747.)

Kirche und Staat nicht durch Opfer erkauft zu werden braucht, welche die Würde des Letztern beeinträchtigen. Man darf übrigens dabei nicht vergessen, daß Friedrich II. bei aller königlichen Weisheit, Milde und Gerechtigkeit, womit er verfuhr, durch das treffliche Benehmen der zwei würdigen Prälaten, des Grafen Philipp Ludwig von Sinzendorf, (1747) und des Fürsten Philipp Gotthard von Schaffgotsch, welche nacheinander dem Erzbisthum Breslau vorstanden, und welche er zu Generalvikarien für alle Angelegenheiten der Katholiken im ganzen Königreich ernannte, nicht wenig zu verdanken hatte. Uebrigens blickte Friedrich II. auch mit Theilnahme auf das Loos der armen Protestanten in Ungarn, und sah, wie diese vergeblich alles aufboten, um am Wiener Hofe Gerechtigkeit oder Linderung ihres Unglücks zu erlangen. Man hatte ihnen 1748 die Kirche zu Semering und noch 8 andre mit Gewalt genommen, ebenso 1749 die zu Raab. Am 20. May desselben Jahres berichteten sie, daß alle evangelischen Handwerker von der Kaiserin Königin sogenannte „Artikel-Briefe", deren einer 300 Gulden kostete, lösen müßten, daß jede Zunft eine Prozeßionsfahne für 400 Gulden anzuschaffen verbunden war, daß alle Meister und Gesellen den katholischen Prozeßionen beizuwohnen und die wegbleibenden jedesmal einen Reichsthaler an die betreffenden katholischen Kirchen zu zahlen, daß sie jährlich viermal die Messe zu besuchen, und daß alle, welche dieß unterließen, jederzeit einen Gulden Strafgeld zu erlegen

hatten; endlich wieſen ſie in einem genauen Verzeichniß nach, daß man ihnen unter der Regierung Marien Thereſiens bereits nicht weniger als 105 Kirchen genommen habe, ohne Angabe eines Grundes, ohne irgend ein Verſchulden von Seite der Proteſtanten Als ſie im Juli 1749 eine Deputation nach Wien ſchickten, um bei der Kaiſerin Vorſtellungen zu machen und Abhülfe zu erbitten, erhielten die Deputirten nach langem Solicitiren zwar eine Audienz, aber keine öffentliche, und zürnend rief ihnen Maria Thereſia zu: „Seyd ihr bei den fremden Abgeſandten nicht geweſen, oder habt euren Rekurs nicht zu ihnen genommen? Es iſt ja der Burmannia (der holländiſche Miniſter) bei mir geweſen; es hat ſich wegen euch der hannöverſche, ja auch ſogar der preußiſche inſinuirt" Vergeblich betheuerten die Deputirten, daß ſie weder die Geſandten, noch deren Monarchen um Fürſprache gebeten hätten; die vorgefaßte Meinung, daß der Marien Thereſien ſo tief verhaßte König von Preußen heimlich die Hand im Spiele habe, eine Vermuthung, welche vielleicht durch die Feinde der ungariſchen Proteſtanten in ihr geweckt oder beſtärkt wurde, war hinreichend, um ihre Leidenſchaftlichkeit ſo zu entflammen, daß ſie ihre nichtkatholiſchen Unterthanen als ungehorſame, verrätheriſche, ſtrafwürdige betrachtete. — Durch fanatiſchen Eifer in Verfolgung der Proteſtanten that ſich insbeſondere der Biſchof von Vesprim, Martin Biro de Padan hervor, welcher nicht bloß in ſeinem Sprengel alles Mögliche dafür aufbot, ſondern auch durch ſein 1750

erſchienenes „Enchiridion de fide haeresiarchis ac eorum asseclis in genere de apostatis etc.“ förmlich zur Ausrottung der „Ketzer“ aufforderte. Dieſe Schrift war ſo toll, daß man es von Seiten des Wiener Hofes für nöthig hielt, ſie zu confisciren, weil man beſorgte, daß ſie eine förmliche Schilderhebung aus Nothwehr verurſachen könnte. Friedrich II. hatte nämlich, nach verſchiedenen Vorſtellungen, die er durch ſeine Geſandten vergeblich zu Gunſten der ungariſchen Proteſtanten beim Wiener Hof gemacht *), am 16. Febr. 1751 den Fürſt-Biſchof zu Breslau erſucht, dieſer möchte den römiſch-katholiſchen Klerus in Ungarn, an welchem allein, und nicht an der Kaiſerin Königin die Schuld liege, zu bedenken geben, welchen Unwillen jener Klerus durch Behauptung und Ausübung der Grundſätze des „Enchiridions“ gegen ihre eigene Kirche bei der ganzen unparteiiſchen Welt erwecken und welcher Gefahr ſich dieſelbe ausſetzen würde, „daferne etwa, bei Veränderung der in des Allerhöchſten Hand ſtehenden Zeitläuften, ein oder andere der Römiſchen Kirche zugethane Länder in Hände fremder Religionsverwandten, in deren Augen ſo-

*) Er verfehlte auch nicht folgenden Punkt zu betonen: „Obgleich die in den Staaten des Königs eingeführte Toleranz die Römiſch-Katholiſchen des Genuſſes der Freiheit und der ihnen bewilligten Privilegien verſichere, ſo würden doch dieſe Arten der Vortheile mehr oder weniger Ausnahme leiden, nach dem Maße, als die Proteſtanten in Ungarn und Siebenbürgen in Anſehung ihrer Beſchwerden erleichtert würden.“

thaner Kirche, nach der unſtreitigen Reciprocität dieſes Worts, für ketzeriſch angeſehen wird, gerathen, und dieſe ſich beikommen laſſen möchten, dieſelben nach eben den Grundſätzen zu richten, welche man in Ungarn gegen die, ſo man Ketzer nennt, vor recht und billig ausgibt und behauptet." Der Fürſt-Biſchof Schaffgotſch lehnte nun zwar dies Anſinnen des Königs ab, weil er mit gutem Fug beſorgte, daß ſein Schreiben an die katholiſche Geiſtlichkeit in Ungarn und den Biſchof von Vesprim erfolglos bleiben würde, er ließ jedoch den Inhalt des königlichen Reſkripts an den römiſchen Hof gelangen und fragte dort an, ob nicht der Papſt den Biſchöfen in Ungarn die Abſicht des Königs zu erkennen geben und ſie von allem gewaltſamen Verfahren gegen die Proteſtanten väterlich abmahnen wollte. Und wirklich intereſſirte ſich der Papſt für die fragliche Angelegenheit im Intereſſe der Katholiſchen in Preußen, weil er befürchtete, der König würde widrigenfalls denſelben ſeinen bisherigen Schutz verringern oder ganz entziehen. So erhielt denn der päpſtliche Nuntius in Wien Verhaltungsbefehle, um ſich nach denſelben mit den kaiſerlich königlichen Miniſtern über die Art und Weiſe zu benehmen, wie die Gerechtſame, welche Katholiken und Proteſtanten in Bezug der freien Religionsübung genießen ſollten, auf einen feſten und beſtändigen Fuß geſetzt werden könnten. Und nun erfolgte die bereits erwähnte Konfiskation des ärgerlichen Enchiridions. Die Lage der ungariſchen Proteſtanten blieb übrigens ziemlich

unverändert. — Nicht viel beſſer erging es den Proteſtanten in Kärnthen, Steyermark und Oberöſterreich. In Kärnthen verordnete ein Patent (dat. Klagenfurth, den 18. Oktober 1752, und von Felix Graf von Chotek unterzeichnet) geiſtliche Miſſionen „zu Ausrottung des Irrglaubens," und nebenbei manche wahrhaft ſpaniſche Maßregeln, wie z. B. ledige Burſche, wenn ſie ſich über die Polizeiſtunde beim Tanze aufhielten, „unter die Soldaten geſtoßen, oder, gleich denen leidigen Weibs-perſonen in das Zuchthaus gegeben," beim Abſterben eines Bauers der Wittwe (wenn ſie nicht im beſten Ruf der Rechtgläubigkeit ſtand) die unmündigen Kinder genommen und an unverdächtige Orte gebracht werden ſollten u. dergl. Mittlerweile hatten ſich im September 1752 die Proteſtanten in den drei genannten öſterreichiſchen Erblanden durch Deputirte aus ihrer Mitte mit den dringendſten Vorſtellungen an den Reichstag in Regensburg gewandt und dem Corpus evangelicorum im Oktober ein Memorial übergeben, worin ſie fußfälligſt und mit Thränen baten: „Sich um der Liebe Jeſu willen unſer zu erbarmen und dahin gnädigſt und hochgeneigt anzunehmen, daß mittelſt nochmals erlaſſender vollgültiger Interceſſionalien an Ihre Kayſer-Königliche Maj. denen grauſamen Bedruck- und Verfolgungen allergerechteſter Einhalt geſchehen, der evangeliſche Privatgottesdienſt in obbeſagten Landen erlaubt, oder, im Fall die allerhöchſte Landeshuld uns nicht weiter bey ſolcher unſerer Bekenntniß offen ſtünde, und das zwar flebile, jedoch um

des Gewiſſens halber hierinnen tröſtliche **Beneficium emigrandi, cum consuetis conditionibus** vergönnt werden möchte.“ Hierauf erließen denn die evangeliſchen Reichsſtände unterm 28. Februar ein Interceſſionsſchreiben, worin ſie bewieſen, daß die Proteſtanten der Religion halber mit empfindlichſtem Gefängniß, Leibesſtrafe, Schlägen, Entſetzung von allen Gütern, Beraubung von Kindern und Gatten gequält würden, und daß dieſes Verfahren wider die den im Reich anerkannten Konfeſſionen verſtattete Toleranz, ſowie gegen das Auswanderungsrecht verſtoße, daß mithin den Proteſtanten entweder der Privatgottesdienſt oder die Auswanderung erlaubt werden ſollte. — Sie erlangten jedoch keines von beiden. Maria Thereſia war in dieſer ganzen Angelegenheit von vorneherein befangen und wurde ausſchließlich von ebendenſelben Männern berathen, welche die Haupttriebfedern der Proteſtantenverfolgung waren und in deren Intereſſe es daher lag, ihr die Unglücklichen als Böswillige darzuſtellen, ſie zu überzeugen, daß deren Zuſtand keineswegs jammervoll bis zur Verzweiflung ſei, und daß die Rückführung der Proteſtanten zur römiſch-katholiſchen Kirche für die Fürſtin nicht bloß Gewiſſenspflicht, ſondern auch Sache der Politik ſei, um alle Religionszwiſtigkeiten, durch Erſtickung der verderblichen Quelle, für die Zukunft von vorneherein zu verhüten. Dieſe Anſichten ließen ſich aufs Unzweideutigſte in dem Reſkript erkennen, welches Maria Thereſia an den erzherzoglich öſterreichiſchen Direktorialgeſandten in Regensburg,

Freiherrn von Buchenberg, am 17. Septbr. 1753 erließ. Nochmals wandten ſich die Proteſtanten unterm 19. Oktbr. 1754 mit einer ergreifenden Vorſtellung an das Corpus evangelicorum, nochmals verwendete ſich dieſes für jene bei Marien Thereſien und rechtfertigte ſie gegen den Vorwurf des Frevels als Unterthanen. Der Erlaß Marien Thereſiens an Buchenberg (v. 23. April 1755) zur Erklärung an das Corpus evangelicorum brach die ganze Sache in den ungnädigſten Ausdrücken ab. Sie erklärte: jeder habe es ſeinem Verbrechen zuzuſchreiben, wenn er „patentmäßig" beſtraft würde; ſie wiſſe, was in ihrem Lande vorginge, und nähme alles auf ſich; ſie wollte rund heraus weder Freiheit der Religionsübung noch der Auswanderung geſtatten, ja ſie erklärte, daß ſie auf die Vorſtellung des Corpus evangelicorum gar keine Rückſicht nehmen wolle, ſie bedrohte den Magiſtrat und jeden Einwohner von Regensburg mit ſcharfer Strafe, wenn dieſe entwichene öſterreichiſche Unterthanen aufnehmen würden; und als das Corpus evangelicorum dem Freiherrn von Buchenberg ein Promemoria übergeben und das bisherige Benehmen des Regensburger Magiſtrates reichsgeſetzmäßig vertheidigen wollte, nahm Buchenberg daſſelbe gar nicht an. So ſehr konnte es dem unlauteren Fanatismus gelingen, den Geiſt einer vortrefflichen Frau zu verblenden und ihr wohlwollendes Gemüth zu beherrſchen, — wenn gleich nicht für lange Zeit. Ich durfte dieſe Schattenſeite in der Geſchichte Marien Thereſiens um ſo weniger

verhüllen, als ich, in der Absicht, ein treues Bild ihres Charakters und der interessanten Entwickelung desselben zu geben, die Lichtseiten gezeigt habe und auch sogleich darauf hinweisen werde, wie sie selbst auch auf diesem Gebiete rasch zu hellerer Erkenntniß sich emporrang; daß sie (1755) vielen aus Frankreich nach Belgien geflüchteten Geistlichen, welche die Glaubensstreitigkeiten aus ersterem Lande vertrieben hatten, in Letzterem ein Asyl gönnte, unter der Bedingung: sich jeder Controverse über die Bulle „Unigenitus" zu enthalten, kommt wohl zunächst auf Rechnung ihrer Politik.

Uebrigens gab sich bereits inmitten des katholischen Klerus selbst die Erkenntniß der Nothwendigkeit von Reformen und von einer minder schroffen, minder feindseligen Stellung gegen die Protestanten kund. Höchst interessant ist in dieser Hinsicht der Hirtenbrief des neuen Erzbischofs von Wien, des Fürsten Johann Joseph von Trauthson an die Prediger seiner Diöcese (v. J. 1750); scharf waren darin die in der katholischen Kirche überhand genommenen Mißbräuche durchschaut und gerügt, welche von ungebildeten Priestern zum Nachtheil der Kirche selbst gepfleget wurden; mit ernstem Nachdrucke widersetzte sich der würdige Prälat der Profanirung der Kanzel durch jenen burlesken Ton, welchen weiland der witzige Abraham a Santa Clara angestimmt hatte, und ebenso gebot er, daß Niemand zum geistlichen Amte gelangen sollte, der die heilige Schrift nicht in der Ursprache verstünde. Alle aufrichtigen Freunde der katholischen Kirche mußten

dem Streben Trauthſon's nach höherer Bildung des Klerus ihren Beifall zollen; ebenſo konnte es aber auch nicht ausbleiben, daß es auf Seite der Ermahnten und Zurechtgewieſenen einen erbitterten Widerſtand fand. In Bezug auf das Verhältniß zu den Proteſtanten ehren Trauthſon's Andenken folgende zwei Verordnungen. Die eine, daß die zum römiſchen Katholicismus übergegangenen Proteſtanten die Erlaubniß erhielten, die Bibel zu leſen, und die zweite, daß ſie nicht gezwungen wurden, die Anrufung der Heiligen als Glaubensſatz anzunehmen und als ſolchen zu beſchwören.

Eine ähnliche Kundgebung von vorhandener innerſter Nothwendigkeit des Klarer- und Beſſerwerdens wie der Hirtenbrief Trauthſon's war der des Biſchofs von Gurk, des Grafen Joſeph Maria von Thun; er theilte das Schickſal des Trauthſon'ſchen. Das Volk ſelbſt war, in der Mehrzahl, in Folge allzulanger Mißleitung und Angewöhnung, noch nicht fähig, in Sachen der Religion und des Kultus, Urſprüngliches und Weſentliches von Zugethanem, Unweſentlichem, Aechtes von Falſchem zu ſondern; jedes leiſe Antaſten alter Bräuche und Ordnungen ſchien ihm Frevel, und leider wurde es in dieſem unſeligen Wahne durch diejenigen beſtärkt, welche befürchteten, daß ſie bei vernunftgemäßen und dem wahren Intereſſe der katholiſchen Kirche entſprechenden Reformen ihren Einfluß als Mittelmacht zwiſchen Familie, Staat und Kirche einbüßen möchten. Unter ſolchen Umſtänden war ſelbſt eine Colliſion

mit der Monarchin unvermeidlich, als dieſe, von der Nothwendigkeit: die Rechte der Krone von jenen der Kirche zu ſondern, ſich immermehr überzeugend, allmählig eine Richtung einſchlug, in welcher ſie, durch den ſcharfblickenden Kaunitz fort und fort geſtützt, vorwärts ſchritt. Trauthſon ſtand ihr hierbei thätig zur Seite, und wenn ſeine Reform-Bemühungen die Mißgunſt der Jeſuiten und des Volkes erregten, ſo hatte er dafür die Genugthuung, daß er auf die Verwendung ſeiner Monarchin (1756) die Kardinalswürde erhielt. Nicht minder thätig wirkte im Intereſſe des kaiſerlichen Hofes beim römiſchen Stuhle der Biſchof von Würzburg und Bamberg, Friedrich Karl von Schönborn.

So ſehen wir denn — ſchon gleichzeitig mit jenen früher berührten beklagenswerthen Maßregeln gegen die Proteſtanten — eine Reihe von anderen im monarchiſchen Intereſſe, welche den Muth der ſtreng katholiſchen Fürſtin bekunden, die perſönlich eine unverbrüchliche Devotion für die Geiſtlichkeit bewahrte und Kirchen, Klöſter und Gnadenbilder reichlich beſchenkte, aber dabei die Rechte der Krone dem römiſchen Stuhl gegenüber behauptete, und damit zugleich die Unabhängigkeit des Staates, die Freiheit der Juſtiz, die Sicherheit, die Bildung, die Thätigkeit der Staatsbürger, das Vermögen der Familien bewahrte.

Schon im Jahre 1746 erregte es nicht geringes Aufſehen, als ſie am 11. Oktober dem Biſchof von Olmütz, Ferdinand Julius Grafen von Troyer

als Königin von Böhmen, kraft landesherrlichen Oberhoheitsrechts, in eigener Person die Lehen reichte; kein König von Böhmen und Markgraf von Mähren hatte dies vor ihr gethan! Als Königin von Ungarn erneuerte sie, mit Zustimmung des Papstes (1758), den alten Titel: apostolische Majestät, dessen Ursprung bis zu Stephan dem Heiligen hinaufreichte, und dessen Bedeutung sie geltend machte. Demgemäß behauptete sie die Rechte der heiligen Krone in Bezug auf Errichtung neuer und Vereinigung oder Aufhebung alter Bisthümer, die Patronatsrechte bei Vergebung der geistlichen Hochwürden. So errichtete sie die neuen Bisthümer Neusohl, Rosenau, Zips, Stein am Anger und Stuhlweissenburg. Kollar's treffliche Abhandlungen (von 1762 und 1764) über das Patronatsrecht und die gesetzgebende Gewalt der Könige von Ungarn entschieden vollends allen Zweifel.

Ein wichtiger Schritt für die öffentliche Sicherheit, für die Unabhängigkeit der Justiz, für die Feststellung des Grundsatzes, daß das Gesetz das Höchste und Heiligste im Staate, geschah durch die konsequente Befolgung der schon unter Leopold I. und Karl VI. eingeleiteten Maßregeln zur Beschränkung der kirchlichen Asylrechte, denen zufolge der Verbrecher unantastbar war, sowie er in den Bann einer Kirche oder eines Klosters eingetreten, — eine Einrichtung, welche ihrer Zeit der Bedeutung der Hierarchie als Schutzmacht gegen die weltliche bloße Gewalt entsprochen hatte, welche aber ihre Bedeutung verloren,

als ſie ſelbſt die Offenſive ergriffen hatte, als ſie Parthei geworden war, — eine Einrichtung, welche dem Begriffe eines Rechtsſtaates, ſowie dieſer ſich als ſolcher feſtſtellte, widerſprechen, ihn beeinträchtigen, und daher durch ihn aufgehoben werden mußte. Völlig aufgehoben wurden die Aſylrechte der Kirchen und Klöſter in den öſterreichiſchen Staaten freilich erſt ſpäter, (16. September 1775.)

Das Verhältniß der ausſchließlichen Abhängigkeit der Klöſter vom römiſchen Stuhle erlitt im Jahre 1747 den erſten Stoß; in dieſem Jahre gab nämlich ein Vorfall im Jakoberkloſter zu Wien die Veranlaſſung, daß Maria Thereſia die bisher üblichen Viſitationen der päpſtlichen Nuntien verbot, welche nicht bloß ſehr koſtſpielig waren, ſondern auch die landesherrlichen Gerechtſame beſchränkten.

Der nächſte und wichtigſte Schritt weiter zur Sicherſtellung der Staatsunabhängigkeit von dem römiſchen Stuhle (zunächſt freilich wieder zur Befeſtigung der unumſchränkten monarchiſchen Machtvollkommenheit, aber in Folge derſelben auch zu jener der Nationalunabhängigkeit) geſchah 1749, in welchem Jahre Maria Thereſia die Kundmachung päpſtlicher Bullen ohne vorhergegangene landesherrliche Bewilligung (placetum regium) verbot, — eine Grundlage, ohne welche kein geſicherter Rechtszuſtand zwiſchen Regierten und Regierenden denkbar iſt, wie wir denn aus der Geſchichte des Mittelalters leider zahlreiche Beweiſe für das Gegentheil haben, Lehren

genug, welche mit allen ihren Konsequenzen für die Gegenwart nicht verloren sein sollten, wenn man nur nicht so leichtsinnig oder allzuselbstvertrauend wäre, sie für überflüßig zu halten.

Ein Schritt zu dem Ziele der Verschmelzung aller Sonderinteressen im Staate war die Aufhebung der Befreiung von der Theilnahme an den Staatslasten, welche die Geistlichkeit genoß; wohl hatte man auch bisher schon in außerordentlichen Fällen zu dem Mittel der Besteuerung der Geistlichkeit gegriffen, aber nie, ohne hiezu vorher die Erlaubniß des römischen Stuhles eingeholt zu haben. Im Jahre 1752 geschah dies zum letzten Male und fortan hörte man hiemit auf, in einer Angelegenheit, welche die Gesundheit des staatlichen Organismus betraf, eine außerhalb des Staates stehende Macht, deren Autorität eine rein geistige in Beziehung auf Personen sein sollte, als über dem Staate bestehend zu betrachten.

Eine andere folgenreiche Reform, welche Maria Thereſia, im Interesse des Volkes, aber nicht ohne hartnäkkigen Widerstand desselben, 1754 (21. Januar) begann und (1771) vollendete, war die Verminderung der zahlreichen Feiertage, durch deren Begehung Gewerbfleiß, Ackerbau und Handel, und demgemäß der Wohlstand der erwerbenden Klassen beeinträchtigt, Müſſiggang, Trägheit und Schwelgerei dagegen so sehr gefördert worden waren. Mit Recht konnte Maria Thereſia eine solche Begehung der

Feiertage einen Mißbrauch nennen und in ihrer Verordnung darauf hinweiſen, daß durch Verminderung derſelben ächte Religioſität nur gefördert werden würde, zumal, da ſie bei der Verwandlung der Müſſiggangstage in Arbeitstage die Pflicht auferlegte, an den aufgehobenen Feiertagen die Meſſe zu hören, und mit Recht konnte ſie ihre weiſe Verfügung als eine für das Volk wohlthätige bezeichnen; vermochte das Volk damals auch nicht den ganzen Umfang der daraus entſpringenden Folgen abzuſehen, ſo hätte es die ſchöne Abſicht der Monarchin doch ſchon darin erkennen ſollen, daß dieſelbe alle auf die abgeſchafften Feiertage fallenden Frohndienſte aufhob. Dennoch murrte das Volk, und deutlich zeigte ſich, daß ſich hinter der Bigotterie eigentlich bloß kraſſe Genußſucht verbarg. Wäre es ein religiöſes Vorurtheil geweſen, ſo hätte wohl zu deſſen Zerſtörung der Hinblick auf das Oberhaupt der katholiſchen Kirche, auf Papſt Benedikt XIV. hingereicht, welcher die Verminderung der Feiertage nicht bloß in Marien Thereſiens Erbſtaaten, ſondern auch in Spanien und Neapel, alſo in zwei gewiß ſtrengkatholiſchen Reichen, geſtattete.

Wir werden in der Folge ſehen, wie ſich aus dieſen Anfängen von Reformen kirchlicher Zuſtände die tiefſt eingreifenden Geſtaltungen entwickelten, auf welchen Marien Thereſiens edler Sohn Joſeph raſch fortbauen zu müſſen glaubte. Obwohl die Ausführung jener Reformen kirchlicher Zuſtände in eine Epoche fällt, welche erſt im nächſten Buche

geſchildert werden ſoll, in die Zeit des ſiebenjährigen Krieges und in die unmittelbar nach demſelben, ſo muß doch ſchon hier noch eine erwähnt werden, welche gleichſam eine Brücke bildet zu der unmittelbar folgenden Betrachtung von Marien Thereſiens Obſorge für die Geiſtesmündigung ihrer Völker. Ich meine ihre Verordnung vom Jahr 1758 in Betreff des Mißbrauchs der Exorcismen, und die allmälige Abſchaffung der Hexenprozeße, — dieſer Geißel Deutſchlands, dieſes Hohns gegen den Chriſtusglauben und den geſunden Menſchenverſtand, dieſes unauslöſchlichen Schandflecks in der Geſchichte der deutſchen Juſtiz.

Noch Marien Thereſiens Oheim, Kaiſer Joſeph I., hatte in ſeiner (16. Juli 1707 publicirten) „neuen peinlichen Halsgerichtsordnung vor das Königreich Böheim, Marggrafthumb Mähren und Herzogthumb Schleſien" die Zauberei als eine „mit ausdrücklich oder heimlich bedungener Hülff des Teufels begangene Unthat" definirt und feſtgeſtellt: „Auf wahrhafte Zauberei, ſie geſchehe mit ausdrücklich- oder verſtandener Verbündnus gegen den böſen Feind, dardurch denen Leuten, Viehe oder Früchten der Erde Schaden zugefüget wird, oder auf diejenige, welche neben Verläugnung des chriſtlichen Glaubens ſich dem böſen Feind ergeben, mit demſelben umgangen, oder ſich unzüchtig vermiſchet, wann ſie auch ſonſten durch Zauberei niemand Schaden zugefüget hätten, gehört die Straff des Feuers, obſchon ſolche, aus erheblichen Urſachen, und wann Inquisitus oder

Inquisita dazu gekommen, jung an Jahren, einfältig, in der Wahrheit bußfertig oder der Schaden nicht so groß, mit vorhergehender Enthauptung gelindert, und nur der Cörper verbrennet werden kann;" „Wahrsager, aberglaubische Seegen-Sprecher und Bockreiter, welche, ohne ausdrückliche Verbündnus mit dem bösen Feind dieses verüben, sollten zum Tod durchs Schwert verurtheilt, oder mit körperlicher Züchtigung, Landesverweisung, mehrjähriger öffentlicher Zwangsarbeit bestraft werden." Eine Milderung war indessen schon bei jenem Josephinischen Gesetz darin zu erkennen, daß „auf die Aussagung der Complicum allein nicht alsogleich weder die Tortur vorzunehmen, weder zur Strafe zu schreiten" sei. Man erinnere sich, wie viele Schlachtopfer früherhin gerade dadurch zum Scheiterhaufen geliefert worden waren!

Maria Theresia hatte nun (wie sie selbst 1766 erklärte) gleich bei Anfang ihrer Regierung, auf die Bemerkung hin, „daß bei diesem sogenannten Zauber- und Hexenprozeße aus ungegründeten Vorurtheilen viel Unordentliches sich einmenge", in den Erblanden allgemein verordnet, daß solche vorkommende Prozeße vor Kundmachung eines Urtheils zu ihrer Einsicht und Entschließung eingeschickt werden sollten; „welche Unsere höchste Verordnung" (so hieß es weiter in der Landesordnung über den Hexenprozeß von 1766) „die heilsame Wirkung hervorgebracht, daß derlei Inquisitionen mit sorgfältigster Behutsamkeit abgeführet und in Unserer Regierung bisher kein wahrer Zauberer,

Hexenmeiſter oder Hexe entdecket worden, ſondern derlei Prozeße allemal auf eine boshafte Betrügerei, oder eine Dummheit und Wahnwitzigkeit des Inquiſiten oder auf ein anderes Laſter hinausgeloffen ſeyen, und ſich mit empfindlicher Beſtrafung des Betrügers oder ſonſtigen Uebelthäters, oder mit Einſperrung des Wahnwitzigen geendet haben."

Mittlerweile nahm auch die Preſſe neuerdings den hochwichtigen Gegenſtand wieder auf; ein merkwürdiger Hexenprozeß in Würzburg vom Jahre 1749, in welchem die Nonne Maria Renata im Kloſter Unterzell als Hexe verurtheilt und (am 21. Januar 1749) als ſolche hingerichtet wurde, gab die Veranlaſſung zu mehreren Streitſchriften. Einen Auszug aus den Akten verfaßte und ſandte der Abt Oswald Loſchert an Maria Thereſia, welche jedoch dadurch in ihrer helleren Weltanſchauung nicht beirrt worden zu ſein ſcheint. Die nächſte bedeutende Schrift gegen Hexenglauben und Hexenprozeße, welche dadurch hervorgerufen wurde, gab der gelehrte, aber mit großer Vorſicht leiſe auftretende Hieronymus Tartarolli in Roveredo 1750 heraus. („Del congresso notturno delle lammie libri trè.") Er unterſchied noch zwiſchen Hexerei und jener Zauberkunſt, die ſich auf wirklichen Teufelsbund gründe, und deren Vorhandenſein abzuläugnen er ſich wohl hütete. Scipio Maffei dagegen wies 1750 und 1754 nach, daß die eine ſo gut wie die andere „ein großes, weltbetrügendes Nichts"

ſei. („Arte magica dilegnata“ und „arte magica anniehilata.“) In demſelben Jahre, in welchem das letztgenannte Buch erſchien, wurde in Bayern ein Mädchen von 13 Jahren, 1756 eines von 14 Jahren als Hexe enthauptet! An der Spitze der Männer, welche in Oeſterreich gegen das unſelige Hexenweſen wirkten, ſtand Marien Thereſiens Leibarzt, der große Gerhard van Swieten, welcher von dem Werke „de cultibus magicis“ eine neue Auflage veranſtalten ließ.

Die ſchon damals helleren Anſichten Marien Thereſiens über den fraglichen Gegenſtand erſieht man am beſten aus der bereits angeführten „Landesordnung, wie es mit dem Hexenprozeße zu halten ſei“, vom Jahre 1766. (Sie bildete den 58. Artikel der Constitutio criminalis Theresiana.) Da heißt es: wie ſie unbeſchadet ihres Eifers, die Ehre Gottes aufrecht zu erhalten, und alles, was zu deren Abbruch gereicht, auszurotten, doch keineswegs geſtatten könne, „daß die Anſchuldigung dieſes Laſters (zauberiſcher Handlungen) aus eitlem alten Wahne, bloßer Beſagung und leeren Argwöhnigkeiten wider Unſere Unterthanen was Peinliches vorgenommen werde; ſondern Wir wollen, daß gegen Perſonen, die der Zauberei oder Hexerei verdächtig werden, allemal aus rechtserheblichen Inzichten und überhaupt mit Gründen und rechtlichem Beweiſe verfahren werden ſolle, und hierinfalls hauptſächlich auf folgenden Unterſcheid das Augenmerk zu halten ſey: ob die der bezichtigten Perſon zur Laſt gehenden An-

ſchein einer Zauberei oder Hexerei und dergleichen auf ſich habenden Anmaßungen, Handlungen und Unternehmungen entweder 1) aus einer falſchen Verſtell- und Erdichtung und Betruge, oder 2) aus einer Melancholey, Verwirrung der Sinnen oder Wahnwitz, oder aus einer beſonderen Krankheit herrühren, oder 3) ob eine Gottes und ihres Seelenheiles vergeſſene Perſon ſolcher Sachen, die auf eine Bündniß mit dem Teufel abzielen, ſich zwar ihres Ortes ernſthaft, jedoch ohne Erfolg und Wirkung unterzogen habe, oder ob endlichen 4) untrügliche Kenntzeichen eines wahren, zauberiſchen, von teufliſcher Zuthuung herkommen ſollenden Unweſens vorhanden zu ſeyn erachtet werden." Worunter verſtanden war, „daß eine erwieſene Unthat, welche nach dem Laufe der Natur von einem Menſchen für ſich ſelbſt nicht hat bewerkſtelligt werden können, mit bedungener Zuthuung und Beiſtand des Satans aus Verhängniß Gottes geſchehen ſei." Man ſieht: wie ſehr auch Maria Thereſia das Richtige ahnte, ſo haftete in ihr doch noch zu viel von den Eindrücken einer in Bezug auf religiöſe Vorſtellungen mangelhaften Erziehung, und glaubte ſie nach der einen wie nach der anderen Seite hin mit nicht genug Vorſicht und Behutſamkeit beginnen zu dürfen. Mochte bei dem Hexenglauben auch Betrug, Hyſterie, Geiſtesverwirrung mitunter Schuld tragen, die größte und furchtbarſte Schuld trugen die Hexenrichter, und, wenn weder Tortur noch Furcht vor derſelben mehr Geſtändniſſe erzwingen konnte, welche der

Richter den Inquiſiten in den Mund legte, dann erſt mußte der Hexenglauben aufhören.

Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt es ſehr beachtungswerth, daß Maria Thereſia den Richtern die Aufſuchung des Hexenmals, die Anwendung aller Nadel-, Waſſer- und anderen Hexenproben verboten, und auch die Vornahme der Tortur wenigſtens an beſtimmte Regeln band. Wie richtig ihr Takt war, das ſogenannte Verbrechen der Hexerei dem Bereich richterlicher Willkür zu entziehen, ergibt ſich auch aus der Unterſcheidung der Strafbeſtimmungen, wobei ſie ſtreng auf Betrug mit oder ohne erſchwerende Umſtände, und andere bürgerliche Verbrechen, indem ſie ferner auf Blasphemie die ganze Strenge des Geſetzes angewendet wiſſen wollte, — jedoch bei der ſogenannten „wahren Zauberei", als einem außerordentlichen Ereigniſſe, ſich ſelbſt die Strafart ausdrücklich verbehielt, mit der Beſtimmung, daß ihr der ganze Prozeß eingereicht werden ſollte.

Im §. 16. verordnete ſie: „daß, wenn ſich irgendswo eine angebliche Beſitzung vom Teufel, eine Geſpenſterey, Geiſterey, und dergleichen hervorthun würde, ſolcher Vorfall ganz unverlängt bey Unſeren Obergerichten angezeiget, von den Obergerichten aber geſtalten Umſtänden nach entweder durch eigens abordnende Rathsglieder, oder auf ihre Verordnung durch die unterhabende Halsgerichten zuförderſt auf die Verhältniß der Sach: ob, und was für ein Betrug darunter verborgen, und was eigentlich an der Sache

seyn möge? sofort auch auf den Zustand der verdächtigen Person: ob solche nicht etwann mit einer Sinnverruckung behaftet seye? mit Beyziehung erfahrner Physicorum auf das genaueste nachgeforschet, und mittelst ordentlich verführender Inquisition alles gründlich untersuchet werden solle. Wo sodann, wenn der Betrug herauskommet, der Betrüger gestalten Sachen nach mit einer gemessenen Leibsstraffe zu belegen; falls aber das Vorgeben und Unternehmen aus phantastischer Einbildung, und Narrheit beschehen wäre, der Irrsinige in ein Narren- oder Krankenhaus zu überbringen; jenenfalls hingegen, wenn von den nachgesetzten Gerichten das Angeben eines vorhandenen Gespensts, eines umgehenden Geistes, oder einer Besessenheit vom Teufel für wahr, oder für zweifelhaft gehalten würde, nach der hieroben §. 7 und §. 12 vers. 4. gemachten Anordnung Uns solche Vorfallenheit allemal zu Unser-eigenen höchsten Schlußfassung einzuberichten seyn wird."

Man sieht, das waren bereits mehr als bloße Anfänge; es waren schon energische Griffe mitten in die Sache, wobei sich die vollkommene Durchführung bis zum Ende als unausbleiblich im Hintergrunde zeigte.

Ich habe in diesem Abschnitte den Namen Gerhards van Swieten erwähnt, eines Mannes, welcher sich um die Förderung des geistigen Lebens in Oesterreich unsterbliche Verdienste erwarb, als diejenige Natur, welche vorerst die alten Schranken niederriß, welche den Boden urbar

machte, der so lang brach gelegen. Daß Maria Theresia diesen Mann zu sich berief, daß sie ihm ihr volles Vertrauen schenkte, ist ein Beweis ihrer richtigen Einsicht und ihrer redlichen Absicht: für das wahre Beste ihrer Völker zu herrschen.

So möge denn ein kurzer Abriß von Gerhard van Swietens Leben und Wirksamkeit hier seine Stelle finden.

Gerhard van Swieten,

geboren zu Leyden am 7. Mai 1700, der Sohn Thomas van Swieten's und Elisabeth's de Loo, gehörte einer der ausgezeichnetsten Familien Hollands an, und zwar der katholischen Linie derselben. In einem Alter von 12 Jahren begann Gerhard van Swieten seine Studien auf der Universität Leyden, deren Stiftung (1575, 4. Januar) für ewige Zeiten das Andenken der glorreichen Vertheidigung Leydens gegen die spanischen Zwingherrn (vom 26. Mai bis zum 3. Oktober 1754) erhalten sollte. In den ersten Jahren seiner Studien zu Leyden verlor der junge van Swieten seine Aeltern, worauf ihn seine Vormünder nach Löwen sandten, wo er sich der Philosophie und späterhin den Rechtswissenschaften widmen sollte, gegen welche er jedoch eine so entschiedene Abneigung fühlte, daß er sich in einem Alter von 16 Jahren nach Leyden zurückbegab, um dort — gegen alle Vorstellungen seiner ganzen Familie — Medizin und Physik zu studiren. Ein großes Muster stand in Leyden vor den Augen des Jünglings, Boerhaave, Professor der Medizin, der Botanik und der Chemie,

Verfaſſer der unſterblichen „institutiones medicae“ und der „aphorismi de cognoscendis et curandis morbis.“ Van Swieten fand in dieſem ausgezeichneten Manne nicht bloß einen Lehrer, der ihn vor den zahlreichen übrigen Schülern auszeichnete, ſondern auch ſeinen Lebensretter; denn als übermäßiger Fleiß, wobei er Eſſen, Trinken, Schlaf und jede Erholung hintanſetzte, ſeinen Körper entkräftet hatte, als ihn eine tiefe Melancholie überfiel, zu welcher ſich Schlafloſigkeit und Abmagerung geſellten, zog ihn Boerhaave mit liebevoller Sorgfalt vom Rande des Abgrundes zurück, unterſagte ihm das Uebermaß des Arbeitens, verordnete ihm Fecht- und Muſikübungen ſowie erheiternde Lektüre vor dem Schlafengehen, und ſo gelang es ihm, in kurzer Zeit die Geſundheit des Jünglings vollkommen wieder herzuſtellen, der, ſelbſt als er den Doktorgrad (1725) erlangt hatte, die Vorleſungen des großen Meiſters zu beſuchen nicht aufhörte, und ihm, wie ihn dieſer ſeiner Freundſchaft würdigte, die lebhafteſte Dankbarkeit unauslöſchlich bewahrte.

Van Swieten praktizirte eine Zeit lang in Leyden und eröffnete dann Vorleſungen über Medizin an der dortigen Univerſität mit dem glänzendſten Erfolge. Der Hörſaal vermochte kaum die Menge der Lernbegierigen zu faſſen, welche aus dem Ausland, beſonders aus England, herbeikamen, um Boerhaave's Schüler, Freund und geiſtesebenbürtigen Nachfolger zu hören. Dieſer glänzende Erfolg aber, welchen van Swieten ſeiner gediegenen Gelehrſamkeit

verdankte, ermangelte nicht, ihm auch Mißgunſt zu erwerben, und van Swieten war nicht der Mann dazu, ſeine Gegner durch Nachgiebigkeit von ſeiner Seite milder zu ſtimmen. Der Umſtand, daß er Katholik war, mußte zum Vorwande dienen, unter welchem man ihm die Fortſetzung ſeiner Vorleſungen unterſagte. Die Univerſität empfand indeß bald, daß die Folgen dieſer Maßregel für ſie ſelbſt unangenehmer waren, als für van Swieten, indem die zahlreichen Ausländer, welche van Swieten's Ruf nach Leyden gelockt hatte, nun nach ſeinem Abgange vom Lehrſtuhle die Univerſität verließen. Van Swieten erhielt hierauf einen ſehr ehrenvollen Ruf nach London, unter der Garantie einer jährlichen Einnahme von 1000 Pfund Sterling und mit der Verſicherung, daß er dortſelbſt in Bezug auf ſeinen Glauben nicht die mindeſte Anfechtung zu beſorgen haben würde. Er ſchlug jedoch dieſen Antrag aus und beſchäftigte ſich in der ſtillen Abgeſchiedenheit ſeines Studirzimmers mit der Ausarbeitung ſeines klaſſiſchen Werkes, „commentarii in Boerhaavii aphorismos de cognoscendis et curandis morbis“, welches anfänglich lebhaften Widerſpruch, ſelbſt durch den berühmten Albrecht von Haller, einen von Boerhaave's ausgezeichneteſten Schülern, erweckte, aber auch den Ruf des Verfaſſers noch weiter ausbreitete und dauernd befeſtigte *).

Inzwiſchen war auch Maria Thereſia auf den bedeu-

*) Die beiden erſten Bände erſchienen 1747 und 1754.

tenden Mann aufmerksam geworden und wünschte ihn für ihre Staaten zu gewinnen; sie wußte wohl, daß sie einer energischen Geisteskraft und eines durchaus redlichen Charakters bedurfte, um dortselbst eine neue Organisation der Anstalten für Pflege von Wissenschaften und Künsten zu Stande zu bringen. Für diese Aufgabe nun war Gerhard van Swieten, mit seinem scharfen Geist und seinem gründlichen wissenschaftlichen Ernst, mit seinem unerschütterlichen Pflichtgefühl, mit seiner unermüdlichen Thätigkeit und mit seinen ausgebreiteten Verbindungen ganz der rechte Mann, und überdieß konnte ihm seine treue Anhänglichkeit an der Katholicismus, einer Anhänglichkeit, welcher er seine Professur zum Opfer gebracht hatte, bei Marien Thereſien nur umsomehr zur Empfehlung dienen. Er scheute jedoch, an ein einfaches stilles Leben gewöhnt, das Geräusch des Hofes, und gab, auf die ersten Anträge, diese Scheu als Motiv seiner ablehnenden Antwort an. Maria Thereſia wiederholte ihre Anträge und schrieb endlich persönlich an ihn, indem sie ihn über seine Furcht, daß die Stellung zum Hofe seine wissenschaftliche Thätigkeit, seine Selbstständigkeit beeinträchtigen könnte, vollkommen beruhigte. Zum Beweise ihres besonderen Vertrauens beauftragte sie ihn sodann, sich nach Brüſſel zu begeben, um dort ihre Schwester, die Erzherzogin Maria Anna ärztlich zu behandeln. Van Swieten stellte die Gesundheit dieser Fürstin wieder her und entschloß sich nun, Marien Thereſiens Anerbieten anzunehmen. Rasch ordnete er seine An-

gelegenheiten in Holland, und im Jahre 1745 reiſte er nach Wien ab, wo er am 7. Juni mit ſeiner ganzen Familie ankam; (er hatte ſich 1729 mit Maria Lambertina Thereſia Ter Beek von Coesfeld vermählt und in glücklicher Ehe mit derſelben zwei Söhne und zwei Töchter erlangt.)

Maria Thereſia war in hohem Grade erfreut, van Swieten zu ſehen und in ihren Dienſten zu wiſſen; zu wiederholten Malen äußerte ſie ſich mündlich und ſchriftlich: „ſie betrachte den Augenblick, in welchem ſie ihn für ſich und ihre Staaten gewonnen habe, als einen der glücklichſten und ehrenvollſten Abſchnittspunkte ihrer Regierung.“ Wie groß ihr Vertrauen auf ihn war, und was alles ſie von ihm erwartete, bewies ſie dadurch, daß ſie ihn zu ihrem Leibarzt, zum Vorſtand des Medicinal- und Studienweſens in ihren ſämmtlichen Staaten und zu dem der kaiſerlichen Bibliothek ernannte, endlich daß ſie ihn durch ihren kaiſerlichen Gemahl in den Reichsfreiherrnſtand erheben ließ.

Van Swieten fand das Studien- und Medicinalweſen in Oeſterreich in einem nichts weniger als erfreulichen Zuſtand und eröffnete ſeine Wirkſamkeit dortſelbſt zunächſt damit, daß er ſchon 1751 das ganze Studienweſen nach einem neuen, den Fortſchritten der Wiſſenſchaften angemeſſenen Plane zu reorganiſiren begann, wobei als oberſtes Prinzip Freiheit des Denkens und Lehrens aufgeſtellt wurde; allerdings nicht ohne heftigen Kampf, welchen veralteten Grundſätze und veraltete Lehrart entgegenſtellten. Er ſelbſt hielt bis zum Jahre 1753, als er

taugliche Stellvertreter gewonnen hatte, öffentliche Vorleſungen über Medizin an der Wiener Univerſität, welche zahlreiche Hörer von nah und fern herbeilockten und den Ruf der Anſtalt in kurzer Zeit bedeutend hoben und feſtſtellten. Zu den wichtigſten Neuerungen, welche er in Bezug auf das Studium ſeiner nächſten Berufswiſſenſchaft einführte, gehörten die Errichtung eines Lehrſtuhls für Entbindungskunde, die Ernennung eines beſonderen Profeſſors, welcher die Studirenden der Arzneikunde täglich an Krankenbetten praktiſch einübte, die beſondere Sorgfalt für die bisher ſogut wie ganz vernachläßigten Studien und Hülfsmittel der Anatomie, der Chemie und der Botanik; vor ihm beſtand weder ein anatomiſches Theater, noch ein öffentliches chemiſches Laboratorium, noch ein botaniſcher Garten. Ihm verdankte das Medicinalweſen ferner die Anordnung einer unangeſagten und ſtrengen jährlichen Viſitation der Apotheken, die Herabſetzung der ungebührlichen Koſten für Doktorpromotionen, worunter Talent und Verdienſt bisher gelitten hatten (an der Univerſität Löwen wurden die allzuhohen Ausgaben bei jenem Anlaß 1755 beſchränkt). Für die bürgerliche Exiſtenz des Standes der Aerzte wurde durch Errichtung einer Medicinal-Wittwenkaſſe geſorgt, welche auf van Swietens Betrieb unter Marien Thereſiens Auspicien zu Stande kam.

Nicht minder groß und dankenswerth waren van Swietens Verdienſte um die kaiſerliche Bibliothek. Er fand ſie in einem traurigen Zuſtande, die köſtlichſten Handſchriften

in Folge von Nachläßigkeit theils ſchon zerſtört, theils dem Untergange nahe, die Kupferſtichſammlung unvollſtändig, das ganze Inſtitut in Bezug auf ſeine eigentliche Bedeutung ungenügend, da die Benützung bloß während des Sommers freiſtand, und ſelbſt dann fand man daſelbſt weder Federn noch Tinte, um Auszüge machen zu können. Unter van Swieten wurde das Alles anders, nicht bloß wurde die Bibliothek nach einem verſtändigen Plane ergänzt, wurden ihre Schätze gegen alle Unbill geſichert; — ſie ſtand dem Gelehrten nunmehr das ganze Jahr hindurch offen, und zwei mit allen Bequemlichkeiten wohlverſehene Säle luden fortan zur Benützung derſelben ein.

Bei aller vielverzweigten Thätigkeit für die Bibliothek, für das Studien- und Medicinalweſen fand van Swieten noch immer hinreichend Zeit für eine Thätigkeit, welche theils durch andere Seiten ſeines Berufes, theils durch ein ihm innewohnendes Bedürfniß bedingt wurde, ſo als Leibarzt des kaiſerlichen Paares und der kaiſerlichen Familie, ſo ferner als Arzt bei zahlreichen Conſultationen, ſo als Präſident der Büchercenſur, als Schriftſteller durch Fortſetzung ſeiner klaſſiſchen Commentarien zu Boerhaave's Aphorismen, durch wiſſenſchaftliche Correſpondenz. Mit welchem unermüdlichen Eifer er den Fortſchritten der mediziniſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften in allen ihm zugänglichen Sprachen folgte (er verſtand Latein, Griechiſch, Franzöſiſch, Deutſch, Italiäniſch, Spaniſch, Engliſch und etwas Ungariſch) beweist wohl der Umſtand hinlänglich,

daß man nach seinem Tode dreißig Foliobände von Auszügen fand, die er bei seiner Lektüre gefertigt! Der Umfang einer solchen Thätigkeit ist nur begreiflich, wenn man seine weise Zeiteintheilung (das Geheimniß aller ächten Thätigkeit) in Anschlag bringt, wodurch es ihm möglich war, in der Regel mindestens zwölf Stunden täglich zu arbeiten, wenn man ermißt, daß seine Erholung nur im Nachdenken über die Gegenstände seiner Thätigkeit bestand, und wenn man sein bis in die letzten Lebensjahre ungeschwächtes vortreffliches Gedächtniß bedenkt.

Van Swietens Charakter war rein und untadelhaft. Was er that, geschah stets aus den lautersten Grundsätzen und Ueberzeugungen; und selbst wenn er als Censor die Werke der französischen Philosophen in Oesterreich verbot, war weder Bigotterie noch persönlicher Groll dabei im Spiele, obgleich seine Gewissenhaftigkeit ein reiches Maß von Spott durch jene Autoren über sich ergehen lassen mußte. Redlich suchte er den großen Einfluß, welchen er bei Marien Theresien besaß, zum Besten der Wissenschaften und der Aufklärung, sein Vermögen zum Besten der Armen zu verwenden; in 10 Jahren hatte er, wie man nach seinem Tode aus seinen Papieren ersah, über 30,000 Thaler an die General-Armenkasse gegeben; zahlreiche talentvolle aber arme Studirende der Medizin unterstützte er außerdem aus seinen Mitteln, Dürftigen, welche seinen ärztlichen Rath in Anspruch nahmen, gab er Geld für Arzenei und für Lebensbedürfnisse, Aerzten auf dem Lande oft 30, 50, bis

100 Ducaten zur Unterſtützung von armen Kranken. Seinen Freunden ein treuer Freund, und allenthalben ein erprobter Menſchenfreund, konnte er gleichwohl mancher falſchen Beurtheilung nicht entgehen, weil er im Dienſt unbeugſam ſtreng war und mit einem Ernſt, der bis zur rauhen Härte ſtieg, auf genaueſte, haarſcharfe Pflichterfüllung drang, wie er ſelbſt ja gewohnt war, darin ſein höchſtes Ziel zu ſehen. Kann man endlich ſeinen Charakter in einem Schlußſtriche mit einem edleren Lobe bezeichnen, als daß er nichts mehr haßte und verabſcheute als die Lüge? Wahrlich: ein ſolcher Mann war würdig, Marien Thereſiens Vertrauen unumſchränkt zu genießen, ein ſolcher Charakter rechtfertigte daſſelbe unbedingt. Nach ſeinem Tode nahm ſeinen Platz in der Akademie zu Paris, deren Mitglied er war, kein Anderer ein, als der edle Franklin. Van Swieten ſtarb am 18. Juni 1772, nachdem ihn einige Tage vorher noch die Kaiſerin beſucht hatte, 72 Jahre alt.

Förderung geiſtigen Lebens.

Nach der vorangegangenen Schilderung des Mannes, von welchem die erſte Studienreform in Oeſterreich ausgegangen und durchgeführt worden war (die zweite v. Jahr 1772 werden wir ſpäter betrachten), und bei einem Rückblick auf die bereits am geeigneten Orte erwähnten neuerrichteten Bildungsanſtalten (wie die Ritterakademieen und Kadettenſchulen, die orientaliſche Akademie u. ſ. w.) bleibt hier nur wenig nachzuholen, um das Bild der Thätigkeit

in dem oben bezeichneten Wirkungskreise zu vervollständigen. Im Jahr 1751 wurde in Wien der Bau des prächtigen neuen Universitätshauses begonnen, am 5. April 1756 eingeweiht, ein wahrer Palast, mit ebenso großartigen als zweckmäßig eingetheilten Räumen. Im Jahre 1751 wurde auch der botanische Garten angelegt, welcher dann ähnlichen bei den Universitäten Mailand und Pavia zum Muster diente. Die erste Spur von einer Beachtung des Zusammenhanges zwischen Wissenschaft und Leben und der schönen Aufgabe für die Erstere, ohne Aufgebung ihres Selbstzweckes, das Letztere zu durchdringen, zeigte sich 1757, als an der Wiener Universität eine Sonntagsschule für Handwerker zum Unterricht in der populären Mechanik eröffnet wurde. Noch immer war aber alles, was für die Förderung geistigen Lebens in Oesterreich geschah, bloß Keim, noch mußten erst die Männer heranwachsen und reifen, welche das große Werk fortzuführen und die lange vernachläßigte, ja niedergehaltene Entwickelung von Völkern voll der reichsten Fähigkeiten über die hemmenden Schranken hinauszuleiten berufen waren. Noch wurden vorliebig die strengen Fachwissenschaften auf den Hochschulen gepflegt, noch richtete sich die Aufmerksamkeit weniger auf die selbstständige Ausbildung aller Seitenzweige, welche aus jenen sprossen und, in's Leben unmittelbar hineinragend, von der frischen Luft desselben bewegt, ihm auch Früchte zubringen sollen; noch war der Volksunterricht fast ganz unbeachtet: der

Blick der Regierenden gewöhnte ſich nur langſam, in die Niederungen der bürgerlichen Geſellſchaft hinabzugleiten und dort die natürlichen Wurzeln zu entdecken, ohne deren geiſtig-moraliſche Erkräftigung keine Geſundheit des ganzen Baumes möglich iſt; — die Gründung von Ritterakademieen war wahrlich nicht nothwendiger, als die von Dorf-, Normal- und Landwirthſchaftsſchulen und von Bildungsanſtalten für Landſchullehrer. Noch war endlich damals eine unglaubliche Maſſe von Reichthum als todtes Gut in Klöſtern und Collegien aufgeſpeichert und verſchloſſen, welches ſpäterhin zum Beſten von Schulen flüſſig werden ſollte; noch konnte damals eine Reform des Studien- und Unterrichtsweſens nicht durchgreifend, der Fortſchritt des geiſtigen Lebens in Oeſterreich mit den Ideen des Jahrhunderts nicht unaufhaltſam ſein, ſo lange der Jeſuitenorden nicht bloß den Kredit der höchſten Autorität als ausſchließliche Vereinigung der beſten Lehrer und der ausgezeichnetſten Gelehrten beſaß, ſondern auch Macht und Schutz genug, um denſelben im Staats- und Familienleben geltend zu machen und einen Unterrichtsplan feſtzuhalten, welchen man deßhalb für den beſten hielt, weil der Orden unläugbar eine lange Reihe von bedeutenden Talenten aufzuweiſen hatte, welcher jedoch mit dem Prinzip des Ordens: blindem Gehorſam der Untergebenen gegen die Vorgeſetzten, ſo durch und durch verwachſen war, daß produktive Ideen keine Möglichkeit fanden, wie ſie aus der Freiheit des Geiſtes entſtrömen, Frei-

heit des Geistes in den Massen zu wecken, das Individuum durch Selbstthätigkeit von den Fesseln der Gattung zu entbinden, einen Wettgang der verschiedenartigsten Talente auf den verschiedensten Wegen zu einem und demselben Ziele anzuregen.

Diese hemmenden Ursachen betrachtet, darf man auch gegen jene Epoche des Beginnens und Säens nicht ungerecht sein, denn in Maria Theresia war wenigstens das Bewußtsein vorhanden, daß der Zustand ihrer Völker nichts weniger als ein vollkommener sei, und der redliche Wille, durch Heranziehung hervorragender Geister, mit Vertrauen auf sie und im Bunde mit denselben, einen besseren, ja den möglichst besten mit der Zeit herbeizuführen.

Einen Blick jetzt auf die

Erziehung des Kronprinzen Joseph.

Musterhaft war Maria Theresia als Gattin und Mutter; die Zärtlichkeit, mit welcher sie ihren Gemahl liebte, nahm mit den Jahren nur noch mehr zu, und wurde, bei dessen anspruchslosem Charakter, durch die Selbstherrschaft nicht getrübt, zu welcher sie ihre geistige Ueberlegenheit vor ihm und der Beistand bedeutender Männer, denen sie ihr Vertrauen schenkte, bei dem aufrichtigen Bestreben ihre Völker glücklich zu machen, bestimmten. Kaiser Franz I.

wirkte in seinem bescheidenen Kreise, in dem er sich behaglich fühlte, gab sich seinen Liebhabereien hin, von denen allerdings seine Goldmacherversuche und seine Diamantenschmelzerperimente erkleckliches Geld kosteten, was er dann wieder durch Finanzspekulationen hereinzubringen suchte; unterstützte Gelehrte und Künstler, beschäftigte sich mit Sammlungen für Kunst und Wissenschaft (Naturalien- und Münzkabinet in Wien), ließ keinen Armen ungetröstet, unbegabt von sich gehen, und genoß mit Recht durch diese Eigenschaften allgemeine Achtung und Liebe.

Maria Theresia hatte ihrem Gemahl bis zum Jahr 1756 folgende damals lebende Kinder geboren: am 6. Oktober 1738 die Erzherzogin Maria Anna, am 13. März 1741 den Erzherzog Joseph, am 13. Mai 1742 die Erzherzogin Maria Christina, am 13. August 1743 die Erzherzogin Maria Elisabeth, am 1. Februar 1745 den Erzherzog Karl, am 26. Februar 1746 die Erzherzogin Maria Amalia, am 5. Mai 1747 den Erzherzog Leopold, am 13. August 1752 die Erzherzogin Maria Carolina, am 1. Juni 1754 den Erzherzog Ferdinand, am 2. November 1755 die Erzherzogin Maria Antonia und am 8. Dezember 1756 den Erzherzog Maximilian. In früher Jugend starben Maria Elisabeth (geb. 5. Febr. 1737, gest. 2. Juni 1740), Maria Carolina (geb. 12. Januar 1739, gest. 25. Januar 1741), eine Prinzessin (geb. und gest. am 17. September 1748), Johanna Gabriele (geb. 4. Frbr. 1750, gest. 23. De-

zember 1762), Josepha Gabriele (geb. 19. März 1751, geſt. 15. Oktober 1767).

Die Erziehung der zahlreichen Kinder war für Marien Thereſien und Franz I. ein Gegenſtand der größten Sorgfalt; insbeſondere die des Kronprinzen Joſeph. Auch hier wieder waren Marien Thereſiens Anſichten und Verfügungen vorherrſchend, wenn gleich der Einfluß des Vaters nicht ſo gänzlich ausgeſchloſſen war wie bei Regierungsangelegenheiten.

Pflicht der Dankbarkeit gegen die treuen Ungarn und nicht minder Klugheit beſtimmten Marien Thereſien, dem Kronprinzen Joſeph einen Ungar, den Feldmarſchall Fürſten Karl Batthiany zum oberſten Hofmeiſter zu geben, wie ſie denn den Knaben auch frühzeitig die ungariſche Sprache erlernen ließ, ja ſogar ihn in ungariſche Nationaltracht kleidete. Zu Lehrern erhielt der Kronprinz den Jeſuiten Pater Franz, einen gelehrten Orientaliſten (deſſen bereits bei Gelegenheit der Errichtung der orientaliſchen Akademie gedacht worden iſt) für den Religionsunterricht, den Ingenieur Brequin für die mathematiſchen Wiſſenſchaften, Martini für die juriſtiſchen, Leporini für die Geſchichte, Beck für deutſches Staatsrecht.

Joſeph faßte raſch, ohne eben ſo gut zu behalten wie ſeine jüngeren Brüder Karl und Leopold; bei ſeinem lebhaften Temperament konnte er ſich in die ſchwerfällige und ermüdende Art des Unterrichts nicht finden, und die pe-

dantiſche Methode, die ſtrenge Orthodoxie, die Härte, womit die Aufwallungen ſeines friſchen Jugendmuthes gedämpft, die Lichtblicke ſeines kräftigen Geiſtes mit dem Halbdunkel der alten Ordnung ausgeglichen werden ſollten, trugen nur dazu bei, daß er ein um ſo regeres Innenleben ausbildete und ſelbſtſtändige Ueberzeugungen feſtigte. Daß ſich frühzeitig eine Vorliebe für Feldmeſſerei und Kriegsbaukunſt bei ihm zeigte, war wohl Folge der erſten Eindrücke, welche die Perſönlichkeit Batthiany's, des entſchiedenen Kriegsmanns, und die ſtürmiſchen Ereigniſſe hervorbrachten, die ſeine Kindheit umrauſchten. Dazwiſchen tönte die ſanfte Stimme der Muſik, welcher ſich der Fürſtenknabe gern hingab und ſein ganzes Leben hindurch treu blieb; er ſpielte mehrere Inſtrumente mit Fertigkeit. „Ich lehre meinen Sohn die Muſik lieben", ſagte ſeine Mutter, „damit er milder werde, denn er iſt ſtörriſch." So mochte allerdings anfangs ſein früher Trieb nach Selbſtſtändigkeit der beſorgten Mutter erſcheinen, wenn Joſeph dem Zwange, den die Lehrer über ihn verhängten, ſeinen Eigenwillen entgegenſtellte.

Eine bedeutende Rolle bei Joſephs Erziehung ſpielte Wartenſtein. Schon im Jahre 1751 ertheilte ihm Maria Thereſia den Auftrag, einen Plan für Joſephs Unterricht in Geſchichte, Politik, Natur- und Völkerrecht auszuarbeiten. Hiezu ſchrieb Franz I. eigenhändig folgenden Befehl: „Es ſoll meinem Sohne Joſeph die Hiſtorie ſo tradirt werden, daß die Fehler und die böſen Thaten der

Regenten so wenig als ihre Tugenden und das Gute, so sie gethan haben, verschwiegen werden. Diese Geschichten sollen immer meinem Sohne so appliciret werden, daß er gute Anmerkungen und nach und nach gute principia sich machen lerne, durch welche er die Fehler der vorherigen Regierungen zu vermeiden frühzeitig angewöhnt werde; welches gewiß von guter Wirkung sein wird." Diesem Auftrag gemäß arbeitete Bartenstein, welcher nach seinem Austritt aus dem Kabinet einen größeren Antheil an Josephs Erziehung erhielt, seine Vorträge über Geschichte, Natur- und Völkerrecht aus. Sein Werk über Geschichte war aus archivalischen Quellen geschöpft und in freisinnigem Geiste abgefaßt; „er machte darin den Prinzen aufmerksam auf die Klippen, die ein österreichischer Regent vorzüglich zu vermeiden hat; zeigte ihm, wie die Nationen, die Oesterreichs Regenten gehorchten, von so ungleichen Sitten, Sprachen, Gesetzen und Verfassungen wären, und wie die Eifersucht unter diesen selbst bisweilen so hoch steige, daß man kaum einer Recht thun könne, ohne die andere; machte ihn aufmerksam auf die Hausverträge, Friedensschlüsse, geheimen Unterhandlungen, auf die dabei üblichen Kunstgriffe, auf alte und neue Ansprüche, auf das Verhältniß der Kirche und des Staates gegeneinander u. dgl. m. Und diese allerdings sehr pragmatische Methode verlor er am wenigsten von Maximilians I. Zeiten aus den Augen, weil gerade von dieser Periode die Geschichte des österreichischen Hauses an Umfang und Bedeutung am

meiſten gewonnen hat. *) Beſonders hervorzuheben iſt hiebei unter anderm die Art, wie das Verhältniß des römiſchen Stuhles zu den weltlichen Mächten dargeſtellt wurde, und welche ſich von der beim habsburgiſchen Hauſe bis dahin vorherrſchenden durch ſchroffe Rückſichtsloſigkeit ſcharf unterſchied; nahe genug liegt hier ein muthmaßlicher Schluß auf Joſephs ſpätere energiſche Vertretung der Intereſſen des Staats und der Monarchie gegenüber der Kirche. Was Bartenſtein's Arbeit über Natur- und Völkerrecht betrifft, ſo erfahren wir davon, daß ſie nicht ſowohl „ein eigentliches Syſtem dieſer Wiſſenſchaft im ſtrengſten Sinne des Wortes" war, als vielmehr ein Buch, „bei welchem ſich überall natürlicher Zuſammenhang der Theile findet, überall eine zweckmäßige Auswahl deſſen, was für einen ſolchen Prinzen Intereſſe haben konnte, unverkennbar war"; es war „kein Naturrecht aus der Luft gegriffen, oder mit faden Fragen ausſtaffirt, wie es damals beſonders unter den Katholiken noch Mode war, ebenſo wenig ein Naturrecht bloß von Wilden für künftige Wilde abſtrahirt, ſondern er ſchöpfte aus dem Menſchen, aus der Geſchichte der Staaten und verband damit die damals gangbaren philoſophiſchen Prinzipien und gab den Letzteren durch die Geſchichte der Menſchheit und der Staaten in der Seele des Prinzen ihre Haltbarkeit." **) Nicht ohne Einfluß auf Joſeph blieb

*) Burckhardt, Kaiſer Joſeph II.
**) Burckhardt a. a. O.

bei dem einen wie bei dem andern Werk die Methode Bartenstein's, seinen Zögling durch Auszüge auf die Quellen aufmerksam zu machen. Joseph, der überall selbst schauen, selbst prüfen wollte, erhielt dadurch in seinen geschichtlichen Kenntnissen Gründlichkeit, in seinen natur- und völkerrechtlichen, durch das Zeugenverhör der größten Geister über die wichtigsten Fragen eine vorurtheilsfreie Stellung über den Partheiansichten, und wenn er selbst später gleichwohl mit wahrem Feuereifer Parthei ergriff, nämlich für alles, was ihm edel und der Freiheit, der Würde des Menschen angemessen schien, so konnte ihn in seiner eigenen Ueberzeugung die Uebereinstimmung der Größten und Besten nur bestärken. Wie mit dem geschichtlichen Unterricht auch der philosophische gleichen Schritt hielt, ist es begreiflich, daß Joseph in der Folge, als er selbsthandelnd auftrat, von idealen Voraussetzungen ausging, indem er der Verwirklichung eines großartigen Regentenideals zustrebte. Alle Redlichkeit des Wollens und alles Feuer eines edlen Gemüths, wie er sie späterhin als Regent an den Tag legte, offenbarten sich schon in dem Jüngling, und charakteristisch ist in dieser Beziehung der durch Cornova aufbewahrte Zug, daß Joseph, als ihm sein Lehrer in der Logik ein Kapitel über Selbsterkenntniß und Menschenkenntniß aus Bellegarde vorgelesen hatte, jenem die Hand drückte und das Kapitel nochmal zu hören verlangte, „weil er, wenn er einst zur Regierung kommen würde, Selbstkenntniß und Kenntniß der Menschen sehr nöthig haben werde."

So wuchs denn der lebhafte, für alles Schöne, Wahre und Große empfängliche, vom inneren Drange, ein vollkommener Mensch zu werden und dereinst Menschenwohl zu begründen, Menschenrecht zu verwirklichen, begeisterte Joseph heran, unter Lehrern, deren Grundsätze zwei entgegengesetzten Weltanschauungen, einer veralteten und der Ahnung einer neuen, entsprachen; das Bild von Aeltern vor Augen, die er als Sohn zärtlich liebte und verehrte; Angesichts einer Mutter, an welcher er, mit seinem schon frühzeitig scharf durchdringenden Blick, die Lauterkeit des Strebens: ihre Völker zu beglücken, erkannte und nicht minder wahrnahm, wie der Geist der Zeit sie nicht sowohl überwältigte und fortriß, als daß sie vielmehr denselben zu erfassen, zu ergründen, zu würdigen suchte. Anderseits konnte es dem geistvollen Jüngling nicht entgehen, welche Hebel, und mit wieviel Leidenschaft und Ausdauer, die reaktionäre Parthei in Bewegung setzte, um die Einleitung eines heilbringenden Verständnisses zu erschweren und womöglich zu vereiteln, und wie sehr dieselbe gerade den Nimbus der Religion, wie sehr die aufrichtige Religiosität Marien Theresiens zu mißbrauchen suchte, ja sogar nicht selten wirklich mißbrauchen konnte, um den wahren Bedürfnissen des Volkes und der Dynastie, wie sie — im innigen Wechselverhältnisse — den Forderungen der Zeit entsprachen, entgegenzuarbeiten. Gewiß: eine ernste Schule der Beobachtung für den genialen Jüngling, welcher sich schon damals gestehen mochte, daß er, als Nach-

folger seiner Mutter auf den habsburgischen Thronen, eine große Aufgabe zu übernehmen und durchzuführen haben würde!

Das neue System.

(Diplomatisches Vorspiel des siebenjährigen Krieges.)

Um die veränderte Stellung, welche Oesterreich durch Kaunitzen's Bemühungen in der Reihe der europäischen Mächte einnahm, vollständig würdigen zu können, ist — neben der Erinnerung an mehreres bereits zu Ende des vorhergehenden und zu Anfang dieses Buches Angeführte — ein Blick auf und in die Verhältnisse einiger Höfe und über den atlantischen Ocean hin nöthig.

Die Antipathie Marien Theresien's gegen Friedrich II. und gegen die in so unglaublich rascher Zeit gewonnene und befestigte physische und moralische Bedeutung Preußens fand am sächsischen und am russischen Hofe den lebhaftesten Anklang, an beiden aus persönlichem Haß gegen den geistreichen König, welcher das Verderbniß, das ebenso in Dresden, wie in Petersburg herrschte, die Lakaiennatur Brühl's, wie die brutale Verworfenheit der russischen Machthaber verachtete und seiner Verachtung unverholen durch beißenden Spott Luft machte. Brühl, dadurch auf's Aeußerste erbittert, vergaß keinen Augenblick

den Gedanken, ſich an jenem dafür zu rächen, und verſäumte nichts, um den ohnehin beſtehenden Haß der Höfe gegen Friedrich noch zu ſchüren. Nicht zu bezweifeln iſt, daß auch der Haß der Pompadour gegen Friedrich II. darin ſeinen Grund hatte, daß der Letztere ſeine Verachtung gegen die allmächtige Maitreſſe offen an den Tag legte. Ein Beweis dieſer Geſinnung war, daß, während ſich Maria Thereſia ſo tief herabließ, der Pompadour ſchmeichelhafte Briefe zu ſchreiben, der preußiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe der einzige von allen fremden Miniſtern war, welcher — auf ausdrücklichen Befehl ſeines Monarchen — die Pompadour nicht ſah; auch hatte Friedrich II. (1754) den Antrag zurückgewieſen, das Fürſtenthum Neufchatel gegen eine Entſchädigung mit allen Einkünften auf Lebenszeit der Pompadour zu überlaſſen, welche dann in den Fürſtenſtand erhoben werden ſollte! Was nun Rußland betrifft, ſo hatte es bekanntlich ſchon unterm 2. Juni 1746 ein Bündniß mit Oeſterreich geſchloſſen zu dem Zweck gegenſeitiger Hülfeleiſtung im Fall eines Angriffes, mit der geheimen Verabredung, daß Rußland Marien Thereſien zur Wiedereroberung Schleſiens behülflich ſein ſolle, ſowie Friedrich einen Krieg mit Oeſterreich, Rußland, Sachſen oder Polen beginnen und ſomit den Dresdener Frieden verletzen würde. England und Frankreich ſtanden einander drohend gegenüber; der alte Natio-

nalhaß hatte diesmal eine Streitigkeit über die Gränzen der nordamerikaniſchen Colonien beider Mächte zum Anlaß eines neuen Ausbruches bekommen. Frankreich, im Beſitz Canada's und Louiſiana's, beanſpruchte nämlich auch den des Stromgebietes des Miſſiſſippi und des Ohio, wogegen England proteſtirte; außerdem wollte das Letztere die bisher noch von keiner europäiſchen Macht als Eigenthum beanſpruchten Inſeln St. Lucia, St. Vincent, Tabago und Dominica ausſchließend beſitzen, und endlich lagen beide Mächte im Streit über die Gränzen Neuſchottlands (Akadiens), welches Frankreich durch den 12. Artikel des Utrechter Friedens „ganz und gar innerhalb ſeiner alten Gränzen" an England abgetreten hatte. Der Aachener Friede beſtimmte, daß „Alles auf den Fuß wie vor dem Kriege geſtellt werden ſollte", und daraufhin forderte England die Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft bis an den Lorenzſtrom. Eine Streitigkeit zwiſchen einer privilegirten engliſchen Handelsgeſellſchaft, der „Ohio-Kompagnie", mit den Franzoſen über den ausſchließlichen Handel mit den Indianern veranlaßte den Ausbruch von Feindſeligkeiten; die Franzoſen legten zur Behauptung des Landes am Ohio und Miſſiſſippi eine Kette von Befeſtigungen an, um die Fortſchritte der Engländer abzuhalten und die Letzteren ganz nach der Küſte zurückzudrängen. Dieſe Streitigkeiten, welche für das Intereſſe Deutſchlands ganz ohne irgend einen Belang geweſen wären, wenn deutſche Fürſten nicht ihre Unterthа-

nen an fremde verkauft hätten, ſollten nun auf deutſchem Boden, durch Deutſche wider Deutſche ausgekämpft werden, weil — Maria Thereſia Schleſien wiederhaben wollte. Das neue Syſtem der europäiſchen Politik gab hiebei den Ausſchlag. Wie Maria Thereſia ganz Europa gegen Preußen zu bewaffnen ſuchte, ſo wollte England ſeinerſeits ganz Europa gegen Frankreich bewaffnen und rechnete dabei, im Hinblick auf die Unterſtützung, welche es Marien Thereſien während des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges hatte angedeihen laſſen, auf die Hülfe Oeſterreichs, wogegen nun Maria Thereſia keineswegs geneigt war, die Durchführung ihrer eigenen Angelegenheit einer ihr ganz und gar ferne liegenden Sache aufzuopfern, was man wieder von Seiten Englands als Undankbarkeit betrachtete. Es kamen eben die beiden Zwecke in die Colliſion, welche der Natur der Sache nach von vorneherein unvermeidlich geweſen war. Indem Oeſterreich hiebei konſequent die Erreichung ſeines Zieles im Auge behielt, konnte es nicht anders, als ſich immermehr von England trennen und, wozu Kaunitz ſo geſchickt Alles vorbereitet hatte, ſich näher an Frankreich ſchließen; es wollte aber das Erſtere nicht völlig aufgeben, bevor es ſich des Letzteren nicht völlig verſichert hatte; daher war die äußerſte Vorſicht, ein Verhehlen der eigentlichen Abſicht nöthig, welches uns mehr als einmal verletzen muß, weil es haarſcharf an Zweideutigkeit gränzte, ein Temporiſiren, weil man ſich vollkommen rüſten wollte,

bevor man offen ausspielte, und weil man es für unumgänglich nothwendig hielt, nicht den ersten Schlag der Offensive zu thun, um fort und fort in der öffentlichen Meinung, wie auf den Grundlagen der Diplomatie, den Vortheil des angegriffenen, also des im Recht gekränkten Theils für sich behaupten zu können. Lange genug setzte Friedrich II. durch seine beharrliche Neigung, den Frieden zu erhalten, Marien Theresien in Verlegenheit. Auf's Zweideutigste benahm sich bei dem großen Spiele Rußland, wohin zahlreiche englische Gelder (zur Bestechung der Machthaber) flossen, und welches lange Zeit hindurch den Schein der Willigkeit zum Bündniß mit England wenigstens nicht zerstörte, wiewohl es schon längst mit Oesterreich im Reinen war. Um in Frankreich den Abschluß des neuen antinationalen Systems durchzusetzen, welcher den triftigsten Beweis liefert für die dort überhand genommene gänzliche Korruption und Anarchie, mußte die Maitresse ihre Kreaturen an's Ruder des Staates bringen; und ein in Staatsgeschäften unerfahrener Abbé, (später ward er freilich Kardinal) Bernis, der, außer einem geringen Talent für Gelegenheitsgedichte, keines, wohl aber das Verdienst besaß, daß er jenes Talent einst zur Abfassung von Billets benützt hatte, um der weiland Frau von Etioles die galanten Briefe Ludwigs XV. zu beantworten und ihr dadurch zur Ehrenstelle einer königlichen Maitresse zu verhelfen, — dieser Bernis begann den Abschluß des durch Kaunitz vorbereiteten österreichisch-

franzöſiſchen Bündniſſes mit Kaunitzen's Nachfolger, dem Grafen Georg Adam von Stahremberg, auf Babiole, einem Landhauſe der Pompadour, im September 1755. Wie ſo ganz und gar dies neue Syſtem in Frankreich nur von der allmächtigen Maitreſſe verwirklicht wurde, und weßhalb, — das zeigte ſich bald nach dem Ausbruch des Krieges dadurch, daß die Kreaturen der Pompadour an die Spitze der Geſchäfte traten, Bernis als Miniſter, der Herzog von Choiſeul als Geſandter am Wiener Hofe, die Herzoge von Richelieu und Soubiſe auf dem Kriegsſchauplatze. Welcher ſchneidende Kontraſt: ſolche Triebfedern, die Hebel der gemeinſten Immoralität einerſeits, — und der wohlbegreifliche Wunſch der tugendhafteſten Maria Thereſia andererſeits: das ihr durch Waffengewalt entriſſene Eigenthum kühn eben auch durch Waffengewalt wieder zu gewinnen. Indem Maria Thereſia ſich an den Beſitzſtand durch die neuen Friedensſchlüſſe nicht gebunden fühlte, indem ſie dieſe Letzteren bloß als ihr abgezwungene, und ſomit nicht rechtskräftige betrachtete, handelte ſie allerdings (wie ein neuerer Geſchichtſchreiber ganz richtig bemerkt) nach keiner andern Rechtsanſchauung als Preußens König im Befreiungskriege; aber darin iſt der Unterſchied, daß in ihrem Falle die Sache der Dynaſtie nicht zugleich Sache des Volkes war, daß Schleſien im Ganzen nicht mehr öſterreichiſch ſein wollte, weil es die Vortheile empfunden hatte, welche ihm die preußiſche Herrſchaft brachte.

Nach dieſer allgemeinen Betrachtung folge nun eine kurze Geſchichte der diplomatiſchen Verhandlungen, nach den engliſchen Geſandtſchaftsberichten. *)

Der Wiener Hof ſuchte, unbeſchadet aller ernſtlichen, unverrückt nach einem und demſelben Ziele hinſtrebenden Operationen Kaunitzen's, den Schein zu behaupten, daß er das alte System aufrecht erhalten wolle, ſelbſt als die Mißhelligkeiten wegen der römiſchen Königswahl Joſephs und wegen des Barrierenvertrags eingetreten waren. Kaunitz ließ 1754 Worte fallen über das gefährliche Streben der Franzoſen nach allgemeiner Herrſchaft und über die Nothwendigkeit: ihnen auf alle Weiſe entgegenzutreten. In demſelben Jahre drang er äußerſt lebhaft darauf, daß England ſeinen Bund mit Rußland zu Stande bringe, unzweifelhaft ein Verſuch, denſelben gegen Preußen zu benutzen. Im darauffolgenden Jahre 1755 wurden die Aufforderungen Englands an dem Wiener Hof, in Bezug auf Oeſterreichs Partheinahme für das Erſtere gegen Frankreich, immer dringender; der engliſche Staatsrath wollte ſich mit Kaunitzen's allgemein gehaltenen Verſicherungen nicht mehr begnügen und verlangte eine beſtimmte Erklärung über die Truppenzahl, welche Maria Thereſia zur Vertheidigung der Niederlande und Hannovers im Fall eines franzöſiſch-preußiſchen Angriffes ſtellen würde. Un-

*) Bei Coxe und Raumer, („König Friedrich II. und ſeine Zeit") welcher den Erſteren ergänzt; Manches wörtlich.

term 16. April 1755 erklärte nun Maria Thereſia in einer Denkſchrift, daß ſie ihre Truppen nicht aus Böhmen entfernen könne, ohne ihre Erblande und ſelbſt ihre Hauptſtadt gegen Preußen zu entblößen; ſie könne nichts weiter thun, als die Truppenzahl von 25,000 Mann für die Niederlande vervollſtändigen; würden ſich mit dieſen die bedungenen 10,000 Mann Engländer und 6000 Holländer, ſowie die heſſiſchen Truppen vereinigen, ſo würde man ſowohl Frankreich, als auch mit den durch Ruſſen verſtärkten öſterreichiſchen Truppen Preußen kräftigen Widerſtand leiſten können; demgemäß ſtellte ſie den Antrag: England möchte 60,000 Ruſſen in Sold nehmen und die Subſidienverträge mit Kurſachſen, Kurbayern und Heſſen erneuern. Auf dieſe letzteren Vorſchläge erklärte nun der engliſche Staatsrath ſich bereit einzugehen, verlangte jedoch, daß Maria Thereſia eine Verſtärkung von 25,000 bis 30,000 Mann (ungerechnet die Beſatzung Luxemburgs) nach den Niederlanden ſchicken (weil der Beitritt Hollands nicht anders zu erwirken ſei) und zum Schutze Hannovers für den Fall eines preußiſchen Angriffes ein Heer zuſammenziehen ſollte. Als nun aber der engliſche Staatsſecretär Holderneß ſich nach Belgien begab, eröffnete ihm der Generalgouverneur deſſelben, Prinz Karl von Lothringen, die öſterreichiſchen Truppen dortſelbſt wären nur 20,000 Mann ſtark und die Beſatzung Luxemburgs allein erfordere davon 7000; außer den Barriereplätzen ſei kein feſter Ort haltbar, und er könne ſich nur zur Deckung der am meiſten

bedrohten holländiſchen Gränzpunkte verſtehen. Holland dagegen hatte ſeine Truppen zurückberufen und wünſchte ſich durch einen Neutralitätsvertrag ſicher zu ſtellen. Somit mußten Belgien und Holland einem franzöſiſchen Angriff bloßgeſtellt bleiben, was der engliſche Staatsrath dem Wiener Hofe bemerkbar zu machen nicht ermangelte.

Wiewohl nun die Verhältniſſe zwiſchen England und Oeſterreich ſich dergeſtalt immer ſchroffer und ſpitzer ausbildeten, ſpielte Kaunitz ſeine Rolle ganz auf die alte Weiſe fort. Im Mai d. J. äußerte er den Wunſch, daß ſich England und Frankreich vergleichen möchten, und verſicherte im Namen ſeiner Monarchin, „daß ſie ihre Intereſſen von jenen des Königs von England für unzertrennlich halte", oder vielmehr, „daß dieſe ganz dieſelben ſeien"; Maria Thereſia ſei überzeugt: „ihre Sicherheit ſei allein in der ihrer Verbündeten, und insbeſondere Englands zu finden"; demnach ſei ſie entſchloſſen, „ihre Verpflichtungen nicht bloß nach dem Buchſtaben, ſondern nach dem Sinne der Verträge zu erfüllen und alle Kräfte auf's Aeußerſte zu dieſem Zwecke anzuſtrengen." In Bezug auf die von England ſo dringend geforderten Unterſtützungsheere in Belgien und Hannover wurde als erſte Bedingung feſtgeſtellt, daß Maria Thereſia zuerſt durch Rußland gegen Preußen geſichert ſein müſſe, wie denn Kaunitz noch ausdrücklich bemerkte, daß England Marien Thereſien nicht bloß als ſeine Verbündete gegen Frankreich, ſondern auch gegen Preußen betrachte. Eng-

land hingegen, ſeiner fruchtloſen Bemühungen müde werdend, erklärte am 31. Mai, daß es nicht im Einvernehmen mit Oeſterreich wirken könne, wenn Maria Thereſia die an ſie ergangenen Forderungen nicht definitiv annehme, und „Europa's ganzes Staatenſyſtem werde zu Grunde gehen.“ In ſeiner Erwiederung ſuchte ſich der Wiener Hof wider den indirekten Vorwurf der Undankbarkeit gegen England dadurch zu rechtfertigen, daß er hervorhob, wie einerſeits Oeſterreich den Beiſtand der Seemächte mit dem Blute ſeiner Völker erkauft, und wie anderſeits ſeine Bundesgenoſſen bei dem freundſchaftlichen Verhältniß mit Oeſterreich ſich neue Quellen von Reichthümern geöffnet hätten; er hob zugleich hervor, daß Maria Thereſia „noch nie die Freude gehabt habe, zu ſehen, daß ihre Bundesgenoſſen ihren Abſichten Gerechtigkeit wiederfahren ließen.“ In ihrem Ultimatum erklärte ſodann Maria Thereſia ſich zur Unterhaltung von 25,000 Mann in den Niederlanden bereit (die Beſatzungen von Namur und Luxemburg in dieſe Zahl nicht einbegriffen), aber unter der Bedingung, daß England 20,000 und Holland wenigſtens 6000 Mann ſtellten; außerdem ſollte der König von England die Anzahl der Hülfstruppen, die er Marien Thereſien ſenden wolle, angeben, ſobald als möglich Subſidienverträge abſchließen, die ruſſiſchen Truppen in engliſchem Sold zum Schutze Oeſterreichs gegen Preußen verwenden und alles aufbieten, um eine von Italien her etwa drohende Gefahr unmöglich

zu machen. Bei Erfüllung dieſer Bedingung, und ſowie 20,000 Mann engliſche Truppen nach Belgien marſchirten, ſollten die öſterreichiſchen desgleichen thun. Bevor dies Ultimatum in Hannover ankam (der König von England hatte ſich in ſein deutſches Kurfürſtenthum begeben), verlangte der engliſche Geſandte in einer dem Wiener Hof übergebenen Denkſchrift eine unumwundene Erklärung: „ob Maria Thereſia, im Falle eines Angriffs von Frankreich oder ſeinen Bundesgenoſſen auf Hannover, zum Schutz dieſes Kurfürſtenthums Truppen, und wie viel ſie ſenden, endlich: wann dieſe Armee aufbrechen würde, um ſich mit den engliſchen und hannöverſchen Truppen zu vereinigen"? Dieſe kategoriſche Frage wurde durch die Bemerkung verſchärft: England würde aus der Zahl der öſterreichiſchen Hülfsvölker und aus dem Eifer, womit man ſie ſtellte, die Geſinnungen des Wiener Hofes erkennen, „welchen ebenſowohl Dankbarkeit als Oeſterreichs eigener Vortheil die Nothwendigkeit: England beizuſtehen, fühlbar machen müſſe." In der Antwort auf dieſe Denkſchrift bezog ſich Kaunitz lediglich auf das dem engliſchen Geſandten zugeſtellte Ultimatum, und erklärte, daß ſich ſeine Monarchin jeder Auskunft über die in der Denkſchrift enthaltenen Fragen ſo lange enthalten müſſe, als ſich der König von England über die Punkte des Ultimatums nicht erklärt habe. Hierauf erklärte denn der Letztere, er wolle ſich mit dem Hauſe Oeſterreich in keinen Federkrieg einlaſſen. Was das Verhältniß Oeſterreichs zu Frank-

reich betrifft, ſo hatte der engliſche Miniſter von der erſteren Macht auch hierüber Auskunft verlangt, und (nach einem Bericht vom 27. Juni 1755) von Kaunitz folgende erhalten, welche ganz dem bisherigen Benehmen des klugen Diplomaten entſprach. Kaunitz erklärte nämlich, daß Frankreich ſeine Friedensliebe rühme, ſich über England ungünſtig auslaſſe und den Wiener Hof wider dasſelbe einzunehmen ſuche; „er (Kaunitz) kenne jedoch den franzöſiſchen Hof zu gut, als daß deſſen kleine Künſte ihn täuſchen könnten"; „wir haben" (ſagte er ferner), „obwohl geheime, doch wirkſame Maßregeln ergriffen und alles ſo vorbereitet, daß wir, im Falle es nöthig iſt, ohne Verluſt eines Tages in's Feld rücken können", worin eigentlich eine reservatio mentalis in Bezug auf Schleſien enthalten war, während England ſich die Erklärung in Bezug auf einen Krieg in Belgien auslegen ſollte.

Nun wurden die diplomatiſchen Anfragen und Erwiederungen ſeltener; England, welches plötzlich klar ſah, um was es ſich eigentlich handle, und welches ſich überzeugte, daß es von Marien Thereſien keinen Beiſtand gegen Frankreich zu erwarten habe, wenn es ſich nicht mit ihr gegen Preußen zur Wiedereroberung Schleſiens verbinde (was es unter den beſtehenden Verhältniſſen für Wahnſinn erklärte), — England ſchickte ſich nun an, zu handeln und ſich enger an Preußen anzuſchließen, wozu auch Friedrich II. aus mehrfachen Rückſichten beſtimmt wurde, — einmal, weil er die Abſichten Oeſterreichs

durchſchaute, zweitens weil er wohl wußte, daß er vereinzelt daſtand, indem ihm von Rußland her Gefahr drohte, ohne daß er ſich auf Schweden als auf einen Gegenhalt verlaſſen konnte, und indem Frankreich wieder nur geringen Eifer bezeigte, ſein Bündniß mit Preußen zu erneuern, welches im Mai 1756 zu Ende ging; — er wollte den Frieden in Europa erhalten, weil er mußte.

Während nun Rußland die Vollziehung ſeines Vertrages mit England verzögerte, beſchleunigten Friedrich II. und Georg II. den Abſchluß eines Schutzbündniſſes zwiſchen Preußen und England, welches am 16. Januar 1756 zu Stande kam. Der betreffende Traktat von Whitehall enthielt folgende Punkte: 1) der Traktat von Weſtminſter, durch welchen das Haus Brandenburg dem Hauſe Hannover die britiſche Thronfolge garantirte, wurde beſtätigt, 2) Georg II. verzichtete zu Gunſten Friedrichs II. auf alle Rechte und Anſprüche auf Oſtfriesland, 3) Friedrich II. verpflichtete ſich zur Erſtattung des Reſtes der Hypothek der engliſchen Nation auf Schleſien, 4) er verband ſich, auf alle Maßregeln Englands zur Erhaltung des europäiſchen Friedens und zur Abhaltung fremder Truppen von Deutſchland einzugehen, 5) er nahm die Garantie der Generalſtaaten für das Haus Hannover über ſich, wogegen Georg II. ſeinerſeits ſeine beſondere Garantie für die von Friedrich II. erworbenen ſchleſiſchen Lande in beſter Form erneuerte. Zwei geheime Artikel betrafen die

Ausnahme der österreichischen Besitzungen in Belgien und Italien von der Garantie und die Verpflichtung Englands zur Entschädigung der preußischen Handelsleute für nicht wiedererstattete Prisen, welche ihnen die Engländer im vorigen Kriege abgewonnen hatten, im Betrag von 200,000 Pfund Sterling. —

Diesen Vertrag hoffte man sowohl vor dem Wiener als auch vor dem Petersburger Hofe um so leichter zu rechtfertigen, als der Zweck desselben bloß die Erhaltung des Friedens betraf, den ja jede der Mächte auch wieder als ihren obersten Zweck hinstellte. Rußland gegenüber wurde erklärt, daß Oesterreich durch den Vertrag von Whitehall nun gegen Preußen aufs Zuverlässigste (besser als durch Gewaltmittel) gesichert sei, und daß demnach nunmehr (in Bezug auf Oesterreichs frühere Erklärung) kein Hinderniß mehr im Wege stehe, daß es sich für England thätig verwende. Wie sehr man sich nun über Rußlands wahre Gesinnungen täuschte, ergab sich bald daraus, daß die Kaiserin, als sie den russisch-englischen Vertrag vom 30. September 1755 vollzog, noch die wichtige Bedingung beisetzte, daß derselbe nur für den Fall gelte, wenn der König von Preußen die Staaten des Königs von England oder seiner Bundesgenossen angreife, unter welchen letzteren natürlicherweise auch Oesterreich mitverstanden wurde.

Was die Aufnahme des Vertrages von Whitehall am Wiener Hofe betraf, so ahnte der englische

Miniſter Keith, welcher ſich alle Mühe gab, darzuthun, daß jener Vertrag nichts Feindſeliges gegen Oeſterreich enthielte, ſondern bloß zur Erhaltung des Friedens dienen ſolle, nicht im Mindeſten, welche Freude ſich hinter der kalten Höflichkeit in Kaunitzens Antworten verbarg; — „er habe nie geglaubt, daß der König von England durch den preußiſchen oder einen andern Vertrag die Verpflichtungen ſchwächen wolle, welche er durch frühere Verträge gegen ſeine alten Verbündeten übernommen habe," bemerkte Kaunitz das erſte Mal (7. April), und ſpäter (im Mai): „die Kaiſerin könne nicht verhehlen, daß die Beſchränkung der Neutralität auf die deutſchen Länder ſie ein wenig überraſcht habe, weil ſie ſich anderwärts in ſichtlicher Gefahr befände; doch wünſche ſie dem Könige von England alles mögliche Gute, und daß man aus dem Vertrage (beſonders für das Kurfürſtenthum Hannover) all den Vortheil ziehen möge, welchen man erwarte." Schärfere Ausdrücke mußte der engliſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe hören; er erfuhr, daß ſich der Wiener Hof über Georg II. beklage, welcher Oeſterreichs Intereſſe dem Könige von Preußen aufgeopfert habe; dieſem Vorwurf kam noch die durch eine Schrift verbreitete Nachricht zur Unterſtützung ſehr gelegen, daß der König von Preußen mit dem Herzog von Nivernois unterhandle (Ludwig XV. hatte Dieſen im Dezember 1755 nach Berlin geſchickt, um ſich über die wahren Abſichten Englands und Preußens genau

zu erkundigen. *) Obwohl nun Friedrich II. dem Herzog von Nivernois zur beſten Antwort den Vertrag mit England gezeigt hatte, ſo wies man doch anderſeits auf die Möglichkeit hin, daß dieſe Unterhandlung Friedrichs mit Nivernois nicht ohne Wiſſen Englands geſchehen, und unterſtellte: „Friedrich II. trachte nach der Rolle eines Vermittlers, nach Ehre und Zuwachs an Land.“ Der Wiener Hof warf ſogar die Andeutung hin, daß er unter ſolchen Umſtänden wohl genöthigt werden möchte, ſich nach anderen Verbündeten umzuſehen.

Das Letztere eben hatte er nun aber bereits gethan, und allen dieſen kleinen Schauſpielerkünſten der Diplomatie lag kein anderer Zweck zu Grunde, als: Zeit zu gewinnen, um die mit Frankreich eingeleitete Sache glücklich zum erwünſchten Abſchluß bringen zu können; nichts konnte dem Wiener Hofe willkommener ſein als eben dieſer preußiſch-engliſche Vertrag, durch deſſen Abſchluß nun Oeſterreich gleichſam gezwungen zu ſein ſchien, das alte Syſtem

*) Der Grund der Sendung Nivernois' war die Unſchlüſſigkeit der Kommiſſion, welche Ludwig XV. zur Begutachtung eines öſterreichiſchen Bündniſſes niedergeſetzt hatte, weil er, nach der Zuſammenkunft in Babiole, den Widerſtand von Puiſieux, Saint Severin und Saint Florentin im Staatsrath befürchtete. Ausdrücklich erklärte nun Ludwig XV. an Kaunitz: er wolle ſich vor dem Abſchluſſe über die wahren Abſichten Preußens und Englands erkundigen. — Nivernois ſollte dem König von Preußen die Souverainetät über die Inſel Tabago antragen als Preis für die Erneuerung des Bündniſſes mit Frankreich, — ein Anerbieten, welches Friedrich II. ſehr lächerlich fand.

aufzugeben, nachdem Kaunitz meisterhaft den Schein zu behaupten gewußt hatte, als wolle er dasselbe aufrecht halten. Nach der (oben erwähnten) Zusammenkunft zwischen Bernis und Stahremberg zu Babiole (im Sept. 1755) und einer zweiten zu Luxemburg, woselbst der Plan eines französisch-österreichischen Bündnisses entworfen und erörtert worden war, trat der Abschluß des englisch-preußischen ein, und der jenes ersteren wurde nun dadurch beschleunigt. Zu den ursprünglichen Bedingungen desselben gehörte eine gegenseitige Garantie für die beiderseitigen Besitzungen in Europa und für die preußischen Länder; den letzteren Punkt bewilligte Maria Theresia nicht ohne vorhergegangene lange Gegenvorstellungen; als die Nachricht von dem englisch-preußischen Bündnisse eintraf, benützte dies der österreichische Gesandte, um den beanstandeten Punkt im Interesse seiner Monarchin durchzusetzen.

So weit war die Sache gereift, als sie denn im österreichischen Staatsrath zum Abschluß kommen sollte, und — noch wußte Marien Theresien's Gemahl nichts davon! Erstaunt, entrüstet schlug Franz I. bei der Nachricht von einem Bunde Oesterreichs mit Frankreich auf den Tisch, rief: „Ein solches Bündniß ist unnatürlich und soll nicht statt haben," und verließ den Sitzungssaal. Marien Theresiens Beifall entschied die Zustimmung der übrigen Mitglieder des Staatsrathes, und auch Franz I. gab dann die seinige.

Am 1. Mai 1756 fand der Abschluß des Traktats von Versailles zwischen Frankreich und Oesterreich statt; er hieß: „Neutralitäts-Convention und Defensiv-Traktat der Einigung und Freundschaft, zwischen Maria Theresia einerseits und Ludwig XV. anderseits, für beide Monarchen und deren Erben, Nachkommen, Königreiche, Staaten, Provinzen, Länder, Unterthanen und Vasallen ohne alle Ausnahme." Sie erneuerten den westphälischen Frieden und alle seither abgeschlossenen Friedens- und Freundschaftstraktate und garantirten sich wechselseits alle beiderseitigen Besitzungen, und Oesterreich verband sich, im Angriffsfalle die französischen Besitzungen in Europa (mit einziger Ausnahme des damals ausgebrochenen Krieges zwischen Frankreich und England) *); Frankreich verband sich, die Besitzungen Marien Theresiens (ohne Ausnahme) zu beschützen durch eine Armee von 24,000 Mann, welche in 6 Wochen oder höchstens 2 Monaten marschfertig sein sollte. Maria Theresia behielt sich (im 8. Artikel) vor, die übrigen Mächte zu diesem „rein-defensiven Traktat" einzuladen. Dieser Letztere erklärte übrigens deutlich genug die entschiedene Neigung Marien Theresiens zum Krieg, (während Friedrichs II. Friedensliebe damals eben so gewiß war) und ließ nicht minder deutlich das Motiv erkennen, welches sie dabei bestimmte. So war denn das „neue

*) Am 17. Mai 1756 erklärte England an Frankreich, am 9. Juni das Letztere dem Ersteren förmlich den Krieg.

System," die Frucht jahrelanger diplomatischer Künste, fertig und unwiederruflich, und Maria Theresia hatte demnach denselben Weg eingeschlagen, wie weiland Karl Albrecht von Bayern, nur mit dem Unterschiede, daß jener sich vor dem stolzen Frankreich gedemüthigt hatte, um den Titel eines deutschen Kaisers zu erlangen, und daß die deutsche Kaiserin Maria Theresia sich herabgelassen hatte, an die — Pompadour zu schreiben, um ihr entrissenes Erbland Schlesien wieder zu erobern; der Zweck schien ihr das Mittel zu heiligen. Ihr Gemahl fühlte und dachte diesmal deutscher als sie, aber er war zu schwach, seine Gefühle, seine Ansichten zu behaupten und durchzusetzen. Selbst ihr Beichtvater mißbilligte das neue System, und der Erzherzog Joseph fragte seine Mutter wiederholt: „ob sie sich denn sicher glaube, indem sie Frankreich traue, das sie so oft betrogen hätte?" Nicht blos am Hofe, sondern auch in den weitesten Kreisen des Publikums herrschte große Mißstimmung. Nicht ohne Interesse ist's, die diplomatischen Hin- und Widerreden zwischen den österreichischen und britischen Staatsmännern über das verhängnißvolle Bündniß zu belauschen. Von Seiten des Wiener Hofes wurde bis zum letzten Augenblick eine Sprache geführt, welche in der Diplomatie erlaubt ist, weil eben der Zweck das Mittel heiligt; — Schattenparthieen, welche nicht verheimlicht werden dürfen! Man höre!

Unbefriedigt durch die Antworten Kaunitz's, welcher in Bezug auf die Unterhandlungen zwischen Oester-

reich und Frankreich erklärte: „er habe ganz beſondere Befehle, über dieſen Punkt in keiner Weiſe auf Erläuterungen einzugehen," erbat ſich und erhielt Keith eine Audienz bei der Kaiſerin *). Sie fand am 13. Mai, (dem Geburtstage Marien Thereſiens) ſtatt. Freundlich empfing die Kaiſerin den engliſchen Geſandten, welcher nun alſobald auf die Erklärung zurückkam, die er als ſchriftliche Verbalnote ſeinem Hofe ſchicken ſollte, nämlich: wie Maria Thereſia durch die Beſchränkung der Neutralität auf die deutſchen Lande ein wenig überraſcht worden ſei u. ſ. w., Keith bemerkte darüber, „daß dieſe Erklärung ſeinem Hofe als ein Aufgeben der alten Verhältniſſe erſcheinen werde." Hierauf erwiederte Maria Thereſia: „Es iſt nicht meine Schuld, wenn dies der Fall iſt. Nicht ich habe das alte Syſtem aufgegeben, ſondern Ihr Hof hat zu gleicher Zeit das Syſtem und mich verlaſſen, indem er den Vertrag mit dem König von Preußen ſchloß. Die Nachricht von dieſem Vertrage hat mich ſo getroffen, als hätte mich der Schlag gerührt, denn ob ich gleich von verſchiedenen Orten mancherlei Nachrichten erhielt, daß ſolch' ein Vertrag im Werke ſei, konnte ich doch niemals dahin gebracht werden, es zu glauben. Jetzt aber, nachdem es gewiß iſt, betrachte ich das alte Syſtem als nicht mehr vorhanden, und deßhalb

*) Bei Raumer, welcher Coxe's Bericht ergänzt.

muß ich auch entſchuldigt ſein, wenn ich Maßregeln ergreife, die zu meiner Sicherung nöthig erſcheinen." Auf die Entgegnung Keith's, daß der berührte Vertrag das alte Syſtem keineswegs aufhebe und daß er durch die Abgeneigtheit des Wiener Hofes, den engliſchen Plan der Vertheidigung anzunehmen, herbeigeführt worden, ſprach Maria Thereſia: „Ohne auf die Gründe einzugehen, welche den König von England vermocht haben, jene Maßregel zu ergreifen, will ich Ihnen nur frei geſtehen: ich und der König von Preußen, wir ſind zu einander unverträglich, und keine Rückſicht kann mich je vermögen, in einen Bund einzutreten, an welchem er Theil hat;" — worauf Keith bemerkte: ein ſolcher Entſchluß ſei gegen das Intereſſe der Kaiſerin, weil er dem König von Preußen einen Vorwand gebe und der ihn gewiſſermaßen zwinge, ſich durch den Untergang des Hauſes Oeſterreich zu ſichern. Nun ging er auf das Verhältniß des Wiener Hofes zu dem franzöſiſchen über; die Kaiſerin lehnte jedoch jede Erklärung darüber ab und bemerkte bloß: „ſie vermöge nicht einzuſehen, wie England verwundert ſein könne, daß ſie Verbindungen mit Frankreich eingehe, nachdem Erſteres ihr durch den preußiſchen Vertrag ein Beiſpiel gegeben."

Nun bat Keith um die Erlaubniß, bloß als Privatmann ſprechen zu dürfen, und es kam dann zu folgenden Reden und Gegenreden. „Mein jetziges Syſtem" (ſagte Maria Thereſia) „iſt, mich durchaus von jedem Krieg fern zu halten; alle meine Maßregeln beziehen ſich

auf dieſen Zweck.“ *) Als nun Keith ſich äußerte, er könne an ein Bündniß der Kaiſerin mit einer Macht, welche ſtets ihr und ihres Hauſes Feind geweſen, nicht eher glauben, als bis er ihre Unterzeichnung des Vertrages geſehen, erwiederte ſie: „Ich bin weit davon entfernt, franzöſiſch geſinnt zu ſein, und weiß, daß jener Hof mein Feind iſt; allein der Friede von Aachen und die damals, ſowie vorher von mir erzwungenen Abtretungen haben mir Arme und Beine abgeſchnitten und mich in eine Lage gebracht, wo ich wenig von Frankreich zu fürchten und nach dieſer Seite hin zu thun habe. Vielmehr muß ich die Maßregeln ergreifen, welche nothwendig ſind, das Wenige zu vertheidigen, was man mir gelaſſen hat.“ — „Die Abtretungen,“ bemerkte Keith hierauf, „ſeien unvermeidlich geweſen;“ auch erinnerte er an Englands Abtretungen von Cap Breton im Intereſſe Oeſterreichs. „Wie können Ew. Majeſtät“ (fuhr er ſodann fort) „glauben, durch eine Verbindung mit dem treuloſen franzöſiſchen Hofe Sicherheit zu finden?“ — „Und warum ſoll ich nicht?“ erwiederte Maria Thereſia. Nochmals brachte jetzt Keith alle Gründe gegen einen franzöſiſch-öſterreichiſchen Bund vor, und ſchloß mit den Worten: „Es iſt unmöglich, daß eine Kaiſerin und Erzherzogin von Oeſterreich ſich ſo erniedrigen und in die Arme Frankreich's werfen ſollte.“

*) Gleichwohl war ſchon am 18. Februar von großen Kriegsrüſtungen Oeſterreich's die Rede. Man vergleiche das, was zwei Monate ſpäter geſchah.

Rasch antwortete Maria Theresia: „Ich werfe mich nicht in die Arme Frankreichs, ich stelle mich ihm zur Seite. Noch ist nichts mit dieser Macht vollzogen; auch werde ich nichts wider England eingehen; aber eine Uebereinstimmung war nöthig, und ich bin überzeugt, wenn Frankreich sie annimmt, wird es sein Wort halten." (Man erinnere sich an das Datum dieser Audienz, den 13. Mai, und an das des Vertrags von Versailles, den 1. Mai!) Nun erinnerte Keith an die pragmatische Sanktion und an Englands Verdienste um Oesterreich. Da erwiederte Maria Theresia: „Hätte Preußen nicht den Weg gezeigt, würde Frankreich mich nicht angegriffen haben; auch kam der König von England sehr spät zu meiner Vertheidigung. Ich kann mich um entfernte Landschaften wenig bekümmern, muß mich auf Vertheidigung meiner Erbstaaten beschränken und habe nur zwei Feinde zu fürchten: die Türken und die Preußen. Bei dem guten Verständnisse, was jedoch zwischen den beiden Kaiserinnen" (ihr selbst und Elisabeth von Rußland) „obwaltet, werden sie zeigen, daß sie sich vertheidigen können und selbst von diesen mächtigen Feinden wenig zu fürchten haben."

Während Maria Theresia dergestalt ziemlich deutlich die Kaiserin von Rußland als ihre Verbündete bezeichnete, glaubten gleichzeitig England und Preußen, das Erstere mit Bestimmtheit, Friedrich II. aber nicht ohne einiges Mißtrauen, des russischen Beistandes sicher zu sein, und der Letztere schlug vor, daß sich die

30,000 Mann ruſſiſcher Truppen, in den Häfen Kurlands und Lievlands ein=, und in Roſtok ausſchiffen ſollten. Wiewohl nun wirklich Truppen in Lievland zuſammengezogen wurden, zeigte ſich bald die wahre Geſinnung des durch öſterreichiſchen Einfluß und öſterreichiſches Geld fortwährend bearbeiteten ruſſiſchen Hofes; die Kaiſerin Eliſabeth erklärte dem Grafen Eſterhazy ausdrücklich: „Wenn Maria Thereſia von Preußen oder Frankreich angegriffen werde, wolle ſie derſelben mit aller ihrer Macht zu Hülfe kommen.“ In der That aber brach ſie ihre Verbindung mit England, um die Bedingungen jener mit Oeſterreich vom Jahre 1746 aufs Genaueſte zu erfüllen.

Erſt am 12. Juni ſetzte Kaunitz den engliſchen Geſandten von dem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geſchloſſenen Vertrag in Kenntniß, und berief ſich zur Rechtfertigung deſſelben darauf, daß man ja den weſtphäliſchen Frieden zu Grunde gelegt, daß mithin von einem Umſturze der Reichsverfaſſung die Rede nicht ſein könne.

So weit waren die Verhältniſſe gediehen. Für Maria Thereſia ſchien die größte Hoffnung eines günſtigen Erfolges vorhanden, wenn ſie, durch Rußland, Frankreich und Sachſen gedeckt, den Verſuch zur Wiedereroberung Schleſiens machte, während Friedrich gute Gründe hatte, die Erhaltung des Friedens zu wünſchen und Alles dafür aufzubieten, wenngleich ihm die feindſeligen Abſichten Oeſterreichs und Rußlands nicht entgingen.

Die Rüſtungen und Anfragen.

Der engliſche Geſandte in Wien berichtete ſchon in der erſten Hälfte des Juli 1756 von eifrigen Vorbereitungen zum Kriege, welche man öſterreichiſcher Seits anſtelle; ſo ſollte jedes Regiment Reiterei bis zum erſten Oktober von 800 auf 1000 Mann gebracht ſein, und aus Ungarn, ſowie von anderwärts wurden Truppen zuſammengezogen. Dabei erklärte jedoch der Wiener Hof: „er habe keine feindlichen Abſichten, er wolle wenigſtens nicht der angreifende Theil ſein;“ eben dies war allerdings die ganz folgerichtige Politik, wie Keith ſie bald durchſchaute, wenn er bemerkte: „der Wiener Hof würde nicht betrübt ſein, wenn der König von Preußen den erſten Schlag thun wollte, damit Oeſterreich vertragsmäßig Frankreichs und Rußlands Beiſtand fordern könnte.“ Es lag Oeſterreich Alles daran, und mußte ihm daran liegen, den Schein des Angriffs auf Friedrich II. zu wälzen; dieſer Grundſatz leitete denn auch, wir wir gleich ſehen werden, das ganze Benehmen des Wiener Hofes während der Rüſtungen, welche fort und fort mit großem Eifer fortgeſetzt wurden. Als Grund derſelben gab der Wiener Hof an, daß die Bewegungen im preußiſchen Heere und die Abſicht Friedrich's II., an den öſterreichiſchen Gränzen Lager zu bilden, die Nothwendigkeit auferlegten, ſich in vollkommenen Vertheidigungsſtand zu ſetzen; worüber ſpäter ein Näheres.

Dem König von Preußen blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als auch seinerseits seine Kriegsrüstungen zu betreiben; zugleich befolgte er den Rath des englischen Gesandten Mitchell: „von Oesterreich eine Erklärung zu verlangen, ob es ihn angreifen wolle", — obgleich er von diesem Schritte nichts erwartete. Kaunitz bemerkte über diese sehr richtige Maßregel Friedrich's gegen den sächsischen Gesandten, den Grafen Flemming: „der König von Preußen hatte einen doppelten Zweck, welchen wir hier gleichmäßig vermeiden wollten, erstens: zu Erörterungen und Aufklärungen zu gelangen, welche eine Unterbrechung der Maßregeln veranlassen konnten, deren kräftige Fortsetzung wir für nöthig hielten; und zweitens: die Sache weiter zu führen, zu anderen Vorschlägen und wesentlicheren Verpflichtungen." Und so ertheilte denn Maria Theresia im Juli auf die durch den preußischen Gesandten Klinggräf an sie ergangene höfliche Anfrage die allgemein gehaltene Erklärung: „So wie sich die Angelegenheiten jetzt in der Krisis befänden, habe sie es für nöthig gehalten, Maßregeln für ihre eigene Sicherheit und für die ihrer Verbündeten zu ergreifen, welche Niemand beeinträchtigen sollten." Dabei wurden die Rüstungen fortgesetzt, und man erwartete für den Anfang Septembers die Zusammenziehung von 60,000 Mann (ohne die Husaren und 11 bis 12,000 Mann Warasdiner) in Böhmen und Mähren.

Dieser Umstand konnte nur dazu beitragen, die Be-

ſorgniſſe Friedrichs vor feindlichen Abſichten Oeſterreichs zu vermehren; er verſicherte Klinggräf (wie auch Mitchell) daß er Beweiſe von den Angriffsplanen Oeſterreichs und Rußlands in Händen habe, und glaubte, daß die Ausführung derſelben nur deßhalb verſchoben werde, weil die Ruſſen noch nicht gehörig vorbereitet ſeien. „Ich glaube im Recht zu ſein" (ſchrieb er an Klinggräf) „wenn ich von der Kaiſerin eine formelle und kategoriſche Erklärung fordere, beſtehend in einer mündlichen oder ſchriftlichen Verſicherung, daß ſie nicht die Abſicht habe, mich im Laufe des gegenwärtigen oder des künftigen Jahres anzugreifen. Es gilt mir gleich und hängt von dem Belieben der Kaiſerin ab, ob dieſe Erklärung ſchriftlich oder mündlich, in Gegenwart des franzöſiſchen und engliſchen Geſandten geſchehe. Man muß wiſſen, ob wir Krieg oder Frieden haben. Ich mache die Kaiſerin zur Schiedsrichterin darüber. Sind ihre Abſichten lauter, ſo iſt jetzt der Augenblick vorhanden, dieſelben an den Tag zu legen. Gibt man mir aber eine orakelmäßige, unbeſtimmte, nicht bündige Antwort, ſo wird ſich die Kaiſerin ſelbſt alle Folgen eines Stillſchweigens vorzuwerfen haben, durch welches ſie mich in der Vorausſetzung der gefährlichen Projekte bekräftigt, die ſie im Verein mit Rußland gegen mich gebildet hat. Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich an allem daraus folgenden Unglück unſchuldig bin." Am 9. Auguſt betrachtete er den Bruch mit Oeſterreich — nach allen genauen Berichten aus Wien — als unvermeidlich.

Gleichwohl hatte er seine Anfragen am Wiener Hofe, seine Bitten um eine bestimmte Erklärung wiederholt; England lag ihm dabei seit einiger Zeit dringend an: er möge nicht angreifen, um nicht dadurch Rußland die Gelegenheit zu einem offenbaren und unmittelbaren Anschluß an Oesterreich und den willkommenen Vorwand zu geben; den Angriff hielt Georg II. erst dann für zulässig, wenn alle anderen Mittel zur Sicherung Friedrichs fehlgeschlagen wären. Friedrich seinerseits hielt sich gerüstet, einen Angriff zurückzuschlagen oder einem solchen zuvorzukommen, und er glaubte (wie er sich gegen Mitchell äußerte), „nicht der könne als Angreifender betrachtet werden, der den ersten Schlag gibt, sondern der, welcher diesen Schlag nothwendig und unvermeidlich macht*). Schon im Juni hatte er zwei Heere, deren eines er selbst, deren anderes Schwerin führen sollte, schlagfertig und zum Einfall in Sachsen bereit dastehen. Auf die neue Anfrage Friedrichs gab nun der Wiener Hof, sein Prinzip konsequent durchführend, am 21. August eine Erklärung, welche dem König von Preußen eben so wenig genügen konnte, als die frühere, und wodurch die Sache nicht um Haaresbreite weiter gebracht wurde; der Wiener Hof stellte nämlich bloß die Existenz eines Angriffsbündnisses zwischen Oesterreich und Rußland gegen Preußen in Abrede, ließ

*) Diese Erklärung bildete auch den Inhalt einer gedruckten „Abhandlung von dem Unterschiede der Off- und Defensiv-Kriege."

jedoch den eigentlichen Fragepunkt, ob Maria Thereſia ihn im Laufe des gegenwärtigen oder des nächſtfolgenden Jahres anzugreifen beabſichtige, gänzlich unberührt. Noch jetzt ſagte Friedrich: „Ich bin ſo ſehr zum Frieden geneigt, daß jede Erklärung mir genügt hätte, wenn ich darin nur irgend eine Zuſicherung für meine Sicherheit gefunden hätte; ich las die letzte Antwort mehrere Male, aber ich kann daſelbſt nichts der Art entdecken.“ Da ſetzte denn Friedrich zu Ende Auguſts ſein Heer gegen Sachſen in Bewegung, erklärte jedoch nochmals, ſobald der Wiener Hof die gewünſchte Zuſicherung abgebe, wollte er zurückgehen, entwaffnen und alle Gründe des Argwohns beſeitigen. Der Wiener Hof entſprach den Wünſchen des Gegners, den er demüthigen wollte, nun um ſo weniger, da er jetzt am Ziele ſeiner langen beharrlich durchgeführten Bemühungen ſtand; das Stillſchweigen des Wiener Hofes war ſo beredt als eine laute Kriegserklärung, und als ſolche nahm es Friedrich II. denn auch auf.

Gleichzeitig waren die Rüſtungen auch Gegenſtand eines Reſkripts Marien Thereſiens an die kaiſerl. königlichen Miniſter (vom 24. Juli 1756), und eines königl. preußiſchen Reſkripts an den preußiſchen Geſandten am Reichstag zu Regensburg (vom 17. Auguſt) geweſen. Maria Thereſia erklärte die Veranlaſſung der von ihr vorgenommenen Rüſtungen durch die Pflicht: ihre Erblande vor den als faktiſch angeführten drohenden Bewegungen Friedrichs zu ſchützen; und fügte noch hinzu: ihre Rüſtungen würden —

dem Vernehmen nach — durch die protestantischen Höfe noch insbesondere dahin mißdeutet, als enthalte ihr Freundschaftsbündniß mit Frankreich geheime Artikel, „so die völlige Unterdrückung des protestantischen Religionswesens und Conversionscasum des Erbprinzen von Hessen-Kassel zum eigentlichen Gegenstand hätten, und daß zugleich darinnen wegen der Römischen Königswahl zu Faveur Unsers ältesten Cron-Prinzen dem Reich präjudicirliche Verabredungen enthalten wären," welchen Gerüchten sie hiermit ausdrücklich widersprochen haben wollte, und ihre Gesandte in diesem Sinne anwies. — Friedrich II. stellte in seinem obenerwähnten Reskript die von Maria Theresia angeführte Behauptung in Abrede, daß seine Rüstungen die ihrigen veranlaßt hätten; er wies darauf hin, daß sie schon zu Ende des Mai, da er noch an keine Bewegungen seiner Truppen gedacht habe, die Rüstungen begonnen und eifrig fortgesetzt, ja seine Gränzen mit ihren Völkern so zu sagen überschwemmt, viele beträchtliche Magazine in Böhmen errichtet, ihre Festungen in wehrhaften Stand gesetzt und mit Munition versehen u. s. w.; in Böhmen und Mähren stünden römisch-kaiserlicher Seits mehr als 80,000 Mann, „mit allem Kriegs-Attirail, einer konsiderablen Anzahl Bagage, Proviant und Munitions-Wagen," ja selbst einen starken Train Belagerungsartillerie habe sie zusammenziehen lassen. Wenn der Wiener Hof versichere, daß er diese Zurüstungen auch deßhalb gemacht habe, um seine Obliegenheit gegen

seine Bundesgenossen zu erfüllen, so „wird wohl kein vernünftiger Mensch dergleichen Ausstreuungen Glauben beimessen, da jene ebensowenig etwas von irgend einer Puissance zu befahren haben.“ Der Neutralitäts-Traktat zwischen Preußen und England (wurde abermals versichert) sei lediglich „auf die Erhaltung des Ruhestandes und Tranquillität des geliebten deutschen Vaterlandes gerichtet gewesen.“ Ob der Traktat zwischen Oesterreich und Frankreich noch einige geheime Artikel enthalte, müsse er schlechterdings dahingestellt lassen, obwohl man es den protestantischen Reichsfürsten nicht verdenken könne, wenn sie bei den gegenwärtigen mißlichen und weitaussehenden Zeitläuften einige Unruhe blicken ließen.

Was nun den wirklichen Zustand der Rüstungen betraf, so zählte die österreichische Heeresmacht damals 150,500 Mann (wovon jedoch an 40,000 in Italien und den Niederlanden standen) und die preußische 145,200 Mann.

Der Würfel war also gefallen und rasch schritt Friedrich II. an der Spitze seiner braven Krieger den Feinden entgegen, welche ihn umdrängten. Der siebenjährige Krieg begann, in welchem abermals Deutsche Deutschen gegenüber standen, um ihr Blut in den Streitsachen der Fürsten zu vergießen. Der zweite Theil jener Tragödie des österreichischen Erbfolgekrieges, ein Schritt weiter zur Auflösung der alten Reichsverfassung, zur Zersplitterung, zur Entnationalisirung der Deutschen! Deutsche, Franzosen und Russen einerseits, — Deutsche und Engländer ander-

ſeits nannten ſich unter einander Brüder, aber der Preuße mordete den Oeſterreicher, der Oeſterreicher den Preußen, und jeder Theil fand den höchſten Ruhm darin, nicht mehr Deutſcher, ſondern Preuße oder Oeſterreicher zu heißen. Unſelige Zeiten, in welchen der Krieg bloß Fürſtenſache iſt! Da wird die Willkür in den Begriff einer höhern Nothwendigkeit gekleidet, welche die Erſtere rechtfertigen ſoll; da gilt bloß das Gebot des Augenblicks, und alle Grundpfeiler von Treue ſtürzen unter den Schlägen der Gewalt zuſammen. Bald genug ſollte eine Gewaltthat Friedrichs II. einen Beweis dafür liefern. Blickt man tiefer auf die Grundwurzel aller Möglichkeiten hinab, wie der Stamm der ſchlimmen Wirklichkeit aus ihnen erwächſt, ſo iſt ſie der Abſolutismus; der Begriff von einer unmittelbar durch Gottes Gnaden geſchaffenen Majeſtät, welche nicht bloß über, ſondern auch außer dem Volke von vornherein exiſtire, von der unbedingten Nichtverantwortlichkeit des Regenten vor dem Volke, woraus ſich leicht jede andere Nichtverantwortlichkeit als Konſequenz ableiten läßt, — ein Begriff, welchen Deutſchland lediglich dem römiſchen Recht zu verdanken hat, denn im deutſchen Weſen, wie es urſprünglich war und ſo weit es ſich in ſeiner Urſprünglichkeit frei und ſchön entwickeln konnte, war derſelbe nicht zu finden; da iſt immer bloß Mitwirkung des Volks und der Fürſten, inniger (weil rechtlich begründeter und in der Rechtsnatur beiderſeits anerkannter) Verband zwiſchen Beiden, ein „Mitrathen

und Mitthaten," also ein wechselseitiges Ergänzen der Einsicht, ein wechselseitiges Berichtigen des Rechtsirrthums, ein wechselseitiges Beschränken der persönlichen Leidenschaft durch die Klarheit des Rechtes. Unter solchen naturgemäßen und in Deutschland als Ausdruck des Nationalwesens geschichtlich nothwendigen Verhältnissen, welche im 18. Jahrhundert sogar bis zur Erinnerung an dieselben erloschen waren, ist ein bloßer Krieg der Fürsten um ihrer eigenen Interessen willen ohne Volks-Zurathen und ächtes „Zuthaten" unmöglich. Möchte er in deutschen Landen wenigstens künftig unmöglich, und möchte nie ein Fürstenkrieg mehr sein, der nicht auch reine Volkssache wäre.

Ueberblickt man schließlich die Ursachen des siebenjährigen Krieges, so ergibt sich allerdings ohne den mindesten Zweifel, daß Maria Theresia denselben veranlaßte und herbeiführte, daß sie Friedrich II. zur Eröffnung der Feindseligkeiten zwang und zwingen wollte. Und dennoch ist das Motiv, welches sie beseelte, nicht bloß begreiflich, sondern auch entschuldbar. Friedrich hatte ihre tiefste Noth benutzt, um ihr ein Erbland zu entreißen, in dessen Besitz sie nach seinen Ansprüchen und Ableitungen keine Verjährung schützen sollte! Sie vermochte nun auch keine um so viel jüngere Verjährung des Besitzstandes anzuerkennen, und die Friedensschlüsse betrachtete sie eben so wie den Krieg, der ihr Schlesien entrissen hatte, bloß als Akt der Uebermacht, welcher sie hatte nachgeben müssen. Man darf nicht vergessen, daß Maria Theresia jedes Zu-

geben von Verminderung des Umfangs und der moraliſchen Bedeutung ihrer Monarchie mit demſelben Hochgefühl abwies, wie Friedrich das Ziel ſeines Strebens und Lebens in der Vermehrung, in der erhöhten Bedeutung der ſeinigen erkannte, daß ſie ſich vertrauensvoll von der Strömung einer Politik hinreißen ließ, welche das Anſehen und die Macht des Hauſes Oeſterreich als höchſtes Prinzip erkannte.

Gerard B: Van Swieten

Maria Thereſia

und

ihre Zeit.

Von

Eduard Duller.

Zweiter Band.

Mit vier Stahlſtichen und Facſimile's.

Wiesbaden.

Verlag von Wilh. Beyerle.

1844.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Viertes Buch . . . . . 3—193

Der siebenjährige Krieg.

Friedrich's Einfall in Kursachsen 3

Die Schlacht bei Lobositz und die Kapitulation von Pirna 10

Reich, Presse und Diplomatie 15

Vorbereitung zum neuen Feldzug 23

Die Schlachten bei Prag und bei Kollin . . . 28

Fortschritte der Franzosen in Westphalen und Hannover 41

Bewegungen der Russen und Schweden . . . 44

Die Schlacht bei Roßbach 46

Kriegsglück der Oesterreicher in Schlesien . . . 54

Die Schlacht bei Leuthen und ihre Folgen . . 58

Ferdinand von Braunschweig und die Franzosen. — Die Russen in Preußen 63

Die Preußen in Mähren. Belagerung von Olmütz 65

Schlacht bei Zorndorf. — Daun in Sachsen. — Ueberfall bei Hochkirch 75

Vertrag von Versailles zwischen Oesterreich und Frankreich. Marien Theresiens Rüstungen zum neuen Feldzug 87

Eröffnung des Feldzuges von 1759 94

Seite

Schlachten bei Kay und Kunnersdorf 98

Eroberung Dresdens. Gefangennehmung des Fink'ſchen Corps bei Maxen 106

Marien Thereſiens Stellung zu Spanien. — Vermittlungsverſuch. — Rüſtungen . . . 111

Eröffnung des Feldzugs von 1760. — Loudons Sieg bei Landshut 115

Friedrich vor Dresden. — Sein Sieg bei Liegnitz 119

Unternehmungen der Reichsarmee, der Schweden, Ruſſen und Franzoſen 126

Die Ruſſen und Oeſterreicher in Berlin . . . 128

Schlacht bei Torgau 132

Die Vermählung des Kronprinzen Joſeph . . 138

Verſuche, den Frieden zu vermitteln 142

Feldzug der Franzoſen im Jahre 1761 . . . 146

Feldzug in Schleſien und Sachſen von 1761 . 147

Eroberung Kolbergs 158

Friedrich II. in ſeiner höchſten Noth 159

Umſchwung durch den Thronwechſel in Rußland 164

Benehmen Oeſterreichs 166

Gutachten Daun's und Lacy's über die Operationen des Feldzugs von 1762 167

Feldzug von 1762 in Schleſien und Sachſen; erſte Hälfte 171

Kaiſermord in Rußland 174

Feldzug von 1762 in Schleſien und Sachſen; zweite Hälfte 178

Feldzug der Franzoſen gegen die Alliirten 1762 181

Seite

Der Friede zu Paris 183
Der Friede zu Hubertsburg 185
Fünftes Buch . . . . . 197—419
Die Zeit unmittelbar nach dem Friedensschluße 197
Toskana — Sekundogenitur 201
Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König 203
Zweite Vermählung Josephs 204
Aeußere und innere Angelegenheiten in den Jahren 1764 und 1765 205
Vermählung des Erzherzogs Leopold. — Tod des Kaisers Franz I. 213
Joseph wird Kaiser und Mitregent 219
Josephs erste Reise 225
Innere Angelegenheiten in den Jahren 1766 und 1767 228
Maria Theresia in Todesgefahr 231
1768 und 1769 234
Die „constitutio criminalis Theresiana“ . . . 239
Kaiser Josephs zweite Reise nach Italien . . 269
Zusammenkunft Josephs II. und Friedrichs II. in Neisse 272
Vermählung der Erzherzogin Maria Antonia mit dem Dauphin 279
Plan einer k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien 282
Maximilian Hell 283
Zusammenkunft Josephs II. mit Friedrich II. im Lustlager bei Neustadt in Mähren 287

Seite

Die Theilung Polens 296
Die Jahre 1770 und 1771 303
Sonnenfels 311
Kollar 326
Die Jahre 1772 und 1773 328
Künſtler 331
Aufhebung des Jeſuitenordens in der öſterreichiſchen Monarchie 340
Neue Studienreform 349
Oeſterreichiſche Schriftſteller 362
Bauernaufſtand in Böhmen 372
Joſephs Reiſe nach Galizien 378
Allgemeine Volkszählung 378
Staatseinnahmen und Ausgaben 379
Joſeps Reiſen nach Italien und Frankreich . . 381
Friedrich II. über Joſephs Pläne 385
Die bayeriſche Erbfolge 389
Der bayeriſche Erbfolgekrieg 398
Der Friede zu Teſchen 402
Joſephs Reiſen nach Böhmen, dem Innviertel und Rußland 406
Reformen im Kirchenweſen während der letzten Lebensjahre Marien Thereſiens 408
Landeskultur und Handel 410
Marien Thereſiens Tod 413

Viertes Buch.

Der siebenjährige Krieg. *)

Friedrichs II. Einfall in Kursachsen.

„Da der Wienerische Hof seine gefährliche Absichten gegen Uns, und die unveränderlich gefaßte Entschließung, zu den äußersten Extremitäten zu schreiten, gar zu deutlich an den Tag gelegt, so haben Wir kein anderes Mittel übrig gesehen, um Unsere Gloire zu retten und die Unseren Ländern vorstehende Gefahr abzuwenden, als einem so unversöhnlichen Feinde zuvorzukommen und ihn in seinen eigenen Landen heimzusuchen." Mit diesen Worten moti-

*) Man erwarte hier nicht eine „Kriegsgeschichte" im strengeren Sinne des Wortes! Eine solche zu geben lag nicht in dem Plan dieses Werkes. Eine Monographie des siebenjährigen Krieges, aus österreichischen Quellen geschöpft, ist eine an und für sich hinlänglich bedeutende Aufgabe, welche ihrer Lösung noch harret. Aeußerst schätzenswerthe Beiträge dafür bietet die vortreffliche österreichische militärische Zeitschrift.

virte Friedrich II. in seinem Reskript an seinen Gesandten in Regensburg (dat. Berlin 31. August 1756) seinen Einmarsch in Sachsen zu Ende des Augusts, und ließ Exemplare einer in deutscher sowohl als in französischer Sprache abgefaßten „Deklaration derjenigen Gründe, welche Se. königliche Majestät in Preußen bewogen, mit Dero Armee in Sr. königlichen Majestät in Pohlen und Kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Erblanden einzurücken," an die Comitialgesandten zu Regensburg vertheilen. Hatte Friedrich II. bisher seine Geneigtheit, den Frieden zu erhalten, mit großer Ausdauer an den Tag gelegt, so entwickelte er jetzt, da er einmal den entscheidenden Schritt der Gewalt gethan, eine nicht mindere Schnelligkeit seiner Maßregeln, indem er wohl einsah, daß jede langsame oder halbe seine Sache gefährden müsse. Indem er seinen Gegnern durch die rasche Aufeinanderfolge entscheidender Schritte nicht Zeit ließ, sich von der ersten Bestürzung zu erholen, versäumte er zugleich auch nicht, sein Benehmen durch die Konsequenz zu rechtfertigen, womit er sich noch immer bereit erklärte: zurückzugehen und zu entwaffnen, so wie Oesterreich seinerseits die Gründe des Argwohnes beseitige.

Was nun zunächst die Stellung Kursachsens betrifft, so hatte Friedrich II. allerdings vollen Grund zu der Annahme, daß es bei einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich nichts weniger als neutral bleiben, sondern daß es sich vielmehr an Preußens Gegner, Oesterreich und Rußland, anschließen würde. Dies war auch in der

obenerwähnten „Deklaration" ausdrücklich angeführt; Friedrich erinnerte darin an das Benehmen Kursachsens gegen ihn im Jahre 1744, — (besonders an den Plan, ihn im Innersten seiner Staaten, ja selbst in seiner Residenzstadt anzugreifen) und fügte dazu: „die Beisorge, daß Se. königliche Majestät nicht eben dergleichen Schicksal ausgesetzt seyn mögen, hat Höchstdieselben verpflichtet, auf Ihrer Huth zu seyn, und bei der Situation, worinnen Sie sich vor jetzt befinden, Demjenigen zu folgen, was die Reguln der Klugheit an Handen geben." Er erklärte aber auch zugleich sowohl gegen den König von Polen, als Kurfürsten von Sachsen, wie auch „vor dem Angesichte von ganz Europa, daß er gegen die Lande des Ersteren nicht die geringsten offensiven Absichten habe," versicherte, daß seine Truppen in Sachsen nicht als Feinde erschienen, und daß ihnen die strengste Mannszucht zur Pflicht gemacht worden, und erklärte schriftlich: er wünsche nichts sehnlicher, als daß „diejenige glückliche Stunde bald heran nahen möge, daß er das Vergnügen haben werde, Ihrer königlichen Majestät in Pohlen Dero Kurlande als ei Depositum wiederum zu übergeben, so ihm jederzeit heilig sein und bleiben werde."

Inzwischen hatte Friedrich II. aber auch bereits gehandelt. An demselben Tage, an welchem der preußische Gesandte in Dresden um den freien Durchzug der preußischen Truppen nachsuchte, erreichten die Letzteren bereits Kursachsen, und sehr bald darnach hatten sie auch

bereits Wittenberg, Torgau, Leipzig beſetzt. August III. und ſein Miniſter Brühl wußten im Augenblick nicht recht, was zu beginnen ſei, jedenfalls ſchien ihnen Flucht das Gerathenſte, und ſo eilten ſie aus Dresden, (wo die Kurfürſtin-Königin, die Kurprinzeſſin und die Prinzeſſinnen zurückblieben), zu Rutowski.

Dieſer hatte eine Armee von 17,000 Mann beiſammen, und Brühl beſchloß, mit dieſer Macht nach Böhmen, zur Verſtärkung des kaiſerlichen Feldmarſchalls Browne, zu rücken; der franzöſiſche Geſandte Broglio rieth dagegen, daß die ſächſiſchen Truppen in der durch die Natur zum Widerſtande ſehr begünſtigten Gegend zwiſchen Pirna und Königſtein ein feſtes Lager beziehen ſollten; ſo hoffte man die Fortſchritte Friedrichs II. aufzuhalten, während auch Browne dabei Zeit gewinnen könnte, auf deſſen Hülfe man ſich in Bezug auf Entſatz verließ; dabei war nur das nicht in Rechnung gebracht, daß, wie unangreifbar auch die Stellung der Truppen war, die Lebensmittel nicht zu einem langen Widerſtande ausreichten. Indeſſen wurde Broglio's Rath am 2. September befolgt. August III. wendete ſich nun an Friedrich II. und verlangte von ihm raſch die Räumung ſeiner Erblande, aber der Letztere erwiederte (unterm 5. Septbr.): zu ſeinem größten Bedauern ſei es ihm unmöglich, jenes Verlangen zu erfüllen; übrigens werde er nie vergeſſen, was er gekrönten Häuptern überhaupt, was er insbeſondere einem Nachbarfürſten ſchuldig ſei, der hier blos der Verführte wäre,

und für den, wie für dessen Familie, er stets die größte Hochachtung bewahren werde. Die Versuche zu einer Unterhandlung zwischen Preußen und Kursachsen, welche Friedrich machte, führten zu keinem Ziele, da August III. sich bloß zu einer Neutralität verstehen wollte, womit Friedrich II., bei seinem weiteren Plan auf Böhmen, unmöglich gedient sein konnte; denn mit gutem Fug durfte er der Redlichkeit Brühls nicht trauen, sondern mußte von dessen Perfidie Alles besorgen. Somit kam es denn ziemlich bald zur bestimmten Erklärung der Feindschaft, und wahrlich nicht zum Nachtheil Friedrichs, der nunmehr Sachsen als ein feindliches Land behandeln, und es zur Bestreitung seiner Kriegs- und Finanzbedürfnisse benutzen konnte. Schon am 9. September betraten die preußischen Truppen die kurfürstliche Residenz Dresden, bald wurde ganz Sachsen (bis zum 12. September) besetzt, und zugleich als feindliches Land behandelt. Friedrich hatte sich von 1753 bis 1756 durch einen von ihm bestochenen geheimen Kanzellisten in Dresden, Namens Menzel, Abschriften von den geheimen Artikeln des russisch-österreichischen Bündnisses (von 1746) und von der vertraulichen Korrespondenz Brühls mit den Gesandten am Wiener und am Petersburger Hofe sowie mit andern Staatsmännern verschafft *), und legte Gewicht auf die

*) Eben so stand der österreichische Gesandtschaftssekretär, Herr von Weinaarten, in seinem Solde, welcher ihm alle wichtigen

Behauptung, welche er jedoch nicht beweisen konnte: Oesterreich, Rußland und Sachsen hätten ein förmliches Angriffsbündniß gegen ihn geschlossen. Eine der ersten Gewalthandlungen nun, welche Friedrich gleich am Tage nach der Besatzung Dresdens vornahm, war die Eröffnung des geheimen Archivs dortselbst, um die Originale jener vielbesprochenen Briefschaften darin zu finden. Vergeblich leistete die Königin-Kurfürstin an der Pforte persönlichen Widerstand; die Gewalt achtete ihrer Person nicht, und das einzige Verdrießliche für Preußen war dabei nachträglich der Umstand, daß sich der gewünschte Beweis gegen Sachsen eben durchaus nicht daraus ergeben wollte. Die ferneren Unternehmungen Friedrichs II. gegen Sachsen entsprachen dem von ihm gemachten Anfang. Die Preußen räumten die sächsischen Zeughäuser in Dresden, Weißenfels und Zeitz, Waffen und Geschütz wanderten nach Magdeburg. Friedrich II. hob das sächsische Konferenzministerium auf, errichtete in Dresden eine preußische Landesverwaltung und in der von ihm befestigten Stadt Torgau ein Direktorium zur Erhebung der Landeseinkünfte für ihn, statt für den rechtmäßigen Landesherrn.

Während Friedrich II. in dieser Weise Kursachsen als Feindesland behandelte und seine Bedürfnisse daraus

---

Papiere mittheilte. Die Sache mit Menzel ging so weit, daß Dieser die ihm nicht zugänglichen Aktenschränke mit Schlüsseln öffnete, welche in Potsdam gefertigt worden waren!

beſtritt (ohne jedoch, was hervorgehoben werden muß, das Privateigenthum der Unterthanen zu behelligen,) war er zugleich unermüdlich darauf bedacht, militäriſche Fortſchritte zu machen. Er umſchloß das ſächſiſche Lager bei Pirna und ſein Generallieutenant Herzog Ferdinand von Braunſchweig mußte anfänglich die Wege, auf welchen die ſächſiſche Armee Hülfe aus Böhmen erhalten konnte, — mit einem Corps beobachten; bald (am 13. September) rückte er über Peterswalde in Böhmen ſelbſt ein, wo zwei öſterreichiſche Heere, unter dem Feldmarſchall Grafen Browne und dem Feldzeugmeiſter Fürſten Piccolomini, zur Vertheidigung ſtanden; der Erſtere früher bei Kollin, von wo er ſich bis zum 21. Septbr. hinter die Eger zurückzog, der Letztere anfänglich bei Olmütz, von wo er, bei dem Angriff Friedrichs II. auf Sachſen, nach Königgrätz rückte (16. Septbr.). Dorthin drang ein preußiſches Heer unter dem Feldmarſchall Schwerin aus Oberſchleſien und Glatz vor (20. Septbr.), während der Herzog von Braunſchweig ſeine Truppen vorgeſchoben und der Feldmarſchall Keith ſie am 18. Septbr. bis Auſſig geführt hatte. Die öſterreichiſchen Generale Graf Wied und Fürſt Löwenſtein waren fechtend vor den Preußen von der böhmiſchen Gränze bis Lobositz und Budin zurückgewichen (am 18. u. 19. Septbr.), an welchem letzteren Orte Browne ſich am 21. Septbr. aufſtellte; von dort ging er am 30. d. M. über die Eger, in der Abſicht, weiter vorzurücken, um der bei Pirna einge-

schlossenen sächsischen Armee zu Hülfe zu kommen. Friedrich II., welcher am 29. Septbr. durch einen Kurier Nachricht erhielt, und die Absicht Browne's vereiteln wollte, überließ nun die Blokade der sächsischen Armee einem Corps unter dem Markgrafen Karl und zog mit einem großen Theil seines Heeres zu dem unter Keith bei Johnsdorf und Aussig stehenden Beobachtungscorps.

Die Schlacht bei Lobositz und die Kapitulation von Pirna.

Am 1. Oktober 1756 trafen die beiden feindlichen Heere bei Lobositz, einem Marktflecken am linken Ufer der Elbe, zusammen. Um sieben Uhr des Morgens begann der preußische linke Flügel den Angriff. Die Schlacht währte bis um drei Uhr des Nachmittags und wurde, nachdem der Erfolg lang geschwankt hatte, endlich durch den Herzog von Bevern zu Gunsten der Preußen entschieden. Eigentlich war blos der eine österreichische Flügel geschlagen, und Browne führte den andern über die Eger in sein altes Lager zurück. Man konnte eigentlich weniger von einem glänzenden Siege der Preußen reden, als von Vortheilen, welche dieselben errungen; ja ein österreichischer Bericht, — dat. Lobositz den 2. Oktober, — konnte sogar behaupten: „Wir haben das Champ de ba-

taille erhalten und ist unsere Armee 18 Stunden darauf geblieben. Nachdem aber keine Vivres allda waren, so war der General Braun gezwungen, sich wieder in sein altes Lager zu retiriren"*). Und allerdings war die Zahl der gebliebenen, verwundeten, gefangenen und vermißten Preußen größer als die der Oesterreicher (die Letzteren verloren 2863 Mann), und Browne noch mächtig genug, um Friedrich die Spitze zu bieten, der die Tapferkeit seiner Feinde kennen gelernt hatte. Den größten Nutzen gewann jedoch Friedrich dadurch, daß er rasch die errungenen Vortheile als vollständigen Sieg darzustellen wußte und somit seinen Feldherrnruf — sowohl bei seinem Heere, von dem er erklärte, daß es nie solche Wunder der Tapferkeit gethan, „als seit er die Ehre habe, sie zu kommandiren," — als auch in der öffentlichen Meinung befestigte. Deßhalb mußte ihm ein nicht ohne bittere Ironie abgefaßter Bericht über die Schlacht, welcher den seinigen gänzlich paralysirte, (er erschien in Regensburg unter dem Titel: „Lettre de Monsieur de N*** à Monsieur N. N. du camp

*) Der Verfasser einer vortrefflichen Darstellung der Schlacht bei Lobositz in der österr. milit. Zeitschrift (4. Bd. 11. Heft 1820) beweist, daß Browne von seiner Truppenzahl nicht den größtmöglichen Vortheil zu ziehen gewußt, während die Preußen auf den entscheidenden Punkt überlegene Streitkräfte in's Gefecht brachten. — „Man kann gar nicht sagen", bemerkt dieser Autor, „daß die Oesterreicher die Schlacht verloren, denn sie zogen nur ihren Vortrab zurück und behaupteten ihre Hauptstellung."

de Budin le 4. Octobre 1756") im höchsten Grade ungelegen kommen; sein Gesandter in Regensburg, Herr von Plotho, ließ den Drucker zu sich rufen und sämmtliche Exemplare der Schrift zu sich in's Haus bringen, wogegen nun der österreichische Direktorialgesandte Buchenberg bei dem Stadtmagistrat auf ungesäumte Zurückgabe und ungestörten Debit antrug, der Magistrat aber beschloß, an der ganzen Sache keinen Antheil zu nehmen*). Friedrich beruhigte sich damit nicht so leicht und erließ unter'm 23. Oktober ein fulminantes Reskript, welches seinen ganzen Zorn über das Benehmen des Magistrats und besonders über das des österreichischen Comitialgesandten von Buchenberg im Betreff der „impertinenten Brochüre", der „infamen Piece", des „famosen Libelli" ausdrückte, den von Buchenberg sogar an den Artikel 110 der peinlichen Halsgerichtsordnung gegen Verfasser und Verbreiter — geschweige Protektoren — von Schmäh- und Lästerschriften erinnerte, und ihn als einen Solchen bezeichnete, der sich seines tragenden Charakters unwürdig gemacht habe. Man sieht, wie we-

---

*) Durch ein Decretum in Senatu vom 1. Oktober 1756 hatte übrigens „Ein Wohledler Herr Cammerer und Rath (von Regensburg) vor höchst nothwendig befunden dero Burgerschaft und Inwohnere mehrmalen alles obrigkeitlichen Ernstes anzuerinnern, sich alles Urtheilens über die dermalige Beschaffenheit derer Staats-Sachen im Heiligen Römischen Reich, sowie des Herumtragens neuer, meistens ohnehin auf Ungrund beruhender Zeitungen gänzlich zu enthalten." (!!)

nig gleichgültig in jenem Zeitpunkte Friedrich dem Großen die öffentliche Meinung war. Zu Dresden wurde auf seinen Befehl ein Tedeum gesungen, und weithin donnerten die Freudensalven des preußischen Viktoriaschießens; — aber ebenso feierten auch die Oesterreicher am 4. Oktober das Namensfest des Kaisers im Lager zu Budin mit Viktoriasalven der Stücke und des kleinen Gewehrs, und, Gott für den „sich so glücklich ergebenen Anfang in denen Kriegsoperationen zu danken," wurde in der Metropolitankirche zu Prag ein feierlicher Gottesdienst gehalten. Man übersieht so häufig solche kleine ironische Züge in der Geschichte!

Das Schicksal der bei Pirna eingeschlossenen sächsischen Armee war nun der nächste Gegenstand des beiderseitigen Kriegsplanes; Friedrich II. lag alles daran, sie zur Uebergabe zu bringen, Browne traf seine Dispositionen, um ihr zur Befreiung behülflich zu sein. Und es war in der That die höchste Zeit, denn ihre Lage war bei dem von Tag zu Tag zunehmenden Mangel an Lebensmitteln (während August III. und Brühl auf Königstein oder Struppen davon unberührt blieben) sehr beklagenswerth. Browne zog deßhalb von Budin mit 8000 Mann am rechten Elbufer bis Schandau; dort sollten sie (zu Folge gelungener Verabredung mit den Oesterreichern) die Sachsen erwarten, welche in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober bei Lilienstein über die Elbe gehen wollten. Wirklich waren auch die Oesterreicher zur rechten Zeit bei Schandau aufgestellt und erwarteten die

Sachsen; diese aber konnten mit der Brücke über die Elbe nicht fertig werden und vermochten den Elbübergang erst in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober zu beginnen und im Laufe des letztgenannten Tages zu vollenden. Da nun Browne in seiner gefährlichen Stellung bei Schandau die Ankunft der Sachsen vergeblich erwartete, sah er sich am 14. Oktober genöthigt nach Budin zurückzukehren *), worauf die Preußen sogleich Schandau und die ganze Umgegend besetzten und nun den Sachsen jede Möglichkeit der Rettung abgeschnitten war. Durch Hunger und unsägliche Strapatzen, wie sie solche bei der Ungunst der Witterung zu bestehen gehabt, völlig erschöpft, sahen nun die Sachsen nur mehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, dem König von Preußen am 14. Oktober eine Kapitulation anzubieten **) und sich in die sehr harten Bedingungen zu fügen, unter welchen Dieser sie annahm. Die ganze (noch 14,000 Mann starke) sächsische Armee mußte sich zu Kriegsgefangenen ergeben; die Offiziere erhielten die Freiheit auf Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, die Gemeinen mußten in preußische Dienste treten; ein Verfahren Friedrichs, welches sich auch durch die Hinweisung, als sei es

*) „Er könne unmöglich länger als bis den 14. um 9 Uhr Morgens den Angriff der sächsischen Armee abwarten", so schrieb er am 13. des Abends um 10 Uhr an Brühl.

**) In Folge des in vorstehender Anmerkung erwähnten Schreibens hielt Rutowsky einen Kriegsrath, welcher einhellig zu kapituliren beschloß.

unter den obwaltenden Umſtänden das einzig praktiſche geweſen, gegen den Vorwurf ſchreienden Unrechts nicht vertheidigen läßt. August III. und Brühl reiſten nach Polen, von wo aus nun die öffentliche Meinung durch Druckſchriften gegen den Sieger bearbeitet werden ſollte. Empören muß der Blick auf den Leichtſinn, der am polniſchen Hofe herrſchte, gerade als ſei Kurſachſen in Glück und Wohlſtand, auf Brühl's Egoismus und Luxus, während das ſächſiſche Volk den ſtrengen Geboten des Siegers gehorchte, und, vom eigenen Herrn bereits ausgeſogen, nun auch noch dem Feinde Summen und Menſchen ſtellen mußte. Mit der Kapitulation bei Pirna hatte übrigens der Feldzug für das Jahr 1756 ſein Ende; die Oeſterreicher ſowohl als die Preußen bezogen bald darauf ihre Winterquartiere, die Erſteren in Böhmen, die Letzteren in Sachſen, (Friedrich II. hielt ſich größtentheils in Dresden auf) und in Schleſien, wohin Schwerin ſchon am 21. Oktober den Rückmarſch angetreten hatte.

Reich, Preſſe und Diplomatie.

Inzwiſchen konnte es nicht fehlen, daß der ohne Kriegserklärung unternommene Einfall des Königs von Preußen in Kurſachſen die Beachtung des heiligen römiſchen Reiches erregte, ſo wenig Nationalgeiſt, Uebereinſtimmung und

Energie dies als ſolches ſeit langer Zeit an den Tag zu legen gewohnt war. Immerhin mußte es doch, gleichviel, welche geheime Triebfedern im Spiele waren und Friedrichs Beginnen von ſeinem Standpunkte aus rechtfertigen mochten, einen Landfriedensbruch erkennen und ahnden, die ſchwere Uebertretung eines von jenen Geſetzen, welche den ſchwachen Reichsverband noch zuſammen hielten. Man braucht alſo nichts weniger als für Oeſterreich Parthei zu nehmen, wenn man die Maßregeln, welche von Seiten des Kaiſers Namens des Reichs gegen Friedrich II. getroffen wurden, für durchaus rechtmäßig hält, obgleich man ſich auch anderſeits nicht verhehlen kann, daß ſie bei dem faktiſchen Zuſtand des Reiches, bei der gänzlichen Entfremdung der Reichsglieder untereinander (weil ſie alle zuſammen den gemeinſamen Begriff der Nationalehre verloren hatten) — bedeutungslos waren, und beinahe lächerlich erſcheinen mußte. Schon am 13. September erſchien, auf die Klage Kurſachſens bei Kaiſer und Reich, ein Dehortatorium des römiſch-deutſchen Kaiſers an Friedrich II., die Ermahnung enthaltend, von ſeiner unerhörten, höchſt ſträflichen Empörung abzuſtehen, ſeine bewaffnete Macht aus den Erblanden des Königs von Polen als Kurfürſten von Sachſen zu entfernen und Dieſem alle Koſten zu erſtatten. Unter demſelben Datum erſchien auch ein reichsoberhauptliches mandatum avocatorium, wodurch allen und jeden Generalen, Oberſten, „auch hohen und niedren Befehlshabern und ſonſten insgemein allen Kriegsleuten zu

Fuß und zu Roß der gegen Kurſachſen in Waffen ſtehenden, auch im Anzug wider weitere Reichslande begriffenen Churbrandenburgiſchen Völker — bei Pön des Friedensbruches" geboten wurde, „gegen Kurſachſen und andere Reichs-Mitſtände nichts Feindliches zu tentiren und vorzunehmen, ſondern ſich zurückzuziehen, ſich jeder Raub-Abnahme und andern Thätlichkeit, wie die Namen haben mögen, nicht zu beſchweren, noch ſich durch eines Andern Gebot, wer der auch ſei, zu einem andern verleiten zu laſſen, indem das Reichsoberhaupt ſie von Eid und Pflicht entband, ſo ſie dem König von Preußen und Churfürſten zu Brandenburg geleiſtet." Es bedarf keiner beſonderen Bemerkung, daß avocatorium ſowohl als dehortatorium nichts gefruchtet; deſſenungeachtet verſäumte man nicht, den ganzen Formenkram bis zum Antrag auf Achtserklärung und Reichsexecutionsheer weiter zu führen. Und wirklich beſchloß der Reichstag (ſchon am 17. Januar 1757 — alſo etwas über ein Vierteljahr nach Einreichung der Klage Kurſachſens, — gleichwohl in verhältnißmäßig kurzer Zeit, wenn man den langſamen Inſtanzengang ermißt!) durch Majorität und mit Beſeitigung einer in Vorſchlag gebrachten „Reichsmediation" (am 10. Januar 1757): zur Wiedereinſetzung des Kurfürſten von Sachſen in ſeine Erblande und zur Unterſtützung der Kaiſerin gegen die preußiſchen Angriffe dem Kaiſer die Reichshülfe zu gewähren (das dreifache Kontingent und die Römermonate). Das Reichsheer ſollte ſich im Mai 1757 vereinigen. Uebrigens war

jener Beſchluß nicht ohne Widerſpruch einzelner Reichsfürſten (wie Hannover, Gotha, Heſſen, Braunſchweig, Lippe) erfolgt.

Zu gleicher Zeit hatten aber auch die Preſſe und die Diplomatie hinlänglich zu ſchaffen. Die Preſſe mit der größten Leidenſchaftlichkeit in beiden Lagern; es war ein Federkrieg, der mit nicht geringerer Erbitterung geführt wurde, als der blutige auf den Schlachtfeldern, und wobei man nicht minder auch alle Kriegsliſten für erlaubt hielt. Eine ſolche war es z. B., wenn Friedrich die Papiere, welche gegen Sachſen zeugen ſollten, wie ein ſchweres Geſchütz aufführte. Von öſterreichiſcher Seite bombardirte man den kühnen und um ſo mehr verhaßten Gegner, je mehr er vom Glück begünſtigt wurde, mit den heftigſten Anklagen des Reichsfriedensbruches und der Verletzung des Völkerrechtes *).

*) Zu den bitterſten Satyren über Friedrich II. gehörte eine Schrift: „Catalogue de quelques livres nouveaux, qui ont paru pendant la dernière foire de Leipzic. 1756.“ So z. B. wurde darin angeführt: „3) La clef du cabinet des Souverains, ou la demonstration qu'on peut s'emparer du pays de son voisin, pour chercher dans les archives des titres à lui faire la guerre. Se distribue chez tous les ministres prussiens dans les differentes cours de l'Europe.“ „11) Le diable à quatre, mis au ban de l'empire, qui s'imprime actuellement à Ratisbonne.“ Am Schluß dieſes Verzeichniſſes ſtand folgendes „Avertissement:“ „On reçoit chez les principaux libraires de l'Europe la souscription pour l'impression d'un ouvrage magnifique, intitulé: les conquêtes du Roy de Prusse en l'année 1757. Il y aura nombre de belles planches, et l'auteur n'attend que la nouvelle de la première victoire complette de son heros, pour commencer l'ouvrage.“

Anderseits aber wollte man alle Schriften zu seiner Vertheidigung nicht in's Publikum kommen lassen; (die Confiscirung von vier solchen bei Eslinger und Hechtel in Frankfurt a. M. erschienenen Schriften veranlaßte eine angeblich aus dem Englischen übersetzte und ohne Angabe des Druckorts veröffentlichte Darlegung der Unrechtmäßigkeit des reichshofräthlichen Verfahrens *). Unter Androhung scharfer Strafe erging ein Verbot an alle Buchdrucker und Buchhändler im Reiche, die Vertheidigungsschriften Friedrichs II. zu verkaufen; eine Maßregel der leidenschaftlichsten Erbitterung, schon an und für sich nicht entschuldbar, und noch weniger deßhalb, weil der kaiserliche Hof sich selbst das erlaubte, was er der Gegenparthei verbot.

Was nun die Thätigkeit der Diplomatie betraf, so entfaltete sich jetzt einerseits die Bedeutung des englisch-preußischen Bündnisses, anderseits die des französisch-österreichischen, so wie der Betheiligung Rußlands für Marien Theresien. In Bezug auf Ersteres ist das Folgende zu bemerken. Zwar schloß Friedrich II. am 11. Januar 1757 eine Konvention mit England, derzufolge diese Macht eine Armee von 70,000 Mann (worunter 20,000 Mann Preußen) im nordwestlichen Deutschland unterhalten, ferner dem König von Peußen jährlich eine halbe Million Pfund

*) „Wie weit gehet das Recht eines Reichsfiskals in Ansehung der Büchercensur?" solches beantwortet Anton Well Esq. und übersetzt aus dem Englischen. T. 1757.

Sterling bezahlen und 8 Linienschiffe in die Ostsee schicken sollte. Ungeachtet dieser Konvention war nun Friedrich II. seiner Sache doch nichts weniger als ganz sicher, da die Schwankungen im englischen Ministerium, welche bis zum Juni 1757 dauerten, auch seine Angelegenheit berührten. Insbesondere besorgte er, das hannöversche Ministerium möchte — sehr zu seinen Ungunsten — aus Furchtsamkeit eine Neutralität für Hannover auswirken wollen. Pitt erklärte im Cabinet geradezu seine Mißbilligung einer Aufstellung englisch-deutscher Truppen in Westphalen. Friedrich war also, — wenn man die geringe Macht seiner Bundesgenossen in Deutschland (der wenigen kleineren Fürsten) ermißt, — sehr im Nachtheil gegen den großen Bund, der sich wider ihn gebildet, und obendrein nahm die Sache die Wendung, daß der Kampf gegen ihn ziemlich deutlich den Anschein der Bedeutung eines Religionskrieges gewann, eine Wendung, welche er nun seinerseits allerdings mit großer Geschicklichkeit in seinem Interesse zu benutzen suchte. Eine solche Bedeutung hatte nun freilich die ganze Angelegenheit in der That nicht. Wie ließe sich dabei die Betheiligung Schwedens, wo Friedrichs Schwester Königin war, für Frankreich und Oesterreich erklären? In Schweden siegte französisches Geld, um den Widerstand der königlichen Parthei gegen den aristokratischen Geist des Reichstages zu vernichten; Frankreich und Oesterreich verpflichteten sich, Schweden jährliche Subsidien zu zahlen, und am 21. März wurde zu Stockholm ein Vertrag zwischen Frankreich,

Oesterreich und Schweden unterzeichnet, worin sich das Letztere, als Garant des Westphälischen Friedens, zur Aufrechthaltung desselben verpflichtete und dem Bunde gegen Preußen beitrat; Rußland, welches sein Bündniß mit Oesterreich erneuerte, trat dieser Vereinbarung später (am 5. November 1757) bei. Was die engere Allianz Frankreichs mit Oesterreich betraf, so entwickelte sich das Schutzbündniß bald zu einem Angriffsbündniß, die kriegerische Stimmung in Frankreich war durch die Eroberung von Port Mahon gestiegen, und durch den Einfluß der Dauphine, einer Tochter Augusts III., erhöht worden. Aber auch dieselben schmutzigen Triebfedern, die in Frankreich von Anfang her dabei thätig gewesen waren, enthüllten sich nun vollends jetzt, um Kaunitzens Werk den Schlußstein aufzusetzen. Die Pompadour, welche mit ihrem Anhange selbst das in politischer Hinsicht ganz beziehungslose Mordattentat des Damiens gegen Ludwig XV. (5. Januar 1757) zu benutzen wußte, triumphirte; das bisherige Ministerium wurde gestürzt, Bernis Minister, Stainville (Choiseul) Gesandter am Wiener Hofe, d'Etrees als Marschall Oberbefehlshaber des nach Deutschland bestimmten Heeres. Es zog am 1. April 1757 aus den Niederlanden über den Rhein und lagerte bei Düsseldorf, um die westphälischen Besitzungen des Königs von Preußen und Hannover zu erobern, wogegen ein anderes unter dem Prinzen Soubise sich mit dem Reichsexekutionsheere vereinigen sollte; gegen jene französische Macht, und zur Beschützung des

nordwestlichen Deutschlands wurde eine aus Hannoveranern, Braunschweigern und Hessen-Kasselern bestehende Armee (von 25,000 Mann) unter dem Herzog von Cumberland zusammengezogen. Von Schweden verlautete, daß eine Armee nach Pommern gehen, von Rußland, daß 60,000 Mann in Preußen einfallen würden; die letztere Armee war für Preußen jedenfalls ein Gegenstand größerer Besorgniß, als die erstere, da es in Schweden, nachdem die Gewalthaber sich der französischen Gelder versichert, doch an dem nöthigen Ernst zur Thathandlung zu gebrechen schien. Immer blieb dieses Resultat der Politik, welche die Ausländer in's deutsche Reich hereinzog, für das letztere schmachvoll genug, besonders wenn man bedenkt, daß diese Fremden auf dem deutschen Reichstag ihre Rollen mit nicht geringerem Gewicht wie Reichsangehörige spielen durften, blos auf den Grund hin, daß sie Garanten des westphälischen Friedens waren *). Wahrhaft schaudererregend ist ein Blick auf das Verzeichniß französischer Geldsummen, die an deutsche Reichsfürsten gezahlt und von diesen angenommen wurden.

---

*) In der Erklärung des französischen Gesandten am Reichstag, Herrn von Mackau, (vom 10. März 1757) war als Zweck angegeben: „pour assurer *la liberté germanique* sur les fondemens des traités de Westphalie"; ebenso in der Erklärung des schwedischen Gesandten, Herrn von Greiffenheim.

Vorbereitung zum neuen Feldzug.

Während nun Maria Thereſia mit Genugthuung auf die Rüſtungen der Bundesgenoſſen blicken konnte, welche ihren Gegner von verſchiedenen Seiten her bedrohten, hatte ſie auch ihre eigenen mit der größten Energie betrieben. Die Truppen in ihren deutſchen Erbländern ſollten durch 12,000 Rekruten ergänzt, und dabei auch preußiſche Deſerteurs angeworben, die 9 ungariſchen Infanterieregimenter vollzählig gemacht und durch ein neuerrichtetes vermehrt werden; die 11 Gränz-Regimenter jedes, ſtatt eines Bataillons und einer Grenadierkompagnie, deren noch eine marſchfertig halten, die Cavallerieregimenter vergrößert und durch ein neues Huſarenregiment vermehrt werden, wofür die ungariſchen Magnaten und die ſiebenbürgiſchen Stände ſämmtliche Koſten übernahmen, u. ſ. w. Außerdem nahm Maria Thereſia die in Polen geſtandene ſächſiſche Cavallerie von 3390 Mann in Sold, gab der Artillerie freie Werbung, ließ Geſchütz aus Luxemburg und Ungarn nach Wien ſchaffen und die Zahl der Pontons vermehren, und 14,000 Mann kaiſerlicher Truppen aus den Niederlanden nach Böhmen marſchiren *). Obwohl nun auch Friedrich II. mit Eifer ſeine Streitkräfte um 46,000 Mann vermehrte, ſo ſchien doch Marien Thereſiens Uebermacht hinreichend, um der preußiſchen Monarchie daſſelbe Schickſal zu bereiten,

*) Oeſterr. milit. Zeitſchr. 1. Bd. 1. Heft 1822. I.

welches nach dem Tode Karls VI. der öſterreichiſchen beſtimmt geweſen war *). So wie damals Maria Thereſia nur Großherzogin von Toskana ſein, ſo ſollte jetzt der König von Preußen zum bloßen Markgrafen von Brandenburg herabſinken und von dem Länderverbande des preußiſchen Staates Schleſien wieder an Marien Thereſien fallen, Frankreich mochte dann die weſtphäliſchen Beſitzungen, Schweden Pommern, Sachſen Magdeburg und Halberſtadt an ſich ziehen.

Die Lage Friedrichs II. war um ſo mißlicher, da er, von den Ruſſen bedroht, die verſprochene engliſche Flotte

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine beißend witzige Satyre aus jener Zeit einzuſchalten. Sie lautet: „*Sentence rendue par le public, Tribunal devant lequel les parties belligerantes viennent plaider leur cause avec tant de force et tant d'apparat.*"

„Toutes les parties ouies, conclusion faite et les circonstances mutement pensees, le Public a arreté

1) que l'Imperatrice Reyne est declaree convaincue d'avoir formé des desseins sur la Silesie, mais excusee a cet egard selon les regles de la politique moderne, a condition qu'en quelques annees d'ici *elle fasse amende honorable pour avoir scandalise l'Allemagne par ses liaisons avec la France, laquelle est chargee de lui faire payer cette amende en tems et lieu.*

2) que le Roy de Prusse est declaré excusé d'avoir avisé aux moyens de conserver la Silésie, parapport auxquels moyens on abandonne au tems et à l'evènement de decider, s'ils sont prudens ou non? et en cas d'imprudence le dit Roy est condamné a perdre une partie de *ses conquêtes et possessions, et lui permis de les reprendre à la premiere occasion.*

3) que la cour de Saxe pour expier ses frivolités, son luxe, et son goût

in der Oſtſee nicht erſcheinen ſah und auch an den engliſchen Subſidiengeldern Abzug erleiden mußte, weil er ſeinerſeits nicht die beſtimmte Truppenzahl nach Weſtphalen ſchicken konnte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zuförderſt Sachſen ſo viel als möglich für ſeine Zwecke auszubeuten und ſeine Hauptmacht mit Ruhe dem Hauptfeinde, dem öſterreichiſchen Heere, entgegen zu führen. Uebrigens dauerte der kleine Krieg an der ſächſiſchen Gränze auch während der Rüſtungen fort.

Das öſterreichiſche Hauptheer war während des Winters in Böhmen zuſammengezogen worden, und dort

---

pour un premier ministre, également ruineux et ridicule, comme aussi la faute de n'avoir pas brulé ou emporté des papiers, qui trahissent les secrets d'état, est condamnée à payer les interêts, frais et depens.

4) que la plupart des Princes d'Allemagne sont mis hors de cour et procès et

5) à l'électorat de Hannovre la permission conservée de passer une acte de neutralité dès le moment, qu'il sera menacé d'une prochaine invasion.

6) qu'en outre il est permis à l'Angleterre de se gratter l'oreille,

7) à la France de rire sous cappe et

8) à la Russie de raccommoder les chemins de Courlande, pourvu qu'elle ne fasse pas avancer ses troupes plus loin, que d'en avoir obtenu la permission de la Porte Ottomane,

9) laquelle par ses sentimens pacifiques et genereux est mise au rang des meilleurs Chrétiens."

In Beziehung auf die Türkei wiſſen wir durch einen Brief Mitchell's vom 25. Dezember 1756 (bei Raumer a. a. O.), daß „Friedrich die Türken gegen Rußland in Bewegung ſetzen wollte, und daß ſein Geſandter in Konſtantinopel Anweiſungen auf 60,000 Pfund in Händen hatte."

mußte es denn raſch zur Entſcheidung kommen, dort mußte Friedrich II. feſten Fuß faſſen. Auch jetzt wieder kam ſehr viel für ihn darauf an, den Feind zu überraſchen, und demgemäß wurden alle Dispoſitionen mit der größten Vorſicht verabredet, ohne daß die Oeſterreicher dieſelben irgendwie errathen ſollten. Die Wegnahme der Hauptſtadt Böhmens bildete das nächſte Ziel für die von vier Seiten in dies Königreich einbrechenden preußiſchen Heeresabtheilungen; gelang dieſer Plan, ſo ſchien das Vorrücken der vereinigten Macht, welcher dann der Glaube an des Glücks Vorherbeſtimmung für den königlichen Helden voranflog, geringeren Schwierigkeiten ausgeſetzt zu ſein. Als bezeichnend erſcheint, daß nicht lange Zeit vor der Wiedereröffnung des Feldzuges plötzlich ein kurzer doch gründlicher Beweis, daß das Königreich Böhmen Sr. königlichen Majeſtät in Preußen zuſtehe, kurſirte; am Reichstag wenigſtens hatten die Geſandten ſchon zu Ende Februar 1757 dieſe genealogiſche Deduction in Händen *).

*) Sie ſuchte zu beweiſen, daß nach dem Ableben des Ladislaus Poſthumus die erſtgeborne Tochter Albrechts II. und der luxemburgiſchen Eliſabeth, Anna, vermählt an Herzog Wilhelm von Sachſen, vor der zweitgebornen, Eliſabeth, vermählt an Caſimir IV. von Polen, und ſomit auch die Nachkommen der erſteren Prinzeſſin vor jenen der letzteren (Ludwig II. und Anna, vermählt an Ferdinand I. von Oeſterreich, aus welcher Ehe alle Erzherzoge von Oeſterreich ſtammten) in den Erbbeſitz Böhmens eintreten ſollten; da nun aber von den zwei Töchtern jener

Zur ſicheren Ausführung ſeines Planes in dem angedeuteten Sinne traf Friedrich folgende wohlüberlegte Maßregeln, welche darauf hinzudeuten ſchienen, daß er, einen Angriff der Oeſterreicher befürchtend, ſich blos in Sachſen behaupten wolle. Er ließ Dresden in Vertheidigungsſtand ſetzen; die Elbbrücken wurden abgetragen, und in der Umgegend mehrere Lager geſchlagen.

Die öſterreichiſche Heeresmacht in Böhmen, im Ganzen 118,000 Mann zählend, war folgendermaßen aufgeſtellt. Das Hauptkorps befehligte Prinz Karl von Lothringen, welcher am 7. Februar aus Brüſſel wieder in Wien angekommen und dem Browne, welcher bisher den Oberbefehl geführt hatte, beigegeben war; es ſtand an der Eger und in der Gegend um Prag, das zweite Korps (unter dem Herzog von Ahremberg) im Pilſener Kreiſe, das dritte (unter dem Grafen Königsegg) bei Gabel, Reichenberg und Nimes; das vierte Korps an der oberen Elbe bei Königin-Grätz; ſtatt des (am 24. Jan.)

Anna und Wilhelms von Sachſen, die Ehe der erſtgebornen Katharina mit Herzog Heinrich von Münſterberg kinderlos geblieben, ſo ſei das Succeſſionsrecht auf Böhmen an die zweitgeborne Margaretha, die Gemahlin des Kurfürſten Johann von Brandenburg übergegangen, aus welcher Ehe Friedrich II. in gerader Linie herſtammte. — „Es ſtünde," hieß es am Schluſſe jener Schrift, — „allenfalls Sr. Königlichen Majeſtät in Preußen nicht zu verdenken, wenn Allerhöchſt-dieſelben ſich entſchlöſſen, das auf die Krone Böhmen zuſtehende Recht ihm geltend zu machen."

plötzlich verſtorbenen Piccolomini, befehligte es Graf Serbelloni, General der Cavallerie. Die Truppen in Mähren und Schleſien (15,000 Mann) ſtanden unter den Befehlen des Generals der Cavallerie, Grafen Nadasdy.

Die Schlachten bei Prag und bei Kollin.

Im April drangen, dem Kriegsplane Friedrichs II. gemäß, vier feindliche Heere zu gleicher Zeit in Böhmen ein, über Sebaſtiansberg, Peterswalde, Reichenberg und Trautenau; „er hoffte, die zerſtreuten feindlichen Korps theilweiſe aufzureiben und ſich den Weg zu einer entſcheidenden Schlacht zu bahnen, deren glücklicher Ausgang das ganze Schickſal des Krieges beſtimmen ſollte“ *). Unterwegs bemächtigten ſich die unaufhaltſam vordringenden Truppen der Magazine und griff der Herzog von Bevern (am 21. April) bei Reichenberg eine unter den Befehlen des Grafen Königseck dort ſtehende Abtheilung von 20,000 Mann an, und nöthigte ſie nach hartnäckigem Widerſtand zum Rückzug, welchen der tapfre und einſichtsvolle General Graf von Lacy deckte. Am Morgen des 6. Mai vereinigten ſich die vier preußiſchen Armeen wirklich vor Prag, und, gegen den Rath des alten erfahrenen

*) Oeſterr. mil. Zeitſchrift 1. 2. 1822. S. 135.

Feldmarschalls Schwerin, welcher noch einen Tag abwarten wollte, bis Prinz Moriz vom linken Elbufer her (wo er bei Branik stand) eine Schiffbrücke geschlagen hätte, beschloß Friedrich II. rasch anzugreifen, bevor der Feldmarschall, Graf Daun, der von Königin-Grätz heranrückte, bei der Hauptarmee eintraf, welche auf einem zum Widerstand sehr günstigen und gesicherten Terrain aufgestellt war, indem der linke Flügel derselben einerseits durch den Ziskaberg, und auf der anderen Seite durch ein mit Gräben und Wällen durchzogenes Moorland gedeckt war. Bei allen Vortheilen dieser Stellung schien jedoch der Erfolg für die Oesterreicher aus dem Grunde nichts weniger als gesichert, weil Prinz Karl und Feldmarschall Browne uneinig waren; beide stritten darüber, auf welchem von ihnen die Verantwortlichkeit lasten sollte. Von Wien aus war man nämlich der Ansicht: man müsse das vermeiden, was dem König von Preußen Noth thue zu wagen, nämlich einen Angriff, und sich vor der Hand „bloß auf eine vernünftige Defensive beschränken, welche geeignet wäre, das feindliche Heer durch Ermüdung, Mangel und Desertion aufzureiben," — wogegen Browne auf der Ansicht beharrte, das wären bloß Demonstrationen der Feinde, und er zersplitterte seine ohnehin getheilte Streitmacht. Was endlich das Corps betraf, welches von Königin-Grätz nach Prag eilen sollte, so vollstreckte Graf Serbelloni, der daßelbe befehligte und überhaupt seit Eröffnung des Feldzuges nichts weniger als zweckmäßige Maßregeln traf, die Ordre nur

insofern, daß er Abtheilungen desselben nach Podiebrad und Schisselitz vorschickte. Am 4. Mai übernahm Daun statt seiner das Kommando und rückte nun sogleich mit der Hauptabtheilung über Schisselitz und Podiebrad bis Sazka. Dort stand er am 6. Mai, als Friedrich II. die Schlacht bei Prag eröffnete.

Die braven österreichischen Krieger leisteten in derselben, besonders von ihren Geschützen den besten Gebrauch machend, unvergleichlichen Widerstand, aber nicht geringer war anderseits auch die kriegerische Begeisterung der Preußen, ja sie wuchs, je furchtbarer der Tod in ihren Reihen wüthete. Der Heldentod des greisen Schwerin, der die Fahne den Seinigen voran, den Kanonenschlünden entgegentrug, entschied endlich den Ausgang der mörderischen Schlacht zu Gunsten der Preußen, die tödtliche Verwundung Browne's — die Verwirrung der Oesterreicher; worauf Friedrich II. den rechten Augenblick nützte, indem er den rechten Flügel der Oesterreicher von dem linken trennte. Nun warf sich der Erstere unter Prinz Karl nach Prag hinein, wohin auch Browne gebracht wurde *); zum Glück für die Oesterreicher war Prinz Moritz mit der Brücke noch nicht fertig; der linke Flügel zog sich nach Beneschau, wohin nun auch Daun mit seinen Völkern rückte. Am 7. Mai stand er bei Böhmisch-Brod, in der Nacht vom 9. auf den

*) Er starb am 26. Juni (drei Tage nach dem Einzuge Dauns in Prag) in Folge seiner Verwundung.

10. zog er ſich in das Lager bei Kuttenberg. Gegen ihn rückte der Herzog von Bevern mit 20,000 Mann heran, um ihn zu beobachten, während Friedrich II. ſelbſt mit dem Hauptheere Prag umſchloß, worin ſich der größere Theil der öſterreichiſchen Armee (50,000 Mann) befand. Sie hatte 13,324 Mann (Todte, Verwundete, Gefangene) 33 Geſchütze und mehrere Standarten verloren.

Der blutige Sieg Friedrichs II. (er hatte ihn 13,300 Mann gekoſtet) hatte, obwohl er mit ungemeſſenem Freudengeſchrei verkündigt wurde *), doch eigentlich noch nichts

*) Ein damals entſtandenes Gedicht „Preußiſcher Triumph“ begann mit der pomphaften Anrede „Held, ſeiter Habsburgs Stamm den Kaiſerthron beſtiegen, hat unſre untre Welt von einem ſolchen Siegen noch niemals was gehört, als man jetzt ausposaunt und wovor Nord und Weſt, ja Oſt und Süd erſtaunt, u. ſ. w.“ Gleichzeitig kurſirte folgendes Pasquill:

»Die von der preußiſchen Generalität dem Wiener Hof ad interim in Böhmen geſteckte — und nach Holländiſcher Art mit Sinnbildern und Inſchriften gezierten Mayenbäume:«

„Dem Kaiſer: Einige kleine Zwerge, die ſich über Alcidem wagen, cum lemmate: volunt non volent. Sie möchten gern, wann ſie nur könnten, ſo wie ſie vor Begierde brennten. Der Kaiſerin: Ein aus einem Kamin in die Höhe ſteigender Rauch, c. lemm.: ascendendo vanescit. Alles was ſich überſteiget, auch gar bald vereitelt zeiget. Der kaiſerlichen Familie: Einige jungen Katzen, an welchen ſich die alte vergreift, c. lemm.: Nequidem proprios. Sie ſchonet nicht einmal der Jungen, auch dieſe werden mit verſchlungen. Dem Reichs-Hoff-Rath: Einige auf dem Waſſer ſchwimmende, mit ihren Inſtrumenten verſehene Syrenen, c. lemm.: Sævlunt non serviunt. Sie ſchaden mehr als daß ſie nutzen,

vollkommen zu ſeinen Gunſten entſchieden, und der König verhehlte ſein Mißvergnügen darüber nicht. Von dem Beſitze Prags hing der Ausgang des Feldzugs, ja, hing vielleicht das Schickſal der ganzen öſterreichiſchen Monarchie ab. Hatte nun die Belagerung eines ſo umfangreichen Platzes bei einem für den Belagerer ungünſtigen Terrain

---

die Flügel muß man ihnen ſtutzen. Dem Hoff-Kriegs-Rath Das trojaniſche Pferd, c. lemm.: Spectrum religionis. Wer nennt das Kind beim rechten Namen? Viel Unkraut unterm guten Samen. Dem lieben Graf Kauniz: Des Perilli Ochſen, c. lemm.: nocet artifici. Die Grube, die ich Andern grabe, bleibt mir zum Trinkgeld, ſo ich habe. Dem Herzogen von Würtemberg: Einen Sperling, c. lemm.: Incerta sede vagatur. Mit Sack und Pack zog ich früh aus und bin jetzt nirgends recht zu Haus. Allen in Prag eingeſchloſſenen Marſchällen und Generalen, Fürſten, Grafen und Herren: Einen Marder in der Falle, c. lemm.: Carceris impatiens. Wir hatten's ſatt und übrig genug; mit Schaden wird man endlich klug. Denen Jeſuiten: Einen Fuchſen, c. lemm.: fraudi nulla fide. Der Orden gibt's ja zu erkennen, daß ſie vor Blutbegierde brennen. Denen öſterreichiſchen Landſtänden: Eine Menge Trauben unter der Kelter, c. lemm.: ab invitis extorquet. Man weiß die Stände ſchon zu zwingen, das miserere mitzuſingen. Denen ungariſchen Ständen: Der ſeinen Weinberg an Ahab abtretende Naboth, c. lemm.: Vis non jus. Der Unterthan iſt übel daran, der von Gewalt nur ſprechen kann." — Gleim ſang damals: „Nun dankt Er Gott für ſeine Macht, und ſingt Victoria! Und alles Blut aus dieſer Schlacht fließt nach Thereſia. Und weigert ſie auf dieſen Tag den Frieden vorzuzieh'n; So ſtürme, Friedrich, erſt ihr Prag, und dann führ' uns nach Wien!" — Die friſche Luſt des Soldatengeiſtes drückte das köſtliche Volkslied aus: „Als die Preußen marſchirten vor Prag u. ſ. w." (Wunderhorn, Wolff.)

ſchon an und für ſich ihre großen Schwierigkeiten, ſo war die Nähe Dauns mit 30,000 Mann noch ein beſonderes Hinderniß, welches den Sieger im Schach hielt. Daun begriff die ganze Wichtigkeit ſeiner Aufgabe und handelte darnach. Gegen den Rath des von der Kaiſerin zur Armee abgeſchickten Grafen Kaunitz: „durch einen herzhaften Angriff die bedrängte Hauptarmee zu degagiren", vermied Daun vorſichtig eine Schlacht, verſtärkte ſeine Armee und machte verſchiedene meiſterhafte Bewegungen, durch welche er die des Feindes zu vereiteln wußte. Er zog von Kuttenberg und Alt-Kollin am 19. Mai nach Czaslau zurück, rückte am 6. Juni nach Goltſch-Jenikau, und wendete ſich nun plötzlich am 12. Juni, mit ſeiner ganzen, an 60.000 Mann ſtarken Armee gegen Janowitzky, ſo daß der Herzog von Bevern ſich zurückziehen mußte. Friedrich II. errieth die Abſicht, welche dieſen Bewegungen Dauns (den man nicht ohne Grund den öſterreichiſchen Fabius genannt hat) zu Grunde lag, nämlich: das Heer vor Prag anzugreifen (Prinz Karl ſollte dann einen Ausfall unternehmen), um die Hauptſtadt Böhmens zu befreien. Raſch eilte Friedrich II. deßhalb von Prag, deſſen Belagerung Feldmarſchall Keith fortſetzte, zu dem Herzog von Bevern, vereinigte ſich mit ihm (am 15. Juni) bei Kaurzim, worauf Daun die Stellung bei Planian, nicht weit von Kollin, auf das Geſchickteſte und Vortheilhafteſte beſetzte. Hier erwartete er den königlichen Gegner, welcher vor Ungeduld brannte, ihn anzugreifen, indem er von der

Beſiegung Dauns die Uebergabe Prags als nächſte Folge erwartete. Und in der That trafen mehrere Umſtände zuſammen, welche ihn, der von Anfang her durch Raſchheit Erfolge errungen, auch jetzt wieder dazu beſtimmten, — Nachrichten vom Anmarſch der Ruſſen gegen Preußen, der Franzoſen gegen Weſtphalen; es ſchien ihm durchaus nicht gerathen, noch längere Friſt ausſchließlich an die Belagerung Prags zu verwenden, als er an dieſelbe ſchon verwendet hatte. Denn obwohl er dieſe Belagerung mit aller Energie eröffnet und fortgeſetzt, obwohl Mangel an Lebensmitteln und Noth der Eingeſchloſſenen bedeutend zunahmen, ſo herrſchte doch ein guter Geiſt muthiger Ausdauer in der belagerten Königsſtadt. Dieſen Geiſt zu erkräftigen hatte nicht wenig ein Brief Marien Thereſiens an Prinz Karl beigetragen, welchen ein Grenadierhauptmann bei Gelegenheit eines Ausfalls glücklich in die Stadt gebracht hatte und demzufolge Prinz Karl am 27. Mai der Armee unter andern Folgendes eröffnete: „daß es der Kaiſerin ſehr leid wäre, daß ſo viele Generale mit ſo zahlreichen Truppen in Prag eingeſperrt wären, daß ſie ſich aber eine gute Wirkung davon verſpreche; ſie erinnere alle, wie von der Erhaltung Prags auch die des ganzen Königreichs, ja das Heil der ganzen Monarchie abhänge, daß die geſammte hieſige Armee ſich eine ewige Schande zuziehen werde und ſich bei der Nachwelt nie rechtfertigen könne, wenn ſie das unterließe oder nicht thun zu können glaubte, was erſt vor wenig Jahren die Franzoſen mit einer viel geringeren

Macht gethan haben; — die Ehre der ganzen Nation“ (hieß es weiterhin) „und besonders der kaiserlich-königlichen Waffen sei dabei interessirt.“ Außer beruhigenden Worten über die Austheilung der Lebensmittel und Erhaltung guter Ordnung (mit Androhung von Strafen für Entgegenhandelnde und Verheißung von Belohnungen für sich besonders Auszeichnende) wurde dann auch noch bemerkt, daß die Kaiserin „die dem Feldmarschall Grafen von Daun anvertraute Armee je mehr und mehr verstärken lasse und sorgfältigst bedacht sei, ihn in den Stand zu setzen, daß er mit derselben sich ehestens diesen Gegenden nähern und zu Hilfe kommen werde; daß auch die französischen Hülfsvölker in vollem Anzug begriffen seien, und ihren Marsch soviel nur immer möglich ist, beschleunigen, dann, daß uns die Krone Schweden ebenfalls mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen zu Hülfe eile, und daß überhaupt unsre Sache mit göttlichem Beistand bald eine bessere Gestalt gewinnen werde.“ Die Belagerten rechtfertigten diese auf sie gestellte Zuversicht der bedrängten Monarchin durch die ehrenwertheste Ausdauer inmitten des unausgesetzten Bombardements, wodurch die schönsten architektonischen Denkmäler der Königsstadt beschädigt wurden *).

*) Die Preußen hatten vom 10. Mai bis 19. Juni 14,360 Bomben und Granaten, 4653 Feuerkörbe und Feuerballen, 18,480 glühende Kugeln geworfen und 30,700 Kanonenschüße gemacht. Hierdurch wurden 38 Einwohner getödtet, 42 beschädigt, 532 Häuser verbrannt oder in Steinhaufen verwandelt.“ Oest. mil. Zeitschrift I. 1824. S. 190.

Als man am 18. Juni bemerkte, daß die Preußen neue Batterien zu bauen anfingen, fünf um die Neuſtadt und drei um die Kleinſeite, welche man aus der Stadt nicht erreichen, noch deren Bau verhindern konnte, da trat plötzlich eine Beſtürzung ein, wie ſie noch nicht vorhanden war, und man befürchtete, der Feind, mit friſchem Vorrath von Kugeln und Bomben verſehen, würde nun die Stadt vollends in Grund ſchießen; — als in der höchſten Noth die Stunde der Befreiung ſchlug.

An demſelben Tage nämlich (am 18. Juni) griff Friedrich II. die Oeſterreicher bei Planian und Kollin an. Meiſterhaft war ſein Schlachtplan, aber zu ſeinem Unglück wich er bald davon ab und rief den Regimentern Halt zu, welche zur Verſtärkung der Generale Hülſen und Ziethen anrückten, die den Angriff eröffnet hatten. Anfänglich ſchien das Glück ſich auf die Seite der Preußen zu wenden, als auch der linke Flügel derſelben den Angriff unternahm, wodurch es unmöglich war, die früher errungenen Vortheile zu behaupten. Von beiden Seiten, öſterreichiſcher wie preußiſcher, geſchahen Wunder der Tapferkeit, die ſächſiſche Kavallerie, eine Lücke im linken Flügel der Preußen benützend und von Wuth entbrannt, den Tag von Striegau zu rächen, entſchied. Der linke preußiſche Flügel war zerſprengt, ließ ſein Geſchütz im Stich und floh zum rechten hin, der ſich nun auch nicht mehr halten konnte. Vergeblich ſchrie Friedrich einzelnen Schaaren zu, die er aufs Neue ins Feuer führen wollte, vergeblich

ſetzte er ſein eignes Leben auf's Spiel. Verzweiflungsvoll jammerte er: „Meine Huſaren, meine wackren Huſaren, ſie gehen alle drauf!“ Er mußte fliehen; ſeine Armee nahm unter dem Herzog von Bevern und Prinz Moriz den Rückzug nach Nimburg. Dort ſaß er am Abend auf einer Brunnenröhre, zeichnete, zu Boden ſtarrend, Figuren in den Sand, und ſprach endlich, ſich mühſam ermannend, als er den Reſt ſeiner Garde erblickte: „Kinder, ihr habt heute einen ſchlimmen Tag gehabt. Habt nur Geduld. Ich werde alles beſſer machen.“ Er hatte mit dem Sieg auch 13,773 Mann (darunter 326 Offiziere) an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Oeſterreicher 8114 verloren. Noch größeres Unglück wäre zweifelsohne über ihn ergangen, hätte ſich Daun, welcher während der Schlacht Beweiſe der größten perſönlichen Unerſchrockenheit gegeben und zwei (leichte) Wunden erhalten, nicht von ſeiner Vorſicht und im Intereſſe der Befreiung Prags beſtimmen laſſen, ſeinen Huſaren die Erlaubniß zur Verfolgung zu verſagen.

Die nächſte Folge dieſes von Daun errungenen Sieges bei Kollin war die Aufhebung der Belagerung Prags*). Am 20. Juni zog Keith fort nach

---

*) Da ſang Rautenſtreich die Seite 32 (Anmerkung) erwähnte Strophe des Gleim'ſchen Siegesliedes parodirend: „Erlaubſt Du es, ſo dringen wir hervor bis nach Berlin, und fragen: warum gehet ihr, ihr Feinde, nicht nach Wien?“

Leitmeritz, wohin auch der König über Nimburg und Melnik ſich zurückgezogen hatte. Die weitere Folge war, daß die Preußen Böhmen räumten; Friedrichs II. Bruder, der Prinz von Preußen Auguſt Wilhelm, führte einen Theil des Heeres nach der Lauſitz und erlitt durch die nachſetzenden Oeſterreicher nicht geringe Verluſte bei Gabel (15. Juli) und Zittau (23. Juli), welches in Brand geſchoſſen wurde. Wohl eilte jetzt der König ſelbſt herbei, um dem Prinzen Karl eine Schlacht zu liefern, fand aber gerathen, dieſen Plan aufzugeben, ließ einen Theil ſeines Heeres dem Prinzen Moriz bei Gießhübel und eilte mit dem andern nach Bautzen.

Nicht minder wichtig als dieſe Folgen war für Marien Thereſien die moraliſche. Der Nimbus der Unüberwindlichkeit, welcher ihren königlichen Gegner umſtrahlte, war erblichen; die öſterreichiſche Armee, welcher das Verdienſt gebührte: die Exiſtenz der Monarchie gerettet zu haben, hatte jenes Selbſtvertrauen gewonnen, welches neue Siege erringen hilft. Wie Maria Thereſia ſchon nach der Prager Schlacht, um den wichtigſten Eindruck, den moraliſchen, in ihrer Armee zu erhöhen und zu befeſtigen, den tapferen 22 Grenadierkompagnieen, welche in jener Schlacht auf dem rechten Flügel gefochten, zur Anerkennung ſolchen Muthes für Lebenszeit doppelten Sold gewährt und den Offizieren und Unteroffizieren außerdem vorzugsweiſe Beförderung verſprochen hatte, ſo handelte ſie nun nach dem Sieg bei Kollin in demſelben Sinne. Die

Truppen erhielten Geſchenke, die Offiziere den Sold eines Monats, die Gemeinen den von drei Tagen, die verwundeten Offiziere doppelten Monatsſold; auch die verlorenen Pferde ließ Maria Thereſia den Offizieren erſetzen und außerdem genehmigte ſie alle von Daun vorgeſchlagenen Beförderungen. Daun zeichnete ſie dadurch auf eine ſchmeichelhafte Weiſe aus, daß ſie ſelbſt, in Begleitung ihres kaiſerlichen Gemahls, ſeiner Gattin die Nachricht des von jenem erfochtenen Sieges brachte, und ihm ſechs eroberte preußiſche Kanonen ſchenkte. Zum ewigen Andenken an den Tag von Kollin gründete ſie bei Zasmuck in der Nähe von Kollin eine Kirche und ſtiftete den militäriſchen Marien-Thereſienorden, mit welchem ausgezeichnete Offiziere (bis zum Fähndrich herab) ohne allen konfeſſionellen Unterſchied und ohne Rückſicht auf Rang geſchmückt werden ſollten. Den unterm 12. Dezember 1758 ausgefertigten Statuten des Thereſienordens zufolge, wurde ein Kapital von 150,000 Gulden ausgeſetzt, von deſſen Zinſen die zehn Großkreuze 1000 Gulden, die älteſten Ritter 600—800 Gulden als jährlichen Gehalt erhielten. Daun wurde zum erſten Großkreuz ernannt. Wie hoch Thereſia das Andenken ſeines Sieges hielt und wie ſehr ſie ihn ſchätzte, beweiſt der folgende ihre ganze Liebenswürdigkeit bezeichnende Brief, welchen ſie mehrere Jahre ſpäter, am Jahrestage der Schlacht bei Kollin an ihn richtete. Das Schreiben lautet:

„Den 18. Geburtstag der Monarchie."

„Lieber Graf Daun! Unmöglich könnte ich den heutigen großen Tag vorbeigehen laſſen, ohne ihme meinen gewiß herzlichſten und erkenntlichſten Glückwunſch zu machen. Die Monarchie iſt ihme ihre Erhaltung ſchuldig, und ich meine existence, und meine ſchöne und liebe armée, und meinen einzigen und liebſten Schwagern. Dieß wird mir gewiß ſo lang ich lebe niemalen aus meinem Herzen und Gedächtniß kommen; an contraire mir ſcheinet, daß es jährlich mir friſcher und sensibler iſt, und daß niemalens ſelbes genug an ihme und den Seinigen werde erkennen können. Dieß iſt der Tag auch, wo mein Namen auch für das Militaire ſollte verewiget werden, auch ſeiner Hände Werk" (Daun hatte nämlich an den Statuten des Marien-Thereſien-Ordens gearbeitet), „und iſt er wohl billig, leider mit ſeinem Blute, mein erſter Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch lange Jahre zum Nutzen des Staates, des Militaire und meiner Person als meinen beſten, wahreſten guten Freund. Ich bin gewiß ſo lang ich lebe ſeine gnädigſte

Frau Maria Thereſia*).

Auf die Stiftung des Ordens wurde eine Medaille geprägt, auf deren Avers man die Bruſtbilder des Kaiſerpaares mit der Umſchrift: „Imperator Franciscus Augustus et Maria

*) Oeſterr. mil. Ztſchrft. a. a. O.

Theresia Augusta," und auf deren Revers man einen von Kriegsrüstungen umgebenen Genius sah, der in der Rechten das Ordenskreuz, in der Linken einen Palmzweig hielt; darum lief die Schrift: „Praemii virtutis bellicae constitutio." Am Abschnitte stand das Datum: MDCCLVII Die XVIII Junii.

Fortschritte der Franzosen in Westphalen und Hannover.

Die französische Armee unter dem Marschall d'Etrees, welche am 4. April über den Niederrhein gegangen war, rückte in die westphälischen Besitzungen Friedrichs II. ein, woraus sich die Preußen zurückzogen. Friedrich, welcher mit seinem Plane: Wesel zum Waffenplatz der verbündeten Armee zu machen, bei England nicht durchgedrungen war und, überzeugt, daß er zu schwach sei, der französischen Armee in Westphalen Widerstand zu leisten, auf die Vertheidigung seiner Länder daselbst verzichtete, ließ selbst die Festungswerke Wesels sprengen. Geldern widerstand einige Zeit lang dem anrückenden Feinde, mußte sich jedoch am 23. August ergeben.

Mittlerweile ergossen sich die feindlichen Schaaren über Westphalen und Ostfriesland, welche nun sofort

im Namen Marien Thereſiens in Beſitz genommen wurden; zu Cleve wurde eine Adminiſtration niedergeſetzt. Etrees ging über die Weſer, drang in's hannöverſche Gebiet ein und griff am 26. Juli das unter Cumberlands Befehlen ſtehende Bundesheer, welches aus ſeiner feſten Stellung bei Bielefeld und Herford nach Hameln ſich zurückgezogen hatte, nicht weit von dem letztgenannten Orte, bei Haſtembeck an. Cumberland verlor die Schlacht (worauf die Franzoſen ſogleich Hameln beſetzten) und eilte über Verden und Stade nach Bremervörde. Nun traf der zum Nachfolger d'Etrées ernannte Herzog von Richelieu beim franzöſiſchen Heere ein und nahm Hannover, Bremen und Verden ein.

Das hannöverſche Miniſterium hatte in jener Kriſis einen voreiligen und unwürdigen Schritt gethan und dem Feinde am 8. Auguſt das ganze Land durch Kapitulation übergeben. Cumberland befand ſich dadurch in der mißlichſten Lage, als Dänemark die Vermittlung zwiſchen ihm und Richelieu übernahm, und Graf Lynar, der däniſche Statthalter Oldenburgs, dieſelbe am 8. September im Kloſter Seven auf eine eben ſo unverſtändige als unwürdige Art zu Stande brachte. Wie Schloſſer ſehr richtig bemerkt, „hatte Lynar die weſentlichſten Punkte vergeſſen; es war von einer Unterhandlung für Hannover allein die Rede, da doch die Armee den Engländern gehörte, die ſie bezahlten; es hätte bloß einer Mili-

tärkonvention bedurft, welche die Oberanführer abschließen konnten, und es wurden politische Punkte aufgenommen, welche der Bestätigung der Höfe bedurften, und dennoch nichts für Hannover ausgemacht, dessen Einwohner der Raubsucht Richelieus und den zahlreichen Harpyen preisgegeben wurden, welche ihn begleiteten." Zufolge der Konvention von Kloster Seven gingen die Schaaren der Bundesarmee, welche aus Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Sachsen-Gothaern, Lippe-Bückeburgern und Preußen bestand (welche letztere übrigens Friedrich II. bereits zurückgezogen hatte), auseinander und kehrten heim, mit Ausnahme der Hannoveraner, welche theils in Stade und in der Nähe, theils im Lauenburgischen Kantonirungen bezogen. Das Schmachvolle dieser Kapitulation blieb in England nicht unbekannt; der Herzog von Cumberland wurde zurückberufen und der Staatsminister Pitt stellte ganz richtig die Behauptung auf, daß die Kapitulation für England keine Verbindlichkeit enthalte; hatte doch der König von England sie nicht ratifizirt! Folgerecht nach dieser Anschauung handelte England späterhin (am 26. November desselben Jahres).

Richelieu zog nun nach Halberstadt, und bedrohte, nachdem er diesen Ort besetzt, Magdeburg. Die zweite französische Armee aber, welche unter dem Befehl des von der Pompadour begünstigten Prinzen von Soubise stand, rückte mittlerweile nach Erfurt vor und vereinigte sich bei Eisenach mit der Reichsexekutions-

armee unter dem Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, welche sich im Lauf des Juli in der Gegend von Nürnberg zusammengezogen hatte, und dann nach Sachsen marschirt war. Schon streiften die Truppen bis Merseburg und Halle. Da hielt Friedrich II. es für zweckmäßig, zunächst persönlich diesen Feinden zu begegnen und ihre Angriffe abzuhalten. Er verließ deßhalb zu Ende Augusts die Lausitz, und der Herzog von Bevern nahm nun mit 36,000 Mann das Lager bei Görlitz ein, um Schlesien zu decken. Der König ging mit 12,000 Mann nach Dresden, schob einzelne kleine Abtheilungen nach Halberstadt vor, rückte bis Erfurt mit noch 10,000 Mann und vertheilte diese in den Dörfern. Bei seiner Annäherung wandte sich Soubise nach Gotha, nahm es (am 19. Septbr.), mußte es jedoch noch an demselben Tage den Preußen überlassen, welche mit nur 1500 Mann (unter Seydlitz) die 8000 Feinde überfielen und in die Flucht trieben.

Bevor wir nun den weiteren Verlauf der Kriegsereignisse in Sachsen verfolgen, werfen wir einen Blick auf die

Bewegungen der Russen und der Schweden,

durch welche Friedrich II. gleichzeitig bedrängt wurde.

Schon zu Ende des Juni waren die Russen, unter dem Befehl der Feldmarschälle Apraxin und Fermor in Preußen eingefallen, der Letztere beschoß und eroberte

(5. Juli) Memel und ſchon näherte ſich das ruſſiſche Heer, welches allenthalben, wohin es kam, ſich abſcheulicher Exzeſſe ſchuldig machte, der Hauptſtadt Königsberg; Tilſit, Gumbinnen und mehrere andere Orte waren gefallen. Da trat (am 30. Auguſt) der Feldmarſchall Lehwald mit nur 22,000 Mann der ruſſiſchen Uebermacht bei Groß-Jägerndorf entgegen, und mußte derſelben, nachdem er anfänglich einige Vortheile errungen hatte, weichen. Er zog ſich am 30. Auguſt nach Mühlau zurück.

So ſchien derjenige Theil der preußiſchen Monarchie, von welcher ſie den Namen führte, unter dem Andrange der wilden Horden verloren, — während die Schweden, 20,000 Mann ſtark, unter Anführung des alten Landmarſchalls von Ungern-Sternberg in Pommern einfielen und die Uckermark bedrohten, — als die Ruſſen in der erſten Hälfte Septembers ganz unerwartet den Rückzug antraten und alle ihre Eroberungen mit Ausnahme Memels, räumten. Der Grund dieſer unerwarteten Maßregel war ein Befehl des ruſſiſchen Premierminiſters Beſtuchef an Apraxin; Beſtuchef wollte nämlich während einer gefährlichen Krankheit der Kaiſerin Eliſabeth den ihm verhaßten Thronfolger Peter mit Hülfe jenes in Preußen befindlichen Heeres verdrängen. Er büßte dieſen verwegenen Plan nach Eliſabeths Wiedergeneſung mit ſeiner Abſetzung und Verbannung. Lehwald benutzte indeſſen raſch den Rückzug der Ruſſen, um die Schweden aus Preußiſch-Pommern wieder zu verdrängen, und es gelang ihm; ſie

wichen nach Stralsund und der Insel Rügen zurück. Ungern-Sternberg wurde zu Ende 1757 vom Kommando abberufen.

Die Schlacht bei Roßbach.

Mit der französischen und der Reichsarmee hatten sich am 16. Oktober 17,000 Mann unter dem Herzog von Broglio vereinigt, welche Richelieu nach Mühlhausen geschickt, und Friedrich hatte diese Vereinigung nicht verhindern können, da er gerade um dieselbe Zeit gezwungen war, eine andere Bewegung zu machen, um seine Hauptstadt Berlin zu retten.

Nachdem nämlich General Nadasdy am 7. Septbr. das Winterfeld'sche Corps auf dem Holzberge bei Mois (nicht weit von Görlitz) geschlagen hatte, wobei 1200 Preußen und Friedrichs vertrauter Freund, der tapfere Winterfeld auf dem Platze geblieben waren, hatte sich der Prinz von Bevern nach Liegnitz, dann (Ende Septbrs.) nach Breslau zurückgezogen, wohin ihm Daun gefolgt war; am 1. Oktober lagerte er dem Feinde gegenüber bei Lissa. Während Bevern auf diese Weise durch den fast dreifach überlegenen Feind in Schach gehalten wurde und sich der König selbst in Sachsen befand, unternahm der österreichische General Graf von Hadsik

an der Spitze von 4,000 Reitern einen kecken Streifzug aus der Lauſitz nach Brandenburg, und zwar direkt nach Berlin, wo er am 16. Oktober eintraf und eine Brandſchatzung von 215,000 Thalern eintrieb. Raſch wendete ſich nun der König über Torgau nach der Lauſitz, um Haddik abzuſchneiden, während Keith mit einer kleineren Truppenabtheilung bei Leipzig blieb. Dieſe Bewegung benützten die Prinzen von Soubiſe und Hildburghauſen, um mit der franzöſiſchen und der Reichsarmee in Sachſen weiter vorzudringen, als plötzlich der König wieder daſelbſt erſchien. Da Haddik auf die Nachricht vom Anzug des Prinzen Moriz und des Königs ſchon am frühen Morgen des Tages nach ſeiner Ankunft Berlin wieder verlaſſen hatte, konnte Friedrich ſein Hauptaugenmerk wieder darauf richten, die Fortſchritte Soubiſe's und Hildburghauſens zu hemmen. Soubiſe zog ſich nun hinter die Saale zurück, worauf Friedrich, in der Abſicht, eine Schlacht zu liefern, Schortau beſetzte. Da aber Soubiſe eine vortheilhaftere Stellung nahm, zog Friedrich weiter und ſtellte ſeine Truppen zwiſchen den Dörfern Bedra und Roßbach unweit Weißenfels auf, die Infanterie in zwei Linien am Rande der Anhöhe, an deren Fuß der Schortaubach fließt, hinter jener die Cavallerie in einer Linie. Die vereinigten Armeen, zweimal ſo ſtark als die preußiſche, und von der Zuverſicht erfüllt, daß ſie bei einem Angriff der Letzteren den Sieg davontragen müßten, verließen am 5. November in dieſer Abſicht ihre vortheilhafte

Stellung und trafen Anſtalten zur Einſchließung der Preußen, indem ſie eine Bewegung nach dem Rücken derſelben machten, um ſie zu umgehen. Der König bemerkte dies um 1 Uhr des Nachmittags und gebot nun ſelbſt den Angriff. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden ſeine Befehle vollzogen, und die Gegner ahnten davon, daß ſie, die Angreifenden, ſelbſt angegriffen werden ſollten, nicht eher etwas, als bis die preußiſchen Geſchütze von den Höhen herab die furchtbarſte Verheerung in ihren Reihen anrichteten, bis Seydlitz mit ſeinen Reitern wie Sturm und Wetter auf ihre Cavallerie heranflog und (während Prinz Heinrich ſich auf die rechte Flanke ihrer Infanterie warf) derſelben bald in den Rücken fiel. Hatten ſchon die erſten Kanonenſchüſſe hingereicht, die aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen bunt zuſammengewürfelte, ſchlecht geordnete, ſchlecht geübte, durch keine Idee verbundene, kurz: in jeder Hinſicht armſelige Reichsexekutionsarmee in die Flucht zu jagen, ſo war es in Bezug auf die Franzoſen, welche ſich wenigſtens anderthalb Stunden lang vertheidigten, (wenn gleich ihre Anführer nichts taugten) die von Seydlitz angeführte und ausgebildete preußiſche Cavallerie, welche den Sieg zu Gunſten Friedrichs II. auch in der Weiſe vortheilhaft entſchied, daß der Letztere einen kaum nennenswerthen Verluſt an Leuten erlitt, 91 Todte und 274 Verwundete! Drei und ſechzig Kanonen und 22 Fahnen und Standarten waren außer 7000 Gefangenen (worunter 9 Generale und 320 andere Offiziere) der Preis des Sieges. Die

Reichsarmee ſammelte ſich erſt in Franken wieder, die franzöſiſche in Heſſen; ja der letzteren ſagte man ſogar nach, daß einzelne Franzoſen in paniſchem Schrecken in Einem fort bis an den Rhein geflohen ſeien. Ueberhaupt zeigte ſich damals doch wieder einmal ein Funke von Nationalgefühl in den Deutſchen, indem die Niederlage der Franzoſen faſt allgemein mit Jubel begrüßt wurde, wobei man allerdings der franzöſiſchen Tapferkeit inſofern Unrecht that, als man dieſe im Weſen der Franzoſen unläugbar vorhandene Eigenſchaft plötzlich nicht gelten laſſen wollte, weil die adeligen Anführer ihre ganze Untüchtigkeit, Immoralität und Weichlichkeit an den Tag gelegt hatten *) und man nun gleich die ganze Nation für die Miſerabilität ihres in höfiſcher Niedertracht verſunkenen Adels ſolidariſch haften machte. Immerhin ſprach ſich die Volksſtimme in Deutſchland bei der Verhöhnung der Franzoſen deutlich genug gegen eine Politik aus, welche dieſe ins Reich berufen hatte, um mit Deutſchen gegen Deutſche zu kämpfen,

---

*) Seit dem 5. November war Soubiſe der Gegenſtand des Haſſes bei der ganzen franzöſiſchen Armee. Man ſang die Chanson:

„Charles de Rohan Prince de Soubise,
Gaulois conquérant qui fait mine grise,
Frederic t'-a-t'il battu;
En es tu bien convaincu?
Vous qui du jarret savez faire usage
Mieux que du poignet changer de langage,
Courrez dire à Richelieu
Qu'il se recommande a Dieu."

und mancher Patriot mochte im Stillen bei dem Gedanken erröthen, daß die Reichsarmee den armſeligen Zuſtand des deutſchen Reiches an den Tag legte. Der Volkswitz machte aus der Reichsarmee eine „Reißausarmee" und das Volkslied ſagte von ihr:

„Die Reichsarmee
Muß Aloe
Vom Vater Fritzen eſſen,
Die Reichsarmee,
Die Reißausarmee."

und wieder:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hoſen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzoſen."

Der Volkswitz fing an Volksjuſtiz zu üben an dem ganzen unnatürlichen Zuſtand eines Scheinlebens, das noch ſchlimmer als Scheintod iſt, und begreiflicherweiſe regte ſich die Sympathie des Volks für den Geiſt, wie er ſich in Friedrich kund gab, für den Mann der That. Es iſt überhaupt immer ein gutes Zeichen, wenn ſich der Mutterwitz des Volkes, wenn ſich ſeine Geſundheit im Volksliede kundgibt. Jedenfalls hatte die Gleim'ſche Kunſtpoeſie keinen Einfluß darauf; das Volkslied ſprang friſch und raſch als Soldatenkind aus dem Lager in die Städte, in die Werkſtätten, in die Familienſtuben und brachte ebenſo einen militäriſchen Geiſt in die der Theilnahme am Kriege

entwöhnten Maſſen, als ſich anderſeits in den preußiſchen Truppen etwas Volksthümliches heranbildete, zunächſt freilich an der Perſon des königlichen Helden, welcher der Mann des Volkes wurde nicht ſowohl ſeiner wechſelvollen Kriegsgeſchicke halber, nicht ſowohl, weil er, heute Sieger, morgen beſiegt, ſich alsbald mit unglaublicher geiſtiger Spannkraft gegen die Ueberzahl ſeiner Gegner wieder zum Ankampf, zum Sieg erhob, ſondern vorzugsweiſe deßhalb, weil wieder einmal ein König tagtäglich inmitten ſeines Volkes ſtand, wenn auch als Soldat unter Soldaten, weil der gemeine Mann, der der Trommel folgte, ihn vollkommen als Menſchen in der Nähe ſah, wie er auch einmal auf dem harten Feldbette ſchlief, auch einmal die Schrift des Kummers auf der Stirne trug, — weil der gemeine Mann einen Fürſten wieder perſönlich Gefahren mit ihm theilen, mit ihm dem Tod entgegen gehen ſah; ſo ward Friedrich der Mann des Volkes und ſtand im Vortheil gegen Marien Thereſien, welcher ihr Geſchlecht dieſelbe Rolle zu ſpielen verſagte *). Um noch einmal auf eine frühere Andeutung zurückzukommen, der Sieg bei Roßbach nützte Friedrich II. in der öffentlichen

*) Es iſt nichts Zufälliges, wenn die Siege Thereſiens weniger Volkslieder hervorriefen al die Friedrichs, und wenn jene allgemeineren Eingang erhielten und ſich behaupteten; es iſt charakteriſtiſch, daß die öſterreichiſchen weniger poſitiv waren, ſondern ſich vielmehr meiſtens nur auf eine Parodie der preußiſchen beſchränkten und aus dieſem Anſchauungskreiſe nicht recht herauskonnten.

Meinung bei weitem mehr, als Marien Thereſien der Sieg Dauns bei Kollin; an den Tag bei Roßbach knüpfte ſich der Gedanke an den Sieg nationaler Kraft über fremdländiſche Anmaßung in Bezug auf Deutſchland, und an dem Gedächtniß dieſes Tages rankte ſich der Glaube an Friedrichs Unüberwindlichkeit feſter und höher, als je vorher, hinan; einen Ausdruck deſſen finde ich in dem Volkslied: *)

„Was Friedrich will,
Muß alles wohl ergeh'n,
Nur alles in der Still,
Was Friedrich will.

Es wird ſchon kalt,
Franzoſen packet euch,
Hört den Kanonenknall,
Es wird ſchon kalt" u. ſ. w.

Wie „gemacht" erſcheint neben dieſem friſchen unmittelbaren Ausdruck das lange Gleim'ſche „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach," deſſen Wirkung für ſeine Zeit, wie überhaupt die der Gleim'ſchen Zeitgedichte für den Augenblick, hier übrigens nicht gering angeſchlagen werden ſoll. Ein Gleim wäre für Marien Thereſien gewiß nicht viel weniger wichtig geweſen als ein friſcher tüchtiger General.

*) Soltau, (No. 88.), der deſſen Urſprung dem Jahre 1758 zuweiſt.

Die Folgen der Schlacht bei Roßbach ließen ſich für Friedrich II. auch in Bezug auf ſein bis dahin noch immer nicht genügend feſtgeſtelltes Verhältniß zu England günſtig an. Auch in England wurde ſeine Sache jetzt Volksſache, und vielleicht in einem noch höheren Grade, als man einſt an dem Unglück der von aller Welt verlaſſenen ſchönen jungen Königin von Ungarn lebhaften Antheil genommen hatte, nahm man jetzt einen ſolchen an dem königlichen Helden, der den alten Nationalfeind Englands ſo raſch und improviſirt, als wär's zum Spiele, überwunden, ja gedemüthigt und lächerlich gemacht hatte. Das Miniſterium entſprach nur dem Wunſche des Volkes, indem es jetzt entſchieden die Parthei Friedrichs II. ergriff und überhaupt in der ganzen Sache energiſch auftrat. Der Umſtand, daß die ſchmachvolle Konvention von Kloſter Seven von England nicht ratificirt worden war, diente als Baſis, um ſie als ungültig und aufgehoben zu erklären, was der König von England am 26. November denn auch wirklich that.

Nach der Kunde von Friedrichs Sieg bei Roßbach hatte ſich Richelieu von Halberſtadt ins Hannöveriſche zurückgezogen, wo er aufs Abſcheulichſte hauste und das Land ebenſo ausſog, wie die franzöſiſchen und öſterreichiſchen Kriegskommiſſäre das von dem Landgrafen verlaſſene Heſſen. Nun, da der König von England die Konvention von Kloſter Seven für aufgehoben erklärt, ſetzte ſich die hannöver'ſche Armee als engliſche wieder in Bewegung, und das

engliſche Miniſterium bat den König von Preußen, derſelben einen Anführer zu geben. Friedrich II. wählte den Prinzen Ferdinand von Braunſchweig, und dieſer, welcher ſchon zu Ende Novembers in Stade eintraf, rechtfertigte raſch das in ihn geſetzte Vertrauen, indem er, durch preußiſche Truppen verſtärkt, noch vor dem Ablauf des Jahres 1757 Lüneburg und Uelzen beſetzte und Haarburg eroberte.

Betrachten wir nun das vor und nach der Schlacht bei Roßbach eingetretene

Kriegsglück der Oeſterreicher in Schleſien.

Es handelte ſich hier um nichts Geringeres als um das erſte und eigentliche Ziel Marien Thereſiens, und in Folge des Zuſammentreffens aller jener Umſtände, welche nach dem Tage von Kollin Friedrichs Sturz als unausbleiblich anzukündigen ſchienen, glaubte ſie bereits wirklich an dieſem Ziele zu ſtehen, und ihre jahrelang gehegten Wünſche endlich erfüllt zu ſehen. Deutlich ſprach ſie ihre Abſicht in einem Patent (dat. Wien 21. Septbr. 1757) an alle getreue Stände, Unterthanen und Einwohner ihres Erbfürſtenthums von Ober- und Niederſchleſien wie auch ihrer Grafſchaft Glatz aus *).

*) Es lautete: „Allen den getreuen Ständen ꝛc.
„Euch iſt genugſam bekandt, auf welche Art der König von Preußen verwichenes Jahr zum vierten Mal Unſere Erblande mit

Winterfeld war gefallen, der Prinz von Bevern schien der ihm gewordenen Aufgabe, Schlesien für den König zu erhalten, nicht gewachsen, Friedrich II. selbst sowohl durch den Streifzug Haddiks in die Kurmark als

---

einer furchtbaren Armee angefallen, indem Er durch dieses Betragen auf eine unerhörte Weise wider die Reichsgesetze, besonders wider den öffentlichen Landfrieden, wie auch wider die mit ihm geschlossene feyerlichste Traktaten gehandelt hat. Dieser Schritt von seiner Seite macht Uns vor Gott und den Menschen von denen Uns durch die Traktaten aufgelegten Verbindungen frey und gibt Uns das Recht, die durch selbige Traktaten abgetretenen Länder wieder zu erobern. Wir haben demnach Unseren Generälen und Befehlshabern Unserer Truppen ausdrückliche Ordres ertheilet, Niemand zu stören oder zu beschweren, sich demgemäß zu halten, was das Recht und die Billigkeit bei ihrem Eintritt in die Staaten von Schlesien und die Grafschaft von Glatz erfordern; einen Jeden ohne Unterschied der Religion Unsers Kaiserl. Königl. Schutzes genießen zu lassen, nur die ordentlichen Contributionen zu ziehen, Recipiße und Quittungen von dem zu geben, damit man es nach und nach bezahle oder es hiernächst von den Contributionen abziehe, welche zu seiner Zeit errichtet werden, und endlich Unsere Truppen die genaueste Mannszucht beobachten zu lassen und dahin zu sehen, daß sie keine Ausschweifungen begehen. Wir gewärtigen, daß die getreuen Stände, Unterthanen und Einwohner ꝛc. ihrerseits Unsern Truppen allen Beistand und mögliche Hülfe leisten werden, wie wir dann nicht unterlassen wollen, Unsern Schutz und Kaiserl. Königl. Gnade der Anklebung und Treue eines Jeden ohne Ansehen der Religion angedeihen zu lassen, vornehmlich diejenigen hervorzuziehen, welche die ausnehmendsten Merkmale von ihrem patriotischen Eifer geben werden." — Preußische Patente, welche die Schlesier abmahnten, diesen Insinuationen Folge zu leisten, erschienen am 1. und 23. Oktober.

auch durch die vereinigte Reichs- und französische Armee in Sachsen beschäftigt, seine ohnehin geringere Macht zersplittert, Schlesien — der Preis der Uebermacht nicht minder als eines wohlersonnenen Kriegsplanes. Und wirklich entschied sich ein Erfolg nach dem andern für Marien Theresien. Nadasdy belagerte Schweidnitz, und der Prinz von Bevern vermochte den Belagerten keinen Entsatz zu senden; Schweidnitz ergab sich mit 6000 Mann und reichen Vorräthen am 12. November. Nun griffen Prinz Karl von Lothringen und Daun (am 22. November) den Prinzen von Bevern in seinem wohlverschanzten Lager bei Breslau an und zwangen ihn, nach dem tapfersten Widerstande seiner wackern Preußen, dasselbe zu verlassen. Zwei Tage später wurde der Prinz von Bevern selbst bei einer Recognoscirung gefangen. (Maria Theresia behandelte ihn mit großer Achtung und gab ihm, auf das angebotene Lösegeld verzichtend, ohne alle Bedingung die Freiheit.) Die Uebergabe Breslau's durch Lestwitz an die Oesterreicher (24. November) schien nun vollends den Verlust Schlesiens für Friedrich II. zu entscheiden und schon glaubte jetzt Maria Theresia im Besitz dieses wiedererrungenen Kleinodes sicher zu sein; schon ließen ihre Truppen ihr huldigen.

Friedrich II. hatte jedoch den Muth noch keineswegs verloren, und beschloß das Ansehen seines Namens sobald als möglich durch eine Schlacht wiederherzustellen; er sah wohl ein, daß alles darauf ankam, die Oesterreicher

noch im Laufe dieſes Feldzuges aus Schleſien zu vertreiben, wenngleich ſeine Macht ſo bei weitem geringer als die ſeiner Gegner war, daß dieſe ſie im Scherz bloß die „Berliner Wachtparade“ nannten. Der umſichtige Daun erkannte die Nothwendigkeit wohl, in welche ſich Friedrich II. verſetzt ſah, und war deßwegen dafür, ein Treffen zu vermeiden; indem er als triftige Gründe anführte, daß der König ohnehin durch Mangel an Lebensmitteln und die ſtrenge Jahreszeit gezwungen werden würde, ſich zurückzuziehen und überdies befand ſich das öſterreichiſche Heer in einer ſehr vortheilhaften, gegen jeden Angriff geſicherten Stellung vor Breslau. Prinz Karl theilte indeſſen dieſe Anſichten Daun's keineswegs; er glaubte, daß die Befolgung der von demſelben empfohlenen Maßregeln dem Feinde nur wie ein Beweis von Zaghaftigkeit erſcheinen würde, und da ſeine Anſicht durchdrang, ſo verließ die öſterreichiſche Armee ihre günſtige Stellung und rückte nach Liſſa vor.

Friedrich, welcher gleich nach dem Siege bei Roßbach (am 12. November) von Leipzig aufgebrochen war, um dem Herzog von Bevern zu Hülfe zu eilen, aber weder dieſen noch Schweidnitz und Breslau mehr zu retten vermocht hatte, ſchickte Ziethen zu dem bis auf 16,000 Mann zuſammengeſchmolzenen Corps Bevern's, und Ziethen führte es am 2. Dezember über die Oder nach Parchwitz, wo ſich der König an der Spitze von 12,600 Mann mit ihm vereinigte. Offen ſprach er zu ſeinen

Generalen und Staabsoffizieren, daß er „gegen alle Regeln der Kunst die dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen werde, wo er sie finde, daß hier nicht die Frage sei von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres Postens, welches beides durch den Muth seiner Truppen und durch die richtige Befolgung seiner Dispositionen zu überwinden sei; daß er diesen Schritt wagen müsse, wenn nicht Alles verloren sein solle; es handele sich darum, den Feind zu schlagen oder sich vor seinen Batterien begraben zu lassen." Er forderte sie auf, sich des Namens Preußen würdig zu erweisen, und begeisterte seine Schaaren zur ungestümen Kampflust. In Neumarkt, wohin er sie am 4. Dezember von Parchwitz geführt hatte, vernahm er die veränderte Stellung der Österreicher und daß sie bis diesseits Lissa vorgerückt waren, so daß der rechte Flügel bei Nypern, der linke bei Golau postirt und das Schweidnitzer Wasser hinter ihnen war.

Die Schlacht bei Leuthen *) und ihre Folgen.

Schon am frühen Morgen des 5. Dezembers brach er auf und bei Borile traf und schlug die preußische Avant-

*) Ich folge bei Schilderung derselben hauptsächlich der „authentique Relation von dem Marsch der Königl. Preuß. Armee u. s. w."

garde die österreichische. Friedrich beobachtete die Stellung der Oesterreicher, welche nicht weit von dem Dorfe Leuthen in Schlachtordnung standen. Er beschloß nun, den Hauptangriff auf ihren linken Flügel zu nehmen und ordnete demgemäß die Bewegungen seiner Truppen, welche Prinz Karl und selbst der umsichtige Daun umsomehr für den Versuch eines Rückzuges hielten, da sie gerade auf ihren rechten Flügel den Hauptangriff erwartet und denselben deßhalb besonders verstärkt hatten. Zu spät versuchte es Prinz Karl, den linken zu verstärken, nachdem die Preußen denselben schon umgangen hatten. Der Angriff begann um ein Uhr gegen eine Abtheilung österreichischer Infanterie, welche in einem Gehölz Posto gefaßt, woraus die Preußen sie vertrieben. Als Prinz Karl sah, daß die Feinde ihm in die Flanke gekommen waren, mußte er seine Stellung ändern, und da er seinen Rückhalt verloren, die erste beste nehmen, um zu verhindern, daß die Feinde nicht seine ganze Armee von einem Flügel zum andern bestreichen könnten. Somit wurde eine Höhe hinter dem erwähnten Gehölz von den Oesterreichern mit einigen Infanteriebrigaden besetzt, auf diese warf sich nun der rechte Flügel der Preußen und gewann, nach Ueberwindung

---

Beigefügt muß hier noch werden, daß die baldige Flucht der ins Centrum der österreichischen Schlachtordnung gestellten Würtemberger und Bayern, welche nur ungern gegen Friedrich kämpften, wodurch eine schlimme Lücke entstand, von vorneherein zum unglücklichen Ausgang der Schlacht viel beitrug.

eines hartnäckigen Widerstandes die Höhe. Nun bildeten die Oesterreicher eine neue Linie bei dem verschanzten Dorfe Leuthen, wurden jedoch nach dem tapfersten Widerstande dort verdrängt, worauf die Cavallerie des preußischen rechten Flügels die österreichische angriff und in die Flucht schlug. Ein furchtbares Kartätschenfeuer trieb jetzt die preußische zurück; sie stellte sich aber gleich wieder, griff die österreichische Infanterie an und machte viele Gefangene. Während dieser verschiedenen Kämpfe langte der rechte Flügel der Oesterreicher an die preußische Cavallerie vom linken Flügel, griff die gegenseitige an und warf sie über den Haufen. Hierauf griff das preußische Dragonerregiment von Bayreuth die österreichische Infanterie, welche sich auf einer Anhöhe gestellt hatte, im Rücken an, während sie zu gleicher Zeit von vorne den Angriff der preußischen auszuhalten hatte. So zwischen zwei Feuern, vermochte sie nicht mehr Stand zu halten, und wandte sich, in Unordnung gebracht, zur Flucht über das Schweidnitzer Wasser. Um vier Uhr, also binnen drei Stunden, hatte Friedrich II. mit seiner so bedeutend geringeren Macht den glänzenden Sieg errungen. Außer dem Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten, der auf 7000 Mann angeschlagen ward, waren über 21,000 Mann gefangen (ganze Bataillone waren umzingelt und gefangen genommen worden.) Der Sieger erbeutete 117 Kanonen, 59 Fahnen und Standarten, und — am folgenden Tage durch Ziethen und Fouquet bei der Verfolgung der

Fliehenden — noch 3000 Packwagen. Prinz Karl und Daun führten die Armee in Eile nach Böhmen. Friedrich sprengte, sein Heer auf dem Schlachtfelde zurücklassend, noch am Abend desselben Tages, nur von einem Trupp Husaren begleitet, nicht ohne persönliche Gefahr nach Lissa, und benutzte seinen Sieg rasch und glücklich. Am 7. begann er Breslau einzuschließen und traf alle Anstalten zur Belagerung. Schon am 20. Dezember kapitulirte die durch den General von Sprecher vertheidigte Hauptstadt Schlesiens, deren Besatzung sich zu Kriegsgefangenen ergab; acht Tage später fiel auch Liegnitz, dessen unter dem Befehl des Oberst von Bülow stehende 3000 Mann starke Besatzung freien Abzug erhielt. Nur Schweidnitz, welches die Preußen blokirten, widerstand unter dem Kommando des Grafen Thürheim dem Könige, welcher nun am Ende des Feldzuges von 1757 wieder im Besitz von ganz Schlesien war (mit Ausnahme dieser einzigen Festung). Die Oesterreicher, furchtbar zusammengeschmolzen, bezogen ihre Winterquartiere in Böhmen und Mähren.

So waren denn also Marien Theresiens Hoffnungen abermals vereitelt, nachdem sie schon ihr Ziel erreicht zu haben glaubte. Ihr Gegner stand vielmehr in einem neuen Nimbus vor den Blicken der erstaunten Welt und vergeblich waren alle Versuche, den Glauben an ihn durch Hülfe der Presse zu erschüttern, welche zur Verbreitung zahlreicher Schriften gegen ihn, von denen eine die andere an heftiger Leidenschaftlichkeit überbot, benutzt wurde. Der

König von Preußen zahlte mit derſelben Münze wieder, ſah ſich jedoch, was die wirkliche klingende Münze betraf, freilich in die Nothwendigkeit verſetzt, eine ſehr ſchlechte Münze zu ſchlagen, um ſeine Truppen bezahlen zu können, da die enormen Koſten des Feldzuges ſeinen Schatz bis zur Erſchöpfung in Anſpruch genommen hatten.

Aber auch Maria Thereſia empfand die furchtbaren Anſtrengungen, welche der Feldzug von 1757 gekoſtet hatte, und die Summen, welche nach Rußland gefloſſen waren, um ihr — durch Beſtechung der Machthaber — die Theilnahme Eliſabeths zum Kampfe gegen den verhaßten Gegner zu ſichern, wären ihr jetzt ſehr willkommen geweſen, um ein neues Heer, neue Waffen, neues Gepäck, neue Magazine zu ſchaffen. In dieſer Verlegenheit kam ihr kein ſolches Auskunftsmittel zu ſtatten, wie es Friedrich II. ergriff, die Benützung der Hülfsquellen eines feindlichen Landes; aber ſie vertraute um ſo mehr auf die Hingebung des eigenen Landes und Volkes und fand ſich in dieſem Vertrauen nicht getäuſcht. Dadurch ward ihr möglich, ſich zu einem neuen Feldzuge vorzubereiten, bei welchem es ſich, wie wir in der Folge ſehen werden, abermals um nichts geringeres handelte, als: ſie im Herzen ihrer Monarchie anzugreifen. Das iſt überhaupt in dieſen Kriegen zwiſchen Oeſterreich und Preußen das charakteriſtiſche Moment, daß die Gegner mit der größten Energie ſtets auf den Punkt der betreffenden Staatsexiſtenz hinarbeiten, damit aber iſt auch der Kampf der Staats-

prinzipien eröffnet und es zeigt ſich immer deutlicher, wie auf der einen Seite das katholiſche, auf der anderen das proteſtantiſche angenommen wird, freilich in einer ganz anderen Art und Folge wie im Reformations-Zeitalter; in Bezug auf Deutſchland ergibt ſich dabei die Wahrnehmung, wie eben durch den Krieg zwiſchen Friedrich und Thereſia die ganze alte Form des Reichsverbandes ihren letzten Stoß erhält, indem nach dem Vorgange der beiden großen Mächte auch die kleineren ſich als ſelbſtſtändig loslöſen. Es iſt intereſſant, dieſen Auflöſungsprozeß, welcher ſich im 19ten Jahrhundert vollendete, in ſeinen mannichfachen Entwickelungen zu beobachten, und es wäre eine eigene Aufgabe für einen Geſchichtſchreiber, ihn zu ſchildern; Schloſſer hat in ſeinem Werke nicht genug zu ſchätzende Fingerzeige zur Löſung dieſer intereſſanten Aufgabe gegeben.

Wir betrachten nun den Feldzug des Jahres 1758 und werfen, bevor wir die Pläne Friedrich II. ins Auge faſſen, einen Blick auf das Vorſpiel dieſes Feldzuges.

Ferdinand von Braunſchweig und die Franzoſen. — Die Ruſſen in Preußen.

Ferdinand von Braunſchweig begann das neue Jahr mit ſo friſchem Muth und Glück, als er das alte beendigt hatte. Schon zu Anfang Februars 1758 erhielt

er in der Perſon des Grafen von Clermont, welcher dem vom Hofe zurückberufenen Richelieu im Kommando folgte, einen neuen Gegner, aber keinen tüchtigeren, und trefflich wußte er die in der franzöſiſchen Armee herrſchende Unordnung zu benützen, welcher Clermont ebenſo wenig ſteuern konnte, als er im Stande war, dem Mangel abzuhelfen, woran ſie litt. Unter ſolchen Umſtänden konnte Ferdinand von Braunſchweig mit ſeiner Energie wahre Wunder wirken und ſeinen Ruf in unglaublich kurzer Zeit durch kluges Erkennen der mißlichen Lage, in welcher ſich die Feinde befanden, und durch raſches Benützen derſelben befeſtigen. Er that es. Bald waren Niederſachſen und Weſtphalen gänzlich von den Franzoſen geräumt, welche unter Clermonts Anführung nicht ſowohl zurückgezogen als recht eigentlich geflohen waren. Vom Februar bis zum März befand ſich Clermonts Heer wieder über dem Rhein.

Mittlerweile hatten die Ruſſen den Feldzug des Jahres 1758 gleichfalls eröffnet, und zwar mit nicht geringem Glück. Fermor eroberte im Januar Königsberg und faſt ganz Preußen; er ließ die Einwohner der Kaiſerin Eliſabeth huldigen und behandelte Preußen faſt ganz wie eine Provinz Rußlands. Friedrich II. konnte vor der Hand nichts dagegen thun, und mußte Preußen wie Pommern ihrem Schickſal überlaſſen. Ihn beſchäftigte zunächſt ausſchließlich ein anderer Plan; er wollte vor allen Dingen den letzten Platz in Schleſien, der

noch in österreichischer Gewalt stand, in die seinige bringen, und dann in die österreichischen Erblande eindringen, vorerst in Mähren.

Die Preußen in Mähren. Belagerung von Olmütz.

Er fand nicht mehr den Prinzen Karl, sondern den vorsichtigen Daun allein sich gegenüber. Der Erstere hatte nämlich den Oberbefehl niedergelegt und war in seine Generalstatthalterschaft nach Brüssel zurückgekehrt. Dieser Schritt war an und für sich schon wichtig, besonders interessant wird er aber auch noch durch die Beweggründe, welche ihn veranlaßten; er war ein Zugeständniß, welches Kaiser und Kaiserin der öffentlichen Meinung machen mußten! Die Wiener klagten den Prinzen laut als den Urheber alles Unglückes an, welches so rasch auf den, vielverheißenden günstigen Umschwung in Schlesien gefolgt war, und sie hatten allerdings nicht Unrecht. Indem sie aber ihre Entrüstung unumwunden aussprachen, bewiesen sie ein erhöhtes Selbstgefühl, welches, über die Begnüglichkeit an Partikular- und Lokalinteressen hinaus, in die Ehre der Monarchie den besten Stolz setzte; bei aller Liebe für die Kaiserin konnte das Volk, welches ganz wohl wußte, wieviel der herzogliche Schwager bei ihr galt, sich doch nicht enthalten, jene Empfindungen laut werden zu lassen,

welche im Grunde auch wieder eben jener Liebe entsprachen, da das Volk die Ehre der Monarchin von jener der Monarchie als unzertrennlich ansah. Vergeblich suchte Franz I. die üble Stimmung der Wiener dadurch zu beschwichtigen, daß er seinen heimkehrenden Bruder nach gewohnter Weise mit besonderer Auszeichnung empfing; die Wiener ließen sich dadurch nicht irre machen, und ebenso wenig durch eine kurz vor der Ankunft des Prinzen veröffentlichte Polizeiverordnung einschüchtern, welche männiglich verbot, von S. K. Hoheit wegen der Schlacht bei Leuthen übel zu reden. Die öffentliche Stimmung gab sich durch Maueranschläge, selbst an der Burg, zu erkennen, und der Adel sekundirte dem Volke so kräftig, daß Prinz Karl den Oberbefehl abgab.

Daun handelte nun mit seiner gewohnten Vorsicht und wußte die Fehler, welche sein großer Gegner damals beging, trefflich zu benutzen. Friedrich eröffnete den Feldzug des Jahres 1758 mit der Belagerung der während des Winters umschlossenen Festung Schweidnitz, welche ihr Kommandant, der General Graf von Thürheim, bis zum 16. April vertheidigte, an welchem Tage Friedrich sie eroberte. Daun hatte es nicht für rathsam gehalten, mit seiner noch ungeübten Armee zum Entsatz des letzten Postens in Schlesien zu ziehen und eine Feldschlacht zu wagen; wohl aber erwartete er, daß Friedrich in Böhmen einfallen werde, und hielt sich für diesen Fall bereit. Statt dessen aber drang der König in Mähren

ein und belagerte Olmütz (13. Mai), welches durch die unter dem General von Marschall stehende Besatzung und die hochherzige Bürgerschaft vertheidigt wurde. Friedrich hatte die Schwierigkeiten nicht geahnt, welche sich ihm bei seinem Feldzuge in Mähren entgegen stellten, und noch weniger, welchen Gefallen er dadurch seinem Gegner erwies, daß er zwei kostbare Monate auf die Belagerung von Olmütz verwendete. Daun wußte diese Frist trefflich zu benutzen, um sein Heer, welches großentheils aus Neulingen bestand, einzuüben, zu verstärken und mit dem Anblick der Feinde vertraut zu machen.

Im Juni rückte nun Daun aus Böhmen nach Mähren, und stand plötzlich nicht weit von dem Feinde in einer sehr vortheilhaften Stellung zwischen Gewitz und Littau, wo er jenen, ohne sich in eine förmliche Schlacht einzulassen, fortwährend beunruhigte und ermüdete. Am 27. Juni nahm er seine Stellung noch näher bei den Preußen, zwischen Klenowitz und Dobromielitz, von wo aus er dieselben noch besser beobachtete. Es gelang ihm, nachdem der Graf Saint-Ignon den Ueberfall von Bistrowan glücklich vollbracht hatte, den Belagerten in Olmütz eine ansehnliche Verstärkung zuzusenden, und es entging ihm nicht, daß die Preußen einen von Tag zu Tag fühlbareren Mangel an Lebensmitteln und Munition hatten. Sicherer als durch eine offene Feldschlacht glaubte er sie dadurch zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, während schon über 65,000 Kugeln und Bomben nach

Olmütz geflogen waren, wenn er die Zufuhren aufhob, welche ihnen aus Schlesien kamen. Deßhalb beorderte er, als er Nachricht erhielt, daß ein solcher Transport, nicht weniger als 4000 Wagen stark, von Troppau her unterwegs sei, die Generale von Loudon und von Siskowitz, dieselben aufzufangen. Hier begegnen wir nun dem Namen eines Mannes, der fortan in der Geschichte des siebenjährigen Krieges eine so bedeutende Rolle spielte, daß ich in wenigen Strichen seine Persönlichkeit zeichnen muß.

Gideon Ernst hieß der Mann, welcher, ohne die mannichfachen Verdienste der anderen österreichischen Feldherrn während der Kämpfe mit Preußen in Schatten stellen zu wollen, doch gewiß der genialste unter ihnen genannt werden kann, ein rechter Gideon für die Sache Oesterreichs, und voll des rechten Ernstes, wie er einem tüchtigen Charakter und einem großen Ziele entspricht. Gideon Ernst Loudon war ein Liefländer von Geburt (der Ursprung seiner Familie war in Schottland zu suchen) und hatte am 10. Oktober 1716 zu Tootzen in Liefland das Licht der Welt erblickt. Er war noch ein Kind, als Liefland in Folge des Nystädter Friedens an Rußland kam, und in russischen Diensten begann er mit 15 Jahren als Kadet seine militärische Laufbahn, auf welcher er von Stufe zu Stufe bis zum Oberlieutenant aufwärtsstieg, bis der Friede von 1739, in welchem er verabschiedet wurde, ihm jede Hoffnung zur Weiterbför-

London

derung in Rußland benahm. Durch einen Zufall kam er darauf, seine Laufbahn in österreichischen Diensten weiter versuchen zu wollen, bot sich jedoch, da ihn sein Weg über Berlin führte, vorerst dort dem König von Preußen an, der ihm aber bei der Vorstellung den Rücken wandte, und sich zu den umstehenden Offizieren verlauten ließ: „La physiognomie de cet homme ne me revient pas.“ Allerdings sollte die Physiognomie dieses Menschen ihm in der Folge noch weniger gefallen. Loudon ging nach Wien, wurde dem Gemahl Marien Theresiens bekannt, wurde im Dezember 1742 Hauptmann bei den Panduren unter Trenk, und bei einem Vorpostengefecht bei Elsaßzabern (nach dem Rheinübergang der Oesterreicher) schwer verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung machte er die Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr mit, und sah sich, in Folge von Streitigkeiten mit dem berüchtigten Trenk, seinem Vorgesetzten, genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Er lebte nun in kümmerlichen Umständen, aber durch dieselben keineswegs abgehalten, sich seinen militärischen Lieblingswissenschaften zu widmen, in Wien, bis er endlich, durch Verwendung seiner Freunde eine Stelle als Maior in einem Likkanerregiment erhielt. Fünf Jahre, während welcher Zeit er sich verheirathete und von der evangelischen Confession zur katholischen übertrat, lebte er, fast ausschließlich seinen militärischen Studien gewidmet, in seiner neuen Stellung, welche ihm durch sein Verhältniß zu dem in Kroatien

kommandirenden General Petazzi, der ihn unversöhnlich haßte, auf das Bitterste vergällt wurde. Dieser Haß war so groß, daß ihn Petazzi von der Liste der Offiziere strich, welche mit den Regimentern zu Feld ziehen sollten, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Das war zu viel für Loudon; das konnte er nicht ertragen. Was thut er? Ohne lange anzufragen, geht er plötzlich nach Wien, um sich gegen seinen Vorgesetzten zu beschweren und womöglich einen Spielraum für seine Talente zu suchen. Aber auch jetzt scheint das Glück dem reichbegabten, von Thatendrang erfüllten Mann ungünstig den Rücken zu wenden; man betrachtet ihn als einen gewöhnlichen Raisonneur, der es gegen alle Gesetze der Subordination gewagt, sich in Wien zu zeigen; man will ihn an seinen verlorenen Posten zurückschieben. Da wird plötzlich der Herr von Hochstetten, ein Freund des Barons Binder, sein Retter und empfiehlt ihn an Kaunitz, welcher eben talentvolle Offiziere für ein zur Reichsarmee bestimmtes Corps sucht. Nun wird Loudon Oberstlieutenant, kommt aber nicht zur Reichsarmee, sondern zur österreichischen Armee unter Browne. Rasch zeichnet er sich in seiner neuen Stellung aus, rasch macht sich seine Persönlichkeit geltend; wo es von 1756 an irgend einen kühnen Handstreich gibt, ist Loudon der rechte Mann dafür, der keine Gefahr, der den Tod nicht scheut und seine Soldaten zu Glück und Ehre führt. So bei dem Versuch Browne's, das Pirnaer Heer zu befreien; da war Loudon der Mann,

der mit nur 500 Mann zu Fuß Tetschen überfiel, so im folgenden Jahre bei dem Anschlag Maquires und Löwensteins auf Hirschfeld; er ersteigt mit seinen Braven, die sein Beispiel befeuert, die Redoute. So in der Prager Schlacht, wo seine Umsicht, seine persönliche Bravour Bewunderung erringen, so bei Verfolgung Keiths nach der Schlacht bei Kollin und der Befreiung Prags. Ueberall erprobte Loudon die Macht des Genie's, von Schlag zu Schlag wurde er mit Recht immermehr der Liebling der Soldaten, was er sprach, befahl, begann, ward gern befolgt und durchgeführt; er genoß ein Vertrauen, wodurch er hinreißen konnte; die unter ihm fochten, waren überzeugt, daß sie zum Siege gingen, weil er sie anführte. Zur Reichsarmee unter Hildburghausen versetzt, wurde Loudon General. Preußische Husaren fingen den Courier auf, der ihm die Ernennung bringen sollte, Friedrich II., welcher den genialen Krieger schon damals achten mußte, sandte ihm den Courier und noch ein verbindliches Compliment dazu. An der Schlacht bei Roßbach hatte Loudon keinen Theil, er stand in den Defileen an der Saale und kam gar nicht zum Treffen; in dem Feldzug von 1757 stand er in Böhmen noch dem Corps Keiths gegenüber. Vergeblich versuchte er zu Anfang des Feldzugs von 1758 der Festung Schweidnitz Lebensmittel und Munition zuzuführen; daß die Monarchin die Unmöglichkeit aber ebenso richtig als Loudons hervorragende Verdienste erkannte, bewies sie, indem sie ihn zum Ritter des Theresienordens ernannte.

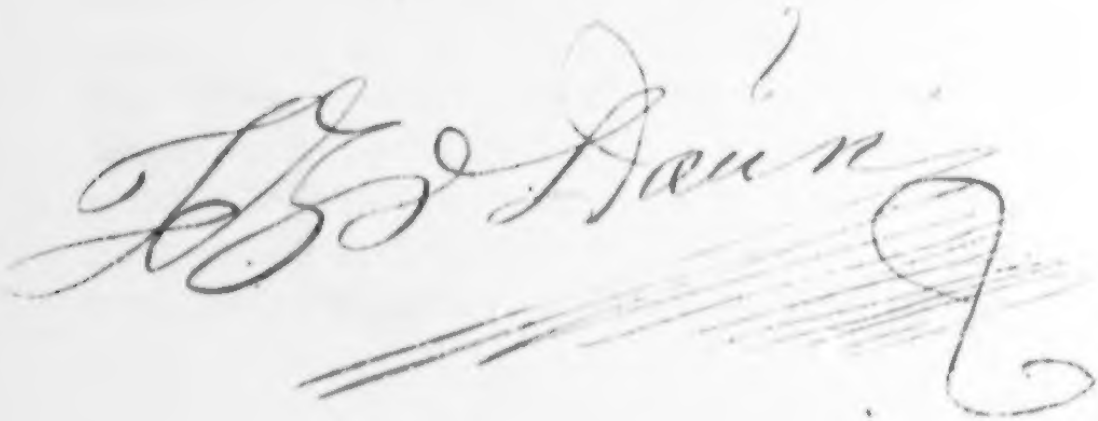
Sobald Loudon den Auftrag erhalten hatte, den von Troppau her kommenden preußiſchen Transport von 4000 Wagen, welchen der Oberſt von Moſel mit 10,000 Mann deckte, wegzunehmen, machte er ſich mit einem kleinen Corps, welchem ein anderes unter dem Oberſten von Janus beigegeben, auf den Weg und nahm am 27. Juni ſeine Stellung bei Sternberg, wo der Oberſt Werner von Olmütz her auf ihn ſtieß, aber zurückgetrieben wurde. Auf die durch Gefangene und Ueberläufer erhaltene Nachricht, daß Friedrich dem wichtigen Transport einige Regimenter unter Ziethen entgegenſchicke, nahm Loudon, den Beizug des Grafen Siskowitz erwartend, ſeine Stellung in den Defileen von Bautſch und Altliebe. Der Transport nähert ſich, aber Siskowitz kommt nicht; was zu thun? Loudon wartet den Genoſſen nicht ab; was er mit dieſem gemeinſam vollbringen ſollte, vollbringt er allein. Er greift (28. Juni) den Transport an und erobert hundert Wagen. Der ganze Zug geräth in Unordnung, da nun die Bauern die Stränge abſchneiden und auf und davon reiten; einen ganzen Tag nach dem Angriff hat Moſel damit zu thun, die Ordnung wieder herzuſtellen, bis er ſich endlich am 30. auf der Straße von Domſtadtl nach Olmütz wieder in Bewegung ſetzt, unterſtützt durch Ziethen mit 5000 Mann. Ruhig laſſen Loudon und Siskowitz, der mittlerweile eingetroffen, den Vortrab und etwa anderthalbhundert Wagen durch das Defilee von Domſtadtl paſſiren, als ſie plötzlich

mit aller Energie den Angriff unternehmen. Ziethen verliert jedoch bei all dem Ungestüm der Feinde die Geistesgegenwart nicht. Rasch schichtet er die Wagen zur Wagenburg zusammen, stellt seine Truppen in fester Masse, wirft sich nun so plötzlich auf die Spitze der feindlichen, drückt unerschütterlich nach und drängt sie zurück. Da thun die Reiter des Siskowitz das Beste und während sie wie Wetter des Himmels in die Massen der Gegner fahren und sie zersplittern, führt Loudon von der andern Seite seine Braven zum Kampf, er ein Mann wie jeder andre, ein kühner Condottiere, wie er bis dahin im Kriege aufgetreten; und dem Kühnen ist das Glück hold. Die Bedeckung des Transports wird theils getödtet, (an 2000), theils gefangen genommen (an 700), theils zersprengt; über 3700 Wagen und die Kriegskasse sind in des Siegers Händen und nur mit genauer Noth, Schritt für Schritt kämpfend, vermag Ziethen Troppau wieder zu gewinnen. Von dem ganzen Transport, dessen Friedrich so dringend bedurfte, gelangten nur etwa 200 Wagen, welche einen Vorsprung gewonnen hatten, ins preußische Lager.

Die nächste Folge dieser ruhmvollen That Loudons war, daß der König in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli die Belagerung von Olmütz aufhob und Mähren räumte. Maria Theresia erkannte mit Dank die ganze Wichtigkeit dieses Ereignisses und die Verdienste derjenigen, welche dasselbe erwirkt hatten; so die unermüdliche

Anhänger der bei der Vertheidigung von Olmütz thätigen Bürgerschaft dieser Stadt dadurch, daß sie dem Stadtwappen einen Lorbeerkranz und den kaiserlichen Namenszug verlieh, auch die meisten Rathsherrn in den Adelstand erhob, den erlittenen Schaden baar vergütete, und ein zur Gedächtnißfeier des Befreiungstages verordnetes Scheibenschießen alljährlich mit 800 Gulden dotirte; — so ehrte sie auch anderseits die Verdienste des trefflichen Loudon bald darauf dadurch, daß sie ihn zum Feldmarschalllieutenant und zum Großkreuz des Theresienordens ernannte.

Der König hatte, indem er die Belagerung von Olmütz aufheben mußte, nicht bloß unersetzliche Zeit, sondern auch die Möglichkeit eingebüßt, weitere Pläne zu verfolgen, und diese mochten kaum andere sein, als ein kühner Vorschritt gen Wien. Hatte Daun seine Fehler benützt, so benutzte er jetzt einen Fehler Daun's, nämlich den, daß ihm dieser die Kommunikation nach Böhmen nicht versperrt hatte. Loudon beobachtete seinen Abzug und entging glücklich einem von seinem königlichen Gegner beabsichtigten Ueberfalle. Friedrich erreichte Böhmen auf einem meisterhaften Rückzuge und brachte sein ganzes Heer am 14. Juli wohlbehalten nach Königin-Grätz. Vergeblich eilte ihm Daun nach, welcher geglaubt hatte, Friedrich würde sich direkt nach Schlesien zurückziehen, vergeblich wünschte der König den Anlaß herbei, sich mit Daun in entscheidender Feldschlacht zu messen; der kluge Feldherr hatte seine Stellung stets mit solchem Bedacht



genommen, daß ein Angriff nicht rathſam erſchien. Friedrich wandte ſich nun durch die Grafſchaft Glatz nach Schleſien.

Schlacht bei Zorndorf. — Daun in Sachſen. — Ueberfall bei Hochkirch.

Friedrich war in ſeinem feſten Lager bei Landshut in Schleſien einige Wochen verweilt, um wahrzunehmen, welche Bewegungen Daun machen würde; (dieſer wandte ſich im Auguſt ſtatt nach Schleſien, wo er die Generale Harſch und de Ville ſtehen ließ, nach Sachſen, um dies Land vom Feinde zu befreien). Nun ließ der König bei Landshut den Feldmarſchall Keith mit einem Theile ſeines Heeres und eilte mit dem andern nach Frankfurt an der Oder; er wollte den Ruſſen begegnen, von deren Fortſchritten er ſehr beunruhigende Nachrichten erhalten hatte; furchtbar litten Land und Volk von der Raubgier und Grauſamkeit der wilden Rotten; überall, wohin ſie kamen, bezeichneten Aſchen- und Trümmerhaufen ihre Manier Krieg zu führen. Vergeblich verließ der General Dohna das Lager vor Stralſund (wo er die Schweden, welche gleichfalls wiedergekommen waren, eingeſchloſſen hatte), um der Uebermacht der Ruſſen Wider-

ſtand zu leiſten, und vereinigte ſich endlich am 22. Auguſt bei Gorgaſt mit dem Heere des Königs. Die Ankunft Friedrichs, welcher über die Oder ging, nöthigte die Ruſſen, die Belagerung von Küſtrin aufzuheben, und das Belagerungsheer mit ihrer Hauptmacht zu vereinigen, um den erwarteten Angriff des Königs beſtehen zu können.

Dieſer Angriff fand am 25. Auguſt vor Zorndorf ſtatt. Da ſtritten nur 37,000 Preußen gegen über 50,000 Ruſſen unter Fermor von neun Uhr des Morgens bis zehn Uhr des Abends in beiſpielloſer Erbitterung. Dreißigtauſend Leichen lagen auf dem Schlachtfelde, um den Preis von zehntauſend der Seinigen hatte der König den Sieg und die Erbeutung der Kriegskaſſe ſowie die von über hundert Geſchützen theuer genug erkauft. Nur der Tapferkeit ſeiner Reiterei unter Seydlitz gelang es die Ehre des Tages zu retten, nachdem die Infanterie auf dem linken Flügel ſchon gewichen war. Wie wenig ſich übrigens die Ruſſen für beſiegt hielten, zeigte ſich auch dadurch, daß ſie mehrere Tage lang ihre Stellung behaupteten. Zum Glück für Friedrich ſahen ſie ſich jedoch bald darauf aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, ſich aus Pommern und aus der Mark nach Polen und Preußen zurückzuziehen, und raſch benützte dies Friedrich, um ſeinem Bruder, dem Prinzen Heinrich zu Hülfe zu eilen, welcher ſich in Sachſen vor der Reichsarmee, die jetzt unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich von Zweibrücken ſtand, hatte zurückziehen müſſen.

Daun hatte, wie wir wissen, die Generale Harsch und de Ville in Oberschlesien gelassen, und war mit der Hauptmacht über Görlitz nach Sachsen gerückt, wo er sich mit der Reichsarmee vereinigte und die Verbindung des Königs mit seinem Bruder zu hindern suchte, die Festung Sonnenstein einnahm, aber einen beabsichtigten Angriff auf Dresden unterließ. Zu gleicher Zeit rückte Loudon durch die Niederlausitz nach der brandenburgischen Gränze, und breiteten sich die Oesterreicher in Schlesien aus, wo Harsch Neisse einzuschließen begann und auch die Festung Kosel bedroht ward.

In einem äußerst schnellen Marsch eilte jetzt der König herbei, vereinigte sich mit den Truppen unter dem Feldmarschall Keith und dem Markgrafen Karl, dann (am 11. September) mit seinem Bruder Heinrich bei Dresden, und suchte nun Daun aus der äußerst vortheilhaften Stellung bei Stolpen hervorzulocken, in welche sich derselbe bei der Nachricht von des Königs Annäherung vorsichtig zurückgezogen hatte. Erst als der König zu Anfang Oktobers, nachdem er Daun's rechte Flanke gewonnen, nach Bautzen marschirte und Daun dessen Absicht errieth, nach Schlesien zum Entsatz Neisse's zu eilen, verließ er seine Stellung bei Stolpen und bezog am 5. Okt. bei Kittlitz, nicht weit von Löbau in der Lausitz eine nicht minder feste. Ihm gegenüber schlug der König, ungeachtet seiner bei weitem geringeren Heeresmacht, all-

zuſicher im Vertrauen auf Daun's Langſamkeit, gegen den Rath Keiths, Ziethens und Seydlitzens, und durch einen von den Oeſterreichern erkauften Kundſchafter getäuſcht, zwiſchen Löbau und Bauzen bei Hochkirch ſein Lager auf.

Daun beſchloß das Vortheilhafte ſeiner Stellung zu einem Angriffe auf die Preußen zu benützen, und traf alle Voranſtalten dazu mit ſolcher Umſicht, daß Friedrich nicht das Mindeſte ahnte, ja vielmehr glaubte: Daun beabſichtige aus übertriebener Vorſicht nichts anderes, als ſeine Armee gegen einen möglichen Angriff von Seiten der Feinde ſicher zu ſtellen; wozu ſonſt jene mit großer Eile betriebenenen Arbeiten der Oeſterreicher, um Verhaue und Verſchanzungen anzulegen? Friedrich belächelte dieſe Aengſtlichkeit ſeines Gegners und beſchloß, in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober ſeine Stellung zu verlaſſen und ein Corps des Prinzen von Durlach bei Weißenberg zu vernichten. Ruhig legte er ſich am Abend des 13. Oktobers und befahl auch ſeinen Truppen, ſich dem Schlafe zu überlaſſen, als plötzlich um 5 Uhr des Morgens vom 14. Lärmen im preußiſchen Lager entſteht. Verwundert eilen die Soldaten aus den Zelten, können jedoch nicht entdecken, von welcher Seite her die Gefahr. Flintenſchüße raſch hintereinander! Sie ahnen nicht, daß die Oeſterreicher die preußiſchen Vorpoſten niederſtrekken. Näher und näher die Schüße, das Getöſe! Sie greifen zu den Waffen, ſie wollen ſich in Ordnung ſtellen, dem einbrechenden Feind in Reih' und Glied zu begegnen.

Aber ſchon ſteht er mitten unter ihnen. Schon gleich nach dem Anbruch der Abenddämmerung hatten ſich die Oeſterreicher in Bewegung geſetzt und waren, während die Wachtfeuer wie ſonſt brannten, während die Preußen wie ſonſt den Lärmen der Arbeiter an den Verhauen hörten, nach Hochkirch gekommen. Jetzt plötzlich ein furchtbarer Kanonendonner vom Dorfe her; es ſind die Oeſterreicher, welche die große preußiſche Batterie genommen haben, welche jetzt dieſelbe gegen die Preußen ſpielen laſſen. Gräßlich erhellt ſich plötzlich das Dunkel der Nacht; der Brand von Hochkirch — die Fakel zum blutigen Werke! Vergeblich ſammelen Ziethen und Seydlitz ihre ſiegerprobten Reiter und ſprengen außerhalb des brennenden Dorfes, um die Oeſterreicher zu faſſen; vergeblich ſucht eine kleine Schaar von Preußen mit bewunderungswürdigem Heldenmuth den Kirchhof zu halten; die Oeſterreicher, Regiment an Regiment nachdringend, beſetzen ihn und bemeiſtern ſich des Dorfes. Vergeblich ſuchen Keith, Prinz Moriz von Anhalt-Deſſau, Herzog Franz von Braunſchweig, Markgraf Karl in der langen Gaſſe des Dorfes, den wehenden Flammen Trotz bietend, ſich zu behaupten; von Kanonen- und Kartätſchenkugeln getroffen, ſtürzt Franz von Braunſchweig, und der tapfere Keith, Friedrichs Freund,*) todt, — ſchwer verwundet ſtürzt Prinz Moriz zu Boden.

*) Daun ließ Keiths Leiche in der Kirche Hochkirchs ausſtellen und mit allen kriegeriſchen Ehren beſtatten.

Da iſt kein Aufhalten, kein Hoffen mehr; überall Verderben. Schon haben die Oeſterreicher die Höhen beſetzt, ihr linker Flügel unter Daun die von Hochkirch, ihr rechter unter Loudon, der das Beſte ſchafft zum Gelingen des Plans, jene von Steindörfel dicht hinter dem Lager. Das iſt eine Nacht, die kein Ende zu nehmen ſcheint; denn ein dichter Nebel ſetzt nach Anbruch des Morgens die Dunkelheit der Nacht fort. Als es endlich gegen 9 Uhr des Morgens ſich aufhellt, zeigt ſich das furchtbare Werk der Nacht erſt in allen ſeinen Schrecken; jetzt erſt gibt der König den Befehl zum Rückzug, den Reſt ſeines Heeres, mit kühnem Muth auf Leben und Tod, zu retten; Lager, Gepäck, Geſchütz (100 Kanonen) 30 Fahnen und Standarten ſind verloren, und 9000 Tapfere, theils hingeſtreckt, theils gefangen. Nach ſolch einer Nacht war ein Rückzug, wie der der Preußen, welcher dem erfahrenen Daun Bewunderung abzwang —(das Hauptverdienſt dabei gebührte den Generalen Seydlitz und Retzow, ſowie dem Oberſt Saldern) im hohen Grade ehrenwerth und noch ein glücklicher Ausgang zu nennen. Daun beging dabei den großen Fehler, den Erfolg ſeines Angriffes nicht zu benützen. Ruhig ließ er den König auf den Spitzbergen bei Bautzen ein neues Lager beziehen; er hielt es ferner ſo ganz und gar für unmöglich, Friedrich würde Schleſien erreichen können, daß er dem General Harſch ſchrieb: da nichts mehr zu befürchten ſei, ſo möge dieſer die Belagerung Neiſſe's immerhin fortſetzen.

Ebenſo trefflich wußte Friedrich II., tiefgebeugt, aber nicht entmuthigt und bald wieder in voller Energie, dieſe Zuverſicht Daun's zu benützen, wie Daun kurz vorher die des Königs, und ſo reifte dem öſterreichiſchen Heere von der blutigen Ausſaat zu Hochkirch keine Frucht. Es gelang dem Prinzen Heinrich, den Feind zu täuſchen und mit 7000 Mann und friſchem Kriegsvorrath am 21. Oktober ſeinen königlichen Bruder zu erreichen, worauf beide am 25. Oktober aufbrachen, das Lager Daun's umgingen und glücklich Görlitz erreichten. Prinz Heinrich blieb ſodann bei Landshut, und der König, der ſich nun doch den Eintritt in Schleſien erzwungen, wiewohl ihn Loudon verfolgte, ſtand plötzlich vor Neiſſe, und die Oeſtreicher hoben (5. Novbr.) die Belagerung dieſes Platzes, ſo wie (am 15.) die von Koſel auf und zogen ſich theils nach dem öſterreichiſchen Schleſien, theils nach Böhmen zurück.

Dieſe Bewegung des Königs nach Schleſien benutzte nun aber Daun wieder zu einem Marſch nach Sachſen, um dieſes Land vom Feinde zu befreien. Am 6. Nov. ging er bei Pirna über die Elbe, und nun zog er gegen Dresden, indem er zugleich auf die Hülfe der Reichsarmee rechnete, welche die an der Elbe verſchanzten Preußen vorne angreifen ſollte, während er ſie im Rücken angreifen wollte. Doch der ganze Plan mißlang. Die Reichsarmee vermochte die Abtheilung der Preußen unter Fink, welche bei Gamig ſtand, nicht von Dresden abzuſchneiden, und Fink rückte zuerſt nach Keſſelsdorf, dann auf das rechte Elbufer

bei der Neuſtadt, wo er ein Lager bezog. Auch die Belagerung Dresdens durch Daun, Leipzigs durch Prinz Friedrich von Zweibrücken und Torgaus durch Haddik wurde vereitelt, die letzte durch das Anrücken des preußiſchen Generals Wedel, die vorletzte durch Dohna, die Belagerung Dresdens endlich dadurch, daß der Kommandant, Graf Schmettau, die Vorſtädte in Brand ſtecken ließ, um die Oeſterreicher zu verhindern, ſich daſelbſt feſtzuſetzen, und zugleich drohte, ſich unter den Trümmern des kurfürſtlichen Schloſſes zu begraben. Hatte Daun ſchon keinen Grund, den Ernſt Schmettaus bei dieſer Drohung zu bezweifeln, deren Verwirklichung nur einen Bundesgenoſſen ſeiner Monarchin in Schaden bringen mußte, und fand er ſich demgemäß ſchon beſtimmt, lieber die Belagerung Dresdens aufzugeben, ſo mußte er auf dieſem Vorſatze noch um ſo mehr deßhalb beharren, weil ſich der König Friedrich, wie er vernahm, auf dem Rückzug aus Schleſien durch die Lauſitz nach Sachſen befand. So verließ er denn ſeine Stellung vor Dresden am 16. November, (ſchon am 20. kam Friedrich II. daſelbſt an) und zog ſich nach Böhmen zurück; die Reichsarmee zog nach Franken. Friedrich verweilte nur kurze Zeit in Sachſen, deſſen Vertheidigung er aufs Neue ſeinem Bruder Heinrich übergab, und bezog die Winterquartiere in Breslau, während Daun die ſeinigen in Böhmen nahm. *)

*) Die Vereitlung des Daun'ſchen Plan's gegen Sachſen u. ſ. w. gab dem Volkswitz in Preußen reichen Stoff; ſo machte er ſich

Was die übrigen Ereigniſſe des Feldzuges von 1758 betrifft, ſo muß hier noch bemerkt werden, daß die Ruſſen unter Fermor im September wieder in Pommern einrückten, bis Stargard vordrangen, Kolberg (am 3. Oktober) unter dem Generalmajor Palmbach belagerten, die Belagerung aber am 31. d. M., als Entſatz in die Nähe kam, aufhoben, und ſich in ihre Winterquartiere nach Polen und Preußen zurückzogen. Auch die Schweden hatten ſich wieder gezeigt und waren im Oktober bis in die Nähe von Berlin vorgedrungen, von wo ſie Wedel über Fehrbellin, dieſen von Alters her den Schweden wohlbekannten Platz, den er erſtürmte, bis Stralſund zurückſcheuchte.

Noch bleibt mir übrig, auch über die Unternehmungen der Franzoſen zu berichten, welche wir von dem Augenblick an außer Beachtung gelaſſen haben, als ſich Clermonts Heer über dem Rhein befand. Ferdinand von Braunſchweig hatte ſie über dieſen Strom verfolgt und am 23. Juni bei Crefeld beſiegt. Nun brach aber eine andere franzöſiſche Armee unter den Herzogen von Broglio und Soubiſe in Heſſen ein, ſiegte am 23. Juli bei Sangerhauſen über das heſſiſche Corps unter dem Befehle des Prinzen von Yſen-

---

in einer derben Komödie Luft: „Die Rechnung ohne Wirth, oder die Eroberung von Sachſen, ein Luſtſpiel in 3 Aufſtritten, wobey der hinkende Bote, oder die aufgehobene Belagerung von Neiß, ein Nachſpiel.“

burg und ergoß ſich ins Hannöverſche, ſo daß ſich der Herzog von Braunſchweig genöthigt ſah, (am 9. und 10. Auguſt) bei Griethauſen wieder über den Rhein zu gehen und an die Lippe zu marſchiren, um Hannover zu ſchützen. An Clermonts Stelle war im Juli d. J. der Marquis von Contades gekommen, welcher nun ſeine Truppen dem Herzog von Braunſchweig gegenüber aufſtellte. Soubiſe ſiegte am 10. Oktober bei Lutterberg über den Prinzen von Iſenburg, welcher mit General Oberg Heſſen-Kaſſel gegen ihn decken wollte, und ſuchte ſich mit der franzöſiſchen Hauptarmee unter Contades zu vereinigen, was jedoch Ferdinand von Braunſchweig mit großer Geſchicklichkeit zu verhindern wußte; in Folge deſſen wich Soubiſe aus Heſſen und bezog ſeine Winterquartiere am Rhein und Main, während Contades, der nach Weſel zurückging, die ſeinigen zwiſchen dem Rhein und der Maas nahm und Ferdinand von Braunſchweig ſeine Truppen nach Weſtphalen und Niederſachſen verlegte.

Somit hatte denn der Feldzug des Jahres 1758 ein Ende und ungeachtet der mehrfachen Unfälle, welche Friedrich II. im Laufe desſelben erlitten hatte, ſtand er gleichwohl unbeſiegt da, im Beſitze Schleſiens, Herr und Meiſter in Sachſen. Maria Thereſia hatte nichts gewonnen, als daß Friedrichs Plan, durch Mähren ins Herz ihrer Erblande einzudringen, geſcheitert war, und den Ruhm des Tages von Hochkirch, ohne die

mindeſte Frucht davon zu ernten. Gleichwohl ermangelte ſie nicht, ihre Feldherrn auszuzeichnen, ſchon deshalb, um dadurch ihren braven Heeren einen Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Daun dankte ſie in einem eigenhändigen Sendſchreiben; der Papſt ſchickte ihrem Liebling einen geweihten Hut und geweihten Degen, und gab dadurch kund, daß er den Krieg zwiſchen Marien Thereſien und Friedrich II. allerdings als einen Kampf zwiſchen der katholiſchen und der proteſtantiſchen Sache betrachtete, ſo viele Mühe man ſich auch geben mochte, dieſen Geſichtspunkt dem Publikum aus den Augen zu rücken. *) Loudon,

*) Bei den Geſandten am Reichstage cirkulirte folgende Copie eines „Breff de S. S. le Pape a Mr. Marechal Daun etc.“

„Clemens XIII.

a notre très cher fils en Jesu Christ, Salut et benediction apostolique.

„Ayant apris avec grande satisfaction les brillans succes, qui ont signalé vos armes contre *les heretiques*, principalement la victoire admirable, que vous avés remportée contre les Prussiens le 14. Octobre de l'année passée, nous avons jugé de nôtre devoir, en qualité de Père des vrais croyans, d'ajouter le poid des nos benedictions aux merveilleux effets de Votre valeur.

„La conduite de nos Predecesseurs, qui honorerent le Prince Eugène, de gl. memoire d'une toque et d'une epée benite, pour avoir vaincu les *infidéles* dans plusieurs batailles rangées, nous engage de vous revêtir de mêmes graces, vous dont les grandes qualités surpassent et effacent celles de cet Heros de l'Eglise, et qui avés à combattre *des Heretiques plus empetrés dans d'horribles erreurs que les muselmans mêmes*, nous vous pourvoyons de toutes les benedictions divines. *Puisse cette epée*, que Nous Vous envoyons, *servir entre Vos mains à extirper à jamais ces heresies, dont l'odeur empestée s'est exhalée de l'abime.*

welcher nach Beendigung des Feldzuges nach Wien ging und auf der Reiſe gefährlich erkrankte, wurde von Marien Thereſien der beſonderen Obſorge ihres Leibarztes Van Swieten empfohlen, von ihr auf das Ehrenvollſte aufgenommen und in den Freiherrnſtand erhoben. Faſt noch mehr als die Monarchin ehrte Loudon das Volk und das Heer. Beiden imponirte Loudons kriegeriſche Genialität, ſein volksthümliches Weſen und Gebahren bei weitem mehr als Daun's bedächtige Natur und ernſtes,

---

L'ange exterminateur combattra a Votre côté, il *detruira la race infame des Sectateurs, des Luthériens et des Calvins*, et c'est de Vôtre bras, dont le Dieu des vengeances se servira pour precipiter les races impies des Amalekites et des Moabites, qu'il soit lavé dans le sang rebelle, que la cognée soit mise à la racine de cet arbre, qui portait de fruits si maudits, et qu'à l'exemple de St. Charlemagne, le Nord de l'Allemagne soit converti par l'epee, par la flamme, et par le sang. Si les Saints se rejouissent d'une brebis egaree, qui a retournée a son trouppeau, quelle joie ne leurs causerés Vous pas, ainsi qu'à tous le fidéles, en ramenant cette multitude perverse au giron de leur Ste. mère l'Eglise. Que la Ste. Vierge de Marienzell vous assiste! Que St. Nepomucène redouble ses prières en votre faveur! Que tout le Paradis peuplé par nôtre legende prenne fait et cause à vos succès. C'est dans cette heureuse attente ou je suis, que je Vous donne, en la redoublant, Nôtre benediction apostolique."

„Fais à Rome sous l'anneau du pecheur le 30. Janvier 1759, la premiére année de notre Pontificat."

Ich brauche nicht beizufügen, daß ich vorſtehendes Curioſum nicht als Aktenſtück mittheilte. Weht es uns nicht wie Berliner Ironie draus an? Friedrich pflegte Daun meiſt bloß die „geweihte Kreatur" oder den „Mann mit der geweihten Mütze" zu nennen.

abgemeſſenes, gleichmäßiges Benehmen; Daun machte den Eindruck der Proſa, Loudon erweckte eine Volks- und Soldatenpoeſie, deren Mittelpunkt er war ſo gut wie einſt Prinz Eugen, der tapfre Ritter. Die Wiener konnten damals ſeine Ankunft kaum erwarten, und als er kam, empfingen ſie ihn wie den rechten Mann in der Stunde der Gefahr, als den beſten Vorkämpfer Oeſterreichs, mit enthuſiaſtiſcher Freude.

Vertrag von Verſailles zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. Marien Thereſiens Rüſtungen zum neuen Feldzug.

Maria Thereſia und Kaunitz erkannten die Stellung, in welcher ſich Oeſterreich nach ſo vielen Schlachten Preußen gegenüber befand, daß es nämlich noch immer keinen eigentlichen Vorſprung gewonnen hatte, keineswegs, und wenn Maria Thereſia einerſeits dabei ihren Plan noch immer nicht aufgab: Schleſien wieder zu erringen und Friedrich II. zu ſtürzen, ſo verhehlte ſie ſich anderſeits nicht, daß die Durchführung dieſes Planes noch manche Opfer koſten würde. Was nun auch Maria Thereſia davon auf ſich nahm, immer hielt ſie auch

ihre Bundesgenossen dabei im Auge, und besonders war es Frankreich, welches dabei in Anspruch genommen wurde, gleichsam als sollte es jetzt, indem es sich für Oesterreich verblutete, Alles heimzahlen, was es im Lauf der letzten Jahrhunderte an Oesterreich verschuldet. Das Eigene dabei war, daß der Bund Frankreichs mit Oesterreich der Nation immer mehr in dem Grade verhaßt wurde, jemehr diese Friedrich II., den Freund französischer Literatur und Sitte, gerade in Unfällen als großen Mann achten lernte; man kann sagen, daß Friedrich, obgleich Feind Frankreichs, bei den Franzosen nicht weniger populär, als in seinen eigenen Staaten war. Man muß freilich bedenken, daß der Bund gegen ihn eben hauptsächlich als Werk der Pompadour und ihrer Parthei betrachtet wurde, und daß diese ebenso zahlreiche Feinde, selbst am Hofe, hatte, als Friedrich hauptsächlich die Stimmführer der Nation, die Schriftsteller, zu seinen Anhängern zählen durfte. Indessen war die eigentliche Macht in Frankreich, die entscheidende, fortwährend in den Händen Oesterreichs, welches fortwährend seine Superiorität behauptete, und so ist es nicht zu verwundern, wenn es selbst bei einem Ministerwechsel in seinem Interesse den Ausschlag gab. Als nämlich Bernis, welcher mittlerweile Kardinal geworden war, sich gegen die Fortsetzung des für Frankreichs Finanzen verderblichen Krieges aussprach, fiel er in Ungnade, und der bisherige Gesandte am Wiener Hofe, Herr von Stainville, (Herzog von Choiseul) wurde Minister

der auswärtigen Angelegenheiten; ein geistreicher Mann, welcher sich in seiner schwierigen Stellung zu behaupten wußte.

Schon während seines Aufenthaltes zu Wien hatte er im Auftrage der Pompadour einen neuen Allianz- und Defensivvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich verhandelt. Gleich nach seiner Erhöhung zum Minister wurde nun (am 30. Dezbr. 1758) ein solcher zu Versailles abgeschlossen, wobei alle Vortheile eigentlich nur auf Seiten Oesterreichs waren; Choiseul wußte dabei wohl, daß seine Stellung, bei dem engen Einvernehmen zwischen Marien Theresien und der Pompadour, durch Oesterreich eine nachhaltige Stütze fand gegen den Haß des Dauphins und der Dauphine, welchem er einen stolzen Trotz entgegensetzte. In diesem Traktat von Versailles nun verband sich Ludwig XV., Alles aufzubieten, um Marien Theresien den Besitz von Schlesien und Glatz zu verschaffen; er versprach ferner, daß Frankreich ihr für den Fall, daß sie die bedungenen Hülfstruppen (24,000 Mann) nicht fordern würde, in zwei Zahlungen monatlich 288,000 Gulden überweisen, daß es ferner außer der von ihm ursprünglich übernommenen Hälfte von Subsidien an Schweden auch noch die österreichische Hälfte derselben übernehmen sollte; er verpflichtete sich ferner, während der Dauer des Krieges noch ein besonderes französisches Heer von 100,000 Mann in Deutschland zu unterhalten und dabei die Verwaltung der von demselben zu erobernden Län-

der Oesterreich zu überlassen; er sagte ferner seine Unterstützung zu bei der Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König und bei einer ehelichen Verbindung zwischen einem der Erzherzoge mit der Prinzessin von Modena. Dagegen entsagte Maria Theresia auf das ihr durch den Aachener Frieden zugesicherte Rückfallsrecht der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla in dem vorgesehenen Falle *) und bestätigte die früher (1757 bereits) geschehene Abtretung von Nieuwpoort und Ostende an Frankreich, jedoch mit Vorbehalt aller Souverainetätsrechte und Einkünfte, für die Dauer des Krieges, so daß die Krone Frankreich diese Plätze gleichsam nur als Depositum bewahren sollte. Diesem Vertrage von Versailles traten auch späterhin (7. März 1760) Rußland, und (17. Sept. 1760) Schweden bei.

Während nun Maria Theresia in solcher Weise ihre Verbindung mit Frankreich noch enger knüpfte, hatte sie die Genugthuung zu sehen, wie sich auch ihre übrigen Bundesgenossen, Schweden und Rußland, mit lebhafterem Eifer für ihre Sache interessirten. Auch die katholischen Reichsstände Deutschlands steuerten ihr Geld und Truppen, und so wenig auch die Verbesserung „derer bei der Reichsarmee wahrgenommenen Gebrechen und Mängel“ und die Noten über „ein und andere Gebrechen, so sich bei derselben befinden und die mit dem Dienst in-

*) Siehe 1ter Band, S. 283.

compatible sind" wirklich zum Ziele führten, so war die Reichsarmee doch wenigstens vollzählig! Nachdem endlich der Reichshofrath früherhin das Reichsgutachten abgegeben hatte, daß es schwerlich zur Acht gegen Brandenburg werde gebracht werden könne, daß dies aber den Wiener Hof nicht abhalten solle, so zu handeln, als wenn die Reichsacht wirklich rechtskräftig ausgesprochen worden wäre, — hatte der Wiener Hof es dahin gebracht, daß ein Reichsschluß die Verbündeten des Königs von Preußen *)

---

*) Man kann sich des Lächelns kaum erwehren, wenn man in den Reichstagsakten liest; „Lunæ 21. Aug. 1758 des Herrn Hertzogs zu Sachsen Gotha beharrlichen Ungehorsam betreffend, — in eadem in specie die landfriedensbrüchige Ueberziehung derer Mecklenburgischen Herzogthümer ꝛc. — in eadem des Königs von Großbritannien, als Churfürsten zu Braunschweig-Lüneburg Theilnehmung an der Churbrandenburgischen Empörung ꝛc. in eadem specie des Herrn Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel Theilnehmung an der Churbrandenburgischen Empörung. in eadem specie des Grafen zur Lippe-Bückeburg Theilnehmung u. s. w." „Martis d. 22. Aug." hat es der fiscalis imperii aulicus mit einer langen Reihe fürstlicher Personen zu thun, „contra den Herrn Prinzen Heinrich von Preußen, den Herrn Prinzen August Ferdinand v. Pr., den Herrn Prinzen und Markgrafen, Karl von Brandenburg, den H. Erbprinzen Friedrich von Hessel-Kassel, den Herrn Prinzen Friedrich Franz von Braunschweig-Wolfenbüttel, den H. Prinzen Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Herrn Prinzen Friedrich von Würtemberg, den Herrn Prinzen Georg Ludwig zu Holstein-Gottorp, den H. Prinzen Moriz von Anhalt-Dessau, den H. Prinzen Franz Adolph von Anhalt-Bernburg, den K. Pr. Churbrand. Generallieutenant Grafen von Dohna, den K. Pr. Generalmajor Franz Karl Ludwig Grafen zu Wied-Neuwied.

aufforderte, dieſe Verbindung aufzugeben und dagegen ihren reichsbeſchlußmäßigen Beitrag an Geld und Truppen zur Executionsarmee zu leiſten, widrigenfalls ſie die Reichsacht verwirken würden. Wenn auch nicht vorauszuſehen war, daß Friedrichs Verbündete jenem Befehle nachkommen oder ſich durch dieſe Drohung ſchrecken laſſen würden, ſo war doch wenigſtens die Rechtsform zu Gunſten Oeſterreichs gewahrt.

Maria Thereſia bot übrigens auch Alles auf, um ihr Heer im beſten Stand zu erhalten und deſſen Geiſt durch Beweiſe von Auszeichnung verdienſtvoller Feldherrn im feurigern Ehrgefühl zu erheben, ſo wie ſie anderſeits eifrig für die Aufbringung der Kriegskoſten ſorgte. So ſchrieb ſie im Jahre 1758 eine Kopf- und Vermögensſteuer aus und der Papſt bewilligte die Erhebung des Zehntens von allen Einkünften der in den Ländern der Kaiſerin gelegenen Erzbisthümer, Bisthümer, Klöſter, Komthureien, milden Stiftungen u. ſ. w. zur Beſtreitung der Kriegskoſten. Dabei verwendete ſie 20,000 Gulden zur Auszeichnung des um die öſterreichiſche Artillerie hochverdienten Fürſten Joſeph Wenzel von Lichtenſtein, deſſen metallnes Bild ſie im k. k. Zeughauſe zu Wien aufſtellen und mit einer ehrenvollen Inſchrift verſehen ließ *)

*) „Jmpp. Franciscus et Maria Theresia Pii Felices Augg. Patres Patriæ, scientiarum artiumque fautores, justi meritorum arbitri, viri toga et sago æque magni Josephi Wenceslai S. R. J. Principis de Lichtenstein, Oppaviæ et Carnoviæ Ducis in Silesia, aur. vell. Equ. S. S. Cæs. Max. Con-

wie ſchon früher (1757) das Bruſtbild Dauns in dem Ingenieurſaale der Militärakademie zu Wiener-Neuſtadt.

Aber auch Friedrich ſuchte ſeine Heeresmacht zu verſtärken, denn er verhehlte ſich nicht, daß Maria Thereſia und Eliſabeth von Rußland alles aufbieten würden, um ihn mit größter Uebermacht zu erdrücken. In einer ſolchen Bedrängniß, wie die war, in welcher er ſich, ungeachtet des günſtigen Ausganges des letzten Feldzuges befand, mußte er zu Mitteln greifen, welche vom abſolut rechtlichen Standpunkte aus betrachtet, durchaus nicht gebilligt werden können, welche ihm aber durch die Nothwehr geboten waren. Er nahm Geld und Menſchen mit Gewalt, ſowohl in ſeinen eigenen Staaten als in dem von ihm beſetzten Sachſen und in Anhalt, er erhob die ſchwerſten Kriegsſteuern und Naturallieferungen aus Mecklenburg-Schwerin, lediglich auf das Recht des Stärkeren hin, da ihm der Herzog dieſes Landes dadurch Veranlaſſung dazu gegeben, daß er auf dem Regensburger Reichstag ſich in der Vorderreihe der Gegner Preußens gezeigt hatte. Schon in der kurzen Raſt zwiſchen den Feldzügen von 1757 und 1758 hatte er ſich (wie wir wiſſen) aus finanziellen Verlegenheiten dadurch zu helfen geſucht, daß er geringhaltiges Geld prägte. Dieſe Auskunft ergriff er auch jetzt (wie

---

sil. act. int. Castrorum tribuni. Supremi utriusque rei armamentariæ Moder. Legion. desult. præt. virtuti religioni fidelitati, patriæ amori ac in rei armam. inventis restaurandis, promovendis, augendisque industriæ indefessoque labori hoc monumentum publicum poni jusserunt.“

noch ſpäter); nur auf dieſe Weiſe konnte er von den engliſchen Subſidien den nothdürftigſten Gebrauch machen; freilich büßte auch da wieder, wenn acht bis neun preußiſche Thaler auf einen Dukaten, fünfzehn auf einen Louisdor gingen, das Volk am meiſten ein. Friedrich II. hatte übrigens noch vor dem Frühling 1759 wieder ein Heer von 142,000 Mann.

Eröffnung des Feldzuges von 1759.

Bevor wir das Zuſammentreffen der Hauptgegner in dem großen Kampfe beobachten, werfen wir einen Blick auf die Bewegungen der franzöſiſchen Armee.

Soubiſe hatte ſchon am 2. Januar 1759 Frankfurt am Main beſetzt, wo er ſein Hauptquartier und ſeinen Waffenplatz aufſchlug. Dieſe Stadt dem Feinde früher zu entreißen, bevor Contades am Main angekommen ſein würde, war die Abſicht Ferdinands von Braunſchweig, zu welchem Ende er im März in der Wetterau erſchien. Der Herzog von Broglio, welcher inzwiſchen ſtatt Soubiſe's den Oberbefehl über die in jener Gegend vertheilt liegenden franzöſiſchen Truppen übernommen hatte, zog dieſelben raſch zuſammen und nahm bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt) eine ſehr vor-

theilhafte Stellung auf den Höhen, ſo daß das Heer der Alliirten unter Prinz Ferdinand, als es am 13. April die Franzoſen angriff, zurückweichen mußte, bei welchem Treffen der Prinz von Yſenburg das Leben verlor. Ferdinand von Braunſchweig nahm mit ſeinen Truppen, von denen eigentlich bloß der linke Flügel zum Treffen gekommen war, einen als meiſterhaft gerühmten Rückzug nach Heſſen.

Was die Unternehmungen der Preußen betrifft, ſo beſchränkten ſich dieſe zu Anfang des Feldzuges von 1759 lediglich auf die Abwehr der verſchiedenen Feinde, (wie denn überhaupt Friedrich von ſeinem bisherigen Syſteme in ſofern abwich, als er in Betracht ſeiner geringen Streitmacht die Feinde lieber erwarten als angreifen wollte) und auf Streifzüge, um Brandſchatzungen einzutreiben.

Zunächſt wandte ſich General Dohna im Januar von Sachſen aus nach Pommern gegen die Schweden, welche noch Anklam und Demmin beſetzt hielten, belagerte dieſe Plätze, erwirkte ihre Uebergabe und machte es bis zum Sommer den Schweden unmöglich, in Preußiſch-Pommern einzudringen. Im Februar wurde Mecklenburg-Schwerin von den Preußen gebrandſchatzt und mußte Leute hergeben, welche die preußiſche Uniform anzogen; — wurden in Polen mehrere ruſſiſche Magazine genommen und verſchiedene Truppen zerſtreut, welche Sulkowsky für Rußland geworben hatte.

Aber ebenſobald wie Mecklenburg wurde auch Polen von den Preußen wieder geräumt, nachdem der angeführte Zweck erreicht worden.

In gleicher Weiſe verfuhr Prinz Heinrich, welcher mit 40,000 Mann zwiſchen Dresden und Gera ſtand, in Sachſen. Er ließ im Lauf des Januars und Februars Erfurt, Fulda, Eiſenach, Saalfeld und Hof durch einzelne Truppenabtheilungen brandſchatzen. Im April wandten er und der Generallieutenant Hülſen ſich gegen Böhmen, wohin er über Peterswalde und Sebaſtiansberg eindrang, und wo in aller Eile öſterreichiſche Magazine zerſtört wurden, (ein unerſetzlicher Schaden für die Oeſterreicher, da jene Magazine zur Verpflegung von 50,000 Mann für 5 Monate hinreichten) worauf die Truppen Böhmen ſchon am 22. April wieder verließen. Zu gleicher Zeit, vom 16. bis zum 21. April, hatte General Fouquet einen Zug von Leobſchütz bis Heidenpitſch an die Mora unternommen, ohne es jedoch zu wagen, den General de Ville anzugreifen; unverrichteter Dinge zog er ſich nach Leobſchütz zurück.

Prinz Heinrich, welcher ſich durch die meiſterhafte Art, wie er ſeine Hin- und Hermärſche ausführte, einen ſehr ehrenvollen Namen in der Kriegsgeſchichte erwarb, war kaum von Böhmen her wieder nach Sachſen gekehrt, als er ſchon zu Ende Aprils plötzlich nach Franken marſchirte, wo er die Reichsarmee bedrängte, ihre verſchiedenen Abtheilungen, die theils in Baireuth, theils in

Bamberg, theils an andern Orten ſtanden, bis gegen Nürnberg trieb, mehrere Magazine zerſtörte und in den Bisthümern Würzburg und Bamberg Kontributionen erhob und Gefangene machte. Da machten die Franzoſen vom Main her eine Bewegung, um der Reichsarmee zu Hülfe zu kommen, und aus Böhmen drang, während Prinz Heinrich in Franken war, ein öſterreichiſches Corps unter dem General Brentano in Sachſen ein, ſo daß ſich Prinz Heinrich bewogen fand, aus Franken eilig dahin zurückzukehren, worauf nun auch Brentano wieder nach Böhmen zog.

So war es denn bis dahin noch immer zu keinem entſcheidenden Zuſammentreffen zwiſchen den Hauptmächten der Gegner, zwiſchen Friedrich II., Daun und Loudon gekommen. Der Erſtere hielt ſein Lager bei Landshut, die letztern bewachten mit 83,000 Mann die Zugänge zu Schleſien und zogen, die Nachricht vom Zug der Ruſſen erwartend, zu Anfang Mai in die Gegend zwiſchen Schurz und Jaromirsz.

Mittlerweile ging Contades (zu Anfang des Mai) mit der franzöſiſchen Hauptarmee bei Köln über den Rhein, marſchirte nach Gießen und vereinigte ſich dort mit Broglio, Kaſſel und Minden wurden beſetzt, und ein anderes franzöſiſches Corps unter dem Herzog d'Armentieres brach von Weſel auf, überſchwemmte das Bisthum Münſter (im Juli) und eroberte deſſen gleichnamige Hauptſtadt. Sie wollten nun ins Hannö-

verische eindringen und dort Winterquartiere nehmen. Aber bei Minden kam es am 1. August zur entscheidenden Schlacht zwischen den Franzosen und den unter Ferdinand von Braunschweig stehenden Alliirten. Der Letztere trug den Sieg davon, *) und an demselben Tage schlug der Erbprinz von Braunschweig bei Gohfeld ein französisches Corps, welches der Herzog von Brissac befehligte. Da zogen sich die Franzosen hinter der Weser nach Hessen, wohin ihnen Ferdinand von Braunschweig folgte; bald mußten die Franzosen auch Hessen räumen und Contades zog sich nach Giessen.

Schlachten bei Kay und Kunnersdorf.

Der Grund, weshalb Daun in seiner Stellung so lange beharrte, um die Nachricht vom Anmarsch der Russen zu erwarten, war kein anderer als der: weil nach einem von der Kaiserin Elisabeth genehmigten Kriegsplane die Russen den Oesterreichern zu der Eroberung Schlesiens helfen sollten, während gleichzeitig die Franzosen die Auf-

*) Man verherrlichte ihn, im Geschmacke jener Zeit, durch die Zeilen:
DVM. CIVI VIXI, VIX IVI, VICI.
oder
DVX CIVI DIV VIXI, VIDI VICI.

gabe hatten, Hannover zu besetzen, Magdeburg zu erobern und in die Mark so wie in Sachsen einzudringen. So sollte die preußische Streitmacht durch zwei von verschiedenen Seiten her wogende überlegene erdrückt werden, deshalb schickte denn Daun, als er die Nachricht vom Anmarsch der Russen erhielt, welche statt Fermors Soltikoff anführte, Loudon mit einer Abtheilung auserlesener Truppen, unter denen besonders die Cavallerie trefflich war, (im Ganzen 20,000 Mann), um sich mit den Russen zu vereinigen; Daun selbst verließ mit seiner Armee am 28. Juni seine bisherige Stellung, zog in die Lausitz und lagerte am 6. Juli bei Gerlachsheim, nicht weit von Markliſſa; worauf auch der König (am 5. Juli) aus seiner Stellung bei Landshut ging und am 10. ein Lager bei Schmottseiffen bezog. Die Reichsarmee unter Prinz Friedrich von Zweibrücken marschirte nach Sachsen, von wo aus Prinz Heinrich Truppen zur Besetzung der Lausitz schickte; zu Ende des Juli vereinigte er sich mit dem Prinzen von Würtemberg bei Sagan, um die zur Verbindung mit den Russen bestimmten österreichischen Truppen, welche nach der Oder marschirten, aufzuhalten. Dem König lag Alles daran, die Russen vor ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern mit glücklichem Erfolge anzugreifen und diese Verbindung zu verhindern, welche seine ganze Existenz aufs Spiel setzte.

Deshalb hatte Dohna, welcher bisher gegen die

Schweden beschäftigt war, eilig nach Polen gemußt; es jedoch nicht vermocht, die Russen zur Schlacht zu zwingen, sondern bloß Magazine zu zerstören, und statt seiner schickte nun der König den Generallieutenant von Wedel mit dem Auftrag: unter jeder Bedingung die Russen anzugreifen, was jedoch bei den vortheilhaften Stellungen, welche Soltikoff wählte, äußerst schwierig war. Er machte eine Bewegung, um über die Oder zu gehen und so vor den Preußen in Schlesien einzudringen; die letzteren mußten sich deshalb nach Züllichau zurückziehen und als nun Soltikoff seinen Marsch nach Krossen fortsetzte, griff ihn Wedel am 23. Juli in der Nähe von Züllichau, bei den Dörfern Palzig und Kay, in einer äußerst ungünstigen Stellung an. Der Ausgang des Kampfes entsprach, ungeachtet der Tapferkeit, mit welcher die Preußen fochten, den schlimmen Auspicien, unter welchen er unternommen worden war. Wedel verlor den Sieg und 5000 Mann, mußte sich über die Oder zurückziehen und konnte es dem russischen General danken, daß dieser, wie Fermor, im Hinblick auf den Großfürsten Peter, den Sieg nicht benutzte, die Besiegten nicht verfolgte, sondern ziemlich gemächlich gegen Frankfurt an der Oder zog. Die Folge dieses Sieges der Russen bei Palzig und Kay war, daß ihnen nun der Weg nach der Kurmark offen stand, und daß sie sich bei Frankfurt, welches sie am 30. Juli besetzten, ungehindert mit Loudon vereinigen konnten (am 1. August), während

Hadbik sich nach der Spree wendete, um die Kurmark zu bedrohen, und Friedrich von Zweibrücken mit der Reichsarmee in Sachsen einrückte.

Kaum hatte der König die Nachricht von Wedels Niederlage bei Kay vernommen, als er einen Theil von den Truppen des Prinzen Heinrich nach der Neumark ziehen ließ, diesen selbst nach Schlesien berief und ihm das bei Schmottseiffen gelagerte Heer übergab, worauf er rasch nach Sagan gegen die Oder zog, die Heeresabtheilungen der Generale von Wedel und Fink vereinigte, um sie (am 11. August) bei Göritz und Reuthwin über die Oder zu führen und die vereinigten Russen und Oesterreicher unter Soltikoff und Loudon anzugreifen. Er traf sie, über 60,000 Mann stark, in einer trefflichen Stellung, wohlverschanzt und mit zahlreichem Geschütz auf den Höhen zwischen Frankfurt an der Oder und Kunnersdorf.

Es war ein furchtbar heißer Tag, der 12. August, an welchem er, dem ungünstigen Terrain trotzend, seine durch einen anstrengenden Marsch ermatteten Truppen, um 11 Uhr des Mittags den Feind angreifen ließ. Die Russen hatten ihre beiden linken Flügel auf den Anhöhen aufgestellt, und boten hinter ihren Schanzen, aus welchen hervor ihre Geschütze das Feuer der preußischen Kanonen furchtbar erwiederten, der anstürmenden Infanterie Friedrichs trotzigen Widerstand. Aber, wie auch die russischen Kanonen ganze Reihen der Preußen hinstreckten, diese Tapfren ließen sich

nicht zurückſchrecken; immer wieder begann der Angriff und um ſechs Uhr endlich hatten ſie die Höhen gewonnen, 70 ruſſiſche Kanonen erobert, und den ganzen linken Flügel in wilde Flucht gejagt. Schon glaubt jetzt der König des Sieges gewiß zu ſein und ſchickt mit der Kunde deſſelben einen Courier nach Berlin an die Königin. Und von Begierde brennend, den Feind zu vernichten, verſperrt er den Fliehenden den Weg nach Frankfurt; gegen den Rath ſeiner Generale, welche ihm die Ermattung ſeiner braven Truppen vorſtellen, erneuert er den Kampf; dieſer Entſchluß verändert plötzlich Alles. Noch ſteht der rechte Flügel der Ruſſen gegen die Preußen feſt und wie unerſchütterlich, als Loudon mittlerweile den ſogenannten Kuhgrund beſetzt hat, einen ſteilen Hohlweg, welcher quer über die Anhöhen läuft. Da hilft kein Befehl des Königs, da hilft nicht mehr die Begeiſterung für ihn; die Natur macht ſich geltend; dieſe tapferen Preußen ſind erſchöpft, und ſo willig ſie ſtürmen, — ihre phyſiſche Kraft vermag endlich nach allen Mühſalen dieſes Tags nichts mehr. Umſonſt jetzt jedes Wort, jeder Anruf der Führer! Die friſche Kraft der Oeſterreicher muß gewinnen; ſie aufgeſpart zu haben bis zum entſcheidenden Augenblick, iſt Loudons Verdienſt. Da taumeln die trefflichen Reiter von Seidlitz, da taumelt er ſelbſt, von den Schüſſen aus den ruſſiſchen Schanzen getroffen, zurück. Da vermag der Heldenkönig ſelbſt, der den Reſt des Fußvolks zuſammenrafft, nichts mehr gegen die vollendete Thatſache. Zwei Pferde werden

ihm unter dem Leibe erschossen, eine Musketenkugel trifft das goldene Besteck an seiner Brust; „und mich kann keine Kugel erreichen?" ruft er verzweiflungsvoll in seinem Vorwurf gegen das Geschick. „Ich bin verloren", ruft er dem Rittmeister Prittwitz zu, der ihn mit wackeren Husaren aus der Gefahr, gefangen zu werden, rettet; und: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie; Adieu für immer", schreibt er in der furchtbarsten Aufregung an den Minister von Finkenstein in Berlin, schreibt's mit Bleistift auf Papier, auf dem Rücken des braven Prittwitz. Mit etwa 3000 Mann erreicht er das Dorf Ötscher am späten Abend: da schreibt er in einem Bericht über die Schlacht unter anderm: „Mein Unglück ist, daß ich noch lebe... In dem Augenblicke habe ich von einer Armee von 48,000 Mann nicht 3000. Alles flieht und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran thun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag; ich werde ihn nicht überleben. Die Folgen der Affaire sind noch schlimmer, als diese selbst. Ich habe keine Ressourcen mehr, und, um nicht zu lügen, ich halte alles für verloren. Ich werde den Verlust meines Vaterlandes nicht überleben: Adieu für immer!" In einer halb zerstörten Bauernhütte des Dorfes warf er sich auf ein Strohlager, der König, der im Unglück größer war als im Glück; — um ihn seine Adjutanten auf bloßer Erde. Blickt auf dies Lager des genialsten Königs der Neuzeit, ihr Gewaltigen der Erde, und beugt euch in Stolz vor

einem Höhern, und dann erhebt euch wieder, wie Friedrich II., wenn auch nur langsam, im vollen nachhaltigen Bewußtsein, daß ihr Menschen seid, nicht um dem Schicksal zu trotzen, sondern um eure ganze Menschenkraft in einen großen Gedanken einzusetzen wie Friedrich. Am 13. zog das preußische Heer über die Oder nach Reitwin, von wo der König, nachdem er sowohl Flüchtlinge als einzelne in der Nähe stehende Truppen an sich gezogen und Geschütz aus Berlin und Küstrin herbeischaffen lassen, nach Fürstenwalde zurückging. Dort wollte er die Feinde erwarten; er war entschlossen, sein Leben dran zu setzen, um seine Hauptstadt, den Mittelpunkt seines Staates, zu retten. Hatte er für Ehre und Ruhm seiner Monarchie das gewaltige Wagstück unternommen, so band ihn nun die äußerste Gefahr erst recht vollkommen an das Interesse derselben, seine Existenz war unzertrennlich von der ihrigen, seine Persönlichkeit, welche sie zu durchdringen bestimmt war, ging jetzt in ihr auf; so wirkt der Geist, so schafft die Idee ihr großes „Vorwärts" in der Geschichte der Könige und Völker.

Es war ein Glück für Friedrich, nach dem unermeßlichen Verlust, den er bei Kunnersdorf (wie die Russen nicht minder) erlitten, es war ein Glück für Deutschland, daß die Oesterreicher und ihre Bundesgenossen uneins waren. Loudon brannte vor Begierde, seine Siege zu verfolgen, und Friedrich wäre vernichtet gewesen, hätte nicht Soltikoff erklärt, daß er weder Auftrag noch Lust dazu

habe. An dieſer Weigerung des Ruſſen, der wohl wußte, was er that, wenn er einem deutſchen Staate nicht das Uebergewicht über den andern verſchaffen wollte, ſcheiterte alſo die Kühnheit Loudons, — und dieß iſt ebenſo glücklich für Deutſchland geweſen, indem Preußen dadurch erhalten blieb, als es betrüben muß, daß Preußen durch Rußland erhalten blieb, von welchem Deutſchland nie Gutes empfing, noch je empfangen wird. Rußland wollte nicht für Oeſterreich Eroberungen machen!

Uebrigens war Soltikoffs Macht durch die Schlacht furchtbar geſchwächt und ſeine Soldaten brannten vor Erbitterung gegen Loudon, weil die Oeſterreicher die Ehre des Sieges genoſſen. „Ich habe für dies Jahr genug gethan", erwiederte Soltikoff trocken auf die Aufforderungen Dauns, den Feind zu verfolgen; „ich habe zwei Schlachten gewonnen, welche Rußland 27,000 Mann koſten, und warte nun, bevor ich weiter handle, auf die Nachricht, daß auch Sie zwei Siege errungen haben, denn es iſt unbillig, daß die Truppen meiner Kaiſerin allein handeln ſollen." Dieſe Spannung Soltikoffs mit den öſterreichiſchen Heerführern gab dem König von Preußen Zeit, ſich zu erholen, und als Daun und Soltikoff endlich im Hauptquartier des Letztern zu Guben eine Zuſammenkunft hatten, worin ſie ihre ferneren Operationen und namentlich eine Verbindung ihrer Heere zu einem Zug nach Schleſien verabredeten, hatten ſie die günſtige Zeit bereits unwiderbringlich verloren.

Außerordentlich viel verdankte Friedrich in jener verhängnißvollen Lage den militäriſchen Talenten ſeines Bruders Heinrich, welcher Daun, der bereits bis Triebel vorgerückt war, durch einen Einfall in Böhmen, wo er mehrere öſterreichiſche Magazine zerſtörte, zum Rückzug zwang. Friedrich war indeſſen, nachdem es ihm gelungen, die Mark und Berlin zu decken, den Ruſſen, welche Schleſien bedrohten, zuvorgekommen und deckte Glogau, worauf Soltikoff zu Ende Oktobers Schleſien räumte und nach Polen in Winterquartiere zog; Loudon trennte ſich nun von den Ruſſen und wandte ſich über Kaliſch, Czentochau, Krakau und Teſchen nach Olmütz. Die Kaiſerin ernannte ihn zum Feldzeugmeiſter.

Eroberung Dresdens. Gefangennehmung des Fink'ſchen Corps bei Maxen.

Während der König an die Oder gezogen war, hatte Friedrich von Pfalz-Zweibrücken die Reichsarmee zu Anfang Auguſts nach Sachſen geführt und, da dies Land von Truppen entblößt war, in kurzer Zeit Halle, Leipzig, Torgau und Wittenberg erobert, worauf er auch Dresden belagerte. Noch in der erſten Beſtürzung nach der Schlacht bei Kunnersdorf beauftragte der König den Kommandanten von Dresden, den Grafen von Schmettau,

deſſen Unerſchrockenheit dieſen wichtigen Platz im vorjährigen Feldzug bewahrt hatte, er ſolle es nicht aufs Aeußerſte ankommen laſſen, ſondern die königlichen Kaſſen retten. Demgemäß handelte denn auch Schmettau und ſchloß am 4. Septbr. eine Kapitulation mit den Belagerern, durch welche er ihnen Dresden übergab, gegen die Bedingung freien Abzugs der Beſatzung mit Geſchütz, Gepäck und Kaſſen. Die Oeſterreicher fanden in Dresden ſo reichlichen Kriegsvorrath, daß ſie ſich in Sachſen halten zu können glaubten.

Kaum war übrigens die Kapitulation abgeſchloſſen, als Schmettau erfuhr, daß ein preußiſches Corps unter General Wunſch, welches Friedrich gegen Ende Auguſts aus Schleſien nach Sachſen geſchickt, zum Erſatze Dresdens bereit ſtand. Wunſch gewann hierauf (am 8. Septbr.) Vortheile in einem Gefecht bei Torgau, beſetzte Wittenberg, Leipzig und Torgau wieder und Prinz Heinrich vereinigte ſich (zu Anfang Oktobers) mit Wunſch und Fink, welchen der König gleichfalls nach Sachſen geſchickt hatte. In Strehla vernahm er, daß Daun mit 70,000 Mann bei Dresden über die Elbe gegangen ſei, um dieſe vom Feinde bedrohte Stadt zu decken, und ſah ſich ſofort genöthigt, ſich vor ihm nach Torgau zurückzuziehen. Durch dieſe Bewegung des Prinzen Heinrich ſowohl als durch die Niederlage des Herzogs von Ahremberg bei Pretſch, zwiſchen Torgau und Wittenberg, (Ahremberg hatte die Stellung der Preußen umgehen ſollen) ſah ſich Daun ge-

zwungen, seinen Plan zur Einschließung des gewandten Prinzen aufzugeben, worauf er sein Lager zwischen Zehren und Lommatsch aufschlug.

Nachdem die Russen Schlesien verlassen hatten, übertrug Friedrich dem General Itzenplitz die Deckung dieses Landes, eilte zu Anfang Novembers nach Sachsen und vereinigte sich mit seinem Bruder Heinrich am 13. Oktober. Schon hatte sich unter solchen Umständen die Reichsarmee in Franken zurückgezogen und der vorsichtige Daun seine bisherige Stellung verlassen, um eine festere bei Plauen einzunehmen.

Kühnen Muthes beschloß nun der König, den Feldzug, welcher für ihn so reich an Unfällen gewesen war, mit einer Unternehmung zu beendigen, von welcher er sich einen glänzenden Erfolg versprach. Er wollte nämlich Daun's Armee von Böhmen abschneiden und von zwei verschiedenen Seiten angreifen. Zu diesem Ende mußte der Oberst Kleist die Gegend von Töplitz und Aussig mit einem Streifcorps beunruhigen, und der General Fink mit 15,000 Mann die Defileen von Ottendorf und Maxen besetzen, um Daun's Armee in den Rücken zu fallen. Fink verkannte nicht, welche gefährliche Aufgabe er lösen sollte und machte Gegenvorstellungen, welche jedoch der König, in seiner vorgefaßten Meinung beharrend, nicht gelten ließ. Dagegen beging Fink den Fehler, daß er den Paß bei Dippoldiswalde, wodurch er mit dem König die Verbindung unterhalten sollte, aufgab. Daun durchschaute das

Gefährliche der Stellung Finks und beſchloß, die Gunſt des Augenblickes zu benutzen. So bereitete er dieſem feindlichen Corps daſſelbe Schickſal, welches ihm von Friedrich beſtimmt war. Mit verſchiedenen Abtheilungen ſeines eigenen Heeres und der Reichsarmee umſchloß er das Fink'ſche Corps am 20. November, griff es dann an, ſiegte und zwang es am folgenden Tage, daß es ſich, da es nirgends Ausweg und Rettung erblickte, zu einer Kapitulation entſchloß, durch welche es ſich in ganzer Maſſe (es beſtand aus 18 Bataillons und 35 Escadronen unter 9 Generalen) zu Kriegsgefangenen ergab; 17 Kanonen fielen bei dieſer Gelegenheit in die Hand der Sieger; das war der „große Finkenfang bei Maxen", wie der öſterreichiſche Volkswitz Daun's That in Proſa und muthwilligen Liedern benannte. *)

---

*) Dem öſterreichiſchen Epigramm:

„Jüngſt wollte Friederich noch eins bei Dresden wagen,
Drauf flog der Fink gleich aus, mit Wunſch den Feind zu ſchlagen,
Allein Mars gab dem Wunſch vor diesmal kein Gehör
Und ſprach: zur Winterszeit ſchlägt ja der Fink nicht mehr."

ſetzte man folgendes preußiſches entgegen:

„Der große Friederich wird bald was Größers wagen,
Um den verſchmitzten Daun von Dresden wegzuſchlagen,
Denn Mars gibt dieſem Held im Winter auch Gehör,
Und wo kein Fink nicht ſchlägt, ſchlägt Friedrich deſto mehr!"

Auf Finks Bericht (Dresden, 21. Nov. 1759) und Entſchuldigung erwiederte der König bloß: „Mein Herr! Erinnern Sie ſich, daß weder zu meines Vaters noch meinen Zeiten kein Preuße im freien Felde das Gewehr geſtreckt. — Friedrich."

Dieſer Unfall war übrigens nicht der letzte, welchen Friedrich in dem verhängnißvollen Feldzug von 1759 erlitt. Kurze Zeit darauf nämlich (am 4. Dezember) griff der öſterreichiſche Feldmarſchallieutenant Beck ein 3000 Mann ſtarkes preußiſches Corps unter dem General Diereke in demſelben Augenblicke an, als daſſelbe Meiſſen gegenüber die Elbe paſſiren wollte, und nahm es gleichfalls gefangen.

Mittlerweile hatte Ferdinand von Braunſchweig am 20. November Münſter erobert und der Erbprinz von Braunſchweig am 30. bei Fulda den Herzog von Würtemberg beſiegt und deſſen Truppen zerſtreut, worauf ſich die Franzoſen von Gieſſen nach Friedberg zurückzogen, der Erbprinz aber dem König, auf deſſen Verlangen, eine Abtheilung von 12,000 Mann von der Armee der Verbündeten nach Sachſen zuführte. So verſtärkt behauptete er, ungeachtet der ſtrengen Jahreszeit, noch ſechs Wochen lang ſeine Stellung bei Wilsdruf, bis er endlich (am 10. Januar) die Winterquartiere beziehen ließ. Daun behauptete ſeine Stellung bei Dresden (hinter dem Plauenſchen Grunde und dem Tharanter Wald) und erhielt die Verbindung mit Böhmen. Das Reichsheer bezog ſeine Winterquartiere in Franken.

Marien Thereſiens Stellung zu Spanien. — Vermittlungsverſuch. — Rüſtungen.

Durch den Tod Ferdinands VI. von Spanien (10. Auguſt 1759), bei deſſen Lebzeiten die Krone Spanien, ungeachtet der Anerbietungen Frankreichs ſowohl als auch Englands, die Neutralität bewahrt hatte, wurde der Stiefbruder des Verblichenen, König Karl III. von Neapel und Sicilien, nunmehr König von Spanien. Bekanntlich war er dem Aachener Frieden nicht beigetreten*) und hielt ſich an die Stipulationen deſſelben nicht gebunden, durch welche Parma, Piacenza und Guaſtalla aus dem Beſitze ſeines Bruders Don Philipp, der jenem Traktat zu Folge beide Sicilien erhalten ſollte, an Oeſterreich zurückfallen mußten. Beſtand Maria Thereſia auf der genauen Vollziehung jener Beſtimmung, ſo konnten ſchwere Irrungen nicht ausbleiben. Sie erkannte jedoch — und Choiſeul, von Karls III. Zuneigung für Frankreich unterrichtet, war in Bezug auf ihren Entſchluß nicht unthätig, — ſie erkannte, daß ihr das Beſtehen auf ihrem Recht, der Beſitz Parmas, Piacenzas und Guaſtallas bei weitem nicht von ſo großer Wichtigkeit ſei als die Freundſchaft und ein zu hoffender, wenigſtens möglicher Beiſtand Spaniens und der neuen Dynaſtie in Parma, kurz die engere Verbindung mit den bourboniſchen Höfen, deren engere Verbindung unter-

*) Siehe 1. Bd. S. 284.

einander ein Lieblingsgedanke Choiseuls war, welcher Plan jedoch in Spanien nichts weniger als populär war, weßhalb sich denn auch dessen Verwirklichung verzögerte. Von jenem Gesichtspunkte aus die Verhältnisse betrachtend, verzichtete denn Maria Theresia durch einen Vergleich vom 3. Oktober 1759 zu Gunsten Don Philipps und seiner Nachkommenschaft auf das durch den Aachener Frieden bedungene Heimfallsrecht auf Parma, Piacenza und Guastalla. Am 6. Oktober errichtete sodann Karl III. eine neue Erbfolgeordnung, durch welche er seinem dritten Sohn Ferdinand (der damals erst acht Jahre zählte) Neapel abtrat; seinen ersten Sohn erklärte er für blödsinnig, den zweiten zum Prinzen von Asturien. So begann Maria Theresia den Kreis ihrer Bundesgenossen zu erweitern, die innige Verbindung der Häuser Bourbon und Habsburg-Lothringen zu befestigen. Wir werden in Kurzem sehen, wie sie mitten im Kriegsgetümmel des alten Wahlspruches „Tu felix Austria nube", nicht vergaß, um das Lieblingswerk durch Familienverbindung ihrem Glauben nach unzerstörbar zu machen.

Mittlerweile waren sowohl der König von Preußen als auch das Londoner Kabinet zu Verhandlungen nicht abgeneigt, welche zur Wiederherstellung des europäischen Friedens führen konnten; Friedrich, weil er die durch die letzten Feldzüge hervorgebrachte Erschöpfung seiner Heere und Finanzen nicht verkannte, England, weil es einen doppelten Krieg zu gleicher Zeit führen mußte, zu Land

gegen Oesterreich und dessen Verbündete, zur See gegen Frankreich. Beide jedoch, Friedrich wie England, waren dabei von dem festen Willen beseelt, den Frieden nicht durch unwürdige Bedingungen zu erkaufen. Zunächst dachte Friedrich an einen Frieden mit Rußland, wozu ihm allerdings Hoffnungen gemacht wurden, die jedoch zu keinem Resultate führen sollten. Ebenso wurde es mit Frankreich versucht. Am 25. November 1759 erklärten Preußen und England den französischen, russischen und österreichischen Ministern ihre Bereitwilligkeit, Gesandte an einen gemeinschaftlich zu bestimmenden Ort zur Erreichung eines allgemeinen Friedens zu schicken; man bezeichnete Breda als den Ort für einen solchen Kongreß. Die gethanen Vorschläge wurden jedoch weder von Frankreich, noch von Rußland angenommen, und so zerschlug sich vor der Hand das ganze Projekt.

Um so eifriger sorgte Maria Theresia, ihr Heer vollzählig zu machen und mit allen Bedürfnissen reichlich zu versehen, um den neuen Feldzug mit Energie beginnen, und wo möglich Schlesien und die Mark Brandenburg erobern zu können. Sie konnte solchen Zwecken mit um so größerer Zuversicht entgegensehen, als auch ihre Bundesgenossen thätig waren; so hatte Frankreich die Armee Broglio's verstärkt und eine zweite unter Graf St. Germain am Rhein aufgestellt; die russischen und schwedischen Truppen waren gleichfalls vollzählig. Friedrich II. befand sich dieser Uebermacht gegenüber in einer, wie er selbst

in ſeinen nachgelaſſenen Schriften bekannte, äußerſt bedenklichen Lage, in einer nicht geringen Geldverlegenheit, welche ihn zwang, das unſelige Mittel der Münzverringerung abermals anzuwenden, an der Spitze von nur 75,000 Mann, von welcher Kriegsmacht er wohl wußte, daß ſie im Allgemeinen nur „für die Muſterung", und dafür brauchbar war: „dem Feinde von fern gezeigt zu werden"; „was war" (ſagte er) „mit einem Haufen anzufangen, der halb aus ſächſiſchen Bauern, halb aus Deſerteurs zuſammengewürfelt war und von Hauptleuten angeführt wurde, welche man nur deßhalb nahm, weil keine anderen zu haben waren?!" Unter ſolchen Umſtänden ſah ſich Friedrich zum zweitenmal genöthigt, blos den Vertheidigungskrieg zu wählen und demgemäß ſeinen Plan für den Feldzug von 1760 zu entwerfen.

Sein Plan war folgender: Er ſelbſt hatte ſich die Aufgabe geſtellt, Sachſen zu decken, zu welchem Ende er ein befeſtigtes Lager zwiſchen Elbe und Mulde von Meiſſen bis Noſſen bezog, von wo aus er Daun, welcher mit ſeinem Heere bei Dresden ſtand, fortwährend beſchäftigte. Zur Deckung Schleſiens war eine Armee unter Prinz Heinrich an der Oder bei Frankfurt und Kroſſen aufgeſtellt, welche die Ruſſen unter Soltikoff beobachten ſollte, während ein preußiſches Corps von 8000 Mann unter General Fouquet bei Landshut die Päſſe gegen Loudon vertheidigen ſollte, welcher in Mähren ſtand und, von Daun unabhängig, ein eigenes Armeekorps von

36,000 Mann befehligte. Zu Schutz und Trutz gegen die Schweden endlich ſtand der Prinz von Würtemberg in Pommern mit 12 Bataillons.

Eröffnung des Feldzugs von 1760. — Loudon's Sieg bei Landshut.

Zunächſt zieht jetzt Loudon unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Während Daun durch ſeine Stellung bei Dresden den König zur fortwährenden Anweſenheit in Sachſen beſtimmte, verſuchte Loudon am 15. März das Regiment Manteufel bei Neuſtadt aufzuheben, welcher Plan jedoch deshalb keinen Erfolg hatte, weil er, bei dem durch die angeſchwollenen Wäſſer verſpäteten Eintreffen des Fußvolks, bloß einen Reiterangriff thun konnte. Ruhig ſtand er hierauf im April bei Jägerndorf; bis er im Mai plötzlich durch die Grafſchaft Glatz in Oberſchleſien einmarſchirte, bei Frankenſtein lagerte und einzelne Streifpartheien bis Breslau entſendete, um den General Fouquet aus ſeiner feſten Stellung bei Landshut hervorzulocken. Dies gelang ihm und nun beſetzte er die Stellung von Landshut und machte am 7. Juni einen Angriff auf Glatz. Da erhielt Fouquet von ſeinem König ausdrücklichen Befehl, nach dem Landshuter Lager zurückzukehren, und

es um jeden Preis zu vertheidigen. Er gehorchte und bemeisterte sich desselben. Loudon befestigte mittlerweile die Hügel um Landshut aufs Trefflichste und erweckte durch allerlei Anstalten, sogar durch einen Sturm (in der Nacht vom 17/18. Juni) beim Feinde die Meinung, als beabsichtige er die Einnahme von Glatz; doch ein ganz andrer Plan beschäftigte ihn, und glücklich führte er denselben aus. Am 21. Juni marschirte er plötzlich auf Landshut zu, und am 23., um 2 Uhr des Morgens, griff er das Fouquet'sche Corps an, und zwar, (wie der Bericht, de dato Schwarzwalde, den 24. Juni, besagt) „mit solcher Resolution, daß innerhalb drei Viertelstunden die zwei vornehmsten Schantzen, nämlich auf dem sogenannten Buch- und Dohlor-Berg erstiegen waren, sodann die zwischen diesen Bergen gezogene Linie formiret, und der Feind vom einen Berg zum andern und aus der Stadt vertrieben, ein Bataillon nach dem andern über den Haufen geworfen und zu Kriegsgefangenen gemacht worden, bis endlich gegen acht Uhr die letzten Bataillons und Escadrons sich gezwungen gesehen, auf freiem Felde das Gewehr wegzuwerfen und um Pardon zu rufen, so daß über 200 — 300 Mann von dem ganzen feindlichen Corps nicht davon gekommen seynd." Nach dem genannten Bericht wurden im Ganzen 8318 Mann gefangen genommen, und 59 Kanonen, 9 Haubitzen, 38 Munitionswagen, 34 Fahnen, 2 Standarten und ein Paar silberne Pauken erbeutet. Die Preußen hatten mit der ruhmvollsten Ta-

pferkeit gekämpft und die Löwenſteiniſchen Dragoner den Sieg entſchieden. Fouquets perſönlichen Muth *) ehrte Loudon nicht minder als Friedrich, der bei der Nachricht von dem Unglückstag von Landshut zu ſeinen Offizieren ſprach: „Fouquet iſt gefangen, aber ſeine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat ſich wie ein Held gewehrt.“ Loudon hatte 3000 Mann eingebüßt.

Raſch benutzte Loudon ſeinen Sieg. Am 25. Juli ſtand er vor Glatz, deſſen Belagerung durch General Harſch mittlerweile fortgeſetzt worden war, und ließ alſogleich die alte wie die neue Feſtung aus vierzehn Batterieen beſchießen. Die Preußen verließen eine in Felſen gehauene Fleſche, zwei öſterreichiſche Grenadierkompagnieen beſetzten dieſelbe und drangen mit den zurückgeworfenen Feinden zugleich in den bedeckten Weg, worauf mehrere Bataillons nachrückten und die inneren Hauptwerke gewannen. Bald ergab ſich auch die neue Feſtung, und ſo war

---

*) Verwundet lag Fouquet unter ſeinem niedergeſchoſſenen Pferde, eine Menge treuer Soldaten, die ihn vertheidigt hatten, als Leichen über ihm. Voit, der Befehlshaber des Löwenſtein'ſchen Regiments, eilte herbei, hob ihn empor und bot ihm ſein eigenes Paradepferd an. „Ich würde“, ſagte Fouquet ablehnend, indem er ſeinen Degen übergab, „ich würde das ſchöne Sattelzeug verderben.“ „Mein Sattelzeug“, entgegnete Voit, „wird unendlich gewinnen, wenn es mit dem Blute eines Helden beſpritzt wird.“ Da beſtieg Fouquet Voits Pferd und ſo wurde er zu Loudon gebracht. (Loudon's Leben und Thaten. Wien 1791. 1. Bd.)

Glatz am 26. Juli in den Händen der Oesterreicher. Noch an demselben Tage ließ Loudon seine Avantgarde gegen Breslau marschiren, wohin er am 30. mit dem übrigen Theil seiner Armee nachrückte; am folgenden Tage ließ er die Stadt von allen Seiten berennen und mit der Bemerkung, daß die Besatzung keinen Sukkurs zu hoffen habe, zur Uebergabe auffordern, worauf jedoch der Kommandant General von Tauenzien erwiederte, daß er sich demungeachtet in keine Kapitulation einlassen würde. Loudon, welchem Alles daran gelegen war, sich Breslaus rasch zu bemeistern, um sich an diesem Punkte mit den von Posen heranziehenden Russen vereinigen zu können, ließ nun am 1. Breslau beschießen und Tauenzien abermals auffordern; am Schluß seines Promemoria's bemerkte er: „darauf gebe ich dem Herrn General von Tauenzien mein Wort, daß, wenn einmal die russisch-kaiserliche Armee angelanget sein wird, alsdann an gar keine Kapitulation zu gedenken sei. Mithin, da diese längstens in 2 bis 3 Tagen hier eintrifft, so wird der Herr General von Tauenzien am besten erachten, was für eine Parthei er zu ergreifen hat." Worauf Tauenzien abermals seinen festen Entschluß erklärte: „Breslau so zu defendiren, wie es einem rechtschaffenen Kommandanten zukommt." Dieselbe Antwort gab Tauenzien am 2. August, und am 4. hatte er die Genugthuung zu sehen, wie Loudon Anstalten zur Aufhebung der Belagerung traf und abzog. Die Ursache davon war das Herannahen des Prinzen Hein-

rich zum Entsatz. Loudon zog sich hinter Schweidnitz zurück; die Russen waren während der Belagerung Breslaus an der Oder bis Auras, nur noch 5 Meilen von der Stadt, gegangen.

Friedrich vor Dresden. — Sein Sieg bei Liegnitz.

Mittlerweile hatte der König in der Mitte des Juni sein Lager verlassen und die Vertheidigung Sachsens dem General Hülsen übergeben, welcher bei Meissen stand, war bei Zehren über die Elbe gegangen und nahm nun seinen Zug gegen die Lausitz, um nach Schlesien zu kommen. Ein österreichisches Corps unter Lacy folgte ihm unter fortwährenden Angriffen; Daun aber wandte sich rasch über die Elbe, gewann dem König, den Lacy aufhielt, zwei Märsche vor und erreichte vor ihm Görlitz. Nun wandte sich Friedrich; ging bei Bauzen über die Spree und beabsichtigte, sich mit seiner Macht auf Lacy zu werfen, welcher sich jedoch durch Dresden hinter die Elbe zurückzog und sich in Plauen mit der unter den Befehlen des Pfalzgrafen von Zweibrücken in Sachsen zurückgebliebenen Reichsarmee vereinigte. Der König hatte nun den Plan, sich Dresdens rasch zu bemeistern, zu welchem Ende er am 13. Juli über die Elbe ging und die Streitkräfte Hülsens mit den seinigen vereinigte;

Lacy hatte ſich nach Groß-Sedlitz, die Reichsarmee nach Dohna zurückgezogen; und Friedrich beſetzte nun alſobald die pirnaiſche Vorſtadt und ließ, nachdem der Kommandant von Dresden, Graf Maguire, ſeine Aufforderung zur Uebergabe ablehnte, die Stadt mit ſchwerem Geſchütz aufs Heftigſte beſchießen; die furchtbare Brandzerſtörung, welche ganze Straßen und die prächtige Kreuzkirche verheerte, vermochte gleichwohl den Muth des Kommandanten nicht zu erſchüttern, als (am 20. Juli) auch Daun, aus der Lauſitz wiedergekehrt, in der Nähe Dresdens auf der Seite der Neuſtadt erſchien, und ſich, durch den Abzug des Prinzen von Holſtein hinter die Elbe, die Verbindung mit dieſer Stadt geöffnet ſah. Raſch benutzte er dies, um in der Nacht vom 20. zum 21. Juli friſche Mannſchaft nach Dresden hineinzubringen. Nun hob Friedrich die Belagerung auf, verließ jedoch erſt in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli ſein Lager, um, da er die Nachricht von der Uebergabe der Feſtung Glatz an die Oeſterreicher erfahren hatte, raſch durch die Lauſitz nach Schleſien zur Rettung Breslau's zu ziehen; Hülſen blieb auch jetzt bei Meiſſen zurück.

Daun verſäumte nichts, um eine entſcheidende Kriſis herbeizuführen. Es war eine der großartigſten Schachpartieen. Daun brach nämlich gleichfalls von der Elbe auf, und zog ſeinem Gegner zur Seite, durch die Lauſitz, Lacy hinter dem König her; „hätte ein Fremder", (äußerte ſich Friedrich in ſeinen nachgelaſſenen Werken) „die Bewegungen

der drei Heere gesehen, gewiß hätte er sie für ein einziges gehalten, Dauns Heer für die Vorhut, das preußische für den Kern, das Lacy's für die Nachhut." So kam der König am 13. August nach Liegnitz, in der Absicht, nach Schweidnitz und Breslau zu marschiren, — eine Nothwendigkeit für ihn, weil er seine nur noch für ein paar Tage mit Lebensmitteln versehenen Truppen aus den dortigen großen Magazinen zu erhalten angewiesen war. Welche Lage, da er nun bei Liegnitz die ganze österreichische Macht vor sich sah, um ihm die Wege nach Breslau und Schweidnitz zu versperren; dicht vor ihm — Loudon, Daun ihm zur Seite, Lacy hinter ihm; jenseits der Oder endlich die Russen. Nur die Katzbach trennte das preußische Heer von der Uebermacht, mit welcher Daun ein Seitenstück zu Hochkirch und Maxen zu vollbringen beabsichtigte und hoffte.

Die Nacht vom 14. zum 15. August war für den Angriff bestimmt, der von vier Seiten zugleich, auf drei durch die Oesterreicher unter Daun, Loudon und Lacy, und auf der vierten durch 24,000 Russen, welche unter Czernitscheff, bei Auras die Oder überschritten hatten und bis Neumarkt gezogen waren, erfolgen sollte. Da jedoch der König noch zeitig von diesem Plane erfuhr, so brach er in aller Stille sein Lager bei Liegnitz ab und zog auf die Pfaffendorfer Anhöhen. Zum Glück für ihn verspäteten sich die Bewegungen der Oesterreicher und der Russen so, daß zur bestimmten Zeit nur Loudon auf dem Platze war, welcher die Aufgabe hatte, eben jene Pfaf-

fendorfer Anhöhen zu besetzen, um den Preußen den Rückweg nach Glogau abzuschneiden. Mit Einbruch der Nacht brach Loudon auf, ging in drei Colonnen über die Katzbach und stieß gegen zwei Uhr des Morgens auf die preußischen Vorposten, welche er angriff und zurückwarf. Da er indessen bei den Anhöhen, den eingezogenen Nachrichten zufolge, nichts anderes vermuthete, als daß sich auf der Anhöhe bloß zwei preußische Husarenregimenter und etwa ein Freibataillon befänden, so ließ er seine Colonnen noch stärker anrücken. Um so größer war seine Ueberraschung, als er bei Tagesanbruch die Höhen, welche er selbst zu besetzen gekommen war, dicht von Feinden besetzt fand, deren Stellung er noch dazu wegen eines dichten Nebels nicht zu errathen vermochte; und überdies erwartete er vergeblich den verabredeten Angriff Dauns und Lacys. Gleichwohl zog er kühnen Angriff einem Rückzug vor. Rasch formirt er sein Reservekorps, läßt einige Batterien auffühen und treibt die Feinde mit Verlust ihres Geschützes von einigen Höhen, als plötzlich die ganze preußische Armee aus ihrer Stellung hinter dem Walde von Hummeln hervorbricht, während das ungünstige Terrain es unmöglich macht, daß er seine Infanterie in voller Stärke anrücken lassen kann. Seine Reiterei dagegen treibt die preußischen Dragoner bis hinter das Fußvolk zurück, bis dieses durch ein preußisches Kürassierregiment, welches der österreichischen Reiterei in die Flanke fällt, wieder den Vortheil gewinnt. Ohne Geistesgegenwart und Muth zu verlieren, erneuert

Loudon, immer noch auf einen Angriff Dauns und Lacys gegen den gemeinsamen Feind hoffend, den Angriff und setzt sich persönlich der größten Gefahr aus, bis er sich endlich überzeugt, daß er, zu schwach, mit seinem Corps der ganzen feindlichen Armee länger Trotz zu bieten, an den Rückzug über die Katzbach denken muß. Um diesen zu decken, läßt er auf der Anhöhe bei Pinowitz durch Oberst Rouvroy rasch wieder seine Artillerie aufstellen und zwingt durch das Feuer derselben den Feind, ihn unverfolgt ziehen zu lassen; der König selbst rühmte seinen Offizieren diesen Rückzug Loudons als ein Meisterstück. Erst um dieselbe Stunde, da die Schlacht beendigt war, trafen Daun und Lacy Anstalten zum Ueberschreiten der Katzbach. Loudon war, so untadelhaft sein Benehmen und so ehrenvoll sein Rückzug war, gleichwohl über den Verlust der Schlacht bei Liegnitz im höchsten Grade ärgerlich; er schrieb sofort an den Feldmarschall Fürsten Wenzel Lichtenstein und erhielt folgendes Kabinetsschreiben von seiner Monarchin, welches deutlich ausdrückte, wie sie gegen den Helden gesinnt war. Es lautete:

„Lieber Freiherr von Loudon! Obzwar der 15. dieses ein unglückseeliger Tag vor mich gewesen ist, weilen es dem ungerechten Feind gelungen hat, einer decisiven Schlacht zu entgehen, nur mit Euren unterhabenden Corps anzubinden und sich den Weeg nach Breßlau zu eröffnen, andurch aber seine vertheilte Macht zu vereinigen und solche zwischen die Meine und die Russische

Macht zu ſtellen; So vermindert doch dieſer wiedrige Ausſchlag nicht im mindeſten die große Verdienſten, ſo Ihr, und auch alle Generals, Officiers und Gemeine, die unter Euren Commando gefechten, erworben habet, Vielmehr laße Eure genaue Befolgung des erhaltenen Auftrags, wie ingleichen euren klugen und auff der Stelle ergriffenen Anſtalten, Herzhafftigkeit und Vorſicht alle Gerechtigkeit wiederfahren, und Ihr könnet auf mein Wort ſicher glauben, daß ich ſolches im gnädigſten Andenken erhalten werde."

„Nicht minder gereichet Mir die von Euch einberichtete und verſicherte heldenmüthige Tapfferkeit Meiner Generalitaet, Officiers und Trouppen zum gröſten Troſt und inniglichem Vergnügen."

„Solche rechtſchaffene Kriegs Männer verdienen mit Recht das gröſte Lob, und meine vollkommene Gnade, wie ich denn darauff bedacht ſein werde, ihr Wohlverhalten bei Gelegenheit Danknehmig zu erkennen."

„Dieſe Meine Geſinnung habt Ihr in Meinem Nahmen dem ganzen unter Eurem Commando geſtandenen Corps behörig zu erkennen zu geben und Ich ſetze in Göttliche Verfügung das vollkommene Vertrauen, daß Meine Armée annoch in dieſer Campagne, die Gelegenheit erhalten werde, ihre revange rechtſchaffen zu nehmen und die Welt zu überzeugen, daß Meine Trouppen den 15. dieſes nur in der Zahl, nicht aber in der Herzhafftigkeit und tapffern Verhalten, von dem Feind übertroffen worden."

„Wie ich nun auf euern fernern treuesten Eifer und ersprießliche Dienste sichern Staat machen kann, Als verbleibe Euch auch mit Kaiserl. Königlichen und Landesfürstl. Gnaden wohlgewogen."

Wien den 25. August 1760.

Maria Theresia."

Rasch benutzte Friedrich seinen Sieg, und marschirte über Parchwitz nach Neumarkt, wo er seine Truppen von Breslau aus mit Lebensmitteln versehen konnte, da in Folge von Czernitscheffs schleunigem Rückzug über die Oder (am 16. August) von einer Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen bei Breslau nun keine Rede mehr war; Mißstimmung der russischen Heerführer gegen die österreichischen war auch diesmal die Ursache eines Schrittes, durch welchen die Letzteren in Nachtheil geriethen. Zu Ende des August vereinigte sich Prinz Heinrich bei Großmohern mit dem König, nachdem er 12,000 Mann zur Beobachtung Soltikoffs an der polnischen Gränze zurückgelassen hatte; hierauf wandte er sich gegen Schweidnitz, welches Daun zu belagern drohte. Der König folgte ihm und beide Gegner standen sich nun bis zu Anfang Oktobers im Gebirg bei Hohengiersdorf und Freiburg ziemlich nah gegenüber, während welcher Zeit der kleine Krieg unausgesetzt fortdauerte, ohne daß es jedoch zu einem entscheidenden Schlag gekommen wäre.

Unternehmungen der Reichsarmee, der Schweden, Russen und Franzosen.

Mittlerweile hatten sich die in Sachsen zurückgebliebenen preußischen Truppen unter dem Befehl des Generals Hülsen gegen die Reichsarmee und gegen eine österreichische Heeresabtheilung unter dem General Grafen Haddik nicht behaupten können und nach einer am 20. August bei Strehla erlittenen Niederlage, Leipzig und Torgau, sowie nach einer neuen Niederlage bei Wittenberg (am 2. Oktober) auch den letztgenannten Platz räumen müssen. Dagegen hatten die Preußen unter General von Werner das von den Russen unter Demidoff und von einer russisch-schwedischen Flotte unter Mischakoff belagerte Kolberg befreit und die Schweden bei Pasewalk besiegt; worauf die Letztern Prenzlow, Anklam und Demmin verließen und sich zu Ende Oktobers über die Peene in Schwedisch-Vorpommern in Winterquartiere zurückzogen.

Was die französische Armee betrifft, so hatte das Hauptheer unter dem Marschall Broglio den Feldzug zu Ende des Juni durch die Eroberung Marburgs eröffnet, sich dann durch ein vom Niederrhein gekommenes sächsisches Corps verstärkt und den Erbprinzen von Braunschweig, welcher die Vereinigung hindern wollte, am 10. Juli bei Korbach in der Wetterau besiegt. Dagegen überfiel und besiegte der Erbprinz bald darauf den

sächsischen General Glaubitz bei Emsdorff, der General von Spörken den französischen General Chevalier de Muy bei Warburg an der Diemel. Im August nahmen die Franzosen Kassel, Göttingen, Minden und Ziegenhain und trugen bei Hallenberg und Eschershausen Vortheile über kleinere Truppenabtheilungen der Alliirten davon, und zu Ende Septembers eilte der Erbprinz von Braunschweig an den Rhein, ging über diesen Strom, ließ Wesel belagern und eroberte Cleve. Der Plan auf Wesel mißlang jedoch, weil ihn das Regenwetter verhinderte, das Belagerungsgeschütz schnell genug herbeizuschaffen, so daß der französische Generallieutenant Marquis de Castries Zeit gewann, ein Corps zu sammeln und die Besatzung zu verstärken. Der Erbprinz griff ihn am 16. Oktober bei Kloster Kampen an, verlor jedoch den Sieg und mußte sowohl die Belagerung aufheben, als auch sich über den Rhein nach Hessen zurückziehen, welches die Franzosen besetzt hielten. Prinz Ferdinand von Braunschweig hob am 11. Dezember die Blokade von Göttingen auf und die vereinigte Armee nahm ihre Winterquartiere in Westphalen, Hannover und Braunschweig.

Die Russen und Oesterreicher in Berlin.

Zum zweiten Male, seit König Friedrich durch die Besetzung Dresdens 1756 den Krieg eröffnet hatte, welcher nun bereits vier Jahre lang Deutschland verheerte, drohte seiner eigenen Hauptstadt, drohte der Kurmark die furchtbarste Gefahr; das erste Mal durch den kühnen Zug Hadziks, jetzt durch eine von Daun entworfene Diversion der Oesterreicher und Russen, welche den Zweck hatte, Friedrich zur raschen Räumung Schlesiens zu verlocken. Soltikoff ließ sich dazu bestimmen und sendete zu Ende Septembers 20,000 Russen unter den Generalen Grafen Czernitscheff und Tottleben in die Kurmark, Daun 15,000 Oesterreicher unter dem Feldzeugmeister Grafen Laey eben dahin; Soltikoff selbst behauptete, um die Unternehmung zu schützen, seine Stellung bei Frankfurt an der Oder. Dieser Zug wurde mit so großer Eile ausgeführt, daß der Kommandant von Berlin, Rochow, erst dann, als die russische Avantgarde unter Tottleben am 3. Oktober schon vor Berlin erschien, Eilboten an den in Pommern stehenden Prinzen von Würtemberg um Hülfe sandte, welcher denn sofort erschien, wie denn auch Werner und Hülsen zum Beistand der bedrohten Königsstadt herbeieilten. Aus der Relation Tottlebens (eines gebornen Sachsen) an seine Monarchin ist zu entnehmen, wie der Trompeter, durch welchen er am 3. Oktober des Mittags um 12 Uhr Berlin zur Uebergabe

auffordert, nicht in die Stadt eingelaſſen wird und ſtatt der Bewilligung der vom Feinde geforderten 9 Millionen die Antwort erhält: Pulver und Blei ſtünde den Ruſſen zu Dienſten. Hierauf Scharmützel zwiſchen den preußiſchen Huſaren und den Koſacken; die erſteren weichen bis an die Stadtmauern zurück. Sodann ein heftiges Beſchießen, das wacker erwiedert wird, und ein Stürmen, das fruchtlos bleibt, bis Tottleben endlich des Nachts um ein Uhr das Feuern einſtellen läßt, nachdem er 1500 Kugeln in die Stadt geworfen, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. „Gewiß" (bemerkt Tottleben) „hätte der Feind gewußt, in was vor ſchlechten Umſtänden ich mich befand, ſo würde es ihm ein Leichtes geweſen ſein, mein ganzes Corps aufzuheben, indem ich keine 20 Schuß mehr hatte." Auf die Nachricht indeſſen, die er am andern Tage erhielt, daß Czernitſcheff mit 20,000 Mann (Tottleben hatte bloß 5000) im Anmarſch ſei, entſchließt er ſich, nicht von der Stadt zu weichen, als er gleich darauf erfährt (um 3 Uhr des Nachmittags), daß ein ſtarkes Corps Preußen (5000 Mann unter dem Prinzen von Würtemberg) eben in die Stadt einrücke. Da bricht er ſchleunig auf, kommt in der Nacht bis vor Köpenick, nimmt dieſen Platz und vereinigt ſich am folgenden Tage mit Czernitſcheff. Am andern Tage nun ziehen die Ruſſen abermals vor Berlin, und Tottleben greift die Preußen, welche die Anhöhen um die Stadt beſetzt haben, an, und treibt ihren linken Flügel bis an die Stadt, als eben Hülſen mit 10,000 Mann

ankommt und Tottleben zwingt, sich nach Teltow zurückzuziehen. Dort trifft er die Oesterreicher unter Lacy (15,000 Mann) mit 10 Haubitzen, 20 Feuermörsern und 500,000 Bomben, um die Stadt Berlin, falls sie sich nicht in Güte ergeben wollte, in Brand zu stecken. Am 7. Oktober fordert Fürst Lichtenstein sie zur Uebergabe auf, erhält jedoch eine abschlägige Antwort, worauf beschlossen wird, den Preußen am folgenden Tage ein Haupttreffen zu liefern. Den Muth der Soldaten zu vergrößern, wurde ihnen eine dreistündige Plünderung versprochen, wenn sie sich tapfer halten würden, denn „der Feind war ungemein desperat und wie die Deserteurs aussagten, deren nur 5 Mann die ganze Belagerung über zu uns übergegangen sind, so wünschte der feindliche Soldate nichts mehr als mit uns zu schlagen"; — Tottlebens Worte, gewiß das schönste Zeugniß für den Geist, welcher die Preußen beseelte. Noch am Dienstag (7ten) wars zu einem kleinen Kampf gekommen, wobei 150 Preußen gefangen wurden, denen Tottleben nachrühmt, daß sie „wie Löwen gefochten." Gleichwohl glaubten die Angreifenden unverrichteter Sache abziehen zu müssen, indem Berlin im Stande war, sich noch 4 Tage zu halten, und jene wußten, daß der König, vom Schicksal seiner Residenz unterrichtet, im Anmarsch sei; schon wird ein Kriegsrath gehalten, um zu entscheiden, ob sich die Feinde zurückziehen oder ob sie am folgenden Tage angreifen sollen, als an ihrem Lager ein Trompeter und der Magistrat der Stadt

erſcheinen und zur größten Verwunderung der Feinde zu kapituliren verlangen. Raſch kommt die Verhandlung zum Ende; die Garniſon ergibt ſich zu Kriegsgefangenen, die Stadt bezahlt anderthalb Millionen Reichsthaler Kontribution; Grund dieſes ſchnellen Abſchluſſes der Kapitulation war, daß ſich das preußiſche Hülfskorps aus Beſorgniß der feindlichen Uebermacht nach Spandau zurückgezogen. Am 9. Oktober zogen die Ruſſen und Oeſterreicher in Berlin ein und beſetzten die Stadt. Ein Glück für dieſelbe, daß Tottleben ein gebildeter, rechtlicher Mann war, deſſen Geſinnung ſich ſchon daraus erkennen läßt, daß er, als er ein Miniaturbild des Königs kaufte, dabei bemerkte: „der König wäre ihm zwar Feind, er aber ſein Freund," wie nicht minder dadurch, daß er nicht bloß die ungeſtörte Haltung des Gottesdienſtes, ſondern bei demſelben auch das Gebet für den König geſtattete; — dieſe Geſinnung bewies Tottleben durch die That, durch Handhabung der ſtrengſten Mannszucht unter ſeinen Soldaten, ſo daß die Ruſſen diesmal die Oeſterreicher, beſonders aber die Sachſen beſchämten und ſogar von mancherlei Unordnungen abhielten. Ein charakteriſtiſcher Zug darf dabei nicht übergangen werden; „die hieſige zwei Zeitungsſchreiber" (berichtet das „Journal über das Schickſal von Berlin") „worunter der eine ſchon ziemlich bei Jahren, ſind auf den Neuen Markt zum — Spießruthenlaufen hingeführet, die Wachtparade darzu auch ſchon rangirt geweſen, endlich aber pardonniret und nur etliche Zeitungsblätter durch

den Profoßen verbrannt worden." Die Sieger beſchloſſen nun Spandau zu belagern, als ſie plötzlich am 12. Oktober durch einen Courier vernahmen, der König, im ſchleunigen Anzug begriffen, habe bereits Kroſſen paſſirt. Da beſchloſſen ſie raſch Berlin wieder zu räumen, und zwar that dies Lacy mit den Oeſterreichern zuerſt, noch um 7 Uhr des Abends am ſelben Tage; Czernitſcheff brach am folgenden (13. Okt.) des Morgens um 4 Uhr auf und Tottleben folgte ihm des Nachmittags um 4 Uhr. So war Berlin nach wenigen Tagen des Schreckens und nicht ohne großen Verluſt wieder vom Feinde befreit; Tottleben zog ſich über die Oder zurück, Lacy nach Sachſen, wohin mittlerweile auch Daun ſeinen Marſch genommen hatte, während Loudon in Schleſien zurückgeblieben war und ſich der Feſtung Koſel näherte, um ſie zu belagern.

Schlacht bei Torgau.

Eben auch nach Sachſen war der König gezogen, nachdem er in Guben die Nachricht erhalten hatte, daß die Ruſſen und Oeſterreicher ſeine Hauptſtadt wieder verlaſſen. Er ſchickte, zur Beobachtung ſeines gefährlichſten Gegners Loudon, den General Golz nach Schleſien, und beſchloß Sachſen vom Feinde zu reinigen, was allerdings

keine leichte Aufgabe war, da auch die Reichsarmee noch daſelbſt ſtand, und da er noch immer die ſchlimme Ausſicht auf die Ruſſen im Hintergrunde hatte, welche bei Landsberg an der Warthe ſtanden, und von denen anzunehmen war, daß ſie, wenn ihm ein Unfall begegnete, mit den Oeſterreichern in der Neumark ihre Winterquartiere nehmen würden. Friedrichs Lage war äußerſt gefährlich, und er ſelbſt erkannte dies wohl, aber er war feſt entſchloſſen, lieber ehrenvoll unterzugehen als einen Frieden zu unterzeichnen, welcher ſeinen Namen und ſeinen Staat mit Schmach beflecken würde. Er ging am 26. Oktober bei Deſſau über die Elbe und zog die Truppenabtheilungen Hülſens und des Prinzen von Würtemberg an ſich, wogegen Daun die Elbe bei Torgau paſſirte und dort eine ſehr feſte Stellung nahm. Das Reichsheer wich vor den Bewegungen Hülſens nach Leipzig, dann über die Elſter nach Zeiz zurück, worauf die Preußen Wittenberg und Leipzig wieder nahmen und der König wenigſtens der Beſorgniß entlaſtet war, daß jenes ſich mit der großen öſterreichiſchen Armee vereinigen möchte.

Daun's Plan war: ſich in ſeiner Stellung zu behaupten, ſo hoffte er bei der rauhen Jahreszeit, ohne eine Schlacht unternehmen zu müſſen, den König zur Räumung Sachſens zu zwingen. Er hatte ſeine Armee, mit trefflicher Benutzung des Terrains, ſo geſtellt, daß ſich ſein linker Flügel auf Torgau ſtützte und bis Zinna aus-

breitete, Teiche zur Seite der dortigen Weinberge deckten denſelben; ſein Centrum hatte die Höhe von Siptiz, welche die Fläche beherrſcht, beſetzt, und von da an breitete ſich ſein rechter Flügel bis zu Großwicher Teichen aus, wo das Domnitzer Gehölz die über dieſen emporſteigende Anhöhe umgibt. Auf dieſem Terrain war Dauns Armee etwa in Form eines Halbkreiſes gelagert, und Lacy deckte mit einer Arrieregarde die Großwicherteiche ſowie den Weg nach Dresden. Wie unangreifbar nun auch dieſe Stellung des klugen Daun war, ſo verkannte doch der König gleichwohl nicht, daß ſich ihm ein Vortheil bieten würde, wenn es ihm gelänge, die beiden Flügel auf das Centrum zuſammenzudrängen, wo alsdann die Heeresmaſſe nicht Raum genug hatte, ſich wirkſam zu entfalten. Dieſe Anſicht entſchied Friedrich zu dem Plane, die Entſcheidung auf eine Schlacht zu ſetzen, obwohl ſeine Armee nur 40,000 Mann ſtark war, und obwohl ſeine Generale, deren Meinung er einholte, beim Anhören jenes Entſchluſſes bedeutungsvoll genug ſchwiegen; „alle Dinge ſind möglich," ſagte Ziethen, „nur iſt eins ſchwerer als das andre." Wie klar der König die inhaltsſchwere Alternative begriff, geht aus den Worten hervor, womit er ſeine Generale im Quartier zu Langenreichenbach anredete: „Ich habe Sie," (ſprach er) „um mich verſammelt, nicht um Ihre Meinung zu hören, ſondern um Ihnen zu ſagen, daß ich morgen den Marſchall Daun angreifen werde. Ich weiß, daß er ſich in einer guten Stellung befindet; aber

er befindet sich zugleich in einem Sack. Schlage ich ihn, so ist seine ganze Armee gefangen oder in der Elbe ertränkt. Werden wir geschlagen, so gehen wir unter und ich zuerst. Mich ermüdet dieser Krieg und auch Sie muß er ermüden. Enden wir ihn morgen!" Am 3. November griff Friedrich, welcher am 2. sein Lager bei Langen-Reichenbach zwischen Schilda und Torgau eingenommen hatte, die Oesterreicher nach folgendem Plane an. Er theilte sein Heer in zwei große Massen, von denen die eine, ihn selbst an der Spitze, in der Richtung nach Neiden, die andere (der rechte Flügel) unter den Befehlen Ziethens in der Richtung nach Zinna marschirte; so sollte die fast um ein Drittel stärkere österreichische Armee vorne über Neiden und Elsnig, und zugleich im Rücken bei Siptiz und Großwich angegriffen werden, wobei ein Signal verabredet war, um den gemeinsamen Angriff zu bestimmen, so wie die rechte Seite des Feindes auf Umwegen umgangen sei. Schon war der Mittag vorüber, als der König, mit der ersten Kolonne aus dem Gehölz bei Neiden hervorrückend, Kanonendonner von der andern Seite her hört und ihn für das Zeichen hält, daß Ziethen schlagfertig stehe. Da wendet er sich sogleich mit einzelnen Bataillonen zum Sturm gegen die Höhen von Siptiz, ohne seine Reiterei zu erwarten. Welch ein Empfang! Rasch haben die Oesterreicher ihre Front gebildet, zweihundert ihrer Geschütze schmettern die tapfern Preußen schichtenweise zu Boden; ein Hall, daß die Erde

wie aufgewühlt bebt, daß die Ueberlebenden in nächſter Nähe taub werden. Der König iſt betroffen, aber ſein Muth ſteht feſt. Neue Kolonnen heran! Auch ſie ſtürzen, die am Leben bleiben, wenn auch verwundet, weichen zurück vor dem heißen Odem des Todes; die öſterreichiſche Reiterei ſtürmen dicht auf die Weichenden ein. So das erſte und das zweite Treffen geworfen, ſtellt ſich das dritte, im Muth der Verzweiflung, den der König ſelbſt theilt. Ein gewaltiger Anblick, wie er mitten im Kugelregen ſteht; links und rechts neben ihm wühlen die Kugeln die Erde auf, links und rechts greift ſein Roß aus, als wärs ein Spiel, das hierhin, dorthin lockt; feſt hält der König die Zügel, er will nicht wanken und weichen, ob ihm auch ein Schuß die Bruſt ſtreift, und die Dämmerung niederſinkt und mit dem Licht des Tages jede Hoffnung zu ſchwinden ſcheint; noch ſind die öſterreichiſchen Verſchanzungen unerobert. Gräßliche Verwirrung ringsum, als die Dunkelheit völlig eingebrochen! Niemand vermag mehr Freund und Feind zu unterſcheiden; nur noch ein blindes Wüthen und Morden weitumher, während von der andern Seite, wie aufmunternd zum blutigen Werke, fort und fort die Kanonen donnern; Niemand weiß endlich, wer beſiegt, wer Sieger. Der König ſelbſt zieht ſich nach Elsnig zurück, und übernachtet in der Kirche, weil das Dorf voll Verwundeter liegt; auf den Stufen des Altars entwirft er den Plan zum erneuerten Angriff am folgenden Tage. Dann, durch einen Schuß am Fuß verwundet und unfähig, ſich

auf dem Pferde zu erhalten, hat das Kommando dem General der Kavallerie, Grafen von Odonnel übergeben und ſich nach Torgau bringen laſſen. Um zehn Uhr des Nachts geht der Baron Rottſchütz nach Wien mit Daun's Botſchaft: „Ew. k. k. apoſtoliſche Majeſtät gerechte Waffen haben heute einen vollkommenen Sieg über den König von Preußen erfochten. Ich bin ſo glücklich geweſen, den Feind in die Flucht zu ſchlagen.“ Und in der That hat er über 5000 Mann zu Gefangenen. Plötzlich zeigt ſich, daß Ziethen die Entſcheidung gewendet hat. Nach zahlloſen Hinderniſſen auf ſeinen Umwegen kommt er erſt gegen Abend auf den Punkt, wo er angreifen ſoll, erſt dann, als er die Schlacht ſchon verloren ſieht, nach Siptiz, deſſen Flammen ihm das Terrain erhellen. Er hört, daß die Anhöhen ſchlecht bewacht ſind, entbietet raſch den Sturm, ſie zu gewinnen, erobert die Baterien und begrüßt nun mit ihnen mörderiſch die Oeſterreicher. Da eilt General Leſtwitz mit der Reſerve des Königs herbei und hilft das Werk vollenden. So unglaublich raſch iſt der Umſchwung vollbracht. Nach einer ihm endlos dünkenden Nacht eilt der König aus der Elsniger Kirche, beſteigt im erſten Morgengrauen ſein Roß, ſprengt, von Ungeduld getrieben, vor's Dorf hinaus und gewahrt von fern Reiter in weißen Mänteln. Wer iſts, der ihm begegnet? Ziethen. „Ew Majeſtät“, ruft er ihm zu, der Feind iſt geſchlagen, er zieht ſich zurück;“ dann, zu ſeinen Reitern zurückfliegend, ruft er: „Burſchen, unſer

König hat die Schlacht gewonnen, der Feind iſt völlig geſchlagen; es lebe unſer großer König!" „Ja, ja, unſer König Fritz ſoll leben!" erwiedern die Braven jauchzend; „aber unſer Vater Ziethen auch, unſer Huſarenkönig!" Ein theurer Sieg! Vierzehntauſend Mann hatte er den König gekoſtet; aber die Exiſtenz war gerettet, und die Ehre, die Hoffnung, die Zuverſicht nach ſo viel entmuthigendem Mißgeſchick.

Die Schlacht bei Torgau endigte den Feldzug. Daun zog ſich bei Torgau, welches dem König die Thore öffnete, über die Elbe nach Dresden zurück; er ſelbſt ging nach Wien, um ſich von ſeiner Wunde heilen zu laſſen. Loudon hob die Belagerung von Koſel auf und ging gleichfalls nach Wien. Die Ruſſen zogen ſich über die Weichſel zurück. Beide Armeen, die Daun'ſche und die des Königs, nahmen in Sachſen, in der Gegend von Dresden, die Winterquartiere.

Die Vermählung des Kronprinzen Joſeph.

Während dieſer Kriegsereigniſſe beſchäftigte ſich Maria Thereſia lebhaft mit dem Gedanken an eine Familienverbindung zwiſchen ihrem Hauſe und dem der Bourbons. Die ſchöne, geiſt- und gemüthvolle Prinzeſſin Iſa-

bella Marie Louiſe von Parma, älteſte Tochter Don Philipp's, Herzogs von Parma, Infanten von Spanien, war zur Gemahlin des Erzherzogs Joſeph auserſehen, und wie bei dem Ehebündniß ſeiner erlauchten Aeltern, ſo war es auch hier aufrichtige Herzensneigung und wechſelſeitige Achtung, welche dem Werk der Politik tiefere Bedeutung und höhere Weihe verlieh.*) Die Werbung am herzoglichen Hofe zu Parma geſchah durch den Fürſten Wenzel von Lichtenſtein. Am 1. Oktober hielt die Prinzeſſin ihren Einzug in Wien und am 6. wurde ebendaſelbſt die Vermählung mit einer Pracht gefeiert, welche die Bedeutung des Hauſes Habsburg-Lothringen würdig ausdrücken ſollte; zur Beſtreitung der enormen Koſten gaben die niederländiſchen Abteien ein freiwilliges Darlehn.

Welch ein erfreulicher Anblick, dies ungetrübte, glückliche Familienleben am Wiener Hofe, und welch ein Ge-

---

*) Zur Charakteriſtik des liebenswürdigen Charakters der fürſtlichen Braut möge folgendes Schreiben, welches ſie unterm 13. Juli 1760 von Colorno aus an Marien Thereſien richtete, hier eine Stelle finden.

„Madame!"

J'ai vu avant-hier le prince et la princesse Ruspoli qui vont a Vienne, et ce n'est assurément pas sans envier leur sort. Qu'ils seront heureux de se mettre aux pieds de Votre Majesté! Pour moi j'ai encore onze semaines, après lesquelles je jouirai, j'espère, du même bonheur, avec la difference, qu'il sera plus parfait, puisqu'il sera constant et que rien ne pourra me séparer de V. M. Je vois approcher le moment de l'arrivée du prince de Lichtenstein, et il m'annoncera que dans peu un autre bien

genſatz zu den perſönlichen Verhältniſſen Friedrichs von Preußen! Bei dieſem Letzteren trat die Königin ganz hinter dem Helden in Schatten, den ſie ihren Gatten nennen durfte, ohne das volle Glück eines ehelichen Verhältniſſes genießen zu können; da galt nicht ſowohl das Gemüth als vorzugsweiſe der Verſtand, da galt überall faſt ausſchließlich der Mann; Bildung, Geiſtesfülle, Scharfſinn, das, was man Philoſophie und Poeſie nannte, militäriſches Verdienſt bildeten einen eigenthümlichen Zauberkreis von Männerfreundſchaft, als deſſen Mittelpunkt der König zu betrachten war, der in ſolchem Umgang wie in dem Gedanken an die durch die Tage der Gefahr und des Unglücks erſt völlig klar und unabweislich gewordene, unauflösliche Verbindung ſeiner Perſon mit ſeinem Staate den Erſatz fand für den Mangel älterlichen Glückes, der

---

plus flatteur doit lui succéder. Cependant, malgré tout mon bonheur, malgré toutes les bontés de V. M., malgré les sentiments dont mon coeur est pénétré pour Elle, malgré l'empressement que j'ai de lui présenter mes hommages, malgré toute l'ardeur avec laquelle je travailleral pour parvenir à lui plaire, je ne puis m'empêcher de craindre à l'approche du moment; je crains que V. M. ne soit trop prévenue en ma faveur; je crains qu'Elle ne trouve pas en moi tout ce que peut-être Elle attend, et quoique mes sentiments doivent me rassurer, quoique je sache que V. M. voudra bien excuser les fautes que je pourrai faire, qui ne viendront assurément pas de mauvaise intention; je ne puis m'empêcher de craindre de ne pas répondre à l'idée qu'Elle s'est pu former de moi. Mais enfin, tout ce que je puis, c'est de m'abandonner à V. M.; j'espère qu'Elle voudra bien me conduire Elle-même, et m'instruire de ce qui peut lui plaire." u ſ. w. (Bei Coremans „freie Preſſe" 1840, No. 38.)

zuerſt ſeine Soldaten, zunächſt dann ſein Volk Kinder nennen mußte, wie er's im Unglück kennen lernte und ſich des heiligen Vaternamens würdig machte, der ſtatt leiblicher Erben geiſtige zeugte.

Am Wiener Hofe dagegen ſtand die große Fürſtin, die edle, tugendhafte Frau, an der Seite eines geliebten Gatten, umgeben vom Kreiſe blühender Kinder, ſo vieler Hoffnungen vieler Völker, die ihr Ebenbild an Anmuth der Züge, an Liebenswürdigkeit des Charakters, an Lauterkeit des Wollens und Strebens; ſo vor allen, als herrliche Dioskuren, die jugendlichen Brüder Joſeph und Leopold, und nun an der Seite des noch nicht zwanzigjährigen Joſeph die junge Gattin in bezaubernder Anmuth, durch welche ſie den Erzherzog ſo beherrſchte, daß er ſich ihr gegenüber zu arm fand, weil er „nur ein Herz ihr geben konnte." Dies Familienglück war ſo rein, ſo vollſtändig, daß ſich wohl die leiſe Ahnung einſtellen mochte, es ſei zu ſchön, als daß es Menſchen vergönnt ſein könne, es länger ungetrübt zu genießen. Und allerdings täuſchte ſolche Ahnung nicht. Schon am 18. Januar des folgenden Jahres 1761 nahm der Tod Joſephs jüngeren Bruder, den Erzherzog Karl, nachdem er das ſechszehnte Jahr noch nicht völlig erreicht hatte, aus dem beneidenswerthen Familienkreiſe. Noch zwei Jahre des Kriegsgetümmels ſollten ihm ohne Störung verfließen, bis durch die Heimberufung eines der edelſten Mitglieder jener Familie gleichſam der Anfang einer länger andauernden Todtenklage gemacht wurde!

Verſuche, den Frieden zu vermitteln.

Am 25. Oktober 1760 war König Georg II. von Großbritannien geſtorben, und ſein erſt im 23. Jahre ſtehender Enkel Georg III. beſtieg den Thron, und gab in ſeiner erſten Rede an das Parlament die Abſicht kund, den Krieg mit aller Macht fortzuführen und ebenſo die Verbündeten Englands zu unterſtützen. Gleichwohl wußte man, daß ſeine Geſinnungen, ſowie die ſeines Vertrauten, des Lords Bute, welcher einen nicht geringen Einfluß auf ihn beſaß, und durch ihn in's Cabinet gezogen wurde, mehr für den Frieden als für den Krieg geſtimmt waren. Unter dieſen Verhältniſſen trat Choiſeul mit Vorſchlägen zu einer Friedensvermittlung hervor, welche zum Theil den Plan eines Familienvertrages zwiſchen den Bourboniſchen Höfen im Hintergrunde hatten, wie ſolcher insbeſondere der Geſinnung des eifrigſten Bourbons Karls III. von Spanien entſprach. Anfänglich proponirte Choiſeul, nicht ohne Vorausſicht, daß eine etwaige Niederlage der Franzoſen in Deutſchland einen ſchlimmen Einfluß auf den Abſchluß eines Friedens haben würde, bloß einen Waffenſtillſtand, wogegen nun der Wiener Hof beſorgte, daß am Ende ein beſonderer Friede Frankreichs einen allgemeinen Frieden im Gefolge haben möchte, zum Nachtheile Marien Thereſiens, deren Sache, bei der Erſchöpfung ihres Gegners, günſtig genug zu ſtehen ſchien, um nicht ſo Knall und Fall den

Plan aufzugeben: diesen gänzlich zu erdrücken und Schlesien wiederzugewinnen; ja es schien nicht einmal reeller Niederlagen, es schien bloß noch mehr solcher Siege wie der bei Torgau zu bedürfen, damit er vernichtet werde. Gleichwohl mochte und konnte der Wiener Hof seine Abneigung gegen den Frieden nicht offen zu erkennen geben, und beschränkte deßhalb seine Operationen darauf, die Verhandlungen zu erschweren. Indem Kaunitz seine Zustimmung zu dem Plan eines Waffenstillstandes gab, (es war im März!) bestimmte er dessen Dauer nur bis zum ersten Juli, eine Frist von solcher Kürze, daß die ganze Zustimmung eigentlich illusorisch wurde. Indessen machte Choiseul im Namen Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands, Schwedens und Polens (welche letztgenannte drei Mächte auch in der That Bereitwilligkeit zeigten) am 26. März 1761 Vorschläge an England und Preußen zur Wiederaufnahme von Friedensverhandlungen, und Augsburg wurde durch kaiserliches Hofdekret v. 6. Juni 1761 zum Ort eines zwischen dem 1. und dem 15. Juli zu eröffnenden Kongresses bestimmt. Die beiden höheren Reichs-Kollegien stellten (durch Reichsgutachten de dato Regensburg, den 7. Aug. 1761) folgende Desiderien: 1) daß bei dem künftigen Frieden der westphälische und andere darauf gefolgte, vom Reich genehmigte Friedensschlüsse zu Grund gelegt werden sollten, 2) es sei auf ungeschmälerten Gang des Handels und Wandels zu Wasser und zu Land, und besonders an der Elbe, Bedacht zu nehmen,

und darauf zu ſehen, daß das freie Gewerk „weder durch ungewöhnliche Stapel-Extenſionen, noch ohnſtatthafte Erhöhung alter oder Einforderung neuer, nicht förmlich erhaltener Zölle gehemmt werde," 3) wären die heimlichen und öffentlichen Werbungen den Reichsſtänden zu verbieten, 4) den Reichskreiſen überhaupt, ſo wie einigen vorzüglich bedrängten Ständen insbeſondere für alles, was ſie während zeitheriger Unruhen gelitten und zu Abwendung der gegen Chur-Böhmen und Chur-Sachſen landfriedbrüchig gebrauchten Gewalt aufgewendet haben," Entſchädigung zu verſchaffen, 5) ſollten die benachbarten Reichsſtände, welche durch die Münzverſchlechterung gelitten, ſchadlos gehalten und „denen unerlaubten Ausmünzungen ſothaner ſchlecht Geld-Gattungen alſogleich ein Riegel vorgeſchoben werden," 6) ſollte Kur-Brandenburg anzuhalten ſein, ſeine rückſtändigen Beiträge zu den Kommerzialen nach reichsſtändiſcher Schuldigkeit zu entrichten. Uebrigens zog ſich die Sache durch die verſchiedenartigſten Umſtände ſehr bedeutend in die Länge, und bald zeigte es ſich, daß die deutſche Angelegenheit diejenige war, welche bei dem allgemeinen europäiſchen Konflikt gerade am allerwenigſten beachtet werden ſollte; in den Vordergrund trat nun wieder die Angelegenheit Frankreichs und Englands; dabei Choiſeul auch die Intereſſen Spaniens vorſchob und nun wirklich — ungeachtet England (Pitt) plötzlich eine ſehr drohende Miene annahm — endlich die Unterzeichnung des bourbon'ſchen Familienpaktes

durch Karl III. von Spanien am 15. August 1761 zu Stande brachte; die Mitglieder des Hauses Bourbon verbürgten sich durch diesen Traktat wechselseits alle ihre Besitzungen ohne Ausnahme nach dem Besitzstande des Zeitpunktes, in welchem Frankreich, Spanien, Neapel und Parma mit den übrigen Mächten im Frieden sein würden, erklärten jeden Feind des Einzelnen unter ihnen für den Feind Aller, und gelobten, daß ein Mitglied des Hauses Bourbon nie ohne Uebereinstimmung mit den Uebrigen Frieden schließen würde. Ungeachtet dieses Traktates, den man übrigens sehr geheim hielt, und durch welchen die Unterhandlung eigentlich geendigt war, wollte Choiseul Zeit gewinnen, bis das Eintreten des Herbstäquinoktiums die Unternehmungen Englands zur See lähme; er nahm deßhalb ein englisches Ultimatum an, in dessen Beantwortung jedoch verlangt wurde, daß England Preußen sich selbst überlassen sollte, und gab sogar ein Ultimatissimum, welches jedoch von England so gut wie unbeachtet blieb, worauf die Unterhandlungen abgebrochen wurden. Bald darauf (am 5. Okt. 1761) nahm Pitt seine Entlassung und trat aus dem Cabinet. So sollte nun in Deutschland abermals der Erfolg der Waffen entscheiden, deren Fortschritte übrigens durch die Unterhandlungen etwas aufgehalten waren.

Betrachten wir nun, bevor wir den eigentlichen Plan österreichischer Seits gegen Preußen in's Auge fassen und die Entwicklung der Kriegs-Ereignisse auf dem Hauptschauplatze beobachten, im kurzen Ueberblick den

Feldzug der Franzoſen im Jahre 1761.

Die Feindſeligkeiten begannen ſchon im Januar mit einem Verſuch der Franzoſen, die Alliirten aus der Gegend von Duderſtadt und Heiligenſtadt zu vertreiben. Bald darauf, im Februar, griffen die Generale von Spörken und von Luckner die bei dem franzöſiſchen Heere ſtehenden ſächſiſchen Truppen bei Langenſalza an, gewannen den Sieg und machten an 3000 Mann zu Gefangenen, wogegen der franzöſiſche General Stainville (ein Bruder Choiſeuls) und der ſächſiſche Freiherr von Closen am 21. März den Erbprinzen von Braunſchweig bei Alzenhain in der Gegend von Grünberg überfielen und zum Rückzuge zwangen. Nun ſuchten die Franzoſen das Heer der Alliirten, welches Kaſſel einnehmen wollte, von ſeinen Magazinen abzuſchneiden, und Prinz Ferdinand ſah ſich genöthigt, ſeinen Plan gegen Kaſſel aufzugeben und ſich (im April) aus dem heſſiſchen Gebiet in's Paderbornſche zurückzuziehen.

Erſt im Juni eröffneten der Prinz von Soubiſe und der Marſchall Broglio den eigentlichen Feldzug; der Erſtere zog vom Niederrhein her, der Letztere von Kaſſel, in Weſtphalen ſollten ſie ſich beide vereinigen. Bei Willingshauſen in der Grafſchaft Mark kam es am 15. und 16. Juli zur Schlacht mit den Alliirten, wobei dieſe über die franzöſiſchen Heere ſiegten. Die beiden letzteren trennten ſich nun, und der Marſchall Broglio rückte

nach Kaſſel, Soubiſe hinter die Ruhr. Der Erſtere verſuchte es, ins Hannöverſche einzudringen, machte ſich zum Meiſter des Harzes und Prinz Xaver von Sachſen eroberte am 10. October Wolfenbüttel, vermochte ſich jedoch Braunſchweigs nicht zu bemächtigen, welches Prinz Friedrich von Braunſchweig am 13. Oktober entſetzte. Hierauf nahm Broglio ſeine Winterquartiere im Weſtphäliſchen und Hannöver'ſchen. Soubiſe hatte eine Belagerung Münſters unternommen, gab dieſelbe jedoch auf, zog ſich im November über den Niederrhein zurück und ließ jenſeits des Stromes ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen.

Feldzug in Schleſien und Sachſen von 1761.

Maria Thereſia hatte, in der Abſicht, vor Allem den Beſitz Schleſiens wieder zu erringen, im Lauf des Winters bedeutende Rüſtungen gemacht. Zur Beſtreitung der Kriegskoſten wurde unterm 30. Juli 1761 eine Kreditoperation von 18 Millionen Gulden in Obligationen von 25 — 1000 fl. eröffnet, mit dem Verſprechen der Wiederbezahlung nach 3 Jahren und unter Gewährleiſtung der Landſtände in ſämmtlichen deutſchen Erbländern (Böhmen, Mähren, Schleſien, Oeſterreich ob und

unter der Enns, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görtz und Gradisca) laut Receß vom 25. Juni.

Dem für den neuen Feldzuge entworfenen Plane gemäß ſollte Loudon, welcher den Oberbefehl in Schleſien führte, dort in Vereinigung mit der vom Feldmarſchall Grafen Butturlin befehligten ruſſiſchen Hauptarmee operiren, während Daun mit der öſterreichiſchen Hauptarmee in Sachſen bleiben und ein ruſſiſches Corps unter dem Grafen Romanzow, ſowie eine ruſſiſch-ſchwediſche Flotte Kolberg aufs Neue belagern ſollte. Bei Eröffnung des Feldzuges breitete ſich Loudons Kordon von Trautenau durch die Grafſchaft Glatz bis Polniſch-Neukirch hin aus; die Ruſſen hatten ihre Winterquartiere in Polen. — Gegen jene Dispoſition ſeiner Feinde entwarf der König folgenden Plan. Er ließ abermals ſeinen talentvollen und erfahrenen Bruder Heinrich in Sachſen zur Deckung dieſes Landes, und übernahm für ſeine Perſon die Rettung Schleſiens; gegen die Ruſſen ſtellte er zur Beobachtung den Grafen Golz bei Glogau, gegen die Schweden, welche General von Ehrenſwärd kommandirte, den General von Belling, zur Deckung Kolbergs den Prinzen Eugen von Würtemberg in Pommern.

Die nächſte Abſicht des Königs, als er ſich nach Schleſien begab, war: die Vereinigung Loudons, welcher im April bis Landshut vorgedrungen und dann nach Frankenſtein gerückt war, mit Butturlin zu verhindern.

Er hatte, wie gesagt, seinen Bruder Heinrich in Sachsen zurückgelassen, wo sich dieser in einem verschanzten Lager zwischen Meissen und Nossen behauptete; während Daun bei Dresden hinter Plauen stand und zu beiden Seiten der Elbe Corps unter den Befehlen der Generale Lacy und Maguire vorrücken ließ, um die Gegner zu beobachten; auch schickte Daun an Loudon von Zeit zu Zeit Verstärkungen nach Schlesien. Zu Anfang des Mai ging der König dahin ab, und traf am 10. d. M. in Löwenberg bei dem schlesischen Heere ein. Nun begann eine lange Reihe von trefflich angelegten Märschen der beiden Gegner, wodurch der Eine die Plane des Andern zu vereiteln suchte, ein ermüdendes Schachspiel, mit kleinen Gefechten und Ueberfällen, ein Meisterstück der Strategie von beiden Seiten, während die Russen ihren Heranmarsch aus Polen auffallend verzögerten. Der Grund dieser Langsamkeit war kein anderer als der, weil, bei der voraussichtlichen Nähe vom Tode der Kaiserin Elisabeth, am russischen Hofe bereits die Besorgniß vorwaltend wurde, dem Großfürsten Thronfolger Peter zu mißfallen, dessen Begeisterung für den König von Preußen Niemandem ein Geheimniß war, und ferner, weil Butturlin selbst sich zu sehr zur preußischen Parthei hinneigte, als daß es ihm angelegen sein konnte, Loudon lebhafter zu unterstützen; genug, wenn er wenigstens den Schein wahrte, daß er dessen Planen nicht offen entgegenhandelte, machten doch die Offiziere in Butturlins Armee

kein Hehl daraus, daß sie den König nicht angreifen, sondern sich bloß, wenn er sie angreife, vertheidigen sollten.

Jene strategischen Züge hatte Loudon sogleich eröffnet, als der König nach Schlesien kam; da war er nämlich aus diesem letzteren Lande nach Böhmen gezogen und hatte sich bei Braunau verschanzt. Der König dagegen war nach Kunzendorf gerückt und hatte dem General von der Golz, welcher die Russen bei Glogau beobachten sollte, ein Corps von 9000 Mann zur Verstärkung geschickt und ihn beauftragt, Streifzüge nach Polen zu machen, um die Russen zu schwächen, bevor es diesen gelänge, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen, ein Auftrag, an dessen Vollstreckung Golz durch den Tod verhindert wurde. Sein Nachfolger Ziethen dagegen kam zu spät, um den Plan des Königs zu verwirklichen, und hatte sogleich die wichtigere Aufgabe vor sich, Breslau und Brieg gegen die Russen zu decken, welche endlich zu Ende des Juni nach Schlesien marschirten und wirklich bereits eine Vorstadt von Breslau besetzten; an der Einnahme der Stadt selbst verhinderte sie Ziethen.

Mittlerweile harrte der König in seiner Stellung bei Kunzendorf so lange vergeblich darauf, daß Loudon die seinige verlassen würde, bis die Russen gegen Militsch marschirten. Jetzt traf Loudon Anstalten, sich aus dem Gebirge hervorzumachen, und wo möglich eine Unternehmung auf Neisse zu vollbringen. Kaum errieth der König diese Absicht, als er sogleich durch meisterhafte

Märſche ihm zuvorkam und die Höhen von Groß-Noſſen beſetzte, welche Loudon zu ſeinem Lager auserſehen hatte. Vergeblich ſuchte er fortwährend ſeinen Gegner zur Schlacht zu verlocken. Loudon, ſo kühn und unternehmend er war, vermied dieſelbe mit großer Umſicht, und hielt ſich immer am Eingang der Gebirge, bis endlich die Ruſſen bei Kloſter Leubus im Juli über die Oder gingen und nun ihre Vereinigung mit Loudon, der ſich bei Jauer gelagert hatte, nicht länger aufzuſchieben war, wenn Buttturlin nicht ſeiner Geſinnung ſeine Dienſtpflicht opfern und ſich der ſchwerſten Verantwortung ausſetzen wollte. Am 17. Auguſt fand denn ihre Vereinigung mit den Oeſterreichern wirklich ſtatt, und zwar in der Gegend zwiſchen Jauer und Striegau; die geſammte öſterreichiſch-ruſſiſche Kriegsmacht, welche nun der nur 50,000 Mann ſtarken Armee des Königs gegenüber ſtand, belief ſich auf nicht weniger als einmal hundertdreißigtauſend Mann. Vor einer ſolchen Uebermacht zog ſich der König, nachdem nun einmal ſein Plan, die Vereinigung zu hindern, vereitelt war, auf die Höhen von Bunzelwitz, zwei Meilen von Schweidnitz, zurück, und verwandelte ſein dortiges Lager raſch in eine großartige natürliche Feſtung, durch tiefe Graben, welche vermittelſt Palliſaden, ſpaniſcher Reiter, Wolfsgruben und Minen dem anrückenden Feind tauſend Hinderniſſe in den Weg ſtellten, während innerhalb des ſo umſchloſſenen Raumes vier Hügel Baſtionen und der Berg von Würben (wie

Friedrich ſelbſt ſich ausdrückte) gleichſam die Citadelle bildeten. Gedeckt war dies unangreifbare Lager vorn durch Redouten und durch die an ihren äußerſten Enden befeſtigten und mit Batterien beſetzten Dörfer Bunzelwitz und Jauernik. Von dieſem Lager aus wollte der König übrigens auch das nahe Schweidnitz decken.

Zwanzig Tage lang ſtanden ihm in dieſer Stellung die Oeſterreicher und Ruſſen gegenüber, zwanzig furchtbare Tage für ihn, da er, ohne Nachricht von Allem, was außer dem Lager geſchah, ſich den finſterſten Bildern einer troſtloſen Zukunft hingab und nahe daran war, alle Hoffnung fahren zu laſſen. Vergeblich ſuchte Ziethen in ihm das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang zu erwecken, vergeblich verwies dieſer Held den gebeugten König auf den „alten Alliirten dort oben," der ihn nicht verlaſſen würde; der Freund Voltaires ſprach bekümmert: „Der thut keine Wunder mehr," worauf Ziethen meinte: „es würde wohl auch ohne Wunder gehen, und Gott würde ihn dennoch nicht ſinken laſſen." Ziethen ſollte Recht behalten. Vergeblich bot nämlich Loudon alle Ueberredungskünſte auf, um Butturlin zu bewegen, einen gemeinſamen Angriff der öſterreichiſchen und der ruſſiſchen Armee auf Friedrichs Lager zu unternehmen; ſei es auch noch ſo feſt verſchanzt, nach Loudons meiſterhaft entworfenem Angriffsplan war die Wahrſcheinlichkeit für einen glücklichen Erfolg. Schon hatte Butturlin eingewilligt, als er, da der Plan ausgeführt werden ſollte,

plötzlich wieder zurücktrat; Loudon würde vielleicht allein seinen Plan ausgeführt haben, wäre er nicht plötzlich erkrankt, und hätte es nicht, als er sich nach 48 Stunden wieder erholte, Friedrich durch neue Verschanzungen und das Vorrücken seiner Truppen bis Sabischdorf ungleich erschwert. Somit begnügte man sich, das preußische Lager immer mehr und mehr zu umschließen und dem Feind alle Ausgänge abzuschneiden bis auf den von Würben über den Zobtenberg, welchen wenigstens Kosacken und Husaren so unsicher als möglich machten, wodurch die Eingeschlossenen Mangel an Lebensmitteln empfanden.

Aber eben dieser Umstand und die Voraussicht, daß sich zwei so bedeutende Armeen in der Gegend für die Länge nicht würden halten können, bestimmten auch andrerseits Butturlin, (oder gaben ihm wenigstens den plausiblen Vorwand dazu) sich, ohne daß seine Vereinigung mit den Oesterreichern der gemeinsamen Sache auch nur im Mindesten etwas genützt hatte, von Loudon wieder zu trennen. Er that dies am 9. September, ließ Loudon nur 20,000 Mann unter Czernitscheff zurück und ging mit der Hauptarmee wieder über die Oder (am 13. d. M.). Da Friedrich besorgte, daß Butturlin möglicherweise sich nach der Mark Brandenburg wenden möchte, entsendete er den General Platen mit 8000 Mann nach Polen, um die Magazine hinter dem Feinde zu verbrennen.

So war denn nun Friedrich vor einem zweiten

Tag von Maxen gerettet, und Ziethens „Alliirter hatte Wort gehalten.“ Ueberzeugt, daß mit dem Abzug der Ruſſen die Gefahr für Schleſien vorüber ſei, verließ Friedrich ſein Lager bei Bunzelwitz, nachdem er es bis zum 25. September behauptet hatte, und zog gegen Münſterberg hin, in der Hoffnung, daß nun auch Loudon ſein Lager bei Kunzendorf und ſomit auch die Nähe von Schweidnitz verlaſſen würde, um nach Böhmen zurückzuziehen. Statt jedoch dies Letztere zu thun, wandte ſich Loudon am Morgen des erſten Oktobers plötzlich vor Schweidnitz, wo die Beſatzung nur aus 5 Bataillonen beſtand, und der Kommandant, Generalmajor Zaſtrow, zwar 240 Geſchütze, aber nur 191 Artilleriſten zu deren Bedienung hatte. Loudon ermuthigte, nachdem er alle Anſtalten zum Sturm der Feſtung getroffen, ſeine Truppen, und verſprach ihnen, die Plünderung verbietend, eine Belohnung von 100,000 Gulden, worauf die walloniſchen Grenadiere ihm zur Antwort gaben: „Führen Sie uns nur an, um Ruhm zu erwerben; wir haben kein Geld nöthig.“ Um halb ſechs Uhr Morgens war Schweidnitz von den Oeſterreichern erobert, und die Beſatzung nebſt dem Kommandanten zu Kriegsgefangenen gemacht.

Man hat Loudon getadelt, daß er dieſen Erfolg nicht raſch genug benutzte, um durch eine Schlacht den König zu vernichten; dagegen muß man nun jedoch bedenken, daß Loudon durch dieſe kühne That, die erſte ent-

ſcheidende im ganzen Feldzuge, ſich in Wien — ein nicht geringes Mißfallen zugezogen hatte; weßhalb? weil er — man höre! — nicht früher bei der Kaiſerin und bei dem Hofkriegsrath um Erlaubniß angefragt, ſondern bloß dem Kaiſer (bloß dem Kaiſer!) ſeinen Plan und alle durch eine Verzögerung entſtehenden Schwierigkeiten mitgetheilt hatte. Und wirklich bedurfte es der Vermittelung des Kaiſers und des würdigen Fürſten Wenzel Lichtenſtein, um den Unwillen der gegen den Helden eingenommenen Kaiſerin zu beſchwichtigen und in die vollſtändigſte Gnade zu verwandeln, wie das von ihrem geſunden Sinne allerdings bei beſſerer Einſicht nicht anders zu erwarten war. Sie ſchickte dann Loudon zwei Käſtchen mit Koſtbarkeiten zur Vertheilung an die bei dem Wageſtück beſonders ausgezeichneten Offiziere mit folgendem Briefe, deſſen Inhalt geeignet war, die Begeiſterung ihrer Truppen für ſie zu erhöhen: „Die innige Freude, welche ihr Uns durch die glorreiche Eroberung der Feſtung Schweidnitz verurſacht habt, iſt um ſo lebhafter geweſen, je weniger man ſich deſſen verſehen können, und je mehr Wir bemerken, was für ein großer Vortheil Uns und der gemeinen Sache dadurch zuwachſe, und wie empfindlich dieſer Streich dem Feinde fallen müſſe. Dazu kommt noch die Ehre Unſerer Waffen und die neue Probe von der Herzhaftigkeit Unſerer Truppen, wobei noch insbeſondere Unſer Vergnügen durch die Betrachtung vergrößert wird, daß ihr neue Gelegenheit gefunden habt, euren bereits erworbenen Verdienſten einen

so großen Zuwachs beizusetzen. Ihr könnet versichert sein, daß Wir solches in unvergeßlichem Andenken behalten und dankbar zu erkennen nicht ermanglen werden. Zugleich tragen Wir euch gnädigst auf, allen Generalen, Offizieren und Gemeinen, die bei so herzhaften Unternehmungen einen wahren Heldenmuth und Standhaftigkeit gezeigt haben, Unsere vollkommenste Zufriedenheit zu erkennen zu geben, daß wir auf sie bei vorfallenden Beförderungen Unser vorzügliches Augenmerk richten werden. Auch sind Wir durch die von euch erhaltene Nachricht nicht wenig gerührt worden, daß der russisch-kaiserliche Generallieutenant Graf Czernitscheff nicht nur über die Ausführung eures Vorhabens vertraute Abrede mit euch gepflogen, sondern sich auch so willfährig angeboten, sein ganzes Corps zur Bestürmung der Stadt Schweidnitz gebrauchen zu lassen, weshalben ihr ihm Unsere besondere Zufriedenheit zu bezeugen habt. Es findet aber auch unsern vollkommenen Beifall, daß ihr die erwähnte Willfährigkeit mit freundschaftlicher Rücksicht erwiedert und euch mit den 800 russisch-kaiserlichen Grenadieren zur Ausführung des Angriffes begnügt habt, auch diese auf eine so herzhafte Art sich betragen haben, die ihnen einen Theil der erfochtenen Ehre beilegt. Solche rechtschaffene Kriegsmänner verdienen alle Rücksicht, und ihr habt daher sie insbesondere von Unserer dankbaren Zufriedenheit zu versichern, womit Wir euch mit k. k. landesfürstlichen Gnaden wohlgewogen verbleiben. — Wien, den 10. Okt. 1761. Maria Theresia."

Der König, welcher die Nachricht vom Fall Schweidnitz's Anfangs für ein Mährchen hielt und in Folge dieſes Ereigniſſes ſeine Abſicht, in Mähren einzufallen vereitelt ſah, zog ſich am 6. Oktober nach Strehlen, und entſendete verſchiedene Corps in die Gegend von Breslau, wo er ſelbſt, von der Gicht befallen, ſich zu Anfang Novembers niederließ; ſpäter nahm er ſein Hauptquartier in Strehlen. Loudon erhielt, nachdem er ſeine Truppen in Schleſien die Winterquartiere hatte beziehen laſſen, von der Kaiſerin ihr in Brillanten eingefaßtes Bild zum Geſchenk, und begab ſich zuerſt auf ſein Gut in Böhmen, dann nach Wien. — Die Ruſſen beſetzten die Grafſchaft Glatz.

Daun hatte ſich inzwiſchen in Sachſen fortwährend damit begnügt, den Feind zu beobachten. Erſt nach der Eroberung von Schweidnitz zeigte er einige Thätigkeit, indem er Roßwein und Roſſen, welches die Preußen beſetzt hielten, angreifen ließ, worauf ſich die Preußen über die Mulde zurückzogen. Die Letzteren nahmen ihre Winterquartiere zwiſchen Meiſſen und Döbeln, die Oeſterreicher die ihrigen von Roſſen bis Großenhayn. Die Reichsarmee, welche jetzt unter den Befehlen des Feldmarſchalls Grafen von Serbelloni ſtand, war im Juni aus Franken in's Voigtland eingerückt, hatte im Juli und Auguſt eine Menge Orte wie Penig, Altenburg, Pegau, Zeitz, Naumburg beſetzt, ſich dann bei Ronneburg und ſpäter hinter der Elſter bei Weida aufgeſtellt, wo Seyd-

litz sie zu bleiben zwang. Im Dezember bezog sie ihre Winterquartiere bis Gera und Gotha, die Preußen die ihrigen in Thüringen.

Eroberung Kolbergs.

Im Juni war das zu Anfang des vorigen Abschnittes erwähnte russische Corps unter Romanzow in Pommern angekommen und gleichzeitig die Flotte vor Kolberg erschienen, um diesen Platz zu blokiren. Am 20. August begann Romanzow die Belagerung Kolbergs, welches der Oberst von der Heyden wacker vertheidigte. So wie der König konnte, bot er alles auf, um diesen wichtigen Platz zu retten, dessen Verlust voraussichtlich den von halb Pommern zur Folge haben mußte. Er beauftragte deshalb den General von Platen, nach der (bereits erwähnten) Zerstörung der russischen Magazine in Polen, mit seinem Corps gegen Kolberg zu eilen, wohin er zu Anfang Oktobers auch kam. Er, wie die Generale Prinz von Würtemberg, Werner und Knobloch, versuchten nun die Besatzung zu verstärken und mit Lebensmitteln zu versehen, woran sie bereits empfindlichen Mangel zu leiden begann. Diese Versuche kamen jedoch zu spät und hatten keinen Erfolg. Denn, wenn gleich die russische Hauptarmee, welche nach Pommern gezogen war und nun

mit verdoppelter Anſtrengung die Belagerung Kolbergs betrieben hatte, zu Anfang Novembers durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt wurde, ſich nach Polen zurückzuziehen, ſo hatten anderſeits auch die preußiſchen Hülfscorps kein anderes Schickſal, indem der Prinz von Würtemberg und General Platen (Werner war von den Ruſſen beſiegt worden) gleichfalls durch Mangel an Lebensmitteln gedrängt wurden, ſich am 14. November von Kolberg zurückziehen; der Erſtere nach Mecklenburg, der Letztere nach Sachſen, wohin auch der Oberſt von Belling rückte, welcher die Schweden, durch treffliche Bewegungen, die er hinter ihrem Rücken gemacht, von der Unterſtützung der Ruſſen abgehalten und im Oktober zum Rückzug über die Peene beſtimmt hatte. Unerſchrocken vertheidigte von der Heyden das ihm anvertraute Kolberg gegen Romanzow noch bis zum 16. Dezember, an welchem Tage er, durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, es den Ruſſen auf Kapitulation übergab. Romanzow nahm ſeine Winterquartiere in Hinterpommern.

Friedrich II. in ſeiner höchſten Noth.

Mit größerer Gewißheit als jemals glaubte Maria Thereſia jetzt nach dem Schluſſe des Feldzuges von

1761 dem Ziele ihrer Wünsche nahe zu stehen und von dem des folgenden Jahres die Wiedereroberung ganz Schlesiens, die völlige Vernichtung ihres großen Gegners erwarten zu dürfen. Friedrich selbst, der die Feinde in Pommern, in Schlesien sah, der nur noch einen kleinen Theil Sachsens besetzt hielt, der sogar in seinem Vertrauen auf die Gesinnung der Bevölkerung Schlesiens wankend zu werden Grund hatte, *) dessen Streitmacht endlich auf 60,000 Mann zusammengeschmolzen war, Friedrich selbst war im Begriffe, jede Hoffnung aufzugeben und beschäftigte sich mit dem Gedanken: lieber seinem Leben durch freien Entschluß ein Ende zu setzen, als es, nach dem Verlust des Ruhmes seiner Monarchie, unter kleinlichen Verhältnissen, in einer untergeordneten Stellung zu den übrigen Mächten Europas fortzuführen. Von dieser Stimmung und Gedankenrichtung des vom Unglück gebeugten königlichen Helden zeugte seine literarische Beschäftigung zu Anfang des Dezembers 1761, eine Rede des römischen Kaisers Otto nach der Schlacht bei Bedria-

*) Zu Ende des Novembers 1761 hatte ein schlesischer Edelmann, der Baron Warkotsch, den Anschlag gemacht, den König in dem Dorfe Wolselwitz, nicht weit von Strehlen, aufzuheben. Am Tage vor der zur Ausführung des Planes bestimmten Nacht verrieth jedoch ein Jäger des Barons den Anschlag einem evangelischen Prediger. Immerhin warf dies Ereigniß einen Schatten mehr in die verdüsterte Seele des Königs.

cum, eine Rede Catos vor ſeinem Tode, in welcher letzteren die Verſe vorkamen:

„Le sage avec mépris voit la mort sans la craindre,
Louez mon action, gardez vous de me plaindre.
Quand on voit sa patrie et ses amis périr,
Un lache y peut survivre, un héros doit mourir.“

Das Zuſammentreffen mehrerer für ihn ungünſtiger Geſtaltungen der bourboniſchen und der britiſchen Politik ſchienen zur Beſchleunigung ſeines Unterganges beizutragen. Ihm zum Nachtheil mußte Pitt aus dem britiſchen Kabinet austreten, aus Unwillen, weil ihn Lord Bute bei dem Vorſchlag überſtimmt hatte, daß man Spanien, deſſen feindſelige Abſichten am Tage lagen, angreifen müſſe, bevor es ſeine Rüſtungen vollendet habe. Lord Bute mußte als Miniſter den Krieg fortſetzen, nachdem er, um Miniſter zu werden, der Nation mit Friedensvorſchlägen geſchmeichelt hatte; zu Anfang des Jahres 1762 kündigten England und das von England abhängige Portugal Spanien den Krieg an, wogegen man ſich britiſcher Seits dadurch anderſeits zu erholen dachte, daß Bute den Subſidienvertrag mit Preußen nicht erneuern wollte und Friedrich dem Zweiten die Hülfsgelder für 1762 verweigerte, unter Angabe des Grundes, daß er ja weder für England noch für Hannover etwas gethan habe noch thun könne; vielmehr drang man britiſcher Seits in ihn, ſich mit Oeſterreich auszuſöhnen, ein Benehmen, welches um ſo weniger edel war, da Bute eben durch die Verweigerung der

Subsidien ihn zur Annahme eines Friedens unter jeder Bedingung zwingen wollte. Ja Bute ging späterhin noch weiter und machte dem Wiener so wie dem Petersburger Hof Anträge in Bezug auf die Staaten Friedrichs, welche sie geradezu ablehnten.

Unter diesen Umständen, da der Wiener Hof gar keine Wahrscheinlichkeit eines nochmaligen Aufschwunges der preußischen Sache annahm, und dieselbe bereits als eine gänzlich aufgegebene betrachtete, glaubte derselbe eine Maaßregel ohne Gefahr verfügen zu dürfen, welche ihm durch finanzielle Rücksichten nothwendig bedingt zu sein schien, nämlich die Entlassung von 20,000 Mann alter Truppen und von 500 gedienten Offizieren, welche größtentheils in spanische Dienste gingen, — eine Maaßregel, welche von der öffentlichen Meinung im Volk und bei der Armee keineswegs mit Zustimmung begrüßt wurde. Und in der That war sie auch voreilig und aus einem allzugroßen Vertrauen auf die noch immer vorhandene numerische Uebermacht des österreichischen Heeres vor dem preußischen hervorgegangen, wobei man allzuschnell vergessen hatte, wie oft Friedrich II. eine verhältnißmäßig größere Zahl von Feinden durch die Macht eines Geistes besiegt hatte, welcher seine Größe nie glänzender als in der äußersten Bedrängniß kund gab.

Wirklich griff er auch in seiner jetzigen Lage nach jedem Mittel. Der Gedanke an die Türkei wurde neuerdings aufgegriffen, und sein Minister bei der Pforte brachte

es dahin, daß dieſe bei Belgrad eine Armee von 100,000 Mann zuſammenzuziehen beſchloß, wodurch Friedrich ſeine beiden gefährlichſten Feinde, Oeſterreich und Rußland, zu beſtimmen hoffte, dieſer Armee wenigſtens Beobachtungskorps entgegenzuſtellen, und auf dieſe Weiſe die Geſammtſtreitmacht ſo zu theilen, daß ihn nicht die ganze Wucht derſelben treffen konnte. Eine andre, freilich ziemlich entfernte Auskunft, welche ſich ihm darbot, hatte einen faſt romantiſch-abenteuerlichen Anſtrich. Der Tartarchan bot ſich ihm als Bundesgenoſſen an und verſprach ihm, mit 16,000 Mann in Ungarn einzufallen; obwohl nun der Geſandte dieſes orientaliſchen Potentaten kein andrer als der — Leibbarbier deſſelben war, ſo fand es der König doch ganz wohl gerathen, dieſen ſeltſamen Diplomaten mit Auszeichnung zu behandeln und mit ſeinem fernen Bewunderer einen förmlichen Vertrag auf die oben ausgeſprochene Bedingung hin abzuſchließen, demzufolge der Tartarchan wirklich 16,000 Mann zu verſammeln und 40,000 zuſammenzubringen verſprach. Würden ſie, wäre das Projekt verwirklicht worden, in Ungarn wohl ſchlimmer haben hauſen können, als die Panduren ſeiner Zeit in Bayern? Man ſieht: die Geſchichte des vorigen Jahrhunderts hat Stellen, welche ſich in einer höheren Beleuchtung als Glanzpunkte einer Ironie ausnehmen, unter denen die mühſamen Lichteffekte der Diplomatie doch zurücktreten müſſen. Uebrigens ſollte Friedrich, im Konflikt mit dem allerchriſtlichſten und mit ſo vielen chriſtlichen Potentaten, doch nicht durch unchriſtliche

gerettet werden; dafür sorgte gerade im entscheidenden Augenblicke ein Machthaber, den die irdischen meistens viel zu wenig beachten, der legitimste und gewaltigste unter allen, der Tod.

Umschwung durch den Thronwechsel in Rußland.

Ich habe bereits am geeigneten Orte angedeutet, welcher Gegensatz von Gesinnungen in Beziehung auf Friedrich II. am russischen Hofe obwaltete; — die Kaiserin Elisabeth ganz von unversöhnlichem Haß gegen ihn erfüllt, der Großfürst-Thronfolger Peter, (ihr Neffe und Peters des Großen Enkel durch seine Mutter Anna, die an Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählte Tochter Peters des Großen) voll Begeisterung und Bewunderung für den Heldenkönig. Es war am 5. Januar 1762, des Nachmittags um zwei Uhr, als Elisabeth die Augen schloß und der Generalfeldmarschall Fürst Trubetzkoy dem in den Vorgemächern versammelten Hofe verkündigte, daß Kaiser Peter III. die Regierung angetreten habe. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers war, daß er zu den verschiedenen Abtheilungen seines Heeres Couriere mit dem Befehl absandte, nicht weiter in das preußische Gebiet einzudringen und sich jeder ferneren Feindseligkeit zu

enthalten. Bald wurden die günſtigen Auſpicien für Friedrich durch die geheime Sendung des Oberſten Gudowitz an ihn nach Breslau immer deutlicher, und Friedrich ſäumte nicht, die Vormeinung Peters III. zu benützen; er eröffnete dieſem durch einen Gudowitz mitgegebenen Brief, ſowie durch den zur Beglückwünſchung an den Kaiſer abgeſandten Oberſten von Goltz ſeinen aufrichtigen Wunſch: zwiſchen Preußen und Rußland Frieden und gutes Einvernehmen hergeſtellt zu ſehen. Hierin begegnete er nur dem eignen Wunſche ſeines Verehrers Peters III., welcher ſchon am 25. Februar den Geſandten der mit Rußland verbündeten Mächte ſeine Bereitwilligkeit: alle im Kriege gemachten Eroberungen zurückzugeben, erklärte und ſie zur Herſtellung des Friedens aufforderte. Am 16. März wurde ſodann zu Stargard ein Waffenſtillſtand, am 6. Mai zu Petersburg ein Friede abgeſchloſſen. Peter III. gab darin ſeinem Freunde Friedrich II. alle von den Ruſſen eroberten Provinzen zurück. Bald darauf erfolgte ſogar ein Bündniß Rußlands mit Preußen, und Czernitſcheff erhielt Befehl, mit ſeinem 12,000 Mann ſtarken Corps von der öſterreichiſchen Armee zur preußiſchen überzugehen.

Nun ſchickte ſich auch Schweden zum Frieden mit Preußen an, indem der Reichsrath die Vermittlung der Königin (Schweſter Friedrichs II.) annahm. Am 7. April 1762 wurde zu Nikolsburg der Waffenſtillſtand, am 22. Mai zu Hamburg der Friede mit Preußen abgeſchloſſen, worin auch Schweden ſeine Eroberungen zurückgab.

Benehmen Oesterreichs.

So wie sich nun mit einem Male die Lage Friedrichs wesentlich geändert, mußte Oesterreich umsomehr bedauern, daß es in seiner Zuversicht allzuschnell jene 20,000 Mann entlassen hatte, da Friedrich jetzt durch Czernitscheffs Corps einen hinlänglichen Zuwachs an Streitmacht gewonnen hatte, um seinem Gegner frischen Muthes die Spitze zu bieten. Gleichwohl beschloß es, den Krieg fortzusetzen, was Kaunitz bereits am 3. März sämmtlichen Ministern Oesterreichs an fremden Höfen anzeigte. Da blieb nun nichts anderes übrig, als so rasch als möglich das Heer durch frischausgehobene Mannschaft zu ergänzen, welche größtentheils aus Ungarn gezogen wurde. Ich füge hier an, daß dem Jahre 1762, welches für Marien Theresien so verhängnißvoll begonnen, die Errichtung einer Nationalmiliz in Siebenbürgen, so wie in Croatien und Slawonien angehörte, bestehend aus 2 Regimentern Szekler, 2 Regimentern Wallachen und 1 Szeklerhusarenregiment, wodurch die kaiserliche Streitmacht um mehr als 10,000 Mann vergrößert wurde. Zur Bestreitung der Kriegskosten schossen die Landstände der deutschen Erblande die Summe von drei Millionen Gulden vor. Auch „verhofften Ihro Kaiserl. Majestät, alldieweilen diese Fortsetzung des Krieges fürnehmlich das wahre Reichs Veste und die Bevestigung der allgemeinen Sicherheit und Ruhe, mit der Satisfaction deren beschädigten (Reichs) Stände,

zum haubtſächlichſten Gegenſtand führe, zu ſolchem Ende auch neuerlich die anverlangte Römer-Monaths-Verwilligung ebenſo nöthig als ohnentbehrlich ſeyen," daß „diejenigen Reichs-Stände, welche ſich bishero ſo bereitwillig finden laſſen," „dieſe Reichsväterliche Abſichten mit allem Eifer aufs Beſte unterſtützen würden."

Gutachten Daun's und Lacy's über die Operation des Feldzugs v. 1762.

Als man am Wiener Hofe bereits die Wahrſcheinlichkeit eines Friedensabſchluſſes zwiſchen Rußland und Preußen vermuthete, forderte Maria Thereſia Daun und Loudon ein Gutachten über die für den nächſten Feldzug vorzunehmenden Operationen ab. Das des Erſteren war folgendes *): Auf die Frage, „ob, wenn auch Rußland einen Partikularfrieden mache, nicht dennoch mit den im Felde ſtehenden Armeen, ſo auf 140,000 Mann zu rechnen, eine offenſive Kampagne gemacht werden könnte?" antwortete Daun: man könne hierauf nicht eher mit Beſtimmtheit antragen, inſolange nicht die eigentliche Stärke und Stand

*) Neue (öſterreichiſche) militär. Zeitſchrift, 1813. Erſter Band. 2. Hft. S. 79 u. ff.

der Armee bekannt, mit welcher der Feind künftige Campagne im Feld zu erscheinen vermögen wird; da in Folge des Verlustes der russischen Allianz der Feind von der russischen Armee nichts mehr zu besorgen und freie Hand gegen die österreichische habe, so scheine ihm die Offensive noch weniger thunlich als sonst bei viel günstigeren Umständen; auf die zweite Frage: „Ob eine Offensiv-Campagne in Sachsen und Schlesien zugleich oder in welchem von beiden Ländern am füglichsten vorzunehmen sei," entschied sich Daun dafür, es scheine ihm, daß, „da von Seiten Frankreichs eine Mitwirkung in Sachsen nicht angehofft werden kann," . . „lediglich in Schlesien einige offensive Operationen angehofft werden können, wann die feindliche Macht allda der unsrigen beträchtlich unterliegen sollte, wo ungeachtet diese allstets sehr viel Anstößigkeiten finden wird, wegen der vortheilhaften Lage des Feindes zwischen den Festungen und haltbaren Orten, so daß er eine Schlacht vermeiden kann," wogegen der kaiserlichen Armee wegen Mangels an Subsistenz in dem meistentheils verheerten Lande die Bewegungen erschwert würden; weßhalb Daun wieder für die Ergreifung der Defensive, wenigstens für den Anfang stimmte. Den dritten Fragepunkt: wie eine defensive Campagne ohne großen Nachtheil einzuleiten wäre, beantwortete Daun dahin, „daß man sich dergestalten sowohl in Sachsen als Schlesien setze, und zwar in solche Verfassung, womit man beiter Orten, von allen unvorsehens doch vorfallen könnenden günstigen Ereignissen

proſtiren könne, nämlich im Fall die feindliche Macht ſich gänzlich in Schleſien verſammele, mithin aus Sachſen ſich dahinziehen ſollte, man ſich alsdann im Stand fände, bei dieſem Vorfall mit allem Nachdruck vorzurücken, und dieß Land zu beſetzen, zugleich aber in Schleſien dem Feind hinlänglichen Widerſtand thun zu können, nicht minder auch allda die Offenſive zu ergreifen, wenn es vortheilhafte Umſtände erlauben." Auf die vierte Frage: „wie demnach die Armeen zwiſchen Schleſien und Sachſen zu vertheilen, und wie gleich zu Anfange in dieſen Ländern die Stellungen zu nehmen, um ſich von Dresden, Schweidnitz und Glatz ſowie der kaiſerlichen Länder gegen Sachſen ſowohl als Schleſien zu verſichern, und von allen vorfallenden Ereigniſſen Nutzen ziehen zu können?" war Daun der Meinung: „daß in Sachſen 45,000 Mann zu belaſſen, und zwar 20,000 im Plauener und ebenſoviel im Freiberger Lager, wann der Feind ſich allda mehrers ſchwächen ſollte, widrigenfalls aber ſich bis nacher Dippoldiswalde zurückzuziehen wäre, worüber ſich nach den feindlichen Bewegungen allda zu achten ſein wird, folglich 3000 Mann an den rechten Ufern der Elbe und 2000 zwiſchen Friedland und Zittau zu ſetzen. Die übrige ſämmtliche Macht aber folgendermaßen in Schleſien zu vertheilen, als anfänglich 10,000 Mann bei Striegau, um von da die Gegend bis Hirſchberg zu beobachten, dann 30,000 Mann auf den Anhöhen zwiſchen Hohen-Giersdorf und Freiberg, 40,000 Mann in der Gegend von Silberberg, 8000 Mann in

Oberſchleſien und die Garniſon von Schweidnitz bis 10,000 Mann zu verſtärken. Vorerwähnte Corps hätten ſo lange in dieſer Stellung zu verbleiben, bis der Feind ſein eigentliches Abſehen erklären wird, zufolge welches alsdann dieſe Corps rechts und links, auch vorwärts ſich zu vereinigen, auch ſeparirt zu agiren haben werden, nach der ſich vorfindenden Thunlichkeit." Auf die fünfte Frage endlich, „was zufolge vorgeſetzter Fälle die Reichsarmee für eine Stellung zu nehmen hätte?" erklärte Daun: „inſolang ſelbe ſich an dem linken Flügel der ſächſiſchen Armee halten kann, ſo meines Erachtens inſolange die Freiberger Poſition erhalten wird, thunlich, hätte ſolche allda zu verbleiben; bei einer weiteren Zurückziehung aber hinter dem Thüringerwald ihre Poſition zu nehmen." Wer möchte in dieſen Ideen den öſterreichiſchen Fabius Cunctator verkennen? Loudon's Erklärung findet ſich (nach Angabe unſerer Quelle) in den Akten nicht. Lacy entwickelte in einer Vorſtellung an Daun die Anſicht: alle Kräfte wären zwiſchen Warte und Patſchkau auf dem rechten Ufer der Neiſſe, mithin vor Glatz zuſammenzuziehen, in welchem Fall eine ſichere Stellung gewonnen und der König ſowohl wegen Neiſſe als des Lagers bei Strehlen in beſtändiger Beſorgniß ſein und verhindert würde, die Oeſterreicher anzugreifen oder ihnen durch Märſche und Manövers etwas abzugewinnen, noch ihnen wegen ihrer Kommunikation einige Sorge zu erwecken. Vor Schweidnitz wäre ein kleines leichtes Corps zu legen, das ſich noch nöthigenfalls

nach Hohen-Giersdorf zurückziehen könne, um die Kommunikation von Schweidnitz mit Böhmen zu erhalten; alle Magazine von Landshut bis Königgrätz müßten, um dem Feind bei etwaigem Vorrücken den Unterhalt zu entziehen, geräumet, dagegen die zwischen Glatz und Habelschwert gefüllt werden. Unter diesen Voraussetzungen, und wenn man eine zahlreiche Belagerungsartillerie in Olmütz sogleich bei der Hand habe, bezweifelte Lacy die Möglichkeit für den König, sein Lager von Strehlen und die Sicherstellung von Neisse zu verlassen und die Belagerung von Schweidnitz vorzunehmen, und wenn dies gleichwohl der Fall wäre, könnten dann die Oesterreicher zu gleicher Zeit vor Neisse rücken und diese Festung belagern; würden sich Letztere dieser Festung bemächtigen, so würde der größte Theil von Oberschlesien in ihren Händen sein und die Kommunikation von Mähren in die Grafschaft Glatz festgestellt bleiben, so daß sie sich zwischen jenen beiden Festungen über die Neisse auch in die Länge gegen eine große Uebermacht zu erhalten vermöchten.

Feldzug von 1762 in Schlesien und Sachsen.

Erste Hälfte.

Die nächste Absicht, welche Friedrich bei diesem Feldzuge im Auge hatte, war die Wiedereroberung von Schweid-

nitz. Durchdrungen von der Ueberzeugung, wieviel an der Behauptung dieſes Platzes lag, behauptete Daun, welcher jetzt wieder den Oberbefehl in Schleſien führte, ſeine Stellung bei Kratzkau zwei Stunden von Schweidnitz, während ſich der König in Breslau befand, bis zu Ende des Juni, ſolange blieben auch beide Gegner thätig.

Während dieſer Zeit eröffnete Prinz Heinrich den Feldzug in Sachſen, wo die Reichsarmee (noch unter Serbelloni's Oberbefehl) die Linie von Plauen, Dippoldiswalde, Freiberg und Chemnitz beſetzt hielt, indem er zu Anfange des Mai über die Mulde ging und in dem Gefecht bei Döbeln ein Corps der Reichsarmee unter General Zettwitz beſiegte. Dagegen trug die Reichsarmee am 21. d. M. bei Chemnitz einen kleinen Vortheil davon; aber die Generale Kleiſt und Belling, welcher Letztere zur Verſtärkung des Prinzen Heinrich aus Pommern nach Sachſen gezogen war, drangen im Juli in Böhmen ein, rückten bis Eger vor und erhoben im Satzer und Leitmeritzer Kreiſe Kontributionen. Seydlitz drängte die Reichsarmee nach Franken zurück.

Wenden wir nun unſer Augenmerk wieder auf Schleſien, wohin der König die Generale Werner, Prinz von Würtemberg und Herzog von Bevern gerufen hatte. Der Letztere drang in Mähren ein. Der König ſelbſt glaubte ſeine volle Thätigkeit entwickeln zu dürfen, nachdem Czernitſcheff im Juli mit ſeinem Corps zu ihm geſtoßen war, und ſo begann er am 1. Juli ſeine

Bewegungen gegen Schweidnitz. Da verließ Daun am darauffolgenden Tage sein Lager bei Kratzkau zwischen dem Zobtenberg und Hohenposeritz und zog sich hinter Schweidnitz auf die Berge bei Kunzendorf, worauf Friedrich aus dem Lager von Sackwitz aufbrach, und am 3ten des Morgens das von Bunzelwitz bezog; ein Corps unter dem Generallieutenant Grafen von Neuwied besetzte die Anhöhen von Striegau, von wo es am 5. über Hohenfriedberg und Reichenau bis gegen das feindliche Corps marschirte, das die Anhöhen von Adelsbach und Salzbrunn besetzt hatte; der König folgte mit 21 Bataillons dahin nach, und es galt nun, dem kaiserlichen Heere in den Rücken zu fallen. General von Brentano behauptete jedoch in einem glücklichen Gefecht den Posten bei Adelsbach und der König zog sich auf Neudörfchen und die Höhen von Reichenau zurück. Daun verließ jedoch sein Lager bei Kunzendorf und nahm seine Stellung in den Bergen von Dittmannsdorf, und Brentano führte sein Corps nach Friedland, um sich der Straße nach Braunau zu versichern. Diese Bewegungen wurden von den Preußen ungesäumt zu ihrem Vortheil benutzt, indem Ziethen die Berge von Kunzendorf besetzte und auf diesen so wie auf den Höhen von Zeiskenberg und Justenstein sein Lager nahm, so daß die österreichische Armee nun von Schweidnitz abgeschnitten war. General Neuwied rückte in Böhmen ein und wollte die Magazine in Braunau nehmen, was jedoch Brentano zu vereiteln

wußte. Daun zog ſich in das Lager bei Burkersdorf und Leutmannsdorf, nicht weit von Reichenbach, zurück, und nun beſchloß Friedrich, der den Herzog von Bevern aus Mähren zurückberufen hatte, raſch die verſchanzten Poſten von Burkersdorf, Leutmannsdorf und Ludwigsdorf auf Daun's rechtem Flügel anzugreifen, bevor den Oeſterreichern ein Ereigniß bekannt würde, deſſen Folgen alle ſeine kaum gewonnenen Hoffnungen wieder zu vereiteln drohten.

Kaiſermord in Rußland.

Denn mittlerweile war in Rußland ein furchtbarer Frevel begangen worden. Die Kaiſerin Katharina II. entthronte mit Hülfe der bewaffneten Macht ihren Gemahl Peter III. Allerdings beſaß Peter III. — bei lebhaftem Temperament und gutem Willen — nicht die nöthigen Fähigkeiten, nicht die unerläßliche Energie, um ein Reich wie das ruſſiſche zu beherrſchen; er hatte ſich durch ſeine Verſuche, Alles daſelbſt auf preußiſch-deutſchem Fuß einzurichten, großes Mißfallen bei Adel und Geiſtlichkeit zuge-

zogen; er hatte ſich endlich durch unangemeſſenes und unkluges Benehmen gegen ſeine Gemahlin in eine mißliche Stellung zu derſelben gebracht. Alles dies konnte jedoch weder eine Empörung gegen ihn, noch ſeine Entthronung, noch endlich den letzten blutigen Schritt im geringſten rechtfertigen oder entſchuldigen, welchen Katharina II. wenigſtens nicht hinderte, wenn es auch nicht erwieſen iſt, daß ſie denſelben ausdrücklich zugegeben. Alexis Orloff reichte dem unglücklichen gefangenen Kaiſer Gift, und als dies nicht raſch genug wirkte, wurde Peter III. unter ſchauderhaften Mißhandlungen erdroſſelt (in der Nacht vom 16. zum 17. Juli neuen Styls). Niemand wohnte dem Leichenbegängniſſe des Unglücklichen bei; ja ſogar alles Andenken an ihn wurde verpönt; ſo erhielten ſämmtliche Bewohner Petersburgs den Befehl, die gemalten oder in Kupfer geſtochenen Bildniſſe Peters III. abzunehmen oder zu verbergen. Faſt noch tiefer aber als durch die genannten Vorgänge wird das menſchliche Gefühl durch die Art verletzt, womit der Name der Religion mit denſelben in Verbindung gebracht ward. Sieben Tage vor Peters III. Ermordung hatte man Katharina II. zur Kaiſerin von Rußland ausgerufen; ihr Patent begann mit den Worten: „Unſere Gelangung auf den Ruſſiſch-kaiſerlichen Thron iſt ein Beweis der Wahrheit, daß die Hand Gottes wirke, wenn die Herzen der Menſchen ohne Heuchelei das Gute ausüben.“ Und Tags darauf erklärte ein anderes Patent: „Wir haben Unſer Gewiſſen von der gerechten

Furcht nicht befreien können, daß, wofern wir nicht bei Zeiten dasjenige unternommen hätten, was Unsere Pflicht gegen Gott, dessen Kirche und heilige Religion von uns erfordert, Wir solches dermaleinst vor seinem strengen Gerichte würden zu verantworten haben."

Sehen wir nun, welche Folgen diese Ereignisse in Rußland in Bezug auf den preußisch-österreichischen Krieg haben mußten.

Kaum hatte Katharina II. den Thron bestiegen, als sie, in dem Glauben, daß Friedrich II. von Preußen seinen Verehrer Peter III. zu seinem theilweise harten, jedenfalls aber unüberlegten Benehmen gegen sie veranlaßt hätte, ein Manifest erließ, worin Preußen der Hauptfeind Rußlands genannt wurde. Ueberraschend schnell drängten sich, in Folge der wechselnden Ansichten der Kaiserin, ihre Maßregeln in Beziehung auf Preußen und erhielten den König in steter Ungewißheit und Spannung. So hatte der im Königreich Preußen kommandirende russische Generallieutenant Woycikow am 8. Juli in Folge der Befehle Peters III. die Bewohner Preußens von dem Eide entbunden, den sie dem Beherrscher Rußlands hatten schwören müssen, und zugleich die Räumung der dortigen Festungen und deren Uebergabe an preußische Truppen versprochen. Schon am 15. Juli erklärte er von Königsberg aus auf Befehl der Kaiserin Katharina den Bewohnern Preußens, „daß alles dasjenige, was wegen der Abgabe dieses Landes an Se. Majestät den König in Preußen bisher sowohl

Ruſſiſch Kaiſerlicher als Preußiſcher Seits denen Einwohnern dieſes Königreichs kundgemacht worden, von nun an völlig annulliret und vernichtet, auch denen ſämbtlichen Einſaſſen dieſes Landes, weß Standes oder Würden ſie ſeyn mögen, angedeutet wird, daß ſelbige bei Vermeidung der härteſten Behandlung ſich wieder in die Treue und denjenigen Gehorſam zu begeben haben, welchen ſie vor dieſer letzten vorgefallenen Veränderung dem Ruſſiſch kaiſerlichen Reiche zu leiſten ſchuldig geweſen u. ſ. w." Mittlerweile überzeugte ſich Katharina aus den in Peters III. Papieren aufgefundenen Briefen Friedrich's II., daß dieſer Letztere keineswegs in dem Sinne, wie ſie anfänglich glaubte, nämlich ihr zum Nachtheil an Peter III. geſchrieben, daß er vielmehr, ſelbſt vorſichtig in ſeinem Benehmen mit ſeinem enthuſiaſtiſchen Bewunderer, auch dieſem Vorſicht anempfohlen und eine edlere Behandlung Katharinens angerathen hatte. Nach dieſer beſſeren Einſicht änderte die Kaiſerin ihre Geſinnung und Anordnung, ließ die Proclamation vom 15. Juli zurücknehmen und ertheilte Woyeikow Befehl, die frühere vom 8. d. M. ſollte in voller Kraft bleiben. Uebrigens ſollte Czernitſcheff ſeine Corps alſogleich von der preußiſchen Armee trennen.

Zweite Hälfte.

Es war am 19. Juli, als Czernitscheff diesen Befehl erhielt. Er zeigte ihn sogleich dem König, welcher die ganze Schwere des Schlages begriff, der ihn durch das Scheiden Czernitscheffs in dem entscheidenden Augenblicke treffen würde. Er verlor jedoch die Fassung nicht und bat den russischen Heerführer, nur wenigstens drei Tage lang den Empfang jenes Befehls zu verschweigen und den Aufbruch mit seinem Corps zu verzögern. Czernitscheff willigte ein und trefflich nützte der König das für ihn so kostbare Geschenk der dreitägigen Frist; ohne daß sich der gefällige Czernitscheff durch Selbstthätigkeit kompromittiren sollte, verwerthete sich dessen bloße Anwesenheit zu des Königs Gunsten aufs Allerbeste. Am 21. Juli führte nämlich der König jenen früher erwähnten Angriff auf die verschanzten Posten von Burkersdorf, Leutmannsdorf und Ludwigsdorf aus, wozu er in der Nacht alle Anstalten getroffen hatte. Ungeachtet der tapfersten Gegenwehr der mit dem Morgengrauen von drei Seiten zugleich angefallenen Oesterreicher, welche die Russen noch immer als Verbündete des Königs in einer Achtung gebietenden Stellung, wenn gleich als bloße Zuschauer, sahen, verloren jene zuerst die Höhen von Ludwigsdorf und Leutmannsdorf (nebst 14 Kanonen und 1000

Gefangenen), dann auch die von Burkersdorf, durch deren Beſitz nun die Preußen die Kommunikation mit Schweidnitz abgeſchnitten hatten. Daun fand nun nicht für rathſam, ſeine Stellung bei Dittmannsdorf zu behaupten, ſondern brach in der Nacht vom 21. zum 22. mit der Armee auf und bezog ſein ſchon zum Voraus verſchanztes Lager, mit dem rechten Flügel an Falkenberg, die Höhen von Donnerberg beſetzt, mit dem linken die von Wüſtengiersdorf, Tannhauſen vor der Fronte. Nachdem der König dieſen unſchätzbaren Vortheil gewonnen, zog Czernitſcheff ſogleich ab (22. Juli) und alſobald (8. Auguſt) wurde die Belagerung von Schweidnitz begonnen, welches General Graf von Guasco mit 11,000 Oeſterreichern vertheidigte. Vergeblich verſuchte Daun Schweidnitz zu entſetzen, vergeblich griff General Beck am 16. Auguſt bei Reichenbach das Corps des Herzogs von Bevern an, welches die Belagerung deckte; die Oeſterreicher mußten ſich in das Lager bei Warthe zurückziehen und gingen von dort in die Grafſchaft Glatz. So blieb nun Schweidnitz ſeinem Schickſale überlaſſen; gleichwohl vertheidigte es Guasco noch bis zum 9. Oktober gegen Tauenzien, welchem der König den Befehl des Belagerungsheeres anvertraut hatte. Erſt die arge Schädigung des Forts Jauernik in Folge der Sprengung eines durch feindliche Granaten entzündeten Pulvermagazines, wobei 205 Mann in die Luft flogen, und wodurch es dem Feinde möglich wurde, einen Zugang zu

gewinnen, ſo wie der Mangel an Pulver und das gänzliche Schwinden aller Hoffnung auf Entſatz bewogen Guasco am Morgen des 9. Oktober, dem Generallieutenant von Tauenzien das Verlangen einer Kapitulation eröffnen zu laſſen, welche denn ſofort abgeſchloſſen wurde, worauf die Preußen am 11. Oktober Schweidnitz beſetzten; die Garniſon marſchirte mit klingendem Spiel und allen Ehrenzeichen aus der Feſtung, ſtreckte das Gewehr und war kriegsgefangen, die Offiziere behielten ihre Degen, die Unteroffiziere ihre Seitengewehre.

Nach dieſem wichtigen Ereigniſſe, welches dem König den Beſitz Schleſiens verbürgte, ließ er den größten Theil ſeines Heeres aus Schleſien nach Sachſen marſchiren und in erſterem Lande den Herzog von Bevern zurück, der mit einer geringen Truppenmacht Schweidnitz decken und Glatz beobachten ſollte. Was nun Sachſen betraf, ſo hatte dort im September der General Graf Haddik den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer übernommen und ſich mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Stollberg vereinigt, welche aus Franken über Hof und durch Böhmen gleichfalls wieder nach Sachſen gerückt war. Zu Ende Septembers nun machten Haddik und Stollberg mit ihren Armeen ſo treffliche Bewegungen, daß ſich Prinz Heinrich genöthigt ſah, ſeine vortheilhafte Stellung bei Pretſchendorf zu verlaſſen und ſich hinter die Mulde zurückzuziehen. Nach einem Gefecht bei Freiberg am 15. Oktober mußte er ſich bis Noſſen

zurückziehen, griff jedoch die Feinde am 29. d. M. bei Freiberg an, beſiegte ſie nach einem tapfern Widerſtand und zwang ſie, mit anſehnlichem Verluſt, zum Rückzug; — eine Unternehmung, bei welcher ſich wieder der wackre Seydlitz auszeichnete. Gleich nach dieſem Treffen unternahm der General von Kleiſt einen glücklichen Streifzug nach Böhmen und Franken, wobei er reiche Brandſchatzungen eintrieb. Mittlerweile kam (am 26. November) ein Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen und Oeſterreich zu Stande, zunächſt in Beziehung auf Sachſen und Schleſien, ſo daß alſo Preußen gegen die arme Reichsarmee freie Hand hatte, was eben Kleiſt zur völligen Entmuthigung der Reichsarmee benützte; die Reichsſtände waren in nicht geringem Schrecken und riefen — wie Pfalz, Bayern, Mainz, Bamberg, Würzburg, Mecklenburg — ihre Contingente ab. Die öſterreichiſche Armee bezog ihre Winterquartiere in Böhmen und Oberſchleſien, die Reichsarmee in Franken.

Nun noch einen raſchen Blick auf den

Feldzug der Franzoſen gegen die Alliirten, 1762.

Unter dem Befehl des Marſchalls d'Etrées und des Prinzen Soubiſe hatte ſich im Juni die eine franzöſiſche Armee in Heſſen, unter der Anführung des Prinzen von Condé die zweite kleinere am Niederrhein

versammelt. Die Erstere überfiel Prinz Ferdinand am 24. Juni mit glücklichem Erfolg bei Grebenstein und Wilhelmsthal, worauf d'Etrées seine Stellung bei Kassel nahm, und durch das größtentheils aus Sachsen bestehende, von dem Prinzen Xaver von Sachsen befehligte Corps, welches bei Lutterberg stand, die Kommunikation mit Göttingen unterhielt. Dieses Letztere griff nun Prinz Ferdinand am 23. Juli bei Lutterberg an, besiegte es und zwang es, sich nach Kassel zurückzuziehen, worauf die Franzosen Göttingen und Münden verließen und sich nach Niederhessen zurückzogen, um sich mit Condé zu vereinigen, welcher vom Niederrhein gegen Friedberg hin gezogen war. Der Letztere besiegte den Erbprinzen von Braunschweig am 30. August bei Friedberg, worauf sich die französischen Heere vereinigten und am 22. September Amöneburg eroberten; aber Kassel ergab sich, nach einer tapfern Vertheidigung durch den französischen Marschall Grafen von Dießbach-Belleroche, am 1. November an Prinz Friedrich von Braunschweig. Der Präliminar-Friedensvertrag zwischen England und Frankreich, welcher am 3. November zu Fontainebleau unterzeichnet wurde, beendigte die Feindseligkeiten.

Der Friede zu Paris.

Der Abſchluß deſſelben gründete vornämlich in der Erſchöpfung Frankreichs durch den überſeeiſchen Krieg mit England. Es hatte Guadeloupe, Dominique, Martinique, St. Lucie, Grenada und St. Vincent verloren, — Spanien, welches 1761 den Krieg an England und Portugal erklärt hatte, Havannah (11. Auguſt 1762), worauf die Engländer (am 6. Oktober) Manilla eroberten. Spanien hatte alſo gleichfalls verloren, ſeine Seemacht war geſchwächt, ſein Handel ſo gut wie zu Grunde gerichtet, — eine bittre Frucht des Bündniſſes mit Frankreich, welches ſeinerſeits unter den obwaltenden Umſtänden nicht den mindeſten Vortheil davon hatte, ja nicht einmal eine Hoffnung für die Zukunft auf Spanien ſtützen konnte. So mußte denn der Wunſch nach Herſtellung des Friedens ſich für Frankreich als gebieteriſche Nothwendigkeit feſtſtellen; aber auch England war dazu geneigt, denn einmal hatte der Krieg, ungeachtet der enormen Beute, die man gemacht, die Nationalſchuld von 80 Millionen auf 140 geſteigert, und dann war überdieß ſowohl das Volk als der im Einfluß auf den König ſtehende Lord Bute für den Frieden geſtimmt. Somit kam denn zur Verhandlung des Friedensgeſchäftes der Herzog von Nivernois nach London, Lord Bedford nach Paris, und die Sache gedieh ziemlich raſch. Was die deutſchen Verbündeten beider Mächte betraf, ſo war von denſelben nur

anfänglich und des anſtändigen Scheines halber die Rede, wenn es in der Inſtruktion für Bedford hieß, daß England und Frankreich angenommen hätten, über die Intereſſen ihrer beiderſeitigen Verbündeten nicht ohne deren Theilnahme zu unterhandeln, und deßhalb bei den Präliminarien in keine Erörterung einzugehen, welche die Rechte des Königs von Preußen auf Weſel und Geldern verletzen könnte; weshalb es die Abſicht der beiden Mächte, 1) „daß, wenn die engliſchen und franzöſiſchen Heere ſich in die Länder ihrer Herrn zurückziehen, auch jene Städte und Landſchaften von franzöſiſcher Mannſchaft geräumt werden, und 2) daß weder England und Frankreich ſeine Verbündeten in Deutſchland unterſtützen ſollte, und zwar weder mit Geld, noch Mannſchaft." *) Worauf Frankreich erklärte: es könne, in Folge ſeiner Verpflichtungen gegen den Wiener Hof dieſe Vorſchläge wegen der Geldhülfe nicht annehmen, und wonach nun England daſſelbe Recht für ſeine Verbündete in Anſpruch nahm. Friedrich ſelbſt zeigte übrigens damals ſeinen Mißmuth gegen England ziemlich unverholen und erleichterte ſelbſt dem engliſchen Miniſterium den Abſchluß des Friedens mit Frankreich, durch welchen nunmehr er und Maria Thereſia einander allein gegenüber ſtanden. Dem Präliminarvertrag vom 5. Novbr. 1762 folgte am 10. Febr. 1763 der Abſchluß des Definitivfriedens zwi-

*) Raumer „Friedrich II. und ſeine Zeit." S. 526.

ſchen England und Frankreich zu Paris, welchem unter demſelben Datum auch Portugal beitrat. Frankreich entſagte darin allen Anſprüchen auf Akadien, trat an England Canada, Cap Breton, Grenada, St. Vincent, Dominique, Tabago und Gorea ab; England gab an Frankreich St. Pierre, Miquelon, Guadeloupe, Marie-Galante, Deſirade, Martinique und Belle-Isle; Spanien trat an England Florida ab und erhielt dafür von Frankreich Louiſiana. Endlich gab Frankreich die Beſitzungen des Kurfürſten von Hannover, des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, des Herzogs von Braunſchweig und des Grafen von Lippe-Bückeburg zurück.

Der Friede zu Hubertsburg.

Dem Abſchluß des Friedens zwiſchen Frankreich und England folgte bald auch der zwiſchen Preußen, Oeſterreich und Sachſen. Maria Thereſia hatte eben ſo viel Grund als Friedrich, den Frieden zu wünſchen; ſie ſah ſich plötzlich von ihren Bundesgenoſſen verlaſſen, und was für Beiſtand hätte ſie auch von dem erſchöpften Frankreich erwarten dürfen? Blickte ſie auf den Zuſtand ihrer Finanzen, ſo mußte ſie der enorme Anwuchs der Staatsſchuld von der Fortſetzung des Krieges zurückſchrecken, wobei vorauszuſetzen war, daß Friedrich doch am Ende von dem Mittel Gebrauch machen würde, welches er ſchon vor-

bereitet hatte, nämlich Ungarn durch die Türken angreifen zu laſſen, während von ihm ſelbſt eine Bedrohung und, durch fortwährende Einfälle, der Ruin ihrer Erbländer zu beſorgen war. Endlich lag es Marien Thereſien auch ſehr am Herzen, daß die Wahl ihres Sohnes Joſeph zum römiſchen König nicht länger verzögert würde, und wie war dies möglich, ſo lange auf die brandenburgiſche Stimme nicht zu rechnen war und die Reichsſtände insgeſammt durch den fortwährenden Krieg das Schwert des Damokles über ihren Nacken ſchwebend wußten? — ein Blick in die Reichstagsverhandlungen während des ſiebenjährigen Krieges überzeugt von dem traurigen Zuſtand, in welchen ſich einzelne Reichsſtände in Folge deſſelben verſetzt fanden. Wie Marien Thereſien, ſo beſtimmten den König von Preußen die Rückſichten auf Land und Volk, den Frieden wünſchenswerth zu finden; konnte ſeine groſſe Gegnerin — wenn auch ſchweren Herzens — auf die Erfüllung ihres Lieblingswunſches verzichten, ſo hatte Friedrich II., nachdem er ſich einmal überzeugt, daß der Wiener Hof es aufrichtig meinte, um ſo weniger Grund, eine gütliche Uebereinkunft von der Hand zu weiſen, da er weiter nichts beantragte, als die Aufrechthaltung des Beſitzſtandes, wie ſolcher vor dem Ausbruch des Krieges ſtattgefunden hatte. Ueberdem durfte er ſich ja das Zeugniß geben, daß er, wäre es auf ihn angekommen, dieſen Ausbruch vermieden hätte, daß er mehremals während des Krieges Friedensabſichten gehegt hatte.

Ein Vorſpiel zu den Friedensunterhandlungen bildete die Erklärung der Neutralität des deutſchen Reiches. Durch kaiſerliches Kommiſſionsdekret wurde der Reichsverſammlung zu Regensburg unterm 19. Januar 1763 eröffnet, wie „der Kaiſerin Königin apoſtoliſche Majeſtät ſich großmüthigſt entſchloſſen und gegen Ihro Römiſch-Kayſerliche Majeſtät erbotten hätten, der aus dem letzten Reichs-Schluß von Anno 1757 und Kraft dero Reichs-Grund-Geſetzen Ihro von dem Reich in dem fürwährenden Krieg mit des Königs in Preußen Majeſtät Churfürſten zu Brandenburg geleiſteten Verbandsmäſſigen Hülfe und anderer diesfalſigen Reichsſtändiſchen Verbindlichkeiten ſich begeben, ſofort das Reich der ferneren ſchweren Kriegslaſt mit Hintanſetzung ihres eigenen allerhöchſten Intereſſe entheben und den Ruheſtand des werthen deutſchen Vaterlandes ſammt der vollkommenen Sicherheit für die von der bisherigen Kriegslaſt auf das empfindlichſte gedruckte Reichs-Mitſtände Ihres allerhöchſten Ortes gerne befördern zu wollen;“ worüber unterm 11. Februar das Reichsgutachten erfolgte, die zeither in Feld geſtandenen reichsſtändiſchen Contingente auseinandergehen zu laſſen und nach Hauſe zu berufen.

Was nun den Frieden zwiſchen Oeſterreich und Preußen betrifft, ſo wurden die erſten Eröffnungen zwiſchen Marien Thereſien und Friedrich II. durch den Kurprinzen Friedrich Chriſtian Leopold von Sachſen eingeleitet; und es ehrt Marien Thereſien, daß

ſie hochherzig zuerſt die Hand bot. Schon im letzten December 1762 wurde der Kongreß zur Erörterung der Friedensverhandlungen auf dem dazu beſtimmten, zwiſchen Meißen und Wurzen gelegenen Jagdſchloſſe Hubertsburg eröffnet, woſelbſt ſich von öſterreichiſcher Seite der Hofrath Kollenbach, von preußiſcher der geheime Legationsrath Herzberg und von kurſächſiſcher der Geheimerath Fritſch als Bevollmächtigte eingefunden hatten. Die Verhandlungen waren, da man es von allen Seiten aufrichtig meinte und die Sachlage klar durchſchaute, ohne beſondere Schwierigkeiten. Man wußte wechſelſeits, was man wollte, was man konnte und was man durfte. Oeſterreichiſcher Seits war allerdings noch der beſondere Wunſch vorhanden, 1) die Stadt und Grafſchaft Glatz wo möglich zu behalten, obwohl man ſich darüber vereinbarte, daß Alles auf den Beſitzſtand vor dem Ausbruch des Krieges von 1756 zu reduciren ſei, und 2) die brandenburgiſche Kurſtimme für die Wahl Joſephs zum römiſchen König zu erlangen; preußiſcher Seits der Wunſch: für den Heimfall der fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth an Brandenburg eine Garantie zu gewinnen. Sowohl Oeſterreich als Preußen gaben indeſſen ihren wechſelſeitigen Wünſchen nach, und ſo konnte denn ſchon am 15. Februar 1763 die Urkunde des Friedens zu Hubertsburg unterzeichnet werden. Sie beſtand aus 21 Artikeln, von denen der zweite ein völliges wechſelſeitiges Nachſehen und Vergeſſen aller während des

Krieges erlittenen Feindſeligkeiten, Schäden und Verluſte, Amneſtie, Aufhebung aller Confiscationen, Rückgabe der in Beſchlag genommenen Güter an die Eigenthümer enthielt, der dritte die Verzichtleiſtung Marien Thereſiens für ſich und alle ihre Erben und Nachfolger auf alle Anforderungen an die Staaten und Lande Friedrichs II., inſonderheit auf die durch die Präliminarartikel von Breslau und den Friedenstraktat von Berlin abgetretenen, wie desgleichen die Verzichtleiſtungen Friedrichs für ſich und alle ſeine Erben und Nachfolger auf alle etwaigen Anforderungen an die Staaten und Lande Marien Thereſiens, der vierte die Aufhörung aller Feindſeligkeiten vom Tage der Unterzeichnung des Traktats, der fünfte die Zurückziehung der beiderſeitigen Truppen aus allen Staaten, Ländern, Städten, Feſtungen und ſonſtigen Plätzen der Gegenpartei binnen 21 Tagen, der ſechste das Aufhören aller Auflagen, Lieferungen, Kriegszahlungen u. ſ. w., das Nachlaſſen beiderſeitiger Kontributions- und Zahlungsrückſtände, Freigebung der Geiſſeln u. ſ. w., der ſiebente die Auswechslung der Kriegsgefangenen, der neunte die Zurückerſtattung aller Papiere, Briefſchaften, Urkunden und Archive, der zehnte die Freizügigkeit der Bewohner von Stadt und Feſtung Glatz binnen zwei Jahren, der elfte die Beſtätigung der während des Krieges im Namen Marien Thereſiens in Turno civensi geſchehenen Verleihungen aller geiſtigen Pfründen und Beneficien, der zwölfte die Erneuerung und Beſtätigung der Breslauer Präliminar-Friedens-

Artikel und des Berliner Definitivtraktats von 1742, des Gränz-Scheidungs-Vertrags vom ſelben Jahre und des Dresdener Friedens von 1745, — der dreizehnte die beiderſeitige Verpflichtung „das Commercium zwiſchen ihren beiderſeitigen Staaten, Landen und Unterthanen, ſo viel als möglich, zu begünſtigen, und durch Ermunterung und Erleichterung zur beſten Wohlfahrt ihrer beiderſeitigen Staaten treulich zu befördern," wie auch zu dieſem Ende an einem Commercientraktat arbeiten zu laſſen; der vierzehnte die Aufrechthaltung der katholiſchen Religion in Schleſien wie zur Zeit des Berliner Friedens, ohne Benachtheiligung der Gewiſſensfreiheit der proteſtantiſchen Religion oder der Rechte der Souveraine; der fünfzehnte die Erneuerung der in dem Berliner Traktat übernommenen Verbindlichkeiten wegen Bezahlung der auf Schleſien hypotheeirten Schulden, der ſechszehnte die wechſelſeitige Gewährleiſtung der beiden Mächte für ihre Staaten, der ſiebenzehnte, daß der Kurfürſt von Sachſen in dieſem Frieden auf den Fuß eines eigenen Friedenstraktates, welchen der König von Preußen mit ihm unter demſelben Datum geſchloſſen, einbegriffen ſein ſollte, der achtzehnte die Erneuerung des 1741 zwiſchen Preußen und Kurpfalz wegen der Jülich-Bergiſchen Erbfolge errichteten Vertrages, der neunzehnte, daß das ganze Reich in der Stipulation der 2., 4., 5., 6. und 7. Artikel mit einbegriffen ſein ſollte, nebſt Beſtätigung des Weſtphäliſchen Friedens und aller anderen Reichsſatzungen, der zwanzigſte, daß beide contrahirende Theile ſich dazu einverſtanden, ihre Freunde

und Alliirte in dem gegenwärtigen Traktat mit einzuſchlieſſen und ſich vorbehielten, ſelbe in einer beſonderen Akte namhaft zu machen, welche eben dieſelbe Kraft haben ſollte, als wenn ſelbige von Wort zu Wort in dieſem Traktat eingetragen wäre, und welche gleichfalls von den zwei contrahirenden Theilen ratificirt werden ſollte. Auſſerdem ſetzte ein erſter Separatartikel feſt, daß der König von Preußen, als Kurfürſt von Brandenburg, dem Erzherzog Joſeph bei einer künftigen römiſchen Königs- oder Kaiſer-Wahl ſeine Stimme zu geben verſprach, und durch einen zweiten Separatartikel verband ſich derſelbe, für den Fall, daß einer von den Erzherzogen die Prinzeſſin von Modena heirathen und daß dann die Anwartſchaft auf die Nachfolge der kaiſerlichen Prinzen in Modena bei Kaiſer und Reich beantragt würde, gleichfalls ſeine Stimme zu geben. Ebenſo wurde der König hinſichtlich der Erbfolge in Anſpach und Bayreuth beruhigt.

An demſelben Tage wurde denn auch der Friede zwiſchen Preußen und Kurſachſen unterzeichnet, wodurch Friedrich II. dem König Auguſt III. als Kurfürſten von Sachſen alle Eroberungen zurückgab. Am 18. März trat das deutſche Reich dem Hubertsburger Frieden bei.

Stellt man die Frage: was hatte Maria Thereſia, was hatte Friedrich II. durch den ſiebenjährigen Krieg erreicht, da der Hubertsburger Friede nur denſelben Beſitzſtand beſtätigte, welcher vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten

ſtattgefunden hatte, ſo ergibt ſich ein ungenügendes Reſultat, ein troſtloſes. So viel Menſchenleben, ſo viel Elend des Volkes, ſo viele Ortſchaften Aſchenhaufen, ſo viele Felder verwüſtet und ohne Arbeiter, ſolche Zunahme der Nationalſchuld, — damit Friedrich II. fortan unangefochten im Beſitze der Länder bleiben konnte, durch welche er beim Regierungsantritt Marien Thereſiens den preußiſchen Staat vergrößert, damit Maria Thereſia den Verluſt des koſtbaren Juwels ihrer Krone verſchmerzen und das Unabwendbare mit Reſignation ertragen lernte! Friedrich hatte übrigens — bei allen harten Schlägen, welche ſeinen Staat trafen, — den Gewinn, daß er der Mann des Volkes geworden, daß im Volke — eben durch die Gemeinſamkeit des Leidens wie des Sieges — ein erhöhtes Selbſtgefühl rege ward. Nicht ganz ſo in Oeſterreich, bei aller Liebe, mit welcher die verſchiedenen Völker der Monarchie an ihrer Beherrſcherin hingen.

Maria Thereſia mußte ſich überdem überzeugen, daß ſie von dem neuen Syſtem der Politik keinen Vortheil erhalten hatte, aber die Berechnung hatte ſich darauf begründet, Frankreich, das man nicht zu fürchten brauche, zu benützen; dieſer Fehler von Anfang machte, daß die ganze Rechnung die Probe nicht beſtehen konnte und Oeſterreich hätte, indem es bei dem Bunde mit Frankreich verlor, eine Nemeſis erkennen müſſen, dafür, daß es die erſte Bedingung eines Bündniſſes, die Wechſelſeitigkeit des Vortheils hintanſetzte, und dann, daß es etwas in Deutſch-

land nicht minder als in Frankreich Antinationales, also Unnatürliches ins Werk setzte; denn nie wird auch die wohlgemeinte Absicht der Regierenden weiser sein, als die starke, ursprüngliche Empfindung einer Nation, die unter allen Störungen doch ihr eigenes großes Leben organisch fortlebt, die ein unverwüstliches, ein wahrhaft sittliches Gedächtniß hat, ein so gewaltiges, daß die Eindrücke des Augenblickes davor rasch verbleichen und die Versuche einer willkührlichen Richtung in andere Gleise für die Dauer nicht gelingen können. Obwohl nun Kaunitz die schlimmen Früchte des neuen Systems vor Augen hatte, so beharrte er doch in seiner festen Ueberzeugung, daß für Oesterreich in dem Bunde mit Frankreich Heil sei. Von diesem Standpunkte aus wurden dann später noch weitere Familienverbindungen mit den bourbonischen Höfen aufgefaßt. Nur Franz I. hatte in dieser Angelegenheit einen richtigen Takt und konnte sich seiner Abneigung gegen Frankreich nicht erwehren. Wie er diese fort und fort bewahrte, geht aus der Bemerkung hervor, die man nach seinem Tode in seinen Papieren fand: „So wenig als möglich Verbindung mit Frankreich!“

Fünftes Buch.

Die Zeit unmittelbar nach dem Frieden.

Eine begreifliche Vorsicht, welche nicht sogleich einem festen Vertrauen auf die Aufrichtigkeit von Friedrichs II. Gesinnung Platz machte, bestimmte Marien Theresien, ihr Heer nach dem Abschluß des Friedens nur wenig zu vermindern. Gänzlich entlassen wurden nur die im kaiserlichen Sold gestandenen mainzischen, würzburgischen, toskanischen und modenesischen Regimenter, das wurmser'sche, das Stabsregiment, das Beck'sche Corps schlesischer Freiwilligen und das Loudon'sche Grenadierregiment abgedankt. Dabei wurde die rühmenswerthe Fürsorge getroffen, daß man den Verabschiedeten, nach dem Verhältniß der von ihnen erlernten Handwerke forthalf, so wie diejenigen, welche sich in gewissen angewiesenen Gegenden Siebenbürgens, Kroatiens und des Temeswarer Banats häuslich niederlassen wollten, angemessene Geldvorschüsse

leiſtete. Die bisherige Hartſchiergarde wurde in eine deutſche adelige Leibgarde verwandelt und leiſtete unter ihrem erſten Kapitän, dem Feldmarſchall Grafen Aspremont, im unteren Belvedere zu Wien am 29. Dezbr. 1763 ihren Eid. Früher ſchon hatte Maria Thereſia eine ungariſche adelige Leibgarde gebildet, welche am 28. Septbr. 1760 zu Preßburg ihren Eid abgelegt hatte und zum erſtenmal in ihrem vollen Glanz bei dem Einzug der Prinzeſſin Iſabella von Parma, der Braut des Thronfolgers Joſeph, erſchienen war. Als Fonds für dieſelbe hatte der ungariſche Reichstag von 1764—1765 die Summe von 100.000 fl. bewilligt. Im Jahre 1767 wurde dann auch eine Leibgarde der Trabanten zu Fuß errichtet.

Was die Ordnung des Staatshaushaltes betrifft, ſo gehörte zunächſt eine hohe Beſteurung zu „den Nachwehen des Krieges;" Oeſterreich hatte nach dem Kriege eine Schuldenlaſt von beinahe 100 Millionen Thaler! Zur Tilgung derſelben wurde die bisherige doppelte Kriegsſteuer beibehalten, eine Luxusſteuer auf das Tragen koſtbarer Juwelen gelegt und eine Kopfſteuer eingeführt, welche die geſammte Bevölkerung bis zum Alter von 14 Jahren herab umfaßte, und zwar in fünf Klaſſen, in deren erſter jeder Kopf 2 Gulden, in deren zweiter 1 fl. 30 kr., dritter 1 fl., vierter (welche die Dienſtboten umfaßte) 30 kr. und fünfter 15 kr. bezahlt wurden.

Der Spekulation in Ausführung von Silbermünzen

(man erinnere ſich an die preußiſche Münzverringerung!) wurde durch eine Verordnung ein Ziel geſetzt; die Tabaksgefälle in ſämmtlichen deutſchen Erblanden (mit Ausnahme von Tyrol) verpachtet (für 1,800.000 fl. jährlich). Unterm erſten Oktober erließ Maria Thereſia ein Wechſelgeſetz.

Ueber dieſen Sorgen für die materiellen Intereſſen des Staates wurden die geiſtigen keineswegs verabſäumt. So ſehen wir im Jahr 1760 zu Wartberg in Ungarn eine Ritterſchule für den ungariſchen Adel entſtehen; ſo erhielt die Univerſität Wien 1763 einen eigenen Lehrſtuhl für Kameral-, Finanz- und Polizeiwiſſenſchaft (Sonnenfels ward erſter Lehrer und Profeſſor des politiſchen Studiums), Prag eine Bergwerksakademie zur Bildung tüchtiger Bergbeamten, welche übrigens ſpäter nach Schemnitz in Ungarn verlegt wurde. Als eigenthümliche Erſcheinung tritt uns die Verfügung entgegen, welche jedem, der in dem Seminar S. Wenzels zu Prag die Magiſterwürde erhielt, den perſönlichen Adel verſprach. Von ihrer Achtung für die Wiſſenſchaften gab Maria Thereſia dadurch einen öffentlichen Beweis, daß ſie ſelbſt den öffentlichen Prüfungen ihres Sohnes Peter Leopold in den Wiſſenſchaften beiwohnte; Graf Franz von Thurn und Valſaßina, welchem die oberſte Leitung der Erziehung der jüngeren Erzherzoge anvertraut war, und Profeſſor Martini (ſpäter Staatsrath und in den Adelſtand erhoben), der Erzieher Peter Leopolds, hatten

ſich bei jener Gelegenheit des Ausdrucks voller Zufriedenheit von Seiten der kaiſerlichen Mutter zu erfreuen.

Mit der oben erwähnten Fürſorge der Regierung hielt aber auch ein regeres Streben inmitten der Regierten gleichen Schritt. Nachdem ſchon im Jahre 1755 der Buchdrucker Joh. Thomas v. Trattner, (welcher im folgenden Jahre die k. k Hofbuchdruckerei in Wien erhielt) die erſte gelehrte Zeitung in Wien, unter dem Titel: „Wieneriſche gelehrte Nachrichten" gegründet hatte, erſchien 1764 daſelbſt die erſte Wochenſchrift, „die Welt" von Klemm, welcher im folgenden Jahre die von Sonnenfels' herausgegebene: „der Mann ohne Vorurtheil" folgte, von deren Einfluß auf die öſterreichiſche Literatur ſpäterhin bei einer Charakteriſtik Sonnenfels noch die Rede ſein wird. Im Jahre 1760 machte Joſeph Anton von Riegger (geb. zu Innsbruck am 13. Februar 1742, der Sohn des um Oeſterreichs Studienreformen und Nationalbildung in Gemeinſchaft mit G. van Swieten, Stock und Kollar hochverdienten Hofraths Paul Joſeph von Riegger,) den Verſuch, eine gelehrte deutſche Geſellſchaft in Wien zu ſtiften, unter deren Mitgliedern die Namen: Sonnenfels, Spielmann, Kauz, Bob, Thugut u. a. m. hervorragten. Von Joſeph Anton von Riegger iſt zu bemerken, daß er 1764 Profeſſor des Kirchenrechts am Thereſianum zu Wien wurde, dann als Profeſſor der Inſtitutionen, des bürgerlichen und peinlichen Rechts nach Freiburg kam,

1767 den Lehrſtuhl des Natur- und kanoniſchen Rechts und die Ernennung zum k. k. Rath und Director des akademiſchen Gymnaſiums erhielt, 1769 zum k. k. wirklichen vorderöſterreichiſchen Regierungs- und Kammerrath und bald darauf zum Präſidenten und Direktor der philoſophiſchen Fakultät befördert wurde. Er ſtarb am 5. Auguſt 1795 als Gubernialrath in Prag.

Toskana — Sekundogenitur.

Marien Thereſiens drittgeborner Sohn, Peter Leopold, hatte noch nicht das 16te Jahr erreicht, als Kaiſer Franz unterm 14. Juli 1763 ein Hausgeſetz aufrichtete, wodurch das Großherzogthum Toskana zur Sekundogenitur des habsburg-lothringiſchen Geſchlechtes erklärt wurde. Peter Leopold, bisher zum Generalgouverneur der Lombardei beſtimmt, ſollte dieſe Würde an ſeinen jüngeren Bruder, den Erzherzog Ferdinand abgeben (Dekret vom 19. März 1764) und die Regierung von Toskana antreten. Auch ward bereits ſeine Vermählung — abermals mit einer bourboniſchen Prinzeſſin — mit Marie Louiſe von Spanien, der Tochter Karls III., verabredet. In Berückſichtigung dieſes Verhältniſſes verzichtete Karl III. auf ſeine Anſprüche an die Mobiliarhinter-

laſſenſchaft des letzten Mediceers. Toskana konnte ſich zur Errichtung dieſes Hausgeſetzes in hohem Grade Glück wünſchen. Es erhielt in Peter Leopold einen Fürſten voll der ſchönſten Anlagen, voll des redlichſten Strebens: ſeinem Herrſcherberufe zu entſprechen, einen Fürſten, deſſen hohe Geiſtesbildung mit dem edelſten Herzen im ſchönſten Einklang ſtand, und der während ſeiner 25jährigen Regierung in Toskana das Ideal einer monarchiſchen Verfaſſung in einer Weiſe verwirklichte, daß dieſer Staat als Muſterſtaat für ganz Europa gelten konnte. *)

Eine andere Angelegenheit, welche Marien Thereſien im Jahre 1763 lebhaft beſchäftigte, war die

---

*) Man erzählte ſich mehrere artige Leopolds Jugendalter betreffende Anekdoten; ſo ſollte ein türkiſcher Botſchafter, welcher der kaiſerlichen Familie vorgeſtellt worden, am längſten und aufmerkſamſten den jungen Erzherzog Leopold betrachtet und auf die Frage: warum er dies thue, geantwortet haben: „Weil ich in dieſem Prinzen einen großen Herrſcher aufwachſen ſehe.“ Weil er unter ſeinen Geſchwiſtern ſtets der Fleißigſte im Lernen war, nannten ſie ihn ſcherzweiſe blos den „Doktor.“ Wenn Joſeph ein geſchmackvolles Werk loben hörte, pflegte er zu ſagen: „Das iſt ein Lieblingsgericht für meinen Bruder Leopold.“ Charakteriſtiſch iſt es, daß die Lieblingsſtudien des jungen Erzherzogs Naturrecht, Staatsrecht und Kirchenrecht waren; er bewies ſpäter durch ſeine Regierung in Toskana, daß er dieſe Wiſſenſchaften gründlich in ſich aufgenommen und vom Standpunkte der Humanität aus praktiſch anzuwenden verſtand.

Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König.

Sie hatte von Seiten der Kurfürsten keinen Widerspruch zu erfahren und schon am 3. April des Jahres 1764 wurde der Erzherzog Joseph in Frankfurt a./M., wohin er sich mit seinem Vater begeben hatte, zum römischen König gekrönt. Göthe hat uns eine in aller Frische des Jugendeindrucks interessante Schilderung jener Krönung hinterlassen, — wer sähe nicht Franz I. und Joseph wie leibhaft vor sich stehen und wandeln bei den Worten Göthe's: „Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alten geschmackvoll. So bewegte er sich in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, des Lächelns sich nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füllen müssen, stand, wie ein übergreifendes Dach, vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und

Reichsapfel ſetzten in Verwunderung." — Wer ahnte, welchen Schmerz der junge König unter dieſem ehrwürdigen Ornat verbarg! Wenige Monate vor dieſem Ehrentage, der ihm die Anwartſchaft auf die Würde eines Oberhauptes über ein Reich gab, wo er am wenigſten regieren durfte, — wenige Monate vordem war ein Herz gebrochen, das er unſäglich geliebt, hatten ſich zwei Augen geſchloſſen, deren ſanfter Zauber den Ungeſtüm ſeines edlen Feuers ſo oft gemildert hatten. Nachdem ihm ſeine Gemahlin Maria Iſabella am 20. März 1762 eine Tochter Maria Thereſia und am 22. November 1763 eine zweite, Maria Chriſtina, geboren hatte, welche bald nach der Taufe ſtarb, war ſie ſelbſt am 27. November d. J. in ihrem zwei und zwanzigſten Jahre von ſeiner Seite geſchieden. Joſeph konnte ſie nie vergeſſen.

Zweite Vermählung Joſephs.

Gleichwohl glaubte man es Rückſichten der Politik ſchuldig zu ſein, eine zweite Vermählung Joſephs zu Stande zu bringen; man wünſchte und hoffte, daß ihm der Himmel einen männlichen Erben ſchenken würde, und man richtete bei der Wahl einer neuen Gemahlin für ihn das Augenmerk auf die Tochter Kaiſer Karls VII., die Schweſter Maximilian Joſephs, die Prinzeſſin Maria Joſepha

von Bayern, eine Dame, welche weder Anmuth des Körpers noch des Geiſtes beſaß, um Joſeph zu feſſeln und ihn den Verluſt ſeiner erſten Gemahlin vergeſſen zu machen. Kein Zweifel, daß ſie ihm von Herzen zugethan war, daß ſie ſich bemühte, ſeine Neigung zu gewinnen. Dabei ſchadete ihr jedoch eine unſelige Scheu, die ſie nur mit Zittern und Zagen vor ihm erſcheinen ließ, welche ihn, bei ſeinem entſchiedenen Weſen, nur noch mehr abſtoßen mußte, wenn ſchon der Gedanke etwas Peinigendes für ihn hatte und ſeine Abneigung, ſeine Kälte ſteigern mußte, daß die Rückſicht auf eine Erbſchaft ihrer Allodialgüter die Wahl beſtimmt hatte. Die Vermählung wurde am 23. Januar 1765 zu Schönbrunn bei Wien vollzogen und mit großer Pracht gefeiert; am 29. hielten die Neuvermählten ihren Einzug in Wien, und am folgenden Tage ſtattete Maria Thereſia 25 Brautpaare aus dem Bürgerſtande Wien's aus, welche in der St. Stephanskirche getraut wurden.

Aeußere und innere Angelegenheiten in den Jahren 1764 und 1765.

In Bezug auf die Erſteren iſt das Verhältniß zu Polen bemerkenswerth, deſſen König Auguſt III. am

5. Oktober 1763 gestorben war, und wo der Thron fast ein ganzes Jahr lang unbesetzt blieb. In diesem Zeitraum der Zwischenregierung, welche Schlosser mit Recht als völlige Anarchie bezeichnet, fallen die Anfänge jener Verhandlungen, durch deren Abschluß und Folgen Polen aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen ward, und der große Blutfleck, welcher den Namen Polen in dem Rechnungsbuche der Politik bedeckte, immer weiter um sich griff. In diese Zeit fällt der Umschwung des politischen Systems Friedrichs II., wie uns der genannte Geschichtschreiber dies in wenigen Strichen vortrefflich auseinandersetzt, wie Friedrich gegen den Haß Ludwigs XV., gegen die Verstimmung Georgs III. und seines Lord Bute, „gegen die Abneigung der Kaiserin Maria Theresia, welche Schlesien nie vergessen konnte, eine Stütze an Rußland suchte," wobei „Polen das Opfer der Freundschaft beider Mächte ward." Man erinnere sich dabei, wie schon im Jahre 1710 ein Entwurf zu einer Theilung Polens, und zwar (nach Seckendorfs Versicherung) durch den preußischen Cabinetsminister von Ilgen gemacht worden, dessen erster Gedanke jedoch von dem russischen Kaiser, Peter I., unzweifelhaft ausgegangen, ein Projekt, dem der kursächsische Hof insofern nicht abgeneigt war, als August II. (wie wir aus zwei anderen Entwürfen entnehmen müssen) über einen kleineren Theil von Polen als Erbkönig herrschen und das übrige Land theils den Magnaten zu unabhängigen Fürstenthümern, theils auch

den benachbarten Monarchen zur Erhaltung ihrer Zustimmung und guter Nachbarschaft überlassen wollte, — ein Plan, der nur an der Besorgniß gescheitert war, daß, würde er bekannt, der Versuch, die Krone erblich zu machen, ihm die Wahlkrone kosten möchte. Damals (20. Juni 1733) erklärte der Gesandte Kaiser Karls VI. dem Primas von Polen: „Nach dem Beispiel seiner Vorfahren hat sich der Kaiser bisher für einen Bürgen der polnischen Freiheit, wie sie durch die ältesten und gegenwärtigen Konstitutionen des Reiches festgestellt ist, bekannt und wird sich auch in Zukunft dafür bekennen." Und wohl hatte Oesterreich alle Ursache dazu, wenn es sich an die Rettung Wiens durch Johann Sobiesky erinnerte, wenn es daran dachte, daß der polnische Staat ebenso eine Vormauer Deutschlands gegen Rußland sein müsse, — eine Ansicht, welche damals allgemein verbreitet war.

Doch genug davon! So wenig man sich damals durch den Gedanken an das Recht der Nation von der Ausführung des Theilungsplans, welcher das Völkerrecht verletzte, hatte abschrecken lassen, ebenso wenig im Jahre 1764, und auch diesmal, wie späterhin, konnte den fremden Machthabern der Umstand nicht zur Entschuldigung gereichen, daß die tausendfältigen Particularinteressen des Adels, der nur in Einem, im Egoismus, ein Gemeinsames fand, die Nation so weit gebracht hatte, daß sie unfähig geworden, eine eigene, selbstständige Staatsexistenz

zu behaupten; niemand ſollte dieſen verderblichen Irrthum, dieſe Sünde furchtbarer büßen, als eben der Adel ſelbſt; — die Nemeſis! Es war im April 1764, als Preußen und Rußland einen Vertrag unterzeichneten, der unter dem unſchuldigen Titel eines Defenſivtraktats und den öffentlichen Stipulationen das Unheil nicht ahnen ließ, welches der am 11. April d. J. zu Petersburg unterzeichnete geheime Artikel enthielt. Welche Bedeutung man dem polniſchen Staate (es wäre Entweihung des Namens, die übliche Bezeichnung Republik dafür zu brauchen), beimaß, wie man denſelben nur mehr als Spielball der Gewalt betrachtete, die ſich bald ungeſtraft jede Demüthigung Polens erlauben durfte, das geht ziemlich deutlich hervor aus der Wahl desjenigen Mannes, deſſen Erhebung der Traktat befördern helfen ſollte, zum polniſchen Throne; man wählte Stanislaus Poniatowsky, einen geweſenen Günſtling der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina II., einen Mann von oberflächlichem höfiſchem Schliff ohne alle Begabung für das Amt eines Königs, einen Mann, durch deſſen Erhebung man die Macht der ruſſiſchen Kaiſerin ebenſo offenkundig zeigen wollte, als man durch die Beweiſe ſeiner Ohnmacht und Untüchtigkeit freies Spiel in die Hand bekommen mußte, zumal, da man ſich ausdrücklich dazu verband, unter allen Umſtänden und mit allen Mitteln den Fortbeſtand einer Verfaſſung aufrecht zu erhalten, welche eben über kurz oder lang den Untergang des polniſchen Staates herbei-

führen mußte. Maria Thereſia wünſchte, daß der ſächſiſche Prinz Xaver den Thron beſteigen möchte; ſie ahnte Rußlands Streben nach Erlangung eines Uebergewichts in Polen, deshalb erklärte ſie durch ihren Botſchafter, den Grafen von Mercy d'Argenteau, daß ſie der polniſchen Nation bei der Wahl eines Königs eben ſo wenig ſelbſt Zwang anthun, als es geſtatten würde, daß ſich andere Mächte gewaltſam darein miſchten. Wir werden ſpäterhin ſehen, wie Maria Thereſia in Bezug auf Polen den geſunden Takt eines natürlichen Rechtsgefühles bis zu dem letzten Augenblicke bewahrte, in welchem ihr der Beitritt zu einem Faktum aufgenöthigt wurde, und wie ſie auch dann noch das ganze Gewicht der Verantwortung, die ſie auf ſich genommen, begriff, wie auch dann noch der Gedanke: an einem Unrecht, wenn gleich nur nothgedrungen, Theil zu nehmen, ihr Gewiſſen erſchütterte. Was nun die Königswahl Poniatowsky's betraf, ſo wurde dieſelbe durch den Einfluß Rußlands und Preußens durchgeſetzt (7. September. 1764). Maria Thereſia berief hierauf ihren Geſandten von Warſchau zurück.

So wenig dieſe auswärtige Angelegenheit einen nächſtunmittelbaren Einfluß auf die öſterreichiſche Monarchie ausübte, ſo noch weniger eine Irrung mit der Republik Venedig wegen Gränzſtreitigkeiten in Bezug auf den Fluß Tartaro, welcher die Gebiete von Mantua und Verona ſchied. Sie wurde auf einem zu Oſtiglia abgehal-

tenen und durch einen am 18. Juni 1764 beendigten Kongreß glücklich geschlichtet. In Bezug auf das Verhältniß zu Venedig ist gleich hier beizufügen, daß die Gränzangelegenheit in Friaul später (1777) durch Austausch einiger Bezirke eine erwünschte Erledigung fand.

Nachträglich darf endlich auch nicht unerwähnt bleiben, in welchem Verhältniß Oesterreich bis dahin zu der Pforte und zu den Barbaresken stand. Es war ein durchaus friedliches, während wegen der Mißhelligkeiten um Schlesien der Krieg auf deutschem Boden wüthete. Verschiedene Male sah Wien Abgesandte der Pforte und der Barbaresken, zuerst einen Botschafter der Pforte im April 1741, der die Ratificationsurkunde des Belgrader Friedens überbrachte, dann wieder einen im Sommer und Herbst 1748, welcher den Frieden mit den Barbaresken (vom Nov. d. J.) vermittelte; später kam ein Gesandter von Tripoli (1750 und 1756), ein Gesandter der Pforte (1755) und einer von Algier (im Winter von 1758 auf 1759) nach Wien.

Was die inneren Angelegenheiten betrifft, so war das Jahr 1764 durch einen Aufstand der Bauern in den Szekler Stühlen in Siebenbürgen, welcher jedoch durch General Siekowitz bald gedämpft wurde, und durch die Stiftung eines Hausordens vom heiligen Stephan zur Belohnung verdienstvoller Civilstaatsdiener (unter'm 6. Mai 1764) bezeichnet. „Stringit amore" war die Devise, die Farbe die ungarische; Maria Theresia

konnte der Ungarntreue nie und nimmer vergeſſen, die ſie in den gefahrvollſten Tagen ihres Lebens ſo glorreich erprobt hatte; ſie ſelbſt hielt das erſte Ordenskapitel. *) Dabei war ſie fort und fort für die Förderung der geiſtigen ſowohl als der materiellen Intereſſen in der Monarchie beſorgt. In Bezug auf erſtere ſehen wir im Jahr 1764 zu Preßburg eine Realſchule zur Bildung von adeligen Fräulein, in Kroatien eine Landesſchule zu Karlſtadt erſtehen, mit einer jährlichen Dotation von 3000 fl. für die Lehrer. 1765 ließ Maria Thereſia 300 Knaben aus Kroatien nach Wien kommen, auf ihre Koſten in Handwerken unterrichten und ſo ertüchtigt heimkehren. Ueberhaupt waren Ungarn und die Nebenländer ein beſonderer Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit. Dies bewies ſie durch mehrere einflußreiche Verfügungen, ſo durch die Wiedereinführung der Statthalterwürde in Ungarn, welche ſie nach dem Abſterben des Palatinus Batthiany 1765 dem Prinzen Albert von Sachſen verlieh (welcher im darauf folgenden Jahre, am 8. April 1766, mit ihrer Tochter, der Erzherzogin Chriſtine ver-

*) Die zum Gedächtniß der Ordensſtiftung geprägte Medaille zeigte auf dem Avers die Kaiſerin im Ordenskleide mit dem Ordenszeichen, worauf das Wort „Meritis“; dazu die Umſchrift: „Ordinis S. Stephani primi regis apostolici solemnia restituta 1764“ auf dem Revers das ungariſche Wappen mit einem Adler drüber und der Umſchrift: „Alis tuta sub alis“; die Randſchrift: „Floret honore novo.“

mählt wurde); — die alten Festungen Ungarns wurden 1765 in guten Stand gesetzt und bei Arad eine neue angelegt; die ungarisch-deutschen Seegegenden wurden in demselben Jahre unter der Benennung des „Litorales" in eine besondere Provinz zusammengezogen, die unter kroatische Landeshoheit gestellt und den Handelsgesellschaften zu Wien und Triest mit aller Gerichtsbarkeit überlassen ward. In demselben Jahre erhielt der Hauptmann der ungarischen adeligen Garde einen Platz unter den höchsten Kronbeamten Ungarns. — Siebenbürgen wurde im Dezember 1765 zu einem Großfürstenthum erhoben. — In Beziehung auf die materiellen Interessen verdient zunächst Beachtung die Verminderung vieler überflüssiger Chargen, dann die Urbarmachung der Neustädter Heide, die Fortsetzung der Arbeiten an der neuen Handelsstraße nach Zeng in Dalmatien, an der Schiffbarmachung des Kulpastroms u. s. w., so wie die Anlegung von Gestüten in Oesterreich. Hinsichtlich des Finanzwesens erfolgte 1765 eine Reform, und erhielt Graf Hatzfeld als Hofkammerpräsident dessen Verwaltung; der Hofkommerzienrath wurde mit der böhmischen Hofkanzlei vereinigt. Auch das Kriegswesen verlor die Kaiserin nicht aus dem Auge; fortwährend sollte dessen Verbesserung beachtet werden, Lacy wurde Generalinspektor bei der Infanterie, Graf Odonnell bei der Cavallerie.

Was endlich das Erzhaus betrifft, so erhielt dasselbe im Jahre 1765 durch Reichshofrathsbeschluß vom

11. März die reichslehnbaren Stücke der durch Abgang des Mannsſtamms erledigten Grafſchaft Hohen-Embs in Schwaben.

Vermählung des Erzherzogs Leopold. — Tod des Kaiſers Franz I.

Der Wunſch, die Verbindung Oeſterreichs mit den Bourboniſchen Höfen immer innigzer, wo möglich unauflöslich zu machen, hatte das bereits erwähnte Projekt einer Vermählung des Erzherzogs Peter Leopold mit der ſpaniſchen Prinzeſſin Marie Louiſe hervorgerufen, und dieſe Wahl begründete das vollkommenſte häusliche Glück, da Marie Louiſe eben ſo ausgezeichnet durch geiſtige Gaben, wie durch Vorzüge des Herzens die reinſte Hochachtung und wärmſte Liebe eines edlen Gatten verdiente. Die Vermählung wurde durch Prokuration zu Madrid am 16. Februar 1764 geſchloſſen und am 5. Auguſt 1765 zu Innsbruck vollzogen. Dorthin hatten ſich Maria Thereſia und Franz, der römiſche König Joſeph, die Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Chriſtina begeben. Mit großer Pracht wurden die Vermählungsfeierlichkeiten begangen; ein marmorner Triumphbogen,

der am Ende der großen Vorſtadtgaſſe gegen Wildau errichtet wurde, ſollte das Andenken jener frohen Tage verewigen. Schon bereitete ſich der Hof zur Rückkehr nach Wien, als der plötzliche Tod des Kaiſers die allgemeine Freude in Trauer verwandelte

Schon ſeit einiger Zeit durch Anfälle von Schlagfluß bedroht, ſehnte ſich Kaiſer Franz aus der Tyroler Luft, von welcher er glaubte, daß ſie dazu beitrage, ſein Uebelbefinden zu vermehren, ungeduldig nach Wien zurück. Noch am Morgen des 18. Auguſts bat ihn ſeine Schweſter Charlotte, Aebtiſſin von Remiremont, aufs Dringendſte, Blut zu laſſen. Er verſchob dies jedoch, weil er des Abends bei dem Erzherzog Joſeph ſpeiſen wollte, für den Morgen des folgenden Tages, und begab ſich in die Oper. Während der Aufführung fühlte er ſich plötzlich unwohl und verließ in Begleitung ſeines Sohnes Joſeph den Opernſaal. Noch hatte er ſein Zimmer nicht erreicht, als er plötzlich wankte; Joſeph hielt ihn in ſeinen Armen, vermochte ihn jedoch nicht länger zu ſtützen und ließ ihn zu Boden gleiten. Er war verſchieden, der Schlag hatte ihn gerührt, der Tod ſanft und mild die Flamme eines ſanften und milden Lebens gelöſcht. Er war 58 Jahre alt geworden, — ein Fürſt, der, wie wir im Verlauf dieſer Geſchichte geſehen haben, zwar keine hervorragende Energie beſaß und gerne hinter der ſeiner großen Gemahlin in den traulichen Kreis eines Privatmannes zurückzutreten ſich beſchied, aber dabei ein Fürſt von deutſcher Geſinnung,

der das Bündniß mit Frankeich ſtets als ein unheilvolles betrachtete. Er war ferner ein kenntnißreicher, hochherziger Freund und Beſchützer alles Schönen. Denkmale ſeines lebhaften Intereſſes an Künſten und Wiſſenſchaften waren die von ihm geſtifteten Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie zu Piſtoja und der freien Künſte zu Augsburg, das Ingenieurarchiv in Wien, mit der reichhaltigen Sammlung der genaueſten Plane aller feſten Plätze in der öſterreichiſchen Monarchie und dem Ausland; und ebenſo mußten Künſtler und Gelehrte dankbar die kaiſerliche Freigebigkeit rühmen, womit ſie durch ihn zu Reiſen in künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Zwecken unterſtützt worden waren. Mit ſehr richtigen ſtaatswirthſchaftlichen Einſichten ausgerüſtet, wendete er in ſeiner ſtillen friedlichen Thätigkeit ſein Augenmerk auf Schutz und Begünſtigung des Handels und der Manufacturen, und wenn er ſelbſt — mit den Ueberſchüſſen der Einkünfte Toskana's — Handelsſpekulationen unternahm, durch welche er einen nicht unbeträchtlichen Gewinn erzielte, ſo berechtigt das nicht, in den Spott Friedrichs II. darüber einzuſtimmen, und zwar um ſo weniger, da er von dem allerdings ſehr bedeutenden Vermögen, welches er auf ſolche Weiſe ſtets vermehrt hatte, den edelſten Gebrauch machte. So in Beziehung auf Kunſt und Wiſſenſchaft, wie oben bemerkt; ſo aber auch zur Linderung der Armuth. Denn Humanität war einer der ſchönſten Grundzüge ſeines Charakters. Sie gab ſich kund durch Duldſamkeit in religiöſen Ange-

legenheiten, durch Leutſeligkeit im Umgang mit Geringeren, — Eigenſchaften, welche er auf ſeine Söhne vererbte. Mit der edelſten Selbſtverläugnung achtete er ſein Leben gering, wenn es galt, das ſeiner bedrängten Mitmenſchen zu retten. So erwies er ſich bei mehr als einer Gelegenheit — bei der Feuersbrunſt zu Wien (1752), die in der Salpeterniederlage daſelbſt ausgebrochen war, wobei er, als man ihn auf die Gefahr aufmerkſam machte, der er ſich ausſetze, die ſchönen ihn ehrenden Worte ſprach: „Für mich iſt nichts zu fürchten, wohl aber für die armen Menſchen (die Zeughausarbeiter), die man mit vieler Mühe retten wird;“ — ſo ferner bei der furchtbaren Ueberſchwemmung der am Donauarm gelegenen Wiener Vorſtädte, wo er, wie nachmals auch die Söhne des erlauchten Hauſes, mit kühner Todesverachtung in den Kahn ſprang, den die ſchweren Eisſchollen bedrohten, und zu den Häuſern ſchiffte, um die in Todesangſt athmenden Bewohner zu retten; — ein Muth, wahrlich ächtfürſtlicher Art und gewiß ebenſo fürſtlich, als der, welcher an der Spitze der Bataillone feindlichen Feuerſchlünden entgegeneilt. *)

*) Eine auf den Tod des Kaiſers geprägte Medaille zeigte auf dem Avers deſſen Bild mit der Umſchrift: „Franciscus Dei gratia Romanorum Imperator semper Augustus, Germaniæ, Hierosolymæ Rex, Lotharingiæ, Barri Dux, Magnus Hetruriæ Dux. auf dem Revers ein Grab mit einer Pyramide, auf deren Spitze ſein Bruſtbild, zur Seite die allegoriſchen Figuren der Religion und Gerechtigkeit, mit der Umſchrift: „Aeternitati Augusti Principis Optimi Patris Patriæ;“ am Rande: „Obiit Geniponti 18. Augusti 1765.“

Wir wiſſen, wie zärtlich Maria Thereſia ihren Gatten geliebt; dieſe Liebe überdauerte ſein Leben. Gränzenlos war ihr Schmerz bei ſeinem Verluſt, ihr erſter Gedanke: die Regierung niederzulegen und den Reſt ihrer Tage in klöſterlicher Abgeſchiedenheit hinzubringen; die Stelle, wo Franz I. geſtorben war, verwandelte ſie in eine Kapelle, in Innsbruck gründete ſie ein adeliges Fräuleinſtift für 12 Tyroler Damen. Allmählich wich der heftigſte Schmerz einer nicht minder tiefen Wehmuth. Nie bis an ihr eignes Ende legte ſie die Trauer um den Gatten ab, den ſie nicht als Geſtorbenen, blos als Getrennten betrachtete, deſſen Leiche in der Familiengruft bei den Kapuzinern zu Wien ſie regelmäßig zu beſuchen pflegte, als käme ſie, ſich mit dem liebſten Freund zu unterhalten. Wie in ihrem Anzug, ſo behielt ſie die Farbe der Trauer auch in ihren Zimmern bei, die fort und fort ſchwarz ausgeſchlagen blieben, und jedes Jahr brachte ſie den Sterbetag ihres Gemahls in ihrem Kabinet eingeſchloſſen zu, unter Thränen und Gebet. Und nur die gewiſſenhafte Sorge, das Glück ihrer Unterthanen zu befördern, eine Sorge, der ſie ſich mit aller Energie des Wollens und Handelns hingab, war ihr ein Erſatz für das verlorene eigene Glück.

Wie Maria Thereſia, ſo empfand auch Joſeph den Verluſt, Joſeph, der nicht lange vorher durch den ſeiner innigſtgeliebten Gattin ſo tief erſchüttert worden. Ein Brief Joſephs, dat. Innsbruck den 20. Auguſt, an Bat-

thiany, ſeinen früheren Oberhofmeiſter, ehrt nicht minder die Pietät des Sohnes, als das Andenken des Vaters. „Mon prince“ ſchrieb er an den in den Fürſtenſtand erhobenen Batthiany, — „es iſt über die Fähigkeit eines menſchlichen Weſens, den hohen Grad von Schmerzen, das Uebermaaß von Empfindungen ſo darſtellend zu ſchildern, wie es das Herz eines Sohnes fühlt, der ſeinen Vater auf ewig verliert, von dem er überzeugt war, daß er geliebt wurde. Im Moment von den ſchrecklichen Leiden, die mich foltern, vergaß ich meine Mutter nicht. Aber konnten Troſtgründe eines Sohnes, dem die Wehmuth ſein Herz zerriſſen, konnten ſie Erſatz für den grauſamen Schlag ſein, den ihr das Schickſal verſetzte? Mein Vater hatte die zärtlichſte Zuneigung für mich gehabt. Er war mein Lehrer, mein Freund, und der größte Prinz ſeines Hauſes, — würdig des Zutrauens ſeiner Familie, ſo wie jenes des ganzen Volkes. Großmüthig, gerecht, ein Freund der Künſte, der Wiſſenſchaft, der Armuth und des Beſtrebens ſich empor zu bringen, war er Kenner der Privatverdienſte ſelbſt als Monarch.“ — Und an ſeine zu Schönbrunn zurückgebliebenen Schweſtern ſchrieb er unter anderm: „Der traurigſte Schlag, der uns nur drohen konnte, hat uns getroffen. Wir verlieren den zärtlichſten Vater, den beſten Freund. Unterwerfen Sie ſich der Vorſehung, laſſen Sie uns für die Ruhe ſeiner Seele beten und die Liebe zu unſerer erhabenen Mutter, das einzige Gut, welches uns übrig bleibt, verdoppeln,

ihre Erhaltung iſt meine größte Sorge in dieſem ſchrecklichen Augenblick."

Nicht minder als Gattin und Kinder trauerten um den verſtorbenen Kaiſer die Armen, insbeſondere Wiens, denen er ſich ſtets als treuer Vater erwieſen, und als am 28. Auguſt ſeine Leiche in der Roßau an's Land geſetzt wurde, war kein Auge trocken.

Joſeph wird Kaiſer und Mitregent.

Bereits bei Lebzeiten ſeines Vaters zum römiſchen König erwählt und gekrönt, ward Joſeph nach dem Tode deſſelben ohne Anſtand deutſcher Kaiſer, in einem Alter von vier und zwanzig Jahren. Wohl mochte ſeinem hochſtrebenden Geiſte die Löſung einer großartigen Aufgabe mit dieſem ehrwürdigen Titel verknüpft erſcheinen, die Herſtellung der alten Bedeutung und Herrlichkeit des deutſchen Kaiſerthums; doch mußte er ebenſo auch wohl bald erkennen, daß ein ſolches Ziel nach der zerbröckelnden Arbeit des letzten Jahrhunderts unerreichbar ſei, daß die ganze Thätigkeit eines deutſchen Kaiſers faſt nur auf die Verbeſſerung der Reichsjuſtiz beſchränkt war, deren Verderbniß allerdings einen hohen Grad erreicht hatte. Wie redlich er in dieſer Hinſicht Hand an's Werk legte, und wie den-

noch auch hier seine Versuche scheiterten, dies darzustellen gehört in eine Biographie Josephs, welche außerhalb der Gränzen dieses Werks liegt. Dafür kommt in demselben sein Verhältniß zu seiner Mutter als Mitregent in den österreichischen Staaten in Betracht.

Dazu ernannte ihn Maria Theresia unter'm 23. Septbr. 1765, so wie sie ihm auch das Großmeisterthum des Ordens vom goldenen Vließ, des St. Stephans- und des militärischen Marien-Theresienordens übertrug; bei letzterem stiftete Joseph eine Mittelklasse zwischen Rittern und Großkreuzen, die der Kommandeurs. Es änderte Maria Theresia das bisherige Wappen, indem der Schild, statt der bis dahin üblichen Idealkronen, mit der böhmischen und der ungarischen Königskrone bedeckt wurde, — und die Titulatur; sie nannte sich nun: „Maria Theresia, von Gottes Gnaden römische Kaiserin Wittwe, Königin von Hungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Sklavonien, Erzherzogin zu Oesterreich, Herzogin zu Burgund, zu Steyermark, zu Kärnthen und zu Krain, Großfürstin zu Siebenbürgen, Markgräfin zu Mähren, Herzogin zu Brabant, zu Limburg, zu Luxemburg und zu Geldern, zu Würtemberg, Ober- und Niederschlesien, Mailand, Mantua, Parma und Guastalla, Fürstin zu Schwaben, gefürstete Gräfin zu Habsburg, Flandern, Tyrol, Hennegau, Kyburg, Görz und Gradiska, Markgräfin des heiligen römischen Reiches zu Burgau, Ober- und Niederlausitz, Gräfin zu Namur, Frau auf der wendischen Mark

und Mecheln, verwittwete Herzogin von Lothringen und Bar, Großherzogin zu Toskana. Die Regierung des letztgenannten Landes trat Peter Leopold 1765 an, in seinem 18. Jahre; es entgingen ihm bei allem Gepränge, das seinen Einzug umgab, die Thränen des leidenden Volkes nicht; er verwandelte sie während einer fast fünf und zwanzigjährigen Regierung in Freudenthränen; so ward der fürstliche Jüngling Mann und Vater, der Mann des Volkes, der Vater des Vaterlandes.

Nicht eben so freien Spielraum zur vollen Entfaltung seiner Thätigkeit wie Leopold in Toskana, fand Joseph in den österreichischen Staaten; seine große Mutter hatte sich kaum von der ersten niederbeugenden Gewalt des Schmerzes erholt und erhoben, als sie auch schon wieder mit fester Hand die Zügel der Herrschaft ergriff und die Absicht zeigte, an der Leitung der Staatsangelegenheiten ihren jetzigen Mitregenten, den Sohn nicht größeren Antheil nehmen zu lassen, wie den früheren, ihren Gatten. Nur die Oberleitung des Kriegswesens blieb dem Mitregenten ausschließlich überlassen. Er unterzog sich der Sorge für dasselbe mit der größten Thätigkeit und bediente sich dabei des Rathes des Feldmarschalls Grafen Franz Moriz von Lacy (geb. den 21. Oktober 1725), — eines Mannes, dessen Name im Verlaufe des siebenjährigen Krieges oft genug, und stets mit Auszeichnung genannt worden war. Im Jahre 1766 — (am 5. Februar d. J. starb Daun) wurde Lacy zum Präsidenten

des Hofkriegsrathes ernannt und bewährte nun in dieser Stellung eine nicht geringe Geschäftsthätigkeit und Kenntniß, wodurch es ihm möglich wurde, jenem Institut sowohl, als auch dem ganzen österreichischen Heerwesen ein neues Leben einzuhauchen; die Achtung und die Freundschaft, welche ihm Joseph schenkte und unverbrüchlich bewahrte, gab ihm dabei guten Halt. — Zunächst ist hier ein wichtiger Fortschritt zu beachten, welcher dazu diente, bei den so mannichfachen und verschiedenartigen Bestandtheilen der Monarchie Einheit in die Gesammtstreitmacht derselben zu bringen, — nämlich die allmählige Einführung der Konscription in den meisten Ländern der Monarchie (mit Ausnahme von Tyrol, Belgien, Ungarn, Siebenbürgen, der Lombardei, Illyrien) und der Eintheilung derselben in Werbbezirke seit dem Jahr 1771. Angeborne Lebhaftigkeit, Erziehung und das Beispiel Friedrichs II. machten Joseph kriegerischer Beschäftigung geneigt; darum fortwährende Studien, seine Sachkenntniß auf diesem Gebiete zu erweitern, darum Zusammenziehung von Lagern und militärische Uebungen, wobei er, einfach wie er war, sich eine nicht geringe Popularität erwarb. Im Februar 1766 wurden die Kommissariatsgeschäfte des Hofkriegsraths dem Departement in publicis zugetheilt. Hierher gehörte auch die Verfügung vom Jahr 1767, welche den Soldaten das Heirathen erleichterte. Den Soldatenkindern wurden drei Kreuzer täglich zur Unterstützung bewilligt. Das Jahr 1767 wurde ferner durch Einführung einer neuen

sparsameren Einrichtung für den Kriegsstaat, eines neuen Kriegsreglements, durch die Gründung eines Waisenhauses für Soldatenkinder in Klagenfurt und durch die Verfügung bezeichnet, daß jeder Offizier bei seiner Verheirathung ein gewisses Kapital (mit Rücksicht auf den Unterhalt der Wittwe) niederlegen mußte. In demselben Jahre wurde unter der Direktion des Generals Fürsten Karl von Lichtenstein eine kaiserliche Pferdekur-Operationsschule errichtet. Im Jahr 1768 erging ein Generalpardon für Deserteurs und wurden aus den Grenadierkompagnieen sämmtlicher Infanterieregimenter besondere Grenadierbataillons, aus den Carabiniercompagnien der Regimenter zwei Carabinierregimenter, sodann ein Tschaikistenregiment und ein Pontonnierbataillon errichtet; im Jahre 1770 an verschiedenen Orten Schulen für Soldatenkinder angelegt. In demselben Jahre erschien Lacy's Dienst- und Exercierreglement.

Im Uebrigen zeigte sich, wenn gleich Joseph, wie oben bemerkt, die Ansichten und den Willen seiner Mutter bei Leitung der Politik und der Staatsgeschäfte als Höchstes über sich erkennen mußte, gleichwohl der Einfluß seines entschiedenen Strebens, alte Einrichtungen, wenn sie ihm mit den Forderungen der Zeit nicht mehr im Einklange zu stehen schienen, mochten sie sich auch mit dem ehrwürdigsten Nimbus umgeben haben, durch solche neuere zu ersetzen, welche der Humanität entsprachen und sich als praktisch erwiesen. Herz und Geist zeigten sich dabei in

ſchönſter Wechſelwirkung; er war (wie er ſelbſt einmal ſagte) „zuerſt Menſch, bevor er Kaiſer ward," und (ſo muß man hinzufügen) er blieb es als Kaiſer bis zum letzten Hauche. Er ſelbſt erklärte jene Eigenſchaft, daß er Menſch ſei, für ſeine ſchönſte, und die unpartheiiſche Nachwelt, vor welcher auch ſeine Irrthümer als ſolche offen daliegen, muß jenen Ausſpruch beſtätigen. Als Fürſt zunächſt Menſch, und in voller Freudigkeit das Geſchenk des Schickſals erkennend, das dem ächten Menſchen in dem fürſtlichen Wirkungskreiſe zugewendet iſt, — ſo begann er ſich gleich nach ſeiner Ernennung zum Mitregenten den Nationen zu zeigen, welche er beherrſchte; mit rühmlicher Hintanſetzung des perſönlichen Vortheils ließ er zu Gunſten des Staats die Staatspapiere im Werth von zwei und zwanzig Millionen, welche ihm ſein Vater vermacht hatte, verbrennen und ſchenkte dem Staat die Domanialgüter, welche der Kaiſer als Familieneigenthum angekauft hatte. Am Hofe zeigte ſich der Einfluß und Abglanz ſeiner einfachen Perſönlichkeit durch Vereinfachung in jeder Hinſicht; was Maria Thereſia und Franz I. im Vergleich zu der früheren Hofſitte begonnen hatten, wurde ſo vollendet, und die letzten Reſte der ſpaniſchen Etikette machten einem patriarchaliſchen Verhältniß zwiſchen Regierenden und Regierten Platz; die beſonderen Tafeln der Mitglieder der kaiſerlichen Familie, ſo wie die Marſchallstafeln waren abgeſchafft; es gab dafür eine gemeinſame Familientafel bei dem Kaiſer und der Kaiſerin; viele unnütze Bedien-

ſtungen, die ſechs ſpaniſchen Damenzüge, ſo wie die Galatage (letztere mit Ausnahme der Neujahrsgala) wurden (1766) aufgehoben, der koſtbare Putz eingeſchränkt, die vorzugsweiſe vaterländiſche Richtung Joſephs durch Begünſtigung inländiſcher Diener vor ausländiſchen, durch Verabſchiedung der italieniſchen und franzöſiſchen Schauſpieler kund gegeben. Dieſen Reformen am Hofe entſprach dann auch wieder die polizeiliche Vorſorge nach dem Volke hin, durch Einführung einer neuen Polizeiordnung, Verbot des Hazardſpiels u. ſ. w. Beſonders ſcharf, aber nothwendig war die Beaufſichtigung des Beamtenweſens, worin ſich nicht geringe Mißbräuche eingeſchlichen hatten. Nun hörten bei Beſetzung von Aemtern die Protektionen auf, Joſeph verbot ausdrücklich die Eingabe von Memorialen der Hofbedienten zum Zweck von Empfehlungen und erklärte, daß bei Beſetzung von Stellen lediglich das Verdienſt und das Zeugniß der Vorgeſetzten entſcheiden ſollte. Uebrigens wurde zur genaueren Ueberſicht, beſonders auch in finanzieller Beziehung, ein Verzeichniß ſämmtlicher Beamten, nebſt Angabe der Beſoldungen und Penſionen gefordert.

Joſephs erſte Reiſe.

Die groſſe Aufgabe ermeſſend, welche ihm geſtellt war, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er, um ſie einſt

mit voller Energie lösen zu können, ſich vorher mit eigenen Augen mit den Zuſtänden der verſchiedenen Länder der Monarchie aufs genaueſte bekannt machen müſſe, und nun bei alledem noch am Hofe durch das Uebergewicht der Selbſtherrſchaft ſeiner Mutter beengt, unternahm Kaiſer Joſeph mehrere Reiſen, im ſtrengen Incognito, unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein,*) mit einem ganz geringen Gefolge, und ohne allen fürſtlichen Prunk, aber mit gefüllter Kaſſe, um Noth, wo er ſie fände, und wo ihr mit Geld abzuhelfen wäre, raſch lindern zu können.

Seine erſte Reiſe unternahm er im Jahr 1766 nach Böhmen und Sachſen und ſodann nach Ungarn und dem Temeswarer Banat, über deſſen traurigen Zuſtand mannichfache Gerüchte bis zu ihm, die Wahrheit zu Ungunſten der dortigen Bevölkerung entſtellende zu Marien Thereſien gedrungen waren. Als nun Joſeph plötzlich im Temeswarer Banat erſchien, ohne daß die dortige Verwaltung Zeit gehabt hatte, zur Verbergung der Wahrheit vor ſeinen Augen Anſtalten zu treffen, überzeugte er ſich, daß der Zuſtand der Bevölkerung allerdings ein troſtloſer war,

*) Joſeph führte dieſen Namen von der Grafſchaft Falkenſtein im damaligen Oberrheiniſchen Kreis, mit welcher einſt Kaiſer Friedrich III. (1458) die Herzoge von Lothringen belehnt hatte. Franz I. hatte ſie bei Abtretung ſeiner lothringiſchen Beſitzungen ſich als Eigenthum vorbehalten und ſeinem Sohne Joſeph II. hinterlaſſen.

und zwar in Folge der durch und durch ſchlechten und gewiſſenloſen Verwaltung, indem die Beamten mit beiſpielloſer Willkühr die Bewohner drückten und dieſe, wenn ſie durch Verzweiflung zur Auflehnung wider die Gewalt getrieben worden waren, dann bei Marien Thereſien als Rebellen dargeſtellt wurden; da glaubte die getäuſchte Monarchin die Anwendung der Strenge als letztes Mittel wohl billigen zu müſſen und wahrhaft barbariſch wurde ſie von der Regierung geübt, ſo daß Land und Volk gleich furchtbar verwilderte. Joſephs ſcharfer Blick durchſchaute ſogleich die Urſachen des herrſchenden Elends und legte Hand an's Werk, um es zu entfernen. Zunächſt wurde der Präſident (General von Eggelshofen) entlaſſen, wurden neue Beamte beſtellt. Dann hob Joſeph die Leibeigenſchaft im Banat auf, gab jedem Bauer unentgeldlich Eigenthum, ließ eine feſte Steuertabelle abfaſſen, wodurch die Willkühr in der Beſteurung unmöglich gemacht ward, und gab eine neue Frohnordnung zum Schutze der Bauern, Maaßregeln, durch welche die Hoffnungen aller Bedrückten auch in den andern Provinzen auf Joſephs Menſchenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe geleitet wurden, welche aber alle Diejenigen zittern machten, die theils aus Bequemlichkeit, theils aus Beſchränktheit, theils aus Eigennutz die Aufrechthaltung des alten Schlendrians wünſchen mußten. Auch der Zuſtand von Gewerben, Fabriken, Handel, Ackerbau, Viehzucht, von Straßen und Brücken, von Feſtungen, Kaſernen und Spitälern war

bei dieſer Reiſe durch Ungarn und das Temeswarer Banat ein Gegenſtand der lebhafteſten Aufmerkſamkeit für den Kaiſer.

Innere Angelegenheiten im Jahre 1766 und 1767.

Außer den bereits erwähnten, den Hof- und Kriegsſtaat betreffenden, gehören folgende Anordnungen Marien Thereſiens den Jahren 1766 und 1767 an.

Die Klöſter erhielten 1766 Befehl, alle ſeit 1722 erkauften Güter wieder zu veräußern und unterm 27. März 1767 verordnete Maria Thereſia, daß von nun an nicht mehr Novizen in Klöſtern angenommen werden dürften, als vom 9. Mai 1766 an Geiſtliche geſtorben oder durch ärztliche Zeugniſſe als unbrauchbar erwieſen ſeien; ferner wurde den Geiſtlichen unter'm 16. Oktober 1767 ernſtlich eingeſchärft, die Stol-Gebühren nicht zu übertreten. — Nicht minder wichtig, wie dieſe Maaßregeln hinſichtlich des Geiſtes, aus dem ſie hervorgingen, war in Betreff der Folgen die Herabſetzung der Zinſen der Staatsſchuld von 5 Procent auf 4; war ferner (1767) der Erlaß der Kopfſteuer für die letzten (ärmſten) Klaſſen, die Amneſtie für entwichene Unterthanen, welche binnen 9 Monaten zurückkehren würden (von 1767), das Verbot der Auswanderung (beſonders für Schloſſer und Stahlſchmiede) von

1766, und in polizeilicher Hinsicht die Erneuerung und Verschärfung des Verbots auf den Straßen zu betteln (1766); jedenfalls gutgemeint war auch die Trauerordnung von 1767 zur Beschränkung des verderblichen Trauerluxus, wobei denn die Klagenfurter Fabrikwaaren besonders empfohlen wurden. Zur Beförderung des Handels wurde 1767 in Triest eine Assekuranzkompagnie errichtet. Die Ausfuhr des Getreides aus den deutschen Erblanden war 1766 freigegeben worden. Die Stadt Aquileja dankte Marien Theresiens Fürsorge (1766) die Austrocknung der verderblichen Sümpfe in der Umgebung. Des Dekrets vom J. 1766 in Beziehung auf das Verfahren bei Untersuchung der Fälle von sogenannter Hexerei und Zauberei ist bereits gedacht worden (1. Bd. S. 365—368). Das Jahr 1767 reifte eine weitere Frucht von Josephs Reise im Temeswarer Banat; dort wurden nämlich neue Dörfer angelegt und mit Kolonisten besetzt, wie auf der Neustädter Haide die Kolonie Theresienfeld (mit Tyroler Landbauern) gegründet.

Für Dalmatien, Kroatien und Slavonien wurde (1767) ein hoher Rath unter dem Präsidium des Banus niedergesetzt, sodann zu Zagrab eine illyrische Hofdeputation für Kroatien. Die Administration der Kaiserlichen Gefälle und Contrebandsachen wurde in demselben Jahre zu einer Instanz erhoben.

In Bezug auf geistiges Leben und Bildung ist die Errichtung eines Lehrstuhls für das politische Stu-

dium zu Prag (erſter Profeſſor: Joſeph Butſcheck) und zu Klagenfurt zu erwähnen; der letztere wurde 1772 nach Olmütz verſetzt. Zur Verbeſſerung des Schulweſens und der Univerſität in Italien wurde eine eigene Kommiſſion niedergeſetzt, in Böhmen eine Agrikulturgeſellſchaft gegründet (1769 erneuert). 1767 ſtiftete Maria Thereſia eine „Graveur- und Pouſſirſchule" in Wien, 1768 ebendaſelbſt eine K. K. Zeichnungs- und Kupferſtecherakademie (Direktor: Schmutzer, erſter Sekretär: Sonnenfels). Das Jahr 1767 iſt durch Stiftung einer gelehrten Geſellſchaft zu Mantua bezeichnet.

Noch ſind zwei Verträge zu bemerken, durch deren einen mit Frankreich und Sardinien das droit d'aubaine aufgehoben und durch deren andern mit Preußen den beiderſeitigen Unterthanen der Bezug von Erbſchaften gegen Abgabe von 10 Prozent geſtattet ward.

Kaunitz, welchen Franz I. in den Reichsfürſtenſtand erhoben, hatte im Jahre 1766 — ſeiner geſchwächten Geſundheit halber — um ſeine Entlaſſung nachgeſucht, ſie jedoch nicht erhalten; vielmehr gab ihm Maria Thereſia die Staatsminiſter Fürſt von Stahremberg und Graf von Bergen bei, welche ihm in allen ſeinen betreffenden Geſchäften Kenntniß geben ſollten. Und in der That zeigte ſich Kaunitzens Geiſt fort und fort geſund und kräftig in den Fortſchritten zu jenem Ziele hin, welches ihm vor Augen ſtand: Oeſterreich groß zu machen durch ungehemmte Entwickelung der Volkskraft als Staats-

kraft, und zwar namentlich gegenüber geiſtlichen Mißbräuchen und Uebergriffen; daſſelbe wollte Joſeph, deſſen hellere Anſichten und feuriges Streben auf den Widerſtand einer Parthei ſtoßen mußte, welche ſeine treffliche, aber einzig in Sachen der Religion nicht allzuſelbſtſtändige Mutter einzunehmen verſtand. Da war nun wieder Kaunitz, welcher eben ſo ſehr das Vertrauen Marien Thereſiens als Joſephs hohe Achtung beſaß, der rechte Mann, um die Extreme im Sinne der guten Sache zu vermitteln und allmählig die wichtigſten Neuerungen, auch in religiöſen Angelegenheiten, allen Bemühungen der reaktionären Parthei zum Trotze, durchzuſetzen; nannte man ihn doch in Rom „il ministro eretico!“

Maria Thereſia in Todesgefahr.

Maria Thereſia erreichte eben ihr fünfzigſtes Lebensjahr, als die Blattern in der kaiſerlichen Familie um ſich griffen. Sie ſelbſt, ihre Schwiegertochter die Kaiſerin Maria Joſepha, ihre Tochter Chriſtina und Herzog Albert, ſo wie ihre andere (ſechszehnjährige) Tochter Joſepha, die Verlobte des Königs beider Sicilien, wurden nach einander von jener fürchterlichen Krankheit ergriffen, welche Joſephs zweite Gemahlin am 28. Mai jenes Jah-

res dahinraffte. In voller Herzlichkeit zeigte ſich während jener Tage der Gefahr die Liebe des Volkes, das in Marien Thereſien eine treue Mutter zu verlieren befürchtete. Die Worte des wackeren Denis, dem bei dieſem Anlaß die Empfindung zu warm und zu mächtig war, als daß er an ſeine Bardenliebhaberei denken konnte, ſchildern die Stimmung des Volkes in Wien, dem die in der ganzen Monarchie entſprach, hiſtoriſch treu, wenn er ſagt:

..... „Erſt lag ein banges Schweigen,
Wie Tod, auf Stadt und Land. Des Unmuths Zeugen
Die Blicke ſtarrten, nächtlich, ſchwer.
Doch als der Schmerz nun fähig ward zu klagen,
Da ſtrömten wir — wohin? — wer ſollte fragen? —
Zu Deinen Hallen, Herr!

Sie faßten kaum der zagen Bitter Menge.
Der Seufzer tauſendſtimmiges Gedränge
Stieg wolkenähnlich himmelan.
Hier fühlte Niemand ſeiner Jahre Bürde.
Hier galt nicht Heldenabkunft, Ruhm und Würde,
Hier galt nur Unterthan.

Der Wittwen und verwaiſten Jugend Rufen
Rang dennoch übertönender die Stufen
Bis an der Gottheit Stuhl empor.
„„Sie ließ uns niemal unerhöret ſchen,
Und Du, von dem wir Ihre Rettung flehen,
Du ſchlöſſeſt uns Dein Ohr?““

Und wie in den Kirchen Tauſende zu Gott um Marien Thereſiens Erhaltung flehten, ſo wurden die Höfe der Kaiſerburg vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend

nicht leer von Menſchen, welche ſich mit banger Erwartung herzudrängten, um die Ausſprüche der Aerzte, die Nachrichten aus der Umgebung der geliebten Monarchin zu vernehmen; es war, als ſollte jede Familie aus der eigenen Mitte den Liebling verlieren, jeder Arme die einzige Stütze in ſeiner Noth; ſagte ſie doch einſt: „Man muß mich tödten, wenn man mich verhindern will, wohlthätig zu ſein!“ und wahrlich: ihre Handlungen bewieſen das in ihr wohnende Bedürfniß, Bedrängten Gutes zu thun, zu helfen, wo ſie konnte. So war denn auch der Volksjubel beiſpiellos, als die Aerzte van Swieten und Störk das Leben Marien Thereſiens außer Gefahr erklärten; überall, in Kirchen und auf Straßen, wo man ging und ſtand, ertönte das Freudengeſchrei: „es lebe Maria Thereſia, unſere Mutter!“ Alle Stände, alle Behörden, alle Anſtalten, alle Kirchengemeinden ohne Unterſchied der Konfeſſion hielten Dankfeſte, und ein wahrer Triumph der Volksliebe war's, als die Kaiſerin am 22. Juli, begleitet von ihren Kindern, dem Kaiſer Joſeph, den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian, den Erzherzoginnen Anna, Chriſtina, Eliſabeth, Amalia, Joſepha, Carolina und Antonia aus der Hofburg zum Gottesdienſt in die St. Stephanskirche zog. Van Swieten erfuhr nicht bloß ihren Dank, ſondern auch den öffentlichen des Volkes, der Adel von Tyrol nahm ihn als Mitglied auf, ebenſo die Stände von Kärnthen und Krain. Eine Medaille, welche auf die Wiedergeneſung der Kaiſerin geprägt

wurde, zeigte auf der Kopfſeite ihr Bildniß mit der gewöhnlichen Umſchrift, auf der Gegenſeite die allegoriſche Figur der Religion, knieend und gen Himmel blickend, mit der Umſchrift: „Deo conservatori Augustæ;“ im Abſchnitt las man die Worte: Ob redditam patriæ matrem 22. Jul. 1767.“

Uebrigens wurde die allgemeine Freude bald darauf durch den Todesfall der Erzherzogin Joſepha getrübt, welche bald nach ihrer mit der größten Pracht gefeierten Verlobung mit dem König von Neapel und Sicilien, nämlich ſchon am 15. Oktober deſſelben Jahres durch die Blattern dahin gerafft wurde.

1768 und 1769.

Marien Thereſiens Todesgefahr, ſo wie der Tod ihrer bräutlichen Tochter blieben nicht ohne ſegensreiche Nachwirkung für das Volk. Bis dahin nämlich hatte ſich die Kaiſerin eines mächtigen Vorurtheils gegen die Pockenimpfung, wie es damals überhaupt gäng und gäbe war, nicht entſchlagen können. Nun gab ſie daſſelbe auf und ließ 1768 die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, ſo wie ihre Enkelin, die Prinzeſſin Thereſia, Joſephs erſtge-

borene Tochter aus erſter Ehe, impfen; ſo wichtig ſchien dies Ereigniß, daß, als ſie von der Impfung hergeſtellt waren, eine Medaille darauf geprägt wurde. Vor der erzherzoglichen Familie hatte man 65 Kinder geimpft, welche dann in der großen Galerie zu Schönbrunn geſpeiſt, von der Kaiſerin ſelbſt dabei bedient und nach der Tafel beſchenkt wurden. Hiermit war denn der Impfung überhaupt die Bahn gebrochen, wenn ſie gleich vor der Hand im Inneren der Stadt noch verboten blieb. Maria Thereſia beſtimmte ein Schloß bei Schönbrunn, wohin Jedermann ſeine Kinder zu dieſem Zwecke ſchicken konnte. Erſt im Jahre 1777 ließ ſie ein Haus in Wien zu dieſem Behufe einrichten, über welches der erſte Leibmedikus, Baron von Störk, die Aufſicht erhielt, Dr. Ingenhouß wurde Impfarzt darin.

Das Jahr 1768 war ferner durch ein furchtbares Elementarereigniß bezeichnet, durch ein Erdbeben in Wien und eine Ueberſchwemmung der dortigen Vorſtädte, (27. Febr.) wobei ſich Joſeph, wie weiland ſein Vater, durch menſchenfreundlichen Eifer und edele Todesverachtung auszeichnete; wie ſein Vater ſchiffte er in einem kleinen Kahn durch das Treibeis, um überall der Erſte beim Retten und Helfen zu ſein und den Unglücklichen Brod und Geld auszutheilen.

Von Verordnungen gehört hieher das erneuerte und verſchärfte Verbot, die von der Kirche und der Regierung nicht angeordneten Feiertage zu begehen (Siehe

1. Bd. S. 360 und 361). Die Prälaten, welche in Wien reſidirten, mußten die leeren Plätze ihrer ausgedehnten palaſtähnlichen Kloſtergebäude zur Bewohnung für die anwachſende Bevölkerung bebauen laſſen; im Herzogthum Mailand wurde (1768) die Bulle „In coena domini" unterdrückt und wurden die Inquiſitionsgerichte aufgehoben, 1769 die kleinen Klöſter eingezogen, und die Veräußerung geiſtlicher Güter ohne vorangegangene landesherrliche Erlaubniß verboten. In demſelben Jahre erging auch eine Verordnung, der zu Folge in den öſterreichiſchen Erblanden Niemand ohne Zuſtimmung der Civilobrigkeit wegen Ketzerei oder anderer Urſachen mit dem Kirchenbanne belegt werden durfte. Anderſeits ſetzte Maria Thereſia (1768) eine eigene geiſtliche Kommiſſion nieder, welche jedoch ſpäterhin wieder einging und bekundete ihre perſönliche religiöſe Devotion durch die Opferung eines ſilbernen Altarblattes (im Werth von 25,000 fl.), welches den Stammbaum des Hauſes Oeſterreich mit den Fürſtenbildniſſen darſtellte, an die Muttergottes zu Mariazell (1769).

Außerdem ſind von den Verordnungen der genannten zwei Jahre beſonders beachtenswerth: die geſchärften Verbote des Zweikampfs (Siehe 1. Bd. S. 337) und des Aufkaufs der Früchte, ſo wie eine neue Verfaſſung des Rekurſes in Kontrebande-Sachen (v. 1768), die Verfügung im Mailändiſchen, durch

welche die Cenſur den Biſchöfen in Gemeinſchaft mit dem Senat übertragen ward (1769), die Errichtung einer beſondern Heroldskammer zu Mailand und die Publication der neuen „peinlichen Gerichtsordnung", wovon ſogleich ausführlicher die Rede ſein ſoll.

Im Intereſſe der inländiſchen Produktion und des Handels ſehen wir im Jahre 1768 folgende Maßregeln entſtehen. Zuerſt die Errichtung eines Konſulats in Cadix (hauptſächlich zu dem Zwecke, die böhmiſche Leinwandhandlungsgeſellſchaft in größere Aufnahme zu bringen), die Stiftung zweier Pferdemärkte im Jahre bei Wien, die geſetzliche Herabſetzung der kaufmänniſchen Prozente von 6 auf 5, eine neue Papiermacherordnung, eine neue Waldordnung, die Ausſetzung eines Preiſes von 1000 Dukaten auf die wohlfeilſte Erzeugung und beſte Verarbeitung des inländiſchen Kupfers, die Errichtung einer kaiſerl. niederöſterreichiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft zu Wien mit jährlichen Preisaufgaben; im Jahre 1769 die Erlaubniß zur Einfuhr der italieniſchen Waaren in die deutſchen Erblande und wechſelſeits der in den letzteren gefertigten in die kaiſerlich-italieniſchen Staaten gegen Entrichtung des halben Zolls, welchem ausländiſche Waaren unterlagen, ſodann verbeſſerte Einrichtungen im Forſtweſen in Tyrol, Ungarn und Steyermark, — die Gründung

eines besonderen Hafens zu Triest für die aus pestverdächtigen Orten und Gegenden kommenden Schiffe, das Verbot der Einfuhr von Blei und sublimirtem Queckſilber aus dem Ausland und die Gestattung der Einfuhr ſächſiſcher Waaren nach Ungarn gegen Entrichtung eines Zolles von 35 Thalern auf das Hundert des Werthes.

In Beziehung auf die Anſtalten für Erziehung, Bildung, Künſte und Humanität iſt aus dem Jahre 1763 die Gründung einer Ritterſchule zu Waitzen für die adelige Jugend Ungarns, die Vollendung und Einweihung der Kirche für das Waiſenhaus auf dem Rennweg zu Wien zu erwähnen; in's Jahr 1769 fällt die Stiftung einer gelehrten Geſellſchaft zu Brüſſel unter dem Protektorat des Grafen Cobenzl, woraus (durch Patent vom 16. Dezbr. 1772) die „Académie impériale et royale des sciences et belles-lettres" entſtand. In demſelben Jahre wurde das kaiſerliche Naturalienkabinet in Wien dem Beſuch aller Kunſtverſtändigen und Gelehrten geöffnet.

Das freundliche und friedliche Verhältniß Oeſterreichs zu andern Mächten wurde in den Jahren 1768 u. 1769 nicht geſtört. So wurde eine Irrung mit Bayern (im Jahr 1768), welches den Vortritt der bayeriſchen Kur vor der böhmiſchen im Kurkollegium beantragte, bald erledigt. Marien Thereſiens Stellung zu Polen übergehe ich hier, weil im Verlauf dieſer Geſchichte noch ausführlicher davon

die Rede ſein wird. Ein Anſuchen um Vermittlung der Streitigkeiten zwiſchen dem Papſt und den Bourboniſchen Höfen lehnte Maria Thereſia (unterm 2. Auguſt 1768) ab. An dem Kriege zwiſchen Rußland und der Pforte, welcher im Oktober deſſelben Jahres ausbrach, nahm ſie keinen Theil. Zur Schlichtung einiger Gränzinnungen in Betreff der Niederlande ſchloß ſie unterm 16. Mai 1769 mit Frankreich den Vertrag von Verſailles.

Die „Constitutio criminalis Theresiana."

Schon im erſten Bande (S. 336 und 337) hatte ich vorläufig hinweiſend der „constitutio criminalis Theresiana" erwähnt; hier iſt nun der Ort, dieſelbe näher zu betrachten.

Die Urſachen, durch welche ſich Maria Thereſia bewogen fand, eine neue allgemeine peinliche Gerichtsordnung abfaſſen zu laſſen, waren, dem Publikationspatent derſelben zufolge, die nachſtehenden. Erſtens das dringende Bedürfniß, daß in ſämmtlichen öſterreichiſchen Erblanden endlich ein und daſſelbe und gleiche Recht feſtgeſtellt werde,

nachdem bis dahin faſt in jedem derſelben ein anderes — „ſowohl in der Verfahrungsart als in der Beſtrafung der Verbrechen", eingeführt geweſen, und „theils nach der Carolinijch =, theils nach der Ferdinandiſch =, theils nach der Leopoldiniſch =, theils nach der Joſephiniſchen Halsgerichtsordnung, und einiger Orten nach ihren alten Landesgeſetzen, und endlich in Vorfällen, wo das Landesgeſetz dunkel oder mangelhaft, nach dem Römerrecht fürgegangen" worden. Zweitens zeigte ſich „in vorbemeldten Halsgerichtsordnungen ein gar merklicher Abgang theils an einigen Hauptmaterien, welche zur Vollſtändigkeit einer peinlichen Gerichtsordnung unumgänglich erforderlich ſind, theils an ausführlicher Abhandlung der rechtlichen Anzeigungen, dann deren ein jegliches Verbrechen beſchwerend oder mildernden Umſtänden, hauptſächlich aber an dem nöthigen Unterricht: welchergeſtalten, mit was Ordnung und Vorſichten jegliche Gattung der Criminalverfahrungen von Anfang bis zum Ende rechtsbehörigermaſſen auszuführen ſeie." Drittens der Umſtand, daß die zahlreichen Criminal-Novellen (Nachtragsgeſetze) „zumalen ſelbe in keine ordentliche Sammlung zuſammengetragen worden, denen neu angehenden Richtern groſſentheils unbekannt geblieben, und die genaue Ueberſicht ſo vieler erbländiſch-ungleiche Maleſizſazungen ſowohl der Monarchie ſelbſt, als den Hofſtellen über die Maſſen mühesam und an behöriger Beförderung der Maleſizangelegenheiten ſehr behinderlich geweſen.

Um nun diese Mängel und Mißstände abzuschaffen, und „damit das Malefizwesen sowohl in der Veranlassung als Einleitung, dann gänzlichen Abführung der Criminalprocessen, als auch in der Aburtheilung der Uebelthätern und Vollstreckung der peinlichen Urtheilen in allen deutschen Erblanden durchgehends so viel möglich, nach einerlei rechtlichen Grundsätzen, und mit einer gleichen Verfahrungsart gebührend abgehandelt werde," setzte Maria Theresia eine eigene Hofkommission zusammen, welche die bis dahin bestandenen verschiedenen Criminalordnungen nebst Novellen vor Augen haben, „das natürlichste und billigste hieraus wählen, die Abgänge und Gebrechen nothdürftig verbessern, somit eine neue auf die gemeine Wohlfahrt der Erblande eingerichtete gleichförmige peinliche Gerichtsordnung anpassen sollte." Präsident der genannten Hofkommission ward der Graf Michael Johann von Althann, Vicepräsident der obersten Justizstelle, — Beisitzer waren der geheime Rath und Assessor der obersten Justizstelle Graf Anton Casimir von Hartig, die Hofräthe Freiherr Herm. Lorenz von Kannegiesser, Karl Joseph Cetto von Kronstorf, Johann Georg von Müllensdorf, Johann Georg Haan, Johann Leonhard von Pelser, Johann Bernhard von Zenker, Johann Franz Bourguignon von Baumberg (Direktor der juridischen Facultät an der Wiener Hochschule) Joseph Ferdinand Holger, Ferdinand Maria von und zu Golbegg und Lindenburg, Franz Anton Edler

von Nell von Nellenberg und Damenacher, und Anton Edler von Gurti. Maria Thereſia beſtätigte die von dieſen Männern zu Stande gebrachte Arbeit, die „constitutio criminalis Theresiana“ oder „der Römiſch-Kaiſerlichenzu Hungarn und Böheim u. ſ. w. Königl. Apoſtoliſchen Majeſtät Mariä Thereſiä Erzherzogin zu Oeſterreich ꝛc. ꝛc. peinliche Halsgerichtsordnung“, durch Kundmachung vom 31. Dezbr. 1768; und ſollte „die Verbindlichkeit dieſes Unſeren Criminal-Rechts (hieß es darin) nach einem Jahr von Zeit deſſen beſchehen öffentlichen Kundmachung ihren Anfang nehmen.“

Schlägt man den die Thereſiana enthaltenden, bei Trattner in Wien 1769 gedruckten Folianten auf, ſo fällt der Blick in den dem Text vorangehenden Beilagen zum erſten Theil bei Numerus III. und IV. ad articuli XXXVIII. Ipsum XVII. (S. XIII. bis XLVIII) auf eine Reihe von grauenerregenden Kupfertafeln, enthaltend die „Abſchilderung und Beſchreibung der Peinigungsarten, wie ſelbe in der königl. böhmiſchen Hauptſtadt Prag bei den daſelbſtigen Stadt-Magiſtraten“, und „wie ſelbe in der kaiſerl. königl. Reſidenzſtadt Wien bei dem kaiſerl. königl. Stadt- und Landgericht“ „vorgenommen zu werden pflegen.“ Da ſind, genau nach dem beigefügten Maßſtab, der Daumſtock nach allen Profilen und in allen Beſtandtheilen, die Stricke zur Schnürung, nebſt den geſchnürten Armen im Detail, da iſt der auf der Folterleiter angebundene Delinquent ſammt aller übrigen Vorkehrung zu ſehen, vorn und ſeit-

wärts, wie er mit dem Bündel Talglichter unter die Achſeln gebrannt wird, da ſieht man ihn von den Knechten des Scharfrichters gehalten auf dem Folterſtuhl, wie ihm die eiſernen Schraubſtiefel angelegt werden, und wieder im Kerkergewölbe, zum Aufziehen am Seile bereit ſowie bereits aufgezogen. Dieſe Akkurateſſe, wiewohl ſie aus der guten Abſicht hervorging, der richterlichen und ſcharfrichterlichen Willkür bei Anwendung der Tortur zu ſteuern, erſcheint uns Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts entſetzlich.

Hat man den peinlichen Eindruck dieſer Kupfertafeln überwunden, dann ſchlägt man den erſten Theil auf, der von der peinlichen Verfahrung handelt, und lieſt nun erſt im erſten Artikel die Definition eines Verbrechens: — „es iſt nichts anderes als ein geſetzwidriges Thun oder Laſſen, ſo folgſam durch Thathandlung oder Unterlaſſung begangen wird.“ Hierauf folgt die Unterſcheidung in öffentliche (die gemeine Wohlfahrt ſtörende) und Privatverbrechen, und ſolche welche beiden Arten zugleich angehören, worauf ausgeſprochen wird, daß ſich öffentliche und Privatverbrechen, nicht nur in dem Gegenſtand und der Genugthuung, ſondern auch in der Verfahrungsart unterſcheiden, indem erſtere nach der Thereſiana bei den Halsgerichten und blutbannberechtigten Gerichtsſtellen, letztere nach dem gemeinen bürgerlichen Rechtsverfahren bei eines jedweden ordentlichem Gerichtsſtand zu rechtfertigen und auszuführen ſeien. Der zweite Artikel handelt von „den

halsgerichtlichen Fällen insgemein und deren Unterscheid, der dritte davon, „auf was, von wem und wider wen eine Uebelthat begangen werde“ (über dolus und culpa; über animus und voluntas delinquendi, direkt und indirekt, über Mitschuld, Mitwirkung und Mitwissenschaft, Nichtanzeige u. s. w.) der vierte von den Strafen überhaupt (als Zweck der Strafverhängung wird angegeben, daß der Uebelthäter gebessert werde, daß dem beleidigten Staat Genugthuung geschehe, und daß die Strafe bei dem Volk „Erspieglung und Abscheuen von dergleichen Mißhandlungen erwecke;“ im § 16 wird über Strafvollstreckung an todten Missethätern mit vorsichtiger Unterscheidung gesprochen, im § 17 der Grundsatz aufgestellt, daß die gegen einen Uebelthäter zur öffentlichen Genugthuung erkannten Strafen die rechtsbehörige Privatgenugthuung nicht aufhöben). Der Artikel 5 von Todesstrafen unterscheidet zwischen härteren und gelinderen; als erstere werden festgesetzt: Lebendig-Verbrennen, (bei lindernden Umständen vorherige Enthauptung), Viertheilen, Radbrechen von unten auf und von oben auf, (als Verschärfung: Schleifen zur Richtstätte, Reissen mit glühenden Zangen, Riemenschneiden, Zungenabschneiden, Nackenaufreissung) ferner „Verbrenn- und Durchpfählung des todten Körpers, Durchflechtung des Körpers, wenn es ein Mann ist, auf das Rad, mit oder ohne einem hierüber aufgerichteten kleinem Galgen, Handabschlagung mit oder ohne Aufsteckung des Kopfs, oder Kopf und Hand, oder die Hand

allein auf ein Rad oder Pfahl, oder Anheftung der Hand an den Pranger" (wogegen Schinden, Lebendig-Begraben, Lebendig-Pfählen, Viertheilen und Radbrechen der Weibsbilder, Spiessen (außer in Aufruhren und Landesverrätereien) nicht angewendet werden sollten; als gelindere Todesarten sind bezeichnet Enthauptung und Hängen, Letzteres jedoch nur für Mannspersonen. Der sechste Artikel von den Leibesstrafen führt als solche an: „Staupenschlag oder mit Ruthen-Streichung, Brandmarkung, Verstümmlung an Gliedmassen (Hand- und Fingerabhauung, jedoch nur als Verschärfung der Todesstrafe, „allermassen solche Strafverhängung bei jenen Uebelthätern, welche am Leben zu bleiben haben, nicht nur die durch das Gesetz abzweckende Besserung nicht wirken, sondern vielmehr im Gegentheil zur Verzweiflung und neuen Missethaten in der Folge verleiten würde,") Karbatsch- oder Stockstreiche (in geringeren Malefizfällen als empfindliche Warnung vor oder bei seiner Arrestentlassung, dann „zu Bezwing- und Bändigung" eines, der in dem gerichtlichen Verhör nicht antworten will oder ansonst gegen den Richter, oder in dem Gefängniß sich widerspänstig oder ungebührlich aufführet," endlich „zu einer verdienten Strafvermehrung") öffentliche Arbeitsstrafen (in einem „ungarischen Gränitzhaus oder einer deutscherbländischen Festung Schanzarbeit," in einem Spinn- oder Zuchthaus, Stadtgraben, Stockhaus, öffentlichen Arbeiten am Strafort; Ruderbank und Bergwerksarbeit bleiben bis auf weitere Verordnung eingestellt)

„Schandſtrafen“ („an den Pranger oder vor der Kirchen in die Prechel ſtellen, in das Narrenhäuſel einſperren, Vorſtellung auf einer öffentlichen Bühne oder Schrägen oder auf einer Schandſäule,“ ohne oder mit Anhängung eines Zettels) Freiheitsſtrafen, Verweiſung aus einem Ort mit Belaſſung der Landeshuld, Verweiſung aus allen deutſchen Erblanden, oder was gleich zu achten, aus einem Erbland, Confinirungsſtrafe. In dem ſiebenten Artikel von „außerordentlichen und willkührlichen Strafen“, welche dann eintreten ſollten, wenn 1) das Geſetz auf ein Verbrechen keine gewiſſe Strafe ausgemeſſen, ſondern ſtillſchweigend oder ausdrücklich die Beſtrafungsart der Willkühr des Richters überlaſſen hat, oder 2) wenn zwar das Geſetz eine gewiſſe Strafe auf ein Verbrechen überhaupt ausgeſetzt hat, jedoch ein rechtmäßiger, das iſt ein in dieſer Halsgerichtsordnung enthaltener Milderungs- oder Beſchwerungsgrund erheiſchet, von der ſonſt vorgeſchriebenordentlichen Strafe abzugehen“, — in dieſem Artikel wurde näher beſtimmt, daß die dem Richter eingeräumte Willkür keinerdings in einem bloßen Eigenwillen beruhe, daß er in geringeren oder zweifelhaften Fällen die Gelindigkeit der Schärfe vorzuziehen und die willkürlichen Beſtrafungen nicht auf die Todesſtrafe zu erweitern habe; „Kriegsdienſte“ (hieß es endlich § 5.) „ſind keinerdings unter die Strafen zu rechnen; es kann demnach in Maleſizfällen das Soldatenleben durch ein Urtheil nicht zur Strafe auferlegt werden. Nachdem aber der Soldatenſtand eine Lehrſchul

zu Angewöhnung des Gehorsams, Mühe und Arbeit ist, als wird hiemit gestattet, daß taugliche, junge und ehrliche Mannspersonen, welche wegen ihres müßigen Herumfahrens, wegen Frevelhändel, oder sonst geringerer, keine Ehrenmakel auf sich tragenden Verbrechen sich verfänglich gemacht, ohne Schöpfung eines Urtheils zu Soldaten abgegeben werden mögen; und dieses nicht zur Strafe, sondern zu gemeiner Wohlfahrt und ihrem eigenen Besten, damit sie von müßigen oder sonst ungebührlichen Lebenswandel abgezogen, und nützliche Mitglieder des Staates hieraus erzielet werden." Der achte Artikel handelt von Geldstrafen; der neunte von Einziehung des Vermögens (wobei Schulden, Lehen und Fideikomißgüter unter dem verwirkten Hab und Gut nicht mitbegriffen, mit Ausnahme des Falls von Majestätsbeleidigung im ersten Grade, Aufruhr und Rebellion); der zehnte von der Ehrlosigkeit (hiebei oberster Grundsatz: „Nicht das peinliche Verfahren, wie weit es immer damit gekommen sein möge, weder die Strafe, weder das Ort der Abbüssung machen Jemanden unehrlich oder ehrlos, sondern die Unehrlichkeit entspringet aus der Missethat selbst als ihrer wahren Ursache;" — „belangend die gemein-Verächtlichkeit gewisser Personen, da nämlichen einige nicht um einer begangenen Uebelthat halber, sondern entweder wegen unächter Geburt, oder wegen ihrer verächtlichen Handthierung und dergleichen, insgemein für schlechte und verächtliche Personen gehalten werden, dieserwegen (hieß es § 15) sind in den dieserlän-

digen Polizeiverordnungen die behörige Maßregeln, welchergestalt solchen Leuten zu ihren ehrlichen Unterkommen und Nahrung zu verhelfen seie, allschon vorgeschrieben, wornach sich also zu achten ist." Der elfte Artikel handelt „von den Umständen, welche die That selbst verringern, somit die Strafe milderen," als solche gemeine mildernde Umstände wurde zuvörderst bezeichnet Gebrechlichkeit an Sinnen, als gänzliche Gemüthsverrückung (wobei der Thäter nicht gestraft werden, sowie der Richter, wenn er anstünde, wann — beim Vorhandensein lichter Intervalle — die That geschehen sei, den gelinderen Weg wählen sollte) „vorfindend gar grosse Dummheit, Blödsinnigkeit und Einfalt", „zufällige Vernunftschwächung so durch Rausch oder Sinnverwirrung beschiehet, das gar junge oder gar hohe Alter" (ersteres bis auf das 7te Jahr und die Jugend unter dem 7ten als dem 14ten gemessen, sollte halsgerichtsmäßige Strafen ganz ausschließen, und bei letzterem nicht sowohl auf die Zahl der Jahre als auf die Beschaffenheit des Leibes und des Verstandes gesehen werden.) Der zwölfte Artikel handelt von den erschwerenden Umständen, (mit Hinsicht auf Familien oder obrigkeitliches Verhältniß, Persönlichkeit und Alter der Gekränkten, Mißbrauch geschenkten Vertrauens, Argliſt und Möglichkeit größerer Gefahr, Vereinigung Mehrer zum Verbrechen, Ort und Zeit, wo und wann dasselbe begangen, Größe des Schadens. Der dreizehnte Artikel handelt von der Frage, ob und wie der Versuch der That zu bestrafen sei; der

vierzehnte davon, „wie es zu halten, wenn unterſchiedliche Miſſethaten zuſammentreffen"; der fünfzehnte davon, „welchergeſtalt die Strafen erlöſchen und aufhören" (durch den Tod des Thäters — mit Ausnahme des Erkenntniſſes gegen ſeine Leiche in Art. 4. §. 16. — durch Urtheil, durch Verjährung, durch Aufhebung der peinlichen Verfahrung, durch Begnadigung, nicht aber durch Vergleich zwiſchen dem Thäter und dem beleidigten Theil, welcher Vergleich dem gemeinen Weſen, zu deſſen Genugthuung eine öffentliche Strafe ausgeſprochen, keineswegs zum Abbruch gereichen ſollte); der ſechszehnte von Verjährung der Strafen (todeswürdige Verbrechen verjährten mit 20 Jahren, mit Ausnahme von „grauſamen, bedächtlichen Gotteslästerungen, dem Laſter der beleidigt-weltlichen Majeſtät, der Landesverrätherei, der beſtellten Mordthat, der fürſetzlichen und bedachten Mordthat, des „Vater- Mutter- Kinder- Bruder- Schweſter- Herren- oder Frauen- (Gatten-) Mords, wie auch jenen Mords, ſo aus Rach oder Feindſchaft an fremden unſchuldigen Kindern begangen wird," von „falſcher Geburt Unterlegung", „Nothzwang in auf- oder abſteigender Linie," der ſtummen Sünde, der Falſchmünzerei, derer, „welche Chriſten denen Türken oder Juden verkaufen." Der ſiebenzehnte Artikel handelt „von landesfürſtlicher Nachſicht und Aufhebung der peinlichen Verfahrung." Der achtzehnte von dem Blut- oder Halsgericht überhaupt (was es ſei, was ihm für Wirkungen anhängen, wem es zuſtehe, wem der Blutbann entweder

vollständig mit allen Rechtswirkungen, oder mit einiger Einschränkung verliehen sei, wie alle und jede Blutbannsberechtigung nach dem Inhalt der Verleihung und allenfalls nach der Landesverfassung abzumessen, wie die Halsgerichtsinhaber bei ihrem wohl hergebrachten Besitz zu schützen, jedoch schuldig seien, dem Landesfürsten, wenn er es fordert, ihren Rechtstitel auszuweisen, und die Zeichen ihres inhabenden Hofgerichts aufzurichten, die zum Gerichtsstand erforderlichen Leute, Ort, Gelegenheit und übrige Zugehörde zu unterhalten, die nöthigen Belehrungen nirgends anders als bei dem Obergericht einzuholen, eigene Gerichtsbücher oder Fürmerksprotokolle zu halten, allvierteljährig die Malefiztabellen nach dem vorgeschriebenen Exemplar an das Obergericht einzuschicken, und überhaupt in peinlichen Sachen schleunig und ordentlich zu verfahren). Der neunzehnte Artikel handelt sehr ausführlich von der Gerichtsbarkeit in peinlichen Sachen und deren Wirkungen; der zwanzigste von der Besetzung und Beschaffenheit der Halsgerichte bei der Nachforschung und Urtheilfällung, sowie von der Führung des Protokolls; der ein und zwanzigste von „ausgenommenen Malefizfällen, in welchen die nachgesetzte Halsgerichte mit freier Aburtheilung nicht fürgehen können" (solche Fälle waren Majestätsbeleidigung, Rebellion, Aufruhr, Landesverrätherei, Landfriedensbruch und dgl. Zusammenrottungen böser Leute oder gefährliche Winkelversammlungen, und überhaupt, wo der Landesfürst oder das Land oder ein Theil desselben Gefahr

laufen könnte, rottweiſe Landesflüchtigkeit, Auswanderung von ganzen Gemeinden; in dieſen Fällen durften die Halsgerichte weder Inquiſition noch Urtheilfällung ſich anmaßen, in mehreren anderen beides zwar üben, mußten aber die obergerichtliche Beſtätigung einholen; dahin gehörten Gotteslästerung, Ketzerei (wobei aber jederortige Landesverfaſſung in Acht zu nehmen), ſogenannte Hexerei, Zauberei, Schatzgräberei, Teufelsbeſitzung, Falſchmünzerei, Menſchenraub und Werbung für fremden Dienſt, ferner, „wann Rotten von Straßenräubern und Mordbrennern im Lande herumſchwärmen und insgeſammt oder ein Theil davon zu Stand gebracht würde", „die an ſich ſelbſt ſchwerere Laſter der Vergiftung, der assassinii oder beſtellten Mordthat, dann Unkeuſchheit wider die Natur", Zweikampf, wenn die Erkenntniß auf die ſcharfe Frage ausgefallen, auch wo die Strafe des Verbrechens eine Landesverweiſung mit ſich bringet, und endlich bei getheilten Meinungsſtimmen, bei der Wahrſcheinlichkeit der Gewißheit durch Inzichten (ohne Geſtändniß und Zeugen) Ueberweiſung aus bloßer Bekenntniß und Beſagung zwei oder mehrer auf ihn geſchobener Mitſchuldigen und überhaupt in allen Fällen, „welche nicht allein den Rechtſprechern zweifelhaftig vorkommen, ſondern auch an ſich ſelbſt nicht klar ſind." Der zwei und zwanzigſte Artikel beſtimmt ſcharf abgegränzt die Obliegenheiten der Obergerichte in peinlichen Sachen, unter welche auch fremde höhere Standesperſonen gehörten, die ſich eines Verbrechens verfänglich

machen, und welche „ihre Anfragen, Bericht und dabei Nothdurften geraden Wegs bei dem Landesfürsten einzubringen" haben; — der drei und zwanzigste die „Gattungen der peinlichen Verfahrung", (Akkusations- und Inquisitionsprozeß). Von der peinlichen Anklage handelt der 24te, von dem Inquisitionsprozeß der 25te Artikel, der 26te sodann von dem corpus delicti, der 27te von den Indicien überhaupt und von den gemeinen Indicien zur Spezialinquisition insbesondere, der 28te von der Denunciation (da waren, mit Ausnahme von Fällen der Majestätsbeleidigung, des Hochverraths, Aufruhrs und dgl., die Blutsverwandten bis auf den dritten und die Verschwägerten bis auf den anderten Grad einschließlich, sowie die Ehegatten von der Verpflichtung zur Denunciation, also auch von der Straf-Verantwortung im Unterlassungsfalle entbunden, muthwillige, böswillige (grundlose) Denunziation sollte criminaliter angegangen werden. Der neun und zwanzigste Artikel handelt von „der gefänglichen Einziehung und denen hiezu erforderlichen Anzeigungen," (mit der Vorannmerkung, daß die allgemeinen Maßregeln von Gefangennehmung der Uebelthäter der besonderen Landesfreiheiten unabbrüchig sein sollen; im §. 14. Hinweisung auf die Verordnungen zur Beschränkung der Asyle); der dreißigste von dem, was nach der Verfassung zu thun, (Durchsuchung des Verbrechers, summarisches Verhör, Fortsetzung der Inquisition im Falle des Läugnens oder Widerrufs oder erhobener Einwendungen). Der ein und

dreißigſte „von der ordentlichen Verhör und Fragſtücken“; hier war der Grundſatz aufgeſtellt, „daß ſich gegen den Gefangenen zur Herauslockung der Geſtändniß keiner Unwahrheit oder ſonſt gefährlichen Hintergehung gebraucht werden ſollte,“ ſo weder durch betrügliche Verſicherung, daß das Verbrechen des Inquiſiten von Anderen wider ihn bereits bekannt und ausgeſagt worden, noch durch betrügliche Verheißung von Begnadigung oder Strafmilderung, noch endlich durch Bedrohung des Inquiſiten mit der Tortur oder Schlägen. Zur Strafverhängung wurden Geſtändniß oder Ueberweiſung als erforderlich bezeichnet; von dem Erſteren und der Widerrufung desſelben handelt der 32. Artikel von der Letzteren (durch Zeugen oder auf anderen Wegen) der drei und dreißigſte und vier und dreißigſte; wobei bemerkt ward, daß weder die angebliche Kundbarkeit, noch die Privatwiſſenſchaft des Richters, noch anderweite unächte Proben (als durch Feuer, Waſſer und ähnliche alte Ordale) zu einem vollſtändigrechtlichen Beweisthum hinreichten. Der fünf und dreißigſte Artikel handelt von der Confrontation (die allemal vor der Tortur ſtattfinden ſollte,); der ſechs und dreißigſte davon, „wann und was für eine Vertheidigung denen Inquiſiten zuzulaſſen ſeie.“ Der Inhalt dieſes Artikels iſt folgender: „Die Vertheidigung iſt Niemanden, der eines Verbrechens beſchuldigt wird, zu benehmen. Doch iſt zu unterſcheiden, ob die Inquiſition noch in ihrem Laufe oder ſchon beendet ſeie. In währender Inquiſition ſind dem Gefangenen

weder die Anzeigen schriftlich hinaus zu geben, weder zu gestatten, daß er selbst Fragstücke, über welche man die Zeugen verhören solle, zu Gericht einreiche, weder ist demselben ein Rechtsfreund oder andere Beistände zuzulassen. Es steht ihm aber allerdings frei, daß er selbst alle zu seiner Schutzwehr dienliche Behelfe und Umstände dem Gericht anzeige, um selbe fürmerken und behörig erheben zu lassen. Nebst dem ist demselben gleich nach vollführter Inquisition eine Bedachtzeit zu seiner mündlichen Vertheidigung anzuberaumen, und hernach alle dessen Vertheidigungsbefehle von dem Gericht alles Fleißes anzuhören und in dem Protokolle genau aufzuzeichnen. Es ist also insgemein dem Gefangenen auch nach geendigter Inquisition kein Advokat oder anderer Vertheidiger zuzugeben, außer es würde ein solches von dem Halsgericht selbst eingewilliget, welchen letzteren Falles dem Vertheidiger der Zutritt zu dem Gefangenen und die Einsicht der Akten zu Verfassung der Schutzschrift zu gestatten ist; jedoch gegen dem, daß er vorhin angelobe, getreulich und ohne alle Gefährde sein Amt zu handlen." Nach vollendeter Inquisition sollten (Artikel 37.) die gesammten Inquisitionsakten von Amtswegen in guter Ordnung zusammengerichtet und verschlossen dem urtheilsprechenden Gericht übergeben, auch in gewissen Fällen eine genaue Beschreibung des Inquisiten beigelegt werden. Der acht und dreißigste Artikel handelt von der Tortur, die er also definirt: „Die peinliche Frage ist ein rechtliches Zwangmittel, um einen läugnenden Uebel-

thäter, welcher der verübten That halber ſtark beſchweret iſt, in Abgang eines vollſtändigen Beweiſes zur Bekenntniß zu bringen, oder allenfalls denſelben von dem ihme zu Laſt fallenden Verdacht und Inzichten zu reinigen.“ Folgendes iſt nun der Inhalt des die Tortur betreffenden Artikels. „Sie muß“ (heißt es) „allemal durch rechtliches Beiurtheil zuerkannt werden, hat aber nicht ſtatt, wenn der Thäter ohne dem ſchon geſtändig oder überwieſen iſt, wenn das corpus delicti nicht erhoben, oder wenn keine genügſame Anzeigungen zur Tortur vorhanden. Die letzteren ſind ſo beſchaffen, daß entweder jede vor ſich ſelbſt darzu hinreichend iſt, oder daß mehrere zuſammengenommen ſolche Wirkung nach ſich ziehen. Es iſt aber allemal darauf Acht zu haben, ob die Anzeigungen zur Tortur durch die Entſchuldigungsbefehle nicht etwan entkräftet werden. Annebſt iſt erforderlich, daß jedwede Anzeigung zur Tortur durch zwei Zeugen bewieſen ſeie; und überhaupt hat die Tortur nur in jenen Fällen ſtatt, wo es auf eine Todesſtraf ankommet; in anderen Fällen kann höchſtens die Territion Platz greifen, welche Territion entweder mit bloßen Droheworten oder auch mit einiger Handanlegung des Scharfrichters beſchiehet. Gleichwie nun überhaupt die Tortur mit aller Behutſamkeit zu veranlaſſen iſt ſo ſind auch einige Perſonen durch das Geſetz ſelbſt hievon befreit (Wahnſinnige, Blödſinnige, Taub-Stumme, Kinder unter 14 Jahren, Männer über 60 Jahre, Gebrechliche, Verwundete und dgl., Frauen in guter Hoffnung, Wöchne-

rinnen, endlich ſollen „die in unſeren Erblanden einverleibte höhere Standesperſonen, dann diejenige, ſo in hohen Ehren und Würden ſtehen, wie auch unſere Räthe, Doctores und geadelte Inſaſſen, auſſer in Laſter der beleidigt-gött- und weltlichen Majeſtät, Landesverrätherei und anderen überſchweren Laſtern, nicht torquiret werden"). Vor Anlegung der Tortur ſoll der Richter „auf das Verbrechen kurze, klare und wohlerwogene, nach der Ordnung auf einander gerichtete Fragſtücke, deren Anzahl von ſeinem vernünftigen Ermeſſen abhanget, vorbereiten, damit der arme Menſch in der peinlichen Frage nicht derentwegen aufgehalten werde," ferner ſoll die Verordnung der Tortur dem Inquiſiten niemals nach ihrem ganzen Inhalt angekündigt, noch, in wie weit die Peinigung zu gehen habe, geoffenbaret, ſondern bloß einfach das Bevorſtehen der Tortur angezeigt werden; ſodann darf ſie nur mit den dazu vorgeſchriebenen Werkzeugen, in der vorgeſchriebenen Ordnung der Grade, in einem die Leibesbeſchaffenheit des Inquiſiten berückſichtigenden Maaße, meiſtens Vormittags und mit nüchternen Leuten, ſtets nur an einem Werktag, gemeiniglich nacheinander an einem Tag, wenn der Inquiſit forthin im Läugnen verharrt, nicht ohne Zuziehung eines Arztes oder Wundarztes, und nie vor dem Richter allein, ſondern ſtets auch in dem zweier Beiſitzer und des Aktuars vorgenommen werden. Die Tortur kann auch in 2 oder 3 Tage vertheilt werden. Allemal iſt dem Inquiſiten vor der wirklichen Tortur, und außer des Peinigungsortes

annoch gütlich zuzusprechen und bei nichtfruchtend-gütiger Zuredung erst sodann in die Marterstuben zu überbringen, daselbst aber neuerdings zur Bekenntniß der Wahrheit beweglichst zu ermahnen. Die Peinigungsarten bestehen 1) in dem Daumstock, 2) der Bind- oder Schnürung, 3) der Folter (mit Aufspannung und Reckung des Körpers auf der Leiter), 4) dem Feuer für Böhmen, für die Oesterreichischen Lande bloß in den drei erstgenannten Graden, von denen der dritte in „trockenem Aufzug im Luft mit einem oder mehreren höchstens drei Absätzen, dann Anhängung der Gewichter bei dem anderten und dritten Absatz" besteht. Die spanischen Stiefel machen keinen besonderen Grad, sondern „werden an Platz eines andern, der nicht anzubringen ist, nur bei Mannspersonen gebrauchet." „Es sind aber vorbemeldte Tortur-Gradus nach Gestalt des Verbrechens, der Person und der Umstände vernünftig zu mäßigen." „Während der Tortur haben die Gerichtspersonen forthin auf den Inquisiten genau Obacht zu haben, und dahin fürzusorgen, damit alle des Inquisitens Aussagen und Regungen getreulich aufgezeichnet werden. Wenn der Inquisit zu bekennen anfanget, ist mit der Tortur alsogleich inne zu halten; da er aber bald bekennet, wieder läugnet, ist ein Unterscheid zu machen, ob er in währender Tortur die Bekenntniß widerrufet, welchen Falls sowohl, als auch jenen Falls, wann die von ihme angegebenen Hauptumstände falsch befunden werden, mit der Tortur fortzusetzen ist, oder, ob die Widerrufung der

Bekanntniß nach vollbrachter Tortur beſchiehet, welchen Falls außer neu hervorbrechenden Anzeigungen die Tortur gemeiniglich nicht weiters vorzunehmen; und überhaupt niemals über dreimal zu wiederholen, ſondern der Inquiſit, ſo die Tortur negative überſtanden, gemeiniglich loszuſprechen iſt. Es kann aber gleichwohlen ein ſolch Gepeinigter jezuweilen zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt werden. Nach geendigter Tortur ſind dem Gemarterten ſogleich die Glieder einzurichten und alle Hülfe zu verſchaffen. Endlich iſt allemal das Conſtitutum, oder Beſtätigung der Bekanntniß nach der Tortur mit dem Gepeinigten unumgänglich vorzunehmen. Und überhaupt ſoll dem Freimann und ſeinen Knechten kein widerrechtlicher Fürgang geſtattet werden." Soviel hier über dieſen Gegenſtand, und gefliſſentlich ausführlich, weil ſelbſt hier, wo das Beſtehende ſich ſo furchtbar geltend machte, durch alle die Gewohnheiten doch ein Schimmer von Achtung vor einem Rechte deutlich genug dringt, welches als menſchliches göttlich und ewig iſt, und gewiß irre ich mich nicht, wenn ich bei allem, was im Unmenſchlichen menſchlich iſt, den Odem Marien Thereſiens erkenne, deren rein menſchliche Empfindung, ſchlicht und brav, die Kommiſſion bei fortwährender Annahme der alten Praxis zu den möglichſt ſchärfſten Unterſcheidungen beſtimmte. Wäre es lediglich nach ihrem Herzen gegangen, — dann hätte gewiß kein Unglücklicher die gerichtliche Frage beſtanden; aber ihrem Herzen mißtrauend, weil ſie im Intereſſe des Staates

Gerechtigkeit üben wollte, und dem Umfang ihrer Fachkenntniſſe mißtrauend, ſtimmte ſie der Beibehaltung der Tortur zu, weil Männer, auf deren Redlichkeit ſie ſich verlaſſen konnte, dieſelbe für nöthig fanden, bis endlich ein Mann helleren Geiſtes ſie von der Unnothwendigkeit — wahrlich zur größten Freude ihres Herzens — überzeugte. Doch vollenden wir nun den Ueberblick des Inhalts der Thereſiana. Der 39te, 40te und 41te Artikel handeln von dem peinlichen Urtheil überhaupt, von deſſen Abfaſſung (hiezu wurden Formulare gegeben) und von deſſen Ankündigung (ohne Aufſchub; ebenſo ſollte die Vollſtreckung ungeſäumt geſchehen, wenn nicht Rekurs ergriffen worden). Vom Rekurs handelt der zwei und vierzigſte Artikel. Vom Rekurs waren einzig Standrechtsfälle ausgeſchloſſen, und mußte ſich der Verurtheilte freiwillig dazu melden. Den Obergerichten ward die Macht eingeräumt, den Rekurs abzuſchlagen oder zuzulaſſen, d. h. nach reiflicher Ueberlegung 1) darüber, ob im Recht Rechtens geſetzmäßig verfahren worden, und 2) ob der Rekurrent einer Begnadigung würdig ſei oder nicht. Im letzteren Falle ſollte der Rekurs abgeſchlagen werden, ſtets aber ein ordentlich-gutächtlicher Bericht höchſten Orts zu erſtatten ſein. Der drei und vierzigſte Artikel handelt von der Vollſtreckung des Urtheils, der vierundvierzigſte „von Begräbniß deren in der Gefängniß verſtorbenen oder hingerichteten Mißethätern.“ Intereſſant ſind hiebei die Verfügungen: die ehrliche chriſtkatholiſche Begräbniß gebühret gemeiniglich

auch den Körpern verurtheilter Personen, wenn nicht der Thäter einer anderen Religion zugethan ist oder kundbare Unbußfertigkeit im Wege stehet." Dahingegen werden einige Missethäter der ehrlichen Begräbniß durch das Gesetz für unwürdig erkläret (alle, die um einer mit der Ehrlosigkeit behafteten That halber hingerichtet werden, alle in einem solchen Falle befindlichen, die vor der Urtheilsvollstreckung dahinsterben oder sich bei einer solchen That oder im Kerker selbst das Leben nehmen). In zweifelhaften Fällen steht die Erkenntniß und Entscheidung der ehrlichen oder unehrlichen Beerdigung insgemein den Obergerichten zu, in Fällen, wo Zweifel ist, ob der Thäter katholisch oder unbußfertig gestorben, der geistlichen Behörde; die Abfolgung der Körper an die medicinische Fakultät zur Zergliederung beruht auf Verwilligung der Obergerichte. Der fünfundvierzigste Artikel handelt vom Gut der Uebelthäter (wenn er zur Todesstrafe verurtheilt, ist er unfähig, über sein Vermögen letztwillig zu verordnen); der sechsundvierzigste von der Urphede; sie wird definirt als „eine gerichtliche Angelobung, wodurch derjenige, welcher nach abgeführt-peinlichem Prozeß losgesprochen oder zu einer Leibesstrafe, oder zur Halsgerichts- oder Landesverweisung, oder zur beständigen Aufhalt- und Ansiedlung an einem gewissen Orte verurtheilet, oder auch im Weg der Gnaden mit einer ringeren Strafe beleget worden, sich verbindet, entweder 1) allein, daß er wegen der vorgenommenen Inquisition und verhängten Strafe gegen Niemanden sich rächen,

oder 2) allein, daß er in das verwiesene Gebiet nicht zurückkehren, oder aus dem angewiesenen Aufenthaltsort nicht austreten, oder 3) daß er zugleich beeden Verbindungen unverbrüchlich nachleben wolle und solle." Der siebenundvierzigste Artikel handelt „von einig-besonderen Gattungen der Malefizverfahrungen," der achtundvierzigste von „der peinlichen Verfahrung wider Abwesende und flüchtige Missethäter," der neunundvierzigste von dem Standrecht, der fünfzigste von dem sicheren Geleit, dessen Verleihung zur landesfürstlichen Hoheit gehört, aber zugleich den Obergerichten eingeräumt wird; der einundfünfzigste von dem Reinigungsprozeß, der zweiundfünfzigste von den Kerkern und Frohnvesten (sie müssen „erträglich und nicht zur Qual und Marter sein, und ist mit den Gefangenen glimpflich und christlich umzugehen"; dieselben sind allemal, soviel es thunlich, von einander abzusöndern;" bei der Gefangennehmung ist der Thäter sogleich auszusuchen und ihme alles, was gefährlich anscheinet, abzunehmen; weder demselben eine Correspondenz und Unterredung mit verdächtigen Personen zu gestatten, jedoch nicht aller Umgang mit ehrlichen Leuten abzuschneiden; die Gefangene sind nothdürftig zu verpflegen, die Atzung aber nach Beschaffenheit der Personen und Umständen abzureichen;") nebst guten Kerkern muß jedes Halsgericht auch mit tauglichen Gerichtsdienern versehen sein, diese sollen denen Gefangenen keine Umstände der That vorsagen, wodurch ihre Aussage unverläßlich gemacht werde; zur Hint-

anhaltung vieler Unordnungen iſt von Zeit zu Zeit die Kerkervisitation vorzunehmen.“ Der dreiundfünfzigſte Artikel handelt von dem Scharfrichter und dem Hochgericht, der vierundfünfzigſte von den Maleſizunkoſten („der Bemittelte hat alle Unkoſten ſelbſt zu tragen; wenn er unbemittelt, oder zur Zeit nicht zahlen könnte, muß das Halsgericht den Maleſizkoſten beſtreiten.“ „Falls der Inquiſit unſchuldig, die Inquiſition aber gleichwohlen rechtmäßig vorgenommen worden, ſ hat er nichts deſtoweniger allen Unkoſten auszuſtehen, wäre hingegen die Inquiſition unrechtmäßig beſchehen, ſo hat er ſeine Entſchädigung an dem zu erhohlen, „der an dem Unrecht Schuld traget.“ Soweit der erſte Theil.

Der zweite Theil handelt „von denen halsgerichtsmäßigen Verbrechen inſonderheit und deren Strafen.“ In Bezug auf dieſen werde ich mich kürzer faſſen, weil das Charakteriſtiſche in Beziehung auf die Zeit weniger Anziehungspunkte bildet.

„Unter den Laſtern“ (heißt es im 56. Art.) „iſt das erſte und ärgſte die Gotteslästerung. Die geſchieht entweder im erſt- und höchſten Grad, da Jemand Gott den Allmächtigen, folglich die allerheiligſte Dreifaltigkeit oder eine deren drei göttlichen Perſonen unmittelbar mit Worten oder Thaten ſchmählich läſtert und Gott etwas zumeſſet, ſo ſich nicht gebühret, oder etwas benimmt, ſo ihme zuſtehet; — oder im andert- und mittleren Grad, da wer auf die allerreineſte Jungfrau oder andere Heilige

Gottes ſchmähet, ihnen was ungebührliches zueignet, oder was denenſelben gebühret, freventlich abſpricht; ingleichen, da wer das Crucifix, oder andere heilige Bildniſſen wiſſent- und vorſätzlich zerbricht, zerſchlaget, oder in anderweg boshaft verunehret, und ſolchergeſtalten ſich mittelbar an Gott vergreifet. Und endlich im dritt- oder minderen Grad, da zwar die Läſterung nicht unmittelbar wider Gott, noch wider deſſen gebenedeite Mutter und andere Heilige Gottes oder deren Bildniſſen ausgeübet, doch ſonſt was ungebührliches wohlbedächtlich und boshafter Weiſe begangen wird, ſo einigermaſſen zur Schmäh- Schimpf- und Verunehrung Gottes oder ſeiner Heiligen gereichet: als da Jemand bei den h. Sakramenten, Wunden, Kreutz und Leiden unſers Erlöſers fürſetzlich fluchet, oder da Jemand zwar nicht durch eigene That Gott oder ſeine Heilige läſtert, gleichwohlen aber die Läſterung eines anderen ruhig und gelaſſen anhöret und den Läſterenden, da er wohl könnte, nicht davon abmahnet, ſondern durch ſein gleichgültiges Betragen den Gotteslästerer in ſeiner Unthat beſteiffet und anfriſchet, und andurch fremder Gotteslästerung ſich theilhaftig machet" u. ſ. w. Als Strafe für den erſten Grad war angeſetzt „die Ausreiß- oder Abſchneidung der Zungen, ſofern die Gotteslästerung mit Worten geſchehen, Abhauung der Hand, ſofern ſie mit der That beſchehen, und in beiden Fällen die lebendige Verbrennung," bei erſchwerenden Umſtänden, (worunter Wiederholung der Läſterung und Verübung derſelben durch

„Juden und dergleichen leichtfertige lasterhafte Leute," gerechnet wurde) sollte die Strafe nach Ermessen des Richters mit „glühenden Zangen-Reissen, Riemenschneiden und Ausschleppen" verschärft werden; für den 2ten Grad war Enthauptung (als Verschärfung Zungenausreissen und Handabhauen), für den dritten gemessene Leibesstrafe verhängt. Der §. 12 dieses Artikels setzte noch fest, daß 1) „wenn Jemand einer ketzerischen Glaubenslehre anhanget, und nach solcher Lehr einige der Ehre Gottes oder dessen Heiligen abbrüchige Irrsätze ausgiesset, wider einen solchen von Landgerichtswegen nicht so viel nach dem Aussatz dieses Artikels, als vielmehr nach den entgegen die Sektirer, Irrlehrer, und Irrglaubigen anderweit ergangenen Landesgesetzen zu verfahren seie. Ein gleiches verstehet sich auch 2) wenn Jemand aus ketzerischem Irrthum der Wiedertauf sich unterziehet. Dahingegen in jenem Fall, wenn wer ohne Ketzerei nur allein um zeitlichen Gewinns halber unter fälschlichen Vorgebungen sich selbst oder Jemand anderen zum zweiten mal oder öfters taufen oder firmen lasset, solch-boshafte und gottesschänderische Verunehrung des h. Sakraments der Tauf oder Firmung zur dritten Gattung der Gotteslästerung gezogen und mit einer nach Schwere der Umständen abgemessenen Leibsstrafe beleget, und da eine solche Missethat nach überstandener Strafe neuerdings verübet würde, mit dem Schwert abgestrafet werden solle." Abfall vom christlichen Glauben wurde (Art. 57.) mit Verlust des Vermögens

und Enthauptung, unter erschwerenden Umständen mit Strafverschärfung, bestraft, Meineid, „als eine Art von Gotteslästerung," gleichfalls mit Enthauptung, ebenso Urfehdebruch im Fall zweimaliger Wiederholung. Das Laster „der beleidigt-weltlichen Majestät und Landesverrätherei" betreffend, so „sollen" (heißt es im Art. 61. §. 8.) die Majestätsverletzer im ersten Grad Uns mit ihrem Leib und Leben, Hab und Gut verfallen sein; es solle demnach ein solcher des Lasters des Majestät- oder Hochverraths schuldiger Missethäter, wenn es ein Mannsbild, lebendig geviertheilt, wenn es aber eine Weibsperson, nach vorhergehender Zwickung mit glühenden Zangen an den Brüsten, enthauptet, und der Kopf sonach auf einen Pfahl gestecket, ... allemal aber des Missethäters Hab und Gut zu Unser Kammer gezogen werden;" gleiche Strafe war über alle Mitschuldigen, Mitwisser und Verheimlicher verhängt. Auf „Nachschlagung erbländischer Münzen" war Lebendigverbrennen, auf jene ausländischer Münzen Enthauptung gesetzt. (Art. 64.) Auf „eigenmächtige Ausübung eines Gefängnißrechtes" (nach Schwere der Umstände) auf das „Laster des Falsch," Bigamie, — Enthauptung (bei letzterer unter erschwerenden Umständen Radflechten), auf Gatten-, Kinder- und Elternmord Radbrechen oder unter Umständen Viertheilen, „wenn aber eine Weibsperson solche Unthat beginge, ist ihr Kopf und Hand abzuschlagen und Beides auf das Rad zu stecken, anbei solche Todesstrafe mit vor-

hergehenden Zangenzwicken oder in anderweg zu verschärfen." (Art. 86.) „Kindsverthuung und Kindsmord betreffend," so sollte „eine solche unbarmherzige Mutter mit dem Schwert hingerichtet, nach der Enthauptung ihr Körper ins Grab geleget, ein Pfahl durch das Herz geschlagen und sodann verscharret werden," (Art. 87.) auf Strassen- und Meuchelmord, so wie bestellten Mord, Vergiftung (Art. 90, 91 und 92.) war Rädern, nach den Umständen auch Viertheilen gesetzt. Bei Selbstmord wurde (Art. 93.) unterschieden, ob derselbe „aus einer Sinnenverrückung oder aus einem unversehenen Zufall beschehen seie" (in welchem Falle der Entleibte gleich anderen Verstorbenen seinem Stand gemäß zu Erden zu bestatten) oder ob derselbe vorsätzlich; in diesem Falle muß die zuerkannte Vertilgung des Körpers durch den Scharfrichter oder desselben Knecht solchergestalt geschehen, „daß er des Verzweifelten Körper aus dem Haus oder Ort, wo er sich entleibt, schleife oder herablasse, wie es nur ohne Schaden am füglichsten beschehen kann, hernach wie ein Vieh auf einen Karren lege, und unter das Hochgericht oder sonst ein schmählicher Ort verscharre, sich aber dabei nicht des geringsten Dings, so um den todten Korper ist oder liegt, anmasse, sondern mit seiner gemeinen Belohnung zufrieden seie, das Uebrige aber alles denenjenigen, welchen es zustehet, bei unausbleiblicher Strafe unberührt stehen und verbleiben lasse." Das Vermögen eines Selbstmörders sollte, jedoch nur in dem Fall, wenn auf dessen vorher-

begangenes Verbrechen in dieſer Halsgerichtsordnung die Gütereinziehung beſonders verhängt, zur kaiſerl. Kammer eingezogen und „deſſen Gedächtniß bei der Welt immerfort für verächtlich und ehrlos gehalten werden.“ Gefährliche und „beſonders bösgeartete“ Diebſtähle ſollten mit dem Strang nebſt Anhängung der Ketten beſtraft werden, „gemeine Diebſtähle, ſo deren einer oder mehrere zuſammengenommen ſich auf 25 fl. belaufen, wie auch jene gemeine Diebe, die ſchon vorhero wegen kleiner Diebſtähle zweimal gebüßet worden und ſich nicht gebeſſert, ſondern das drittemal wiederum geſtohlen haben, obgleich alle ſolche Diebſtähle zuſammen ſich nicht auf 25 fl. erſtrecketen, gleichfalls mit dem „Strang,“ ebenſo „die gefährliche Betrüger, ſo durch ihre beſonders hinterliſtige Schelmen- und Diebsſtreiche jemanden einen beträchtlichen Schaden an ſeinem Gut zugefüget;“ Weiber und adelige Mannsperſonen, wenn gegen ſelbe um Dieberei halber die Todesſtrafe zu verhängen kommt, ſollten anſtatt des Stranges mit dem Schwert hinzurichten ſein; auf Kirchen-Diebſtahl im erſten Grad (Entfremdung einer Monſtranze oder Kelchs, „wo das hochheilige Sakrament darinnen iſt“) ſtand Lebendigverbrennen, im zweiten Grad Strang und reſp. Schwert mit nachheriger Verbrennung des Leichnams; auf Brandſtiftung gleichfalls Lebendigverbrennen, bei erſchwerenden Umſtänden vorhergehendes Zwicken mit glühenden Zangen, und Rädern; auf Verfaſſung und Verbreitung von „Schmachkarten und Schandbriefen“

Pranger, öffentliche Auspeitschung, Ehrlosigkeit, Landesverweisung für ewige Zeiten, oder Zuchthaus- und öffentliche Arbeitsstrafe, bei erschwerenden Umständen, („wenn der Schandbrief oder Schandzeichen zur Schmach und Unehr Unserer Ministern, Räthen oder Unserer Landesstelle und Aemtern, oder wohl gar zur Verkleinerung Unserer landesfürstlichen Hoheit gereichet") Enthauptung.

Soviel zur Kenntniß der constitutio criminalis Theresiana, inwiefern die einzelnen Bestimmungen derselben als Merkzeichen bisheriger Rechtsanschauung auch einen Schluß auf die Weltanschauung gestatten. Immerhin aber gewahrt man in dieser peinlichen Gerichts-Ordnung inmitten aller der barbarischen Strafen die deutlichen Spuren eines Strebens, die vorhandene Rechtspraxis nach rationellen Grundsätzen zu ordnen; immerhin bemerkt man auch inmitten einer Drakonischen Strenge eine auffallende Vorsicht in Beurtheilung und Aburtheilung der einzelnen Fälle nach den Motiven, und bei Unterscheidung der letzteren zeigt sich als Grundzug, daß die richterliche Willkühr auf alle mögliche Weise verhindert werden soll, und wahrhaft wohlthuende Eindrücke machen die öfteren Hinweisungen auf letzte landesherrliche Entscheidung zweifelhafter Fälle. Wir werden späterhin sehen, wie bei dieser höchsten Instanz die Forderung der Humanität gerade in Beziehung auf eine der gehässigsten Parthieen der Theresiana, auf die Tortur, siegreich durchdrang. Doch wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit von diesem Bilde ab und auf

Kaiser Josephs zweite Reise nach Italien.

Es war im ersten Viertel des Jahres 1769, als Joseph seine Reise nach Italien antrat, „begierig (wie sich der Marquis Caraccioli ausdrückt) „Rom zu sehen, wo ihm seine Würde als römischer König Rechte zu geben schien," — Rechte, (so fügen wir hinzu) welche die römischen Kaiser in den letzten Jahrhunderten ebenso vergessen hatten, wie die Stellung eines Otto I., eines Heinrich III. zur römischen Kirche, und wie den Ankampf eines Friedrich II. gegen die Hierarchie. Joseph, welcher auch diese Reise incognito machte, traf am 15. März in Rom ein; sein incognito hinderte jedoch nicht, daß, als er durch die Strassen der Weltstadt fuhr, der Willkomm: „es lebe der Kaiser" ertönte! In Rom, wo damals in Folge des Ablebens Klemens XIII. das Kardinalkollegium an der Spitze des Zwischenreiches stand, fand Joseph seinen Bruder, den Großherzog Peter Leopold von Toskana, und mit ihm besuchte er das Konklave, den Degen an der Seite, was der Kardinal Albani durch die Wendung gutzuheißen bemüht war, daß es Joseph als Beschützer der Kirche wohl mit dem Degen zu erscheinen gezieme. In Beziehung auf die Papstwahl äußerte er sich: er wünschte, daß die Kardinäle ohne Vorurtheile und Partheilichkeit einen Papst wählten, der würdig und geschickt sei, die Rechte und Würde der Religion zu behaupten, und wenn die Wahl auch ein ganzes Jahr dauerte (fügte er hinzu) würde es nicht zu

lang dauern, wenn wieder ein Papst wie Benedict XIV. gewählt würde. „Man muß sich" (sprach er zu den Kardinälen, die ihm den Schutz der Kirche empfahlen,) „die Fürsten zu guten Freunden machen und sie nicht vor den Kopf stoßen, noch sich ihre Feindschaft zuziehen. Der Papst muß im Geistlichen an Gottes Statt handeln; er muß sich aber auch erinnern, daß, da er ein Souverain ist wie andere Souverains in der Welt, er sich der Staatskunst zur Ruhe seiner Unterthanen bedienen muß."

Von Rom begab sich Joseph nach Neapel (sein Bruder Peter Leopold reiste nach Toskana zurück) zu seinem königlichen Schwager und seiner Schwester; er besuchte die herrliche Reste alter Kunst, bestieg den Vesuv, bewunderte das prachtvolle Schauspielhaus, und wohnte einem Seemanöver bei; „wenn er König von Neapel wäre, (äußerte er sich, bei all der Pracht und Herrlichkeit, die ihn umgab, die vielen obwaltenden Gebrechen im Staate durchschauend) „so würde er sich um wenig andere Dinge als um das Seewesen bekümmern."

Von Neapel wendete sich Joseph, nach kurzer Rast in Rom, nach Toskana zu seinem Bruder; dort weilte er am längsten, auf einer Villa seines Bruders bei Florenz, ganz als Privatmann, im steten Verkehr mit dem Volk, das überall dieses Fürsten Liebling war. Er besuchte auch Parma und Bologna. Bei der Nachricht von der am 24. Mai stattgefundenen Wahl des Kardinals Ganganelli zum Papst äußerte er sich: „das ist ein Sohn Sixtus V.; der

wird Aufſehen machen." — Bei ſeinem Aufenthalt in Rom war er ihm einmal begegnet, in der einfachen Ordenstracht der Jünger des heiligen Franziskus; der Kaiſer, dem Ganganelli auffiel, fragte, wer er ſei, und dieſer erwiederte: „ein armer Prieſter, der die Livree des heiligen Franziscus trägt." Dieſer arme Prieſter war es, der nicht lange darnach ein Inſtitut aufhob, welches an Einfluß auf die Geſchicke der Welt Kaiſer und Könige überboten hatte.

Weiter begab ſich Joſeph nach Sardinien, an den Königshof zu Turin, wo er ſechs Tage verweilte, um nach einem kurzen Beſuch der reizenden Borromäiſchen Inſeln, in Mailand einige Zeit zuzubringen, welche er ganz und gar den Regierungsgeſchäften widmete, und wo er vorzugsweiſe den Zuſtand und die Beſchwerden des Volkes kennen lernen wollte; deßhalb gab er täglich zwei Stunden Audienz; unredliche Richter empfanden die Wirkung ſeines Aufenthaltes, und die jährlichen Abgaben wurden um 200,000 Gulden vermindert. Von ſeinen italiäniſchen Unterthanen geſegnet, traf er am 29. Juli 1769 wohlbehalten in Schönbrunn bei Wien wieder ein.

Zusammenkunft Josephs II. und Friedrichs II. in Neisse.

Schon früher (im Jahre 1766, als Joseph nach Böhmen und Sachsen reiste) war eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem König von Preußen Gegenstand beiderseitigen Wunsches gewesen. Indessen hatte sich die Wunde in Marien Theresiens Brust über den Verlust Schlesiens damals noch nicht vernarbt und sowohl sie als Kaunitz fanden eine solche Zusammenkunft für nicht passend. Nun aber kamen Umstände hinzu, welche es wünschenswerth machten, daß Friedrich II. und Joseph II. sich näher kennen lernten, daß Oesterreich und Preußen sich näher verständigten und Kaunitz war diesmal sehr für eine engere Verbindung mit Preußen. Er ahnte bei dem russisch-türkischen Kriege, daß Rußland ein gemeinsamer Feind der deutschen Großmächte, er ahnte Rußlands Vergrößerungspläne, und diesmal war seine Politik durchaus deutsch-patriotisch; allerdings mengte sich bald ein unlautres Element hinein, und die Sorge um Erhaltung eines politischen Gleichgewichts veranlaßte Kaunitz und Joseph, zur Vollführung einer Gewaltthat, über welche die Weltgeschichte das Verdammungsurtheil gesprochen hat, die Hand zu bieten. Bevor jedoch näher davon die Rede kommt, sei hier die erste Zusammenkunft des Kaisers Joseph und des Königs von Preußen erwähnt.

Bald nach seiner Zurückkunft aus Italien reiste Joseph

nach Mähren in das Lager bei Obschau. Dabei ereignete sich am 19. August 1769 ein hübscher Zug. Auf der Fürstlich Lichtenstein'schen Herrschaft Posowitz auf der Straße zwischen Brünn und Raudnitz sah Joseph einen Bauer, wie er den Acker pflügte. Er stieg aus seinem Wagen, trat an die Stelle des Bauers an den Pflug und ackerte selber zwei Furchen. Betrachte man diesen Zug, wenn er auch immerhin improvisirt war, nicht von dem Gesichtspunkte aus, von welchem man so manche Fürsten-Anekdoten ansieht, nicht vom komödiantischen. Joseph wollte wahrlich nicht den Kaiser von China nachahmen, aber als deutscher Fürst wollte er gewiß, und wars auch nur augenblickliche Eingebung, durch den Gang am Pfluge zeigen, daß sich der Bauer desselben nicht zu schämen habe, daß der Bauernstand die nicht gering zu achtende, nicht genug zu beachtende Grundlage der großen Pyramide, auf deren Spitze der Monarch steht. Der Bauer wurde beschenkt, der Kaiser fuhr nach Obschau weiter. Michael Denis glaubte den hübschen Zug Josephs durch seine Ode „die Säule des Pflügers" in seiner Bardenmanier verewiget zu haben; Fürst Wenzel Lichtenstein ließ ein Jahr später an der Stelle ein Denkmal im Geschmack jener Zeit mit allegorischen Figuren und folgender Schrift errichten: Imp. Caesar. Josepho, divi Francisci et M. Theresiae Aug. pio Filio Aug. quod is anno MDCCLXIX mense Aug. die XIX. ad

excitandam populorum industriam ducto per totum hoc jugerum aratro agriculturam humani generis nutricem nobilitavit, communibus ordinum Moraviae votis monumentum posuit Josephus Wenceslaus Princeps a Lichtenstein." *) Der Pflug, deſſen ſich Joſeph bedient, wurde in rothe Seide gewickelt, und den mähriſchen Ständen zur Aufbewahrung übergeben, nachdem man folgende Inſchrift auf die Pflugſchar eingegraben: „Praesidente in inclyto caesareo regio gubernio et supremo marchionatus Moraviae capitaneo comite Antonio Francisco a Schratenbach hic loci Brunae patris sibi penates inhabitante die 19. circa quintam pomeridianam proficiscens ad castra Olschana prope pagum Clavikowics Josephus II. Caesar romanus, hoc aratro ruri Andrea Truca liras araverat binas, guvernante principe Josepho a Lichtenstein in suo dominio Posowitz in perpetuam rei memoriam hocce aratrum per actualem equidem dominii directorem Joannem Nep. Ignatium Thomom, in proprias statuum Moraviae manus consignante."

In Begleitung ſeines Schwagers des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, des Grafen von Dietrichſtein, der Generale von Aygſas, Loudon, Siskowitz, Noſtitz und Miltitz traf Kaiſer Joſeph unter dem Namen des Grafen

*) Außerdem war noch eine böhmiſche und eine deutſche Schrift auf dem Monument.

von Falkenſtein am 25. Auguſt in Neiſſe ein, wohin ihm der Feldmarſchall Lacy bereits vorangeeilt war. Er fuhr direct nach dem biſchöflichen Schloſſe, wo der König wohnte. Auf der Treppe kam ihm dieſer entgegen, begleitet von dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anſpach. Friedrich II. äußerte ſich über dieſen Beſuch des Sohnes ſeiner großen Gegnerin, wie folgt: „Dieſer junge Fürſt zeigte eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich ſchien; ſein liebenswürdiger Charakter verrieth einen frohen Sinn, mit dem er eine große Lebhaftigkeit verband, aber bei aller Begierde zu lernen, hatte er nicht die Geduld ſich zu unterrichten" (ein Schluß, der keineswegs richtig war) „welches indeſſen" (fährt Friedrich fort) „nicht hinderte, daß nicht Bande der Freundſchaft zwiſchen beiden Monarchen geknüpft worden wären. Der König ſagte dem Kaiſer, er ſehe dieſen Tag als den ſchönſten ſeines Lebens an, denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuſer ausmachen, die zu lange Feinde geweſen wären, und deren gegenſeitiges Intereſſe es erfordere, ſich einander eher beizuſtehen, als ſich aufzureiben. Der Kaiſer erwiderte: „„Für Oeſterreich gebe es kein Schleſien mehr.““ Hierauf ließ er auf eine gute Art etwas davon fallen, daß, ſo lange ſeine Mutter lebte, er ſich nicht ſchmeicheln dürfte, einen hinlänglichen Einfluß bei ihr zu erlangen, um ſeine Wünſche auszuführen. Jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sache in Europa weder ſeine Mutter noch er jemals zugeben würde, daß die Ruſſen

im Besitz der Moldau und Wallachei blieben. Er schlug hierauf vor, solche Maßregeln zu nehmen, daß Deutschland eine völlige Neutralität beobachtete, im Falle sich ein Krieg zwischen England und Frankreich entspönne. Der König, um sein Verlangen nach der Erhaltung des guten Vernehmens zwischen Preußen und Oesterreich zu bezeugen, nahm das Anerbieten des Kaisers an, und diese beiden Fürsten machten sich wechselseitig schriftlich anheischig, diese Neutralität zu behaupten. Diese Verschreibung war eben so unverletzlich, als ein in aller Form gemachter und mit den Unterschriften der Minister ausgeschmückter Vertrag sein kann. Der Kaiser versprach im Namen seiner Mutter und in dem seinigen, und der König verpfändete sein Ehrenwort, daß, wenn der Krieg zwischen Frankreich und England ausbräche, sie mit aller Treue den zwischen Preußen und Oesterreich glücklich hergestellten Frieden erhalten wollten, und daß, wenn andere Umstände oder Unruhen dazu kämen, deren Veranlassung man unmöglich voraussehen könnte, sie von beiden Seiten die vollkommenste Neutralität in Ansehung ihrer gegenseitigen Besitzungen beobachten wollten. Diese Versprechungen, worüber man ein sorgfältiges Stillschweigen beobachtete, wurden zu Neisse zur gemeinschaftlichen Zufriedenheit beider Monarchen unterzeichnet." Joseph wohnte damals den Manövern der preußischen Truppen bei und erlebte bei dieser Gelegenheit, daß Friedrich einen Brief Marien Thereſiens, welcher ihm während eines Manövers überbracht wurde,

küßte, eine Artigkeit, auf welche übrigens man kein Gewicht zu legen, von welcher man nicht auf eine innige Sympathie des Königs für Marien Thereſien zu ſchließen braucht. Als bei weitem weſentlicher iſt die Achtung anzuſchlagen, welche die beiden Fürſten für einander hegten, von denen der jüngere dem älteren in Hinſicht des kriegeriſchen Ruhmes nacheiferte, und der ältere mit dem Falkenblick, der ihm eigen, die kernhafte Tüchtigkeit, das kräftige Streben und Wollen im Ganzen an dem Jüngeren erkannte. Joſeph II. und Friedrich II. Arm in Arm! der Anblick befremdete. Als ob nicht ſtets deutſche Fürſten, deutſchen Völkern zum Vorbild, ſo erſcheinen ſollten, ſo erſcheinen müßten, wenn ſie ihre Pflicht gegen das eine gemeinſame heilige Vaterland vor Augen haben. Aber freilich handelte es ſich damals darum nicht. Vier Tage hatte Joſeph bei Friedrich II. zugebracht, als er ſich wieder in ſeine Staaten zurück begab. Sein Beſuch bei dem König von Preußen ſollte bald erwiedert werden und die neue Begegnung der beiden Monarchen ein Reſultat hervorbringen, welches als Flecken auf dem Andenken Beider haftet.

Immerhin hatte das erſte perſönliche Zuſammentreffen Joſephs mit Friedrich in Erſterem einen nicht geringen Eindruck hinterlaſſen, und der Anblick des trefflichen preußiſchen Heeres ihn in ſeinem Streben, den Zuſtand des öſterreichiſchen Heerweſens immer mehr zu vervollkommnen, nur noch mehr angeſpornt. Ich faſſe hier den Faden

wieder auf, den ich früherhin fallen ließ, und bemerke in Bezug auf die Umgestaltungen im österreichischen Heerwesen, welche Joseph mit Lacys Rath und That unermüdlich förderte, noch Folgendes, daß ein Hauptaugenmerk auf die Vervollkommnung der Militärökonomie ging, wobei jedoch der Mißgriff begangen wurde, daß man den Chargenverkauf einführte, eine Maßregel, welche vom sittlichen Gesichtspunkte aus nie gebilligt werden kann, wenn man auch seiner Zeit dem herben Tadel, der sie traf, noch viele Scheingründe entgegenstellte, welche sich auf Verhältnisse und den Nutzen im Augenblick beriefen. Dagegen wurde in jeder anderen Hinsicht für Ertüchtigung des Heerwesens trefflich gesorgt, und insbesondere legte die Humanität ihr Gewicht in die Wagschale der Politik und der Oekonomie. So finden wir, um über ein Jahr weiter hinaus zu greifen, 1770 eine Verordnung Josephs, der zufolge sowohl die Soldaten, als auch ihre Frauen und Kinder, die durch Gebrechen verhindert waren, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, in Spitälern und andern Stiftungen erhalten werden mußten, wozu die Kriegskassen einen Beitrag zu liefern hatten; so lesen wir die Verordnung: „Den in den Standquartieren liegenden gemeinen Soldaten zu Fuß soll in den Fabriken, bei den Handwerken und Professionen, wie auch bei dem Feldbau Gelegenheit zum Nebenverdienst verschafft werden; denen aber von der Reiterei, die wegen Besorgung ihrer Pferde einem solchen Verdienste nicht nachgehen können, soll die Löhnung erhöht

und das, was sie sonst von ihrem Sold an Montirungsstücken selbst anschaffen müßten, künftig aus der kaiserlichen Kasse bestritten werden."

Vermählung der Erzherzogin Maria Antonia mit dem Dauphin.

Der Lieblingsgedanke Kaunitzens, die innige Verbindung der Häuser Bourbon und Habsburg-Lothringen wurde im Jahr 1770 durch Choiseuls Entgegenkommen neuerdings gefördert. Der König von Frankreich warb für den Dauphin (nachmaligen König Ludwig XVI.) welcher damals sechszehn Jahre zählte, um die Hand der Erzherzogin Maria Antonia (geb. am 2. November 1755) welche also damals ihr fünfzehntes Jahr noch nicht völlig erreicht hatte. Die Vermählung durch Prokuration wurde zu Wien am 19. April begangen, (nachdem Joseph wenige Monate vorher — am 23. Januar desselben Jahres — seine erstgeborne und noch einzige Tochter Theresia Elisabeth durch den Tod verloren hatte); in dem Belvedere, (dem früheren Besitzthum des Prinzen Eugen) fand eine Abendtafel von 500 Couverts und ein Maskenball statt, zu welchem man dreitausend Billets vertheilt hatte. Wer ahnte damals bei all dem Jubel, der die schöne,

geiſtreiche, gemüthvolle, liebenswürdige Kaiſerstochter umgab, wer ahnte, als das Beilager am 16. Mai deſſelben Jahres zu Verſailles vollzogen wurde, daß ſie einſt ihr Leben auf dem Schaffot endigen würde, unter dem wilden Jauchzen einer raſenden Menge; wer hätte dies bei allen den Jubelgrüßen gedacht, welche die Kaiſertochter von dem Augenblick an, da ſie ſich auf franzöſiſchem Boden befand, bis zu ihrem Empfang in Compiegne umtönten, als das Landvolk bei ihrem Anblick ausrief: „Wie ſchön iſt unſre Dauphine!“ Am 16. Mai wurde die Trauung in der Kapelle des Schloſſes de la Müette vollzogen. Gleich nach der Trauung umwölkte ſich der Himmel und des Nachmittags ergoß ſich unter dem furchtbarſten Donnergerolle der Regen in Strömen über Verſailles, wo ſich Volk in großer Zahl verſammelt hatte; in wenigen Minuten glich der Ort einer Einöde; in der ganzen Stadt herrſchte tiefe Stille; kein Feuerwerk, keine Erleuchtung, wie man es vorbereitet hatte; ein böſes Omen! Ein noch ſchlimmeres war die tragiſche Kataſtrophe des am 30. Mai von der Stadt Paris veranſtalteten Feſtes auf dem Platz Ludwigs XV. Ein Feuerwerk wurde abgebrannt, ohne daß man die nöthigen Vorſichtsmaßregeln getroffen hatte, und die Flamme ergriff die Gerüſte, welche die Statue des Königs umgaben. Bei dem ungeheuren Andrang der Menſchenmaſſe war die Verwirrung alſobald unglaublich, elf- bis zwölfhundert Menſchen büßten auf die ſchauererregendſte Art ihr Leben ein, theils auf dem Platz Lud-

wigs XV., theils in der Rue royale, theils auf dem durch Wagen für die Verbindung gesperrten Pont royal, von dessen Geländern Manche, um nicht erdrückt zu werden, in die Seine sprangen. Tieferschüttert vernahm Maria Antonia die Schreckenskunde und spendete mit ihrem jungen Gemahl alles Geld, was beide im Augenblick besaßen, zur Unterstützung der Unglücklichen. *)

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, folgenden charakteristischen Brief Marien Thereſiens an den Dauphin aus den Memoiren Webers, des Milchbruders Marien-Antoinettens (Paris 1822) mitzutheilen.

„Votre epouse, mon cher dauphin, vient de se separer de moi. Comme elle faisait mes délices, j'espère qu'elle fera votre bonheur: je l'ai élevée en conséquence, parceque depuis long-temps je prévoyais qu'elle devait partager vos destinées. Je lui ai inspiré l'amour de ses devoirs envers vous, un tendre attachement, l'attention à imaginer et a mettre en pratique les moyens de vous plaire. Je lui ai toujours recommandé avec beaucoup de soin une tendre dévotion envers le maître des rois, persuadée qu'on fait mal le bonheur des peuples qui nous sont confiés quand on manque envers celui qui brise les sceptres et renverse les trônes comme il lui plait. — Aimez donc vos devoirs envers Dieu. Je vous le dis, mon cher dauphin, et je le dis à ma fille; aimez le bien des peuples sur lesquels vous régnerez toujours trop tôt. Aimez le roi votre aieul, inspirez ou renouvellez cet attachement à ma famille. Soyez bon comme lui; rendez-vous accessible aux malheureux. Il est impossible qu'en vous conduisant ainsi vous n'ayiez le bonheur en partage. Ma fille vous aimera, j'en suis sûre, parce que je la connais; mais plus je vous réponds de son amour et de ses soins, plus je vous demande de lui vouer le plus tendre attachement. Adieu, mon cher dauphin, soyez heureux; je suis baignée de larmes.“

Plan einer k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Ich habe im ersten Bande (S. 15) des Briefwechsels zwischen Leibnitz und Kaiser Karl VI. erwähnt, welcher den Vorschlag zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien betraf. Diesen Gedanken faßte nun schon zu Ende der fünfziger Jahre der verdienstvolle Astronom Pater Maximilian Hell wieder auf, und obwohl er damals nicht durchdrang, so gab er den Plan keineswegs auf, sondern setzte seine Bemühungen unverdrossen fort, bis es ihm endlich gelang, vom Hofe selbst den Auftrag zur Ausarbeitung und Vorlegung eines betreffenden Planes zu erhalten (1767). Nach drei Jahren hatte er seine Aufgabe vollendet und so übergab er denn 1770 den von ihm ausgearbeiteten Plan, welcher auch höchsten Ortes gutgeheißen wurde. Verwirklicht wurde derselbe jedoch nicht, und ich glaube nicht, daß dies zu beklagen war, denn wenn man beachtet, daß Maximilian Hell dem Jesuitenorden angehörte, daß er den Meinungen und Grundsätzen desselben aus innigster Ueberzeugung und mit dem lebhaftesten Eifer anhing, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß er bei Verfolgung seines Ansuchens wohl eigentlich nur dem höheren Interesse des Ordens diente, welcher durch ein wissenschaftliches Institut von solcher umfassenden Bedeutung einen neuen Centralpunkt gewinnen wollte, da auf der

anderen Seite die Josephinische Parthei die ganze Existenz des Ordens an ihren Wurzeln bedrohte. Dieser Voraussetzung entspricht wohl nichts deutlicher als der Umstand, daß die neue Akademie unter die Leitung der Jesuiten kommen sollte. Und eben die bald darauf erfolgte Aufhebung des Ordens war auch die Ursache, daß die Gründung der Akademie, nachdem die Sache schon so weit gediehen war, daß die erste Sitzung gehalten werden sollte, plötzlich unterblieb.

Uebrigens ist hier der geeignete Ort, die kurze Skizze vom Leben und Wirken Maximilian Hells einzufügen, eines Mannes, der in seiner wissenschaftlichen Bedeutung als eine Zierde Oesterreichs betrachtet werden kann.

Maximilian Hell

war am 13. Mai 1720 zu Schemnitz in Ungarn geboren, der Sohn des Oberkunstmeisters Mathias Cornelius Hell, welcher die Direction sämmtlicher Wassermaschinen in jener Bergstadt führte, und wegen seiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntniß in der reinen und angewandten Mathematik sehr geschätzt wurde. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien trat Maximilian Hell 1738 in den Jesuitenorden und kam 1740 in das akademische Kollegium zu Wien, wo er unter dem Professor Joseph Karl Philosophie studirte, und in seinen freien Stunden sich mit Verfertigung von Erd- und Himmelsgloben, kunstreich komplicirter Sonnen- und Wasseruhren beschäftigte. Bald

widmete er ſich, 1744 und 1745, ausſchließlich dem Studium der Mathematik, wobei ihn der wackre Erasmus Fröhlich unterſtützte, wurde Adjunkt des bereits bei Erwähnung der orientaliſchen Akademie und der Erziehung Joſephs genannten Paters Joſeph Franz, ſowohl bei deſſen aſtronomiſchen Beobachtungen als auch bei der Einrichtung des Muſeums für Experimentalphyſik, und gab im Jahre 1745 Joannis Crivelii Arithmetica numerica et literalis mit vielen Zuſätzen und Verbeſſerungen heraus. In den Jahren 1746 und 1747 wurde er Lehrer in den höheren Klaſſen am Gymnaſium zu Leutſchen in Ungarn, kam dann zu Ende 1747 nach Wien und erhielt 1751 die Prieſterweihe. Während ſeines theologiſchen Studiums gab er jungen Kavalieren Unterricht in der Mathematik und Markſcheidekunſt, überſetzte im Auftrag des Hofkammerpräſidenten Grafen von Königseck das deutſche ungariſche Bergrecht in's Lateiniſche und gab 1750 (ohne ſeinen Namen) ein „adjumentum memoriæ manuale chronologico-genealogico- historicum" heraus. 1752 beſtand er ſein drittes Probejahr zu Neuſohl, hielt dort Vorleſungen über Mathematik und begann zu Tyrnau mit Borgias Keri, dem damaligen Rektor des dortigen Jeſuitenkollegiums den Bau einer Sternwarte, wurde jedoch bald von ſeinem Provinzial nach Klauſenburg geſchickt, um dort den Bau des neuen Kollegiums und der Sternwarte zu beſorgen und über Mathematik zu leſen. In demſelben Jahre erhielt er die philoſophiſche Doktorwürde. Er entwarf die Riſſe zu

dem Bau, welcher 1753 begonnen wurde, schaffte physikalische, chemische und mathematische Bücher und Instrumente zum Behuf künftiger Vorträge über Experimentalphysik an und setzte dabei unermüdlich seine Forschungen, besonders über die Wirkungen der Electricität, fort; die von ihm errungenen Resultate trafen mit jenen Franklin's, Beccaria's und anderer Naturforscher zusammen, zugleich beschäftigte er sich mit Veranstaltung einer neuen Auflage seiner **Arithmetica numerica et literalis**, seines **Compendium arithmeticæ**, und wollte nach derselben Methode auch alle übrigen Theile der Mathematik bearbeiten, welcher Entschluß jedoch nicht zu Stande kam, weil ihn Maria Theresia zu Ende Septembers 1755 als k. k. Astronomen an die Wiener Hochschule berief. Diese hatte nämlich vom Hofe die demselben durch den verstorbenen Hofastronomen Marinoni vermachten Instrumente und durch die Vermittlung des Kardinal-Erzbischofs Fürsten von Trautson eine Sternwarte erhalten, (welche nach Anordnung des Paters Franz eingerichtet wurde). Mit dieser neuen Stellung verband Hell bald noch eine andere, er erhielt den 1757 gestifteten *) Lehrstuhl für populäre Mechanik, welchen er jedoch bald wieder verließ, um sich ausschließlich seinen astronomischen Forschungen widmen zu können. Er begann 1757 die Herausgabe seiner „astro-

*) S. 1. Bd. S. 378.

nomiſchen Ephemeriden" (von welchen bis 1793 37 Bände erſchienen) und ließ 1762 ſeine Abhandlung über den nützlichen Gebrauch der künſtlichen Stahlmagnete drucken. Im Jahre 1767 erhielt Hell eine Einladung von König Chriſtian VII. von Dänemark auf der Inſel Wardoehus im nördlichen Eismeer den Durchgang der Venus vor der Sonnenſcheibe zu beobachten, deſſen Eintreffen auf den 3. Juni 1769 berechnet worden war. Am 28. April 1768 trat er in Begleitung ſeines Ordensbruders Sajuowics die Reiſe an und traf, nach Ueberſtehung vieler Gefahren, am 11. October d. J. zu Wardoehus ein, wo er bis zum 27. Juni des folgenden Jahres blieb, und ſich, außer mit der geſtellten Hauptaufgabe, auch mit zahlreichen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen beſchäftigte, ſo über das Leuchten des Eismeeres, über das Nordlicht, über die Abnahme des nördlichen Oceans, über die Stärke der Strahlenbrechung unter dem 70. Breitengrade, über die beſtimmte Angabe des Verhältniſſes des Aequator-Durchmeſſers zum Durchmeſſer der Pole und der eingedrückten Form der Erde unter denſelben, über die große Deklination der Magnetnadel, über viele Höhenbeſtimmungen u. ſ. w., endlich auch über Geſchichte, Religion, Sprache und Sitte der Bewohner in jenen Gegenden; die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen und Entdeckungen legte Hell in einem Werke „de expeditione literaria ad polum arcticum" in drei Bänden nieder, deſſen Erſcheinen jedoch in Folge der Aufhebung des Jeſuitenordens unterblieb. Seine „Obſer-

vatio transitus Veneris ante discum solis die 3. Junii 1769" dagegen erſchien in groß Quart zu Kopenhagen, wohin er ſich von Wardoehus begeben hatte und wo er ſieben Monate verweilte, ausgezeichnet von der königl. Akademie, der er ſeine Arbeiten vorgeleſen. Am 12. Auguſt 1770 traf er, von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, in Wien wieder ein, wo er ſich fortwährend mit der unermüdlichſten Ausdauer ſeiner Wiſſenſchaft widmete. Wohl kam er, bei ſeiner treuen Anhänglichkeit an ſeinen Orden (auch nach deſſen erfolgter Aufhebung) in mannigfache Colliſionen mit einzelnen Zeitgenoſſen, doch, wie mancher bittre Tadel ihn dafür traf, wie heftig der gelehrte Streit war, den er mit Lalande beſtand, ſeine Menſchenfreundlichkeit, ſein Mitleid für Unglückliche, das er ungebeten, öfter die Noth aufſuchend, als von ihr aufgeſucht, durch Wort und That bewährte, muſiten ſeine Gegner entwaffnen. Maximilian Hell ſtarb zu Wien am 14. April 1792.

Zuſammenkunft Joſephs II. mit Friedrich II. im Luſtlager bei Neuſtadt in Mähren.

Es war am 3. September 1770, als Friedrich II. dem Kaiſer, welcher ſich im Luſtlager bei Neuſtadt in Mähren befand, den Beſuch erwiederte. Diesmal war auch Kaunitz

zugegen, deſſen perſönliche Betheiligung unter den obwaltenden Umſtänden von Wichtigkeit war. Denn es handelte ſich um das politiſche Intereſſe ſowohl Preußens als Oeſterreich gegenüber Rußland. Friedrich II., welcher nach dem Hubertsburger Frieden nur in einer Verbindung mit Rußland ein Gegengewicht wider Oeſterreich, Frankreich und Sachſen erblickt und deßhalb unterm 11. April 1764 ein Schutz- und Trutzbündniß auf 8 Jahre mit Rußland abgeſchloſſen hatte, (in Folge deſſen Katharina II. ihren Stanislaus Poniatowski den Polen als König aufdringen konnte,) Friedrich II. fing nun an vor dem Uebergewicht Rußlands zu bangen und hatte wenig Luſt, dies noch ſelbſt zu befördern. Ebenſo ſah auch Oeſterreich mit Beſorgniß auf Rußlands Fortſchritte in dem 1768 begonnenen Kriege gegen die Türken. Es ſah nach Romanzows Sieg am Pruth (am 18. Juli 1770) die Moldau, es ſah nach dem Siege am Kagul (1. Aug. d. J.) die Wallachei in den Händen der Ruſſen; es ſah, wie Rußland die Griechen zum Aufſtand gegen ihre Zwingherrn gereizt hatte, wie die türkiſche Flotte bei Tſchesme in Flammen aufloderte; und wahrlich Oeſtreich hatte allen Grund, in der Moldau und Wallachei lieber die Türken als die Ruſſen ſich als Nachbarn zu wünſchen. Unter dieſen Umſtänden zog Oeſterreich ein Heer zuſammen, und Maria Thereſia ließ in Polen Truppen einrücken und die Grafſchaft Zips, ſowie ſpäter die Staroſtei Sandeck, unter Erhebung alter Anſprüche beſetzen.

Vergeblich protestirte der König von Polen gegen diese eigenmächtige Maßregel, die österreichischen Truppen rückten immer tiefer in Polen ein und besetzten unter anderen auch die unschätzbaren Salzwerke zu Wilizcka und Bochnia; erst im Januar 1771 erwiederte dann Maria Theresia auf jene Beschwerde des Königs: „sie sei nach Wiederherstellung des Friedens zwischen den Russen und Türken und nach gänzlicher Beruhigung Polens gern bereit, sich über die schon lang ungewissen Gränzen zwischen Ungarn und der Republik zu vergleichen, einstweilen aber habe sie nöthig gefunden, sich in den Besitz einiger Distrikte zu setzen, auf welche sie gegründete Rechte habe, und sie werde sich auch nicht abhalten lassen, mit den zur Behauptung ihrer Gerechtsame angefangenen Vorkehrungen fortzufahren." Dazu betrachte man nun den Zustand Polens! Welch ein Bild der Auflösung eines Staates ohne den festen Kern und Halt des Bürgerthums, — eines Staates, in welchem bloß die unbeschränkte Willkühr jedes Adeligen, das Privilegium eines jeden solchen, seinen Eigensinn durchzusetzen, unter dem heiligen Namen der Freiheit begriffen ward, eines Staates, der sich Republik nannte und einen König hatte, welcher letztere wieder vom Königthum nichts als den Namen besaß; man erkennt in diesem Zustand das Walten der Nemesis, das über die stolzen Geschlechter erging, welche es Jahrhundert lang verschmäht hatten, durch Heranbildung und Anerkennung des dritten Standes die Bürgschaft einer Nationalität zu

erſchaffen, und welche jetzt einen aus ihrer Reihe, der ihnen als König aufgedrungen worden, zur Verhöhnung durch den fremden Gewalthaber herabgewürdigt ſehen mußten. So weit war es gekommen, daß die Männer, welche ſich dagegen ſetzten, bei den Türken als Garanten der polniſchen Wahlfreiheit Schutz ſuchen mußten; ſo weit, daß die beiden Oheime des Königs, die Brüder Czartoriski, welche das Heil Polens nur in einer Befeſtigung des Königthums anerkannten und auf eine Aenderung der Verfaſſung nach jenem Ziele hin arbeiteten, durch ruſſiſche Bajonette nicht allein, ſondern auch durch den Egoismus ihrer Landsleute daran verhindert wurden, daß die ruſſiſchen Truppen ſogar Befehl erhielten, die Krongüter des Königs zu beſetzen, weil dieſer die Pläne der Czartoriskis billigte. Dazu nun noch die unſelige Einmengung des Fanatismus, welcher den Nichtkatholiken (Proteſtanten und nichtunirten Griechen) — gemeinhin „Diſſidenten“ genannt, die Wiedererwerbung der früherhin beſeſſenen und erſt 1736 verlorenen Rechtsgleichſtellung verweigerte, bis endlich die Gekränkten ſich an — Rußland wendeten und ſie durch daſſelbe erlangten (1767), aber eben dadurch auch das Uebergewicht dieſer Macht in Polen vollenden halfen, und der König hatte kein Ohr für die Bitten und Klagen der Männer, die Schutz gegen die brutalen Gewaltthaten der Ruſſen, die Schutz davor verlangten; wichtiger als der Zuſtand ſeines Reiches, als die Rettung des polniſchen Namens war ihm die Sorge um das Muſter

eines neuen Staatskleides und um eine Truppe franzöſiſcher Komödianten. Unter dieſen Umſtänden, und im Vertrauen auf Hülfe von Frankreich und von der Pforte, trat die Konföderation zu Bar zuſammen, um das Intereſſe des Vaterlandes zu wahren, und den Feind deſſelben zu vertreiben. Nun ein Bürgerkrieg und welcher, da die Konföderirten, um ihren Geldbedarf aufzubringen, ſogar Räuberbanden benutzten! Welche Gräuel an Ruſſen und von ihnen an Polen verübt! Dabei geringes Kriegsglück der Konföderirten, die mehre Siege ſowie Bar und Krakau verloren, und von Frankreich bis 1768 nichts erlangten, als daß es die Pforte zum Krieg gegen Rußland reizte, bis es ihnen endlich 1770 eine monatliche Geldhülfe von 6000 Dukaten verſprach und Dümouriez ſowie mehrere andere Offiziere ſendete. Nun traten die Konföderirten wieder kühner auf und erklärten unterm 9. April 1770 den König Stanislaus des Thrones verluſtig; ſpäterhin jedoch konnten ſie ſich gleichwohl nicht behaupten, als Frankreich immer geringeren Eifer für ſie und Oeſterreich geradezu feindſelige Abſichten gegen ſie zeigte; denn nun trat der Zeitpunkt ein, in welchem das letztere, bei allem perſönlichen Widerſtreben der edlen Maria Thereſia, bald nicht mehr anders konnte, als bei einem Gewaltſtreiche ſich zu betheiligen, deſſen nähere Vorbereitung wir bald wahrnehmen werden. Jetzt zu der Zuſammenkunft Joſephs II. und Friedrichs II. in Neuſtadt. Friedrich II. ſelbſt erzählt darüber in ſeinen nachgelaſſenen Werken Folgendes:

„Die zweite Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser fand im Lager von Neustadt in Mähren statt. Man fand dort nicht einen einzigen Oesterreicher, welcher nicht irgend ein Zeichen von Animosität gegen die Russen hatte erkennen lassen. Der Kaiser erschien dem König noch immer derselbe, für den er ihn das erstemal zu Neisse gehalten hatte. Der Fürst Kaunitz, welcher gleichfalls anwesend war, hatte lange Unterhaltungen mit dem König, in welchen er das System seines Hofes mit Emphase auseinandersetzte und es für ein Meisterstück der Politik ausgab, dessen Schöpfer er sei. Hierauf entwickelte er, wie nothwendig es sei, sich Rußlands ehrgeizigen Absichten zu widersetzen: er erklärte: nie würde die Kaiserin einen Uebergang der Russen über die Donau oder solche Erwerbungen derselben dulden, die sie zu Nachbarn Ungarns machen würden. Preußens Vereinigung mit Oesterreich, (erkannte er) wäre der einzige Damm gegen den Strom, der ganz Europa zu überschwemmen drohe. Der König erwiederte ihm, als er geendigt, — er (der König) werde stets bemüht sein, die ihm unschätzbare Freundschaft Ihrer kaiserlichen Majestäten zu erhalten; dagegen möge auch Kaunitz bedenken, welche Pflichten ihm (dem König) durch sein Bündniß mit Rußland (von 1764) oblägen, — von denen er sich unmöglich lossagen könne, darin lägen die hauptsächlichsten Hindernisse, auf die Vorschläge der Fürsten einzugehen. Er wünsche (fügte der König hinzu), einzig und allein zu verhindern, daß der Krieg zwischen Rußland

und der Pforte zu einem allgemeinen werde, und biete deßhalb seine Vermittlung zwischen den beiden Kaiserhöfen an; ja es sei sogar Zeit, daran zu denken, wie man bei der gegenseitigen Unzufriedenheit einen offenen Bruch verhindern könne. Uebrigens fand er es, um den Wiener Hof in günstiger Stimmung zu erhalten, angemessen, seine dem Kaiser Joseph gegebenen Versprechungen zu erneuern, und einigen kleinen Chikanen zwischen den Gränzbeamten zu steuern; da der Kaiser wünschte, daß man ihm alle dem Berlinerhofe gemachten und künftig zu machenden Erörterungen mittheile, so werde ihm dies zugesagt. Weil dies Alles zwischen dem König und Kaunitz allein verhandelt worden, hielt es der König für schicklich, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, und es schien, daß dieser Monarch, welcher an solche Rücksichten nicht sehr gewohnt war, solche Aufmerksamkeit des Königs mit Dank erkannte. (Bemerkenswerth ist übrigens auch die Aufmerksamkeit Friedrichs gegen Joseph, daß er bei seinem Besuch zu Neustadt in österreichischer Uniform erschien) Des anderen Tages (am 4. Sept.) traf ein Eilbote aus Konstantinopel ein, mit Briefen vom 12. August, durch welche der Großherr die Höfe von Berlin und Wien um Vermittlung der Irrungen zwischen der Pforte und Rußland ersuchte, mit ausdrücklicher Bemerkung, daß die Pforte sich nur in dem Falle zum Abschluß eines Friedens bewogen finden würde, wenn jene beiden Höfe vermittelnd dazwischen träten. Der Kaiser gestand, unter Darlegung seiner Verbindlichkeit da-

für, daß er diese Vermittlung nur den Bemühungen des Königs verdanke. An demselben Tage hatte der König eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Kaunitz und wünschte ihm wegen dieser günstigen Begebenheit Glück, da dieselbe ihn einigermaßen beruhigen und auch die wegen Rußlands Fortschritten rege gewordenen Besorgnisse vermindern würde; diese Nachgiebigkeit der Pforte (bemerkte er) setze den Wiener Hof in den Stand, die Bedingungen zwischen beiden Mächten aufzusetzen. Kaunitz nahm (wie der König versichert) dieses Kompliment mit affektirter Gleichgültigkeit entgegen, und erwiderte: er billige dieses Benehmen der Pforte. Eigentlich aber wurde keine Vermittlung mit lebhafterem Eifer ergriffen."

Was nun die beregten Unterhandlungen mit der Pforte betrifft, so führten sie zu keinem entsprechenden Resultat. Bemerkenswerth ist, daß der Reis-Effendi dem österreichischen Gesandten den Vorschlag eines Bündnisses zwischen Oesterreich und der Pforte gegen Rußland machte, und die Ansicht aussprach, daß es in dem Falle, wenn die Russen aus Polen vertrieben wären, lediglich von dem Wiener Hofe abhänge, ob derselbe einen König auf den polnischen Thron setzen oder Polen mit der Pforte theilen wolle. Bedeutungsvoller als dieser Vorschlag wurde die Reise des Prinzen Heinrich von Preußen nach Petersburg im Oktober 1770, wo er sich Katharinens Vertrauen erwarb und ihre im Unwillen über Oesterreich gethane Aeußerung: „wenn der Wiener Hof Polen zer-

ſplittern will, ſo haben die andern Nachbarn ein Recht daſſelbe zu thun," raſch und geſchickt benützte. Er theilte dieſen Gedanken ſeinem Bruder mit und Oeſterreich wurde von Preußen zur Theilnahme an einer Theilung Polens eingeladen.

Was nun die Zuſammenkunft Joſephs mit Friedrich in Neuſtadt noch ferner betrifft, ſo iſt dabei noch die beſondere Aufmerkſamkeit zu erwähnen, womit der König ſeinen großen Gegner Loudon, deſſen Phyſiognomie ihm einſt ſo ſehr mißfallen hatte, auszeichnete. Loudon, welcher damals das zuſammengezogene Heer kommandirte und bei den Manövers ſeine Feldherrntalente wie in einem unblutigen Nachſpiele entfaltete, wollte bei den Tafeln in ſeiner Beſcheidenheit ſtets den unterſten Platz einnehmen, wogegen ihn der König mit der Bemerkung zu ſich berief: „er wolle ihn lieber an ſeiner Seite als ſich gegenüber," und ein anderes mal, als Loudon zu ſpät zur Tafel kam: „Das iſt wider ſeine Gewohnheit, ſonſt war er immer vor mir auf dem Platze;" auch hieß er ihn nicht anders als Feldmarſchall und ſchenkte ihm zwei prächtige Pferde mit koſtbar geſtickten Schabracken. In einem Briefe vom 16. Sept. 1770 an Voltaire äußerte ſich Friedrich alſo über Joſeph: „So eben komme ich von einer langen Reiſe zurück. Ich war in Mähren, und habe dort den Kaiſer beſucht, der im Begriffe iſt, eine große Rolle in Europa zu ſpielen. An einem bigotten Hofe erzogen, hat er ſich des Aberglaubens entäußert; in Prunk erzogen,

hat er einfache Sitten angenommen; mit Weihrauch genährt, ist er bescheiden; von Ruhmbegierde glühend, opfert er seinen Ehrgeiz der Kindespflicht, die er in der That mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllt. Er hatte nur Pedanten zu Lehrern und besitzt doch hinlänglich viel Geschmack, um die Werke Voltaires zu lesen und nach Verdienst zu schätzen u. s. w."

Ich lasse nun, um den Zusammenhang der Gruppe nicht zu stören, hier gleich den Ueberblick der polnischen Katastrophe folgen.

Die Theilung Polens.

Kaunitz so wohl als Joseph nahmen dieses Projekt mit Vorliebe an, der Letztere von demselben Gesichtspunkte aus, wie Friedrich II. die Vergrößerung und den Ruhm seiner Monarchie angestrebt hatte, — der Erstere vom Gesichtspunkte der Politik aus, indem er (um mich der bezeichnenden Worte Hormayr's *) zu bedienen) „die Ausgleichung der widerstreitenden Interessen durch eine haushälterisch zugewogene, mäßige Befriedigung Aller

*) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte 1831. S. 66.

(wenn auch auf Koſten eines Dritten) zu finden und die Vergrößerung des Einen nicht zugeben wollte, ohne verhältnißmäßige Vergrößerung des Andern," — „das mechaniſche Gegenmittel einer politiſch ſtörenden Flut," „welches ſchon an ſich ganz aus dem Bereiche des Rechtes heraus, auf die ſchlüpfrige Bahn einer chimäriſchen Billigkeit und der blos berechnenden Convenienz getreten war. Dennoch galt ſie damals für die Quinteſſenz der Staatskunſt. Joſeph und Kaunitz waren davon keineswegs frei."

Anders dachte Maria Thereſia. Sie vermochte ſich mit dem Projekt durchaus nichts zu befreunden; ihr Gewiſſen ſprach gegen die Verletzung des Völkerrechts. Dieſe Stimme des Gewiſſens tönt laut aus folgenden Zeilen, die ſie an Kaunitz richtete: „als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen ſollte, ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beiſtand Gottes. Aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreyent wider Uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider Uns iſt, muß bekhennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtiget mich befunten und mich ſehen zu laſſen ſchäme."... „Bedenckh der Fürſt" (fährt ſie fort) „was wir aller Welt für ein Grempel geben, wenn wir um ein elendes Stuck von Polen oder von der Moldau und Walachey, unſer Ehr und Reputation in die Schanz ſchlagen." ... „Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en

vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen."

Kaunitz hatte übrigens die Sache mit großer Feinheit eingeleitet. *) Zuerst war (6. Juli 1771) durch den österreichischen Gesandten von Thugut eine geheime Konvention mit der Pforte zu Konstantinopel abgeschlossen worden, durch welche der Wiener Hof derselben alle von Rußland eroberten Provinzen wiederzuschaffen und die Unabhängigkeit Polens zu sichern versprach, dagegen aber von der Pforte acht Millionen Gulden zum Behuf von Kriegsrüstungen und das Versprechen der Abtretung eines bestimmten Strichs der Wallachei sowie einer neuen Gränzbestimmung der Moldau und Wallachei gegen Siebenbürgen erhielt. Damit konnte er Rußland und Preußen in Schach halten, wie anderseits durch die Begünstigung der von Rußland und Preußen verfolgten Konföderirten, welche Kaunitz allerdings später fallen ließ, so wie er jene acht Millionen benützte, um die Türken selbst zu schrecken. In dieser wohlverschanzten Stellung operirte er nun nach dem Plane, daß ihm die Anerbietungen zur Theilnahme an dem russisch-preußischen Projekt entgegenbracht werden mußten, was denn nun auch wirklich geschah; worauf er gegen den russischen Gesandten noch die Bemerkung äußerte: „sollten sich Schwierigkeiten finden, um durch dasjenige, was man der Republik Polen abnehmen wolle, drei völlig

*) Ich folge hier Dohm. I. Bd. Beil. 1.

gleiche Theile zu bilden, ſo könne man auch noch einem andern Nachbar, der Land zu viel habe, etwas abnehmen, deſſen Einwilligung, wenn die drei Höfe ganz eins unter ſich wären, wohl zu erzwingen ſein würde," unter welchem Nachbar Niemand anders als — die Pforte verſtanden war; da Rußland um dieſelbe Zeit eine Abſchrift der erwähnten öſterreichiſch-türkiſchen geheimen Convention erhielt, ſo ſchwankte deſſen Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Wiener Hofes. Gleich nach jener vertraulichen Mittheilung gegen den ruſſiſchen Geſandten eröffnete Kaunitz Friedrich dem Zweiten die Vereitwilligkeit Oeſtereichs in Betreff der Theilung Polens und erſuchte ihn um den Umfang ſeiner Forderungen, und als nun der König als den von ihm gewünſchten Antheil an Polen Poluiſch-Preußen und Ermeland (mit Ausnahme von Danzig und Thorn, die nebſt Krakau bei Polen bleiben ſollten,) bezeichnete und es dem Wiener Hofe überließ, ſich in den zunächſt an Ungarn gränzenden fruchtbaren Provinzen die ihm gelegenſten Diſtrikte auszuwählen, rückte der öſterreichiſche Geſandte plötzlich mit dem Vorſchlag heraus; da der Wiener Hof bei der Theilung keinen dem Princip vollſtändiger Gleichheit entſprechenden Antheil erhalten würde, wenn ſich Oeſterreich bei der Ausnahme Krakaus nicht über die Karpathen ausdehnen dürfe, ſo möchte Preußen die Grafſchaft Glatz nebſt dem in Böhmen eingeſchloſſenen Theil von Oberſchleſien an Oeſterreich abtreten und ſich dafür durch ein verhältnißmäßiges ihm anſtehenden Stück von Polen entſchädigen.

Da nun der König diesen Vorschlag, wie sich voraussehen ließ, verwarf, so äußerte der Gesandte des Ferneren, daß man den Wiener Hof für einen nicht gleichmäßigen Antheil an Polen vielleicht durch Bosnien und Serbien entschädigen könnte, zu deren Herausgabe die drei Höfe die Pforte allenfalls zwingen könnten; einen Vorschlag, welchen Kaunitz als einen über den Auftrag des Gesandten hinausgehenden desavouirte, indem er dem russischen Gesandten bemerkte, die Kaiserin würde sowohl wegen des zwischen Oesterreich und der Pforte bestehenden Friedens als auch schon aus Rechtsgefühl sich nie zu gewaltsamer Wegnahme türkischer Provinzen bewogen finden. Immerhin nahm dadurch das Mißtrauen Rußlands gegen den Wiener Hof bedeutend zu, und es unterhandelte zunächst mit Preußen allein. Der Abschluß kam nun, da Preußen wegen Thorn und Danzig nachgegeben, unschwer zu Stande, durch geheime Uebereinkunft zu Petersburg am 17. Febr. 1772, derzufolge Rußland alles Land zwischen der Düna, dem Dniester und dem Dnieper, Preußen dagegen Westpreußen mit Ausnahme von Thorn und Danzig und den Netzdistrikt in Großpolen erhielt, und beide Mächte sich ihre Besitzungen wechselseits garantirten. Zwei Tage später (19.Februar) unterzeichneten Maria Theresia und Joseph II. einen Akt, durch welchen „völlige Gleichheit der Theile zwischen den drei Mächten, ohne Rücksicht auf die Natur und den Umfang ihrer Ansprüche, und gegen-

seitige kräftige Unterstützung im Allgemeinen zugesichert wurden *). Diesen Akt unterzeichneten auch sofort Katharine II. und Friedrich II. ohne Anstand, und der Letztere bewog, als nun Oesterreich seine Forderungen mit größerer Bestimmung angab, die Kaiserin von Rußland zur Nachgiebigkeit in Bezug auf den von Oesterreich verlangten Einschluß Lembergs und der Salzwerke Bochnias und Wieliczka's, welche Katharina der Republik Polen erhalten wollte, in den österreichischen Antheil. Wie sehr übrigens Maria Theresia für ihre Person auch noch im letzten Augenblicke die Stimme des Gewissens von dem Probabilismus der Politik unterschied, ergibt sich aus folgenden Worten, womit sie den Theilungsentwurf unterschrieb: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Am 5. August 1772 wurde denn auf solche Grundlagen hin der Theilungsvertrag zu Petersburg unterzeichnet, am 2ten Septbr. der polnischen Nation angezeigt; und nun galt es, diese und ihren König zur Anerkennung und Unterzeichnung zu zwingen. Sie geschah, nach langem Widerstande vieler Patrioten, auf dem von der Gewalt der Fremden bedrohten Reichstag durch Stim-

*) Dohm a. a. O.

menmehrheit am 13. Aug. und am 18. Sept. 1773, und am 19. durch den König. Die Beſitznahme hatten die drei Mächte ſchon vorher mit bewaffneter Hand vollzogen, (die Civilverwaltung des öſterreichiſchen Antheils übernahm der am 30. Sept. als bevollmächtigter Kommiſſär und Gouverneur nach Lemberg geſchickte Graf von Pergen); ebenſo waren die Manifeſte mit Beweisgründen dem Akt der Gewalt erſt nachgefolgt. Was hiebei Oeſterreich insbeſondere betrifft, ſo reichten die hiſtoriſchen Grundlagen, auf welche es ſeine Anſprüche ſtützte, ziemlich weit zurück, zumal die Anſprüche auf die vormals ſchleſiſchen Herzogthümer Zator und Auſchwiz und auf Rothreuſſen; und überdem ſtand, wenn denn nun ſchon einmal in der Geſchichte bis zur Pforte des Rechts zurückgegangen werden ſollte, als hohe Scheidewand der Friede von Pitſchen (1589) da, die Verpflichtung des Erzhauſes, nie und unter keinem Vorwand direkte oder indirekte Anſprüche auf Polen, Litthauen, Rothreuſſen, oder andere der polniſchen Krone anhängende Länder zu erheben. Genug davon, und traurig genug, daß damals, als Gott die Moralität der Großen zeigen wollte (wie Johannes von Müller ſagt) auch noch die Geſchichte dem Unrecht dienen ſollte!

Die öſterreichiſche Monarchie wurde in Folge der Theilung Polens um etwa 1400 Quadratmeilen (mit dritthalb Millionen Menſchen) vergrößert; ſie erhielt die dreizehn Zipſer Städte, Rothreuſſen, die Hälfte des Krakauer Pa-

latinats, die Herzogthümer Zator und Auſchwitz, und Theile von Podolien, Sendomir, Beliz und Pokutien. Die Huldigung der neuerworbenen Länder fand am 27. Dezbr. des Jahres 1773 ſtatt; die Huldigungsmünze zeigte auf dem Avers die Bruſtbilder Joſephs II. und Marien Thereſiens (mit der Unterſchrift **Josephus II. Maria Theresia Aug.**), auf dem Revers die Auſtria, gekrönt ſitzend, einen Oelzweig in der Hand, an den öſterreichiſchen Wappenſchild gelehnt, zu ihren Füßen die knieende Gallicia und die Wappen von Gallicien und Lodomerien; dazu die Schrift: „**Antiqua jure vindicata.**" Im Abſchnitt die Schrift: „**Gallicia Ludomiria in ſidem receptis 1773.**" Denn unter dem Namen „Königreich Gallicien und Lodomerien" wurden die polniſchen Erwerbungen zuſammen begriffen, die Zipſer Städte dagegen am 20. Mai 1775 mit Ungarn vereinigt.

Die Jahre 1770 und 1771.

Zu den Ereigniſſen während dieſer Jahre gehören, außer den bereits erzählten, geringe Irrungen mit dem Kanton Zürich, welche dadurch beigelegt wurden, daß zwei Dörfer, welche die Veranlaſſung dazu geweſen waren,

gegen eine Summe von 180,000 fl. dem Kanton als Lehen überlassen wurden (1770), — sodann die Verhandlungen wegen der Ertheilung der durch den Abgang des Hauses Modena erledigten Reichslehen in Italien an den Erzherzog Ferdinand und dessen Erben, zu welchem Ende Joseph durch ein Kommissionsdekret im Dezbr. 1770 ein Gesuch an das Reich ergehen ließ, dessen Stände denn auch unterm 18. Januar 1771 die von dem Kaiser verlangte Einwilligung gaben, daß der Erzherzog, (welcher am 15. October d. J. sich zu Mailand mit der Prinzessin Marie Richarde Beatrix, der einzigen Tochter des Erbprinzen von Modena vermählte) die modenesischen Reichslehen erhielt, — und ferner der Heimfall der durch den Tod des letzten Markgrafen von Baden-Baden erledigten Landvoigtei Ortenau an Oesterreich (Kaiser Leopold I. hatte mit derselben, als Mannslehen, 1701 den Markgrafen Ludwig von Baden belehnt.)

Was die inneren Angelegenheiten betrifft, so erregt zunächst der furchtbare Nothstand unsere Aufmerksamkeit, womit die mittleren und unteren Klassen, besonders in Böhmen und Mähren, während der Jahre 1770 und 1771 heimgesucht wurden. Der drohende Getraidemangel zeigte sich schon zu Ende des Jahrs 1770, und Kaiser Joseph II. traf sogleich mit edlem Eifer Anstalten, demselben zu steuern; er öffnete die kaiserlichen Magazine, ließ die Vorräthe zu einem mäßigen Preise öffentlich verkaufen, und namentlich nach Böhmen und

Mähren eine Menge Getraide aus Ungarn einführen. Da der Nothstand in Böhmen und Mähren den höchsten Grad erreichte, so wendete Joseph seine besondere Aufmerksamkeit dahin und ließ durch eine eigene Kommission genaue Untersuchungen anstellen, wobei es sich ergab, daß die Spekulation der Gutsbesitzer und Wirthschaftsbeamten an der Theurung einen großen Theil der Schuld trug. Da ergingen denn die Verordnungen, daß jeder Gutsbesitzer oder Beamte seinen Unterthanen das zur Aussaat nöthige Getraide unentgeldlich — gegen Naturalerstattung nach der Ernte — abliefern, und daß jedermann den Ueberschuß seiner Vorräthe nach Abzug des bis zur Erntezeit für die Haushaltung nöthigen Bedarfs zu einem gesetzlich bestimmten Preis an die Magazine verkaufen mußte, wo es dann wieder an's Publikum verkauft wurde, — Maßregeln, welche, mit aller erforderlichen Energie durchgeführt, den Erfolg hatten, daß der Preis des Getraides binnen kurzer Zeit um die Hälfte sank.

Im folgenden Jahre, da die Ernte abermals mißrieth, stieg jedoch die Noth noch höher, am Höchsten wieder in Böhmen, besonders in den Gebirgsgegenden nach Sachsen und Schlesien zu. Brot, aus gemalener und mit Kleien gemischter Baumrinde bereitet, diente als letzte Kost, um sich vor dem Hungertode zu retten. In Folge der Hungersnoth stellte sich eine Seuche ein, welche über 70,000 Menschen hinraffte; Verzweiflung trieb die Unglücklichen zu Aufruhr und jeder Art von Gewaltthat, zu Raub

und Todschlag. Kaum vernahm Kaiser Joseph von dem entsetzlichen Zustand, als er augenblicklich sich selbst in die bedrängten Gegenden begab, um mit eigenen Augen zu sehen, um selbst zu retten und zu trösten, soviel er konnte, und wenn man ihn zurückhalten wollte, die Stätten des Jammers und der Seuche zu betreten, wies er dies mit den Worten zurück, die ihn so recht als Sohn Marien Theresiens bezeichneten: „Ich bin der Vater der Unglücklichen; es ist meine Pflicht, daß ich selbst das Elend und die Noth meiner Kinder sehe." Unermüdlich forschte er nach den Ursachen der Noth, ließ unerbittliche Steuereinnehmer, welche dem armen Bauer die letzte Garbe wegnahmen, ins Gefängniß setzen, erkannte den Grund so vielen Jammers in der Dienstbarkeit und schrieb seiner edlen Mutter die dringendsten Bitten, sobald als möglich Mehl und Getraide nach Böhmen zu schicken; — Bitten, die rasch und umfassend erfüllt wurden: auf den Straßen von Wien nach Prag sah man bald zahlreiche Wagen mit Lebensmitteln, und die Hungernden erhielten unentgeldlich Reis und Brod. In Prag, wohin er sich begab, mußten die Feldbäcker von dem für das Militär vorhandenen Vorrath für die Bürger backen; und zahlreiche Vorrathshäuser, von den militärischen unabhängig, wurden errichtet, welche jedesmal für zwei Jahre hinreichend versehen sein mußten. 1772, als die Noth noch immer nicht nachgelassen hatte, gab Joseph 60,000 fl., und Maria Theresia eine gleiche Summe zur Vertheilung an die Nothleidenden

in Mähren. In Wien wurden Brodhütten errichtet, in welche ſich der Kaiſer ſelbſt begab, um genau nachzuſehen, ob ſeine Anordnungen auch gehörig vollzogen wurden; alle Armen und Kranken der Wiener Vorſtädte mußten ſich bei je ihrem Grundrichter melden, wurden von beſonderen Kommiſſarien eingeſchrieben und erhielten — die Kranken-Unterkunft in Spitälern, — die Armen unentgeltlich Vorrath von Lebensmitteln. Um ähnlichem Nothſtand für die Folge zu ſteuern, wurden die ſtrengſten Verordnungen gegen Kornwucher erlaſſen und andere heilſame Maßregeln getroffen; ſo beſtimmte Joſeph, da er in der Verpachtung der Abgaben einen Hauptgrund des Drucks der Unterthanen anerkannt hatte, ſeine Mutter zu der Verordnung, daß für die Folge alle in ihren Staaten auf Lebensmittel gelegten Abgaben nicht mehr verpachtet, ſondern verrechnet werden ſollten; auch in der Lombardei wurde die Verpachtung der Einkünfte und Kammergüter aufgehoben und dafür eine Rechnungskammer errichtet.

Von anderweitigen gemeinnützigen Verordnungen der Jahre 1770 und 1771 erwähne ich die Erlaubniß für die durch das Schwarzwild beeinträchtigten Unterthanen in den deutſchen Erblanden, daſſelbe zu erlegen, die Anordnung, den Handwerksgeſellen ſtatt Wochenlohns Taglohn zu geben, (v. 1770) das Gebot an den Adel, die öde liegenden Gegenden ihres Beſitzes urbar zu machen (bei Verluſt derſelben im Fall der Nichtvollziehung jenes Gebotes) die Ausſetzung von Preiſen für Verbeſſerung der Schafweiden,

die Verordnung wegen Theilung und Urbarmachung der Gemeindeweiden in Oesterreich unter der Enns, (v. 1771). Zur Beförderung des Handels und der Gewerbthätigkeit finden wir im Jahre 1770 die Anstalten zur Erbauung einer bewaffneten Handelsflotte in Triest und die Gründung einer praktischen Handlungsschule in Wien, das Verbot der Einfuhr fremder Spitzen und Entoilage von Zwirn, die Bekanntmachung einer Anweisung zur Verfertigung von Seidewaaren, dann 1771 die Errichtung einer Börse in Wien (sie wurde am 1. Sept. 1771 eröffnet), die Niedersetzung einer besonderen Kommission für die Schiffbarmachung der in die Donau und Elbe mündenden Flüsse. Um dem Schleichhandel entgegenzuarbeiten, wurde 1770 allen Kaufleuten verboten, Zollbeamten Geld zu leihen. 1771 erging an Münzämter und Handlungstreibende die Verordnung, einerlei Gewicht zu gebrauchen, wurde der Umlauf von 12 Millionen Gulden Bankozettel nachgelassen, und auf deren Verfälschung Todesstrafe gesetzt, der Curs der Kaiserlichen und andern Goldmünzen erhöht, um deren Ausschleppung über die Gränzen zu verhindern.

In Beziehung auf religiöse und kirchliche Zustände bemerken wir im Jahre 1770 die Stiftung eines Klosters für unirte Griechen („zum heiligen Kreuz") in Kroatien, die erneuerte Fürsorge für Heiligung der Sonntage dadurch, daß alle auf Sonn- und Festtage fallende Jahrmärkte auf Wochentage verlegt wurden, die Verleihung

eines besonderen Stiftskreuzes an die Domherren zu St. Stephan in Wien, die Erhebung des Bischofs von Mantua (für ihn und alle Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle) in den Reichsfürstenstand; anderseits aber auch das Verbot, Ordensgelübde vor dem vollendeten 24. Jahre abzulegen (v. 17. Okt. 1770), die Aufhebung des „jus mitrae" die ächt josephinische Maßregel v. 1771, daß jene Nonnen, welche sich weder mit Kindererziehung noch mit Krankenpflege beschäftigten, Leinwand zugeschickt bekamen, woraus sie Hemden für die gemeinen Soldaten anfertigen mußten, die Anordnung, daß (zur Verhinderung der Erbschleicherei für Klöster) bei Aufsetzung von Testamenten kein Geistlicher zugegen sein durfte (v. 1771), das Verbot, neue Bruderschaften zu errichten, die bestehenden wurden untersucht, und solche, welche für Kirche oder Staat anstößige Satzungen hatten, aufgehoben, — die Bekanntmachung der die Verminderung der Feiertage betreffenden päpstlichen Bulle (unterm 6. Oktober 1771), das Verbot an Ordenskandidaten, ihrem Kloster mehr als 1500 fl. einzubringen (unterm 26. August 1771), die Aufhebung aller Klosterkerker (unterm 29. August), die Verordnung vom 4ten Septbr., welche Ordensgeistliche für unfähig erklärte, bei Testamenten Zeugenstelle zu vertreten, das Verbot an Geistliche, unter irgend einem Vorwand Geld außer Landes zu schicken, und das Verbot an die niederländischen Klöster, für die Aufnahme neuer Mitglieder Geld oder Geldswerth zu nehmen.

Im Jahre 1771 wurde, der von Marien Thereſiens Mutter für 20 verdiente Generale und Oberſten, die dreißig Jahre gedient, mit einer jährlichen Penſion von 16,000 Gulden geſtiftete Eliſabethorden erneuert; am 19ten November 1771 erhielten denſelben 21 verdiente Generale und Oberſten.

In Beziehung auf Unterricht, Erziehung und geiſtiges Leben wurde in den Jahren 1770 u. 1771 fortgefahren, Sorge zu tragen. So 1770 durch Errichtung eines Thereſianums für adelige Fräulein zu Ofen, durch Anlegung von Schulen für Soldatenkinder an verſchiedenen Orten; ſo 1771 durch Gründung der Realhandlungsakademie zu Wien.

Im Jahre 1770 entſtand die k. k. privilegirte Wienerzeitung, im darauffolgenden die „k. k. privilegirten Anzeigen" aus den ſämmtlichen k. k. Erblanden.

Bemerkenswerth iſt aus dem Jahre 1770 noch die auf Anregung des Staatsraths Freiherrn von Gebler entſtandene Einführung einer Theatercenſur in Wien, wobei Sonnenfels als Theatercenſor beſtellt wurde. Schon öfter habe ich dieſen für Oeſterreich unvergeßlichen Namen genannt. Hier knüpfte ich nun einen Abriß ſeines Lebens und Strebens, ſeines Einfluſſes auf die öſterreichiſche Literatur, mit einem Blick auf den Zuſtand jener Anſtalt an, deren hohe moraliſche Bedeutung ſpäterhin auch Schiller ſo richtig aufgefaßt und ſo eindringlich empfohlen hat; ich meine die Schaubühne.

Joseph Sonnenfels war im Jahre 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren, und stammte aus einer ursprünglich jüdischen Familie. Sein Großvater Rabbi Michael, der Fromme zubenannt, war von 1715—1725 Stadt- und Landrabbiner in Berlin und als Gelehrter unter seinen Glaubensgenossen sehr geschätzt. Dessen Sohn Perlin Liebmann, ging nach Oesterreich, nahm seinen Aufenthalt in Eisenstadt, und ließ sowohl sich (als Aloys Sonnenfels) wie auch seine beiden ganz jungen Söhne Joseph und Schmeyr (als Franz Sonnenfels) taufen; seine Frau blieb Jüdin und starb als solche. Joseph, der ältere von beiden Brüdern, studirte bei den Piaristen in Nikolsburg, der Residenz des Fürsten Dietrichstein, die Humaniora, dann die Philosophie in Wien, und hatte diese im 13. Jahre vollendet, aber bis zum 16. alles Erlernten — „Alles das Nichts" (sagte er in einem autobiographischen Briefe *) „so ich ohnehin nur durch das Gedächtniß innen gehabt hatte," vergessen. Häusliche Umstände bestimmten ihn nun, Soldat zu werden; er kam zu Klagenfurth in das Regiment Deutschmeister, in welchem er fünf Jahre diente und es bis zum Unteroffizier brachte; später marschirte er mit dem Regiment nach Ungarn, wohin es verlegt wurde. In der nicht durch Exerciren in Anspruch genommenen Zeit lernte er

*) de Luca, gelehrtes Oesterreich 1. Bd. 2tes Stück. S. 144. u. f. f.

aus Langeweile von französischen Deserteurs, die als Rekruten ankamen, französisch, von Deserteurs die aus Italien zum Regiment stießen, italienisch, von den Mädchen zu Sobolka und Jungbunzlau böhmisch, und suchte nach den wenigen Büchern, deren er habhaft werden konnte, seinen Styl zu bilden. Er wurde jedoch des Militärdienstes überdrüssig, und wünschte, zumal auch die Angelegenheiten seines Vaters eine günstigere Wendung genommen hatten, seine Entlassung zu erhalten, welche ihm denn auch durch die Vermittlung der Fürstin Trautsohn und des Grafen Dietrichstein zu Theil ward. Er begann nun die Rechtswissenschaften an der Wiener Hochschule mit Vorliebe und Ernst zu studiren, indem ihm eine Professur in diesem Fache als künftiges Ziel seiner Laufbahn vorschwebte; zugleich wohnte er aber auch den Vorlesungen bei, welche sein Vater über hebräische Sprache mehreren Ordensgeistlichen in seinem Hause hielt, machte darin Fortschritte und erhielt von seinem Vater Unterricht im Rabbinischen. Als Interpres der hebräischen Sprache bei der niederösterreichischen Landesregierung seinem Vater adjungirt, arbeitete er, um auch die Rechtspraxis nicht zu versäumen, zwei Jahre bei dem Grafen Hartig, Hofrath der obersten Justizstelle; — als plötzlich seine Thätigkeit eine Richtung nach einem ganz andern Felde einschlug. Schon als Soldat hatte er sich eine von der österreichischen Mundart verschiedene eigene gebildet; er wollte nun dieselbe berichtigen und gute hochdeutsche Muster kennen lernen. In der kaiserlichen Biblio-

thek, welche er zu diesem Zwecke besuchte, lagen zufällig die „Briefe über die neueste Literatur," und im 12. Thl. blätternd, schlug Sonnenfels die Stelle im 203. Briefe auf: „Da seit zwanzig Jahren alle Provinzen Deutschlands sich bemühen, etwas zur Verbesserung ihrer Sprache beizutragen, so hat dagegen Oesterreich auch nicht einen nur erträglichen Schriftsteller aufzuweisen." — „Diese Nationalbeschimpfung" (bekennt Sonnenfels in dem bereits angeführten autobiographischen Brief) „kränkte mich; ich faßte den stolzen Vorsatz, dieser Schriftsteller, und — noch mehr zu werden. Ich ließ also von Stunde an Rechte und alles Uebrige liegen und warf mich ganz auf die deutsche Literatur. Mein erster Entwurf war, immer im Stillen zu arbeiten, so lange, bis ich mit etwas ganz Untadelhaftem zu überraschen fähig sein würde." Diesem Vorhaben wurde er jedoch, in Folge seiner Betheiligung an der von Riegger gestifteten deutschen Gesellschaft, untreu, indem er in derselben seine Reden „von der Nothwendigkeit seine Muttersprache zu bearbeiten," auf Marien Theresien u. s. w. drucken ließ, welche von Berliner und Leipziger Recensenten günstig beurtheilt wurden. Er meldete sich nun um einen Lehrstuhl der deutschen Literatur, dann wieder um eine anderwärtige Anstellung, wurde jedoch an mehreren Orten abgewiesen, und mußte einmal sogar den Bescheid hören: „So? ein Autor gar? der Herr ist in meine Kanzlei zu gescheidt." Endlich bot sich ihm eine freilich sehr bescheidene Aussicht; es war eine Rechnungsführerstelle mit etwa 400

Gulden jährlichen Gehalts bei der Arcierengarde erledigt, und Sonnenfels hielt um dieselbe hauptsächlich aus dem Beweggrunde an, weil er um jeden Preis mit seiner Erhaltung seinem Vater nicht länger zur Last fallen wollte. In seiner neuen Stellung lernte er den ersten Lieutenant bei der Garde, Freiherrn von Petrasch, kennen, fand in dessen Hause wohlwollende und ehrenvolle Aufnahme, und wurde durch ihn dem damaligen Staatsrath Freiherrn von Borie empfohlen. Durch diesen trefflichen Mann erhielt der talentvolle und unermüdlich strebsame Sonnenfels nun endlich einen seinen Wünschen und seinen Anlagen entsprechenden Wirkungskreis. Borie schlug ihn für die Professur der politischen Wissenschaften an der Wiener Hochschule vor. „Hier war ich nun" (schreibt er) „auf einem Platze, der zwar meiner Neigung am meisten entsprach, an dem ich meinem Hange, nützliche Wahrheiten nicht zu verkleiden, ganz Genüge leisten konnte; aber an dem ich mir auch durch meine Freimüthigkeit bald eine Legion Widersacher — diese Benennung ist zu gelinde, Feinde ist das wahre Wort — erwecken konnte, wirklich erweckte." Er eröffnete seine Vorlesungen im Jahre 1763 mit einer Rede „über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geschäften des Staates," und von diesem Augenblicke betrachteten diejenigen, welche eben auf der „alleinigen Erfahrung" standen und bei einer praktischen Durchführung jener Thesis den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchteten, Son-

nenfels „als einen Neuerer," — eine Bezeichnung, unter welcher ſeine Gegner und Neider bald auch den gefährlichen Nebenbegriff einrahmten, daß er ein Religionsſpötter, ein Majeſtätsbeleidiger, ein Verführer der Jugend ſei. Als ſolcher wurde er bei der frommen Kaiſerin nach Kräften verleumdet; ſie aber ließ, nicht minder gerecht als fromm, eine gewiſſenhafte Unterſuchung einleiten und da ſich die Schuldloſigkeit des Angeklagten erwies, belohnte ſie ſeine Verdienſte in der Folge durch die Verleihung des Rathstitels.

Inzwiſchen war Sonnenfels auch als Schriftſteller unermüdlich thätig für Reinigung des Geſchmacks durch Verbreitung einer beſſeren Lektüre, — und Anregung des Intereſſes dafür, — keine geringe Arbeit, wenn man den erbärmlichen Zuſtand der damaligen öſterreichiſchen Literatur ermißt. Er betheiligte ſich bei der erſten in Wien erſchienenen Wochenſchrift „die Welt", und gründete 1764 eine eigene „der Vertraute", von der indeß bloß ſieben Stücke erſchienen, da die Cenſur die weitere Fortſetzung nicht geſtattete. Recht eigentlich brach er die Bahn durch die von ihm 1765 begonnene Wochenſchrift „der Mann ohne Vorurtheil" (3 Thle.) „durch dieſe Wochenſchrift" (berichtet uns ein Zeitgenoſſe — de Luca —) „ward die Lektüre allgemein in Wien verbreitet. Der Sonnabend, in dem in jeder Woche ein Bogen erſchien, war immer mit heißer Sehnſucht erwartet, man las, mit jeder Leſung ward gelärmt, und doch konnte man kaum

die Ausgabe eines neuen Bogens wieder abwarten. Diese Wochenschrift, die, einige Stücke ausgenommen, immer zu den besten in Deutschland gehört, brachte unseren Staaten einen zweifachen Vortheil. Der erste bestund in einer allgemeinen Verbreitung der Lectüre, und in Abschaffung des Extemporirens auf allen erbländischen Theatern. Engelschall gab zwar schon im Jahre 1760 eine Schrift zum Besten eines regelmäßigen Theaters im Druck. Die Wochenschrift „die Welt" wagte auch Ausfälle auf das Theater, aber auch ohne Wirkung, der „Mann ohne Vorurtheil" hingegen erreichte sein Ziel. Er suchte durch diese Wochenschrift einige Gemüther zu gewinnen, da die Hannswurste, Bernadone, Burline, und wie alle die heißen, deren Bestimmung war, Zoten und Unsinn auf der Bühne auszuspeien, bald in's Lächerliche gebracht, bald die Sache ernsthaft behandelt war." Man kann sich aus dieser Andeutung de Luca's kaum einen Begriff von dem unwürdigen Zustand machen, in welchem sich zu einer Zeit, als Lessings Minna von Barnhelm erschien, die deutsche Schaubühne in der Kaiserstadt befand. Das Uebergewicht von wälscher Oper und Ballet, durch den Hof von alten Zeiten her begünstigt, hatte jedes Interesse für Darstellung deutscher Schauspiele erstickt; Adel nicht minder wie geringere Stände erfreuten sich weidlich an den plumpen Rohheiten der extemporirten Komödie, die von der phantastischen Maskenkomödie der Italiäner soweit entfernt war, als ein Bänkelsänger von dem muthwilligen Humor

des Verfaſſers der „Liebe der drei Pomeranzen.“ Dieſer extemporirten Komödie alſo, welche einer wahrhaft cyniſchen Zügelloſigkeit der Komödianten völlig freien Spielraum ließ, erklärte Sonnenfels voll ſchönen Eifers den Krieg; aber indem er die Ehre ſeines Vaterlandes hinſichtlich des guten Geſchmacks retten wollte, ging er inſofern zu weit, als er die luſtige Perſon, den Repräſentanten des Volkswitzes, geradezu lebendig einmauern wollte, ſtatt ihn bloß aus den Räumen, welche der ernſten Muſe geweiht werden ſollten, dahin zu weiſen, wohin er gehörte, auf eine neben der Kunſtbühne unabhängig beſtehende Volksbühne. So entbrannte denn ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen dem wackren Profeſſor und dem tapfren Hanswurſt, der ſeine Exiſtenz auf ſeine Manier mit der Pritſche gegen die Feder und gegen — die Polizei vertheidigte und auf keinen Angriff den gewichtigen Schlag, auch den Kothwurf nicht, ſchuldig blieb. Das Empfindlichſte für Sonnenfels war, daß der Hanswurſt in der von Klemm verfaßten Komödie: „der auf den Parnaß verſetzte grüne Hut“ als — Sonnenfels auf der Bühne erſchien, — Kleidung, Gang, Geberde, kurz die ganze perſönliche Erſcheinung des trefflichen Mannes war täuſchend nachgeahmt; auch die Italäner erlaubten ſich in einer Operette zweimal dieſe Injurie; und darf man daran zweifeln, daß den Männern von der Fahne des alten Schlendrians die öffentliche Verhöhnung eines Mannes nicht gleichgültig war, deſſen Verdächtigung in moraliſcher

und bürgerlicher Hinsicht ihnen nicht hatte glücken wollen?! Sonnenfels ließ sich übrigens durch jene Verunglimpfungen von der Bahn, die er betreten, nicht zurückschrecken, und hatte an dem Staatsrath Freiherrn von Gebler einen ebenso wohlwollenden als kräftig durchgreifenden Gönner, welcher seine Ansichten von der sittlichen Bedeutung der Bühne theilte. Jene Angriffe hatten endlich den Erfolg, daß 1768 eine eigene Verordnung das Extemporiren auf immer untersagte, d. h. daß auf den Bühnen bloß schriftlich-ausgearbeitete Stücke gegeben werden durften, und daß Sonnenfels zum Theatercensor ernannt wurde. Gleichwohl wagte die Badnertruppe, welche in der Leopoldstadt spielte, im folgenden Jahre nochmals den Versuch einer extemporirten Komödie und zwar in dem Theater nächst dem Kärnthnerthore; jedoch ohne Erfolg, da Sonnenfels dem Kaiser Joseph eine Vorstellung dagegen überreichte, worauf die Sache unterblieb und das Extemporiren neuerdings und zwar für alle in sämmtlichen Erblanden befindlichen Theater verboten wurde; ein Ansuchen des Theaterpächters Affligio, welcher den Bernardon Kurz in extemporirter Komödie auftreten lassen wollte, und noch dazu durch einflußreiche Gönner am Hofe unterstützt wurde, hatte keinen besseren Erfolg. Man rächte sich dadurch an Sonnenfels, daß man das Portrait Bernardons ganz genau sowie das von Schmutzer gestochene Sonnenfelsens in Kupfer stechen ließ, so daß die beiden Köpfe einander anblickten. Somit war Sonnenfels mit seinen Bemühungen

zur Veredlung der Bühne durchgedrungen und durfte sich ohne Selbstüberhebung das Zeugniß geben: „Wien empfindet heute das Vergnügen einer gesitteten, regelmäßigen Schaubühne; das ist mein unverwesendes Siegeszeichen.“ Späterhin geschah auch von Seiten der Monarchen Manches für die gereinigte Schaubühne. Besonders lebhaft interessirte sich Joseph II. für das deutsche Schauspiel; da schon mehrere Pächter desselben zu Grunde gegangen waren, übernahm er es für seine Rechnung und gründete ein k. k. Nationaltheater, das heutige k. k. Hofburgtheater, eine Anstalt, welche von jener Zeit an bis zur neuesten als Muster für ganz Deutschland gelten konnte; unter'm 13. Februar 1777 verfügte Maria Theresia zur Aufmunterung dramatischer Dichter, daß dem Verfasser jedes neuen (noch ungedruckten Stückes) welches auf dem k. k. Nationaltheater zur Aufführung kam, die ganze Einnahme der dritten Vorstellung als Ehrensold zu überlassen sei. — Hier folge nun noch ein Blick auf einige der berühmtesten damals lebenden Schauspieler und dramatischen Schriftsteller. Unter den ersteren nahmen, als Lieblinge des Publikums, Johann Baptist Bergobzoomer (geb. 1742, gest. 1804) und Maria Anna Jaquet (geb. 1753, verehelichte Adamberger, gest. 1804) den ersten Platz ein; jener spielte Tyrannen, Helden, zärtliche Väter, polternde Alte und Charakterrollen, diese war unübertrefflich in Darstellung kindlich reiner Naivetät, in der Sprache des lautren Gemüths,

den Wienern lang als wahrer Typus unbewußter Grazie unvergeßlich. In den Rollen jugendlicher Helden und Liebhaber trat damals der große Joseph Lange auf, (geb. 1750, geſt. um 1829), urſprünglich Maler, und erſt durch Sonnenfels, der ſeinen und ſeines älteren Bruders eminenten Beruf für die Schauſpielkunſt erkannte, bewogen, ſich der Bühne zu widmen, deren Zierde er bis in ſein hohes Alter blieb, wie er gleichzeitig auch als Maler Anerkennenswerthes leiſtete. Nicht minder geſchätzt wurde Johann Heinrich Friedrich Müller (geb. zu Halberſtadt, 1738) ſowohl wegen ſeiner Darſtellung von Pedanten, Petitsmaitres u. ſ. w., als auch wegen ſeines Berufs für Heranbildung jüngerer Talente; Kaiſer Joſeph ließ ihn 1776 die beſten deutſchen Theater bereiſen, um darüber zu berichten, und übertrug ihm 1778 die Direktion des deutſchen Singſpiels in Wien; ferner die beiden Stephanie (der ältere zugleich ein Miteiferer gegen die extemporirte Komödie und ſeit 1776 Regiſſeur des k. k. Nationaltheaters.) Das bedeutendſte Talent des National jedoch war unſtreitig wohl Johann Franz Hieronymus Brockmann (geb. 1745 zu Grätz, geſt. zu Wien 1812) welchen Joſeph 1777 nach Wien berief, deſſen glänzende Epoche aber nicht ſogleich nach ſeinem erſten Auftreten begann, ein ſchauſpieleriſches Univerſalgenie, deſſen Darſtellungsweiſe die Inſchrift der auf ihn geprägten Denkmünze „Peregit tranquilla potestas, quod violenta nequit", am beſten bezeichnet. Von den dramatiſchen Schriftſtellern

jener Zeit genoß Kornelius Hermann von Ayrenhoff einen Ruf, der den Werth seiner Trauerspiele (Aurelius, Hermann und Thusnelda, Antiope) und Lustspiele (der Postzug, die große Batterie u. s. w.) bei weitem überstieg. Sehr fruchtbar war der bereits als Schauspieler genannte Bergobzoomer, dessen Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele auch auf den Bühnen zu Frankfurt, Mainz, Köln, Düsseldorf, Prag mit Beifall gegeben wurden. Der treffliche Freiherr von Gebler, hochverdient um das Polizei- und Kameralstudium und die Schulanstalten, versorgte das Nationaltheater theils mit Uebersetzungen und Bearbeitungen französischer Lustspiele, theils mit Originalstücken. Lebhaften Beifall fanden die Lustspiele Heufelds, welcher zweimal die Direktion des Theaters geführt hatte. Durch die Verpflanzung der renommirtesten Stücke der englischen und französischen Bühne (der Westindier, der Menschenfeind, der Geizige u. s w.) auf das Wiener Theater machte sich Friedrich Kepner verdient, Goldonische Lustspiele verpflanzte Joseph Laudes Von dem Schauspieler Müller waren die damals beliebten Scherzspiele „Stirbt der Fuchs, so gilts den Balg", „Vier Narren in einer Person", „Präsentirt das Gewehr" u. s. w. Johann Rautenstrauch schrieb unter andern das noch heute nicht ungern gesehene Lustspiel „der Jurist und der Bauer"; Joseph Anton von Riegger übersetzte Diderots „Hausvater", in dessen Darstellung der ältere Stephanie unübertrefflich war. Dieser letztere

schrieb und übersetzte (wie sein Bruder Gottlob) eine nicht geringe Anzahl von Lust- und Schauspielen, unter denen „die neueste Frauenschule", „die Liebe in Corsika", „der neue Weiberfeind und die schöne Jüdin" am meisten hervorzuheben sind. Man sieht, welche erfreuliche Regsamkeit die Folge der von Sonnenfels und seinen Freunden muthig begonnenen und durchgeführten Theaterreform war, die Wiener Hofbühne hatte ihr auch später (1781) den freilich nur kurzen Besitz des großen Schröder, und das Wiener Publikum diesem trefflichen Manne die erste Bekanntschaft Shakspeare's zu danken!

Wir kehren nun wieder zu Sonnenfels zurück, der sein lebhaftes Interesse für die Bühne auch durch die Herausgabe seiner Briefe über die wienerische Schaubühne (4 Thle., 1768) bekundete. Nicht minder eifrig fuhr er fort für Verbreitung allgemeiner Bildung und Humanität, für Befestigung der Vaterlandsliebe durch Herausgabe von Schriften zu wirken. So erschien 1767 von ihm die Wochenschrift „Therese und Eleonore zur Ausbildung des weiblichen Geschlechts," und „das weibliche Orakel", 1768 die Reden: „von dem Verdienste des Portraitmalers", „Ermunterung zur Lektüre an junge Künstler," „das Bild des Adels", 1771 „Briefe über die Liebe des Vaterlandes", 1772 die Reden: „Von der Urbanität des Künstlers" und „von der Bescheidenheit im Vortrag seiner Meinung." Zugleich verdankte ihm sein Vaterland die wichtigsten Aufklärungen im Gebiete der Polizei, Handels- und Finanz-

Wissenschaften, welche er mit edlem Freimuth und allem schönen Eifer eines patriotischen Gemüthes überzeugend und in einem geläuterten Styl vorzutragen verstand. Im Jahre 1765 erschienen seine „Sätze aus der Polizei-Handlung und Finanzwissenschaft", 1766 sein „Schreiben über die Herabsetzung der Interessen", 1767 der zweite Theil und 1776 der dritte Theil seiner Grundsätze der Polizei-Handlung und Finanzwissenschaft, 1768 seine Schrift „von dem Zusammenflusse", 1769 die „von der Theurung in großen Städten und dem Mittel, derselben abzuhelfen."

Einem so hellen Kopfe, einem so menschenfreundlichen Charakter konnten die mannichfachen Reste alter eingerosteter Barbarei, die in der „constitutio criminalis Theresiana" noch anzutreffen waren, und insbesondere auch die Anwendung der Tortur weder vom rechtlichen, noch vom moralischen Gesichtspunkte aus billigenswerth erscheinen, und mit seinem ganzen Freimuth sprach er sich in seinen Vorlesungen gegen die Anwendung der Tortur und die allzuhäufige Verhängung der Todesstrafe aus. Dies war seinen Gegnern ein willkommener Anlaß, um ihn in seiner Pflichttreue als Lehrer auf den Grund hin zu verdächtigen, daß seine Lehren mit der Theresiana nicht übereinstimmten und also einen indirekten Widerstand gegen den Willen der Monarchin enthielten und verbreiteten. Die nächste Folge dieser Verdächtigung war ein Verweis, daß Sonnenfels ungereimte und den höchsten Gesetzen

ſchnurſtraks zuwiderlaufende Grundſätze lehre, und ein Befehl: er ſolle künftig in ſeinen Schriften und Vorleſungen das Thema der peinlichen Frage und der Todesſtrafe gar nicht mehr berühren. Dabei beruhigte ſich jedoch Sonnenfels keinesweges, er vertheidigte ſich in einer an die Kaiſerin gerichteten Schrift ſo triftig, daß Maria Thereſia nicht bloß den Ungrund der erhobenen Anklage erkannte und den freimüthigen Schriftſteller losſprach, ſondern auch Befehl ertheilte, über die Nothwendigkeit der peinlichen Frage eine nähere Unterſuchung anzuſtellen. Während nun der Referent der niederöſterreichiſchen Regierung die Nothwendigkeit der Tortur vertheidigte, erſtattete Sonnenfels über dieſe Frage ein Separatvotum nach Hof, worin er mit der vollen Wärme des Menſchenfreundes die triftigſten Gründe gegen das Fortbeſtehen derſelben auseinanderſetzte. Er begründete darin die Frage über die Zuläſſigkeit der Tortur auf die Unterſuchung, ob die letztere ein zuverläſſiges Mittel in der Unterſuchung ſei, und bewies nun, daß das durch die Folter erpreßte Geſtändniß nicht zuverläſſig ſei, weder aus der Natur und dem Weſen einer Zwangfrage, noch nach dem eigenen Erkenntniß der peinlichen Geſetze, noch nach der Erfahrung der Gerichtshöfe, noch nach den übereinkommenden Meinungen der Geſetzgeber und Schriftſteller; er zeigte ferner bis zur Evidenz, daß ſie auch keine größere Wahrſcheinlichkeit begründe; übrigens glaubte er, aus Vorſicht, um wenigſtens

den Gebrauch ſeiner Waffen für eine mögliche Wiederaufnahme des Kampfes zu retten, die Frage aufſtellen zu dürfen, in welchen Fällen die Tortur etwa beizubehalten wäre? Ein ſchweizer Freund Sonnenfelſens, welcher ſich damals in Wien befand, wußte ſich eine Abſchrift dieſes Votums und der Vertheidigungsſchrift zu verſchaffen und ließ beide in Zürich 1775 drucken; (eine zweite rechtmäßige vom Verfaſſer vermehrte Auflage ſeiner Schrift „über die Abſchaffung der Tortur" erſchien in Nürnberg und Wien 1782). Die glänzendſte Genugthuung, den reichſten Lohn fand Sonnenfels, der im Namen der Menſchheit zu den Füßen der Kaiſerin lag, darin, daß dieſe am 1. Januar 1776 die Tortur gänzlich abſchaffte und die Verhängung der Todesſtrafe nur auf verhältnißmäßig wenige beſonders abſcheuliche und ſtaatsgefährliche Verbrechen beſchränkte. Wahrlich: dieſe Handlung der Kaiſerin ehrte Sonnenfels mehr als ſeine 1779 erfolgte Ernennung zum k. k. wirklichen Hofrath bei der vereinigten böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei, wie auch zum Beiſitzer der k. k. Studienhofkommiſſion, mehr als ſeine Erhebung in den Reichsfreiherrnſtand (1797 durch den Kaiſer Franz II.). Er ſtarb als Ritter des Stephansordens, Kommandeur des Dannebrogs, Präſident der Akademie der bildenden Künſte und der Geſetzgebungskommiſſion zu Wien, am 26. April 1817 in ſeinem 84. Lebensjahre.

Kollar.

An das Gedächtniß Sonnenfelsens reihe ich das eines andern um sein Vaterland, seine Monarchin und um die Wissenschaften hochverdienten Mannes, des Ungarn Adam Franz von Kollar, welchem Maria Theresia im Jahre 1772 eine seines Berufes würdige Stellung anwies.

Adam Franz von Kollar war am 15. April 1723 zu Tarchowa in der Trentsiner Gespannschaft in Ungarn geboren, erhielt seine erste Bildung in Neusohl, wo sich sein Vater Mathias Kollar niedergelassen hatte, durchschritt die unteren Gymnasienklassen in Schemnitz und die oberen in Tyrnau, wo er im Jahre 1738 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen wurde. Sohnespflicht, da sein Vater in beschränkten Umständen und seiner Hülfe bedürftig war, bestimmten ihn 1748, um seine Entlassung aus dem Orden nachzusuchen, indem er die Hoffnungen seiner Zukunft auf die Wissenschaften stellte. In diesem Vertrauen ging er zu van Swieten, dem damaligen Direktor der Hofbibiothek, eröffnete ihm ohne Rückhalt seine Verhältnisse, und bat ihn, wenn er vorherzusehen glaube, daß seine wissenschaftlichen Studien der Anstalt nicht ohne Nutzen sein möchten, ihn durch ein Fürwort bei der Kaiserin unterstützen, und ihm die Anwartschaft auf eine zu erledigende Bibliothekarstelle zusagen zu wollen, was denn van Swieten auch versprach. Kollar wurde zuerst als Kanzellist bei der Bibliothek angenommen und erhielt nach Spannagels Tode eine Custodenstelle, welche er mit rühm-

lichem Eifer verwaltete; von 1748 bis 1751 hielt er griechiſche Vorleſungen für Aerzte. Ein weſentliches Verdienſt um Maria Thereſia, in Beziehung auf Darlegung der Rechte der apoſtoliſchen Könige Ungarns circa patronatum und circa sacra, erwarb ſich Kollar durch ſein zu Wien 1762 erſchienenes Werk: „Historiae diplomaticae Juris patronatus apostolicorum Hungariae regum libri tres," und durch ſein 1764 erſchienenes: „De originibus et usu perpetuo potestatis legislatoriae circa sacra, a Regibus apostolicis Hungariae ad praesentem usque diem perpetuo exercitae;" die Folgen beider Abhandlungen, wie Maria Thereſia, auf denſelben gründend, die Rechte der Krone geltend machte, habe ich bereits im 1. Bde (S. 358) erwähnt; hier bemerke ich noch, daß Kollar's erſtgenannte Schrift („de originibus et usu perpetuo potestatis legislatoriae") bei den ungariſchen Ständen eine nicht geringe Aufmerkſamkeit erregte, und daß ſie dieſelbe auf dem Reichstage der ſchärfſten Prüfung unterworfen; Kollar übergab darauf eine Apologie ſeiner Schrift den Ständen, und die weitere Prüfung derſelben hatte nun ein Ende. Die Thronfolge des Erzhauſes in Ungarn und die Rechte des Königs von Böhmen behandelte Kollar in dem Werke „Casparis Ursini Velii de bello Pannonico libri decem ex codicibus manu exaratis nunc promum in lucem prolati et necessariis adnotationibus, diplomatibus, literis etc. ex tabulis authenticis fide et diligentia maxima exscriptis illustrati, welches zu Wien 1762 erſchien. In demſelben

und im folgenden Jahre veröffentlichte er die analecta monumentorum omnis aevi Vindobonensia; 1763: „Nicolai Olahi Metropolitae Strigoniensis Ung. Attila, sive de originibus gentis hungaricae, situ, habitu, opportunitatibus et rebus bello paceque ab Attila gestis libri duo, nunc primum ex codice Caesareo, Olahi manu emendato, conjunctim editi et animadversionibus necessariis illustrati.“ Von 1766 bis 1776 erschien in drei Foliobänden „Petri Lambecii commentariorum de augustissima bibliotheca Vindobonensi, editio altera etc.“ Nach dem Tode Gerhard van Swieten's (1772) ernannte Maria Thereſia den verdienſtvollen Gelehrten zu deſſen Nachfolger als Direktor der Hofbibliothek, und 1775, mit Berückſichtigung der wichtigen Arbeiten, welche er hinſichtlich des öſterreichiſchen Antheils an Polen mit Fleiß und Umſicht beſorgte, ſchenkte ſie dem Verfaſſer der „amoenitates regni Hungariae“ das Gut Karaſezten in Ungarn. Kollar ſtarb im Jahre 1783.

Die Jahre 1772 und 1773

waren außer den bereits angeführten Ereigniſſen auch noch durch folgende bezeichnet.

Maria Thereſia kaufte von dem Fürſten Gonzaga deſſen bisher ſequeſtrirte Reichslehen, das Fürſtenthum

Caſtiglione, das Marquiſat Meldola und das Schloß Solfermo, und vereinigte dieſelben mit dem Herzogthum Mantua. Durch ihren Geſandten in Regensburg bewirkte ſie die Beilegung der zwiſchen Kurbayern und Regensburg wegen des Manthweſens entſtandenen Irrung.

Die kirchlichen Reformen wurden mit aller Energie fortgeſetzt. So erging unterm 11. April 1772 ein Verbot ſämmtlicher Prozeſſionen ſowohl innerhalb als außerhalb des Landes, welche ein Ausbleiben über Nacht bedingten, mit Ausnahme der dem Herzen der Kaiſerin beſonders angelegenen Prozeſſion von Wien nach dem ſteyeriſchen Gnadenorte Maria-Zell. Dahin gehörte ferner das Verbot, den Eingang zu den Grüften in den Kirchen anzubringen und Leichen innerhalb derſelben zu begraben, wenn jene nicht vorher mit ungelöſchtem Kalk beſtreut worden; ſodann die Verordnung, daß die Klöſter die ihnen zukommenden ihre Ordensbrüder betreffenden Steckbriefe der amtlichen Obrigkeit vorzeigen mußten, — Maßregeln, welche im Intereſſe der Moral, der Geſundheit und der Gerechtigkeit nicht genug anerkannt werden konnten. Bemerkenswerth iſt dann auch die Verordnung, welche alle erſcheinenden theologiſchen Werke der Staatscenſur unterwarf. Im Mailändiſchen fuhr man damit fort, einige Klöſter einzuziehen und deren Einkünfte zu milden Stiftungen zu verwenden. Unterm 13. Februar 1773 verordnete Maria Thereſia, daß jede geiſtliche Provinz eine Faſſion über ihren Vermögensſtand einreichen ſollte, und unterm 22. März

desselben Jahres verbot sie allen Pfarrern, künftighin das in Kirchen eingehende Almosen sich zuzueignen. Ein Blick auf die wichtigste Begebenheit des Jahres 1773, welche der Weltgeschichte angehört, auf die Aufhebung des Jesuiten-Ordens, bleibt einem besonderen Abschnitte vorbehalten, zumal da sich für die österreichische Monarchie eine neue Epoche des Studienwesens daran knüpft.

Was nun den Unterricht betrifft, so ist vom Jahre 1772 die Gründung der k. k. Normalschule in Wien zu betrachten, ein Anfang, der bald mit Umsicht und Energie im Interesse der allgemeinen Volksbildung fortgesetzt wurde. Hierbei muß der Name Mesmer's mit Hochachtung genannt werden. Ein anderer Mesmer, der in kurzer Zeit europäische Berühmtheit und, als Schlagschatten des blendendsten Glanzes, das Verdammungsurtheil: er sei nichts als ein Betrüger, fand, Franz Anton Mesmer, ein Verwandter des Direktors der Normalschule, war es, welcher den animalischen Magnetismus entdeckte, und, mit seinen Ansichten von dem kaiserlichen Leibarzt Störck zurückgewiesen, bei dem gelehrten Maximilian Hell Anerkennung fand, sich nach Paris begab, dort mit seiner Heilmethode unglaubliches Glück machte, dann, als eine königliche Kommission und die Société de médecine alle Erfolge bloß auf Phantasie und Täuschung reducirten, nach England, von dort nach Deutschland zurückging und endlich sein vielbewegtes Leben 1815 zu Meersburg am Bodensee beschloß.)

Die bereits erwähnten bisher bestandenen beiden Kunstakademieen wurden im Jahre 1773 zu einer k. k. Akademie der bildenden Künste, vereinigt, unter dem Protektorat des Fürsten Kaunitz. Bei dieser Gelegenheit seien einige der renommirtesten damals lebenden Künstler hier angeführt.

Künstler.

Unter den Malern nenne ich zuerst den Veteran Barthol. Altomonte, der in Warschau geboren, frühzeitig in Italien unter Franceschini, Lutti und ganz besonders Solimena sich gebildet hatte, und dessen Fresken und Altarblätter man noch in den reichen Abteien Oesterreichs und Steyermarks (Admont) sieht. Als Portraitmalerin war Gabriele Beyer, geb. Bertram, besonders vom Hofe und vom hohen Adel, geschätzt; als Landschafter die Brüder Brand, besonders Christian Brand in zarten Kabinetsstücken. Vincenz Fischer (geboren zu Schmidham in Bayern, 1729 Rath und Lehrer der Baukunst an der Akademie (bis 1764) zierte Decken und Wände im Laxenburger Schlosse, im königlichen Schlosse zu Ofen, in der Preßburger Schloßkapelle u. s. w. mit mythologischen allegorischen Darstellungen und lieferte viele Altarbilder. Der Tyroler Johann Gfall (geb. 1725) war (wie Joseph von Pühler; geb. 1730) hauptsächlich in Architekturstücken und Prospekten geschickt, lieferte aber auch Altarblätter. Als Thiermaler war Franz Anton

Graffenstein geschätzt. Franz Linder (geb. 1738 zu Klagenfurt), war als Portraitmaler wegen seiner raschen Auffassung der Charaktere und seines Glücks im Treffen auch bei Hof beliebt; die Kaiserin ließ ihn 1776 auf ihre Kosten nach Rom reisen, um sich dort noch weiter in der Technik auszubilden. Der berühmteste Portraitmaler jener Zeit aber war Joseph Hickel (geb. 1734 gest. 1807). Von dem k. k. Kammermaler Anton Maulbertsch, der für eine Menge Kirchen Altarblätter lieferte, rühmte man, er sei einer der geschicktesten Geschichtmaler in Wien; („besonders in Fresken"), Gedanken und Kompositionen seien bei ihm groß; in seinen Figuren herrsche Geist und Feuer u. s. w." In Nachahmung von Marmorbasreliefs durch den Pinsel war Kaspar Sambach (ein Breslauer, geb. 1715) bedeutend. Einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte seiner Zeit nimmt der sogenannte „Kremser Schmidt" ein, der wackere Martin Johann Schmidt (geboren zu Grafenberg bei Krems 1718), ein moderner Luca fa presto, wie sich aus der unverhältnißmäßig großen Zahl seiner Arbeiten (fast ausschließlich Altarblätter) entnehmen läßt. Schließlich sind noch der Historienmaler Franz Wagenschön, die Landschafter Joseph Rosa und Michael Wutky und der Portraitmaler Weikert zu nennen. Zwei der ausgezeichnetesten Historienmaler jener Zeit waren die beiden Tyroler Paul Troger (gestorben 1777 und Michael

Angelus Unterberger, (geſt. 1758.) Unter den jüngeren Malern, welche ſpäterhin einen großen Ruf erlangten, und deren Anfänge noch in die Thereſianiſche Epoche fallen, nenne ich Heinrich Füger, (geb. 1751, geſt. 1818) Hubert Maurer, (geb. 1738, geſt. 1818.) Johann Lampi, (geb. 1751, geſt. 1830.), Franz Caucig, (geb. 1762, geſt. 1828.)

Unter den Kupferſtechern der Thereſianiſchen Epoche nimmt Jakob Matthäus Schmutzer aus Wien (geb. 1733, geſt. 1811), der vom Hirtenknaben bis zum Direktor der Kupferſtecherklaſſe der k. k. Akademie emporſtieg, ein Schützling des Fürſten Kaunitz und ein Schüler des berühmten Wille in Paris, wohl unbeſtritten den erſten Rang ein. Hohe Verdienſte erwarb ſich Schmutzer auch in ſeiner Wirkſamkeit als oberſter Direktor aller Normal- oder Volkszeichnungsſchulen (ſeit 1771) um die Veredlung der Induſtrie durch den Einfluß der Kunſt auf die Volksbildung. Neben Schmutzer machten ſich auch Weirotter, Johann Peter Pichler, Johann Jakobe, Joſeph Fiſcher, und insbeſondere auch der als Schriftſteller im Kunſtfach europäiſch berühmte Adam v. Bartſch, (geb. 1757, geſt. 1821) nebſt noch mehreren anderen bemerkbar.

In der Bildhauerei zeigte ſich nicht minder erfreuliches Regen und Streben. Raphael Donner, wiewohl erſt ein Jahr nach Marien Thereſiens Regierungs-

antritt (15. Okt. 1741) geſtorben, kann der Thereſianiſchen Epoche nicht mehr beigezählt werden, wiewohl ſeine Nachwirkung als Lehrer Oeſers, Roſſiers, der Gebrüder Moll in dieſelbe ſchlägt. Die letzteren, Balthaſar (geb. 1717, geſt. 1780), der die Ehrenſäule des Fürſten Lichtenſtein für das Zeughaus fertigte, und Johann Moll, (geb. 1700, geſt. 1752) von dem der Sarg Karls VI., erreichten freilich ihren großen Lehrer nicht. Zu beachten war der wackere Schletterer, (geſt. 1774) von welchem die Basreliefs an den beiden Säulen vor der Karlskirche in Wien; am meiſten genannt und geſchätzt wurde in jener Zeit der geniale Franz Xaver Meſſerſchmid, (geb. 1732 zu Wieſenſteig in Schwaben, geſt. 1784), hauptſächlich berühmt durch ſeine Charakterbüſten, dann durch die Statuen Marien Thereſiens und Franz I. (im Belvedere zu Wien), durch die Büſte van Swietens im Wiener Univerſitätsgebäude, durch ſein Pferd ohne Haut u. ſ. w. Ehrenvolle Erwähnung verdienen auch Martin Fiſcher, (geb. 1740, geſt. 1820), nach ihm: Johann Wilhelm Beyer, Dorfmeiſter (ein Schüler Matthäus Donners und Balthaſar Molls), Franz Xaver Seeger u. m. Andere.

Das reiche Talent Franz Zauners befand ſich damals in der erſten Entwicklung. Geboren im Jahre 1748 zu Kauns in Tyrol, hatte Zauner acht Jahre in der k. k. Akademie der Maler und Bildhauer zugebracht; 1776 ging er als k. k. Penſionär nach Rom.

Seine vorzüglichſten Werke aus jener Epoche waren das Portrait des kaiſerl. Leibwundarztes Brambilla, dann eine große Gruppe allegoriſcher Figuren für ein Baſſin in Schönbrunn.

Unter den Baukünſtlern jener Zeit nahm Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, Profeſſor an der k. k. Akademie der bildenden Künſte zu Wien (geb. in Wien 1732) eine bedeutende Stelle ein; eines ſeiner ſchönſten Werke iſt die ſogenannte Gloriette im Schönbrunner Garten, jener ſtattliche Säulenbau, welcher ſich auf dem dem Schloſſe gegenüberliegenden Berge erhebt, und von deſſen Galerie aus ſich die großartigſte Ausſicht auf die Kaiſerſtadt und den Halbkreis von Bergen, wie auf das geſegnete ebene Land hin darbietet. Hetzendorf vollendete dieſen 18 Klafter hohen und 160 Klafter langen Prachtbau im Jahre 1776.

Als Graveur und Medailleur zeichnete ſich Anton Matthias Joſeph Domanek, Rath und Direktor der Graveur- und Medailleurklaſſe an der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien, (geb. 1713), ein Schüler Donners und van Schuppen's aus; nicht minder geſchätzt wurde der Siegel- und Stempelſchneider Franz Auguſtin Schega (geb. 1711).

Nach dieſer Hinweiſung auf die Notabilitäten im Gebiete der bildenden Künſte (wobei man auch an die genialen Mechaniker Wolfgang von Kempelen, den

Verfertiger der berühmten Schachmaschine *) und Sprachmaschine, (geb. 1734, gest. 1804) und Friedrich von Knaus denken muß, folge nun ein Blick auf den damaligen Zustand der Musik in Oesterrech.

Welch ein Unterschied von jenem kostspieligen Luxus, womit unter Karl VI. die Musik am Hofe begünstigt wurde, (wenn oft eine einzige Oper an die 60,000 Gulden kostete) zur Zeit Marien Theresiens und Joseph's, dessen Neigung für die Musik bereits erwähnt worden. Damals begegnen wir größtentheils an italienischen Namen; unter Maria Theresia und Joseph II. überwiegen nicht

---

*) Ueber die Entstehung dieses Werkes berichteten die erbländischen Anzeigen: „Herr Wolfgang von Kempelen hatte im 1769sten Jahre, eben da er sich in kaiserlichen Geschäften zu Wien befand, die allerhöchste Gnade, von J. k. k. apostol. Maj. nach Hof berufen zu werden, um einigen mathematischen Vorstellstellungen zuzusehen, die ein Franzose, Namens Palletier, aus den observations mathematiques des Obsanam und Guydt, welche größtentheils durch die magnetische Kraft hervorgebracht worden, zeigte. Ihre Majestät geruheten hierüber Verschiedenes mit ihm zu reden, und der Herr Hofkammerrath versicherte die Monarchin, daß er sich getrauete, eine Maschine zu verfertigen, die alles das, was Allerhöchstdieselbe eben nachzusehen gewürdigt haben, weil übertreffen sollte. Ihre Majestät feuerten ihn an mit den allergnädigsten Ausdrücken zur Ausführung seines Vorhabens, welches er als einen Befehl ansah, und in kurzer Zeit ein Automatum zu Stande brachte, welches alles, was man bisher von dergleichen Werken gesehen hat, sehr weit übertrifft." (folgt nun die Beschreibung des Aeußeren.)

blos die Namen deutscher Komponisten, sondern begründet sich in Oesterreich auch der ganze Charakter der deutschen Musik. In Wien war es, wo Christoph Ritter von Gluck (geb. 1714 in dem Dorfe Weidenwangen in der Oberpfalz) jene Reihe von Opern komponirte, durch welche er eigentlich die Existenz einer dramatischen Musik im höheren Sinn der Kunst auf dem Fundament der Wahrheit der Empfindung und der Entwickelung der Charaktere feststellte; in den Jahren 1762 — 1769 komponirte Gluck in Wien „Alceste," „Orpheus," „Helena und Paris;" in Wien die Iphigenia für Paris, wo sie am 19. April 1774 zum erstenmal aufgeführt wurde und für den deutschen Meister eine Reihe von Kämpfen, an welchen die Literatur Theil nahm, und von Triumphen wurde, welche die Achtung vor deutscher Musik in Frankreich ebenso einbürgerten, als Glucks Genius ihr dieselbe schon früher in Italien errungen hatte. Gluck, ob auch die Zeit seines größten Glanzes mit der seines Pariser Aufenthaltes zusammentrifft, gehört doch recht eigentlich Wien an, wo er denn auch am 15. Novbr. 1787 starb. Neben diesem Namen nun noch der Josephs Haydn's! Haydn (geb. 1731 in Rohrau an der österreichisch-ungarischen Gränze,) hatte in Wien seine Lehrjahre, seine härtesten Prüfungsjahre durchlebt, bis er endlich (1760) in Dienste des Fürsten Esterhazy als Direktor der Kapelle trat. — „Haydens ist" (so schrieb man schon in den siebenziger Jahren

von ihm, also lange vorher, als er seine „Sieben Worte," seine „Schöpfung" und seine „Jahrszeiten" komponirt hatte) — „der Liebling unserer Nation, dessen sanfter Charakter sich jedem seiner Stücke eindrücket. Sein Satz hat Schönheit, Ordnung, Reinigkeit, eine feine und edle Einfalt, die schon eher empfunden wird, als die Zuhörer noch dazu vorbereitet sind. Es ist in seinen Cassationen, Quattro, Trio ein reines und helles Wasser, welches ein südlicher Hauch zuweilen kräuselt, zuweilen hebt, nie Wellen wirft, ohne daß es seinen Boden und Abschuß verläßt. Die monotonische Art der Stimmen mit gleichlautenden Oktaven hat ihn zum Urheber, und man kann ihm das Gefällige nicht absprechen. — In Symphonien ist er ebenso männlich stark als empfindsam, in Kantaten reizend, einnehmend, und in Menuetten natürlich reizend. Kurz: Haydn ist in der Musik das, was Gellert in der Dichtkunst ist." — Auch des gelehrten Contrapunktisten Johann Georg Albrechtsberger (geb. 1729, gest. 1809) muß ehrenvoll gedacht werden; ein geborner Oesterreicher (aus Klosterneuburg) wurde er 1772 in Wien zum Hoforganisten und zum Mitglied der musikalischen Akademie in Wien ernannt, später (1792) Kapellmeister an der Stephanskirche, und (mit Haydn) Beethovens Lehrer.

In jener Zeit war es, daß der Stern Mozart am deutschen Himmel aufging. Es gereicht Marien Theresien und ihrem Sohne Joseph zur Ehre, daß sie Mozarts Genius frühzeitig achteten; ich meine nicht jenes Concert

des kleinen Wolfgangs, wo er vom Kaiſer Franz verlangte, Wagenſeil holen zu laſſen, ſondern die zweite Reiſe der Geſchwiſter Mozart nach Wien (1768), als Joſeph II. unſerm Wolfgang (damals zwölfjährig) auftrug, die komiſche Oper „la finta semplice zu ſetzen, und als er bei der Einweihung der Waiſenhauskirche die Aufführung der von ihm komponirten Kirchenmuſik in Gegenwart des Hofes dirigirte, ich meine ferner den ehrenvollen Auftrag, den Maria Thereſia 1771 unſerm jungen Cavaliere Filarmonico gab, die große dramatiſche Feſtkantate zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand (Ascanio in Alba) zu komponiren. Von ſeinem 24. Jahre an, als Mozart in kaiſerliche Dienſte trat, gehört er bis zu ſeinem leider allzufrühen Tode ganz und gar Oeſterreich an, und es iſt bekannt, wie er, — vom Hofe geachtet und ſpäter mit ehrenvollen Aufträgen beehrt, wenn gleich keineswegs in ſolche Verhältniſſe verſetzt, welche den Werth rechtfertigen konnten, den man auf einen ſolchen Genius legte, — dem Kaiſerhofe die treueſte Sympathie bewährte. — Ich ſtelle neben Mozarts Namen den eines italiäniſchen Tonmeiſters, den arge Gerüchte lange Zeit in bedenklicher Verbindung mit jenem zuſammen genannt haben, den Namen Salieris. Geboren zu Legnago am 29. Aug. 1750 hatte Antonio Salieri ſeine muſikaliſchen Studien in Venedig unter Peſcetti und Pacini begonnen, in Wien unter Gaßmann fortgeſetzt, nach deſſen Tode er 1773 zum

Direktor der Kapelle, der Kammermuſik und des Theaters in Wien ernannt wurde. Salieri erlangte durch eine Reihe von Opern, welche auf der franzöſiſchen, deutſchen und italieniſchen Bühne mit gleich großem Beifall gegeben wurden, (ich erinnere nur an die „Höhle des Trophonius," „Arur, König v. Ormus," „der Jahrmarkt von Venedig") einen europäiſchen Ruf und bildete Schüler, unter denen Weigel und Hummel die bedeutendſten waren; er ſtarb zu Wien am 7. Mai 1825. — Unter den Virtuoſen jener Zeit machte (der Triumphzüge des jungen Mozart nicht zu vergeſſen) die blinde Klavierſpielerin Maria Thereſia Paradis (geb. 1759, geſt. 1824), eine Schülerin Koczeluch's, bedeutendes Aufſehen und erfreute ſich der beſonderen Gunſt der Kaiſerin, welche ihr nach Anhörung ihres Orgelſpieles in der Auguſtinerkirche einen Jahrgehalt ausſetzte.

Ich wende mich nun zur Erzählung eines der wichtigſten und folgenreichſten Ereigniſſe unter Marien Thereſiens Regierung; es iſt die

Aufhebung des Jeſuitenordens in der öſterreichiſchen Monarchie.

„Sint ut sunt, aut non sint!" Ein inhaltsſchweres Votum, die ganze weltgeſchichtliche Konſequenz des Ordens bezeichnend, welches der General desſelben, Lorenz Ricci abgab, nachdem bereits 1759 durch Pombal das

furchtbare Gericht über die Gesellschaft Jesu in Portugal ergangen war, und Choiseul bereits den Arm erhoben hatte, um die Existenz derselben auch in Frankreich zu vernichten. Dieser Schlag fiel im Jahre 1764, und 1767 folgte Aranda in Spanien dem Beispiel Pombals und Choiseuls, wurde der Orden auch in Spanien, Neapel, Parma und Malta aufgelöst, wurden dessen Mitglieder aus diesen Staaten, wie früher aus Portugal und Frankreich, verbannt. Auch in Deutschland ließen genug Anzeichen erkennen, daß gerade von Seiten der katholischen Geistlichkeit eine nationale Bewegung angeregt worden, gegen welche der Orden vergeblich alle Bemühungen aufbot, um den alten Zustand der Dinge zu erhalten; Johann Nikolaus von Hontheim schrieb sein 1765 erschienenes Werk: „**Justini Febronii juris consulti de statu praesenti ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christiana compositus;**" in gleichem Geiste schrieben Storch, Oberhäuser, Riegger, schrieb Peter von Osterwald „Veremund von Lochsteins Gründe für und wider die geistliche Immunität." Wie der deutsche Kaiser persönlich von der wichtigen Angelegenheit dachte, und wie dabei seine Stellung zu seiner Mutter und zu Kaunitz war, ergibt sich aus den Briefen Josephs II. an Choiseul und Aranda. Der an den Ersteren (v. Januar 1770) lautet: „Mein Herr! Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterstützung könnten Sie, wenn ich Regent wäre,

Staat machen, und meinen Beifall in Abſicht der Jeſuiten und des Plans zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen. Auf meine Mutter rechnen Sie nicht ſehr; die Anhänglichkeit für dieſen Orden iſt in der Familie des Hauſes Habsburg erblich geworden. Klemens XIV. hat ſelbſt hievon Beweiſe. Indeß iſt Kaunitz Ihr Freund; er vermag alles bei der Kaiſerin; hält es in Anſehung ihrer Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal; und er iſt ein Mann, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt. Choiſeul! ich kenne dieſe Leute ſo gut wie irgend einer; weiß alle ihre Entwürfe, die ſie durchgeſetzt, ihre Bemühungen, Finſterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Kap finis terrae bis an die Nordſee zu regieren und zu verwirren. In Deutſchland waren ſie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugall die Grandes der Nation, und in Paragway Könige. Wäre mein Großonkel, Joſeph I., nicht Kaiſer geworden, ſo hätten wir in Deutſchland vermuthlich Malagcidas, Aveiros, und einen Verſuch des Königsmordes erleben können. Er kannte ſie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens ſeinen Beichtvater einſtens im Verdacht der Redlichkeit hatte, und daß dieſer Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiſer, als für den Vatikan bewies, ſo wurde er nach Rom citirt. Er ſah ſein ganzes grauſames Schickſal voraus, wenn er dahin müßte, und bat den Kaiſer, es zu verhindern. Umſonſt war alles, was der Monarch gethan, um dieſem

Schritt vorzubeugen. Selbſt der Nuntius verlangte im Namen ſeines Hofes ſeine Entfernung. Aufgebracht über dieſen Despotismus Roms erklärte der Kaiſer, daß, wenn dieſer Prieſter ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Geſellſchaft dahin reiſen ſolle, und daß ihn alle Jeſuiten in öſterreichiſchen Ländern dahin begleiten müßten, von denen er keinen wieder ſehen wolle. Dieſe in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entſchloſſene Antwort des Kaiſers machte die Jeſuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen. So war es einſt, Choiſeul! ich ſehe voraus, daß es anderſt werden muß. Adieu! Der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich und für das Heer Ihrer Freunde. — Joſeph." Es iſt bemerkenswerth, daß bald darauf Choiſeul in Ungnade fiel und nach Chanteloup verbannt wurde; nicht minder beachtenswerth, daß das Publikum ſeine Entfernung als ein Unglück für Frankreich betrachtete, und es iſt endlich ein wichtiges Zeichen der Zeit, daß ſelbſt die Jeſuitenfreunde Aiguillon und Rohan, von denen der erſtere 1771 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde, den Sturz des Ordens nicht aufhalten konnten. Es war am 23. Juli 1773, als Papſt Klemens XIV. durch Unterzeichnung der Bulle „dominus ac redemtor noster" (welche jedoch erſt am 19. Auguſt publicirt wurde), als Oberhaupt der Kirche die allgemeine Auflöſung des Jeſuitenordens verfügte, nachdem er ſchon früher als weltlicher Landesherr die Anſtalten der Jeſuiten im Kirchenſtaate aufgehoben

hatte. Nachdem nun der Papſt ſelbſt den entſcheidenden Schlag geführt, konnte Maria Thereſia auch durch ihre in dem Briefe Joſephs an Choiſeul erwähnte Vorliebe für den Orden nicht länger abgehalten werden, denſelben in der öſterreichiſchen Monarchie gleichfalls aufzuheben. Seit den erſten Anzeichen der Stürme, welche über den Orden hereinbrachen, hatte ſie ſich in der peinlichſten Verlegenheit befunden. Sie war zu einſichtsvoll und gerechtigkeitsliebend, als daß ſie der öffentlichen Meinung, welche ſich mit immer größerer Rückhaltsloſigkeit kundgab, hätte trotzen wollen; ſo hatte ſie den Orden in ſeinem bis dahin ausſchließlichen Beſitz der Lehrämter beſchränkt (beſonders an der Wiener Hochſchule hatten ſich die Folgen durch die einſtimmigen Klagen über deren Verfall gezeigt), und ebenſo in der ausſchließlichen Handhabung der Büchercenſur (Kaunitz und van Swieten hatten im einen wie im andern Falle ihren großen Einfluß geltend gemacht). Anderſeits aber war ſie nun wieder, bei ihrer religiöſen Ueberzeugung, ſo ſehr zu Gunſten des Ordens eingenommen, der ſo viele berühmte Männer als Mitglieder gehabt oder gebildet habe, daß ſie, als man in ſie wegen der Aufhebung des Ordens drang, erwiederte: „Sie glaube wohl, daß die Regenten von Portugal und Parma ſowie die Bourbons ihre guten Gründe zu den gegen die Jeſuiten ergriffenen Maßregeln gehabt haben möchten; was jedoch ihre Staaten beträfe, ſo könne ſie das Benehmen der in denſelben befindlichen Ordensmitglieder nur billigen;“ ja, ſie erklärte

hierbei ausdrücklich, daß ſie das Fortbeſtehen des Ordens ſowohl in Bezug auf das Wohl ihres Volkes als auch im Intereſſe der Religion für gleich wichtig halte, und demgemäß den Orden erhalten und ſchützen werde." Wie nun dieſer ſtandhaften Vorliebe Marien Thereſiens gegenüber Joſeph II. mit nicht geringerer Standhaftigkeit an ſeinen Anſichten feſthielt, erſieht man aus folgendem Briefe, den er kurz nach der Aufhebung des Ordens (Juli 1773) an Aranda ſchrieb. Der Brief lautet: „**Monsieur**! Klemens XIV. hat ſich durch die Abolition der Jeſuiten einen fortdauernden Ruhm erworben. Er hat die Exiſtenz dieſer Sybillen des Apoſtolats von der Erde verbannt, und ihr Name wird künftig nur in der Geſchichte der Streitigkeiten und des Janſenismus genannt werden. Noch ehe ſie in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; ſie haben ſie zum empörenden Bilde umgeſchaffen, zum Gegenſtand ihres Ehrgeitzes, und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdiget. Ein Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbildungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer der ſüdlichen Gegenden Europa's entwarf, das eine Univerſal-Herrſchaft über den menſchlichen Geiſt zu erwerben geſucht, und in dieſem Geſichtspunkte alles dem infalliblen Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskons ſein. Das Synedrium dieſer Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe, und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ihrer

Plane gemacht. Ihre Intoleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Prinzipien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht; und ſie ſind Urheber der abſcheulichen Aufhebung des Edikts von Nantes geworden. Der mächtige Einfluß, den ſie über die Prinzen des Hauſes Habsburg hatten, iſt zu ſehr bekannt. Ferdinand II. und Leopold I. ſind ihre Gönner bis zum letzten Hauch ihres Lebens geweſen. Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige, und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weiſen Führung anvertraut. Man weiß zu ſehr, welchen Gebrauch ſie davon gemacht, welche Plane ſie ausgeführet, und welche Feſſeln ſie den Nationen auferlegt haben. Es iſt mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Klemens die Miniſter der Bourboniſchen Höfe, und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. — Die Nachwelt wird einſt ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und wird ihnen in dem Tempel des Ruhmes Altäre errichten. Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fenelon verfolgt, und welche die Bulla in coena domini hervorgebracht, die ſo viel Verachtung für Rom erzeugt. Adieu. Joſeph.“ Ueber den Beweggrund nun, welcher Marien Thereſien beſtimmte, mit Hintanſetzung ihrer perſönlichen Vorliebe hinſichtlich der Jeſuitenangelegenheit ſich dem Drängen der

bourboniſchen Höfe, ihres Sohnes Joſeph und Kaunitzens zu fügen, verlauten zwei von einander abweichende Nachrichten. Nach der durch den Abbé Georgel mitgetheilten, habe der Papſt ſelbſt (welcher bei jener Angelegenheit durch den Willen der bourboniſchen Höfe beſtimmt wurde,) der Kaiſerin vorgeſtellt, daß ſie durch einen ſo hartnäckigen Widerſtand gegen die mit der göttlichen Autorität bekleidete Kirche ihr Gewiſſen belaſte; worauf ſie erwiederte, daß ſie lediglich deßhalb, weil Se. Heiligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig halte, als treu-gehorſame Tochter der Kirche, deſſen Bulle vollziehen laſſen werde. — Hormayr erzählt dagegen: „Vergeblich beſchwor Kaunitz die Kaiſerin bei dem ihr über Alles theuren häuslichen Glück ihrer an bourboniſche Höfe vermählten Töchter und bei dem guten Vernehmen mit dieſen Höfen. Thränen waren ihre einzige Antwort. Aber entrüſtet unterſchrieb ſie, als Kaunitz ihr eine, aus Rom ihm zugekommene Generalbeichte zu Handen ſtellte, die ſie in früherer Zeit einem Jeſuiten gethan.“ Die Aufhebung des Ordens wurde den in Wien befindlichen Jeſuiten am 14. Septbr. 1773 durch den Kardinalerzbiſchof von Wien Migazzi eröffnet, die päpſtliche Bulle am 22. September in allen Kirchen Wiens öffentlich verleſen. Am 5. Februar des folgenden Jahres wurden durch k. k. Verordnung alle Freiheiten und Privilegien des Ordens aufgehoben und deſſen Mitgliedern befohlen, die Collegien binnen 14 Tagen zu verlaſſen. Die Güter des Ordens wurden eingezogen, und die Ein-

künfte davon größtentheils zur Verbesserung des Unterrichtswesens verwendet. (Ebenso wurden 1775 die Einkünfte des aufgehobenen Inquisitionsgerichts zu Mailand dem dortigen Waisenhause überwiesen.) Von allem, was die Jesuiten nach Aufhebung ihres Ordens an liegenden Gründen oder Geld geschenkt erhalten würden, sollten sie (durch Verordnung v. 1774) nur den Nießbrauch haben, aber nichts veräußern oder außer Landes senden dürfen.

Die dortigen Häuser des Ordens wurden sofort zu anderen Zwecken überwiesen, das älteste Collegium am Hof für den Hofkriegsrath eingerichtet, das bei St. Anna der Real- und der Kunstakademie sowie den deutschen Schulen eingeräumt, die Gebäude nächst der Universität dem griechischen Clerus, dem akademischen Gymnasium und einem Convikt der Priester vom Orden der frommen Schulen. Kaunitz ließ damals eine Medaille auf sich prägen, deren Avers sein Bildniß zeigte, deren Revers den Genius des Lichts unter den Strahlen der Morgensonne, Künste, Wissenschaft und Gewerbe befreiend. „Daß die Umschrift: Nascitur ordo zugleich die Jahreszahl 1773 trug, war" (wie Hormayr berichtet) „Ursache, daß er selbst diese Münze unterdrückte; sie sollte nicht ausschließlich auf die Aufhebung der Jesuiten gedeutet werden."

Neue Studienreform.

Unmittelbar an die Aufhebung des Jesuitenordens reiht sich die neue Studienreform in den österreichischen Staaten. Hier muß in hohen Ehren der Name des Mannes genannt werden, der um dieselbe die größten Verdienste sich erwarb, der Karl Anton von Martini's. Geboren zu Revo in Tyrol, am 15. August 1726, hatte Martini seine Studien zu Trient, Insbruck und Wien vollendet, und dann Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Spanien, Frankreich und einen Theil von Italien gemacht. Als er nach Wien zurückkehrte, hatte Maria Theresia eben durch Gerhard van Swieten das Werk einer Studienreform begonnen. *) Martini erhielt damals (zu Anfang des Jahres 1754) eine Professur an der juristischen Fakultät der Wiener Hochschule, 1759 eine Stelle als Mitglied der unter van Swietens Präsidium stehenden Bücherhofkommission, 1760 Sitz und Stimme bei der Studienhofkommission. In den Jahren 1761—1773 unterrichtete er fünf Prinzen des Kaiserhauses in der Jurisprudenz und den Staatswissenschaften. Im Jahre 1764 wurde er bei der obersten Justizstelle, und 1768 bei der Kommission in geistlichen Dingen angestellt, und 1774 von der Justizstelle zur k. k. böhmischen und österreichischen geheimen Hofkanzlei versetzt. „Ein Mann," (sagt die „öster-

*) Siehe 1. Bd S. 373.

reichische Biedermannschronik" von 1784 von ihm) „der durch Verdienst und Würde sich vom Lehrstuhl bis an's Staatsruder schwang und durch sein Beispiel jenes Vorurtheil, als ob die Lehrer zu den Geschäften nicht tauglich wären, überzeugend widerlegte. Er ist mit allen Fähigkeiten ausgerüstet, die einem Reformator nothwendig sind; denn dies war er. Als Professor war er Reformator der philosophischen wie auch römisch-civilistischen Jurisprudenz in Oesterreich. Als Hofrath und Referent war er Reformator der Gymnasien und lateinischen Schulen. Er betrieb die Ausführung von dem vortrefflichen Plan des zu früh verstorbenen Professors von Heß, welcher zwar damals durch Chikanen hintertrieben wurde, nun aber, durch Swietens Unterstützung, nach einem noch weiteren Umfang befolgt und eingeführt wird. Er war der eigentliche Reformator der höheren Studien und Wissenschaften überhaupt, besonders der Jurisprudenz und Theologie; Letzteres namentlich dadurch, daß er sich für die Entwürfe des Prälaten Rautenstrauch verwendete. Er war ferner Reformator der gesammten Universitäten der Kaiserstaaten, weil er immer die Professoren unterstützte und dagegen den Despotismus der Direktoren nach Möglichkeit unterdrückte."

Franz Stephan von Rautenstrauch, dessen Name eben genannt wurde, (geb. 1734) Abt des Stiftes zu Braunau in Böhmen, machte sich um die Verbesserung des theologischen Studiums in Oesterreich hochver-

dient. Sein Werk „Institutionum juris ecclesiastici Germaniae accommodatarum prolegomena" hatte bei der höheren Geistlichkeit und insbesondere bei dem Erzbischof von Prag nicht geringen Anstoß erregt, aber Maria Theresia gab ihm die schöne Genugthuung, daß eben der Erzbischof ihm eine goldene Medaille, welche sie als Zeichen ihrer Huld ihm sandte, selbst umhängen und ihm dazu in ihrem Namen eröffnen mußte: „Ihre Majestät sähen es gerne, wenn der Herr Abt sich die ganze Zustandebringung dieses Werkes mit Möglichkeit angelegen sein ließe." Im Jahre 1773 wurde Rautenstrauch zum Direktor der theologischen Fakultät an der Prager Hochschule und zum Beisitzer der Studien- und Bücherkommission in Prag ernannt, sowie mit Entwerfung eines Planes zur Verbesserung des theologischen Studiums beauftragt. Er verfaßte diesen Entwurf, der mit dem von der Studienhofkommission aufgestellten zusammentraf, und nun wurde Rautenstrauch (1774) als Präsident des gesammten theologischen Studiums in den österreichischen Staaten nach Wien berufen, in demselben Jahre, in welchem auch eine neue Studienhofkommission in Wien unter dem Vorsitz des geheimen Raths Freiherrn von Kresel zusammengesetzt wurde.

Betrachten wir nun in chronologischer Ordnung die wichtigsten Verfügungen, welche vom Jahre 1773 bis 1780 in Betreff der höheren Studien sowohl als auch des Volksschulwesens erlassen wurden.

Im Jahre 1773 bestimmte ein k. k. Reskript vom 19. Oktober die jährlichen Gehalte für die an die Stelle der Jesuiten kommenden Professoren der höheren Studien; 300 Gulden für einen Lehrer aus dem Stande der Ordensgeistlichen, 400 für einen aus dem Weltpriesterstande. Alle aus dem Jesuitenfond zu bezahlenden Lehrer wurden von Entrichtung der Taxen, Stempel und Arrha befreit. Im Jahre 1774 (in welchem, wie kurz vorher erwähnt, die neue Studienhofkommission zusammengesetzt wurde und Rautenstrauch das Präsidium des theologischen Studiums erhielt) ließ Maria Theresia eine Nachricht von der Einrichtung und Verbesserung des deutschen Schulwesens bekannt machen, und traf Anstalten, daß diejenigen, welche sich dem Lehramt in deutschen Hauptschulen oder in gemeinen Stadt- und Landschulen widmen wollten, Vorlesungen über die Lehrart und über die Gegenstände in diesen Schulen besuchen konnten. In demselben Jahre wurde den Priestern die Ausübung der medicinischen und juristischen Praxis untersagt, und wurde verordnet, daß alle die Doktorwürde erfordernden geistlichen Pfründen im Mailändischen nur an Solche vergeben werden sollten, welche jene Würde auf der Universität Pavia erlangt hatten, sowie daß alle, welche die medicinische und juristische Praxis im Mailändischen ausüben wollten, die Doktorwürde zu Pavia erlangen mußten.

Zu Anfang Januars 1775 wurde dann eine allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal- Haupt- und

Trivialschulen bekannt gemacht, derzufolge in jeder Provinz der k. k. Erbländer eine eigene Kommission (aus 2 bis 3 Räthen der Landesstelle, einem Bevollmächtigten des Ordinariats, einem Sekretär und dem Direktor der Normalschule bestehend) niedergesetzt werden sollte, um das Schulwesen überhaupt, das Lehrerpersonale und die Befolgung der vorgeschriebenen Lehrart sorgfältig zu überwachen; und zwar sollten die Normalschulen (welche allen übrigen in der Provinz als Muster und Richtschnur dienen sollten) in demselben Ort, wo die Schulkommission ihren Sitz habe, angelegt und sollten in denselben die Lehrer für die übrigen Schulen gebildet; Hauptschulen in größere Städte, Klöster und Landesbezirke vertheilt, Trivialschulen in allen kleineren Städten, Marktflecken und Pfarrdörfern, wie auch solchen Dörfern, wo sich wenigstens Filialkirchen befanden, angelegt werden. In demselben Jahre wurde die 1769 errichtete Bienenzuchtschule zu einer Hauptschule erklärt, wurden subalterne zu Wiener-Neustadt und in Mähren errichtet, (und die Produkte für ewige Zeiten von allem herrschaftlichen Zehent sowie von aller Staatsabgabe befreit) 1776 wurde auch in Böhmen eine öffentliche Bienenzuchtschule errichtet. In Insbruck errichtete die Kaiserin ein adeliges Collegium, worin dreißig mittellose junge Adelige unentgeltlich erzogen und unterrichtet werden sollten; für mittellose Mädchen in Wien traf sie die Vorsorge, daß jedes Nonnenkloster zwei solcher Mädchen aufnehmen und unentgeltlich erziehen, unterrichten, nähren und kleiden

ſollte. Die Wiener-Univerſität erhielt, nach Errichtung öffentlicher Lehrkanzeln für böhmiſche und ſpaniſche Literatur, 1776 auch Profeſſuren des franzöſiſchen und italieniſchen Sprach- und Literaturinſtituts; Zlobitzky, ein um böhmiſche Sprache und Literatur verdienter Gelehrter, wurde erſter Profeſſor derſelben an der Wiener Hochſchule. In demſelben Jahre (1775) entwarf Prof. Heß den Plan zur neuen Einrichtung der Gymnaſien, wurden die Conviete des Ferdinandeums und des Joſephinums zu Grätz in ein „Collegium Caesareum Alumnorum" vereinigt, erging ferner ein Reſkript, welches die Beſorgung der Angelegenheiten der ſechs lateiniſchen Schulen von der Studienhofkommiſſion an die deutſche Schulkommiſſion überwies, ein anderes (vom 29. Juli), welches, zur Erhaltung der Gleichförmigkeit des theologiſchen Studiums in den Klöſtern, für alle Orden, welche in der Hauptſtadt einer Provinz ein Kloſter hatten, nur in dieſem die Unterhaltung eines Studium generale geſtattete, und ebenſo, wenn ſich kein Kloſter eines und desſelben Ordens in der Hauptſtadt, wohl aber mehrere Klöſter desſelben Ordens in einer Provinz befanden, das Studium generale nur auf ein Kloſter beſchränkte. Im Jahre 1776 wurde zu Lemberg eine Univerſität und eine k. k. Ritterakademie, zu Mantua eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften gegründet, erhielt die Prager Hochſchule eine Kanzel des ökonomiſchen Studiums, und Padua eine Studienreform, wurden in den k. k. deutſchen Erblanden die Normal- und

deutſchen Schulen mit den lateiniſchen verbunden; ergingen Reſkripte in Betreff der Humanioren, deren Direktor (für ſämmtliche k. k. Staaten) im vorhergehenden Jahre Kollar geworden war (ſo z. B. in Betreff der Prüfung der aus den Humanioren austretenden Schüler, bevor ſie zum philoſophiſchen Studium zugelaſſen werden ſollten); ergingen ferner Reſkripte in Betreff der vorherigen Prüfung der zur Prieſterweihe ſich meldenden Theologie-Kandidaten in ſämmtlichen geiſtlichen Rechten; wurde ſodann eine Ordnung für das Studium der Moraltheologie erlaſſen, die jährliche Einſendung einer Tabelle in Betreff der höheren Studien befohlen, und in Bezug auf das Thereſianum und die ſavoyiſche Ritterakademie in Wien verfügt, daß in letzterem bloß das humaniſtiſche und philoſophiſche Studium, in letzterer Jurisprudenz, Univerſalgeſchichte, politiſche Wiſſenſchaften u. ſ. w. getrieben werden ſollten. Beſonders wichtig war (1777) der Entwurf eines allgemeinen Lehrſyſtems für Ungarn, wo Maria Thereſia ſchon früher Dorfſchulen hatte anlegen laſſen, deren Koſten nicht bloß von dem Landvolk, ſondern auch von den Grundbeſitzern und dem Klerus beſtritten werden mußten, und wo ſie auf allmälige Einführung deutſcher Sprache in den Schulen hinzuwirken ſuchte. Jenem allgemeinen Lehrſyſteme zufolge, welches alle Unterſchiede der Nationalitäten und Konfeſſionen auszugleichen ſtrebte, wurde ganz Ungarn in Bezug auf das Unterrichtsweſen in zehn Diſtrikte getheilt, und für jeden ein Präſident ernannt, der für die

Wahl tauglicher Lehrer zu sorgen und über die Befolgung des gemeinschaftlichen Lehrplanes zu wachen hatte; besonders tüchtigen Lehrern wurden Belohnungen in Aussicht gestellt. Außer der Universität zu Ofen wurden fünf Akademieen zu Raab, Großwardein, Kaschau, Tyrnau und Agram errichtet, in welchen, nebst den schönen Wissenschaften, Philosophie, Agrikultur, Jurisprudenz und Theologie gelehrt werden sollten. Das größte Verdienst um diese Studienreform für Ungarn hatte Terstyansky, k. k. Hofarchivar in Wien.

In demselben Jahre (1777) erhielten auch die österreichischen Niederlande eine Studienreform. Oberstes Prinzip dabei war: Verbindung des Lernens mit religiös-sittlicher Charakterbildung, Harmonisirung des Humanismus mit dem Realismus; bei der Wahl der Lehrer (welche sich die Regierung nach Konkursen vorbehielt), sollte nur die Befähigung zum Lehramt als Maßstab angenommen werden, ohne alle Rücksicht darauf, ob die Kandidaten Inländer oder Ausländer, Weltgeistliche, Ordensleute oder Laien, vermält oder unvermält seien. Eben diese Eröffnung der freien Concurrenz verfehlte jedoch nicht, bei allen Denjenigen, welche die Ausübung des Lehramts bisher ausschließlich an den geistlichen Stand geknüpft gesehen hatten und diesen allein für tauglich hielten, als eine gefährliche Neuerung großen Anstoß zu erregen. Die Regierung ließ sich jedoch durch alle Stimmen der Mißbilligung in der Durchführung ihres Planes nicht irre machen.

In Brüſſel wurde eine große Erziehungsanſtalt nach dem Muſter des Wiener Thereſianums errichtet, in Antwerpen, Gent, Brügge, Ruremonde, Luxemburg entſtanden „colléges pensionats," in Ypern, Oudenarde, Courtrai, Aloſt, Nivelles, Hal und Marche einfache Kollegien; zur Vergrößerung und Vervollkommnung der in Mons und Tournai bereits beſtehenden wurden anſehnliche Mittel beſtimmt. Zu Brüſſel wurde eine „Commission royale des études" zuſammengeſetzt, welche unter der Leitung des Gouvernements und der Direktion des Plenipotentiärminiſters ſtand, und unterm 22. September 1777 erſchienen ein „réglement de police et de discipline" und ein Studienplan.

Ich muß hier mehrere Einzelnheiten im großen Ganzen der Studienreform übergehen, welche letztere nach einem wohlermeſſenen Plane über ſämmtliche Theile der Monarchie ſich erſtrecken und ſo eine Einigung durch den Geiſt von den Wurzeln an verbreiten helfen ſollte. Als beſonders beachtenswerth muß ich aber (mit de Luca's Worten) die Ordnung der Gymnaſien anführen: „Die Gymnaſien in den k. k. Staaten wurden in drei Klaſſen getheilt. Zur erſten Klaſſe gehört dasjenige Gymnaſium, ſo bisher ganz von einem Orden iſt verſehen worden; zur zweiten Klaſſe werden diejenigen Gymnaſien gezogen, die ſich nicht in Hauptſtädten befinden, und zur dritten Klaſſe gehören die Gymnaſien der Hauptſtädte. Die erſte Klaſſe bleibt bei ihrer Verfaſſung, nur daß die Schulkommiſſion darüber die Aufſicht führt. Die Gymnaſien der zweiten Klaſſe ſind

entweder einem Orden allein zu übergeben oder die Lehrer werden vom Hofe angestellt. Bekommt ein ganzer Orden ein Gymnasium desselben, so genießt der Lehrer 150 fl. jährlich, und der Präfekt 200 fl. Sind die Lehrer aus verschiedenen Orden und wohnen sie außer dem Kloster, so bekommt einer jährlich 200 fl. und der Präfekt 250 fl. Für die dritte Klasse der Gymnasien in den Hauptstädten werden Lehrer von verschiedenen Orden genommen und man hat auch einen zweifachen Rang bestimmt. Zu den Gymnasien in Hauptstädten vom ersten Rang wird gezogen Wien, Prag, Freiburg, Insbruck, Grätz und Olmütz, und da hat ein Lehrer jährlich 400 fl. Gymnasien in den Hauptstädten vom zweiten Range sind Linz, Laibach, Klagenfurt, Lemberg, Görz, Brünn und Troppau, und ist der Gehalt eines Lehrers jährlich 300 fl. Zu den Lehrämtern für die Gymnasien werden bloß Ordensgeistliche genommen und die Klöster sind gehalten, in ihren Klostermauern Schulen zur Bildung tüchtiger Gymnasien anzulegen." Man sieht, wie hier in Bezug auf die Mönchsorden die praktische Seite derselben, auch in ökonomischer Hinsicht, beachtet wurde, und nahe liegt der Blick auf das voraussichtliche Loos derjenigen Orden, die sich mit der Jugenderziehung nicht befassen mochten. Von Belang waren noch die Reskripte v. J. 1777, deren einem zufolge in jeder Universität und jedem Lyceum ein ordentliches Protokoll geführt werden mußte, worin sämmtliche in höheren Studiensachen erlassenen allerhöchsten Verordnungen,

Dekrete und Plane, aller Stand der Lehrer, die Berichte über feierliche Akte und Prüfungen, Namen, Fortschritte und Sitten der Studirenden eingetragen werden sollten; ein anderes Reſcript verbot die Zulaſſung aller Kandidaten, die ſich nicht mit einem Direktorialatteſt über die zurückgelegten Prüfungen ausweiſen konnten, zu Pfarrſtellen, ein anderes die Zulaſſung ſolcher Lektoren in Klöſtern, die nicht über die zum Lektorat nöthigen Eigenſchaften vorher von k. k. öffentlichen Lehrern geprüft worden. Ein Reſkript vom 16. Januar 1778 machte die Errichtung der neuen Studienhofkommiſſion in Wien bekannt, welche unmittelbar der k. k. böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei einverleibt worden, und die künftige Behandlung der Studiengeſchäfte. In demſelben Jahre trat der treffliche Johann Ignaz von Felbiger, Prälat zu Sagan, der ſich durch ſeine Lehrart unvergeßliche Verdienſte um das Volksſchulweſen erworben, aus preußiſchen in öſterreichiſche Dienſte. Schon 1774 hatte ſich die Kaiſerin Felbiger vom preußiſchen Hofe erbeten, damit derſelbe ſeine Lehrart in den öſterreichiſchen Schulen einführe. Wahrlich: dieſe Regierung wußte überall die tüchtigſten Männer zu finden, von deren Kräften und Strebungen, im Großen oder im Kleinen, für die Gegenwart oder für die Zukunft, im Intereſſe des Staats- und Volkswohls Erſprießliches zu erwarten war, und ſie ſcheute keine Mühe, ſie ließ ſich nie durch engherzige Nebenabſichten abhalten, um ſolche Männer für Oeſterreich zu gewinnen;

es ist ein Schwung des geistigen Princips in diesem letzten Abschnitt der Theresianischen Epoche, der jeden Menschenfreund mit hoher Freude erfüllt, denn wenn man auch keineswegs alle Impulse dieses Schwunges, als von den fürstlichen Persönlichkeiten ausgehend betrachtet, so verkennt man doch nicht die großartigen, harmonisch zusammenhängenden Absichten derselben, und erkennt ihre Größe unter vielem Andern auch in dem Vertrauen, welches sie solchen Männern schenkten, von deren Tüchtigkeit sie sich überzeugten, von denen sie willig annahmen, und deren Wirkens kein geringer Theil also auch mit Recht jenen gutgeschrieben werden muß. Ich schließe diesen Abschnitt mit folgenden Hinweisungen, welche den Ueberblick der beispiellosen Thätigkeit der Regierung für Nationalbildung, also für eine der wichtigsten Grundlagen des Nationalwohls, für die geistig-sittliche, ergänzen mögen. Noch dem Jahre 1778 gehört die Errichtung einer neuen Studienkommission in Linz an; ebenso die Versetzung der Universität und des adeligen Kollegiums von Olmütz (wofür erst im Jahre vorher eine neue Studiendirektion errichtet worden war) nach Brünn; sodann die Errichtung eines neuen Gymnasiums zu Pilsen; dem Jahre 1779 unter Anderm die Wiedereröffnung des k. akad. Gymnasiums zu Komotau in Böhmen, die Errichtung einer Schule zu Wien, worin Taube und Stumme unentgeldlich unterrichtet werden sollten, (durch den braven Priester Johann Friedrich Störk). Ebenso ist aus diesem Jahre die Ver-

ordnung zu beachten, kraft deren die proteſtantiſchen Unterthanen, welche bis dahin den Doktorgrad auf einheimiſchen Univerſitäten nicht erlangen konnten, nunmehr dieſe Vergünſtigung erhielten, eine Maßregel, welche eben ſo dem Streben, die verſchiedenartigen Beſtandtheile der Monarchie in jeder Hinſicht zu einem Ganzen zu vereinigen, als den freieren Anſichten Joſephs entſprach. Im Jahre 1780 endlich erging die Verordnung, daß auch junge Soldaten die Normalſchulen in Siebenbürgen beſuchen mußten. Am 25. Juni deſſelben Jahres wurde die von Tyrnau nach Ofen verſetzte Univerſität feierlich eingeweiht, für welche die Einkünfte des Jeſuitenordens in Ungarn angewieſen und welcher das neue kaiſerliche Schloß in Ofen eingeräumt worden. Ihre Achtung vor den Wiſſenſchaften erwies Maria Thereſia neuerdings in demſelben Jahre durch das Marmordenkmal, welches ſie für den damals geſtorbenen Exjeſuiten Joſeph Stepling zu Prag errichten ließ; „Joſeph Steplings, der ſich um die Wiſſenſchaften und dieſe Bibliothek ausnehmend verdient gemacht, Andenken und Beiſpiel empfiehlt den Nachkommen Marie Thereſie, Kaiſerin Königin," ſo lautete die Inſchrift, welche ſie auf jenes Denkmal des um philoſophiſche und mathematiſche Wiſſenſchaften verdienten Mannes ſetzen ließ. Auch muß ich noch einer ſehr empfehlenswerthen Einrichtung gedenken, wozu die Initiative von Kaunitz ausging; die öſterreichiſchen Geſandten ſollten nämlich halbjährig Berichte einſenden über die neueſten Fortſchritte der Wiſ-

ſenſchaft, Kunſt und Bildung, ſo wie über die ausgezeichnetſten Männer in jenen Ländern, wo ſie akkreditirt waren. Und endlich darf man eine Maßregel vom Jahr 1775 nicht vergeſſen, welche im Intereſſe der Literatur war, nämlich daß der Büchernachdruck bei ſchwerer Ahndung verboten wurde.

Ich reihe an dieſen Ueberblick des Wirkens der großen Kaiſerin für Nationalbildung die Namen einiger Zeitgenoſſen, welche ſich als Gelehrte, Dichter u. ſ. w. in Oeſterreich beſonders bemerkbar gemacht haben, ſo weit ich dieſelben nicht bereits bei beſonderen Anläſſen angeführt hatte; es handelt ſich dabei nicht um ein literargeſchichtliches Intereſſe vom allgemein deutſchen Geſichtspunkte aus, ſondern lediglich darum, die Ueberſicht des geiſtigen Lebens in Oeſterreich in jener Zeit mit wenigen Strichen zu vervollſtändigen.

Oeſterreichiſche Schriftſteller.

Im Gebiete des Staatsrechts begegnen wir neben Martini noch den Namen Becks und Franz Ferdinand Edlen von Schrötter's, geb. zu Wien 1736, ſeit 1774 Beiſitzer der Studienhofkommiſſion und Direktor der juridiſchen Fakultät an der Wiener Hochſchule, welche beide Stellen er jedoch 1776 niederlegte; er ſtarb 1780. Seine

schriftstellerische Laufbahn begann er mit einer Abhandlung über den Zustand der Rechtsgelehrsamkeit bei den alten Persern, welcher er bald andere über die ökumenischen Concilien und über das Patronatsrecht folgen ließ, bis er 1762 plötzlich auf dem Gebiete auftrat, auf welchem er sich um Oesterreich die größten Verdienste erwarb; er ließ zwei Abhandlungen über die österreichischen Hausprivilegien und über die Titel und Reichserzämter des Erzhauses Oesterreich erscheinen, dann, durch die Kaiserin mit der hochherzigsten Liberalität unterstützt, eine dritte von den erzherzoglichen Erbhuldigungen und Kleinodien und eine vierte vom Ursprunge der Landeshoheit überhaupt und in Oesterreich insbesondere; 1771 erschien sein Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte vom Ursprung Oesterreichs bis nach dessen Erhöhung in ein Herzogthum, 1775 sein Grundriß des österreichischen Staatsrechts, 1779 seine Geschichte Oesterreichs in zwanglosen Heften, welche Adrian Rauch fortsetzte; „ja, es ist ein wahrer Verlust", sprach Maria Theresia bei der Nachricht vom Tode Schrötter's; „für Frau und Kinder muß wohl gesorgt werden; der Fürst kann darin nicht leicht zu viel thun." Als Geschichtforscher und Geschichtschreiber wirkten Erasmus Fröhlich, vielfach verdient um die Geschichte von Kärnthen, Krain, Steiermark, Görz und Tyrol, für die von Görz und Istrien der Graf Coronini, für die steierische Julius Cäsar Aquilinus, für die ungarische (außer dem bereits erwähnten Kollar) Johann

Georg Schwandtner, der Herausgeber der „scriptores rerum hungaricarum“, des „codex epistolaris regum Hungariae etc.“, Stephan Katona, Joseph Beurzur (Verfaſſer der „Ungaria libra suique juris et nunquam vel Principi vel genti alicui externae obnoxia“ u. ſ. w.), Franz Babai („Hungariae Reges,“ „Acta Palatinorum“, „archiepiscopi Strigonienses“), Kurcſelief von Corbovia („de regnis Dalmatiae, Croatiae, Slavoniae notitiae praeliminares“, „historia cathedralis ecclesiae Zagrabiensis“), Stephan Kaprinai („Hungaria diplomatica temporibus Mathiae de Hunyad“), Georg Pray („Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum 210—997“, „Annales regum Hungariae Stirpis austriacae“, „Historia regum Hungariae cum notitiis praeviis ad cognoscendum veterem regni statum pertinentibus“, ungariſche Hierarchie, und verdienſtvolle Monographieen); für die Geſchichte Böhmens der Piariſt Gelaſius Dobner (Herausgeber des Hagek, der „monumenta historica Bohemiae“ u. ſ. w.), Pelzel, Dobrowsky; für die öſterreichiſche der Piariſt Rauch; endlich iſt (mancher anderer wackerer und emſiger Forſcher auf Provinzialgebieten zu geſchweigen), Michael Ignaz Schmidt (geb. 1736, geſt. 1794), der Geſchichtſchreiber der Deutſchen, zu erwähnen, der ſein verdienſtvolles Werk wohl vielleicht nur unter den günſtigen Umſtänden vollenden konnte, welche ſich ihm durch ſeine Berufung nach Wien darboten, an welcher Löhr und Martini den leb-

haftesten Antheil genommen hatten; die Eröffnung aller Archive zur Benutzung der wichtigsten Materialien für sein Werk ehrt die Regierung, welche sie gestattete, wie den schätzenswerthen Schriftsteller, dessen Bemerkung gegen Kaiser Joseph: „daß das Vertrauen auf seine Unparteilichkeit durch seinen Eintritt in österreichische Dienste etwas gelitten habe, daß er jedoch redlich kein Regentenhaus kenne, welches den unpartheiischen Geschichtschreiber weniger zu scheuen habe, als dieses," der Monarch mit den Worten erwiederte: „das muß wohl von selbst vergehen, zeigen Sie sich nur fest als den alten; schonen Sie Niemanden, auch mich nicht, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen; meiner Vorfahren und meine Fehler sollen unsere Nachkommen belehren;" — Worte, welche in dem Gedenkbuch jedes Fürsten stehen sollten, auf daß die großartige Anschauung, welcher sie entstammten, jedem Fürstenhause aufgehen möchte. Schmidt wurde nach dem Tode Rosenthals (1780) Direktor des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs und Geschichtslehrer des präsumtiven Thronfolgers, des Erzherzogs Franz, nachmaligen Kaisers. Als Numismatiker, als „Linné der Numismatik" (wie sich Hormayr ausdrückt) erwarb sich Joseph Hilarius Eckhel (geb. 1737, gest. 1798) einen europäischen Ruf. Nicht vergessen darf hier auch der brave Peter Anich werden (geb. 1723, gest. 1766) welcher im Auftrag der Kaiserin eine Karte des nördlichen Tyrols entwarf und sich dieses Auftrags unter wahrhaft lebensgefährlichen Mühen bei den Messungen ehrenvoll entledigte.

Als juriſtiſche Schriftſteller zeichneten ſich — neben den bereits genannten (wie Riegger, Martini, Beck, Sonnenfels, Schrötter) noch der treffliche Joſ. Valentin Eybel, dann Banniza, Firlmüller, Gebler, Graf Clary, Schulz, Baron Locella, Sonnleithner, de Luca u. a. aus. Im Gebiete der Theologie glänzten neben Rautenſtrauch die Namen des Dominikaners Peter Maria Gazzaniga und des Auguſtinereremiten Engelbert Klüpfel (als Dogmatiker), des Exjeſuiten Ignaz Wurz (in der Homiletik), des Exjeſuiten Storchenau (in der Polemik), des Biſchofs Kerens (Verf. des cours historique sur ce qui c'est passé en Europe depuis 1450 jusqu'à 1500) u. ſ. w. In den Heilwiſſenſchaften thaten ſich hervor der treffliche Anton Freiherr von Störk, nach Gerh. van Swietens Tode erſter Hofleibarzt und Protomedikus, ſodann Klinkoſch, Oranz, Menghie, Halwany, Leber, Iſenflamm, Waſſerberg, Collin, Cranz, Plenk, Sagar, Wetſch, Truka, Molinari, Quarie, Gerſtner, dann die Chirurgen Brambilla, Mederer, Reinlein, u. ſ. v. a.; als Botaniker und Chemiker der große Nikolaus Joſeph Jacquin (geb. 1727 in Leyden, von Franz I., mit van Schott nach Weſtindien geſchickt, 1763 von Marien Thereſien zum Bergrath und Profeſſor in Schemnitz, 1768 zum Profeſſor der Chemie und Botanik in Wien (an Laugiers Stelle) ernannt, geſt. 1817. Im Ge-

biete der Mathematik, Aſtronomie, Phyſik und Naturgeſchichte zeichneten ſich außer dem bereits genannten Maximilian Hell, ruhmvoll aus der gelehrte Benedictiner zu Kremsmünſter, Placidus Fixlmüllner, der große Naturforſcher Johann Ingenhouß aus Breda (geb. 1730, geſt. 1799) Leopold Biwald, Paul Mako von Kerek-Gede, Joſeph Walcher, Roger Joſeph Boskowich, Mitterbacher von Mitternburg, Georg Ignaz Metzburg, Johann Anton Scopoli der montaniſtiſche Schriftſteller, Johann Taddäus Peithner, und Ignaz Edler von Born (geb. 1742, zu Karlsburg in Siebenbürgen) ein raſtlos thätiger Geiſt, der nach wiſſenſchaftlichen Reiſen durch Deutſchland, die Niederlande, Frankreich und Spanien, dann durch Siebenbürgen, das Temeswarer Banat, Ober- und Nieder-Ungarn (welcher letzteren Reiſe wir Borns „Briefe über mineralogiſche Gegenſtände an Ferber" zu verdanken haben) bald Bergrath in Prag wurde, dort zur Begründung der gelehrten Geſellſchaft mitwirkte, und 1776 von der Kaiſerin zur Beſchreibung und Ordnung des k. k. Naturalienkabinets nach Wien berufen, 1778 und 1780 ſein Verzeichniß deſſelben erſcheinen ließ. Außer durch ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte erregte Born in jener Zeit der ungeſtümen Bewegung auch als Satyriker nicht geringes Aufſehen durch ſeine „Staatsperücke," und noch mehr durch ſeinen unter dem fingirten Namen „Joannes Phyſiophilus" herausgegebenes „Specimen Mona-

chologiae methodo Linnaeana" (1783), seine „anatomia monachi" und seine Vertheidigung des physiophilus. Er starb 1791. Weniger Erfreuliches läßt sich von der Thätigkeit der österreichischen Schriftsteller jener Zeit auf dem Felde der Philosophie berichten, wie sich am Ende, in Betracht der vorangegangenen Perioden, auch nichts Erfreuliches erwarten ließ. Zu freier Auffassung und Anschauung sich zu erheben, war bei der langen vorsorglichen Bevormundung durch geistliche Erzieher unmöglich geworden, die Form des Denkens nach veralteten Normen zu reguliren, hatte man als Hauptsache betrachtet. Ich erwähne deshalb keine Namen der österreichischen sogenannten Philosophen jener Epoche, denn keiner von ihnen, selbst nicht Karpe, der seiner Zeit und noch später in Oesterreich als eine Art von Autorität galt, erhob sich irgendwie über die Schranke der Unselbstständigkeit. Dagegen ist es beachtenswerth, wie mit dem Eifer, der sich allerorten für Erforschung und Darstellung der Provinzial (National-) Geschichte regte, auch die liebevollste Sorgfalt beim Studium der entsprechenden Volkssprache und Literatur gleichen Schritt hielt, — eine Thätigkeit, welche dem monarchischen Streben nach Harmonisirung der verschiedenartigen Bestandtheile des Staatsganzen zur Seite stand und das Recht der Volksindividualität im Volksbewußtsein immer mehr erstarken machen mußte, um das letztere gegen einen Indifferentismus zu wappnen, welcher eben dem Gesammtinteresse der Monarchie gefährlicher sein würde, als die

entſchiedenſte Behauptung der Nationalität. Dies letztere Streben gab ſich in Böhmen und Italien, wie in den Niederlanden, aber nirgens mit größerer Energie kund als in Ungarn, die Folgen dieſer erhöhten nationalen Lebensthätigkeit gaben ſich erſt in der nächſten Epoche zu erkennen, als die Centraliſationsverſuche ohne fernere Rückſichtnahme auf beſtehende Rechte und Vorrechte durchgeführt werden ſollten, und als Joſeph es unternahm, ſämmtliche Beſtandtheile der Monarchie nicht bloß mit dem deutſchen Elemente zu durchdringen, ſondern auch ſie ſozuſagen, ganz und gar deutſch zu machen, — ein Irrthum und Mißgriff, welchen dieſer edelwollende Monarch durch eine wahrhaft tragiſche Wendung geſühnt hat. Doch genug davon, und nun noch einen Blick auf den Zuſtand der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur in Oeſterreich. Auch hier habe ich eigentlich nur zu ergänzen, da ich auf einen Zweig (die dramatiſche Dichtkunſt) bereits hingewieſen In die Thereſianiſche Epoche fällt die Abendröthe Metaſtaſio's (geb. 1698, geſt. 1782) eines Dichters, den man, was die Beweglichkeit und Gewandtheit ſeines Talents betrifft, mit Scribe vergleichen möchte, wenn der Letztere nicht vollkommen ein Mann der Gegenwart und der geiſtreichſten Pointen wäre, während bei Metaſtaſio durchweg die liebenswürdigſte Gefälligkeit der lyriſchen Form vorherrſcht; er iſt vielleicht der beſte Librettodichter, und zwar als Verfaſſer von Operntexten wirklich Dichter, wie ihn ein Komponiſt wünſchen mag und wie der Bund der Lyrik

mit der Musik einen solchen verlangt; jedenfalls einer der musikalischesten Dichter der neueren Zeit, weil er die Worte durchweg nur als anspruchlosen und anmuthigen Wiederhall der Empfindung findet und bindet, wogegen ihm Höhe der Weltanschauung und Tiefe der psychologischen Schilderung mangeln. Unter den deutschen Dichtern Oesterreichs in jener Zeit nahm unstreitig Michael Denis den ersten Rang ein, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß ihm ein solcher unter den Dichtern Deutschlands überhaupt zuerkannt werden dürfte. Denis war kein ursprüngliches Talent, sondern ein empfangendes, nachahmendes, aber dabei ein Mann von warmer Vaterlandsliebe und reinem Streben für alles Gute und Schöne. Auch als bloß reproduktives Talent nützte er in seinem Vaterlande ausnehmend — für Heranbildung eines besseren Geschmackes, und so gebührt ihm immerhin ehrenvolle Anerkennung, wenn wir uns auch heutzutage mit seinen schwerfälligen Oden und der wunderlich zusammengesetzten mythologischen Maschinerie, die er als Hebel brauchte, nicht befreunden können, und uns darüber wundern, wie sich ein begabter und wackerer Mann so viele Mühe gab, die einfachsten und wahrsten Empfindungen mit einem Apparat zu umbauen, der sie dem Volksinteresse unzugänglich machte. Außer seinen poetischen Arbeiten, die er als „Sined der Barde" herausgab, verdienen auch seine bibliographischen Beachtung, wozu ihm seine Neigung und Stellung als Vorsteher der garellischen Bibliothek am

Theresianum, an welchem er schon früher als Lehrer gewirkt, Veranlassung gab, seine „Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek", seine „Buchdruckergeschichte Wiens", seine „Einleitung in die Bücherkunde" und seine „Codices manuscr. theol. bibliothecæ palatinæ Vindobonensis latini aliarumque occidentis linguarum." Denis war 1729 zu Schärding geboren, trat 1747 zu Wien in den Jesuitenorden, dem er auch nach dessen Aufhebung eine getreue Liebe bewahrte, und wurde, nach der Aufhebung des Theresianums durch Joseph und nach der Schenkung der Garellischen Bibliothek nach Lemberg, Custos an der Hofbibliothek mit dem Titel eines Hofraths; er starb 1800. Minder bedeutend als Denis war Karl Mastalier, (geb. 1731, gest. 1795) dessen „Gedichte nebst Oden aus dem Horaz" 1774 in Wien erschienen. Ein vielbeweglicher Geist war auch der unter den dramatischen Autoren bereits angeführte Johann Rautenstrauch, Journalist von Einfluß und als Lyriker besonders in Zeit- und Gelegenheitsgedichten glücklich; (unter anderm „Kriegslieder für Josephs Heere" 1778). Auch der in wissenschaftlicher Hinsicht wie als Staatsdiener hochverdiente Freiherr Joseph von Sperges (geb. 1726, gest. 1791), der nicht bloß für sein Geburtsland Tyrol, sondern auch für die übrigen Staaten der österreichischen Monarchie mit patriotischem Eifer auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens schaffend und anregend wirkte (Tyrol verdankt ihm seine Bergwerksgeschichte, Pavia den neuen

Flor seiner hohen Schule, die Akademie der Künste und Wissenschaften zu Mantua, so wie die Gesellschaft der Agronomie und der Manufakturen zu Mailand ihr Entstehen), — that sich in der schönwissenschaftlichen Literatur hervor und erprobte einen durch das Studium der Alten geläuterten Geschmack. In die Theresianische Epoche fallen endlich die Anfänge Joh. Bapt. v. Alxingers (geb. 1755, gest. 1797) dessen Gedichte zuerst 1780 erschienen, und welchen später seine in Wieland'scher Manier geschriebenen Heldengedichte „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" in Deutschland vortheilhaft bekannt machten, L. Haschka's, des Exjesuiten Aloys Blumauer's, dessen Witz nur allzusehr cynischer Art war, Joseph Ratschky's, Joseph v. Retzer's u. s. w.

Bauernaufstand in Böhmen.

Ich verlasse das Gebiet der geistigen Thätigkeit, auf welchem die besten Kräfte in den unter Oesterreichs Scepter vereinigten Nationen theils erst Knospen ansetzten, theils bereits schöne Blüthen entfalteten und erfreuliche Früchte zu reifen begannen, um eine Erscheinung in's Auge zu fassen, die auf den ersten Anblick unerklärlich scheint, wenn man die redlichen Absichten Marien There-

ſiens für das Wohl ihrer Unterthanen ermißt, nämlich einen Aufſtand des Landvolks in Böhmen, welcher ſehr gefährlich zu werden drohte. Genauer betrachtend findet man hier ein beklagenswerthes Mißverſtändniß, hervorgegangen aus halben Maßregeln, und erkennt man Lehren, welche nie genug beachtet werden können.

Maria Thereſia hatte in demſelben Jahre, in welchem ſie den Jeſuitenorden in ihren Staaten aufgehoben, beſchloſſen, einen neuen Urbariumsentwurf für Böhmen durchzuführen und die Frohndienſte in dieſem Lande nach beſtimmten Normen zu reguliren; Veranlaſſung zu dieſem Beſchluſſe war die Willkühr, womit mehrere dortige Grundherren von ihren Unterthanen größere Roboten, als ihnen zukam, verlangt hatten, worauf die Gekränkten mit ihren Klagen an den Hof gegangen waren. Die armen Bauern, denen der Beſchluß der Kaiſerin nicht unbekannt blieb, gaben ſich nun den ausgedehnteſten Hoffnungen einer Radikalreform hin, einer gänzlichen Umgeſtaltung der bisherigen Zuſtände, einer ſchöneren freien Zukunft. Dagegen ließen es nun aber die Herren, welche ſich einmal im Beſitzſtande der Vorrechte befanden, und in deren Intereſſe eine Veränderung deſſelben keineswegs lag, um ſo weniger an Vorſtellungen bei der Kaiſerin ermangeln, je mehr ſie bei der Feſtſetzung beſtimmter Normen geradezu den Verluſt des größten Theils ihres Vermögens befürchteten. Sie führten als Gründe an (ich entlehne hier Pelzel's Worte) „daß die Roboten, welche ihnen ihre Bauern ent-

richteten, einen Theil ihrer Habschaften ausmachten, die sie sammt den Gründen theils von ihren Aeltern und Verwandten, nach erlegter Erbsteuer, geerbet, oder um baares Geld gekauft, folglich auch auf die gesetzmäßigste Art an sich gebracht hätten und landtäflich besäßen; daß ferner Ihre Majestät sich bei der Krönung mit einem Eide verbindlich gemacht, sie bei ihren Vorrechten, so wie ihnen solche von den Kaisern und Königen in Böhmen, Ihrer Majestät Vorfahren, verliehen und bestätiget worden, zu handhaben." „Die Stände bemühten sich auch" (fährt Pelzel fort) „zu beweisen, daß diese neue Einrichtung dem Lande überhaupt mehr schädlich als nützlich wäre, wie der Bauer weniger Vieh halten und die Tage, die er sonst zur Robot verwandte, zu Hause auf der faulen Haut zubringen, sein Grundherr dagegen zu Grunde gehen würde u. s. w.." Gründe, deren Haltlosigkeit zu beweisen, ebenso unnöthig, als es klar ist, daß die Besitzenden in Bezug auf die Zuerstangeführten allerdings den Buchstaben des Rechts für sich hatten, wenn sie gleich, indem sie sich darauf stützten, das große ungeschriebene Recht des Volkes verläugneten, gegen welches kein erworbenes Unrecht durch Verjährung sich in Recht verwandeln kann, und wenn sie gleich ferner das große Interesse des Staates dabei nicht beachteten, welches auf der gesetzlichen Freiheit und dem davon unzertrennlichen, ohne dieselbe undenkbaren, materiellen Wohl des Bauernstandes (wie auf dem der produzirenden Klassen überhaupt) vorzugsweise begründet ist.

Maria Thereſia erkannte dies wohl und war weit entfernt, dem Partikularintereſſe der privilegirten Stände das des Staates zu opfern, und außerdem lag es in dem Weſen dieſer großen Frau, ſich mit aller Energie des Schwächeren gegen den Stärkeren anzunehmen. Wenn ſie nun auch ſonſt nicht geneigt und gewohnt war, die landſtändiſchen Formen in ihrer alten Bedeutung zu beachten, ſo ging ſie doch in dieſer Angelegenheit den konſtitutionellen Weg und verlangte von den ſämmtlichen Ständen Böhmens die geſetzliche Einwilligung zur Ausführung der neuen Urbareinrichtung. Hierauf erließen nun jene die eigenthümlich geſtellte Erwiederung, welche ebenſowohl ihre Hartnäckigkeit als die Schwäche des ſtändiſchen Inſtituts verrieth: „Sie könnten dies deswegen nicht thun, weil ſie ſich hiedurch bei ihren Nachkommen den bitterſten Vorwurf zuziehen würden, daß ſie ihre Gerechtſame, die ihre Urältern mit Recht an ſich gebracht, ſo platterdings fahren ließen;“ worauf ſie denn die Monarchin baten: „Ihre Majeſtät möchte einen Machtſpruch thun, dem ſie ſich unterziehen würden.“ Die Kaiſerin ſuchte nun einen Mittelweg einzuſchlagen; ſie erließ ein in deutſcher und böhmiſcher Sprache abgefaßtes Patent, wovon Exemplare in allen Dörfern vertheilt wurden, demzufolge die Zugroboten größtentheils im alten Zuſtande verblieben, dagegen der Frohndienſt zu Fuß beinah' um die Hälfte herabgeſetzt wurde; durch einen Zuſatz zu jenem Patent ward es den Unterthanen geſtattet, mit ihren Grundherren der Frohndienſte wegen einen Ver-

gleich zu treffen. Diese Verordnung wurde nun von den Unterthanen vielfach mißverstanden, und es verbreitete sich die Meinung, die Kaiserin Königin habe zu Gunsten der armen Bauern bei weitem mehr bewilligt, als in dem Patent stünde, sie habe alle Roboten aufgehoben, allen im Unterthansverband zu den Grundherren stehenden Bauern die völlige Freiheit gegeben, aber die Wirthschaftsbeamten hätten die betreffende Verordnung der Monarchin unterdrückt und dafür das Robotpatent unterschoben. Nachdem diese Meinung einmal fest begründet war, verlangten die Bauern das vermeintliche Freiheitspatent zu sehen; vergeblich erklärten die Beamten, daß ja ein solches gar nicht vorhanden sei, die Bauern hielten diese Antwort nur für eine Ausflucht und, leidenschaftlich erregt, wie sie waren, beschloßen sie sich die vorenthaltene Freiheit mit Gewalt selbst zu verschaffen. Die ersten Zusammenrottungen fanden bei den deutschen Gebirgsbauern hinter Trautenau und Braunau im Königgrätzer Kreise statt; und bald verbreitete sich die tumultarische Bewegung von da aus auch auf dem flachen Lande. Sowie die Urheber derselben weiterzogen, vermehrten sich die Rotten je zu fünf bis sechshundert Menschen; weitaus schallte von den Hügeln ihr Ruf zum Aufstand. Wehe den Beamten, zu welchen sie kamen, um die Freiheitsbriefe zu sehen; sie wurden als alte Todfeinde des gemeinen Mannes, und nun neuerdings als vermeintliche Verläugner der landesherrlichen Huld, mißhandelt; die Schlösser, an welchen

ihr Weg vorbeiführte, geplündert, alles bewegliche Gut in denſelben zertrümmert. Bald ſtand ein Haufe, mehr als tauſend Mann ſtark, vor Prag und nun glaubte die Regierung mit bewaffneter Macht weiteren Fortſchritten Einhalt thun zu müſſen. Am 24. März 1775 wurde eine Abtheilung Dragoner gegen ſie ausgeſchickt, welche anderthalb hundert Mann des nur mit Prügeln bewaffneten Haufens gefangen nahm, worauf ſich die Uebrigen zerſtreuten; an vier von den Gefangenen vollzog man zum abſchreckenden Beiſpiel die Todesſtrafe; ſie wurden an den Hauptſtraßen in der Nähe von Prag gehängt. Zu gleicher Zeit ſperrten Truppenabtheilungen den Uebergang der Moldau und Elbe; andere griffen die in den Gegenden von Jungbunzlau, Neubiezow und Chlumetz verſammelten Haufen an und zerſtreuten ſie. Damit war jedoch die Bewegung noch keineswegs erſtickt; in den folgenden Monaten zeigten ſich neue Unruhen in den Gegenden von Leutmeritz, Saatz, Falkenau und Konopiſſt, zu deren Dämpfung abermals Truppen ausrücken mußten. Um die Ordnung vollkommen wieder herzuſtellen, erſchien endlich General Olivier Wallis in Böhmen, mit der Vollmacht: die Widerſpenſtigen als Rebellen zu behandeln und zu beſtrafen. Er begann ſich ſeines Auftrags zuerſt in Schwarzkoſteletz in der Weiſe zu entledigen, daß er ſowohl ſämmtliche Beamte als auch die Bauern aus der Gegend zuſammenberief und ihnen das Robotpatent für das Königreich Böhmen öffentlich und feierlich vorleſen ließ; daſſelbe geſchah dann in den meiſten

Kreisstädten. Hiermit hatte denn der beklagenswerthe Bauernaufstand ein Ende; übrigens fanden durch das Patent nur einige Gemeinden Erleichterung, andere dagegen keine, so daß man sich bewogen fand, es den Bauern freizustellen, ob sie die neue Einrichtung annehmen oder bei der alten Gewohnheit verbleiben wollten.

Josephs Reise nach Galizien.

Wir haben früher schon gesehen, wie sich Kaiser Joseph es angelegen sein ließ, sich auf Reisen durch die verschiedenen Provinzen der Monarchie mit eignen Augen von dem Zustand derselben zu unterrichten, und vorhandene Mängel kennen zu lernen, um sie abstellen zu können. Eine solche Reise unternahm er, wieder als Graf von Falkenstein, im Jahre 1773 durch Ungarn und Siebenbürgen nach den neuerworbenen polnischen Besitzungen.

Allgemeine Volkszählung.

Nach seiner Rückkehr aus Galizien ließ er (noch in demselben Jahre) Listen zum Behuf einer allgemeinen Volkszählung aufstellen. Es ergab sich dabei, daß die Gesammt-

bevölkerung der ganzen österreichischen Monarchie 25,498,979 Seelen betrug; davon kamen auf die deutschen Staaten im Ganzen 7,306,409 Seelen, nämlich auf Böhmen 2,493,878, auf Mähren 1,465,758, auf Unteröſterreich 1,697,067, auf Oberöſterreich 401,550, auf Schleſien 399,974, auf Steyermark 503,155, auf Kärnthen 229,812, auf Krain 198,951, auf Gradiska 116,264; — auf die polniſchen Beſitzungen im Ganzen: 3,888,946 Seelen, wovon auf Galizien 1,690,149, auf Lodomerien 1,216,501, auf Zathor 487,651, auf Auſchwitz 494,645; — endlich auf die Niederlande 4,003,462 Seelen, auf die italiäniſchen Staaten 2,218,718, auf Tyrol 589,241, auf die Vorlande 94,026, auf Ungarn 4,370,490, auf Slavonien 2,219,300, auf Siebenbürgen 422,283, und auf das Bannat 386,104.

Staats-Einnahmen und Ausgaben.

In eben demſelben Jahre ließ Maria Thereſia, hauptſächlich auf Joſephs Betrieb, eine Ueberſicht der Staats-Einnahmen und Ausgaben aufſtellen. Dabei ergaben ſich denn folgende Reſultate.

Die Geſammtſumme der Staatseinnahmen betrug in dem genannten Jahre: 53,076,000 Gulden; und zwar beſtand dieſelbe aus folgenden Einzelpoſten; der Ertrag der

Steuern und Kontributionen belief ſich auf 19,700,000 Gulden, der Kameralbeitrag auf 21,000, der Ertrag der Judenſteuer in Böhmen auf 290,000, die Arrhaabzüge auf 830,000, die Taxen auf 600,000, Tabakgefälle auf 1,900,000, Mauth und Zoll auf 4,350,000, Kameralgefälle auf 4,000,000, Münz- und Bergwerke auf 5,000,000, Erbſchaftſteuer auf 300,000, Schuldenſteuer auf 1,800,000, Quinquennalkollekte auf 115,000, Pferdeſteuer auf 300,000, Tatz auf 500,000, Salzgefäll auf 8,900,000, Konſumtionsgefäll auf 2,800,000, Stempelgefäll auf 320,000, Trankſteuer auf 1,600,000, Sperr- und Weg-Gefäll auf 550,000 Gulden.

Die Geſammtſumme der Ausgaben dagegen betrug 55,650,000 Gulden und vertheilte ſich folgendermaßen: Für Kriegsweſen 17,000,000 Gulden, für Beſoldungen 8,000,000, für Penſionen 1,000,000, für geiſtliche Werke 350,000, für Verlagsnothwendigkeiten bei den Aemtern 9,000,000, für Extraordinär 2,000,000, für Intereſſen von Kapitalien 15,000,000, und für Hofſtaat 3,300,000 Gulden.

Was nun die einzelnen Staaten betrifft, welche zur Deckung dieſer Ausgaben beitrugen, ſo ſtellte ſich die Geſamtſumme auf 55,850 Gulden heraus (wobei jedoch die Niederlande, Gallizien und die Lombardei beſonders verrechnet wurden), und das Verhältniß insbeſondere folgendermaßen: Es zahlte Böhmen 11,800,000 Gulden, Mähren 4,000,000, Schleſien 600,000, Niederöſterreich 12,000,000,

Oberösterreich 2,500,000, Steyermark 3,000,000, Kärnthen 1,200,000, Krain 1,250,000, Görz 150,000, das Küstenland 550,000, Tyrol 2,600,000, die Vorlande 700,000, Ungarn 12,000,000, Siebenbürgen 2,000,000, und das Banat 1,500,000 Gulden.

Josephs Reisen nach Italien und Frankreich.

Voll rastlosen Eifers, sich zu unterrichten, bereiste Joseph, außer den Provinzen seiner Monarchie, auch das Ausland, um staatliche Einrichtungen, Zustand der Höfe und Nationen, Fortschritte der Cultur kennen zu lernen und wo möglich das, was er für seine Staaten passend fand, wiefern es mit seinen Idealen harmonisirte, sich anzueignen. Eine solche Reise unternahm er denn auch im Jahre 1775 und zwar abermals im Inkognito als Graf von Falkenstein nach Italien, wo er unter anderm Venedig besuchte und dort der Vermählung des Dogen mit dem Meere beiwohnte; hätte er ahnen können, daß der geflügelte Löwe von San Marco einst unter den Fittichen des österreichischen Adlers ruhen würde!

Im folgenden Jahre besuchte er das Uebungslager bei Prag. Als die Truppen an die Stelle kamen, wo Schwerin am 6. Mai 1757 gefallen war, ließ er, das

Andenken des preußiſchen Helden zu ehren, ſechs öſterreichiſche Grenadier-Bataillone an dem Baume, wo dieſen die Todeswunde getroffen hatte, Halt machen, ein Quarré bilden, und, während er mit allen anweſenden Generalen das Haupt entblößte, eine dreimalige Salve geben.

Es liegt außerhalb der Gränzen dieſes Buches, Ausführlicheres zur Charakteriſtik des großen kaiſerlichen Sohnes Marien Thereſiens mitzutheilen; immerhin darf ich aber nicht verſäumen, dasjenige anzuführen, was Joſeph in Mitregierung mit ſeiner erhabenen Mutter that, — auch wenn einzelne Züge nur auf die veränderte Stellung des Monarchen zum Volke hinweiſen, auf die Popularität, welche nicht mühſam erſtrebt wurde, welche nicht eine künſtlich gemachte war, ſondern bei Joſeph wie bei Marien Thereſien aus einem reinmenſchlichen Erkennen und Bedürfniß entſprang, welches beide wahrhaft ehrt. Allbekannt iſt jener Zug Marien Thereſiens, und noch heute lebt er im Munde des Volkes, wie die Kaiſerin die Nachricht von der Geburt ihres Enkels, des nachmaligen Kaiſers Franz II. (I.) im Schauſpielhauſe vernahm und dem verſammelten Publikum, zur Loge heraus, mit den Worten mittheilte: „der Leopold hat an'n Bub'n;" — Worte, auf die man inſofern Gewicht legen muß, weil ſie die Stellung der Monarchin zum Volke als wahrer Landesmutter bezeichnen, wie ſie ſelbſt das innige Intereſſe des Volkes für alles, was das Herrſcherhaus betraf, vorausſetzte, und mit Recht vorausſetzen konnte, weil das Volk wirklich ſich als die

große Familie des Herrscherhauses zu betrachten gewohnt hatte. Von diesem Gesichtspunkte aus ist denn nicht minder die Gesinnung Josephs II. zu betrachten, welcher die Inschrift über dem Thore des durch ihn dem Publikum eröffneten „Augartens" in Wien entsprach, — „allen Menschen gewidmeter Belustigungsort, von ihrem Schätzer;" wenn Gentz darüber zu bemerken sich unterfing: „es sei dabei nur zu bedauern, daß er den guten Gedanken in so barbarischem Deutsch ausdrückte," so läßt sich, um gegen zweideutige Menschen, selbst wenn sie todt sind, nicht allzuherb sich auszusprechen, weiter nichts am Rande anzeichnen, als — daß es zwischen Todten erst recht einen Unterschied gibt, und daß der selige Gentz und seine Geistesverwandten den Ruhm eines klassischen Deutsch oder Teutsch gegen alle Mißgriffe Josephs, geschweige gegen seine weltgeschichtliche Bedeutung nicht in die Wagschale legen können; daß alle ihre noch so fein ausgemeißelten Werke jene von Mund zu Mund lebende Antwort nicht aufwiegen können, welche Joseph den Höflingen gab, die ihn baten, den Prater bei Wien den Nichtadeligen zu verschließen; Joseph erwiederte ihnen: „Wenn ich nur meines Gleichen sehen wollte, so müßte ich bei meinen Vorfahren in der Kapuzinerkruft bleiben;" Fürsten und Fürstendiener sollten den tieferen Sinn dieser Worte beherzigen, daß der ächte Fürst dem Leben angehört, und wenn er hienieden wahrhaft gelebt hat, geistig immerdar fortlebt; so wird es Joseph, stünde auch nicht sein metallenes

Standbild in Wien, ſo wird es Maria Thereſia, deren Züge kein ſolches auf öffentlichem Platze verewigt; was jener, was dieſe gethan, lebt nicht bloß in den Herzen, es lebt darin, daß wir leben, geiſtig größer, bewußter als unſere Vorfahren, es lebt als Saat für die Zukunft unter dem ſonnigen Wahlſpruch: „Oeſterreich über Alles, wenn es nur will," der zur Wahrheit werden muß; in der Geſchichte der Völker iſt nichts verloren, was je einmal ihren geiſtig-ſittlichen Fortſchritt zum Selbſtbewußtſein gefördert hat. Nationalbewußtſein gewonnen — Alles gewonnen, wie auch die politiſchen Anſichten des Fürſten, durch die Wogen der Zeitverhältniſſe hin und wieder getrieben, ſich geſtalten und ausſchlagen mögen; ein ſolcher Gewinnſt bleibt unentreißbar.

Doch genug dieſer Abſchweifung! Ich kehre zu Joſeph II. zurück und erwähne jetzt ſeiner Reiſe nach Frankreich. Nichts von allem Jubel, der ihn dort empfing, nichts von allen Huldigungen, mit welchen ein Monarch begrüßt wurde, deſſen Hochherzigkeit ſich aller Orten Achtung erzwang. Sein Hauptaugenmerk auf jener Reiſe (im Jahre 1777) waren die Fortſchritte der Civiliſation, der Induſtrie, der Humanität; mehr als alle Hoffeſte intereſſirten ihn die Manufaktur der Gobelins, das Hotel Dieu, dem er ein wahrhaft kaiſerliches Geſchenk hinterließ, und die Taubſtummenanſtalt des Abbé de l' 'Epée, welche er nicht minder hochherzig bedachte, deren beider er noch hochherziger dadurch fort und fort gedachte, daß er ſie zu Muſtern ähnlicher groß-

artiger und segensreicher Anstalten in seinen Staaten nahm. Das war der Sohn Marien Thereſiens, deſſen thatluſtige Jugend ihr ehrenvolles Alter ergänzte.

Friedrich II. über Joſephs Pläne.

Der Aufenthalt in Frankreich (von wo er die Rückreiſe über Spanien und die Schweiz nahm) hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; — auch in Bezug auf ſeine politiſchen Betrachtungen; er mußte ſich überzeugen, daß er, ungeachtet ſeiner Verſchwägerung mit dem damals auf dem franzöſiſchen Throne ſitzenden Ludwig XVI., auf eine noch engere Verbindung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich für eine vorausſichtliche neue Combination nicht rechnen konnte. Friedrich II., welcher alle Schritte Joſephs II. mit großer Aufmerkſamkeit verfolgte und dem es nicht entgehen konnte, welche ganz andere Stellung jetzt Oeſterreich in ſeiner großartigen Bewegung gegen Preußen einnahm, Friedrich II. ſprach ſeine Befürchtungen vor dem Uebergewicht Oeſterreichs mit Joſeph II. an der Spitze in folgenden Worten aus, aus welchen ſich — das, was perſönlich herb iſt, abgezogen, — wahrnehmen läßt, daß er die Ideen Joſephs, daß er das wahrhaft deutſche Element in ihm ganz richtig ahnte. Friedrich meinte, die

Reiſe nach Frankreich habe dem Kaiſer die Vergleichung der vollendeten Monarchie mit dem Zuſtand der deutſchen Reichsverfaſſung, wo er als Reichsoberhaupt Könige und Souveraine fand, mächtig genug ſich ihm zu widerſetzen, ja ſelbſt Krieg mit ihm zu führen, — auf eine niederſchlagende Weiſe aufdrängen müſſen. Er hielt es für wahrſcheinlich, daß Joſeph, hätte es in ſeiner Macht geſtanden, alle Provinzen des Reiches zu ſeinen Domänen geſchlagen haben würde, um ſich zum Souverain dieſes Staatskörpers zu machen und damit ſeiner Macht den Vorrang vor allen übrigen europäiſchen zu verſchaffen. Friedrich ſpricht geradezu aus: „Dieſer Plan beſchäftigte ihn unaufhörlich und er war der Meinung, das Haus Oeſterreich müſſe denſelben nie aus den Augen verlieren. Dieſer herrſchſüchtige Grundſatz war es, aus welchem ſeine brennende Begierde, Bayern zu beſitzen, floß, und ungeachtet es ſchien, als wenn der Tod des Kurfürſten von Bayern eben nicht ſo bald erfolgen dürfte, ſo ſparte doch der Kaiſer nichts, um den Kurfürſten von der Pfalz und ſeine Miniſter in ſein Intereſſe zu ziehen.“ Nach einer Betrachtung des im vortheilhaften Zuſtande befindlichen öſterreichiſchen Heer- und Finanzweſens, woran er die Bemerkung knüpft, daß Oeſterreich damals eine ungleich furchtbarere Macht beſaß als die vorigen Kaiſer, ſelbſt Karl V. nicht ausgenommen, je gehabt hatten, (wer erkennt in dieſer Bemerkung nicht einen Anklang der alten Politik: das Schreckbild eines öſterreichiſchen Uebergewichts

herverzurufen?) fährt Friedrich fort: „Der ſtolze öſterreichiſche Hof, der immer die andern zu beherrſchen ſtrebte, warf ſeine Blicke nach allen Seiten umher, um ſeine Gränzen zu erweitern und die Staaten, welche ihm am bequemſten lagen, mit ſeiner Monarchie zu vereinigen. So ſtrebte er nach Oſten hin, Servien und Bosnien mit ſeinen weitausgebreiteten Ländern zu verbinden; gen Süden reitzte ihn die Begierde, einen Theil vom Gebiete der Republik Venedig an ſich zu ziehen, und er wartete nur auf eine Gelegenheit, Trieſt und das Mailändiſche auf eine bequeme Art mit Tyrol zu vereinigen. Dieß war noch nicht genug; er verſprach ſich ſogar, nach dem Tode des Herzogs von Modena deſſen Erbin mit einem Erzherzog vermählt war, Ferrara, welches die Päpſte beſaßen, zurückzufordern, und dem König von Sardinien die Landſchaften Tortoneſe und Aleſſandria abzunehmen, weil ſie immer den Herzogen von Mailand gehört hatten. Gegen Weſten reitzte Bayern ungemein; da es in der Nachbarſchaft von Oeſterreich lag, ſo eröffnete es dieſem den Weg nach Tyrol. Gehörte ihm Bayern, ſo ſah das Haus Oeſterreich die Donau beſtändig in ſeinem Gebiete fließen. Man muthmaßte überdieß, daß es dem Intereſſe des Kaiſers zuwider ſein würde, die Vereinigung von Bayern und Pfalz unter einem und demſelben Souverain zuzugeben, und da dieſe Erbſchaft den Kurfürſten von der Pfalz allzumächtig gemacht haben würde, ſo war es ungleich vortheilhafter, wenn der Kaiſer dieſelbe für ſich nahm. Wenn man von dort die Donau

hinaufging, stieß man auf das Herzogthum Würtemberg, an welches der Wiener Hof rechtskräftige Ansprüche zu haben glaubte. Alle diese Erweiterungen würden eine Art von Galerie gemacht haben, welche von Wien aus, immer von einer zur andern Seite, bis an die Ufer des Rheins geführt hätte, wo das Elsaß, das vor Alters einen Theil des Reichs ausmachte, wieder einzuziehen war, und dieses führte nach Lothringen, welches unlängst noch ein Eigenthum der Vorfahren Josephs gewesen war. Wenn wir uns gegen Norden wenden, finden wir jenes Schlesien, dessen Verlust Oesterreich nicht vergessen konnte, und dessen Besitz es wieder erlangen wollte, sobald sich die Gelegenheit dazu fände." So der König von Preußen. Ohne eine Kritik seiner Betrachtung geben zu wollen, läßt sich doch wohl nicht verkennen, daß der Gedanke, das dem Reich entrissene Elsaß und Lothringen wieder zu gewinnen, eines deutschen Kaisers nicht unwürdig war, und daß eine Wiederherstellung der alten Bedeutung des Kaiserthums gerade durch einen Reformator wie Joseph für das Erstarken der deutschen Nation zu einem großen unantastbaren Ganzen, zu einer von Rom und den Kabinetten fremder Höfe unabhängigen, auf der Bahn der Freiheit fortschreitenden moralischen Person, von unermeßlichem Vortheil sein mußte; — ein schöner Traum freilich, dessen Verwirklichung unmöglich! Nicht bloß die deutschen Fürsten stemmten sich dawider, auch die deutschen Völkerschaften nahmen, theils durch geistlichen Einfluß, theils durch höfischen miß-

leitet, an Reformen Anstoß, welche Joseph in edler Absicht, aber mit einer Raschheit durchführen wollte, wobei er die Grenzen der Rechtmäßigkeit zuweilen übersah.

Die bayerische Erbfolge.

Was nun eben die bayerische Erbfolge betrifft, auf welche Friedrich II. in seiner scharfen Aeußerung über Joseph so besonderes Gewicht legt, so verhielt es sich dabei folgendermaßen.

Für den voraussichtlichen Fall, daß Kurfürst Maximilian Joseph III. von Bayern mit Tode abgehen würde, ohne Kinder zu hinterlassen, daß mithin die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach erlösche, mußte in Folge der Successionsordnung des pfalzbayerischen Hauses und dreier Hausverträge (seit 1766) die Pfälzer Linie in den Gesammtbesitz der wittelsbachischen Länder eintreten; da nun der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz keinen rechtmäßigen männlichen Leibeserben hatte, so blieb die rechtmäßige Anwartschaft auf jenen Gesammtbesitz der Zweibrücker Linie (deren Haupt Herzog Karl) vorbehalten. Noch bei Lebzeiten Maximilian Josephs unterhandelte jedoch Kaiser Joseph mit dem präsumtiven Erben Bayerns, dem Kurfürsten Karl Theodor zu dem Zwecke, um einen

Theil von Bayern für Oesterreich zu erhalten. Die Ansprüche des Letzteren, worauf er seine Forderungen begründete, waren folgende: Zuerst; daß Kaiser Sigismund im Jahre 1426 den Herzog Albrecht V., den Sohn der Schwester des 1424 ohne Leibeserben verstorbenen Herzogs Johann von Bayern-Straubing, zugleich mit den oberbayrischen Herzogen mit dessen erledigtem Lande belehnt hatte, und daß alsdann Sigismund 1429 den Straubinger Antheil den oberbayerischen Herzogen allein verlieh, dem Herzog Albrecht von Oesterreich und seiner Descendenz das Recht auf den Besitz desselben nach dem Erlöschen der oberbayerischen Linie vorbehalten blieb, welcher letztere Fall bei dem Absterben Maximilian Josephs eintrat. Sodann verlangte Joseph die Grafschaft Mindelheim zufolge einer Anwartschaft, welche Kaiser Mathias 1614 Oesterreich auf dieselbe verliehen hatte, und ferner den Rückfall der erledigten böhmischen Lehen in der Oberpfalz. Karl Theodor ließ sich gewinnen, Josephs Forderungen zu genehmigen und beide schlossen noch vor Maximilian Josephs Ableben eine geheime Uebereinkunft, ohne daß die Rechte des Herzogs Karl von Zweibrücken gewahrt wurden, und nicht ohne Mißvergnügen der alternden gewissenhaften Kaiserin Maria Theresia. Mit größerer Energie suchte die Herzogin Maria Anna von Bayern, Wittwe des Herzogs Klemens, Karl Theodors Schwägerin, der Verwirklichung des Planes entgegenzuarbeiten, und lebhaft wurde sie bei ihren Bemühungen durch die Sympathie,

welche ſie bei vaterländiſch geſinnten Männern Bayerns fand, unterſtützt; die Bayern machten damals, wie immer, die Intereſſen der Dynaſtie zur Volksſache, nicht ſowohl etwa aus Begeiſterung für Karl Theodor, als weil ſie an die Tage Karls VI., und noch weiter zurück an die Epoche Maximilian-Emanuels zurückdenken mochten; man braucht dabei gar nicht in Anſchlag zu bringen, daß Joſeph, der ſeine Reformen erſt begonnen hatte, allen Orthodoxen ſchon als Ketzer galt, und daß dieſe von ihm noch bei weitem mehr vermeintlich Schlimmes erwarteten, wenn er Alleinregent ſein würde. Die ganze bayeriſche Erbfolge-angelegenheit bot nun eine Reihe der intereſſanteſten Verwickelungen und Intriguen, durch welche ſich ſo recht vollkommen der troſtloſe Zuſtand eines Fürſten erkennen ließ, der den wohlfeilen Ruf eines Mäcenas genoß und welcher der theuren Sorge um ſeine zahlreichen außerehelichen Kinder auf Koſten ſeines Regentenbewußtſeins nachhing, ein Schwanken von Augenblick zu Augenblick, wie nur ein unſelbſtſtändiger Charakter ſich darin genügen kann. So ſehen wir z. B. folgende Kontraſte ſich raſch auf einander drängen. Die Uebereinkunft zwiſchen Joſeph und Karl Theodor iſt geſchloſſen, und dennoch ſchickt der Letztere, als Maximilian Joſeph zu Ende des Jahres 1777 plötzlich erkrankt, die Patent, wodurch er von ganz Bayern Beſitz ergreift, unterzeichnet nach München, weil ihn die Parthei Mariannens vor der Hand wenigſtens zu dieſem Schritte beſtimmt hat, — aber mit der ausdrück-

lichen Bestimmung, daß man nicht sogleich davon Gebrauch machen sollte. Gleichwohl that man dies, und bemerkte alsobald mit banger Besorgniß die finstre Miene, mit welcher Karl Theodor, als er es, nach Bayern kommend, erfuhr, die Worte sprach: „Eine Voreiligkeit, die mir und dem Bayernland mehr schaden als nützen kann;" und wie in Bayern mit Besorgniß, so vernahmen Joseph und Kaunitz in Wien mit nicht geringerem Mißmuth, daß Karl Theodor die Lande, auf die er Oesterreichs Recht anerkannt hatte, in Besitz genommen. Und nun dagegen doch wieder die Unterzeichnung des Abtretungstraktats durch seinen Minister zu Wien (am 3. Januar 1778), dann das Anrücken österreichischer Truppen gegen Bayern, dann eine kurfürstliche Protestation dagegen, von welcher der Kurfürst nichts zu wissen erklärte, und endlich die Unterzeichnung des Wiener Vertrages durch ihn am 15. Januar, worauf rasch österreichische Patente zur Anzeige und Rechtfertigung der Besetzung Niederbayerns, der böhmischen Lehen, Mindelheims, Leuchtenbergs u. s. w., und österreichische Truppen in Niederbayern und der Oberpfalz; bald darauf die Huldigung für Österreich, und Karl Theodor — mit dem Orden des goldenen Vließes geziert! Welche Widersprüche! Welche Wirrsal! Noch verwickelter wurde die Angelegenheit, als nun auch andere deutsche Fürsten Ansprüche erhoben. So Kursachsen, welches das gesammte Allodialvermögen des bayerischen Nachlasses auf den Grund hin beanspruchte, weil die verwittwete Kurfürstin von

Sachsen Maria Antonia die einzige Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Bayern war; außerdem beanspruchte ihr Sohn Friedrich August III., dem sie 1776 ihr Erbrecht abgetreten hatte, auch noch 13 Millionen Gulden, welche auf der Oberpfalz hafteten; der Herzog von Mecklenburg erhob Ansprüche auf die Landgrafschaft Leuchtenberg in Kraft einer 1502 ertheilten kaiserlichen Anwartschaft. Herzog Karl von Zweibrücken, der eigentlich zuerst seine Stimme erheben mußte, schwieg und verhielt sich passiv, bis er durch Maria Anna und Preußen, dessen Eifersucht gegen Oesterreich wieder erwacht war, endlich zur Protestation gegen die sein Recht beeinträchtigenden Maßregeln gebracht, und gestützt war; aber auch dann noch schwankte er; nicht so sein Bruder Maximilian Joseph. Preußen vertheidigte diesmal wieder die sogenannte Sache der „deutschen Freiheit," ein Aushängeschild, unter welchem deutsche Fürsten schon seit alten Zeiten manches vertheidigten, was mit der deutschen Freiheit nicht das Geringste zu thun hatte. Besser war's, daß man gleich ehrlich zeigte, wie die „Gründe der Könige" die Bajonette; die Bajonette kehrten sich gegen Joseph, der sie freilich zuerst gezeigt hatte, nicht bloß deßhalb, weil Friedrich Oestreich fürchtete, sondern auch deßhalb, weil er die Furcht aller Dunkelmänner im ganzen heiligen römischen Reich vor Joseph trefflich zu benutzen verstand. Damals schrieb der Letztere an ihn (im Juli 1778). „Mein Herr Bruder! Sie wollen in dem Erbfolgestreit nach dem Tode des Kurfürsten von

Bayern die Rolle eines Beschützers spielen. Sie nehmen den Charakter eines Garanten des westphälischen Friedens an, um Oesterreich zu kränken, und äußern nach verschiedenen Unterhandlungen hierüber den Machtspruch: Bayern wieder abzutreten. Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniß unserer Reichsverfassung gütigst zugestehen, hoffe ich. Demgemäß kann jeder Reichsstand sich mit den Agnaten durch eine gütliche Einverständniß der angesprochenen Länder wegen in Traktaten einlassen und selbe nach ihrer Uebereinstimmung in Besitz nehmen. Am allerwenigsten glaube ich, daß E. M. die Erwartung hegen werden, Oesterreich unterwerfe sich dem Tribunal des Kurfürsten von Brandenburg in einem Falle, wo derselbe nur als Reichsmitstand auf einer allgemeinen Versammlung zu reden die Befugniß hätte. Sie haben sich weder den Unterhandlungen über die Erbfolge von Bayern, noch dem Besitz desselben widersetzt, in jener Zeit noch, wo Oesterreich ohne Kränkung seiner Ehre und des Ansehens, das es in Europa behauptet, hätte zurücktreten können. Erst damals äußerten Sie Zweifel, wo die Zeit der Zweifel längst vorüber war, hatten Bedenken über einen Gegenstand, dessen Bedenklichkeiten längstens durch Uebereinstimmungen gehoben waren, und idealisirten sich vielleicht zu sehr in die Epoche von dem Tod Karls VI. und der Acquisition von Schlesien. Mir deucht, es sei Ihnen zu sehr in der Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General sind, daß sie 200,000 Mann geübter Truppen und einen Ober-

ſten gehabt, der über die Werke Cäſars de bello gallico einen Kommentar geſchrieben? Dies hat die Vorſehung außer Preußen noch verſchiedenen anderen Puiſſanzen auch gegeben. Wenn E. M. ein Vergnügen darin haben, 200,000 Mann aufs Schlachtfeld zu führen, ſo komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Verſuche widerholen, ob Sie noch ein glücklicher General ſind, ſo bin ich bereit, Ihrer Begierde zu kämpfen, ein Genüge zu leiſten; und endlich, was die Schriftſtellerei im Gebiet der Kriegskunſt betrifft, da könnte ich E. M. von mir noch ein Paar Generals nennen, die auf Penſion ſtehen und aus Langeweile die Commentairs des Grafen von Sachſen kommantiren. Ich hoffe Sie an den Ufern der Elbe zu finden; und wenn wir uns geſchlagen, und Europa ein Schauſpiel von Eigenſinn gegeben, ſo ſtecken wir den Degen in die Scheide. Je savois bien que Vous êtes, faché contre moi. Joſeph." Man ſieht aus dieſen bittren Zeilen, wie richtig Joſeph die Geſinnung und Stellung Friedrichs durchſchaute. Der Letztere wußte auch Kurſachſen, deſſen Allodialforderung er durchzufechten übernahm, und welches ſich dagegen verpflichtete, ohne Preußens Zuſtimmung keinen Vergleich einzugehen, auf ſeine Seite zu bringen, und ſo ſollten denn, nachdem die Unterhandlungen bis zu Anfang Julis noch fortgedauert hatten, die Waffen entſcheiden; am 5ten d. M. rückten die Preußen aus der Grafſchaft Glatz in Böhmen ein.

Indem nun Joſeph bereit war, die Sache auf offnem

Feld auszufechten, hatte er keinen geringeren Gegner als — seine Mutter. Maria Theresia wünschte durchaus eine friedliche Beilegung der Streitsache und sandte deßhalb, anfangs sogar ohne Vorwissen ihres Sohnes, den Baron Thugut zu Friedrich II., um mit demselben zu unterhandeln. Thugut kam am 16. Juli mit Briefen der Kaiserin im preußischen Lager an. In einem derselben fand sich folgende bemerkenswerthe Stelle: „Mit äußerstem Abneigen sehe ich den Ausbruch eines neuen Krieges. Mein Alter und meine Neigung zum Frieden sind jedermann bekannt, und der ächteste Beweis davon ist der Schritt, den ich jetzt thue; er geschieht ohne Vorwissen des Kaisers, meines Sohnes, und ich begehre, daß ihn auch der König vor aller Welt geheim halte, was immer die Wirkung davon sein mag. Ich will die zu meinem Leidwesen abgebrochenen Unterhandlungen wieder anfangen. Ich werde nach der Abreise des Thugut einen eigenen Kurier an den Kaiser senden, um vielleicht dadurch zu verhindern, daß nicht einige übereilte Schritte geschehen." *) Begreiflicherweise war Joseph mit diesem Schritt seiner Mutter in hohem Grade unzufrieden, und bestand umsomehr

*) Damals sang der „preußische Grenadier":

„Die Kaisermutter, sagt man, sei
Dem edlen Frieden hold,
Sie hätte Krieg und Kriegsgeschrei
Und Bayern nicht gewollt.

auf ehrenvoller Fortsetzung des nun einmal begonnenen Krieges. Die Vorschläge, welche Thugut dem König von Preußen machte, bestanden in folgendem:

Sie hätte bangen, bangen Muths,
Blutrothes Sonnenlicht
Gesehn, und Ströme Menschenbluts
In einem Traumgesicht.

Sie hätte bangen, bangen Muths,
Gesprochen: „„Sohn, o Sohn!
Für einen Tropfen Menschenbluts
Erkaufe keinen Thron!““

„„Was hilfts? auf Erden Kaiser? ach!
Und bist's im Himmel nicht;““
Sie hätts gesprochen, einen Bach
Von Thränen im Gesicht.

Sie hätte Dich, o Joseph, Dich!
Gewarnt ohn' Unterlaß,
Vor unserm weisen Friederich,
Empfohlen Kriegeshaß.

Sie hätte, hoch, zum Himmel auf,
Gebrannt, wie Andacht brennt,
Sie hätte bald genossen drauf
Das heil'ge Sakrament!

Ists wahres, dann Victoria!
Dann liebt der Kriegesmann
Die heilige Theresia,
Dann betet er sie an.“

„Zurückgabe deſſen, was Oeſterreich in Bayern in Beſitz genommen, bis auf einen Diſtrikt vom jährlichen Einkommen einer Million, wobei jedoch ein Tauſch dieſes Diſtrikts gegen einen andern Theil Bayerns von gleichem Ertrage vorbehalten wurde; ſowie gemeinſchaftliche Verwendung mit Preußen zur Ausgleichung der kurſächſiſchen Allodial-Anſprüche.“ Noch zu Anfang Auguſts war Maria Thereſia ſogar dazu bereit, alle von den öſterreichiſchen Truppen in Bayern und in der Oberpfalz beſetzten Landſtriche zurückzugeben und Karl Theodor von der Verpflichtung loszuſprechen, die er durch die Uebereinkunft vom 3. Januar 1778 übernommen hatte, wogegen ſie nur verlangte, daß Preußen der Vereinigung von Baireuth und Anſpach, ſolange als nachgeborne Prinzen vorhanden, entſagen ſolle, — auf welche Vorſchläge übrigens Friedrich II. nicht einging.

Der bayeriſche Erbfolgekrieg.

Alſo kam es denn zum Kampfe. Ich werde die Geſchichte deſſelben im kurzen Ueberblick zuſammendrängen, einmal deswegen, weil er nur ein verhältnißmäßig geringes Intereſſe darbietet, und dann, weil er, wenn gleich zur Zeit Marien Thereſiens begonnen und beendigt, doch ganz

und gar ein Werk Josephs war, in dessen Lebensbeschreibung eine ausführlichere Darstellung mit besserem Fug eine Stelle finden möchte. Bevor ich aber die Hauptumrisse dieses Krieges mittheile, möchte ich auf zweierlei aufmerksam machen. Erstens darauf, daß Karl Theodor österreichischer Seits aufgefordert wurde, seine Truppen mit den österreichischen gegen Preußen zu vereinigen, ein Ansinnen, dem er wohl nur deshalb auswich, weil ihn die öffentliche Meinung dazu zwang, welche nie lauter als damals, da sie im Interesse der Dynastie sprach, die Volksehre vertheidigen konnte. Zweitens darauf, daß der Freiherr von Senkenberg den förmlichen Verzichtbrief Herzog Albrechts von Oesterreich (von 1429) auf seine Ansprüche an Niederbayern entdeckte und bekannt machte. „Also waren" (bemerkt Zschokke dazu) „im Namen einer nie gültig gewesenen Urkunde binnen wenigen Stunden schon glückliche Städte und blühende Dörfer mißhandelt, geplündert, Menschenblut vergossen, und Leben und Unabhängigkeit eines der ersten Stammvölker deutscher Erde mit Untergang bedräut wurden." Auf eine rasche Beendigung des Kampfes hatte jedoch dieser Fund keinen Einfluß.

Folgendes sind nun die Umrisse der Ereignisse in den Feldzügen von 1778 und 1779. Zu Anfang des Juli setzten sich beide feindliche Heere in Bewegung, das preußische, von Friedrich selbst angeführt, drang, wie gesagt, am 5ten Juli von der Grafschaft Glatz (über Nachod) in

Böhmen ein, und ſein Bruder Prinz Heinrich vereinigte ein anderes mit dem ſächſiſchen; wogegen die kaiſerliche Hauptmacht, über welche Joſeph II. ſelbſt den Oberbefehl führte, unter dem Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen den rechten Flügel, Lacy den linken kommandirte, ſeine Stellung in einem trefflich verſchanzten Lager hatte, das ſich am rechten Elbufer bei Königgrätz und Jaromirsz, bis Arnau und Hohenelbe erſtreckte; eine andere öſterreichiſche Armee unter Loudon ſtand bei Niemes; ein Corps unter dem Fürſten Karl Lichtenſtein bei Leitmeritz, um die Bewegungen des Prinzen Heinrich zu beobachten, während die öſterreichiſchen Truppen in Mähren und Oeſterreichiſch-Schleſien unter Marquis Botta den preußiſchen unter Werner und Stutterheim entgegenſtanden. So die Stellung der beiderſeitigen Kriegsmacht. Zu einer Entſcheidung im Felde kam es nicht, einmal, weil beide Theile nur vertheidigungsweiſe verfahren wollten, wobei Friedrich ſich vergeblich bemühte, die Oeſterreicher zu einem Mißgriff zu verlocken, und dann auch, weil die Dauer der Konferenzen der öſterreichiſchen und preußiſchen Bevollmächtigten zu Braunau (ſeit dem 13. Auguſt) die öſterreichiſchen Truppen verhinderte, den Zug Friedrichs aus ſeinem Lager bei Welsdorf durch die Gebirgsſchluchten nach Burkersdorf zu beunruhigen. Endlich begannen ſich die Preußen am 8. September aus Böhmen zurückzuziehen, und zwar ging Prinz Heinrich, welcher am 9. Auguſt bis Niemes vorgerückt war, von dort über Leitmeritz und

Auſſig nach Sachſen zurück; der König, welcher am 26. Auguſt bis nach Lauterwaſſer gekommen war, die Stellung der Oeſterreicher bei Hohenelbe recognoscirt und ſich von der Unmöglichkeit, ihre linke Seite zu gewinnen, überzeugt hatte, wich von Lauterwaſſer über Wiltſchütz und Trautenau nach Schatzlar, von da nach Liebau zurück und bezog am 15. Oktober ſein Hauptquartier in Landshut. Das kaiſerliche Hauptquartier ward nach Prag verlegt, die kaiſerlichen Truppen bezogen die Winterquartiere; die preußiſchen nahmen ihre Cantonnirungen in Schleſien und Sachſen. Joſeph ſchrieb ſeiner Mutter darüber im Oktober von Prag aus unter Anderm folgendes: „Die vortrefflichen Dispoſitionen des Feldmarſchalls Loudon haben nicht nur den Prinz Heinrich nach Sachſen zurückgedrängt, ſondern auch den König beſorgt gemacht, er würde die Operationen gegen dieſes Land fortſetzen oder in die Lauſitz eindringen; um dies zu verhindern hatten die Preußen den Prinzen von Anhalt-Bernburg mit einem Beobachtungsheere dahingeſtellt. Nachdem dieſes Alles angeordnet und der Feldzug zum Mißvergnügen des Königs ohne Hauptſchlacht vorüber gegangen war — der Monarch Brandenburgs aber eingeſehen hatte, daß ihn der Defenſivplan unſerer Heere gehindert, ſeinen eigenen Offenſivplan zu befolgen" (in der That hatte Friedrich ſich überzeugt, daß ein Angriff Tollkühnheit wäre, aber auch der Proviantmangel hatte ihn beſtimmt, ſich aus Böhmen zurückzuziehen) „ſo ging er mit ſeinen blauen Legionen in die

Winterquartiere. Eure Majestät wissen zu sehr, mit wie vieler Achtung ich Ihre Befehle jederzeit angenommen habe und wie getreu ich den Grundsätzen sei, die mir Ihre Gesinnungen zur Richtschnur meines Betragens hiebei gemacht haben. Ich würde sonst in der Person des Königs den Angreifer Ihrer Rechte gesehen und ihn als einen Feind behandelt haben, dessen kriegerische Talente nichts furchtbares mehr für Ihre Heere haben u. s. w."

Im Winter fanden übrigens mehrere kleine Gefechte und Streifzüge statt, von denen der nahmhafteste der Angriff der Oesterreicher unter den Generalen Wurmser und Tercy auf Habelschwerdt und Oberschwedeldorf (am 18. Januar 1779) war, wobei der erstere den Prinzen von Hessen-Philippsthal, 24 Offiziere und 762 Mann, der Letztere 22 Offiziere und 335 Mann gefangen nahm. Dagegen hatten die Angriffe der Preußen auf Olbersdorf und Zuckmantel, Brix und Braunau (im Januar und Februar) keinen glücklichen Erfolg.

Der Friede zu Teschen.

Mittlerweile hatten sich sowohl Friedrich II. als auch Maria Theresia, deren Ansichten hinsichtlich der in Rede stehenden Angelegenheit fortwährend in schroffen Wider-

ſpruch zu den Ideen und Wünſchen ihres Sohnes ſtanden, an fremde Mächte um Vermittlung des Friedens gewendet, — Friedrich II. an Rußland, welches denn auch durch Zuſammenziehung von Truppen an der galiziſchen Gränze eine wirkſame Demonſtration machte, — Maria Thereſia an Frankreich, welches ſie zu beſtimmen ſuchte, ſie möchte auf den Forderungen ihres Sohnes nicht beſtehen; und ſchon am 11. Januar 1779 hatte ſie die von Frankreich gemachten Vorſchläge angenommen. Bei dieſer Bereitwilligkeit ihrer Seits fanden die Friedensunterhandlungen keine beſonderen Schwierigkeiten. Am 7. und 8. März wurde der Waffenſtillſtand in Böhmen und Schleſien, am 10. in Sachſen erklärt, am 10. März der Friedenskongreß zu Teſchen eröffnet, wobei der ruſſiſche Bevollmächtigte Repnin und der franzöſiſche Breteuil vermittelten. Graf Joh. Philipp v. Coblenz erſchien als kaiſerlicher, der Freiherr von Riedeſel als preußiſcher Geſandte. Am 13ten Mai, dem Geburtstag der Kaiſerin, 1779 erfolgte die Unterzeichnung des Friedens. Oeſterreich verzichtete in demſelben auf die Herrſchaft Mindelheim, auf ſeine Anſprüche an Bayern, mit Ausnahme des zwiſchen dem Inn, der Donau und der Salza gelegenen Landſtriches (des jetzigen Innviertels von Oberöſterreich), und endlich auf die böhmiſche Lehenshoheit über die ſchönburgiſchen Herrſchaften in der Oberpfalz. Dieſe Letzteren erhielt Kurſachſen als Entſchädigung für ſeine Allodialforderung, ſowie ferner dafür ſechs Millionen Gulden Reichswährung von

Bayern. Karl Theodor wurde aller durch die Konvention vom 3. Januar 1778 übernommenen Verbindlichkeiten entbunden. Dem König von Preußen wurde die künftige Vereinigung Anſpachs und Bayreuths mit der preußiſchen Monarchie nach dem Ausſterben der markgräflichen Linie zugeſtanden. Mecklenburg wurde für ſeine Anſprüche durch Verleihung des „jus de non appellando" entſchädigt. Rußland und Frankreich übernahmen die Garantie des Teſchner Friedens, welchen das deutſche Reich am 28. Febr. 1780 beſtätigte.

So waren nun alle Partheien zufriedengeſtellt, bis auf Kaiſer Joſeph. Schon früher, noch während des Krieges, hatte er ſeiner Mutter ſeine tiefe Verſtimmung darüber, daß ſie alle ſeine Pläne durchkreuzte, nicht verhehlt, wenn er ihr am 14. Auguſt 1778 unter anderm ſchrieb: „Die Großmuth Ew. Majeſtät, und die gemeſſenen Befehle, die ich gehabt, den König auf ſeinem Rückzug nicht zu verfolgen, machen dem Herzen E. M. Ehre; aber mir wurde die Gelegenheit geraubt, zu beweiſen, daß ich ein General in der Gefahr ſein kann, ſo gut wie Friedrich der Einzige;" vier Tage ſpäter: „Ich war — und vergeben mir E. M. dieſe Aeußerung — ich war ſchon anfangs mit der von Hochdenſelben bezeigten Schonung gegen die Anmaßungen Preußens nicht einverſtanden und halte dafür, daß Oeſterreich die Offerte und alle die Aufopferungen, denen ſich E. M. zur Wiederherſtellung des Friedens begeben wollten, in einem eigenen Manifeſte dem unpar-

theiiſchen Europa vor Augen legen ſolle u. ſ. w." Nach dem Abſchluß des Friedens erreichte Joſephs Mißſtimmung den höchſten Grad. „Mon cher" (ſchrieb er im Mai 1779 von Wien aus an einen ſeiner Freunde) „der Feldzug iſt vorüber — und der König hat dabei weder ſeinen Ruhm noch ſeine Vortheile vergrößert; er hat vielmehr eingeſehen, daß er das non plus ultra ſeiner Entwürfe geweſen. Demungeachtet wird er der Kaiſerin in einem verhaßten Geſichtspunkt gezeigt, — und in dem Senat, dem keiner in Europa Geſetze geben ſollte, wurde der Friede projektirt. In dieſer Abſicht hatte man Teſchen zum Kongreßort beſtimmt. Hierauf erſchienen ſogleich eine große Anzahl Ambaſſadeurs, und arbeiteten mit vieler Weisheit drei Monden lang an einem Frieden, demzufolge Oeſterreich einen geringen Antheil an dem acquirirten Bayern überkommen. Man ermangelte nicht, der Kaiſerin, meiner Mutter, die Vortheile hievon ſehr einleuchtend darzuthun, und die Macht des Königs durch ein Prisma zu zeigen. Sofort ſagte einer dem andern eine Menge Komplimenten und in Wien wurden deswegen 99,000 Tedeum geſungen und geſchoſſen. Zwar begnehmigte ich, um die Kaiſerin nicht zu betrüben, dieſen Frieden, und leiſtete Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hiebei mit jenem von Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzug mit ſeiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er ſtieg zwar auch zu Schiffe, war aber der letzte, der es that. Ich bin, wie einer der venezianiſchen Generals,

der im Krieg ihre Landarmee kommandiret und in dieſer Abſicht die Beſtallung der Republik erhält. Wenn die Feldzüge vorbei ſind, ſo bekommt er eine Penſion. Leben Sie zufrieden als ein Weiſer, genieſſen Sie alle die Reize Ihres Privatſtandes und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht. Joſeph!"

In dieſer Stimmung zog ſich Joſeph faſt ganz von der Mitregentſchaft der öſterreichiſchen Staaten zurück. Zugleich aber richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf die Politik. In der Ueberzeugung, daß er in Frankreich nur einen lauen und ſchwachen Bundesgenoſſen habe, ſuchte er Preußen ſeinen gewaltigen, Rußland, abtrünnig zu machen und für Oeſterreich zu gewinnen. Auch hier wich ſeine perſönliche Anſicht und Sympathie von der ſeiner großen Mutter bedeutend ab, welche letztere, in ihrer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit und edlen Weiblichkeit, bei dem Hinblick auf die Art, wie Katharina II. auf den ruſſiſchen Kaiſerthron gelangt war, ſich zu keiner innigeren Annäherung an dieſe entſchließen konnte.

Joſephs Reiſen nach Böhmen, dem Innviertel und Rußland.

Um den Zuſtand Böhmens in militäriſcher Hinſicht, insbeſondere den der Gränzen gegen Schleſien, Sachſen

und die Lauſitz genauer kennen zu lernen, unternahm Joſeph im Herbſt des Jahres 1779 in Begleitung ſachkundiger Ingenieurs eine Reiſe nach jenem Lande (vom 18. Aug. bis 7. Nov.). Die Abſicht, die von Bayern abgeriſſene neue Beſitzung zwiſchen Donau, Inn und Salza kennen zu lernen, führte ihn in das Innviertel. Jene oben erwähnte politiſche Abſicht endlich beſtimmte ihn zu einer Reiſe nach Rußland, zunächſt um Katharinen perſönlich kennen zu lernen. Joſeph trat (abermals im Incognito eines Grafen von Falkenſtein) am 26. April 1780 dieſe Reiſe an; er ging durch Mähren und Galizien nach ruſſiſch Polen, langte am 2. Juni in Mohilew an, und traf dort am 4ten mit Katharina zuſammen. Am 10. reiſten beide bis Smolensk, wo ſie ſich trennten, indem ſich Katharina nach Petersburg, Joſeph nach Moskau begab, von wo er nach Petersburg reiſte. Er traf dort am 28. Juni ein, blieb daſelbſt bis zum 19. Juli, reiſte dann über Riga, Mitau u. ſ. w. zurück, und traf am 20ſten Auguſt in Wien wieder ein. Der Eindruck, welchen Joſeph auf Katharinen gemacht, war ein ſehr günſtiger, ſo daß ihre Vorliebe für den „mürriſchen Alten in Preußen, der lediglich auf ſeinen Vortheil ſehe," verſchwand; und Joſeph wußte dieſe günſtige Stimmung der ruſſiſchen Kaiſerin, welche ſeine Abſchiedsworte: „ich muß bekennen, daß Ihro Majeſtät mir weit über dem hohen

Rufe, deſſen Sie ſich erfreuen, zu ſtehen ſcheinen," nicht vergaß, durch einen lebhaften Briefwechſel ungeſchwächt zu erhalten.

Reformen im Kirchenweſen während der letzten Lebensjahre Marien Thereſiens.

Indem ich jetzt den Ueberblick jener erſtaunlichen Regierungsthätigkeit vervollſtändige, welche ſich ſeit dem Hubertsburger Frieden entfaltete und nach einem großartigen Ziele, nach der Feſtſtellung der Staatsidee, nach der Erſtarkung der Monarchie durch geiſtige Bildung und materiellen Wohlſtand, unabläßig hinſtrebte, habe ich zuerſt die Reformen im Kirchenweſen ſeit dem Jahre 1773 zu nennen. Da reiht ſich an die Verordnung von 1773, welche den Verkehr mit Rom nur durch Vermittlung des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten geſtattete, vom Jahre 1774 ein Erlaß zur Regulirung der Ausgaben und Rechnungen bei Klöſtern, Pfarreien und geiſtlichen Bruderſchaften; dem Jahre 1775 gehört die gänzliche Abſchaffung der kirchlichen Aſyle an, *) ſodann die Abſchaffung der Provinzkaſſen der Mönchsorden in den deutſchen Erb-

*) Vergl. B. 1. S. 359.

ſtaaten und das Verbot der Pilgerreiſen nach Rom für Ungarn. Im Jahre 1776 wurde allen Welt- und Ordensgeiſtlichen die Anſchaffung von Rieggers „Synopsis juris ecclesiastici publici et privati, quod per terras haereditarias Aug. Imp. M. Theresiae obtinet," ſowie der Inſtitutionen deſſelben geboten, und ferner verfügt, daß nach dem Ableben eines Mitglieds des „dritten Ordens" kein neues Mitglied mehr in denſelben aufgenommen werden ſollte, ſowie (unterm 5. Oktober), daß ſich kein Geiſtlicher — bei ſchwerer Ahndung — über die landesfürſtlichen Geſetze in kirchlichen Sachen ungebührlich äußern dürfe, — eine Maßregel, deren Nothwendigkeit durch die vielfachen Verläſterungen und Verdächtigungen der kirchlichen Reformen geboten wurde, welche von einer gewiſſen Gattung von Geiſtlichen ausgingen und den verderblichſten Einfluß auf das Volk haben mußten. 1777 erfolgte das Verbot der Dispenſationsgeſuche in Rom; alle Dispenſationsgeſuche waren an die Biſchöfe der kaiſerlichen Erblande zu richten. 1779 wurde allen Pfarrern die Verhängung äußerer Kirchenſtrafen oder Buſſen, ohne Vorwiſſen der Landesſtelle, aufs Strengſte verboten, ebenſo: „Sammlungen in beſchränkten oder zu ſammeln verbotenen Diſtrikten von anderen Klöſtern des gleichen Ordens, bei Unfähigkeit und Abſetzung der Oberen vorzunehmen;" ferner wurde in demſelben Jahre allen Klöſtern unterſagt, Gelder von einem Laien unter der Bedingung anzunehmen, daß das Kloſter jenen zeitlebens unterhalte und nach deſſen Tode die Summe

dem Kloſter anheimfalle, welches ſich dafür zur Beerdigung und zur Abhaltung von Seelmeſſen verpflichte; ſodann verfügte eine Verordnung vom 28. September d. J., daß alle Teſtamente von Ordensgeiſtlichen der Landesſtelle vorgelegt werden ſollten; alle Vermächtniſſe für Stiftung von Lampen, Altären und Meſſen wurden abgeſchafft und für null und nichtig erklärt. Im Jahre 1780 endlich wurde ſämmtlichen Seelſorgern aufgegeben, dem Volke alle landesfürſtlichen Verordnungen, deren Kenntniß demſelben nöthig ſei, öffentlich kund zu machen, und Protokolle über dieſelben zu führen.

Landeskultur und Handel.

Zur Beförderung von Handel und Gewerbthätigkeit ergingen von 1774 bis 1780 folgende Einrichtungen und Verordnungen. Im Jahre 1774 erhielt Teſchen zwei, Eger drei freie Jahrmärkte, wurde die Oeffnung der Kauf- und Handwerksläden an den aufgehobenen Feiertagen befohlen, wurden in Ungarn Sümpfe ausgetrocknet, Flüſſe ſchiffbar gemacht und der Plattenſee mit der Donau verbunden, in Slavonien eine Straße von Eſſek nach Bellye hergeſtellt, im Mailändiſchen ein Kanal zur Verbindung von Mailand mit dem Comer-See be-

gonnen, zu Ostende ein Sicherheitshafen angelegt; in Wien erstand ein Großhändlergremium, in Lemberg, Jaroslau, Zamosc und Zaleſipiky durften ſich proteſtantiſche Handels = und Gewerbleute mit freier Religionsübung und anderen Vortheilen niederlaſſen. In demſelben Jahre wurde ein neues Zollpatent, und für Galizien und Lodomerien ein neues Münzgeſetz bekannt gemacht. Im Jahre 1775 wurde zur Beförderung der Schafzucht verordnet, daß jährlich eine Anzahl ſpaniſcher und paduaniſcher Schafe aus der Mercopailer Pflanzſchule unentgeldlich an Schafzüchter abgegeben werden ſollte; in demſelben Jahre wurde eine bequeme Straße nach dem Hafen von Segna und Buccaria angelegt (zur bequemeren Ausfuhr des Getraides aus Kroatien) und die Schifffahrt von Trieſt in den Meſolaſtrom und von da nach Cremona und Pavia eröffnet; eine neuer Zolltarif verminderte die allzuhohen Zölle; alle Handelsgeſellſchaften bis auf die aegyptiſche und die zu Fiume wurden aufgehoben. Im Jahre 1776 wurden im Intereſſe des Handels und Verkehrs große Straßenbauten in Galizien unternommen; in den Niederlanden die Ausübung der Stapelgerechtigkeit in den Städten Nieuwpoort, Brügge und Oſtende abgeſchafft. Für Ein- und Ausfuhr von Produkten aus Polen in die Erbländer wurde in ebendemſelben Jahre, nach Maßgabe des mit der Krone Polen unterm 11. März 1775 abgeſchloſſenen Handelstraktats, eine neue Zollordnung und Tarif bekannt gemacht. Was die Koloniſten im Temeswarer Banat

betrifft, so erhielt jeder 85¾ Morgen zum völligen Eigenthum gegen eine sehr geringe Grundsteuer, wogegen die Hauptweide zu gemeinschaftlicher Benutzung überwiesen ward. Zu Triest erstand in demselben Jahre eine Zuckerhandlungsgesellschaft und lichtete aus dem dortigen Hafen das erste Schiff, auf Rechnung der ostindischen Handlungsgesellschaft, die Anker. Im Jahre 1777 wurde, im Interesse des Handels der Niederlande mit den deutschen Erblanden und mit Ungarn, die Einfuhr für betreffende Land- und Fabrikprodukte auf die Hälfte herabgesetzt; — der große Dammbau bei Karlburg und in der Wiener Aue, sowie die Schiffbarmachung der Etsch und der Elbe (von Leitmeritz bis Hereskretsch) vollendet. Im Jahre 1779 erhielt die Stadt Brody, sowie die Hafen von Triest und Fiume besondere Handlungsfreiheiten, wurde in Ungarn, um die dortigen Eisenwerke in bessere Aufnahme zu bringen, Schmelzhäuser, Hochöfen, Frischhämmer und Pochwerke angelegt, und wurde ferner in Ungarn eine Handelsgesellschaft errichtet, welche ungarischen Taback nach Polen verführte; die Einfuhr fremder Eisengußwaaren in die Erblande ward (mit Ausnahme der zu Plättmühlen und Streckwerken nöthigen Walzen) verboten.

Es bleibt mir nun nur noch übrig, noch zwei

neue Erwerbungen

anzuführen, durch welche die Monarchie, — außer den bereits erwähnten polnischen und bayr'schen sowie der Grafschaft Hohenembs und der Landvogtei Ortenau —

vergrößert wurde. Es waren dies die der Bukowina, welche früher zu Siebenbürgen gehört hatte. Oesterreich verlangte dieses Land, dessen Besitz wegen der Verbindung zwischen Ungarn und Galizien besonders wichtig war, im Jahre 1774 von der Pforte zurück und erlangte dessen Abtretung am 7. Mai 1775; die Ratification erfolgte erst am 25. Februar 1777. Die letzte Erwerbung war die der Herrschaften Tettnang und Langenarchen in Schwaben, welche nach dem Tode des letzten Grafen von Montfort, Franz Xaver, (am 23. März 1780) dem die Kaiserin eine beträchtliche Summe geliehen (sein unvermälter Bruder Anton erhielt eine lebenslängliche Jahresrente von 6000 fl.) mit Vorderösterreich vereinigt wurde.

Das Temeswarer Banat ward am 6. Juni 1778 dem Königreich Ungarn einverleibt und in drei Gespannschaften eingetheilt, ebenso Buccari und Porto Re, welche der Regierung zu Fiume untergeben wurden.

Marien Thereſiens Tod.

Am 13. Mai 1780 hatte Maria Thereſia das drei und ſechzigſte Jahr ihres thatenvollen, den Sorgen und Mühen um die Erhebung ihrer Monarchie, um das Glück ihrer Völker gewidmeten Lebens erreicht. Am 4ten Juli

bald nach der Feier ihres drei und sechzigsten Geburtstages vernahm sie die Kunde von dem Ableben ihres theuren Schwagers, des Herzogs Karl von Lothringen, welcher am 4. Juli 1780 in seinem acht und sechszigsten Jahre im Schloß Tervueren gestorben war, nachdem er die österreichischen Niederlande, wo sein Andenken noch lange ehrenvoll fortlebte, sechs und dreißig Jahre lang als Generalgouverneur mit Weisheit und Mäßigung, ganz im Geiste der Kaiserin regiert hatte, — ein eifriger Beschützer und Förderer des Handels und des Ackerbaus, des Gewerbfleißes, der Künste und Wissenschaften. Noch bei seinen Lebzeiten hatten ihm die Staaten von Brabant auf der heutigen Place royale in Brüssel ein Standbild errichtet, dessen Inauguration am 17. Januar 1775 stattgefunden hatte. *)

Marien Thereſiens trübe Stimmung über den Verlust ihres Schwagers wich nicht lange darnach einer heiteren, als sie am 11. August eine frohe Botschaft, welche ihrem Mutterherzen wohlthat, durch einen von dem kaiserlichen Wahlkommissarius, den Grafen von Metternich, abgesandten Kurier erhielt, daß bei der am 7. August zu

---

*) Maria Thereſia hatte damals (1774) den Wunsch ausgedrückt, der Erzherzog Maximilian möchte dieser Festlichkeit beiwohnen „afin qu'il puisse un jour mériter le *même amour des peuples* qu'il gouvernera, *qui est la plus belle et unique récompense des souverains*“ (Brief v. Septbr. 1784).

Köln vorgenommenen Koadjutorswahl ihr jüngſter Sohn, der (1756 geborne) Erzherzog Maximilian, ungeachtet aller von Preußen ausgegangener Verſuche, die Wahl zu hintertreiben, — freilich leider nicht ohne Mitwirkung ruſſiſchen Einfluſſes, — zum Koadjutor des hohen Erz = und Domſtiftes zu Köln ernannt worden ſei.

Am 18. Auguſt beſuchte ſie, wie ſie es alljährlich an dieſem Tage zu thun pflegte, die Leiche ihres unvergeßlichen Gemahls Franz I. in der Kaiſergruft bei den Kapuzinern; ſie hatte ſich dazu eine beſondere Vorrichtung machen laſſen, einen Stuhl, auf dem ſie, bei zunehmendem Alter ſehr ſtark und etwas unbehülflich geworden, an einem Seil in die Gruft hinabgelaſſen wurde. Bei dieſem Beſuche am Todestage ihres Gemahls riß das Seil; ſie erkannte darin ein Vorzeichen, daß ſie bald für immer an dieſem Orte ruhen würde.

Schon längere Zeit an einem Stickfluß leidend, wurde ſie am 20. November von einem ſehr heftigen Bruſtkatarrh befallen, welcher mit großen Beklemmungen verbunden war. Ihr Leibarzt Störk verordnete einen Aderlaß, worauf ſie auch eine Erleichterung empfand. Doch bald erneuerte ſich die Heftigkeit des Uebels, die Schmerzen, die Beängſtigungen nahmen zu. „Gebe Gott, daß es bald ende" (ſprach die fromme Frau nach einem Anfall, der ihre körperliche und phyſiſche Kraft zu erſchöpfen gedroht hatte), „ſonſt weiß ich nicht wie ich es länger ertragen ſoll." Sie fürchtete, unter dem Andrang der Leiden wider Wiſſen und

Willen ihre demüthige Ergebung in den göttlichen Willen, ihre Standhaftigkeit zu verlieren. So ſagte ſie zu dem Erzherzog Maximilian: „Bis jetzt hat mich meine Feſtigkeit und Standhaftigkeit nicht verlaſſen. Bitte Gott, nach welchem all mein Sehnen ſteht, daß ich ſie noch bis zum letzten Augenblick behalte," und zu Joſeph, als ſie ihn in Thränen über ihre Leiden ſah: „Ich bitte Dich, ſchone mich; dieſer Augenblick könnte mich um meine ganze Feſtigkeit bringen." Am 26. November wurde ihre Krankheit ſo bedenklich, daß ſie verlangte, mit den heiligen Sakramenten verſehen zu werden. Nachdem dies geſchehen war, ſprach ſie zu ihrer um ſie verſammelten Familie: „Liebe Kinder, ich habe nun die heiligen Sakramente empfangen, und ich weiß, es iſt keine Hoffnung zur Geneſung mehr. Erinnert euch, mit welcher Sorge und Kümmerniß euer Vater, der ſelige Kaiſer, und ich ſtets an eurer Erziehung gearbeitet, wie ſehr wir euch ſtets geliebt, und euch alles, was euch glücklich machen konnte, zu verſchaffen bemüht geweſen. Da Alles, was ich auf dieſer Welt habe, Dir von Rechtswegen gehört," (ſie blickte dabei auf Joſeph) „ſo brauche ich darüber nicht zu verfügen. Nur meine Kinder gehören mir und werden immer mein bleiben. Ich übergebe ſie Dir; ſei ihnen Vater! Ich werde ruhig ſterben, wenn Du mir verſprichſt, durchaus und überall für ſie zu ſorgen. Fortan" (ſie blickte dabei ihre andern Kinder an) „betrachtet den Kaiſer als euern Gebieter, gehorcht ihm und achtet ihn als ſolchen, folgt ſeinem Rath,

vertraut ihm, bleibt ihm aufrichtig, damit er Urſache habe, euch ſeine Sorge, ſeine Freundſchaft, ſein Wohlwollen zu ſchenken.“ Nun ſegnete ſie alle, und ſprach, als ſie die ſtrömenden Thränen ſah, als ſie das Schluchzen hörte: „Ich glaube, ihr thätet beſſer, in ein anderes Zimmer zu gehen und euch zu faſſen.“ Fortwährend unterhielt ſie ſich dann, ſo oft es ihr körperlicher Zuſtand erlaubte, mit Joſeph über Regierungsangelegenheiten, und unterzeichnete Briefe. Dem Fürſten Kaunitz dankte ſie in einem ſolchen für ſeine treuen Dienſte; noch in ihren letzten Augenblicken erinnerte ſie ſich dankbar der Treue, womit die Ungarn in den Tagen der Noth zu ihr geſtanden, und trug dem ungariſchen Hofkanzler, Grafen Franz Eſterhazy von Galantha auf, den Ständen des Königreiches dieſe Geſinnung auszudrücken. Als ſie in der Nacht vom 28. zum 29. November anhaltend mit Joſeph geſprochen, bat dieſer ſie, ſie möchte ſich doch lieber etwas Ruhe gönnen. Mildfreundlich und groß erwiederte ſie ihm: „In einigen Stunden ſoll ich vor Gottes Richterſtuhle erſcheinen und Du meineſt, ich könne ſchlafen!“ Ihre letzten Stunden waren der verklärende Abglanz ihres ganzen Lebens, unter den furchtbarſten Leiden, da ſie den Tod von Sekunde zu Sekunde erwartete, ſeinen Odem ſchon fühlte, traten alle Eigenſchaften ihres Weſens noch einmal in voller Größe und Schönheit hervor. Wohl dem Fürſten, dem wie ihr ein gutes Gewiſſen, dem das Bewußtſein, ſeine Aufgabe erfüllt, als Menſch und Herrſcher nicht umſonſt gelebt zu

haben, das harte Sterbekiſſen ſo weich bettet, wie Marien Thereſien, der wie ſie vor den König der Könige treten kann, vor deſſen allwaltendem Auge die zeitlichen Irrthümer, Schwächen und Mängel ſchwinden, wenn ein Charakter ihm und ſich ſelbſt treu geblieben iſt. So ging Maria Thereſia's großer und edler Geiſt hinüber, am Abend des 29. Novembers 1780, gegen neun Uhr. Sie hatte 63 Jahre, 6 Monate und 12 Tage gelebt und über vierzig Jahre geherrſcht, ächt menſchlich rein und ſchön gelebt als Frau, Gattin und Mutter, ächt fürſtlich geherrſcht, und ihren Völkern eine Zukunft hinterlaſſen, die ſie begründet.

Die Leiche blieb vom 1. bis zum 3. Dezember ausgeſtellt; ihrem Wunſche zufolge, in einem einfachen Kleide. Nachdem ihr Herz am Abend des 2. Dezember in der Lorettokapelle beigeſetzt worden, die andern Theile herkömmlicher Weiſe in der Gruft bei St. Stephan, folgte am Abend des 3. die Beſtattung der Leiche bei den Kapuzinern, nach dem von der Beiſetzung Karls VI. her den Leſern bekannten Ceremoniel.

Ich glaube dieſe Darſtellung des Lebens und Wirkens Marien Thereſiens nicht würdiger beſchließen zu können, als mit den nachſtehenden Worten Klopſtocks:

Ihr Tod.

Schlaf ſanft, Du größte Deines Stammes,
Weil Du die menſchlichſte warſt!
Das warſt Du, und das gräbt die ernſte Geſchichte,
Die Todtenrichterin, in ihre Felſen.

Oft wollt' ich Dich ſingen. Die Leier ſtand,
Klang von ſelbſt in geliebteren Tone von Dir.
Ich ließ ſie klingen. Denn, wie Du
Alles, was nicht edel war, haßteſt,
So haß ich,
Bis auf ihren verlorenſten Schein,
Das ſchwindendſte Wölkchen
Des Räucheraltars, die Schmeichelei.

Jetzt kann ich Dich ſingen. Die Schlangenzunge ſelbſt
Dürfte nun von jenem Scheine nicht ziſchen,
Denn Du biſt todt!
Aber ich habe geliebt, und vor Wehmuth
Sinkt mir die Hand die Saiten herab.

Doch ein Laut der Götterſprache,
Ein Flammenwort. Dein Sohn wird herrſchen, ſtrebend,
Ringend, dürſtend, weinend vor Ehrbegier:
Ob er Dich erreichen könne! — —

Friedrich mag ſein graues Haupt
Hinſenken in die Zukunft: ob von ihm
Erreichung melden werde
Die Felſenſchrift der Todtenrichterin?

Schlaf ſanft, Thereſia. Du ſchlafen?
Nein, denn Du thuſt jetzo Thaten,
Welche noch menſchlicher ſind,
Belohnt durch ſie, in höhern Welten!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wiesbaden.
Druck der L. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei.

Die

malerischen und romantischen

Donauländer.

Von

Eduard Duller.

Mit 60 Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

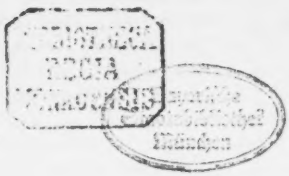
1421/R

Vorwort.

Die Aufgabe, deren Lösung wir in den folgenden Blättern versucht haben, war einerseits beschränkter, andererseits ausgedehnter, als der Titel der von uns übernommenen Sektion: „die Donau“ erwarten lässt; beschränkter, weil wir, dem Zwecke und dem Plane des „malerischen und romantischen Deutschlands“ gemäss, die skizzirten Schilderungen der Donaugegenden nur bis an die deutsch-ungarische Gränze verfolgen durften; — ausgedehnter, weil wir, wenn wir einen vollständigen Ueberblick der deutschen Donauländer geben wollten, die Flussgebiete des Lechs, der Isar, des Inns, der Salza und mehrerer anderer so wenig wie die interessantesten Städte und Gegenden Altbaierns, Salzburgs, des österreichischen Salzkammergutes, und der Länder ober und unter der Enns umgehen konnten, für welche keine eigene Sektionen bestimmt waren. Der Stoff, der sich uns darbot, war zu reichhaltig, als dass wir ihn in dem engen Raume, über welchen wir zu verfügen hatten, vollständig erschöpfen konnten; aus dieser Rücksicht dürfen wir wohl getrost die Billigkeit der Beurtheiler in Anspruch nehmen, welche in den nachfolgenden Blättern kein strengwissenschaftliches Werk zu erwarten haben; wir suchten aus einer Fülle von Erinnerungen und Materialien vornämlich das Charakteristische, ob es nun in Natur, Geschichte, Sage oder Volkssitte sich zeige, hervorzuheben.

Wir begannen mit einer Charakteristik der Donau im Allgemeinen. Unmittelbar an diese reiheten wir eine gedrängte Schilderung der Kaiserstadt, in welcher ein grossartiges, reichbewegtes Volksleben mit glänzenden geschichtlichen Erinnerungen

zusammentrifft. Hierauf entwarfen wir eine rasche Schilderung der Donaugegenden von dem Ursprunge des Stromes bis Regensburg, zur Markscheide jene Stätte nehmend, wo ein deutsches Pantheon sich in den Fluthen spiegelt. Wir übersahen das Land und die alte Reichs- und Handelsstadt an den Ufern des Lechs nicht; die denkwürdige, neuhergestellte Alpenfeste Hohenschwangau bildete das Ziel unserer ersten Abstecher. Bevor wir jedoch die sanften Windungen des Stromes bis Passau weiter verfolgten, wanderten wir von der Mündung der Isar aufwärts bis nach der prachtvollen Königsstadt München, in welcher sich eine reiche Kunstwelt vor unsern Blicken entfaltet, und von dort bis an die reizenden Alpengränzen des bairischen Hochlandes. Die nächste Rast der neubegonnenen Donaufahrt war uns dann Passau. An den Silberfäden des Inns und der Salza wandelten wir hierauf bis in die entzückenden Labyrinthe Salzburgs, Berchtesgadens und des österreichischen Salzkammergutes. In Passau stiegen wir wieder zu Schiffe und steuerten bis Linz, von da bis Enns, wo der Fluss, welcher Ober- und Unter-Oesterreich scheidet, in die Donau mündet. Dann trieben uns die raschen Wogen an den durch landschaftliche Schönheiten, durch Geschichte und Sage eigenthümlichen Ufern vorbei, zum zweitenmale nach der Kaiserstadt, deren nähere und fernere Umgebungen bis an den Schneeberg wir durchwanderten; endlich aber streiften wir über die grossen weltgeschichtlichen Schlachtfelder, die Wien umgeben, und durchmassen den Rest der deutschen Donau bis an die Gränze Ungarns.



Donau — Rhein! Gewaltige Schlagadern zweier Civilisationen, im Herzen Europa's, in Deutschland, zusammentreffend! — Der Rhein, in gleicher Richtung mit der Strömung der Menschheitsentwicklung, jenem Westen zustrebend, wo das Ideal bürgerlicher Freiheit sich zu einem neuen, wahrhaften Festlande verwirklicht hat, — weit in's Meer hinaus streckt er seine Arme, die Errungenschaften jener neuen Erde an sich ziehend, um sie der alten zu übergeben. — Die Donau, einer frommen Tochter gleich, die, mit dem Antlitz gen Osten gewendet, um Verjüngung der gealterten Erzeuger betet, bringt die fröhliche Botschaft, die geistigen Güter des Westens, den Ländern des Aufganges zu, auf den Gräbern der Völker, auf den ungeheueren Schutthaufen der Geschichte die Hoffnungen neuer Lebensepochen einzupflanzen. Dem Osten entströmte ja — wie das Licht — die erste Civilisation, welche in immer weiteren Kreisen, dem Westen zu, vorrückte; als schöne Liebespflichtspende empfängt nun jener ihre Segnungen von diesem zurück. Das ist der grosse Friedens- und Versöhnungsbund, dessen ganze Bedeutung in voller Klarheit zu erkennen und dauernd festzustellen, unserer Zeit vorbehalten war. Von allen öffentlichen Angelegenheiten, denen der mächtige Herrscher des Jahrhunderts, der Industrialismus, im jüngsten Decennium huldigte, ist keine grossartiger, drückt keine die Mission, welche unserm deutschen Vaterlande geworden, deutlicher aus, als die Verbindung der Donau mit dem Rheine; — hier ist ein Triumph der Idee über menschliche Berechnungen, welche sogar erstrebten und verdienten Nachruhm überlebt.

Solchen Gedanken an das symbolische Brautfest des Rheines mit der Donau liegt eine Vergleichung Beider nahe.

Als König der deutschen Ströme begrüsset ihr und preiset in hundert frohen Liedern den Rhein. Auswanderer, die dem deutschen Boden auf ewig Lebewohl gesagt und auf dem Weltmeer der neuen unbekannten Heimath entgegen steuern, reichen sich auf dem Verdeck des Schnellseglers die Hände; im grünen Römer schimmert Rüdesheims Gold, da stimmen die ernsten Männer, wie auf ein geheimes Loosungswort, die wohlbekannte Weise an: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, gesegnet sei der Rhein!“ Wie Lenz und erste Liebe lebst du im deutschen Gesang, o Rhein! Die stattlichen Burgen auf deinen rebenbepflanzten Bergesufern wiederhallen seit alten Zeiten von des Vaterlandes Ehrenpreis, von dröhnenden, weckenden Kampf- und Siegesliedern, von Freiheit und Treue, und, wie die Trophäen fremder Zwingherrschaft, verschlangst du brausend höfischer Schmeichelei unwürdiges Wort; um Mitternacht aber lässt die Lurlei, am Felsenhange in Nebelschleiern sich wiegend, von Königskindern, die sich treu in den Tod geliebt, vom Hort der Nibelungen herzgewinnende, herzerschütternde Sagen leise erklingen. Am Tage aber singt dem Rheinfahrer im schaukelnden Kahne des Schiffers rothwangiges Kind davon, und schlägt mit dem Ruder den Tact, indessen jener — die Lurlei hat es ihm angethan — träumerisch hinabblickt in die frischen, klaren, kräuselnden Wogen. Jetzt wecken ihn Schüsse, er fährt empor, und nicht mehr allzuferne sieht er die Rauchsäule emporwirbeln, welche, wie einst die Feuersäule vor dem auserwählten Volke, vor dem neuen Weltverkehr einher zieht; die weithin bewegten Wogen schlagen tobend an den leichten Kahn, schon droht er umzuschlagen, da trotzet ihn die nervige Faust dem zürnenden Elemente ab, und treibt ihn an's Ufer, indessen der Riesenschwan, die schäumenden Fluthen stolz durchfurchend, vorüberzieht; Tücher flattern auf des Dampfbootes Verdeck, Hüte werden gelüftet, ein Lebehoch schallt, der Uferfelsen gibt es zehnfach zurück, und neue Schüsse und lustige Waldhornklänge locken die Echo immerfort. Schon ist der Riesenschwan den Blicken entschwunden, der Zorn der Fluthen legt sich allgemach, der Rheinfahrer steuert wieder frisch in des Stromes Mitte hinein und lässt den Kahn dahintreiben. Am Ufer aber begegnen dem Wandrer, sobald er gelandet, fröhliche Menschen allüberall; der Winzer, der mit rei-

chem Segen belastet vom Weinberge heimkehrt, begrüsst ihn jubelnd, indessen die Freudenfeuer auf den Höhen zu lodern beginnen; Musikanten ziehen mit klingendem Spiele die freundlichen Zeilen der Städte entlang, die sich an sanfte Bergeshänge lehnen. Da hörst Du ein freies Wort aus deutschem Munde, o Wandrer; im edlen Mannesstolz spricht es der Rheinländer, im Bewusstsein des Doppelreichthums, den ihm die Natur zugetheilt, den er tüchtig schaffend, nimmer rastend, sich selber erringt; das ist der Gottessegen, der den fröhlichen Lebensmuth immer frisch erhält und nicht altern lässt. Und heiter wie der Fleiss des Rheinländers ist seine Frömmigkeit; nicht zu dumpfer Weltentsagung rufen die Glocken von jenen Thürmen, auf denen der Storch sein Nest gebaut; seht die lachenden Kirchgängerinnen mit dem Blumenstrauss im Gebetbuch, der Gottesdienst, zu dem sie wandeln, ist ihnen ein Fest, und in ihren Herzen liegt der Himmel so klar und verständlich, wie er sich auf der Wellenglätte des Rheines spiegelt, wenn der von Bergen eingefriedete Strom zum ruhigen See zu werden scheint.

Die Donau aber hat noch kein Sänger gepriesen; — obwohl sie deutschen Ursprunges, und mancher deutscher Volksstämme Länder durchströmt, fehlt ihr die Eigenthümlichkeit eines sich gleich bleibenden Charakters, der sich ebenso auf den ersten Blick und stets als deutscher erkennen liesse, wie jener des Rheines; sie wechselt ihre Physiognomie wie ihr Bette; die Donau bei Ingolstadt und die Donau bei Weltenburg scheinen zwei verschiedene Ströme. Aber, wo sie den deutschen Charakter trägt und mit dem Rheine verglichen werden kann, zeigt sie jenen Charakter noch entschiedener ausgeprägt, gleichsam noch in vorzeitlicher Abgeschiedenheit und übertrifft die anmuthigen Schönheiten des Rheins bald durch wilde, bald durch erhabene, welche oft nur belebt sind durch den heisren Schrei des Geiers, der vom dunklen Felsenhorste am einen Ufer in den ungelichteten Wald am anderen hinüberschwirrt, oder durch das Gebrüll der rohen Jodel, die ihre starkknochigen, breitbrustigen Hochenauer Rosse zum Gegentrieb auf dem Treppelwege (Leinpfade) dahinpeitschen. Das fromme, naive, muthwillige Volkslied flüchtet, wie ein verscheuchtes Waisenkind, aus den öden Einkehrwirthshäusern an den Donauufern, wo fast einzig der plumpe Witz der Handwerksburschen und die

unfläthigen Späße der Schiffleute willkommne Gäste sind, und die Wirthe, durch solche Besuche verwildert und nur für solche empfänglich, dennoch froh sind, das übernächtige Volk bald wieder los zu werden; da wird die Gastfreundschaft bezahlt, der ächte volksthümliche freudige Lebensmuth aber kann vor der Rohheit und dem Stumpfsinn nicht aufkommen. Auf manchen weiten Uferstrecken, die sich von einer grösseren oder geringeren Stadt zur anderen hindehnen, siehst Du nur im üppigen Fruchtfelde die Spuren des nimmermüden Menschenfleisses; traurige Abgeschiedenheit aber — wie bei Halbwilden — in jenen armseligen Dörfchen, die an die Säume dichter Uferwälder, an die Grundgemäuer zerfallener Raubschlösser sich lehnen, wo die Bewohner, von Noth oder Unwissenheit zu Boden gedrückt, unterm Joche urväterlicher Gewohnheiten und Vorurtheile ihr Leben hinschleppen; Gewerbfleiss ist dort unbekannt; von heimlichen Schauern überrieselt, als säh' er Zauberspuk und Teufelswerk, mag wohl in mancher engen Bergwaldschlucht, durch welche die Donau sich eilig zwängt, der Dörfler, die Arme über der Brust verkreuzt, am Ufer gestanden und hingestarrt haben, als kürzlich das erste Dampfschiff, voll froher, hoffnungsmuthiger Gesichter, das Banner der neuen Civilisation siegreich entfaltend, durch dieselben Fluthen dahinbrauste, auf denen er bis dahin nur die elend gezimmerten Ulmer oder Regensburger „Ordinari" mit den rudernden Handwerksburschen, die unter schwerer Befrachtung tief gehenden „Kellhamer" und „Plätten", oder die einfachen Holzflösse, die armseligen Waizzillen gesehen, und — wenn es hoch kam — die segellosen, plumpen Hochenauen, die von dreissig Rossen und drüber — den „Wagehals" an der Spitze, — stromaufwärts gezogen werden. — Am Rhein ist der Mensch mehr als blosse Staffage der reizenden Landschaften; an der Donau ist er nicht selten noch nicht einmal Staffage, und oft verdirbt er, wenn er sich zeigt, die abgeschlossene, feierliche Stimmung, welche durch die Grossartigkeit und Erhabenheit der Natur in uns geweckt wurde; wir wünschen sein Antlitz in das Waldesdunkel zurück, dem es entschlüpfte, und die dumpfen Töne der Axtschläge, die aus diesem zu uns dringen, sind uns willkommner als die fast unverständlichen Laute der breiten, massiven Mundart. Sogar über die Rebenpflanzungen, die hier und da auf den Abhängen

der Uferberge sich zeigen, schattet jene düstre Melancholie, welche sehr viele bergige und waldige Donaugegenden charakterisirt; da wird das alte Lied: „Der Wein erfreut des Menschen Herz," zur Lüge, wie das saure Getränke selbst, das aus jenen Reben gepresst wird, nur eine Parodie des Weines ist. Armuth aber und geistige Stumpfheit, in deren schwüler, stickiger Atmosphäre nicht Muth noch Freude gedeihen kann, hält auch die Entwicklung körperlicher Wohlbildung nieder; langgetragene Last erdrückt endlich die Kraft. — Vergebens sucht ihr an Uferstrecken der Donau, wo die Natur so wunderherrlich und oft schöner ist als die am Rheine, die Anmuth weiblicher Formen, die freie Entschiedenheit männlicher Kraft, wie ihr sie am Rheine findet; nur in einzelnen wohlhabenden Städten an der Donau werdet ihr beiden begegnen. Selbst die Frömmigkeit trägt nur in den Städten die heitre Physiognomie des Katholicismus; in manchen vereinzelten, vom Verkehr der Menschen abgeschiedenen Flecken, Dörfern und Höfen starrt sie düster vor sich hin, und klammert sich gern an den Aberglauben, der in früheren Zeiten gerade den Lauf der Donau entlang durch kluge Lenker der Volkserziehung sorglich genährt wurde, so dass nicht selten aus dem Aschenhaufen, in welchem rein menschliche Bande zerfielen, aus dem Düngerhaufen scheusslicher Entsittlichung die verzehrende Flamme des Fanatismus hervorschlug; erinnert euch an den Herd der Glaubensgerichte in Ingolstadt, an die Passauer Kunst und den Amulettenhandel! Noch reden zahllose Legenden und Klostersagen am Strande der deutschen Donau von der Altvordern grosser Gläubigkeit; die Legende lebt im Munde des uferanwohnenden Volkes noch heute statt der Heldensage, die erloschen, statt der grossen geschichtlichen Erinnerungen, die ausgetilgt scheinen; fast einzig in den Geleisen der Wallfahrten hat sich hie und da die Spur eines Volksgesanges erhalten.

Die Cultur der Uferanwohner steht, wie wir eben andeuteten, mit den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Landschaften im Widerspruche; — sie steht aber mit den Richtungen der Handelszüge und mit den Charakteren der verschiedenen Volksstämme, deren Ausläufe an die Ufer reichen, in inniger Wechselwirkung, obwohl die Eigenthümlichkeiten derselben, je mehr

sie sich an die Stromufer hinabsenken, sich allmälig verwischen oder in Gränznachbarlichkeit neutralisiren. Am schroffsten stehen Schwaben und Bayern neben-, fast gegeneinander, zwei so völlig widerstrebende Temperamente, als das sanguinische und das phlegmatische. Minder scharf sondern sich die rüstigen Pfälzer und die thätigen Wäldler; beide wieder schärfer gegen die stämmigen, nachhaltigen Altbayern; Ober- und Unterösterreicher treten einander nicht sowohl gegenüber, als vielmehr die letzteren hinter den ersteren an Eigenthümlichkeit zurückstehen; der Oberösterreicher ist vielleicht vor allen übrigen Uferanwohnern der Donau am reichsten nüancirt, fleissig auf der sichren Basis eines wohlgeordneten Besitzes, frisch wie die Alpenluft, die ihn noch erreicht, aufgeweckt, fröhlich und klug, neuen Ideen zugänglich; auf die Anwohner des linken Ufers (vom Mühlviertel) reflectirt hin und wieder die Färbung Böhmens, während die Unterösterreicher (wir sprechen hier stets nur von den Anwohnern der Donau!) im Allgemeinen bloss durch eine überwiegende Gutmüthigkeit sich charakterisiren, die, je näher dem gewaltig ausgedehnten Rayon des Einflusses der Kaiserstadt, um so rascher mit allen Abschattungen der letzteren zusammenfliesst.

Der landschaftliche Charakter der Donaugegenden wechselt — man kann sagen: in Uebereinstimmung mit jenem der Bewohner; gleichwohl ist es misslich, eine Vergleichung beider streng durchzuführen, wenn man nicht Gefahr laufen will, sie blos als ein Spiel der Einbildungskraft verurtheilt zu sehen. Nur eine flüchtige Skizze finde hier Platz. Vom Zusammenflusse der Brigach und der Brege (unter Donaueschingen) bis Ulm ist der jugendliche Strom die Seele eines reizenden Idylls; sanfte Höhen umschmiegen liebliche, stille Fruchtthäler mit reinlichen Häusern, woraus so frische, frohe und rührige Gesichter herausgucken, wie man sie irgend im patriarchalischen Schwaben findet; wohlgenährte Heerden weiden behaglich auf den saftigen Ufertriften, und fleissige Menschen schaffen in den grossen Familien, (so scheinen diese kleinen schwäbischen Städte mit ihren Pappelalleen und Gewerken) die Tagesstunden über rüstig drauf los. In solchen Gegenden ist's, wo auch die Natur mit dem Menschen nur Glied einer Familie ist, wo sie ihre Werktagsphysiognomie hat und mit den Menschen zugleich am Sonntag sich in einen besonderen

Staat zu werfen scheint. Von Ulm an breitet herrliches Fruchtland sich aus, in welchem manche Städte und Schlösser auftauchen, deren Thürme im letzten Schimmer geschichtlichen Abendrothes erglühen: Günzburg, der Burgauer Markgrafen Hofhalt, Höchstädt, wo des alten Marlborough Schatten sein Schlachtfeld umwandelt, Donauwörth, an dessen Mauern das Blut Mariens von Brabant klebt, Neuburg, wo Ludwig im Bart zum Lear, und der Buckel, der Graf von Graisbach, sein Sohn, an ihm zum Iscarioth wurde. Von Grünau, unfern Neuburg, bis Ingolstadt zieht sich das Donaumoos, trostloser Anblick für den Maler. Von Ingolstadt bis Vohburg — öde Fläche; Schloss Wackerstein, hoch auf dem schroffen Felsen, der senkrecht aus den Fluthen emporsteigt, rings von sanften bewaldeten Uferparthieen umgeben, und Pföring erfrischen die Sinne wieder; von Irnsing an, wo die Römerstrasse auf die Römerschanze stösst, sondern sich die Ufer zu anmuthigen Profilen. Bei Weltenburg gipfeln die schroffen Kalkfelsen wie Wände eines ungeheuren Sarges sich empor, dessen Deckel des Himmels Blau, dessen Boden der Strom. Beklommner athmest Du, wenn Du, auf dem schmalen, leichten Kahne stromabgetrieben, dicht an den Klippen vorbeistreifst; die nächste Welle vermag Dich dawider zu werfen; wenn ein Sturm tückisch erwacht, jählings durch die Schluchten dahinbraust, bist Du verloren, da ist kein Ufer, an das Du Dich flüchten und retten kannst; Dein letzter Halt ist, wenn Du mit dem Enterhaken ihn noch zu erreichen vermagst, einer der eisernen Ringe, die von Strecke zu Strecke aus den Felsen hervorragen; mit aller Deiner Menschenkraft, mit allem Deinem Menschenstolz musst Du in diesen Strompässen die Herrschaft der Natur huldigend anerkennen, auf Gnade oder Ungnade Dich ihr übergeben. Du athmest, — als wärest Du gewissem Verderben wie durch ein Wunder entronnen, leichter auf, wenn Du die Felsen wie eine offne Pforte hinter Dir, — vor Dir die freundliche Einsiedelei siehst, wenn Dein Gemüth sich von den Schauern der Erhabenheit an der Heiterkeit der Landschaft erholt, die Dich an die Ufer des Rheines bei Andernach erinnert. Von der Mündung der Altmühl in die Donau bei Kellheim bis Regensburg behalten die Ufergegenden diesen Charakter; das Auge labt sich an der reichen Abwechselung von dunklen Waldhöhen und lachendem Fruchtfeld, und hie und da bilden Reste alter

Burgen die Mittelpunkte reizender Gruppen und anmuthiger Bergeslinien, welche den Horizont begränzen. Von Regensburg bis Donaustauf und die Walhalla liegt ein herrliches Panorama vor Deinen Blicken ausgebreitet, reiches Fruchtland am rechten Ufer, von Regensburgs Thürmen der Horizont abgeschlossen, am linken Ufer steigen in sanften Wogen die Waldberge empor. Je näher Du an Straubing kommst, so ferner weicht die Bergkette zurück, nur ihrer graziösen Linien und herrlichen Luftperspektiven kannst Du Dich noch erfreuen. Bei Deggendorf, wo die Isar mündet, und nach kurzer Pause, in welcher Du die Kuppen des fernen Böhmerwaldes gewahrtest, bei Oberwinzer, Hofkirchen und Hilgardsberg rücken die Berge, geschlossenen Colonnen gleich, zu beiden Seiten des Stromes wieder näher aneinander und gönnen bis Passau dem Auge keine Rast im Genusse landschaftlicher Schönheit. Von der alten Bischofstadt an bis Engelhardszell, wo die Donau Baiern verlässt und in das gesegnete Oberösterreich tritt, von Engelhardszell bis Aschach, wo sie um zahlreiche Inseln mit öden Auen sich zersplittert, von Ottensheim bis Linz strömt sie zwischen imposanten dichtumwaldeten Bergen dahin, von denen ernst und trotzig die alten Burgen in den Strom hinabschauen; da wandelt die Natur ihre Züge nicht nach den Freuden und Leiden der Menschen, in feierlicher Ruhe, in stiller, stolzer Abgeschlossenheit träumt sie, um das Treiben des Menschen unbekümmert, ihre Elegie hin; kein Mährchen, das der Trug ersann und der Aberglaube heiligte, stört in grellen Misstönen diess lebendig gewordene und unveraltende Gedicht; erst bei Linz ist's der Schall der Freude und des rüstigen Lebensmuthes, der ihres Ernstes Meister wird, dass sie als Zeugin menschlichen Glückes mit Menschen zu leben, zu athmen, sich mitzufreuen, und zu lächeln scheint. Nun aber wird der Charakter der Donaulandschaften ein unbestimmter; der Strom zertheilt sich in Inseln, die Ufer flachen sich allmälig ab; das Auge des Donaufahrers ermüdet an den Auen, zwischen denen das Schiff dahinsteuert. Bei Grein aber packen die Felsen, unerbittliche stämmige Schergen, die ihre Beute endlich erfasst und nimmer lassen wollen, den Strom, der, schäumend vor Zorn, durch ihre Fäuste, die Klippen, sich windet und zu entrinnen sucht. — Angriff, Nothwehr, Kampf mit all seinem Grausen, was Du jetzt siehst und hörst!

Mit der Verzweiflung Gewalt zersprengt er die feindliche Kette der granitnen Gesellen und stürmt vor Siegeslust aufheulend über die Gefallenen dahin. Eine verfluchte Stätte, weiss, als bleiche Gebein darauf, die Sandbank umschleichet er stiller und tobet dann auf's Neue, wie ihm die Wunden klaffen, und sucht in wilder Rachlust sich selber jetzt Opfer. Die dunklen Wälder senken die Kronen, Todtenklagen rauschen sie hin; hoch über dem Schlachtfeld aber, die zerfallenden Burgen und den Aufruhr der Natur überragend, steht das Symbol der Versöhnung und des Friedens, das Kreuz. Wie ermattet vom Kampfe zieht der Strom jetzo ruhiger durch sanftere Thäler dahin, an das freundliche Schloss Bösenbrug und Yps, wo er rasch sich durch Flachland wendet und nun herrlichen Berggründen zueilt, in denen er mit Behagen verweilt. Die Landschaft wird weit und fruchtbar, ein herrlicher grossartiger Garten, aus dessen Saume sich Weiteneck und Lubereck erheben, im Hintergrunde imposant geschlossen durch den Prachtbau des Stiftes Mölk, hinter dessen Felsen bei Schönbüchel sich Pforten in ein heimeliges stilles Waldthal aufthun. Je tiefer Du aber, die holdeste Anmuth suchend, in dieses dringst, mit um so finsterem Ernste überrascht Dich bei jeder neuen Wendung des Stromes die Natur, je höher scheinen Dir die majestätischen Berge empor zu wachsen. In des Schreckwalds „Rosengärtlein" bist Du gerathen, er dräut Dir herab vom Adlerhorst; noch scheuchen er und die zwei Hunde von Kuenring alles Lebendige aus den armseligen Dörflein und Flecken in der Wachau. Die Teufelsmauer senkt sich jetzt dicht vor Dir in den Strom hinab, tausend Echos bergen sich unter den nackten Felsmassen: zahlreiche Sagen zugleich; wecke eine einzige und von einer Menge wiederhallt das wildschöne Thal. Der Fels scheint Mauer, — die Trümmer des Gemäuers zerklüfteter Fels. Du siehst die gewaltige Sicherheit der Natur und staunst doch die malerische Zerstörung, in der auch ihre Gebilde zerfallen. Der Dürrenstein, wo Löwenherz gefangen sass und Blondel, der Treue, sang, schliesst wie ein kunstvoll geknüpfter Knoten das Zauberband der alten Geschichten und Sagen, das zwischen jenen Bergesufern sich schlingt. Von Stein, Mautern und Krems an verflacht sich die Physiognomie der Landschaft ganz und gar, sie trägt bis Tuln den breiten und nüchternen Ausdruck der Spiessbürgerlich-

keit. Erst Schloss Greifenstein fesselt die Blicke wieder und Klosterneuburg, das stattliche Stift, und der Zeuge grosser Kämpfe um die Kaiserstadt, der Kahlenberg, erfreuen Dein Herz durch den Anblick der Rebenpflanzungen. Jetzt gewahrst Du den andern Zeugen von Wiens Vergangenheit, das Werk der Menschenhand, den Stephansthurm, und bald vergissest Du im Gewühle und Getümmel der Kaiserstadt die mannigfachen Wechsel der Donauphysiognomie. Unterhalb Wien aber, wo der Halbmond von Bergen und sanften Waldhöhen, der die Kaiserstadt umschliesst, gegen Osten und Norden sich öffnet, gewinnet das flache Ansehen der Uferstrecken, der Auen, des fruchtbaren Marchfeldes und der Haide bei Simmering eine nationale Bedeutung, eine geschichtliche Beleuchtung. Diese unabsehbaren Felder, diese weit ausgedehnten Auen und Haiden sind Wahlplätze, auf denen der Name Deutschland durch deutsches Blut der Nachwelt erhalten ward. Diese Erinnerungen leiten zunächst zu einem Ueberblicke des geschichtlichen Charakters der Donau.

Unbesungen, doch werth des Gesanges, ist sie durch geschichtliche Bedeutung Deutschlands deutschester Strom. Die Brauen des Isters (*supercilia Histri*) sind's, welche Rom als seines Weltreiches Gränze anerkennen muss, wenn auch die antoninische Siegessäule von Marc-Aurels Donau-Uebergang und seinem durch Götterhülfe am linken Donauufer über die Quaden erfochtenen Sieg in zwei Basreliefs redet; die römischen Geschichtsbücher reden von der Donauflotte; die römischen Itinerarien weisen die Reihe der gemauerten Standlager, der Städte an der Donau auf; in dem *Oppidum Vindobona* verscheidet jener edle kaiserliche Philosoph Marcus Aurelius. An der Enns, in Lorch, wirken der Bischof Maximilian, der Tribun Florian, die ersten Blutzeugen der weltversöhnenden Heilslehre, für die neue Gesittung. Auf der Donau schifft Julian; der Apostat, altrömischer Mannstugend voll, zu gewaltig für eine zerfallende Civilisation, die auch ihn zermalmt, gen Sirmium und Bonostor. An der Donau breitet Attila, die Geissel Gottes, ihr blutiges Reich aus. Aus Sanct Severins Zelle zieht der Heruler Jüngling Odoaker gen Welschland, das ihm — nach des Heiligen Weissagung — für das Thierfell um seinen Lenden den römischen Purpur und durch die Hand des letzten Kaiserknaben Romulus Augustulus das Diadem gibt. Von

Regensburg schifft Rupert, der Gottesmann, die Donau hinab, über Schutthaufen und Gräbern den verwilderten Völkern das Christenthum zu predigen. An der Donau dringt Karl der Grosse mit gewaltigen Heeresmassen und dem Schrecken seines Namens hinab gegen die räuberischen Avaren, und vertilgt das Volk; in seinem Hofhalt zu Regensburg sinnt er dem grossen Gedanken nach, den Rhein und die Donau zu verbinden, den Occident mit dem Orient. An der Donau steht der Magyaren trotzige Eisenburg Medelikke (Melk), dreissig Jahre lang, nachdem nur sieben Männer aus der Lechfeldsschlacht den siegreichen Deutschen entronnen, die Gränzgrafen der Ostmark herausfordernd, bis der Babenberger Leopold, der Erlauchte, sie stürmt und die Erbfeinde deutschen Namens bis an das Kahlengebirge zurückdrängt. Und wieder ein Leopold, der Heilige, ist es, der Ostmark Beherrscher, der Gründer Klosterneuburgs, der bei dem Kampfe zwischen Vater und Sohn durch den Uebertritt zur Parthei des letzteren die Katastrophe des unglücklichen greisen Heinrichs IV. vollenden hilft, der die angebotene Kaiserkrone verschmäht; Leopolds zweite Gemahlin, Agnes, eben jenes Heinrichs IV. Tochter, des Schwabenherzogs Friedrich Witwe, ist der zwei mächtigsten Geschlechter, der Stauffen und der Babenberger, Ahnfrau, deren letzte Sprossen später auf Neapels Blutgerüste brüderlich vereint fallen. Seit Bernhard, der begeisterte Mönch, zu Speyer den Kreuzzug gepredigt, schimmert die Donau den frommen Streitern, die das Grab des Heilands zu befreien ins Morgenland fahren, als Silberfaden in den Labyrinthen unbekannter Länder und Völker. Von Regensburg ziehen König Konrad der Stauffe und sein Neffe der Rothbart, schiffen die Babenberger Heinrich, der Jasomirgott zubenannt, und Otto von Freising, der alte Welf von Baiern, Kirchenfürsten, Ritter und edle Herren in Pracht und frohen Siegesmuthes voll, gen Wien, wo der Bischof Reinbert von Passau die neue Kirche einweiht, die Jasomirgott dem ersten Blutzeugen Stephan erbaute. Regensburg und Wien sind von nun an, so lange die fromme Begeisterung währt, die beiden Pole des süddeutschen Handels, die geräuschvollen Stapelplätze eines grossartigen Verkehrs mit dem Morgenlande und mit Russland. In dem Fischerdörflein Erdberg bei Wien wird Richard Löwenherz erkannt und gefangen, und Hadamar der Kuenringer

bringt den König, der die Schmähung des österreichischen Banners büssen soll, auf die unangreifbare Felsenburg Dürrenstein. Den Herzog von Oesterreich preiset Heinrich von Ofterdingen beim Sängerkrieg auf der Wartburg; vom minniglichen Hofe Leopolds des Glorreichen zu Wien singt Walter von der Vogelweide. Der Sänger des Frauendienstes, Herr Ulrich von Lichtenstein, erfüllt von Venedig bis Wien alle Herzen mit dem Ruhme seiner Lieder, seiner mährchenhaften Züge. Zu Klosterneuburg und Wien strömt zahlloses Volk zu den prachtvollen Turnieren dieses heiteren Donquixote seiner Zeit. Dem gewaltigen Kaiser Friedrich II. steht der Donaubeherrscher Friedrich der Streitbare gegenüber; an einem Seitenflusse der Donau (dem Delphos des Chronisten) warfen Konrad und Enzio, die Kaisersöhne, das Heer der Mongolen zurück, das seit dem Blutbade bei Liegnitz alle abendländische Gesittung zu überschwemmen gedroht; jener streitbare Friedrich, der letzte Babenberger, treibt in einer zweiten Schlacht an der Donau — bei Wien — die grausigen Gäste über Deutschlands Gränzen in's verwüstete Ungerland zurück. Im Marchfelde, das, nicht ferne von Wien von der Donau nordwärts unabsehbar ausgebreitet, ungeheuren Heeresmassen zum Schlachtfeld sich darbiet, gewinnt Rudolph I. von Habsburg durch des herrlichen Böhmerkönig es Ottokar Fall sich die deutsche Kaiserkrone, dem deutschen Reiche nach langen furchtbaren Wirren wieder Frieden, Ordnung und Gesetz. Die Donaulande vor allen empfinden Ludwigs, des Baiern, segenreiches Walten, sehen Friedrichs des Schönen grosse Treue. An der Donau, in Wien wächst und blüht, von Rudolf dem IV. gepflanzt, siebenzehn Jahre nach Stiftung der Prager, die erste rein deutsche Hochschule. In Ingolstadt herrscht der Bruder jener unseligen Isabeau, Ludwig der Bärtige, gewaltig gehasst und gefürchtet, der Frauen Liebling, seines guten Rechts trotziger Forderer, im höchsten Alter vom unnatürlichen Sohne, Ludwig dem Buckel, gefangen den Todfeinden verkauft. In Regensburg, der üppigen Stadt, verschliesst des stolzen und strengen Vaters Gebot dem liebenden Sohne Albrecht um der schönen Bernauerin willen die Schranken des Turniers; in Straubing büsset dies reine magdliche Weib des erbitterten Herzogs fürstlichen Stolz. Wien sieht den „Lieblingssohn des Mars," Matthias Corvinus, die fünf letzten Jahre seines glorreichen Lebens zubringen

und die kühne, königliche Seele in unsäglichen Schmerzen aushauchen. Wien sieht vor seinen Mauern den grossen Suleyman die Blutfahne einer neuen Barbarei aufpflanzen; der 71jährige Niclas Salm, der Rogendorf, der Katzianer Hektor von Reischach, zahllose Herren vom Adel und Wiens edle Bürgerschaft rettete (1529), hinter Mauern, die kaum sechs Schuhe in der Dicke maassen, hinter elenden Zäunen von Pallisaden, blos durch Mannestugend und Begeisterung, — gleich jenem Heinrich von Liegnitz, der bei Wahlstadt den Opfertod starb, gleich jenen Staufen und jenem Babenberger; — vier und funfzig Jahre (1683) später retten der Polenkönig Sobiesky, der Herzog Carl von Lothringen, Ernst Rüdiger Graf von Stahremberg und abermals die heldenmüthigen Wiener, gegen den stolzen Wesir Kara Mustapha, das deutsche Vaterland vor dem Schicksal, — eine Provinz des Osmanenreiches zu werden. Die Fluthen der Donau schwellen, wie im dreissigjährigen Kriege, an vom Blute der Altgläubigen und der Protestanten, so im Bauernkriege vom Blute der obderennsischen Bauern, die am Herberstorfer ihren Alba finden; solch ein rother Faden durchschlingt die neueren Geschicke der Donauländer. Als Max Emanuel der Uebermacht unterlag, als Kaiser Joseph I. das bairische Volk aushob und der Ruf durch Baierland scholl: Lieber bairisch sterben, als kaiserlich verderben, geschahen an den Ufern der Flüsse, die der Donau zueilen, der Isar, der Vils und des Inns, Thaten der Vaterlandsliebe, des klassischen Alterthums würdig; das Sendlinger Weihnachtsfest, ein Fest der Volkstreue, mit Herzblut besiegelt, wird immerdar, so lange Herzen schlagen, unvergessen sein. In diesem jüngsten Jahrhundert aber sind die Ufer der Donau von Ulm bis Wien durch Thaten bezeichnet, durch welche die Geschicke der Völker bewegt und auf's Neue festgestellt wurden; der alte Geschichtsruhm der Donaustädte verjüngt sich durch die Kämpfe französischer Tapferkeit gegen deutsche Kraft. Jene Höhen bei Ulm sind die Zeugen namenloser Schmach. Bei Elchingens Erstürmung gewinnt Ney sich den Herzogstitel. Stadt am Hof empfängt die Feuertaufe der Geschichte 1805, Abensberg 1809. Efferding empfindet 1800, 1805 und 1809 die Schrecken des Bauernkriegs von 1632 wieder. Um Ebelsberg an der Traun tobt 1809 die Mordschlacht Massena's gegen Hiller. In Enns hält im selben Jahre Napoleon auf seinem Siegeszuge

gegen Wien Rast und Hauptquartier. Bei Aspern stehen an jenem ewig denkwürdigen Maitag deutscher Ehren Napoleon und Erzherzog Karl von Oesterreich sich gegenüber, noch reden die Kugeln im Kirchthurme von jenem tausendfachen Zweikampf, noch wirft des Landmanns Pflug die Gebeine der Tapfern aus den Furchen, die für den Ruhm Frankreichs und des Kaisers, die für ihres Vaterlandes Existenz auf jenen Feldern verbluteten. Wien selber, die althabsburgische Kaiserstadt, empfängt den Kaiser der Franzosen in seinen Mauern, der von Schönbrunn der Welt Gesetze gibt, nicht ahnend im Zenith des Glückes, dass in einem Zimmer dieses Schlosses sein Sohn einst kronenlos in der Blüthe der Jugend dahinschwinden werde. — Wien endlich sah, als der grosse Kaiser erlegen war, den Fürstentag, der Europa's Geschicke auf das Fundament eines heiligen Bundes stellte.

Nach diesen flüchtigen Skizzen des landschaftlichen Charakters und der geschichtlichen Bedeutung — nun noch einige Worte über ihren Ursprung, die Länge ihres Laufes, ihr Gefäll und ihre Nebenflüsse.

Ueber den Ursprung der Donau sind von den Alten, welchen die Donau bald Danubius, bald Ister heisst*), und im Mittelalter bis auf neuere Gelehrte herab die mannichfachsten Sagen erzählt worden. Die Mythe von der Argonautenfahrt lässt Jason, nachdem er das goldene Vliess glücklich gewonnen, vor Absyrtos flüchtend, aus dem schwarzen Meere die Donau stromaufwärts fahren bis zu den Quellen des Stromes im herzynischen Walde. Herodot setzt dessen Ursprung bei Pyrrhme, einer Stadt der Celten, Ptolomäus und Plinius in die abnobischen Berge. Tiber fand, als er mit Heeresmacht über den Bodensee gedrungen, eine Tagereise davon die Quelle der Donau. Im ganzen Mittelalter erhielt sich die Sage, die Donau entspringe in Donaueschingen, und noch jetzt besucht mancher Reisende im guten Wahne den ummauerten Brunnen im dortigen Schlosshofe, wo sich binnen Kurzem eine Gruppe erheben wird, die Donau als sitzende Jung-

*) Bei den Skythen Matoa (Sumpffluss) und nach einem an dessen Ufern erlittenen Blutbade — der Todesfluss, — bei den Slaven Donava, — bei den Türken Tanara, bei den Ungarn Duna.

frau darstellend, von zwei Kindern (den Nebenflüssen) mit Urnen umgeben, — ein Kunstwerk, welches der Fürst von Fürstenberg bestellt hat.

Die Wahrheit aber ist Folgendes: die Donau wird unterhalb Donaueschingen durch die Vereinigung der beiden Flüsschen Brigach und Brege gebildet, welche beide im Schwarzwalde, die erstere unfern St. Georgen, die zweite südwestlich von dieser, entspringen, und auf ihrem Laufe — das eine Villingen und Donaueschingen, das andere Vöhrenbach, Bräunlingen und Hüfingen, — berühren.

Die Länge des Laufes der Donau von ihrem Ursprunge bis zur Mündung gibt der fleissige und genaue Forscher Schultes*) auf 400 Meilen, ihren Fall — von Donauwörth bis Engelhardszell (nach Riedl) auf 688 (bairische) Fuss, oder zu 1 Fuss auf 979, ihre mittlere Tiefe ungefähr auf 10, und ihre Geschwindigkeit in einer Sekunde bei dieser mittleren Tiefe auf 6 Fuss an.

Die Hauptflüsse, welche in die Donau münden, strömen von Süden gen Norden, dem rechten Ufer zu, der Lech, die Isar, der Inn, die Traun, die Enns; dem linken Ufer, von Norden nach Süden, nur die Altmühl, die Nab, der Regen, die Ilz.

Die grösseren und kleineren Flüsse, welche sich in die deutsche Donau ergiessen, sind:

Am rechten Ufer: die Aitrach, die Ablach, die Osterach, die Kanzach, die Riss, die Westernach, die Roth, die Iller, die Leiben, die Biber, die zweite Roth (bei Fallheim), die Günz, die Mindel, die Glött, die Zusam und Schmutter, der Lech und die Ach, die kleine Paar, die grosse Paar, die Ilm, die Abras, die Pfätter, die grosse Laber, die kleine Laber, der Aiterbach, die Isar, die Vils, der Inn, die Aschach, der Ihn, die Traun, die Enns, die Yps, die Erlaf, die Melk, die Bielach, die Trasen, die Bärschling, die Wien.

Am linken Ufer: die Beer, die Schnuch, die Lauchard, die Lauter, die Schmichen, die Blau, die Ach, die Brenz, die

*) Donaufahrten. 1r Bd. Wien, 1819.

Egge, die Werniz, die Ufel, die Schutter, die Altmühl, die schwarze Laber, die Nab, der Regen, die Wisent, die Kinsach, die Schwarzach, der Oh, der schwarze Oh, die Ilz, die kleine Michel, die grosse Michel, die Rode, der Gusen, die Augst, die Naare, die Krems, der grosse Kamp, die March.

Wien.

Auf der Höhe des Wienerberges steht jene alte Denksäule, die unter dem Namen: die Spinnerin am Kreutze im Volke und als zweites Wahrzeichen Wiens, auch auswärts ebenso bekannt ist als das erste: der Stephansthurm, welcher — der Tradition nach — nicht höher ist als die Spitze dieses im reinsten deutschen Style erbauten Denkmales, über dessen Ursprung und Bedeutung die verschiedensten Sagen erzählt werden. Eine fromme Gattin, die den ritterlichen Gemahl Jahre lang vergebens vom Kreuzzuge zurückerwartete, — so kündet eine von jenen Ueberlieferungen — habe auf der Höhe des Wienerberges so lange gesponnen, bis sie von dem Erlöse ihres Fleisses dies Denkmal gesetzt. Eine andere Sage berichtet von einer Kaiserstochter Euphemia, welche Chorfrau im Frauenmünster zu Tule gewesen, und nach langem Siechthum plötzlich in Verzückung gewähnt: das Herz sei ihr geraubt worden und werde in einem goldnen Gefässe verschlossen gehalten; ein heimkehrender Pilger aber werde es ihr wiederbringen. Hierauf sei sie zu einem Gnadenbilde gewallfahrtet, ohne Erlösung zu finden; auf dem Rückwege aber habe sie auf der Höhe des Wienerberges neben einem hölzernen Kruzifixe die Tochter des Maiers gesehen, die vom Morgen bis zum Abend sass und spann, um durch den Erlös des Gespinnstes jedem vorbeikömmenden Pilger einen Labetrunk zu schaffen. Bei diesem frommen Mädchen sei nun die Kaiserstochter geblieben und habe brünstig zu Gott gebetet. Als sie aber in ihr Kloster wiedergekehrt, habe sie plötzlich Erlösung ihres Leidens empfunden und zur selben Stunde habe man ihr in einem goldenen Gefässe — das Herz ihres Vaters, des Kaisers, der fern am Rhein gestorben, gebracht.*) Eine dritte, gänzlich von den beiden frühe-

*) Romantisch-historische Skizzen aus Oesterreichs Vorzeit von Emil * *. Wien, 1837. Fr. Beck.

ren abweichende Sage über den Ursprung der Denksäule ist folgende, deren frisches Gepräge ihre Entstehung im Volke auf's lebhafteste bekundet.*) Ein Müller Spiner stand bei der Hinrichtung eines Diebes in dem vordersten Kreise, der sich um das Hochgericht gebildet (das nicht sehr ferne seitab von der Spinnerin am Kreuze) und äusserte, während der arme Sünder die verhängnissvolle Leiter bestieg, vorwitzig und so laut, dass dieser es hören konnte, — „er möchte wohl wissen, wie dem auf der Leiter jetzt zu Muthe sei.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Verbrecher, der schon die Schlinge um den Hals trug, ausrief: „Halt! Ich habe noch etwas zu entdecken. Ich verschwieg meinen Mitschuldigen.“ Staunen und Schweigen ringsum. Der arme Sünder aber weist von der Leiter herab kaltblütig auf den Müller und ruft. „Der ist's!“ — Die Hinrichtung wird verschoben, der Müller gefasst und in's Gefängniss gebracht. Da der Angeber seine Anklage nicht zurücknimmt, wird dem Müller der Prozess gemacht und das Urtheil gesprochen, und in Cameradschaft mit dem Verbrecher erreicht er bald darauf die Höhe des Wienerberges, besteigt er bleich vor Todesangst die verhängnissvolle Leiter. — „Weisst Du nun, wie einem ist?“ fragt ihn jetzt der Andre und erklärt hierauf dem Richter und den Zuschauern, dass der vorwitzige Müller unschuldig, und wie er sélbst vor seinem Tode sich noch einen feinen Spass gemacht. Der Müller aber setzte — aus Dankbarkeit gegen den Himmel für seine Rettung vom gewissen schmählichen Tode und zum ewigen Gedächtniss, unfern der Richtstätte die Kreuzsäule, die nach ihm Spinerskreuz genannt wurde. Gelehrte haben lange Zeit an der Benennung der Denksäule nicht weniger fabelhaft gedeutet, als das Volk; die Einen leiteten den Namen davon her, dass die Kreuzsäule die Gestalt einer — Spinne habe, „wie es auch, nach der Verschiedenheit der Form, spanische, burgundische, Andreas- und Sternkreuze gebe“, — wieder Andere, dass des Volkes Mundart Fabiana in Biana und Wian verschmol-

*) Ich verdanke Kenntniss derselben meinem verewigten Freunde, dem unvergesslichen Volksdichter Ferdinand Raimund, der sie mir wenige Wochen vor seinem Tode auf der Höhe des Wienerberges, bei der Säule selbst erzählte.

zen, das Kreuz 'sWiana-Kreuz (im Wiener Idiom!) genannt — endlich, dass es, nach einem Erbauer Crispinus Pöllitzer (1547) Crispinskreuz getauft worden.*) Der magistratische Beamte Schlager hat 1836 aus aufgefundenen Baurechnungen nachgewiesen**), dass die unter dem Namen: die Spinnerin am Kreuze im Volke bekannte Denksäule von der Stadtbehörde Wiens 1452 und 1453 durch denselben trefflichen Meister Hans Buchsbaum, der den Bau des grossen Thurmes am Stephansdome 1433 vollendete und 1450 den des unausgebaut gebliebenen begann, errichtet wurde, dass die Benennung, die zu manchen gelehrten Fabeln Anlass gab, erst späteren Ursprunges ist und dass sämmtliche Volkssagen wahrscheinlich nicht vor den letzten 60 — 70 Jahren entstanden sind. Die Säule ist im reinsten deutschen Baustyl, wiewohl öfters von Grunde auf restaurirt worden, 6°, 3½′ (Wiener Maass) hoch. Von ihren Stufen aus bietet sich das reichste und schönste Rundgemälde der Kaiserstadt.

Das Getümmel der Hunderttausende, die ihre Strassen durchwimmeln, schallt nur gedämpft wie jenes mächtig ergreifende geheimnissvolle Brausen des Meeres, wenn dessen Anblick Dir noch eine geraume Strecke weit verborgen ist, an dein Ohr herauf; im ganzen Stolz ihrer Pracht, ihrer Bedeutung, ihres Lebens zeigt sich die Metropole Deinen Blicken, zu drei Seiten umfangen von den weichen Armen der waldüppigen, mit Schlössern und Villen gekrönten Berge, gleich der ungeheuren Arena eines Amphitheaters, die zahllosen Bauten stehen darin an- und ineinander gedrängt, wie ein Volk, das im Anschauen von Kampfspielen zu Stein wurde, und mitten daraus raget, wie ein unbezwungener Sieger in allen Kämpfen, ernst und stolz gegen Himmel des Stephansdomes altergrauer Riesenthurm, auf dessen Scheitel Kreuz und Adler, der Schluss seiner Krone, im Mittagssonnenglanze schimmern. Neben ihm verschwinden die zahlreichen anderen Thürme und Kuppeln der Kaiserstadt, nur die nächste in der Ebene fesselt Dein Auge, es ist die der Karlskirche. Wo eigentlich die Marken

*) Hormayrs Geschichte Wiens. 1r Jahrgang. 4r Bd. 3s Heft. S. 45 und 46. 2r Jahrgang. 4r Bd. 1s Heft. S. 77 und 78.

**) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter.

der Stadt beginnen, suchst Du vergebens zu unterscheiden; alle Orte, nahe und ferne, mit ihren aus Gärten und Saaten und Rebenhügeln auftauchenden rothen Dächern und zierlichen Thürmen, scheinen nur, — weniger Ausläufe, als neue Anbaue der Metropole, die, im Bewusstsein ihres strotzenden Lebens, in welches, in das Herz einer ungeheuren blühenden Monarchie unablässig die edlen Säfte zahlreicher Provinzen einmünden, mächtig aufathmend, fast nicht Raum genug findet, die gewaltigen Glieder auszustrecken. Erst gegen Westen zu kann der Blick sich auf den weiten Flächen von den mannichfachen Eindrücken der anmuthigen Dörfer erholen, die sich wie Stationen auf einer Wallfahrt für Wiens lebensfrohe Bewohner, in dem grossen Parke ausnehmen, welchen Wiens Umgebungen von Klosterneuburg an, Döbling, Heiligenstadt, Grinzing, Sievering, Dornbach, Schönbrunn, Hietzing entlang, bis Mödling, zur herrlichen Briel und zu dem kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg bilden. Kaum schmilzt der Schnee auf den Bergen, kaum beginnen die Wälder in frischem Grün zu prangen, so sind alle jene sanften Höhen, jene reizenden Thäler, die Dich so anheimeln, von Colonien lustiger Wiener bevölkert, gleichsam nur Bestandtheile Wiens selbst, das bis in die letzten Herbsttage, bis die letzten Trauben in Grinzing gekeltert sind, doppelt so gross als im Winter ist.

Der Wiener liebt die Natur und versteht die Kunst, sie zu geniessen, doch macht er aus dieser Kunst kein Raffinement; er sucht sie mit reiner naiver Freude auf und verkümmert sich sie nicht selbst durch lange Voranstalten zum Genusse. Ein frischer Rasen, und — kann er keinen solchen finden — ein dürrer, — der Schatten eines Baumes und — fröhliche Herzen, die mit ihm geniessen, sind's, was ihm genügt; das Letztere, die Mitfreude Andrer, braucht er vor allem; so grossstädtisch frisch er im immerwährenden Ab- und Zuströmen eines grossartigen Verkehres sich erhält, — der Kern seiner Frische ist das patriarchalische Element, das ihm angeboren ist und das durch keine Wechselbeziehungen im Weltleben verwischt werden kann. Auf der „Landparthie" bedarf die Familie keines Restaurants und Marqueurs, sie führt ihren Proviant selbst mit, und ein willkommener Gast ist jeder, den sein Weg an der improvisirten Tafel ohne Tische und Stühle vorbeiführt. Die Schönheit der Umgebungen

seiner Vaterstadt gilt dem Wiener als grosses Gemeingut, und er thut sich 'was drauf zu gute, sie dem Fremden zu weisen, dessen freudige Ueberraschung ihm der schönste Lohn für Gastfreundschaft dünkt.

Doch inniger noch als die Natur liebt der Wiener sein Wien. Es ist ihm sein Höchstes, sein Stolz, seine steinerne Bibel, mit tausend und abertausend heiligen Blättern, die er sich nicht verunglimpfen lässt, die er in der Ferne so wenig vergisst, wie der Alpenbewohner seine Gletscher und Ferner. Fragt Ihr ihn um den Grund dieser so festen, so treuen, so rührenden Liebe, — so bleibt er Euch die Antwort schuldig. Es ist nicht die weiche wohlige Atmosphäre des glücklichen Leichtsinnes, nicht der ewig wolkenlose Himmel der guten Laune, und nicht die engen, krummen, von Menschen vollgestopften Strassen sind es, aus deren Häusern bekannte Gesichter ihm zulächeln, selbst sein Palladium, der alte ehrwürdige Stephan ist es nicht, noch ist es das Zusammenströmen von Pracht und Luxus eines reichen gewaltigen Adels, kein Gepränge und kein Besitz, — nichts von allem diesem ist es, was den Wiener, wo er auch sei, in Wien oder Amerika, so stolz und freudig auf sein Wien macht, was ihn so fest daran bindet. Doch, — ob er selbst es auch nicht wisse, und, wenn er's wüsste, zu bescheiden wäre, es sich und Andern zu gestehn — es ist der mächtige Zauber des deutschen Gemüthes, das sich in Wien in vorzugsweiser Ursprünglichkeit und Reinheit erhalten, das etwas Höheres ist als jene blosse sogenannte „Gemüthlichkeit", die man gemeinhin so gnädig ist, den Wienern zuzugestehen; — ja, das deutsche Gemüth, das sich in Wien mitten in einem grossartigen Verkehr mit den verschiedensten Volksstämmen, Slaven, Ungarn, Italiänern, Griechen, unangefochten von dem sittlichen Verderbniss, das sonst in grossen Städten unvermeidlich, elastisch aufstrebend unter so vielen Drangsalen, die auf dem Volke im Laufe der Jahrhunderte gelastet, fort und fort behauptet, das in unverwüstlicher schöpferischer Kraft sich aus sich selber verjüngt. Nicht ohne diese Bedeutung des Wortes im Sinne zu haben, nannten wir Wien früher das Herz der Monarchie. Darum gibt es in Wien noch einzig von ganz Deutschland einen ächten deutschen Volkshumor, wenn auch die dortige Volksbühne eingestürzt; einen po-

sitiven, poetischen Humor, der reich und üppig unmittelbar aus dem Gemüth entquillt, und durch dessen innere Gesundheit allein fortkommt, der im Moment schlägt und trifft, ohne sich vorher lange mit dem berechnenden Verstande in ein Detailgeschäft einlassen zu müssen, welcher die Spitze des Witzes schärfen und poliren soll. Eben dadurch, dass in Wien alles in engeren Familienkreisen sich gruppirt, welche die Beziehungen und Einflüsse des Weltlebens den Einzelnen vermitteln, dass selbst das öffentliche Leben in Cafés die Signatur des vertraulichen Familienlebens trägt, ist dem Gemüthe sein Weihthum gesichert, und der Humor hält als Tempelhüter davor Wache, dass jene grämliche, prüde, kleinmeisterliche und geschminkte Spiessbürgerlichkeit, die ihr so gerne „Gemüthlichkeit" tauft, mit ihrer Medisance, mit ihren zugespitzten, fein ciselirten Redensarten, mit ihrem altjungferlichen Verschämtthun und ihrem boshaften Errathenlassen sich nicht in den schlichten deutschen Haushalt eindränge, wo man über Tisch lieber die Röcke auszieht, als mit Glacéhandschuhen an den Händen isst, wo der derbe freie Spass, wenn er nur gesund ist, seinen Ehrenplatz in der Familie behauptet, wo man nicht bei schlechtem Thee schlechte Gedichte anhören mag und wo ein ehrlicher Kuss nicht so verpönt ist als mattseliges, heimliches Händedrücken unter dem Tische. Das ist das eigenste Glück des Wieners, dass er sich von diesem seinem Glücke keine Rechenschaft zu geben weiss, dass er es geniesst, wie der muntere Vogel die Aehren, die Gott auf dem Felde wachsen lässt, dass er eben seinem innersten Wesen mit der kritischen Sonde noch nicht nahe kam, wie der Gesunde sich das Wesen Gesundheit nicht zu definiren vermag; — gewiss dies ist sein höchstes Glück, — nicht jenes gepriesene und beneidete sinnliche Wohlleben, welches für jeden Fremden mit dem Begriffe: Wien unzertrennlich ist. Dass aber jener Zauber des deutschen Gemüthes, das die Wiener, ohne es zu wissen, in seiner Ursprünglichkeit bewahren, der innerste Grund ihrer Anhänglichkeit an die Vaterstadt, ihres Heimweh's darnach in der Fremde ist, dafür gibt die Vorliebe jedes Fremden, der je aus irgend einem andern deutschen Lande nach Wien gekommen, — eine Vorliebe, die bei manchen wie Heimweh nachtönet, — die schönste Bestätigung. Der Fremde fand ein Element seines Nationalcharakters, das ihm

über manchen grossartigeren Lebens-und Staatsverhältnissen, über brausendem, betäubendem Weltverkehr, und über so manchen glänzenden Schlacken der Civilisation verloren gegangen, im vollen Glanze der Reinheit, in üppiger Jugendfrische — im Wienervolke wieder, und fühlte sich selber wieder jung und frisch. Hier ist noch eine Masse von unverderbten Bildungsstoffen, aus denen für das Gesammtleben des deutschen Volkes, als eines einen und ganzen, das Bedeutendste gewonnen und fruchtbringend angelegt werden kann.

Ehrfurcht vor dem Alter, Vertrauen, Treue und Hingebung bis zur Aufopferung, aber auch Leichtgläubigkeit und Festhalten an liebgewordenen Täuschungen, — Lebhaftigkeit im Auffassen und fröhlicher Muth mitten unter ernsten Bedrängnissen, (der Wiener Humor geht so lange um das Unglück herum, bis er diesem, wenn er auch keine gute Seite daran finden kann, doch wenigstens eine burleske abgewinnt) — anderseits aber auch oft übertaumelnder Leichtsinn, Freude an der Schönheit der Form, und darum leicht erregbare Empfänglichkeit für bildende Kunst, Poësie und Musik, und ein feiner Geschmack, der selbst die Moden sich unterwirft, — dagegen auch Befriedigung durch die blendende Aussenseite, Neugier und volles Behagen an Schaugepränge jeder Art, — Gastfreundschaft und — Gasterei, ein ächtes „Lebenlassen!“ und — selbst leben, ein Drang, sich rasch auszuleben, und im lustigen Dahinstürmen wie auf der Flucht so viel des Schönen sich noch anzueignen und ganz auszukosten, als die Aussenwelt bietet und die kleine Innenwelt des Ichs aufzunehmen vermag, — Redlichkeit und Versöhnlichkeit, sobald die erste Aufwallung des Zornes vorüber, — doch auch Unbesonnenheit, zu welcher ihn der Witz verleitet, (er kann einen guten Einfall nicht lange auf der Zunge behalten;) — dies sind ungefähr die Grundzüge zu dem Portrait des Wienervolkes; einfach, treu und ohne Schmeichelei von Seiten des Malers.

Im Wiederscheine des Leichenbrandes Marc-Aurels*) (im Jahre 180) zeigt sich Vindobona (der Wenden Wohnung**)

*) In Carnuntum, (Petronell) seinem Hauptquartiere, schrieb der kaiserliche Philosoph an seinen Betrachtungen.

**) Noch zu Kaiser Rudolphs I. Zeit stand in Wien ein Haus: die Vinidenburch.

— zu Tiber's Zeiten blos noch gemauertes Römerlager — zuerst in der Geschichte*) als Stadt (*municipium, oppidum*). In Vindobona's Nähe scheint Marc-Aurel den Uebergang über die Donau erstritten zu haben, um die Markomannen und Quaden zu bekämpfen, gegen welche ihm *Jupiter pluvius* oder (wie die Kirchenschriftsteller versichern) das Gebet der aus Christen bestehenden *legio XII. fulminatrix* den Sieg erringen half. Kaiser Gallienus räumte um den Preis der schönen Barbarenjungfrau Pipa (Salonina), ihrem Vater, dem Markomannenkönige Attalus (?), einen Theil des oberen Pannoniens ein, Vindobona wohl miteinbegriffen; noch redet eine in Wien gefundene Meilensäule von Gallien's und Pipa's Sohne, dem Fürsten der Jugend, P. Licinius, Cornelius Valerianus, dem Wiederhersteller der Heerstrassen und Brücken. Unter Valentinian finden wir die römische Donauflotte, welche früher zu Carnuntum stand, nach der Verwüstung dieses Waffenplatzes, zu Vindobona.

Nach der Hunnenherrschaft Zerfall erscheint Vindobona (Vindomina, Vindomana) im Besitze der Gothen. Die Gräuel der Völkerwanderung verschonen es nicht, ja, selbst seinen Namen büsst es ein, und wird vom fabianischen Standlager, welches einst sich dort befunden, nun Favianis genannt. Am linken Ufer der Donau herrschen die Rugier, Flaccitheus ihr König; — Barbaren streifen wie hungernde Geier durch die öden Römerstädte; Hunger, Schwert, Flammen und wilde Leidenschaften toben von Ort zu Ort. Als Retter, Berather und Tröster, als Seher und Vater tritt in diese Nacht des Elendes Severinus, der Gottesmann, der in Fabiana und ausserhalb der Stadt (in Heiligenstadt) Bethäuser und Zellen baute; das freundliche Sievering unfern Heiligenstadt bewahrt noch heute seinen Namen. In die stille Siedlerzelle dieses nimmermüde segenreich wirkenden Glaubensboten trat der Heruler Jüngling Odoaker, seines Stammes der Kühnste und Gewaltigste, und empfing von jenem die Weissagung: das rauhe Vliess, das er jetzt noch trage, werde in Italien sich ihm in reichen

*) Die Sage spricht von einer Gründung Wiens lange vor der Roms durch Juden aus Phönizien, von einer zweiten durch Julius Cäsar (Juliabona), den sie in dem „Berghofe" (auf dem hohen Markte), welcher Wiens ältestes Haus genannt wird, walten lässt.

Schmuck verwandeln. Kaum ein Jahrzehend verfloss, so ging die Prophezeihung Severins in Erfüllung; am 23sten August 476 begrüsste das Heer Odoakern, den Heruler, zu Ravenna als König von Italien und der letzte römische Kaiser des Abendlandes, das Kind Romulus Augustulus übergab dem Barbaren das Diadem. Als aber Odoakers Glück im Scheitelpunkt stand, sah Severin und weissagte dessen Untergang. Des Rügenköniges Flaccitheus Sohn, Feletheus (Fava) breitet seine Herrschaft auch am rechten Ufer der Donau aus, Fabiana fällt in seine Gewalt. Friedrich, sein Bruder, hält dort Hof; ihn ermordet sein Neffe; bald naht Odoaker an der Donau und zerstört das Rügenreich. Aber dem grossen Gothenkönige Theodorich, dem Dietrich von Bern des Heldenliedes erliegt bald auch Odoaker.

Unter Theodorichs Herrschaft empfängt Faviana in Mamertinus, früher römischem Tribun, seinen ersten Bischof.

Zwei Jahrhunderte lang darnach, seit die Avaren die Donauländer überfluthet, liegt tiefes Nachtdunkel über Fabianas Geschicken; nur zwei Schüler des heiligen Ruperts, dessen Namen Wiens älteste Kirche noch heute trägt, treten im Nimbus der Legende aus jener Nacht hervor.

Von Karl dem Grossen berichtet die Ueberlieferung, dass er, nachdem er im achtjährigen Kampfe die Avaren vertilgt, in Fabiana St. Peters Kirche gestiftet habe. Nicht fern von jener Zeit setzt die Sage auch die Gründung der Kirche Maria am Gestade, (Maria Stiegen) auf der Anhöhe, an welcher damals die Donau vorbeifloss.

Als Arnulf die Magyaren gegen den gewaltigen Mährerkönig Swatopluck herbeigerufen, bricht aufs neue furchtbares Elend, bricht Gräuel jeder Art, wie einst in den Tagen der Hunnen und der Avaren, über die Donauländer herein, bis Heinrich der Finkler, der Städteerbauer, nach neunjährigem Waffenstillstande bei Merseburg (933) die Magyarengewalt bricht und Otto der Grosse auf dem Lechfelde bei Augsburg (955) sie vernichtet. Melk ist von da an ihre Trotzburg an der Gränzmark, bis Leopold der Erlauchte, der Otto dem Grossen einst auf der Jagd das Leben gerettet, nach Jahren den dabei zerbrochenen Bogen des Kaisers dem Nachfolger desselben als Pfand kaiserlichen Versprechens

vorweisend, die Grafschaft der Ostmark erhielt und die stolze Eisenjungfrau Meddelika im Sturme gewann.

Unter Heinrich dem Dritten, König der Deutschen, wird Wien zum erstenmale wieder genannt, wo er auf der Fahrt gen Ungarn Fürstenrath gehalten. Dem Markgrafen Leopold dem Heiligen standen zwei Jagdhäuser in Wien. Sein Sohn, Heinrich Jasomirgott, zieht sich aus der Ungarnschlacht an der Fischa (1146) nach dem Städtchen Wien zurück, „das einst Favianis geheissen," wo er — ausserhalb der Mauern — schon 1144 eine Kirche zu Ehren St. Stephans gegründet, deren Bau der Meister Oktavian Falkner aus Krakau übernahm. Als 1147 die Kreuzfahrer, von Regensburg auf der Donau herabgekommen, in Wien Rast hielten, weihte Reimbert, der Bischof von Passau, das neue Gotteshaus ein.

Zu Regensburg (1156) gab Markgraf Heinrich Jasomirgott das Herzogthum Bayern dem Kaiser Friedrich, dem Rothbart, für Heinrich den Löwen zurück und empfing dafür das Land ob der Enns und die Herzogswürde für Oesterreich; da baute er sich in der neuen Residenz ein Herzogsschloss an jener Stelle, die noch heute der „Hof" genannt wird. Auch die Abtei der Schotten in Wien ist seine Stiftung (1158); dort wollte er, dort sollten seine Enkel ihre letzte Ruhestätte haben. Im Jahre 1165 sah Wien den gewaltigen Rothbart in seinen Mauern; später auch Heinrich den Löwen, als dieser seine Pilgerfahrt nach Palästina antrat, und zum zweiten, zum letztenmal (1189) den grossen Staufenkaiser in gleicher Absicht, Heerschau haltend über die Schaaren der Kreuzfahrer; Jasomirgotts Sohn Leopold, der Tugendhafte zubenannt, und sein Bruder Heinrich von Mödling*) folgten dem kaiserlichen Helden.

Vor den Mauern von Ptolomais wetteiferte Leopold mit dem ritterlichen Könige Englands an Tapferkeit. Da geschahs, dass er das weisse Kriegsgewand in Blut badete bis auf den Streifen des Gürtels; und von jener Stunde an hob er das rothe Feld mit dem weissen Streifen vom herzoglichen Wappenrocke ins Wappen des Landes. Als aber König Richard gewahrt, dass Leopold zuerst seine Fahne auf der erstürmten Zinne einsetzt, schwillt ihm das Löwenherz von wildem Neid und Zorne, und in rascher

*) „Durch Gottes Gnaden der, der ich bin!" schrieb er sich gern.

That wirft er Oesterreichs Fahne von der Zinne in Staub und Blut hinab. Leopold schwur, ihm die Schmach zu gedenken, und er thats. Ein zweiter Odysseus, von den Stürmen des Meeres und des Schicksals umhergetrieben, zog König Richard gar bald vom Morgenlande heim. Schiffbrüchig erreichte er die dalmatische Küste, und wanderte als Templer verkleidet von Ort zu Ort, denn er wusste, dass Frankreich, dass die Deutschen ihm nachstellen, die Schmach vor Ptolomais an ihm zu rächen. Der Glanz seines Geschmeides verräth ihn, da wird er zum Kaufmann aus der Normandie und hüllt sein Antlitz in's lange Gelock. Von seinem Gefolge getrennt, erreicht er endlich Wien, wo sein Todfeind Herzog Leopold herrscht, und herbergt in dem nahe vor der Stadt belegenen Schifferdörflein Erdberg, in dem herzoglichen Rüdenhause, dem „Hirschpeunt," vor welchem das Volk auf der Eisbahn sich am Kegelspiel ergötzt*). Sein treuer Diener bestellt indessen ein Schiff, das den König am andern Tage über die Donau bringe; vom linken Ufer hofft er bald Böhmen, ein sicheres Asyl zu erreichen. Doch den Diener verräth das fremde Gepräge der Münze, und den König selber werthvolles Geschmeide**). Er wird gefangen und nach tapfrer Gegenwehr gibt er nur dem Herzoge selbst sein Schwert. Auf der unnahbaren Felsenfeste Dürrenstein an der Donau verwahrte Leopold die fürstliche Beute, der gewaltige Kuenringer bewachte ihm dort das Löwenherz. Dort, von Felszacke zur andern wie eine Gemse kletternd zeigt euch die Sage den treuen Sänger, der seinen König sucht. — Endlich nahm Kaiser Heinrich VI. den ritterlichen König aus des Todfeindes Hand; doch nicht milder war jetzt Richards Loos; von einem Gefängniss musste er in's andre wandern, nach Trifels und Worms, bis er endlich, nach dreizehn Monaten der Haft, für 150,000 Mark Silbers sich die Freiheit erkaufte.

Leopold der Glorreiche, des Tugendhaften Sohn, den Heinrich von Ofterdingen die „Sonne" in deutschen Landen nennt, erweiterte und vergrösserte Wien immer mehr, erbaute sich eine neue Fürstenburg, und ertheilte der Bürgerschaft feste Satzungen; denn

*) Den mittlern Kegel habe das Volk „König Richard" geheissen; seit jener Zeit sei's, dass man jenen den Königskegel nenne.

**) Eine andre Volkssage lässt den König in der Küche den Bratspiess drehen.

schon hatte auch der Handel Wien eine erhöhte Bedeutung und die nächsten Beziehungen zum Morgenlande gegeben, und in frischer Vollkraft des Jugendlebens, das tausendfach zu Tage drängte, wetteiferte es mit Regensburg an Reichthum, Pracht und Energie des Verkehrs, dass der Dichter des Nibelungenliedes wohl mit Fug Wien als die Residenz des gewaltigen Hunnenköniges Etzel nennen durfte, der dort sieben Tage lang Chriemhildens Hochzeit beging.

Unter der Herrschaft des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, sah auch Wien die phantastischen, Spiele und Abentheuer Ulrichs von Lichtenstein, des ritterlichen Minnesängers, der als Königin Venus, in kostbaren schneeweissen Jungfrauenkleidern über dem Harnisch, von Edelsteinen strahlend, einen Mönch und ein windisch Weib (zwei vermummte edle Herrn) zu seinen beiden Seiten, von zahlreichen Freunden und zierlich aufgeschmückten Knechten gefolgt, mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen, zu fröhlichen Kämpfen auffordernd, und reiche Gaben verschwenderisch ausstreuend, durch die Lande zog, das Reich der Liebe auszubreiten; da wetteiferten die anmuthigen Frauen Wiens an Kleiderpracht mit der verschleierten Königin, die auf stattlichem Rosse an ihnen vorüberzog, und die mannhaftesten Ritter rannten in manchem Turniere wider ihn an*). Unter jener Herrschaft des Streitbaren hiess Kaiser Friedrich der Zweite (1237) Wien eine freie Stadt des Reiches und gab der Bürgerschaaft die goldne Bulle. Dritthalb Jahre lang wehrte sie sich gegen den Herzog, bis sie durch Elend gezwungen, sich ihm endlich unterwarf. Als Friedrich der Streitbare in der Ungarnschlacht die kühne Seele ausgehaucht (1246), wurde Wien zum zweitenmale Reichsstadt (1247) und erhielt von dem Kaiser den Grafen Otto von Eberstein zum Reichsverweser.

Die schreckliche Zeit des Zwischenreiches begann, in welcher statt eines höchsten Gebieters allenthalben die entfesselten Leidenschaften, Wahn und Treulosigkeit, Selbsthülfe, Verwirrung und Zerfall schalteten und walteten. Da richtete der junge Leu

*) Penzing bei Wien führt von jener Zeit der Turniere seinen Namen. Das Feld, auf welchem die Ritterspiele gehalten wurden, hiess die Penzwiese (von „Penzen," Tummeln).

aus Böhmen sich auf, und umkreisete die herrenlosen Lande, — Ottokar, jeder Zoll ein König, ein Held! Er fasste die Hand der Königswitwe Margarethe, der Schwester Friedrichs des Streitbaren und die Zügel der Herrschaft über Oesterreich zugleich; Wien jauchzte ihm entgegen. Immer weiter breitete er sein Reich aus. Er wirft den Ungarnkönig in der Schlacht auf dem Marchfeld. Der Baum seines Glückes streckt die Kronen immer höher und höher, himmelan. Wien, durch schreckliche Feuersbrünste verheert, ersteht durch seine Vorsorge schöner und stattlicher aus der Asche und sein Statthalter, Bruno von Ollmütz, dem königlichen Herrn in Freud und Leid und bis in den Tod getreu, waltet dort segensreich. Welcher Glanz, welche Pracht der Feste in Wien, als Ottokar, der seine alternde erste Gemahlin verstossen, die zweite jüngere, schönere, die dunkeläugige Kunigunde, des Ungarnkönig es Nichte, von der Krönung zu Prag nach Wien gebracht! Aber schon lauert hinter aller dieser Freude und Ueppigkeit sein Schicksal auf ihn; schon zerrt die Nemesis am Saume seines Königsmantels, schon treibt sie, — während er Milotas Tochter verführt, während er den alten Seifried von Mährenberg im falschen Argwohn foltern lässt, während Kunigunde in den Armen des schönen Sängers Zawisch von Rosenberg ihn verräth —, seinen Reichsapfel wie einen rollenden Kreisel dahin. Am 31sten Oktober 1273 wurde Rudolph von Habsburg in Aachen als römischer König gekrönt. Ottokar spottete im Uebermuthe des Glückes und der Macht, über den armen Grafen, weigerte die Unterwerfung und die Rückgabe Oesterreichs und Steiermarks, Kärnthens und Krains, versäumte die Reichstage, auf die Rudolph ihn berufen, und bestritt endlich sogar die Gültigkeit der Königswahl. Da erklärten die Fürsten des Reiches den Trotzigen aller Lehen verlustig, und der Reichskrieg begann. Bald stand Rudolph gerüstet vor Wien, das dem Böhmerkönige feste Treue hielt und sich sechs Wochen lang muthig vertheidigte, bis Ottokar, seinen Stolz beugend und in der Zuversicht auf sich selber wankend, sich zum Vergleiche, zur Huldigung entschloss. Doch nicht lange vermochte er die Demüthigung, den innern Grimm, vermochte er den stachelnden Hohn seiner Gattin zu ertragen. Der Treue Wien's sich zu versichern, dessen Bürgermeister Paltram Vatzo die Liebe zum alten Herren noch fest im Herzen trug,

gab Rudolph der Stadt die Reichsfreiheit, Bestätigung der alten Vorrechte und neue dazu; er vereinigte sich mit den Ungarn und Cumanen und bot dem König am 26sten Oktober 1278 die Entscheidungsschlacht. Abermals ist das Marchfeld der Wahlplatz, auf welchem die eisernen Würfel fallen sollen. Sein Schicksal verblendet den kampferprobten Böhmerkönig, den Todfeind Milota, der Blutrache zu üben hat, über die Nachhut zu setzen. Die Schlacht entbrennt, beide Heeresmassen ringen mit Löwenmuth gegen -, durcheinander. Wie auf hoher See die Wogen sich thürmen und senken, so schwanket lange die Entscheidung. Schon liegen vierzehn Trautmannsdorfer für Rudolph in ihrem Blute, schon stürzt Rudolphs Streitross, doch der königliche Reiter wirft den Angreifer in den Sand und beginnt den Kampf aufs neue; des Markgrafen von Hochberg freudiger Ruf: „Die Feinde flieh'n!“ zerstösst ihren Muth. Milota! Milota! Jetzt ist's, dass Ottokar deiner bedarf. Doch Milota gedenkt jetzt seiner Rache; er löst sie aus, dort holt er sie ein auf der Flucht. Wuth und Verzweiflung wächst unter jedem Hufschlag. Gemetzel ringsum! Umsonst gebeut Rudolph, das Leben des Gegners zu schonen, der einen Preis auf Rudolphs Haupt gesetzt. „Mährenberg!“ heisst die Losung. „Rache für Mährenbergs unschuldig vergossenes Blut!“ Der junge Seifried von Mährenberg, der Schenk von Emerberg fordern es Ottokarn ab. Er wehrt sich bis auf den letzten Athemzug, von siebenzehn Wunden zerfleischt, erliegt er endlich, der königliche Leu. Das war der Tag, an welchem für Habsburg der Stern der künftigen Herrlichkeit aufging. Rudolph zog gen Wien und liess dort Ottokars Leiche bei den Minoriten ausstellen. Im Jahre 1281 setzte er seinen Sohn Albrecht als Reichsverweser, 1283 (1. Juni) belehnte er ihn und seine männlichen Erben mit dem Herzogthum Oesterreich.

Albrechts strenges Regiment und der Schwaben Begünstigung erregte Missfallen im Wiener Volke, und da der Herzog das Murren nicht hören mochte, Drohung und Gegentrotz. Die Zünfte sandten Boten in die Hofburg, mit Fordrung, die alten Freiheiten nicht zu verletzen. Da floh der Herzog auf das Schloss auf dem Kahlenberge und belagerte die Stadt. Hungersnoth und Elend wüthen; der Pöbel empört sich und erzwingt von den Häuptern des Widerstandes Ausgleichung mit dem Herzog. Mit Demüthigung,

Schmach und dem Verluste der wichtigsten alten Freiheitsbriefe wird jene endlich erkauft. Acht Jahre später bewährte das Wiener Volk bei einem Aufstand des Adels dem Herzoge seine Treue und erlangte dafür manche frühere Privilegien von ihm zurück.

Als nach Albrechts Ermordung durch die Hand seines Neffen Johanns von Schwaben die deutsche Krone an Heinrich von Luxemburg gekommen, erhob sich ein neuer Aufstand des Adels, der aber schnell an der Klugheit Greif Zelm's, des Hubmeisters, und an der Treue des Wienervolkes scheiterte; Friedrich der Schöne gedachte es. Er gab den Wienern das Eisenbuch. Welch ein Jubel in Wien, als Friedrich, der bei Ampfing gegen Ludwig den Baier, Krone und Freiheit verloren, dem sein Wort mehr als beide galt, nach langem Unglück in Wien wiedereinzog und die treue Gattin umarmte, die sich um ihn blind geweint!

Von Friedrichs des Schönen Bruder, Otto dem Fröhlichen, und seinem lustigen Hofhalte sind zwei Reliquien geblieben, das Volksbuch von den Schwänken Wigands von Theben, bekannter unter dem Namen des Pfaffen vom Kahlenberge, und das verstümmelte Grabmal des Neidhard Fuchs, der jenes Herren andrer lustiger Rath gewesen, vor dem Singerthore der Stephanskirche in Wien. Von dem letzteren werden viele kurzweilige Abentheuer berichtet, die er mit den Bauern getrieben, und wovon er der Bauernfeind geheissen, das bekannteste darunter jenes beim Veilchenfest, das Hans Sachs seinem Fastnachtsspiel: „Der Neidhard mit dem Feygel" zu Grunde gelegt. Unter den Schwänken Wigands, des Pfaffen vom Kahlenberge, ist folgender auch ernsteren Sinnes:

Herzog Ott' von Oesterreich
Trägt ein Kränzlein frischer Rosen,
Tanz und Fastnacht gleich
Gilt ihm Regiment und Reich,
Spiel soll freu'n den Friedelosen.

* * *

Herrschaft? Auch nur — Mummerei,
Froh begonnen, trüb geendet!
Schellenklang, Geschrei,
Schlechter Trost, — dies Einerlei,
Da sich Frieden fortgewendet! —

„Lasst mir“ — ruft er aus, im Groll,
„Wigand kommen, meinen Pfaffen;
„Schwank und Kurzweil soll, —
„Weil das Herz mir unruhvoll,
„Friedenbar —, der Pfaff mir schaffen.“

. . .

Zu dem Herzog alsogleich
Kommt der Pfaff gar frisch gegangen.
„Ei, ums röm'sche Reich!
„Herr, was seid Ihr trüb und bleich?
„Rosen welk auf Haupt und Wangen?“

. . .

Spricht der Herzog drauf: „Ich bin
„Unhold, weil ich, wie ichs meine,
„Herrschte gern; darin
„Widerstrebt mir jeder Sinn;
„Sagt, wie ich sie All' vereine!

. . .

„Schafft ein Mittel doch dafür,
„Kluger Pfarrherr, mir behende;
„Dass von Allen mir
„Keiner widerstreb' hinfür,
„Und mein Trübsinn stracks sich wende.“

. . .

Wigand spricht: „Ich will Euch gern
„Guter Räth' ein Schock ertheilen;
„Aller Säumniss fern,
„Möcht' ich solchen lieben Herrn
„Wohl von aller Trübsal heilen.“

. . .

Und nun führt er alsogleich
Ihn auf eines Berges Gipfel.
„Jetzt noch seid Ihr bleich,
„Bald der besten Lehre reich.
„Guckt mir auf der Kutte Zipfel.“

. . .

Sagts der Pfaff und springt wie toll
Fort, und kehret spät erst wieder
Und die Kutte voll
Bringt er. „Merket auf, das soll
„Bald Euch heilen. Schaut nur nieder!“

Schädel sinds vom Todtenhaus,
Die der Pfaff herbeigetragen;
Aus der Kutt' heraus
Kollern sie anjetzt, im Braus
Bunt den Berg hinabgeschlagen.

* * *

„Lieber Herr, nun sehet hin!
„Wie die Gecken Freisinn hegen!
„In den Knochen drin
„Steckt's! — Nach seinem eignen Sinn
„Jeder rollt auf eignen Wegen.

* * *

„Thun sie so selbst nach dem Tod,
„Zwingt Ihr sie auch nicht im Leben.
„Wenn der Schädel droht,
„Zwingt das Fleisch kein Machtgebot.
„Brecht — die Rosen! Presst — die Reben!"

Auch andere Schwänke erzählt man von ihm viele, wie er, noch als armer Student, mit des Herzogs Küchenmeister Stibor verkehrt und mit diesem, im falschen Verdachte, den Herzog Albrecht (Ottos Bruder) vergiftet zu haben, gefangen worden, darauf als seine Unschuld an den Tag gekommen, die Pfarrei am Kahlenberge erhalten. Wie er dann einen reichen Bürger, der die Stelle für seinen Vetter gewollt und ihn dem Spotte der Bauern durch sein Bild als Wolf, der den Schafen predigt, preiszugeben gesucht, wie aber der Pfarrer den Maler gewonnen und den Widersacher dafür beschämt*). Wie er ein andermal sich vom Herzog Otto ausgebeten, seine Schuhe sich auf dessen Unkosten sohlen lassen zu dürfen, und sich dann die Schuh mit Silber beschlagen liess, wie er den Neidhart Fuchs durch den Esel in der Wiege beschämt.

Albrecht, dem Lahmen, dem Bruder Friedrichs des Schönen, verdankte Wien in Bezug auf Ordnung der städtischen Verhältnisse, auf Emporblühen des Handels und Gewerbfleisses viel; er stellte die „grosse Handfeste" aus und sanktionirte den Bürgern das unantastbare Weihthum des Hauses, also, dass Wien, obgleich

*) Von jenem Anlasse soll das Wandbild an einem Hause in der Wallnerstrasse, „da der Wolf den Gänsen predigt," herstammen.

durch furchtbare Plagen heimgesucht, durch Heuschreckenschwärme und Pest, seinen Wohlstand ebenso immer reicher ausbreitete, als es an Bedeutung gewann.

In Albrechts Geiste, doch mit grösserer fürstlicher Pracht wirkte sein Sohn Rudolph für Wien, zumal für den Kern des Volkes, den dritten Stand! Dem alten Adler im Wappen gab er vier Gesellen, und nannte sich Erzherzog, auf goldnem Stuhle empfing er, im vollen Glanz der Fürstenwürde schimmernd, die Huldigung. Mit seinen Brüdern Albrecht und Leopold stiftete er am 12ten März 1365, siebenzehn Jahre nachdem Kaiser Karl IV. die Prager Hochschule gegründet, eine gleiche in Wien, mit einem Rector, drei Dekanen und vier Prokuratoren der Nationen, in welche der gesammte Clerus der Universität getheilt war, stiftete mit jenen am 16ten März 1365 die Probstei Allerheiligen in der St. Stephanspfarre. Mit Recht heisst Oesterreichs Geschichte Rudolph — den Stifter. Eine ächtfürstliche Verlassenschaft seiner Frömmigkeit und seiner Prachtliebe ist jene Zierde, jenes Palladium Wiens, der neue Bau der Stephanskirche und der Stephansthurm.

Wir haben früher die Zeit der Gründung des Stephansdomes unter dem Babenberger Herzog Heinrich Jasomirgott erwähnt; aus jener Zeit sind nur noch die Emporkirche, das sogenannte Riesenthor, und die beiden „Heidenthürme“ aus den Bränden unter Ottokar, und aus den späteren Umbauten übrig geblieben. Die nachfolgende Sage bezieht sich auf den ersten Meister Octavian Falkner aus Krakau.

I.

Der Meister sitzt im Kämmerlein, —
Mild blickt der Mond zum Fenster hinein —
Der Meister eifrig sinnend wacht
In stiller, heil'ger Mitternacht;
Sieht auf die Risse unverwandt,
Richtmass und Zirkel in der Hand,
Und sinnt und misst und denkt und schafft
In regem Fleiss, mit rüst'ger Kraft,
Wie er zu best das Werk vollbringe,
Und bittet Gott, dass ihm's gelinge.

Da öffnet sich die Kammerthür'
Und tritt ein junger Gesell herfür,
Der grüsst den Meister ehrfurchtsvoll,
Wie Jugend Alter grüssen soll;
Langt aus dem Gürtel sein Wanderbuch;
Drin ward der Gesell empfohlen genug
Von manchem Meister in fernen Landen,
Die ihn geschickt und treu erfanden.
Der Meister, wie er jetzt vor sich
Sieht den Gesellen züchtiglich,
Die starke rüstige Gestalt,
Rein, hold dabei, als wie man malt
Edle Jungfrau'n, blond das Haar,
Das Aug' wie lautrer Himmel gar, —
Da denkt er seiner Jugendzeit,
Sein altes Herz wird wieder weit,
Er fühlt in immer stärkern Schlägen
In Greisenbrust sich Jugend regen,
Je länger er in's Aug ihm blickt,
Je mächt'ger fühlt er sich verzückt,
Und — klar nun plötzlich vor ihm steht,
Wonach er lang umsonst gespäht,
Der ganze Dom in voller Pracht,
Wie er den Menschen Freude macht,
Dem Herrn ein wohlgefällig Haus
Nimmt er vor seinem Geist sich aus,
Die Thürme, die sich hoch erheben,
Wie Ird'sches soll gen Himmel streben,
Das Thor so ernst, als ging's hindurch
Wie durch das Grab zur ew'gen Burg
Des neuen Zions, über ihm
Apostel, Märt'rer, Cherubim.
Der Kunst tiefinnerst Symbolum
Sieht er in Klarheit jetzt ringsum,
Als ob er lang im Dunkel lag,
Und plötzlich schaut' in hellen Tag. —
In seiner heil'gen Freude bringt
Dem Herrn zuerst er Dank und dingt
Sich den Gesellen dann zum Bau,
Bei dessen Anblick ihm genau
Das ganz' Mysterium deutlich war,
Wie einem Kinde offenbar.

Er legt den Grund; bei jedem Schritt
Hilft der Geselle fleissig mit,

Als wüsst' er jeden Plan voraus,
Den sich der Meister lang zu Haus
Ersonnen und auf Pergament
Gezeichnet, den sonst niemand kennt.
Das Werk gedeiht und wächst empor
Wie rasch im Mai der Blumen Flor,
Ist ohne Makel, keusch und rein,
Als wär' es ein Gebet von Stein; —
Und kaum drei Jahre sind verronnen,
So stehts vollbracht am Licht der Sonnen.

II.

Hoch auf dem Dache prangt der Kranz,
Des Domes Nacht hellt Kerzenglanz,
Rings um den Dom und drinnen schaart
Sich zahllos Volk, das Kreuzesfahrt
Antritt an's ferne Grab des Herrn;
Bei solchem Anlass rastet's gern. —
Horch Glockenklang und Chorgesang!
Die Mauer kommt der Zug entlang
Und schreitet durch des Städtleins Thor
Schon an den neuen Dom hervor, —
Die Fürsten, Ritter, mannigfalt,
Und Mann und Weib und Jung und Alt,
Das Volk aus Wien, und, das mit Lust
Das Kreuz des Herrn trägt auf der Brust,
Jedweder will zum Seelenheil
Des Weihesegens vollen Theil.
Dort, unter'm Baldachine geht,
Gleichwie ein Fürst in Majestät,
Der Knecht des Herrn, der Volkeshirt,
Der jetzt die Kirche weihen wird;
Chorknaben wandeln ihm zur Seit'
In jungfräulicher Reinigkeit,
Und Silberglöcklein läuten hell
So oft er hält an einer Stell',
Und allen, die da gläubig kamen,
Den Segen gibt in Christi Namen.

Der Meister aber liegt allein
Daheim im stillen Kämmerlein,
Hört nur von fern der Glocken Klang,
Gedämpft der Gläub'gen Chorgesang.
Wehklagt, dass er das Haus nicht schaut,
Das er dem höchsten Herrn gebaut,

In dieses Tages Morgenroth!
Doch er ist siech bis auf den Tod;
Er fühlt, seit er den Kranz gesetzt,
Zu End' sein Lebenstagwerk jetzt,
Ihn trägt der müde Fuss nicht mehr,
Und dennoch sehnt er sich so sehr,
Noch einmal seinen Dom zu schauen;
Dann mag ihn ja der Tod umgrauen.

Da öffnet sich die Kammerthür,
Und sein Geselle tritt herfür,
So wie in jener Mondennacht,
Da er des Domes Plan vollbracht,
Noch zarter, reiner däucht er ihm,
Wie einer von den Seraphim,
Durchsichtig fast in hellem Glast,
Dass Grauen ihn bei Staunen fasst.
Jetzt tritt er vor den Meister hin
Und spricht: „Steh auf! Dein gläub'ger Sinn
Hat Dir geholfen! Komm nur schnell,
Jung macht Dich Gottes Gnadenquell,
Wer immerdar auf Ihn vertraut,
Der hat sein Haus auf Fels gebaut!“

Und gläubig steht der Meister auf,
Sein schwanker Gang wird schnell zum Lauf,
Das Aug' wird hell, der Arm ist stark
Und in den Knochen frisches Mark.
Der Jüngling weis't den Weg ihm vor,
Bald steh'n sie vor des Domes Thor.

Und wie der Meister sein Werk ersieht,
Grad' die Gemeinde niederkniet;
Er schaut geblendet, ruft hinan:
„O Herr, das hast Du selbst gethan,
„Heil mir, dass ich Dein Werkzeug war,
„Nun ist das Symbolum mir klar!
„Ich schau's vor mir; nun sterb' ich gern.“ —
Der Bischof hebt den Leib des Herrn,
Die Glöcklein klingen silberrein,
Der Jüngling strahlt wie Sonnenschein,
Der Meister aber war verschieden,
Gott geb' der Seel' den ew'gen Frieden!

Einen grellen Contrast zu dieser Sage bildet jene im Volke bei weitem bekanntere vom Meister und Lehrling, die sich an die Erbauung des zweiten, unvollendeten Thurmes knüpft und worauf man eine an der Stirnseite des Domes, über dem sogenannten Riesenthore angebrachte halberhabene Steinmetzarbeit bezieht, die einen Mann darstellt, welcher den einen verwundeten Fuss stützt. Auffallend ist es, dass die weiter unten von uns zu erwähnende Sage, mit bedeutenderen oder geringeren Varianten, von den meisten Kirchenbauten des Mittelalters erzählt wird, bei denen in der Regel der „Böse" eine wichtige Rolle spielt. Vielleicht trug das Geheimniss, mit welchem die alten Meister ihre Kunst von Vater auf Sohn in den Bauhütten vererbten, in der Einbildungskraft des Volkes dazu bei, dass es sich die Vollendung jener kühnen und staunenerregenden Bauwerke nicht ohne Beihülfe aussermenschlicher Kräfte möglich dachte; und mochte, als die Kunst der alten Meister verloren schien, der Anblick des unvollendet Gelassenen dem religiösen Sinne der minder starkwerkgläubigen Enkel nicht Grauen erwecken vor der Unzulänglichkeit des menschlichen Willens, der titanenhaft das Unerreichbare erstrebt und zur Strafe und Sühne mitten im Werke von höherer Hand niedergehalten wird? Die Auffassung jenes Dualismus zwischen Gott und Teufel, zwischen Himmel und Hölle, zwischen Ascetik und übertaumelnder Weltlust, der sich durch das ganze Mittelalter schlingt, dürfte zu noch näheren Aufschlüssen über die Grundwurzeln jener Sagen führen, in welchen der Böse bei grossen Bauten als heimlicher Werkmeister hilft; ihre humoristische Kehrseite, ihre Travestie finden sie in jenen anderen, in welchen er durch irgend einen oft nicht allzufeinen Schwank überlistet wird, so in der Sage vom Bau der Regensburger Brücke, an welcher Hund, Hahn und Henne, die der Böse statt Seelen empfing, als Wahrzeichen angebracht wurden, so auch in der Sage vom Rheingrafenstein, wo die kluge Gräfin den Esel, als Burgkaplan verkleidet, zum Fenster hinaussehen macht, welchem der geprellte Teufel dann den Hals umdreht.

Der Erbauer des grossen vollendeten Thurmes am Stephansdome (meldet die Sage), Meister Anton Pilgram aus Brünn, hatte eine schöne Tochter, die des jungen Gesellen Hans Buchsbaum Herz gewann. Buchsbaum, der früher Pilgrams Lehrling

gewesen, freite bei dem alten Meister um sie, aber dieser gab in seinem Stolz ihm den spöttischen Bescheid, er wolle sein Kind ihm wohl dann zum Weibe geben, wenn dieser den zweiten Thurm, ganz gleich dem ersten, zu bauen und zu vollenden hoffe, genau wie der erste vollendet sei. Buchsbaum aber nahm kecken Sinnes den Spott als Ernst, und dachte, von Liebe, Kunstneid und Ehrgeiz gefoltert, Tag und Nacht nur daran, wie er den Meister beschäme und das Riesenwerk vollbringe. Da trat in böser Stunde der Altgeselle zu ihm, und erbot sich, ihm die Geheimnisse der Kunst zu entdecken und ihm am Werke zu helfen. Buchsbaum schlug, rasch entschlossen, ein, und sein unsterbliches Theil war des sündigen Handels Preis. Der Bau wuchs in kurzer Frist hoch empor, und mit ihm wuchs von Tag zu Tag der Neid und der Groll in des alten Meisters Brust, der sich im Geiste von dem verachteten Lehrling schon überwunden sah. Er wollte dessen Triumph nicht erleben, und auch den Gedanken vermochte er nicht zu ertragen, dass ihm der Ruhm aus dem Grabe geraubt werden, dass der Spott auf diesem sich lagern solle! Da beschloss er die arge That. Er schlich des Nachts auf die Gerüste des zweiten Thurmes, der bereits fast bis zur Höhe des Daches gediehen war, und legte dem Lehrling, der am frühen Morgen vor Allen zuerst an die Arbeit hinaufschritt, eine Falle. Als nun Buchsbaum am anderen Morgen auf die Gerüste kam, trat er arglos auf die Falle, die Gerüste brachen mit Donnerhall zusammen, und er stürzte zerschmettert in die Tiefe hinab. Auf dem Baue des zweiten Thurmes aber lag ein Unsegen seit jener Missethat und keinem anderen Meister gelang es, ihn zu vollenden. Das böse Gewissen brach dem alten Meister das Herz. — Eine andere Sage (in Emil's * * romantisch-historischen Skizzen aus Oesterreichs Vorzeit aufgezeichnet) verbindet Buchsbaums Fall mit der Baugeschichte des vollendeten grossen Thurmes und berichtet auf folgende abweichende Weise*): „Nach einem heissen, schwülen Gewittertage, als die ersehnte Feierstunde schlug, verliessen die Arbeiter fröhlich die Gerüste des zur Hälfte bereits vollendeten Thurmes der St. Stephanskirche. Nur Hensel, der Jung, war noch beschäftigt, nachzusehen, ob die Baumaterialien,

*) Seite 219 des obenerwähnten Werkes.

Winden und Räder hinlänglich gegen den Ausbruch eines Sturmes gesichert seien. — Meister Peter von Brachowitz, der den Riesenbau leitete, war schon etwas im Alter vorgerückt und verliess sich um so mehr auf den Jungen, als der Altgeselle, nebst einer wenig Vertrauen erregenden Physiognomie, mehr geeignet war, Misstrauen und Unmuth unter den Arbeitern zu verbreiten, als Eintracht zu stiften. Ja, es wollte dem Jungen sogar dünken, dass jener absichtlich Unordnungen herbeiführe, um den Bau aufzuhalten oder zu hintertreiben, da er den Arbeitern begreiflich machen wollte, dass solch ein Schwindel erregender Bau Zeit- und Geldverschwendung sei, weil es in früheren Zeiten keine Kirchen, wohl aber Menschen gegeben habe, die recht gut ohne dieselben bestanden haben. — Hensel hütete sich, solches dem Meister bekannt zu machen, doch, wenn hie und da ein Gerüste dem Einsturze nahte, und die Arbeiter harter Verletzung ausgesetzt waren, geschah es jedesmal, dass Hensel es noch bei Zeiten entdeckte. Wenn die Uneinigkeit der Arbeiter in Zorn und Todschlag ausarten wollte, suchte es Hensel, der Jung, jedesmal dem Meister zu hinterbringen, der den Streit zu schlichten wusste. Hensel war desshalb dem Altgesellen ein Dorn im Auge. Wo er ihm nur schaden konnte, that er es. — Obwohl es schon dunkel zu werden anfing, schien es dem Jungen doch, als ob er den Altgesellen auf einem der Gerüste erblickt hätte. Neugierig, zu sehen, was derselbe so spät noch daselbst zu schaffen habe, bestieg er das hohe Gerüst, doch hatte er es kaum betreten, als es unter seinen Füssen zusammenstürzte. — Da eben der Mond aus einer Wolke trat, so sah Hensel, ehe seine Augen durch den Fall geschlossen wurden, hohnlächelnd die Gestalt des Altgesellen, doch um vieles grösser als gewöhnlich. Auf seinem Hute nickte eine Hahnenfeder, und die Schürze, brennend roth, schien in einen Mantel umgestaltet zu sein. — Der Lärm durch den Sturz des Gerüstes zog den Meister und hülfeleistende Gesellen aus der Steinhütte herbei; und als man den Jungen aus den Trümmern hervorzog, durfte er vom Glück sagen, dass er mit einem Beinbruche davon kam. Er war nämlich auf mehrere im unteren Gerüste befindliche Strohsäcke gefallen, deren man sich beim Hinaufwinden der Figuren und Verzierungen bediente. Der Altgeselle aber war seit dieser Stunde

nicht mehr zu sehen. Hensel, der Jung, auch Henslein von Wurmitz genannt, trat vollkommen geheilt an seine Stelle, ward später Peters Gehülfe und Palier und nach Brachowitz's Tode förderte er, als Meister Hans Buchsbaum, den Bau dergestalt, dass am vierten Tage nach Michaelis 1483 bereits die Spitze des Thurmes gekrönt wurde.“

Wir wenden uns jetzt von den Sagen wieder zur Geschichte des Baues.*) Der alte Theil der Kirche aus Jasomirgotts Zeit war schon 1326 durch die Kreuzkapelle, welche Ritter Ulrich von Tirna stiftete, vergrössert worden; die Seitenwände des neuen Baues so wie die Eligiuskapelle stammen von Albrecht dem Lahmen; fast die ganze jetzige Gestalt der Kirche, der neue Chorbau (7ten April 1359 begonnen) so wie die Gründung der beiden Thürme sind Rudolphs, des Stifters Werk, das er, wohl in Ahnung seines allzufrühen Todes in der Blüthe der Kraft, seinen Brüdern als theures Vermächtniss zur Vollendung übergab. Ein vaterländischer Dichter, M. F. v. Canaval singt**) also von „der Herzoge Schwur“:

Drei Herzoge wallen zum Stephanssport,
Sich zu verbinden mit heiligem Wort;
Das Banner, auf dem fünf Adler schweben,
Sieht flatternd das Volk in die Lüfte sich heben.

Denn Rudolph zieht von dem Donaustrand
Zu Mailands blüthumdufteten Land,
Zu holen, wo ewig die Bäume grünen,
Die Braut für Leupold, den Heldenkühnen.

Und Albrecht daneben, mit wallendem Haar,
Schaut trüb hinaus in der Ritter Schaar.
Durchstürmet Leupold die Fülle der Freuden,
Fällt schwer ihm auf's Haupt das traurige Scheiden.

*) Wir folgen hier meistentheils den Angaben Tschischka's, dem man eine sehr schätzbare Monographie des Stephansdomes und das reichhaltige Werk: „Kunst und Alterthum im österreichischen Kaiserstaate“ verdankt.

**) In Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Jahrgang 1828.

Und Rudolph hebt zum Himmel den Blick,
Mild schimmert die Sonne vom Thurme zurück,
Und er senkt ihn hinab aus den goldigen Lüften
Zu des riesigen Domes dunklen Grüften.

Die Stirne düster, er also spricht:
„O lange schau' deine Mauern ich nicht!
„O dass die finstere Ahnung trüge,
„Die ich im bekümmerten Busen wiege!

„So lebe denn wohl, du freundliches Wien!
„Mög' deine Wohlfahrt stets höher blüh'n!
„Und deine Bürger, so offen und bieder,
„Die haltet in Ehren mir, lieben Brüder!

„Dann aber hütet und achtet wohl
„Mein jüngstes Kindlein, mein Tyrol,
„Ein Bauernkittel, zwar grob gewoben,
„Doch seine Wärme wird Mancher erproben.

„Mir ward zu herrschen nur g'ringe Zeit,
„Mein Sterben, ich fühl' es, ist nimmer weit,
„Doch Eins bedrängt mich mit tiefen Schmerzen,
„Eins müsst ihr geloben, ihr Brüderherzen!

„Nicht schmückte mein Haupt die Kaiserkron',
„Doch fühl' ich mich Rudolphs Enkelsohn,
„Und was mir versagt in der Länder Weiten,
„Das wollt' ich im heimischen Oestreich bereiten.

„Bis in des Himmels wolkiges Blau
„Wollt' ich erheben des Domes Bau,
„Liess graben die Grüfte in seinen Tiefen,
„Dass wir beisammen zur Urständ schliefen.

„Und bis zur Urständ mag Glockenhall
„Rufen die Frommen allüberall,
„Und ewig der Vesper festliche Chöre
„Sollten umtönen die Hochaltäre.

„Mit redlichem Sinne war ichs gewillt;
„Begonnen ist es, doch nicht erfüllt,
„Und sollt' mich ereilen zu früh das Ende,
„Dann leg' ich das Werk in euere Hände.

Und Albrecht reicht ihm die Bruderhand:
„Mein heilig Wort, ich leg' es zum Pfand,
„Denn Kirch' und Thurm gehört uns Dreien,
„'s ist Habsburger Bau, er soll gedeihen!"

Auf lombardischer Flur erlag Rudolph am 27sten Juli desselben Jahres einem meuchlerischen Fieber.

Da schallen die Glocken vom Stephansthurm,
Nicht kündend der Freude tobenden Sturm,
In dumpfen und langgehaltenen Tönen,
's klingt fast wie männlich Trauerstöhnen.

Im Innern hebt sich der Priester Gesang,
Nicht Dankeshymne empor sich schwang,
Das „*de profundis*" die Chorherrn beten,
Indess sie zur fürstlichen Leiche treten.

Da steigt empor der deckende Stein,
Die Herzoge starren zur Gruft hinein,
Den Rudolph, den kühnen, den frommen Erbauer,
Soll empfahen zuerst des Gewölbes Mauer.

Und Albrecht blicket zu Leupold hin,
Klar wird dem Bruder des Bruders Sinn,
Bei des Todten Gebein, dem eisigkalten,
Geloben beide, den Schwur zu halten.

Meister Wenzla von Klosterneuburg begann den Bau des südlichen Thurmes. Bis zu des Meisters Tode im Jahre 1404 hatte das Riesenwerk, welches Christoph Horn und Heinrich Kumpf mit künstlichen Steinmetzarbeiten schmückten, schon zwei Drittel seiner Höhe erreicht. Meister Peter von Brachowitz führte den Bau bis 1429 weiter, Hans Buchsbaum vollendete ihn; 1433, am vierten Tag nach Michaelis, krönte er die Spitze. Dieser Meister setzte auch den Bau der oberen Kirche fort und legte am Hippolytstage 1450 einen neuen Grundstein zum zweiten Thurme, bei dessen Grundbau der Mörtel mit Wein gemischt worden sein soll; der Witz des Volkes taufte das sauere Getränk, das nach allgemeinem Vorurtheil dem Mörtel festeren Halt geben sollte, — „Reifbeisser". Buchsbaum starb 1454. Die Meister Leonhard Steinhauer, Lorenz Pfenning von Dr sden, Sei-

fried König von Konstanz, Georg Khlaig von Erfurt, Anton Pilgram von Brünn, und Georg Hauser führten den Bau des zweiten Thurmes weiter. 1516 wurde die Baute eingestellt; und 1579 legte Hans Saphoy letzte Hand an den aus der Plattforme sich erhebenden Aufsatz.

Unter der Herrschaft Albrechts des Dritten wüthete die Pest (1381) in Wien; 15,000 Opfer raffte sie dahin. Wien aber hatte sich neuer Begünstigungen für den Handel, neuer das Recht und die bürgerliche Ordnung sichernder Satzungen zu erfreuen; Albrecht bestätigte die beiden Jahrmärkte mit allen Freiheiten und neuen Spielen, verordnete Gleichheit der Rechte und Lasten, und versetzte die Hochschule in die Nähe des Dominikanerklosters. Laxenburg ist seine Schöpfung. Damals lebte in Wien der Dichter Peter Suchenwirth, der von den „fünf Fürsten," von „zweien Päpsten," vom „Krieg der Fürsten und Städte" sang; es war jene Zeit, da an der Stelle des freien Helden- und Minnegesangs, der in Vergessenheit versank, durch Heinrich von Müglin und Muscablüt die Innungen der Meistersänger sich zu erheben begannen. Traurige Wirren breitete die Kirchenspaltung über alle Jeutschen Lande; in der Schweiz wankte Habsburgs Macht bei Sempach. In Böhmen, wo Johann Huss bereits die Fackel erhob, die nach anderthalb Jahrzehnden seinen Scheiterhaufen entzündete, waltete König Wenzel mit seinem „Gevatter," dem Henker, und seinem Fanghunde, unfürstlich, unerträglich, halbverrückt. Sein Scheitel entehrte die Kaiserkrone, die er trug; und so entsetzten ihn denn die Fürsten des Reiches seiner Würde, und Sigmund, sein Bruder, schlug ihn in demselben Jahre (1402), als Timur um Bajessids Glieder die Ketten festnietete, zum zweitenmale in Haft; aus Prag wurde der gefangene Wenzel zu sicherem Gewahrsam nach Wien gebracht, wo die Herzoge Wilhelm der Schöne und Albrecht IV. herrschten. Funfzehn Monate erlitt er da, im festen „Praghaus" am Kienmarkt, die Haft, bis ihn der Fischer Hans Grundel befreite.*)

*) Das Praghaus stand an der Stadtmauer, und König Wenzel soll, so erzählt die Ueberlieferung, von dem Fischer, der ihm oft Grundeln zugetragen, ein seidnes Seil erhalten haben, das dieser auf blossem Leibe in das Gefängniss gebracht. Daran liess der König sich über die Stadt-

Der Streit der beiden Brüder, der Herzoge Leopold und Ernst um die Vormundschaft des Knaben Albrecht, (der nachmals zum *römisch-deutschen Kaiser erhöht worden) blieb auch in Wien* nicht ohne blutige Rückwirkung. Während der Pöbel mit den Gewerken zu Leopold hielt, vertheidigten die Wohlhabenden mit dem Rathe Ernsts Parthei. Der wackre Bürgermeister Konrad Vorlauf besiegelte seine Treue gegen Herzog Ernst, als Vormund Albrechts, mit Konrad Rampersdorfer und Hans Rock, auf dem Blutgerüste (1408). „Sie umarmten sich zärtlich;“ (erzählt Hormayr in seiner Geschichte Wien's) „der Nachrichter griff zuerst nach dem ältesten, dem Rampersdorfer. Da trat aber der Bürgermeister Vorlauf, ein schöner kühner Mann hervor, mit lauter Stimme sprechend: „„„Der Vorlauf war Euer Aller Vorläufer in dieser Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten, den Tod zu verschulden, durch die blosse Treue gegen Albrecht, unseren rechten Herrn. Auch jetzt noch soll mein Name wahr bleiben durch die That. Euer Bürgermeister soll Euer Vorlaufer sein im Tod, wie im Leben.““““ Damit warf er sich auf die Kniee und empfahl die Seele Gott, des tödtlichen Streiches gewärtig. Aber der Nachrichter stand erstarrt und bebend, vermochte nicht das Schwert zu zücken auf den verehrten Bürgermeister. Da wendete sich der Vorlauf noch einmal um: „„„Zage nicht und thue Dein Amt! Ich verzeihe Dir diesen Streich, den ich unschuldig leide, aber führe ihn herzhaft!““ — Die Leichen blieben auf dem Blutgerüste bis gegen Abend; dann wurden sie von den Ihrigen nach dem Stephansfreithof gebracht.“ Noch heute ist des Bürgermeisters und seiner beiden Todesgefährten Grabstein von rothem Marmor, vor dem Sarkophage des Kaisers Friedrich IV. (III.) in der Stephanskirche zu sehen, und eine Metallschrift verkündiget noch heute ihre Tugenden und ihren unschuldigen Tod.

Mit grenzenlosem Jubel begrüssten die Wiener, nachdem aufs neue die Geissel Gottes, die Pest, über ihnen geschwirrt, ihren

---

mauer herab. Ein Schiff zur Ueberfahrt über die Donau stand bei Stadlau bereit. Hanns von Lichtenstein harrte dort mit 50 wehrhaften Leuten und brachte den König glücklich nach Nikolsburg. Eine andere Sage lässt den König aus dem Bade durch eine Magd Susanna gerettet werden.

aus des Vormundes Gewalt befreiten jungen Herzog (1410), der in langer Herrschaft für Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, für Ordnung und Sicherheit, für neues Emporblühen des Handels- *und Schiffarthsverkehres segensreich* wirkte. *Ein Flecken* in seiner Regierung wie in den Jahrbüchern Wiens ist jedoch die grosse Judenverfolgung; 1421 wurden 110 Juden zu Erdberg verbrannt, alle Judenhäuser in Wien für städtisch erklärt; in dem Hochzeitsjubel, als Albrecht sich zu Wien mit der Kaiserstochter Elisabeth vermählte (1422), verhallten die Todesseufzer der Gefolterten, welche dem blutigen Wahne ihrer Zeit noch nicht als Sühn-, nur erst als Racheopfer fielen.

Inzwischen war die Kirchenversammlung zu Konstanz zusammengetreten und

„Die Flamme frisst ein Kaiserwort,
Man weiss nicht, ob's gewesen,
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
In Flammen steht's zu lesen.

Zwar nahm der Henker Hussens Staub und blies ihn nach allen vier Winden;

„Doch Vöglein kamen, allerhand,
Geschäftig hergeflogen;
Sie wuschen rein am Seesstrand
Die Flüglein in den Wogen,
Und stahlen treu des Hussen Staub
Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim auf den Flügeln;
Sie luden ihn ab
In ein grosses Grab,
Umschanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo ist das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?
Es ist das ganze Böhmerland,
An Grabesruh zu kennen.
Ja, Freiheit ist zu Grab gebracht.
Da kam eine linde Maiennacht,
Recht gut zur Leichenfeier.
Manch Knösplein stand
Im Böhmerland,
Und seine Blüth' ward theuer.

Manch Knösplein schwoll, von Rache schwoll's,
Der Lenz hat's aufgeschlossen,
Er heischte gültig seines Zoll's,
That auf die blut'gen Sprossen,
Und Rache wuchs allüberall,
Sie wuchs als dichter Blüthenwall
Rings um des Landes Marken;
Gezeugt von Muth,
Geboren von Wuth,
Und Blut macht sie erstarken."

Der Hussitenkrieg flammt in Böhmen auf; Ziska, der blinde Keulenschwinger, und die beiden Prokope stürmen vom Tabor und Horeb, ihren festen Burgen, über den Bergwall der Heimath hinaus, panischer Schrecken fliegt vor ihnen her. Mitleid verdient bei Freunden wie bei Feinden den Tod; umsonst des Kreuzheeres Aufgebot, umsonst Hussitensteuer in ganz Oesterreich, umsonst der Kurfürsten Berufung nach Wien! Unversehens steht ein Prokop vor Wien (1428). Wie athmet es auf, als der Würger eben so rasch, wie er gekommen, wieder entschwindet! Noch heute aber wird in Wien der „Tabor" genannt, wo einst die Hussiten sich verschanzt.

Nach dem Tode Albrechts V. (als Kaiser des Zweiten) erwachen aufs neue die Schrecken des Partheikampfes um die Vormundschaft. Nach dem Tode des Gatten hatte Elisabeth, die Kaiserin, einen Sohn, Ladislav, geboren, zu dessen Vormund sie Albrecht, den sechsten seines Namens als Herzog von Oesterreich, bestellte. Dennoch floh sie mit Kind und Krone zu dessen Bruder Friedrich nach Neustadt, und Wien erklärte sich laut für Ladislavs Recht; nur die Proletarier standen für Albrecht. Doch auch Friedrich erwies sich eigennützig und zweideutig gegen Witwe und Waise und wollte weder die letztere noch die Krone aus seiner Gewalt lassen, in welcher sie ihm gute Geisseln galten. Von Ungarn und von Böhmen her ward Wien durch Raubzüge und schweres Drangsal heimgesucht; Erdbeben, Pest, Ungewitter, Aufstand verheerten die Stadt, und doch verloren die Bürger weder die Lust an Pracht und Festen, noch die Treue für Ladislav und den Muth, ihn zu befreien. Umsonst schreckte sie Stahremberg, Friedrichs verwegner Partheigänger. Sie zogen

vor Neustadt, um diesen zu belagern und Ladislav zu befreien; nur Andreas Baumkirchers Heldenthat auf der Zugbrücke des Wienerthores in Neustadt rettete den Kaiser Friedrich von der Schmach der Gefangenschaft. Endlich (1452) ward die Versöhnung vermittelt, und der junge Fürst von Friedrich freigegeben. Wie einen Messias empfing ihn das jubelnde Wien; die schönsten und vornehmsten Frauen küssten Albrechts geliebtem Sohne, dem königlichen Jüngling Ladislav Hände und Füsse; Freudenlieder schollen überall, Gelage und Turniere wechselten ohne Unterlass.

Ein Jahr vorher hatten die Strassen Wiens ein ganz anderes Bild geboten. Die Siege der Türken bei Warna und Kossowo hatten in den Herzen aller Gläubigen die Furcht vor dem nahen Reiche des Antichristes wieder erweckt, Aller Blicke auf Konstantinopel gelenkt, dessen Fall stündlich zu erwarten war. Da stieg auf die steinerne Kanzel an der Aussenmauer der Stephanskirche in Wien der Mönch Johannes Capistranus, ein schwacher Greis, aber voll der Kraft des Herrn, durch die er, wohin er auf seiner Kreuzfahrt kam, Wunder that und Sünder bekehrte. Die Räthe der Stadt und die Meister der Hochschule empfingen den frommen Mönch mit hoher Ehrfurcht am Thore der Stadt und führten ihn, als Gottgesandten, herein. Und als er gegen die Ueppigkeit des Wienervolkes, als er vom ewigen Strafgerichte des Herrn, als er von der Schmach und Noth der Christenheit predigte, da horchten sie ihm zu Tausenden, in Thränen der Reue, da thürmten die Spieler Würfel, Blätter und Brettspiele zum Scheiterhaufen zusammen, und verbrannten diese zu Asche, da thaten sich die Hoffährtigen ihrer Kleiderpracht ab; da verliessen die Reichsten, die Gewaltigsten, die Leichtsinnigsten, verliessen weise Meister und edle Herrn aus alten Geschlechtern freudig die flüchtigen Freuden der Welt, zogen das härne Gewand des seraphischen Vaters Franz von Assissi an und gürteten sich mit dem Stricke, oder griffen, von Begeisterung durchflammt, zu den Waffen, um in offener Feldschlacht gegen den Erbfeind der Christenheit die Märtyrerpalme zu erringen. Von Capistran wird gesungen:

In seinen beiden Augen führt
Er Höll' und Himmelreich,
Und wen er ansieht, wird gerührt
Und geht in sich zugleich.

Und seine Stimme tönt jetzt hohl
So wie Posaunenklang,
Und mahnt jetzt an Drommeten wohl,
An Schlacht und Siegsgesang.

— — — — — — — — — —

Wohl sechzigtausend schieden bald
Vom heimathlichen Herd,
Denn, wo er predigt, wo er wallt,
Greift alles zu dem Schwert.

Und mit der gotterfüllten Schaar,
Die Kreuzesfahn' erhöht,
Stellt er dem Hunyad sich dar
Zum Kampf mit Mohamed*).“

Nachdem Johannes Capistranus fast einen Monat lang in Wien die Herzen entzündet, wallte er nach Brünn und von dort nach Ungarn, dem letzten Schauplatze seines Wirkens. Konstantinopel war gefallen (1453), der letzte christliche Kaiser des Morgenlandes hatte im Kampfe ruhmwürdiges Ende gefunden, ob auch Rosseshufe über die fürstliche Leiche dahinstampften. Der Sieger rückte mit mehr als anderthalbtausend Mann in stolzer Zuversicht gegen Belgrad, die abendländische Welt dem Gesetze des Propheten zu unterwerfen; auf vier und zwanzig ungarische Meilen in der Runde schütterten alle Herzen vorm Donner seiner Geschütze zusammen. Ihm gegenüber das Kreuzheer, an Waffen schlecht bestellt, zusammengewürfelt aus allen Ständen, aber den gewaltigen Hunyad und Capistran an der Spitze! Schon gibt Hunyad selbst, der Muthige, die Feste verloren, da entrollt Capistran die Kreuzesfahne, schleudert die stürmenden Türken von den Zinnen in den Graben hinab, und wagt, — tausend Kreuzfahrer folgen ihm nach, — das Bild des Erlösers hochemporhebend, einen Ausfall; „Jesus! Jesus!“ sein Schlachtgeschrei. Umsonst Mohameds Wuth und Tapferkeit. Mit hundert Wagen voll Verwundeter muss er bis Sophia fliehn. Drei Monate darnach haucht der gottbegeisterte Mönch die kühne Seele aus. Die katho-

*) Johann Capistranus, ein Balladenkranz von Johann Schön, in dem Taschenbuch für vaterländische Geschichte für 1828

lische Kirche hat seinen Namen denen der Heiligen beigesellt; Wien weist noch heute die steinerne Kanzel, von welcher herab er alle Herzen bewegt, und sein Bild, von Kaiser Karl VI. 1738 errichtet, wie er glorreich auf den Nacken der Ueberwundenen steht.

Unter der Regierung des jungen Ladislav zerrütteten die Partheiungen des übermüthigen Grafen von Cilly und des schlauen Eytzinger, deren einer den andern aus des Königes Gunst trieb, Wiens Frieden. Noch heftiger aber entbrannte der Bürgerkrieg, als nach Ladislavs frühem Tode Friedrich, der Kaiser, und die beiden Herzoge Albrecht und Siegismund um den Besitz des Landes und der Stadt gegen einander stritten. Friedrich flüchtete auf's neue in das feste „allzeit getreue" Neustadt, wo ihm seine Gemahlin Eleonora das Söhnlein Maximilian gebar. Schlechte Münze, „die Schinderlinge," überschwemmte damals Wien und erbitterte das Volk, das dem Kaiser Treue bewahrte, welcher seiner Hauptstadt Gemahlin und Kind anvertraute und den kaiserlichen Doppeladler in's Wappen aufzunehmen gestattete. Albrecht hinwieder gewann als rüstigen und schlauen Partheigänger den ehrgeizigen Wolfgang Holzer, Rathsherr und Hubmeister, und später Münzmeister, dann durch offne Gewalt seiner Partheigenossen zum ersten Viertelsmeister erhoben. Als der Kaiser mit Kriegsvolk vor Wien gerückt, gewann er erst am dritten Tage nach langer Unterhandlung mit den Aufwieglern und Aufrührern den Eintritt in die Burg. Bald darauf ward Holzer zum Bürgermeister erwählt, und nicht lange stand es an, so stieg dessen Kühnheit so hoch, dass der Kaiser sich mit Eleonore und seinem Söhnlein in seiner Hofburg von den Wienern belagert sah*). Der Böh-

*) Manche Ueberlieferung knüpft sich an die Belagerung der Burg durch die Wiener, so jene von dem Hunde im Korbe und dem treuen Schneider Kronberger, der, als er von der Noth der Kaiserin und des kleinen Prinzen Max in der Burg vernommen, beschloss, mit seinem Sohne und seinem Hunde Nachts durch den Stadtgraben nach der Stadt zu schleichen und den Belagerten Lebensmittel zu bringen. Als Vater und Sohn mit solchen in den Stadtgraben gekommen, hätten sie ein Seil aus einem Fenster herabgelassen gesehen, einen Korb daran; — und, Verrath befürchtend, ihren Hund in den Korb gesetzt, der Wache halten sollte, indessen sie die Lebensmittel in die Burg schaffen wollten. Da sei aber

menkönig Podiebrad, der zum Entsatz herbeigeeilt, erwirkte endlich den Frieden; die kaiserliche Familie verliess Wien und Albrecht begann, voll Argwohns gegen Freund und Feind, ein grausam unerträglich Regiment in Wien. Da erschrack auch Holzer und beschloss, den strengen Zwingherrn dem Kaiser zu verrathen. Rasch berief er Kriegsvolk in die Stadt und betrieb die Verschwörung. Der Herzog ahnte nichts; doch als er den Anschlag erfuhr, wandte er sich an die Wiener selbst um Rettung; mit gutem Blute standen sie zu ihm gegen den Holzer. Des Holzers Kriegsvolk wird rücklings überfallen, zersprengt, in allen Gassen gewürgt oder gefangen, den Bürgermeister selber rettet sein rasches Ross, doch sein Schicksal treibt ihn bald aus dem sichren Schlosse Weideneck, wohin er sich geflüchtet, wieder nach Wien. In Nussdorf wird er erkannt, gefesselt und in die Stadt gebracht; Fluch und Hohn des Volkes verfolgt ihn, und binnen kurzem reisst ihm der Henker das treulose, wildverwegene Herz aus dem lebendigen Leibe, den Vögeln des Himmels zum Frasse, und stellte seinen Kopf auf das Stubenthor, seine geviertheilten Glieder auf die vier Heerstrassen. So grausam rächte Herzog Albrecht den doppelten Treubruch. Doch selbst noch nachdem er bald nach diesem Blutspruche jähen Todes gestorben, hörten die Wirren der Partheien nicht auf. Aufs neue ward dem Kaiser der Eintritt in Wien verweigert. Erst nach langen Vermittlungen und Bitten von Seite der Bürger kam die Versöhnung zu Stande, wurde Acht und Bann aufgehoben, wurden die alten Freiheiten bestätigt; 1469 erwirkte Friedrich vom heiligen Vater Paul II. die Wiederherstellung des Bisthums von Fabiana für Wien.

Kaiser Friedrich's Zweideutigkeit bei der Erhöhung des Jagellonen Wladislaw auf den böhmischen Königsthron zog ihm den Zorn und die Rache des Heldenkönigs Matthias Corvinus auf's Haupt. Zweimal stand Corvin als Belagrer vor Wien; und beidemal

---

plötzlich der Hund mit dem Korbe hinaufgezogen worden, und der alte Kronberger mit seinem Sohne in ihrem Schrecken auf geheimem Weg in die Burg geeilt. Der Hund aber habe die Verschwörer, die des Nachts die Burg überrumpeln gewollt, durch sein Bellen verrathen. Vergleiche Fuggers „Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich.“ Michael Beheims „Buch von den Wienern, in Reimweise gestellt (1462)“ enthält manche interessante Details über jene Epoche.

widerstand Wien mit preiswürdiger Treue und Ausdauer, das zweitemal*) half dem Könige die grässliche Hungersnoth, die innerhalb der Mauern wüthete, die Thore sprengen. In kriegerischer Pracht, Herr fast des ganzen Landes unter der Enns bis auf das feste Neustadt und Krems, zog Matthias Corvinus in Wien ein; auf allen Plätzen lohten die Freudenfeuer. In der Kärnthnerstrasse baute er sich, die Wohnung im Kaiserschlosse verschmähend, eine neue Burg, welche von den vielen Jagdschildereien später das „Hasenhaus" genannt wurde, und übte darin strenge und immer strengere Herrschaft. Die fünf letzten Jahre seines thatenreichen Lebens brachte er in Wien zu.

Als der weitberühmte „Lieblingssohn des Mars," wie die Astrologen in den Sternen gelesen, „am Tage und in der Stunde des Mars" dem Tode erlegen war, und der ritterliche Max heraneilte, die Stadt seiner Ahnen wieder zu gewinnen, hielt ungarische Besatzung noch die Hofburg. Am 19ten August 1490 scholl dem angebornen Fürsten, den Wien mit Freuden empfangen, das feierliche „Herr Gott dich loben wir" im Stephansdome.

Dort wo die Burg der Kaiser aufragt in alter Pracht,
Dort lagert König Maxens gewalt'ge Heeresmacht.
Denn drin hat der Magyare die letzte Kraft verschanzt
Und in die gewölbten Fenster sein Donnergeschütz gepflanzt.

Hier sandten Fürsten und Schranzen einst Gnadenblicke heraus,
Und wem solch einer gegolten, der eilte froher nach Haus
Mit wem es jetzt liebäugelt aus diesen Fenstern nieder,
Auch der kehrt flugs zur Heimath mit pochendem Herzen wieder.

Die Burg wurde nach zehntägigem tapferem Widerstande von den Ungarn übergeben. Da trat Max, der bei der Belagerung verwundet worden war,

— zu ihrem Führer und drückt ihm sanft die Hand:
„Zieht hin, ihr edlen Streiter, in Frieden in euer Land,
„Wenn Feinde gleich, doch ehr' ich solch kräftiges Geschlecht;
„O kämpften einst vereint wir für ein Land und ein Recht!"

*) Die Sage lässt Matthias Corvinus selbst verkleidet in die belagerte Stadt schleichen und in einer Herberge einkehren, deren Wirth, ein Ungar, auf die Frage: „Wann seid ihr gekommen?" von seinen Landsleuten die Antwort „*ma csak*" (erst heute) erhalten; davon habe die Herberge in der Folge der Matschakerhof geheissen.

Vier Jahre später sah Wien das prachtvolle Beilager Maximilians mit Blanka von Mailand, „das in aller Freud' und Herrlichkeit ein ganzes Monat lang gewähret*)." Noch weit grössere Pracht erlebte Wien einundzwanzig Jahre später, als der alte Kaiser am 22sten Juli 1515 im Stephansdome jener Doppelheirath beiwohnte, durch welche das Haus Habsburg die Reiche Ungarn und Böhmen für immer gewann**). Ein Auflauf zwischen den Studenten und Handwerkern bezeichnete das Jahr 1513. Der Witz des Volkes datirt von jener Zeit, da die Schneider sich vor den Studenten in ein Ofenloch verkrochen, die gleiche Benennung eines Gässchens in der Stadt. Nach Maximilians Tode entstanden aufs neue Partheiwirren um die Regentschaft, bis auf dem Reichstage zu Worms Carl (V.) und Ferdinand (I.) die Reiche Habsburgs theilten und der letztere, Herr in Oesterreich und allen deutschen Erblanden des Hauses strenges Gericht hielt. Der Reformation, welche auch in Wien eifrige Anhänger gefunden, stellte er ein nicht milderes geistliches Tribunal entgegen; zu Erdberg bei Wien flammte ein Autodafé. In oder vor diese Zeit versetzt die Sage auch den Wundermann Theophrastus Paracelsus nach Wien, wo er in einer Herberge unfern des rothen Thurmes gewohnt und seinem ungestüm fordernden Wirthe einen schlechten Pfennig in eitel Gold verwandelt habe, den dieser inbrünstig geküsst, wovon sein Haus den Namen: „Küss den Pfennig" erhalten habe.

Am Abende des 27sten Septembers 1529 stand Suleiman, der Herrscher der Gläubigen, nachdem Ofen, Gran, Wissagrad, theils durch Verrath, theils durch Feigheit der Vertheidiger in seine Gewalt gefallen, mit ungeheurer Heeresmacht vor Wien. Wo heute noch bei Simmering das „Neugebäude" zu schauen ist, erhob sich sein goldschimmerndes Zelt, an Grösse und Pracht ein Palast, von zwölftausend Janitscharen bewacht. Wien lag von dem ungeheuren lebendigen Netze seiner zahllosen Schaaren umgarnt; bald, hoffte er, werde dieses zusammenschlagen, bald

*) Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich.

**) Anna, die Tochter des Königes Wladislaw von Ungarn und Böhmen und beider Reiche Erbin, heirathete Maximilians Enkel Ferdinand (I.) und Ludwig, Wladislaws Sohn (der bei Mohacz fiel), vermählte sich mit Maria, Ferdinands Schwester.

könne er über die Trümmer dieser Vormauer des Abendlandes hinwegschreiten, bis an dessen ferne Meeressäume die Schrecken seines Namens und ein neues Weltreich auszubreiten. Fast zu leicht schien dem Stolzen das Blutwerk von Wiens Eroberung; — er sah Wälle vor sich, die kaum sechs Schuh in der Dicke massen, schlecht unterhalten, aller schützenden Vorwerke bar; verzagte Christen, die er aufgefangen, berichteten ihm, „Wien habe nur 2000 wehrhafte Männer als Besatzung und Mundvorrath wie Kriegsbedarf kaum für zwei Monate.“ In sieben grossen Lagern war der Türken Heeresmacht (einmal hundertzwanzigtausend Krieger mit dreihundert Geschützen und zwanzigtausend Kameelen) vertheilt, und achthundert Schiffe sperrten die Donau und verbrannten die Brücken. Dieser furchtbaren Angriffsmacht konnte Wien nur sechzehntausend Krieger entgegen setzen, aber an ihrer Spitze stand der alte kampferprobte Held Graf Niclas Salm, oberster Feldhauptmann Oesterreichs, und neben ihm standen sein Zögling und Schwiegervater, der Freiherr Wilhelm von Rogendorf, der Eck von Reischach, der 3000 Mann Fussvolk, der Pfalzgraf Philipp, der vierzehn Fahnen Reichstruppen und hundert Reiter in die Stadt gebracht, Abel von Holneck, Leonhard von Völs, Ulrich Leisser, Remprecht von Ebersdorf, Ernst von Landenstein, die Befehlshaber, Niclas von Thurn, Hans Katzianer, und manche Andre aus edlen Geschlechtern, — jeder einen Heerhaufen geltend an Muth und Ausdauer; dazu Wiens tapfere Bürgerschaft, durch Begeisterung für's Höchste und Heiligste, für Freiheit und Vaterland, zur ehernen Mauer geworden, fester als jene steinerne, hinter welcher sie stand, Weib und Kind, Glauben und Freiheit zu decken. Hans Griessenegger war ihr Feldhauptmann. Schon am zweiten Tage fielen dritthalbtausend von den Belagerten zum Kärnthnerthore aus, und mähten zweihundert Türken nieder. Minder glücklich waren die Ausfälle am 29sten September und am 2ten Oktober. Nicht durch Waffen allein, auch durch Elemente kämpfte Suleiman gegen Wien. Während er den Kärnthnerthurm beschoss, während in den Strassen vergiftete Pfeile hinsausten, während die Nacht im Meteorschimmer der Feuerpfeile zum Tage wurde, während Sturmleitern gefertigt und die Gräben mit Reisig ausgefüllt wurden, wühlten die Minengräber in vierzig Gängen sich in die Stadt, und floss dieser in

den Aquädukten vergiftetes Wasser zu, (so das Volk). An jenen Minenkrieg, da Christen und Türken unter der Erde sich würgten, knüpfte das Volk die Sage, dass wachhaltende Bäckerjungen im Keller den Feind, der schon bis zur Freiung vorgedrungen, entdeckt, dass ihr alljährlicher Aufzug am Osterdienstage ihnen zum Gedächtnisse der Rettung bewilligt worden, dass jenes Haus davon den Namen: „Der Heidenschuss“ erhalten habe. Alle Glocken schwiegen, alle Uhren standen still, dass im Kampfe keiner an die rollenden Sekunden denke, und, als sei ohne Freiheit keine Zeit wie kein Leben. Den vierten Ausfall that Eck von Reischach mit achttausend Reisigen, die Feinde zu hinterschleichen. Schon war der Türken Verwirrung gross, als, durch einen unglücklichen Zufall bethört, die Ausfallenden allzufrüh sich wendeten, die Türken hinterdrein, bis an die Thore. Endlich gelingt es den Türken, eine Mine zu sprengen, eine breite Bresche bietet sich, mit wildem Ungestüm und Schlachtgeheul stürmen die Feinde hindurch. Schon wehen zwei Rossschweife stolz auf dem Walle. Doch Eck von Reischach und Hans Katzianer schleudern die voreiligen Siegeszeichen, schleudern mit diesen die Stürmenden hinab. Am 8ten Oktober flammt das hölzerne Bollwerk am Kärnthnerthore auf; doch rasch wächst statt dessen ein neues empor. Am 9ten machen die Türken beim Clarenkloster Bresche und stürmen, Salm und Katzianer wehren sie ab, wie durch Zauber schliesst sich schnell die Bresche, reckt sich hinter ihr eine neue Mauer empor. Am 11ten beginnt der Sturm gegen das Stubenthor um 8 Uhr des Morgens, eine Bresche füllt sich bis oben mit Leichen. Am 12ten stürmen die Türken dreimal, bei jedem neuen Anlauf mit verdreifachter Wuth, und nach jedem sinkt ihr Vertrauen auf den Sieg. Der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit ist erschüttert; umsonst Suleimans Grimm, da auch Kälte und Mangel an Mundvorrath drängen, umsonst verspricht er jedem Janitscharen tausend Aspern, dem, der die Mauern zuerst ersteigt, dreissigtausend, ist's ein Schubaschi, — eine Provinz. Am 14ten endlich fällt die Entscheidung. Der Wall am Kärnthnerthore hat eine Bresche, 45 Klafter breit; drei Colonnen stürmen hinein. Um 3 Uhr des Mittags neuer Sturm, — der letzte. Ein abspringender Stein trifft den ersten Kampfhelden Wiens, Niclas Salm; ein halbes Jahr später starb der Tapfere

an der Wunde; sein Grab fand er im Dorotheenkloster. Eine Stunde nach diesem letzten Sturm beschliesst Suleiman den Rückzug, seinen rasenden Grimm büssen alle gefangenen Christen in seinem Lager, die er hinwürgen lässt, und büsst das flache Land ringsum, das er verheert. Wien aber athmet zu Jubel auf. Von den Wällen rollen Freudendonner; auf den Thürmen schweigen die Glocken nicht länger, die Uhren stehen nicht mehr still. Durch Wien, in Wien ist das ganze deutsche Vaterland gerettet, frei!

In Folge der vielen Zerstörungen, welche Wien bei dieser Belagerung erlitten, wurde Stadt und Burg mehre Jahrzehnte lang neu hergestellt und trefflich befestigt. 1532 kamen Carl V. und Ferdinand I., 1551 die Jesuiten, und 1552 Ferdinands Sohn Maximilian nach Wien, dessen neue Gestalt, Leben und Sitte gleichzeitig der Wiener Dichter Wolfgang Schmelzl 1548 schildert.

„Pald in die Schottenaw kham ich,
Gross Herrn do warn in gulden khetten,
Sprengten auf Türcken und Genetten,
Härzschirten, triben ritterspil.
Dessgleichen Burger, Khaufleut vil
Spazirten, reutten hin und her
Indem ich höret schreyen seer,
Schaut mich offt umb, was das müst seyn
Do fuert man grosse Vass mit Wein . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
In dem ein Kauffmann zu mir spricht:
Ich merck wol, dass jr vor nit seit
Hie gewesen lebenzeit;
Wurdt jr sehen ein ander Gsträpl,
Mit fueren, tragen und gezäpl;
. . . . . .
Auf ein Tag auss dieser Stat Wienn
Secht jr vil tausent leser ausgien,
Das lesen vier wochen werdt,
Täglich tausent fünffhundert pferdt,
Dreihundert wägen muss man han,
Die offt ein tag drey fuer than,
Und bringen zusamen disen Wein.“

In den folgenden Reimen erzählt Wolfgang Schmelzl den bekannten Wienervolkswitz von der Speckseite am Rothenthurm:

. . . . „Hie oben secht ir ein pachen*)
Under dem Rotenthurn hangen,
Derhalben ist es angefangen,
Ob jemandt hin zeucht ein und auss,
Sein weyb nit fürcht, sey Herr im Hauss —
Der mag den pachen herab nemen;
Ist aber bissher kainer khemen,
Hangt etlich hundert jar her.“

Das Fremdengewühl beschreibt er also:

„An das Lugeck kam ich ongfer,
Da tratten Kaufleut hin und her,
All Nacion in jr Klaidung;
Da wirt gehört manch sprach und zung,
Ich dacht, ich wer gen Babl khumen,
Wo alle sprach ein aufang gnummen,
Und hört ein seltzams Dräsch und gschray
Von schönen sprachen mancherlay,
Hebreisch, Griechisch und Lateinisch,
Teutsch, Frantzösisch, Türkisch, Spanisch,
Behaimisch, Windisch, Italianisch,
Hungarisch, guet Niederlandisch,
Natürlich Syrisch, Crabatisch,
Rätzisch, Polnisch und Chaldeisch,
Des Volcks auch was ein grosse meng,
Ich macht mich pald auss dem Gedreng.“

Auf dem „hohen Markt“ findet er den Pranger und

„nit weit das Narrenkötterlein,
Wol verwaret mit eysen zeyn,
Drinn manchem offt lang wirdt die weil,
So er zu nachts erwischt in eyl,
Ob dann ein argwon auf ju geht,
Ein andre prob er gwisslich bsteht.“

Als er die Stadt besichtigt, meint er:

. . . . „ich wer im Paradeiss,
Wie gwaltig höff' und hewser ich fandt,
Kaum gesehen in einem landt,

*) Bache, Schwein.

An hewsern aussen und innen gemäl,
Als werens eytel Fürsten säl,
Mit thürnen, festen giblmaurn,
Für Feind und Fewer wol für traurn;
Die ziegldach gantz schön mit zinnen,
Schier bass erbaut in der erdt innen,
. . . . . .
. . . . . .
Alls Gmeur von gutem zeug und stain,
Die fenster wol mit eysen zain,
Toppelt vergättert allenthalben
Für einsteigen und aussfallen;
Der voglgsang so schön erschallt,
Als gieng ich in dem grünen waldt. . . .
. . . . . .
. . . . . .
Der Schmälzel kain besser schmalzgrueb fandt.
Ich lob dies ort für alle landt!
Hier seint vil singer, saitenspiel,
Allerley gsellschaft, freuden vil;
Mehr Musikos und instrument
Findt man gewiss an keinen endt."

Starke Schlagschatten zu diesen Sonnenblicken der Freude sind die Religionswirren in Wien unter Ferdinands I. Regierung. Das Sittenverderbniss in den Klöstern hatte den Zündstoff des Hasses in des Volkes Herzen gelegt; Luthers kühne That entflammte ihn, und von allen Seiten rauschte es rasch wie Windsbraut um den Brand. Bald hatte der alte Glauben, je eifriger die Ordensleute von der Gesellschaft Jesu ihn mit allen Waffen zu vertheidigen und auszubreiten suchten, in Wien Schritt für Schritt nur die nackte Existenz, von allem Nimbus entblösst, zu wahren, Spott und Hohn zu ertragen. Das Einschreiten der Macht schien vergeblich. Allenthalben predigten die Verkündiger der neuen Lehre. Offen wurde die Vertreibung der Jesuiten gefordert. Im Landhause sassen fast lauter Protestanten; in Herrnals waltete fanatisch Helmhard Jörger. Die öffentlichen katholischen Prozessionen mussten eingestellt bleiben, weil das Volk die Priester misshandelte; katholische Geistliche, welche Sterbenden das Sakrament brachten, konnten es nicht mehr wagen, ohne Sicherheitswache über die Strasse zu gehen. Aufläufe und Tumulte, durch wechselseitigen Fanatismus hervorgerufen, waren

an der Tagesordnung; erst unter Ferdinands Nachfolger, Maximilian II., stellte die von ihm den Ständen gegebene Religionsfreiheit*) auch in Wien den Frieden wieder her.

Zwei weltbekannte Belustigungsorte der Wiener verdanken ihre Entstehung Maximilian dem Zweiten, — der Prater und Schönbrunn. Wo jetzt die fröhlichen Wiener alljährlich am ersten Mai den grossen Wettlauf zu betrachten, wo sie neugierig um den neuen Bahnhof sich drängen; wo jetzt im Frühling die langen Reihen der Carossen in der prachtvollen Hauptallee bis zum Lusthause hin Schritt für Schritt fahren, wo aus hundert Bosquets türkische Musik, Jubel und Lärmen der Kinder erschallt, wo beim Wurstel, wie in Schaukeln und Ringelspielen, wie vor den Tribünen der wandernden Bänkelsänger, und in zahllosen Tabernen das Volk die Seligkeit seines „wahren Himmels" geniesst, auf der ausgedehnten Donauinsel war vor Maximilian II. öder Wald, in dessen Besitz die Stadt Wien, das Stift Klosterneuburg, die Jesuiten, die Chorherrn zu St. Dorothea, die Augustiner, und die Himmelpförtnerinnen sich theilten. Maximilian erwarb von allen diesen einzelne Theile, um in diesem neuen Besitze dem Prater, der Jagd oder der Einsamkeit pflegen zu können. Unter Rudolph II. wurde der Prater völlig geschlossen. Joseph I. eröffnete ihn den Equipagen des Adels, Joseph II. dem Volke. Gegen das Jahr 1570 erbaute sich Maximilian II. das Jagdschloss Schönbrunn; unter Rudolph II. hiess es von dem Kriegszahlmeister Gattermayer, der es kaiserlicher Gunst verdankte, das Gatterschloss, Matthias erweiterte es, Joseph I. und Maria Theresia aber führten den prachtvollen Neubau, wie er noch heute steht, auf.

1590 im September erlitt Wien die Schrecken eines Erdbebens, unter dessen Stössen die Spitze des Stephansthurmes sich neigte, der Thurm der Jesuitenkirche zusammenstürzte, und die Erde an mehreren Orten sich spaltete. 1606 traten in Wien die Stammglieder des Erzhauses zusammen, und setzten, weil es allzuviel offenbar, dass „die römisch-kaiserliche Majestät, Ihr Herr „Bruder und Vetter" (Rudolph II.) „aus denen bei Ihr zu unter„schiedlichen Zeiten sich erzeigenden Gemüthsblödigkeiten, zur

*) 1574 gestattete er den protestantischen Gottesdienst im Landhause und bei den Minoriten.

„Regierung Dero Königreiche nicht genugsam noch tauglich sich „befinde", dessen Bruder Matthias zum Regenten in Oesterreich ein; 1608 empfing dieser in Wien die Huldigung, 1611 hielt er daselbst prachtvolles Beilager mit Anna von Tyrol und verlegte die Residenz, die Rudolph II. in Prag gehalten, von da wieder nach der alten Kaiserstadt.

Im Juni des Jahres 1619 trotzte Graf Thurn, der Defensor der Protestanten Böhmens, im Einvernehmen mit den in Wien anwesenden evangelischen Ständen dem neuen Herrscher Ferdinand II., dem unbeugsamen Glaubenseiferer, vor der Hofburg. Inbrünstig flehend in seiner schweren Bedrängniss warf Ferdinand sich vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Kniee und vernahm von diesem die Trostworte: „*Ferdinande, non te deseram!*" Gleich darauf drangen 16 Protestanten aus Oesterreichs Ständen in das Gemach, der Verwegenste fasste Ferdinand an den Knöpfen des Kleides, und rief drohend, indem er ihm eine Schrift vorhielt: „Wirst Du nicht unterschreiben?" Da erschallet plötzlich draussen vor der Burg fröhliche Schlachtmusik. Rettung ist da aus Noth und Schmach. Die Kürassreiter Bucquoys sind's, der Oberst Saint Hilaire brachte sie von Krems zu Schiffe nach Wien; Wiens Bürger und Studenten öffneten ihnen schnell das Fischerthor. Wie Spreu im Wind sind jetzt die Uebermüthigen verschwunden. Das Regiment Dampierre's aber, das den Monarchen im entscheidenden Augenblicke gerettet, erhielt zu immerwährendem Gedächtniss das Recht, mit klingendem Spiel zu allen Zeiten durch die Stadt zu ziehen, und auf dem Burgplatze drei Tage lang sein Werbzelt aufzuschlagen. Doch auch dem Himmel vergass Ferdinand für seine wundergleiche Rettung nicht zu danken; die zahlreichen Klöster Wiens aus seiner Zeit bezeugen es.

Die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges gingen an dem lebensfrohen Wien bis auf eines vorüber, das zugleich den Anlass zu einem Volksfeste gab, dessengleichen wohl kein zweites in Deutschland zu finden. Nach dem Siege bei Jankau zog der kühne Torstensohn in Eilmärschen nach Wien. Der Erzherzog Leopold Wilhelm konnte ihm nur geringe Heeresmacht entgegenstellen, doch die Studenten und Bürger Wiens halfen, wie immer rüstig zur Hand, dem Erzherzoge getreulich, Torstensohns Handstreich zu vereiteln. Leopolds Lager war in der Wolfsau,

am alten Tabor; von da aus hielt er die kühnen Schweden in Schach. Da geschah es, am Morgen des St. Brigittentages, dass, als Leopold im Gebete knieete, eine schwedische Kanonenkugel in sein Zelt schlug, aber, wie durch ein Wunder von seinem Leibe abgelenkt, ohne ihn zu verletzen, vor seinen Füssen niedersank. Zum Gedächtniss der Gefahr und der wunderbaren Rettung liess Leopold auf derselben Stelle, wo sein Zelt gestanden, eine Kapelle zu Ehren der Schutzheiligen des Tages erbauen und seit jener Zeit wird in der Brigittenau alljährlich am Brigittentage das Volksfest: der Brigittenkirchtag begangen. Da strömen viele Tausende zusammen, reich und arm, jung und alt; kein Unterschied des Ranges und Standes gilt; Alle huldigen nur der Freude des Augenblickes und jeder fühlt sich vergnügter als ein König auf seinem Throne. Auf dem grünen Rasen schlagen ganze Familien Bivouacs auf, während andre in vielen hunderten von ephemeren Tavernen, oder in dem bei der Kapelle erbauten Jägerhause sich gütlich thun; jede Art von Vergnügen ist da entfesselt und freigegeben und selbst in rasende Orgien wähnst Du Dich zuweilen wie durch einen Zauber mithineingerissen. Eine Welt im Kleinen, und doch gross genug, um alle Sinne zu betäuben, umgibt Dich mit ihrem Brausen; es ist ein Carneval mitten im Sommer, bei welchem jeder in derselben Maske, mit welcher er zur Welt kam, und doch wie ein Fastnachtsschwärmer erscheint; selbst das Elend tritt als possierliche Charge, als Narrenkönig auf, ein toll Charivari von allen erdenklichen Instrumenten ist seine Heermusik, Hanswurst sein Marschall, — Gaukler und Luftspringer, Menageriewärter und Kreuzerkomödianten sind sein geflickter Hofstaat. In dieser phantastischen Traum- und Zaubersphäre, in die Du eingegangen, wähnst Du Dich ferne der Gegenwart und der Kaiserstadt, wenn dein Blick nicht zufällig an irgend einer freien Stelle der Au den alten ehrwürdigen Stephansthurm gewahrt, der ernst in das Getümmel hereinstarrt, oder ein feines blasses Gesicht aus dem Salon erhaschet, das aus dem wildschäumenden Meere der stürmischen Volksfreude, wie das eines verlornen Schiffbrüchigen, emportaucht.

Doch genug davon, und zurück zu der Geschichte der Kaiserstadt, die wir von der ersten historischen Spur bis zu den Uebergängen, in welchen sie die Geschicke der Fürsten und des Lan-

des auf dem Nacken trug, bis zu jener Entwicklung des Bewusstseins ihrer Kraft und Selbstständigkeit verfolgten, als sie, statt bloss mitfühlende Zuschauerin zu sein, selbst eine Rolle spielend, ihren Charakter festigte. In den ersten Vormundschaftszwisten stellte er sich auf die eigne Basis, bewegte sich anfangs nach den natürlichen Gesetzen des Widerstandes, dann nach jenen der Vernunft, die das Rechte erkennt und durch dessen Verfechtung sich selbst sanktionirt. Immer aber zeigt sich das rasche Blut, zeigt sich bei aller Lebhaftigkeit das gesunde deutsche Gemüth, das bei Aufständen in den Ausschweifungen des Pöbels freilich nur verschlackt zu Tage kommt, aber in der Feuerprobe der Noth sich ächt erweist. Da wird der Leichtsinn zum Heldenmuth, das frische vorlaute Wesen lehnt sich an die nachhaltige That, und die demanthelle und demantstarke Treue, welche die Nacht gemeinsamer Noth durchblitzt, ist nicht jener hündische Gehorsam des Sclaven gegen den Herrn, sondern die Liebe des Sohnes zum Vater, des Bruders zu den Geschwistern. In allen Nöthen aber hat diess Volk ein heilkräftiges Bad, wie kein zweites in der Welt, aus dem es schnell mit gesundem Leibe und mit verjüngten Kräften ersteht, — den Humor.

Nicht mehr als hundert vierundfunfzig Jahre waren vergangen, seit die Wiener dem grossen Suleiman, dem Schrecken der ganzen Christen gezeigt hatten, was sie könnten, wenn sie nur wollten, — und auf's neue hatte die Weltgeschichte durch eine Türkenbelagerung ihnen Gelegenheit gegeben, diess zu beweisen. Wenige Jahre vor dieser zweiten wurde Wien noch durch die grosse Pest heimgesucht (1679). Entsetzen und Elend tödteten, wen jene selber nicht niederwarf. Vom Januar bis November starben in der Altstadt und den Vorstädten über hundertzweiundzwanzigtausend Menschen. Und doch wurden schon im nächsten Monat, „nur allein im Stephansdom, 95 Paare getraut“*), und in „anderthalb Jahren hätte der Reisende keine Spur mehr von jener schrecklichen Strafruthe des Himmels finden können.“ Zum Gedächtniss dieser schweren Prüfung und der gnädigen Erlösung liess Kaiser Leopold I. die Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben errichten.

*) S. Hormayrs Geschichte Wiens.

Kara Mustapha*), der Grosswessir des Sultans Mahommed IV., hoffte in seinem Uebermuthe, zu erreichen, was der grosse Suleiman nicht vermocht, wovor dieser in schwerer Fluchweissagung gewarnt haben soll, — Wien zur Hauptstadt seines künftigen Paschaliks zu machen. Mit furchtbarer Heeresmacht brach er auf; Mord, Raub, Brand und Verheerung zeichneten seine Spuren in Ungarn und Oesterreich. Bei der Nachricht von seinem Anzuge flüchtete der Kaiser, Leopold II. mit der Kaiserin, dem jungen Kronprinzen und dem ganzen Hofe am 7ten Juli 1683 aus Wien; — an oder über Sechzigtausend durch diess Beispiel des Hofes entmuthigt, drängten während eines halben Tages in wilder Eile ihm nach; aber aus dem verwüsteten flachen Lande, wo allenthalben die Feuersäulen emporstiegen, rettete sich dafür das Volk in die Stadt, dass der Kommandant, Ernst Rüdiger Graf von Stahremberg die Thore schliessen und die Brücken demoliren lassen musste. Gering war die Besatzung der Stadt, die Linientruppen 13,866 Mann, die Bürgerschaft in acht Compagnieen, 2382, die Studenten unter Paul Sorbait, dem Leibarzte der Kaiserin Witwe, 700, — die Niederlagsverwandten und Innungen 4012, die Hofbefreiten und Hofdiener 1000. Wie klein diese Macht gegen der Türken Ueberzahl! Am 14ten Juli stand Kara Mustapha mit Zweimalhunderttausend vor Wien, Tags zuvor hatte Stahremberg die Vorstädte, nachdem die Bewohner ihre beste Habe draus gerettet, in Brand stecken lassen. Im ungeheuren Halbmond vom rechten Ufer der Donau, von der Schwechat und dem Neugebäude an, wo einst Suleimans Zelt gestanden, über Inzersdorf, Schönbrunn, Herrnals, Währung und Döbling bis Nussdorf am andern Donauufer umklammerte das Türkenlager die Hoffnung und den Wall der Christenheit, das muthige Wien. Wieder verstummten, wie bei der ersten Belagerung, die Glocken, bis auf eine zu St. Stephan, die „Angstern." Kara Mustaphas grünes Zelt, von Gold und Edelsteinen funkelnd, erhob sich bei St. Ulrich, vor der Burg. Noch an demselben Tage brach in der Stadt selbst, im Schottenhofe ein Brand aus, der das Arsenal und den Pulvervorrath bedrohte; mit seltener Besonnenheit und

*) Wir stützen uns bei Erzählung der 2ten türkischen Belagerung Wiens vorzugsweise auf die Geschichtswerke von Hormayr und Hammer-Purgstall.

unglaublichem Muth rettete der junge Guido von Stahremberg, der Neffe des Kommandanten noch im letzten Augenblicke die Stadt. Inzwischen war auch der General Schulz, der bisher in der Leopoldstadt gestanden, von den Türken überfallen und die Stadt nun ganz eingeschlossen worden, der Prinz Karl von Lothringen mit seinen Truppen über die Donau gezogen; bald flogen von den türkischen Batterien in der Leopoldstadt Bomben in die Stadt*). Die Hauptangriffe der Türken waren gegen die Burg gerichtet. Am 23sten Juli flogen die ersten Minen an den Spitzen der Gegenböschungen der Löwel und Burgbastei auf; „im ganzen Verlauf der Belagerung wurden nicht mehr als 40 Minen von den Belagerern und von den Belagerten 10 Gegenminen gesprengt; aber der Ausfälle und Stürme Zahl und Heftigkeit und das unablässige Vorrücken der Laufgräben und Senken, das Entgegenarbeiten der Belagerten durch Blendungen und Schulterwehren im Graben, dann durch Verhaue und Abschnitte auf den schon theilweise eingenommenen Basteien und dem Ravelin, gaben das täglich wiederholte Schauspiel des hartnäckigsten Kampfes; achtzehnmal wurde gestürmt, vierundzwanzigmal fielen die Belagerten aus.“**) Die Studenten, auf den gefährlichsten Posten, thaten fröhlichen Muthes Wunder der Tapferkeit; die Krieger, die Bürger wetteiferten, von schönem Neid erfüllt. Um eine Hand voll Erde ward mehr als ein Kampf voll solcher Erbitterung gestritten, als gält' es ein Königreich; nicht mehr mit Musketen, nein, mit Sensen, Schwertern, Knitteln, Fäusten erlegte und würgte Feind gegen Feind auf den Wällen und in den Gräben. Nicht geringeren Muth bewiesen die Boten und Kundschafter, die zum Herzog von Lothringen hinüber und von ihm zurück die Donau durchschwammen oder verkleidet ins türkische Lager sich stahlen und den Belagerten wichtige Nachrichten draus zurückbrachten. Der Pole Kulczycki aus Sambor, Kaufmann in Wien, und Lieutenant bei der Frank'schen Freicompagnie, durchwanderte, in türki-

*) Von den türkischen Bomben erhielt sich manche Tradition. „Eine fiel in einen Mörser auf der Burgbastei, entzündete ihn und brannte ihn gegen die feindlichen Laufgräben los.“

**) Siehe Hammer-Purgstall: Geschichte des osmannischen Reiches. 2te Ausgabe, 3ter Band.

schen Kleidern, türkische Lieder singend, mit seinem Bedienten, das ganze feindliche Lager, kam glücklich an den Kahlenberg und brachte ein Trostschreiben des Herzogs von Lothringen in die Stadt. Nach dem Entsatze ward ihm zum Lohn seines Dienstes das Recht gegeben, ein Kaffeehaus (das erste in Wien) zu halten.

Ueber Allen aber waltete der Kommandant Wiens, Rüdiger von Stahremberg, als hätte er hundert Leben. Jetzt spähte er von seiner Warte auf dem Stephansthurme, wie ein Adler aus seinem Horst, ringsum auf den aufgerollten Schlachtplan; gleich darauf sah man ihn, wie von Erz ausharrend im feindlichen Feuer, auf den Wällen, zum Kampf ermuthigend und die Tapfersten lohnend, oder das geringste Vergehen gegen Kriegszucht unerbittlich richtend, — bald wieder an den Gegenminen, mit Ungeduld den dumpfen Erdstössen entgegen harrend, bald im Zeughause, bald, ungebeugt durch Krankheit und Wunden, auf der Runde bei Tag und Nacht, bald mit dem edlen Bischoff Kollonits, dem Schutzgeiste der Bedrängten und Kranken, der Witwen und Waisen, in den Hospitälern.

Am 23sten, 24sten und 26sten August erneuerten die Türken die Stürme. Am 40sten Tage der Belagerung hatten sie den dritten Theil des Ravelins an der Löwelbastei erobert, aber zugleich sank ihr Muth, da „nach ihrem Kriegsglauben keine Belagerung über 40 Tage dauern soll", am 3ten September hatten sie das Ganze gewonnen. Am folgenden Tage flatterten bereits im Sturm aufgepflanzte Fähnlein auf der Burgbastei, doch das Geschütz der Belagerten schmetterte sie nieder. Umsonst versuchten sie am folgenden Tage, volle 24 Stunden lang, die Scharte auszuwetzen. Am 6ten September war die Katastrophe nahe, eine Mine unter der Löwelbastei flog auf, die Mauer von vier und zwanzig Schuh in der Dicke wich sechs Klafter weit aus dem Grund; doch Verzweiflung spornte die Vertheidiger und der Sturm ward — um theuren Preis — abgeschlagen. Als Kara Mustapha am 9ten September seine Heerschaaren musterte, fand er sie um ein Viertel schon verringert. Bald erhielt auch er Kunde, dass das christliche Heer zum Entsatze sich nähere; es bestand aus den Schaaren des Königs von Polen, Johann Sobieski, und aus den Truppen von Sachsen, Franken und Bayern, nebst mehren in Böhmen geworbnen österreichischen Regimentern, welche alle

bei Krems am 8ten September zusammenstiessen, und am 9ten und 10ten September nach Klosterneuburg und dem Kahlenberge aufbrachen, in allem 84,800 Krieger mit 186 Geschützen. Kara Mustapha rückte aus dem bisherigen Lager und bereitete seine Schaaren zur Schlacht, gegen den Dornbacher Wald und den Kahlenberg einerhälfts, anderhälfts auf den Wienerberg.

In Wien stieg indessen die Noth mit jeder Stunde. Gegen Abend des 11ten schwamm ein Reiter über die Donau und brachte dem Herzoge von Lothringen einen Brief Stahrembergs, des kurzen Inhalts: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! ja keine Zeit mehr verlieren!“ Raketengarben flogen vom Stephansthurm auf, zum wiederholten Zeichen, dass „die Noth am höchsten“, „Gott am nächsten“ aber liest Wien in den Meteoren über dem Herrmannskogel, und drei Kanonenschüsse von eben dort bestätigen den Trost: der Entsatz ist nahe! Auf jenen Bergen schon, Freunde und Feinde überschauend, harrt die Hülfe, liegt sie wie eine Gewitterwolke. Auf jenem Berge entdecken die Wiener die grosse Fahne der Befreier, das weisse Kreuz im rothen Felde, unterscheiden das Glitzern der Waffen, die Regungen der Colonnen, die Feuerzeichen. „Ein Augenblick trug die Freudenpost von Mund zu Mund. Ein Augenblick verkehrte die allgemeine Verzweiflung in lauten Jubel. Freunde und Feinde umarmten sich in heissen Thränen, in zitternder Freude. Die einen rannten in die Kirchen, dem Himmel zu danken, andere auf die Sammelplätze, jetzt schon mit Ungestüm einen Ausfall begehrend, viele, der immerfort tobenden feindlichen Kugeln und Bomben ganz unbekümmert, auf die Zinnen der Häuser, auf die Thürme bei den Schotten, bei Mariastiegen.“

Der Morgen des 12ten Septembers, eines Sonntages, brach in heitrer Klarheit an. Der Kapuziner, Bruder Marco d'Aviano las an dem Altare des Leopoldsberges die Messe, wobei der König von Polen ihm diente, und gab dem Heere den Segen. Nach geendigtem Gottesdienst ertheilte Sobieski seinem Sohne die Ritterwürde, „zum Andenken des grössten Tages, den er erleben könne“, und sprach zu seinen Feldherrn, an den Sieg bei Chocim sie mahnend und daran, dass der bevorstehende Sieg nicht eine Stadt, sondern die ganze Christenheit rette. Als die Massen sich in Bewegung gesetzt, als das ganze Gebirge von den

Reihen der Schlachtlustigen wimmelte, freudig Kriegsgeschrei und Musik weithinschallt, und der Grosswessir seinen Sinnen kaum traut, da wankt seine Zuversicht, und er rauft sich den Bart. Vom Boden auf raffen ihn endlich die Paschen von Diarbekir und Ofen und stellen ihn mit Gewalt an die Spitze der Janitscharen. Im Anblicke und Dufte des Blutes sucht er neuen Muth. Dreissigtausend Gefangne im Lager werden niedergemetzelt, da springt er im Rausche des frischen Grimmes auf, fasst die Fahne des Propheten und tritt in das Centrum der Schlacht. Fünf Kanonenschüsse vom Kahlenberge geben das Zeichen. In den Berg- und Hügelschluchten von Nussdorf nach Heiligenstadt zieht sich das Gemetzel wie eine schwellende Riesenschlange, umkreist jeden Schutthaufen. Die grosse Türkenschanze über dem jähen Döblinger Hohlweg sendet sieben Stunden lang den Mord auf die Oesterreicher, bis die Sachsen der Janitscharenphalanx, wie einem Panzerthiere, gewandt in die Weichen fallen. Um zwei Uhr des Mittags — bis dahin waren die Bayern und Franken, die das Centrum bildeten, noch nicht des Kampfs habhaft geworden, — wird's im Dornbacher Wald lebendig. Centauren gleich stürzen die Polen draus hervor, immer von neuem wider die lebendige Mauer der Feinde an, und von ihr zurückprallend. Um vier Uhr rücken die Türken gegen die Vorstädte zurück, wenden plötzlich die Geschütze und betäuben durch den plötzlichen Angriff und treiben ein Regiment Lanzenreiter in die Flucht. Schon reisst es die andern mit sich fort, schon wächst die Verwirrung. Jetzt wirft sich der Herzog von Lothringen, — es ist halb fünf Uhr, — mit ganzer Heeresmacht im wüthenden Sturm auf den rechten Flügel der Feinde, gewinnt ihre grosse Batterie in Döbling; mit ihnen zugleich überschwemmt er Döbling, die Polen sammeln sich, drängen auf den Feind, drücken ihn bis in das Lager in der Rossau, so fest, dass ihm das Blut aus den Adern spritzt. Inzwischen gewinnt Markgraf Ludwig von Baden den Pass bis vor's Schottenthor, und bespricht mit Stahremberg einen Ausfall. Den ersten werfen die Türken zurück, — den zweiten Ausfall aber halten sie, an der Brust und im Rücken zugleich gepresst, dass einer den andern erdrückt, nicht aus. Wo ist Heil als in Flucht? Luft! der eine dahin, der andre dorthin! Auf und davon! Jeder Zuruf der Führer verhallt im Getümmel.

Schmach? Ruhm? Sie unterscheiden's nicht mehr. Das Schicksal ist's, das unvermeidliche, das sie im Nacken fühlen, hinter den Fersen fühlen, das sie dahinreisst! Ueber den Wienerberg, besinnungslos, unaufhaltsam, fliegen sie dahin. Um sieben Uhr ist der Sieg der Christen entschieden; mehr als zehntausend Türken liegen erschlagen auf dem Wahlplatze; dreihundert Feuerschlünde, fünfzehntausend Zelte, das prachtvolle des Grosswessirs drunter mit seiner geheimen Kanzlei, mit allen Schätzen und Waffen, Heerpauken und Fahnen sind der Sieger kostbare Beute; die Soldaten plündern nur Gold und Geschmeide, alles Uebrige, Lebensmittel, Herden, Kriegsbedarf, Leinwand, Leder, Pelze, bleibt den Wienern, die am andern Tage, mit dem frühesten, die Stadt, in der sie zwölf Wochen eingeschlossen gewesen, jubelnd und neugierig verlassen. Der edle Bischof Kollonitz aber suchte auf dem Schlachtfelde die Verwundeten, und die Christenkinder, die bei dem letzten Gemetzel etwa verschont geblieben; er fand deren sechshundert und sorgte mit väterlicher Treue für sie. Ein geringer Rest! denn sechstausend Männer, elftausend Weiber, vierzehntausend Mädchen, funfzigtausend Kinder waren in die Sclaverei fortgeschleppt worden.

Am 13ten wurde das Stubenthor wieder geöffnet und Stahremberg ritt mit allen Befehlshabern zu dem Könige von Polen hinaus, der aus des Grosswessirs Zelte ihm entgegenschritt, ihn als Bruder begrüssend. Beide durchwandelten alsdann die feindlichen Minen und Approchen und zogen endlich durchs Stubenthor im Triumph in die Stadt, vom Jubel des befreiten Volkes umschallt. In der Augustinerkirche wurde der Siegesgottesdienst gehalten, 300 Kanonenschüsse von den Wällen verkündigten dem flachen Lande seine Rettung. Am 14ten kam Kaiser Leopold nach Nussdorf, ritt mit dem Herzoge von Lothringen und mit Ernst Rüdiger von Stahremberg durch das Türkenlager, und zog dann nach Wien. Im Stephansdome sang der Bischof das Tedeum. Am andern Tage besuchte er den König von Polen im Lager. Noch im Dezember desselben Jahres wurde Kara Mustapha zu Belgrad auf Befehl des Grossherrn erdrosselt; fünf Jahre später schickte der Herzog von Lothringen nach Belgrads Fall das Haupt des Uebermüthigen dem Bischof Kollonitz. Noch heute bewahrt eine Nische im bürgerlichen Zeughause Wiens dasselbe.

. . . . . „ein Kästlein, abenteuerlich geschnücket,
Draus, von seinem Rumpf geschieden, hohlen Aug's ein Schädel blickt,
Eine rothe Schnur daneben, kündend blutiges Gericht.“*)

Unglaublich schnell erholte sich Wien von den Verheerungen der Belagerung; an der Stelle der geschleiften oder beschädigten Häuser erhoben sich alsbald neue prachtvollere, dass der Raum fast zu enge ward für alle die Palläste und Klöster. Da gab der Kaiser das Privilegium des Burgfriedens, der sich zum ungeheuren Ringe, vom rothen Thurme, vom Stubenthor und Rennweg, wie vom Kärnthnerthore bis Sankt Marx, dann vom Kärnthnerthore bis Margarethen, vom Burgthor bis an die Windmühle und die Strasse von Ottakring, vom Augustinergarten bis zur Währinger Höhe, endlich von der Schlagbrücke bis zu den neuen Schanzen ausgeweitet. — 1704 wurden, als in Folge der Rakoczy'schen Unruhen die Ungarn Wien bedrohten, die Vorstädte mit Wällen und Gräben, die „Linien“ genannt, umgeben. 1688 wurde die Strassenbeleuchtung ins Werk gesetzt, 1702 — 1703 die Errichtung einer Bank in Wien beschlossen, und bald darauf letztere von der Stadt übernommen.

Kaiser Joseph I. stiftete die Akademie der bildenden Künste in Wien, Karl VI., unter welchem das Bisthum Wiens zum Erzbisthum erhöht wurde, schuf durch Fischer von Erlach die Prachtbauten der Hofbibliothek und der Reichskanzlei und in Folge eines Gelübdes bei dem Ausbruche der Pest die Karlskirche; der grosse Eugen von Savoyen das Belvedere auf dem Rennwege, wo sich jetzt die kaiserliche Bildergallerie befindet.

Durch Maria Theresia erstanden das Invalidenhaus, und das neue Universitätsgebäude. In der Char- und Osterwoche 1782 (unter des unsterblichen Josephs II. Regierung) besuchte Papst Pius VI. die Kaiserstadt. Wie segensreich Joseph II. gewaltet, erkennt jetzt erst die Nachwelt, gerechter als seine Mitwelt, immer freudiger an; was Wien an Vernunft und Recht ihm verdankt, sprach ein Wiener Poet, der Stolz des Vaterlandes, in begeisternden Strophen vor Josephs Bilde aus, das der kaiserliche Neffe ihm 1806 durch Franz Zauner errichtete:

*) Wiener Poet.

„Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbsterrungnen Kranz!
Hoch zu Ross, das Antlitz lächelnd und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, Du bist es, weiser Joseph! Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie Dein Leben all entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel Du erkannt,
Und an Deinem grossen Werke bauend fest mit eh'rner Hand!

Ein Despot bist Du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebesklüften die verhasste Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

— — — — — — — — — — — — — — —

All Dein Ringen nach dem Lichte, all Dein Thun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, eh'rne Hand.“

Schlichter, gleichwohl treffend ist folgender Reim auf einem Hause am alten Fleischmarkt:

„Vergänglich ist dies Haus, doch Josephs Nachruhm nie,
Er gab uns Toleranz, Unsterblichkeit gab sie.“

Dies Wort Toleranz fasst wahrlich Josephs ganzes Sein, Streben und Wollen in einem Brennpunkte zusammen. Wähnt ihr sie im Kampfgetose verschollen, die heilige Parole? Noch schaaren sich die Edelsten um die alte Fahne; die Jugend, freudigen Hoffnungsmuthes voll, schrieb drauf: Humanität, und folgt ihr begeistert mit nackter Brust in den Krieg gegen die dichten Colonnen der Dunkelmänner, die Büffelschild an Büffelschild mit eisernen Haken einhängen, Nachtmützen auf den Köpfen und in den Köpfen den Wahn: „sie trügen Tarnkappen, und weil sie nicht gesehen sein möchten, seien sie unsichtbar!“ Zu früh in seiner Zeit, steht Joseph noch lebendig in der unsrigen und ficht unsre Schlachten mit. Was er gewollt, wirkt heute erst als That; was er bereits gab, was seine Mitwelt noch

nicht begriff, missbrauchte, verketzerte, — Freiheit des Worts und der Schrift, Anerkennung des Rechtes, das „mit dem Menschen geboren wird", — nur noch als heilige Hoffnung schwebt es jetzt den Besten in der Zukunft; aber die Durchgeistung der Massen verbürgt die Nothwendigkeit einstiger Erfüllung.

Joseph war deutsch, durch und durch; in den Regententafeln heisst er der Zweite; in den Herzen des Volkes, in Deutschlands neuer Geschichte, an deren Schwelle er mit Friedrich dem Grossen als Tempelwächter steht, ist er der Erste. Auch der Kaiserstadt, und nicht etwa bloss deshalb, weil er die Selbstständigkeit derselben durch die Einsetzung ihres neuen „Magistrates" sanktionirte; von seiner Zeit eigentlich datirt Wiens neues Leben. In dem letzten Widerstande gegen die Türken war gleichsam der alte historische Charakter Wiens beschlossen; nach dem Entsatze hatte es seine Rolle ausgespielt; seine Selbstherrlichkeit, seine Kraft, seine Eigenthümlichkeit verschwanden allmählig vor dem Glanze des Hofes, vor den Verwirrungen des deutschen Reiches. Unter Joseph aber regt sich, seit mancher Bann verschwunden, selbst im Uebermuthe der jungen Freiheit, im Zerstören selbst, neue Gesittung. Mozarts Musik ist die Ouvertüre des neuen Lebens, bei welchem das Volk nicht mehr ein geduldetes Publikum ist, sondern selbst mitspielt mit seinem ganzen üppigen, unerschöpflichen, allumfassenden Humor; war doch freier Spielraum gegeben! — es breitete in frischer Jugendkraft sich daraus aus; reifte doch jede Stunde neuer Stoff! — es ergriff ihn wie Scepter und Krone seines neuen Reiches. Alle attischen Elemente seiner innersten Wesenheit kamen aus der böotischen Kruste zu Tage, die sich an ihm, — bevormundet und doch vernachlässigt, wie es lange gewesen, — gebildet hatte. Alle Kraft des Denkens und Wollens, die bei andern Völkern in grossen Denkern, Dichtern, Künstlern, als in einzelnen Stämmen sich sonderte, vertheilte sich in Wien im ganzen Volke, das aus allem Fremdartigen, was der Verkehr mit den verschiedensten Nationen, aus allem Neuen, was der rasche Umschwung der Zeit ihm in den Schooss warf, mit unvergleichlichem Instinkte nur das sich aneignete, was seiner eigensten Natur zusagte, die es einestheils dadurch vielseitig und grossartig ausweitete, andertheils in compakter Eigen-

thümlichkeit und stämmiger Gesundheit erhielt*). Wie Wien's Charakter noch sich entfaltet, ward er erst unter Joseph; dass aber jener in der Fülle seines Freimuths, seines Humors, seiner Lebensfreude an der alten Treue, der alten Herzhaftigkeit nichts eingebüsst, bewies das Wienervolk in den Tagen der Noth und Gefahr unter Franz II.

Als Franz II. am 19ten August 1792 von der Kaiserkrönung in Frankfurt am Main und der Königskrönung in Prag heimkehrend, zum Kärthnernthore herein seinen feierlichen Einzug hielt, bezeugte statt aller Ehrenpforten, die er sich verbeten, der von allen an den ehrwürdigen Stephansdom angebauten Häusern, Hütten und Boutiquen gereinigte Stephansplatz des Kaisers einfachen, hausväterlichen Sinn und seine Pietät für das Altherkömmliche, von den Vätern als theures Gut Ererbte. Ein Kupferstich mit der Ansicht des nun auf freiem Platze imposant sich zeigenden, herrlichen Stephansdomes enthält die Aufschrift: „Dem Andenken Franz's II., neugekrönten römischen Kaisers, der durch Erweiterung und Verschönerung dieses Platzes, die Zierde seiner Hauptstadt, die Bequemlichkeit seiner Bürger, Ehrenbogen vorzog, gewidmet von den Bürgermeistern, Räthen und der Bürgerschaft gemeiner Stadt Wien, im Jahre 1792.“ Den alten, feurigen, thatlustigen Nationalgeist der Wiener bewies das „Aufgebot“; elftausend Männer erhoben sich, da dem Vaterlande Gefahr drohte, zum Kampf; die Wiener „Freiwilligen“, Beamte und Studenten drunter, waren 1400 Mann stark. Als 1797 die Schlacht bei Rivoli geschlagen, das feste Mantua gefallen, Napoleon in Steyermark eingedrungen, die Gefahr schon der Hauptstadt nahe war, wurde der Landsturm entboten und aufs neue das Aufgebot ausgeschrieben; binnen kurzem waren siebenunddreissigtausend aufgezeichnet, darunter über 1000 Studenten unter ihrem Rector, Doctor Quarin, die Künstler der Akademie unter ihrem Direktor Schmutzer. In Folge der Friedenspräliminarien zu Leoben wurde jedoch das Aufgebot

*) So ist es nicht zu übersehen, dass unter Josephs Regierung (1781) in Wien das Volkstheater in der Leopoldstadt entstand, während auf dem Hof- und Nationaltheater Schröder die Schöpfungen Shakespeares an die Stelle der sogenannten Classicität Frankreichs und der Gottsched'schen Schule setzte.

aufgelöst, bevor es Gelegenheit hatte, seinen Muth durch die That zu erproben. Der 11te August 1804 ist der Geburtstag der erblichen Kaiserwürde Oesterreichs, welche Franz II., nunmehr der Erste, dekretirte. „Am 7ten Dezember Vormittags*) wurde das Pragmatikalgesetz durch Regierungs- und magistratische Commissäre, unter Trompeten- und Paukenschall und Paradirung der Truppen und der Bürgerschaft proclamirt, in der Stadt am Hof, vom Balkon der Kirche, am Graben vom Balkon des Spielmann'schen Hauses, in den Vorstädten auf den schicklichsten Plätzen von schön verzierten, roth und weiss, der Farbe Oesterreichs, behangenen Tribunen. — Während dieser feierlichen Verkündigung trat der Landmarschall Graf Saurau an der Spitze der Stände und zweier Deputirten der Stadt Wien vor den Thron zur Abstattung der ehrerbietigsten Glückwünsche. Tages darauf (8ten Dezember) geschah der feierliche Einzug zum Tedeum nach St. Stephan aus der Burg über den Michaelerplatz durch die Herrengasse, über die Freiung, den Hof, den Graben und Stock im Eisen. Voraus in sechsspännigen, prächtigen Gallawägen, jeder von 2 Laufern und 6 Bedienten in grosser Galla begleitet, die k. k. Kämmerer, die geheimen Räthe, der innere und äussere Hofstaat von allen vier Hofstäben in grosser Galla, darauf die Wägen der kaiserlichen Familie, der Erzherzog Ferdinand mit seinen Herren Söhnen, den Erzherzogen Franz, Ferdinand und Maximilian, die Erzherzoge Johann, Ludwig, Rainer und Rudolph, von ihren Obersthofmeistern und Kämmerern zu Pferde begleitet, darauf im Imperialprachtwagen Franz I., römisch-deutscher und Erbkaiser von Oesterreich, und die Kaiserin Maria Theresia, umgeben von den obersten Hofämtern und Gardekapitänen, die Trabantengarde zu beiden Seiten, die deutsche und ungarische Garde hinter dem Wagen, darauf die Obersthofmeisterin, die *dames de palais;* ein Reiterregiment und ein Grenadierbataillon, die den Wagen schlossen. In den Strassen machte das Militär Spaliere; auf den Plätzen paradirte die Bürgerschaft. Im Stephansdome harrten des Monarchen die Ordensritter, die übrigen geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse, die Regierung, die Stände, die Hochschule, der Magistrat. Eine Denkmünze verewigte diess Er-

*) Hormayr's Geschichte Wien's.

eigniss, das zugleich in allen Vorstädten, von allen Confessionen und Körperschaften begangen wurde.“ —

Wien ist von nun an nicht mehr die Residenz eines Wahlkaisers, sondern der natürliche Mittelpunkt eines ungeheuren Kaiserstaates. Es hat seine Physiognomie nicht verändert, aber der unmittelbare, fast möchte man sagen: familiäre Bezug zu der Person des Monarchen und zu allen Kindern seines Hauses drückt ihm jetzt ein ganz eigenthümliches Gepräge auf. Die Treue, die es früherhin der Idee der Majestät geweiht, verinnigt sich jetzt ganz und gar den Personen. — Der Wiener dünkt sich wie einen Milchbruder jedes jungen Fürsten, der in Wien geboren ist oder erzogen wird; er kennt nichts Höheres als ihn, rankt sich in aller Ehrfurcht eigentlich nur an das Reinmenschliche und thut vertraut. Wage es bei allem vorlauten Wesen der Wiener ein Fremder in Wien, ein Glied des Regentenhauses zu bespötteln! Mit welcher rührenden Anhänglichkeit hingen die Wiener an dem Herzog von Reichstadt! War er doch in Wien gross geworden, ein Enkel des Vater Franz, mit dem sie Freud und Leid redlich getheilt. Und doch hatte Napoleons Einzug in Wien 1805, und das Walten der Franzosen daselbst keine freudige Stimmung erzeugt, obwohl der Held des Jahrhunderts selbst in der Proklamation an die Bewohner Wiens diesen die Gerechtigkeit widerfahren liess, dass sie sein „Zutrauen gerechtfertigt, als er sich auf ihre Gefühle von Ehre, von Treue und von Redlichkeit verliess.“ Der Jubel, mit welchem Wien nach Napoleons Abzug seinen rechten Kaiser empfing, charakterisirt es ebenso wie die ächtchristliche Barmherzigkeit, mit der es verwundete Freunde und Feinde als Brüder gepflegt, und mit welcher es bei aller Pracht und Feierlichkeit die Krone der Freuden darin suchte, eine Subscription für die Armen zu eröffnen, welche in wenigen Stunden an 50,000 Gulden betrug; — Mitleid für fremdes Weh und Wohlthätigkeit waren stets und sind noch heute die hellsten Sonnenblicke auf dem Bilde des Wienervolkes. Was 1797 das Aufgebot, war in dem Ehrenjahre Tyrols und der österreichischen Tapferkeit, dem Jahre von Aspern, 1809, die Landwehre. Am 9ten Mai standen die Franzosen abermals vor den Thoren der Kaiserstadt und bombardirten. Am 11ten steckte sie die weisse Fahne auf. Der Feinde Walten in der eroberten Stadt war un-

erträglich; als Napoleons Geburtstag durch eine Illumination gefeiert werden musste, zeigte ein Bürgerhaus in der Mariahülfer Vorstadt die grossen reich beleuchteten Anfangsbuchstaben: Z. W. A. N. G.; den Nähertretenden wurde aber auch die kleinere Schrift lesbar und es hiess: Zur Weihe An Napoleons Geburtstage! — Eine wahrhaft shakespearesche Komik inmitten des grossen Trauerspiels*). Eine ernstere Episode ereignete sich am 11ten Oktober in Schönbrunn, wo Napoleon Hof hielt; Friedrich Staps, der Deutschland durch eine rasche That von dem Feinde des Vaterlandes befreien wollte, büsste den kühnen Vorsatz in Meidling durch die feindlichen Kugeln. Der Jubel von 1804 und 1805 verzehnfachte sich 1809 bei der Rückkunft des Kaisers aus Ungarn, 1814 am 16ten Juni bei dessen siegreicher Wiederkehr von Paris und 1826 bei seiner Genesung von gefährlicher Krankheit. Unter seiner zweiundvierzigjährigen Regierung gewann Wien durch eine Menge neuer Bauten (worunter das polytechnische Institut, das neue Burgthor, der Theseustempel, die Franzens- und die Ferdinandsbrücke u. s. w.) so wie durch fortwährende Verschönerungen der Stadt und der Vorstädte, durch anmuthige Gartenanlagen auf dem Glacis eine fast ganz neue Gestalt. Der Congress des Jahres 1814 schliesst Wiens neuere Geschichte mit einem imposanten Tableau.

Nachdem wir es versucht, die Geschichte der Kaiserstadt im flüchtigen Abriss wiederzugeben, wenden wir uns nun zu ihrer Beschauung, und wollen bei ihren vorzüglichsten Merkwürdigkeiten verweilen.

8700 Wiener Fuss hoch über der Fläche des adriatischen Meeres breitet sich im Umkreise von drei und einer halben deutschen Meile das Terrain (von 8,600,000 Wiener Klaftern) aus, auf welchem die Stadt Wien, umgeben von 34 Vorstädten, sich erhebt; ein Arm der Donau scheidet die Leopoldstadt mit der Jägerzeile, dem Prater und Augarten und der Brigittenau, von der Stadt, — das Glacis, mit seinen zahlreichen Alleen

*) Hormayrs Geschichte Wien's.

und Gartenanlagen, die letztere von den diesseits der Donau gelegenen Vorstädten. Zwölf Thore führen in das Innere der Stadt, das prachtvollste — das Burgthor, von Peter Nobile (1822—1824) nach dorischer Ordnung erbaut, mit fünf Durchfahrten und gegen die Stadt zu mit zwei Seitenflügeln, auf der Aussenseite die Inschrift: „*Franciscus I., imperator Austriae*", auf der Innenseite den Wahlspruch: „*Justitia regnorum fundamentum.*"

Wir durchschreiten, von den Vorstädten kommend, des Thores Säulengang, und finden uns nun auf dem grossen Parade- oder neuen Burgplatz, über welchen zwei breite Fahrwege und zu deren Seiten zwei treffliche Trottoirs für Fussgänger führen. Links schliesst den Platz der Volksgarten mit dem geschmackvollen Theseustempel, in dessen Innerem Canova's Meisterwerk: „Theseus, den Centauren erlegend",*) — mit dem Café Curti und dem Paradiesgärtchen, — rechts der Hofgarten mit der Reiterstatue des Kaisers Franz I. (Gemahls der Maria Theresia) von Balthasar Moll und mit dem durch architektonische Pracht und Pflanzenreichthum ausgezeichneten grossen Treibhause. Vor uns aber zeigt sich die Kaiserburg, deren südliche Fronte, die breiteste, unter Kaiser Leopold I. erbaut, von Maria Theresia und Joseph II. bewohnt wurde und von dem jetztregierenden Kaiser wieder bezogen worden ist. Am Ende dieser Fronte springt ein neuerer Flügel vor, der 1805 für grosse Hoffeierlichkeiten erbaute Rittersaal, an welchen sich der „Schweizerhof" (der Burg ältester Theil, in seiner jetzigen Form von Ferdinand I. erbaut und von Maria Theresia verschönert) schliesst. Wandeln wir jetzt durch den niedren schmalen finsteren Thorweg, auf den inneren Burgplatz, den der Leopoldinische Bau, und ihm gegenüber die durch Fischer von Erlach 1728 erbaute Reichskanzlei, der Schweizerhof und der diesem gegenüberstehende Amalienhof umschliessen! Seht ihr jenes Spiegelfenster im dritten Stockwerke des Schweizer-

*) Der Erbauer des Tempels, bei dessen Construktion die des Theseustempels in Athen zum Muster genommen wurde, ist Peter Nobile; die unterirdischen Gewölbe enthalten römische Alterthümer, worunter viele aus der Umgebung von Vindobona und Carnuntum. Canova schuf die Theseusgruppe in Auftrag Napoleons, der sie für den Corso in Mailand bestimmt hatte, begann sie 1805 und vollendete sie 1819.

hofes? Sonst ging selten ein Wiener über den Platz, ohne hinanzublicken, ob Vater Franz nicht hinter der Fensterscheibe stehe; das Wohl von drei und dreissig Millionen Menschen lag in jenem Kabinete beschlossen, wo der Kaiser arbeitete. Die vier kolossalen Gruppen, Thaten des Herkules, an der Reichskanzlei, (deren Inneres grosse Gemälde von Peter Kraft [die Rückkehr Franz des Ersten nach Wien 1809 und 1814, und seine erste Ausfahrt nach seiner Genesung 1826] schmücken,) sind eine Arbeit Lorenzo Matthieli's. Wenden wir uns nun durch das Thor des Schweizerhofes, an der Schatzkammer und an der Burgkapelle vorbei, (welche ein Cruzifix von Raphael Donner bewahrt,) und treten wir auf den Josephsplatz. Von drei Seiten umschliesst ihn wahrhaft imposant ein Prachtbau, dessen Mitte die Hofbibliothek, (gleichfalls von Fischer von Erlach, unter Karl VI.) mit ihrem 240 Fuss langen und 54 Fuss breiten, grossen Saale, (worin Karls VI. Marmor-Statue, umgeben von 12 habsburgischen Kaisern,) einnimmt. Die ächte Zierde des Platzes aber ist Josephs II. Standbild*). Im Gewande und mit der Haltung eines römischen Imperators sitzt Joseph, den Lorbeer um die Schläfe, auf einem ausschreitenden edlen Rosse, mit der einen Hand dessen Zügel fassend, die andere zum Segen über sein Volk ausgestreckt. Das granitne Piedestal trägt zwei Basreliefs: „die Beförderung des Handels" und „das Aufblühen des Ackerbaues", so wie die beiden Inschriften: „*Josepho II. Aug. qui saluti publicae vixit non diu sed totus*", — „*Franciscus Rom. et Aust. Imp. ex fratre nepos alteri parenti posuit* 1806." An den vier Ecken stehen Granitpilaster mit Medaillons in Bronce, Ereignisse aus Josephs Leben und Regierung darstellend. — Auf dem Josephsplatze ist der Eingang zur Reitschule, welche ihre herrliche Façade gegen den Michaelerplatz hin entfaltet und sich an das Hofburgtheater schliesst. Auch die Reitschule wurde durch Fischer von Erlach gebaut, — ein längliches Viereck mit Säulen und Statuen verziert, und von einer auf 46 Säulen ruhenden Gallerie umfangen. Dicht an jenem gegenüberstehenden Flügel des Prachtbaues auf dem Josephsplatze (worin sich die zoologischen Sammlungen befinden) ist die Augustinerkirche, von Friedrich dem Schönen

*) Franz Zauner goss die Statue des Kaisers 1800, das Pferd 1803.

1330 erbaut; hier predigten Abraham a Santa Clara, und der Dichter der Söhne des Thales und Luthers, Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Die Lorettokapelle ist die Ruhestätte der Fürstenherzen, wie die Kapuzinergruft jene der Fürstenleichen. In der freundlichen Todtenkapelle befindet sich das Grabmal des Kaisers Leopold II., in der Kirche selbst das herrliche Monument der Erzherzogin Christina*), Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen, — gewiss Canova's schönstes Werk, — eine 28 Fuss hohe Pyramide aus carrarischem Marmor, mit einer offenen Gruftpforte, zu welcher zwei Stufen hinaufführen, darüber die Inschrift: *Uxori optimae Albertus*, — weiter oben die Glückseligkeit, schwebend, Christinens von der Ewigkeitsschlange umfangenes Bild (Basrelief) in den Armen, und ein schwebender Genius, der die Palme der Vollendung reicht. Auf den Stufen zur Gruftpforte liegt ein Teppich ausgebreitet. Die Tugend, mit dem Oehlzweigkranze auf den gelösten Locken, trägt weinend die Urne mit Christinens Asche in die Gruft, zwei Mädchen mit Leichenfackeln und Blumengewinden vor und hinter ihr; auch die Wohlthätigkeit, einen blinden armen Greis am Arme führend, von einem betenden Kinde gefolgt, gibt den irdischen Resten das letzte Geleite. Links ruht ein Löwe, den Kopf schmerzvoll auf die gewaltigen Tatzen gesenkt, auf der obersten Stufe, hinter ihm der österreichische Wappenschild; ein trauernder Genius lehnt das Haupt und den einen Arm auf die Mähne des Löwen, indess der andre auf das Wappen Sachsens sinkt. Das Augustinerkloster stösst an das ebenso prächtige als freundliche Palais des Erzherzogs Carl (früher Herzog Alberts von Sachsen-Teschen), dessen Fronte gegen die Bastei sich an den Augustinergang und durch das Münz- und Antikenkabinet wieder an die Burg schliesst.

Einen Blick noch, bevor wir von dieser scheiden, in die kaiserliche Schatzkammer! Eine Gruft voll weltgeschichtlicher Reliquien! Sind diese Zimmer, weil sie über der Erde, drum weniger Gruft? Weil keine Leichen, keine Mumien, kein Staub darinnen, — sondern nur Kleider, die noch nicht vermodert, Kronen, die noch nicht zerfallen, — weniger Gruft? Waren die

*) Die südwestlichen Vorstädte Wiens verdanken ihr die grosse Wasserleitung.

Leiber Jener, die diese längst wieder Staub Gewordenen einst getragen, nicht auch nur Kleider, Königsmäntel, Kronen, in denen die Geschichte einst stolz und majestätisch umherwandelte, und die sie wegwarf, um sich in neuen zu zeigen? Die ihr vor Staube zittert, werft euch, wenn ihr eingetreten, auf die Kniee und betet an. Die ihr dem Geiste Gottes huldigt, der in ewig frischer Jugendkraft die Geschlechter der Menschen zeugt und reift, richtet stolzer die Häupter empor, wenn ihr diese Reliquienkammer der Weltgeschichte betrachtet, lasset die Trostlosigkeit und Verzweiflung darüber, dass das Alte unwiederbringlich verloren, jenen Alten, an deren elender Ichsucht nichts verloren ist, und freut euch des „Werdenden, das ewig wirkt und lebt", es „umfass' euch mit der Liebe holden Schranken"! Die erhabene Ironie der Weltgeschichte umweht euch hier wie frischer Ostwind auf Bergeshöhen. Seht diesen Diamant, er heisst der „grosse" *par excellence*, der „Florentiner"*), er wurde vor sechzig Jahren auf 1,643,394 Gulden geschätzt; — einst war er Karls des Kühnen, der ihn in der Schlacht bei Granson (1476) verlor; der Schweizerbauer, der ihn fand, hielt ihn für ein Stück Glas, und verkaufte ihn für einen Gulden! Seht hier Wallensteins Horoskop und dort Timurs Schwert! Seht hier des römischen Kaisers Krönungsornat, die österreichische Hauskrone, die silberne Wiege des Königes von Rom, die eiserne Krone und den Krönungsmantel Napoleons, und dort — die Schlüssel zu den Fürstensärgen in der Kaisergruft bei den Kapuzinern! Das sind die zermalmenden Epigramme der Weltgeschichte.

Auf! Hinaus ins frische fröhliche Menschengewühl! Fort auf den Michaelerplatz, an der Michaelskirche vorüber, welche Leopold der Glorreiche 1221 gegründet, Albrecht V. 1416 hergestellt.**) Rasch durch die drängenden Schaaren der eleganten Welt, welche in den fashionablen Stunden***) auf diesem Corso Wiens auf- und niederlustwandelnd, die neuesten Moden zeigt,

*) Er wiegt 133 Karat ½ Gran.

**) Die Gruppe des Portals: „Der Sieg des Erzengels Michael über den Drachen" ist von Mathiele. In der Gruft liegt Metastasio begraben.

***) Von zwölf bis ein Uhr Mittags. Die Zwölfuhr-Messe zu S. Michael heisst (mit Recht) die elegante.

an den geschmackvollen Läden vorbei, in welchen der Luxus zur Schau gestellt ist. Ueber den Graben hin, an den beiden Café-zelten, unter welchen man an Sommerabenden sitzt und Eis geniesst, — an der zum Andenken der Erlösung von der grossen Pest (1679) von Leopold I. 1693 errichteten Dreifaltigkeitssäule, und an den beiden geschmackvolleren Brunnen (von Professor Fischer 1804) vorbei, zum Stock im Eisen und nach St. Stephan, dem kolossalen Palladium der Kaiserstadt!

Doch bevor wir bei diesem etwas länger verweilen, noch einige Augenblicke für den Stock im Eisen! In der Nische eines Hauses seht ihr einen nicht allzuhohen Stamm, der von oben bis unten mit Nägeln beschlagen ist, so dass er wahrhaft in einer eisernen Rinde steht; vielleicht ist von dem ursprünglichen Holze darunter, längst keine Spur mehr da; jeder Schlossergeselle, der nach Wien kommt, schlage in diesen Stock einen Nagel, berichtet die Tradition; ein eiserner Reif mit künstlichem Schloss hält den Stock in der Nische.

Es gibt ein schönes sinniges Gedicht*) von diesen Stock im Eisen:

„O lieber Stock im Eisen,
Du warst ein Baum zumal,
Mit Blättern und mit Zweigen
Im grünen Gartenthal.

Der Städter wohnt in Frieden
In hoher Häuser Nacht,
Seit dich hier anzuschmieden
Der Schlosser war bedacht.

Gleich einem müden Greisen
Was lehnst du am Gestein?
O lieber Stock im Eisen,
Wo sind die Zweige dein?

Es scheint der Mond herunter,
Der Stern auf Wolken hängt;
Die Nachtgespenster munter,
Der Mensch in Schlaf versenkt.

*) Spindlers Damenzeitung. 1830. Nr. 269.

Die Eule weint, die Eiche
Hoch in den Winden saust,
Der Schlosser naht zum Streiche,
Die Axt in schwerer Faust.

Er leget an die Zweige
Die Axt rothglühend an, —
Da weint der Stock im Eisen;
Was hat man dir gethan?

„Herr Gott! auf meinen Zweigen
Der Vogel dich lobpries!
Der Schlosser heisst ihn schweigen
Und macht ihm ein Gebiss!“

Der Schlosser liegt im Flaume,
Vom schweren Handwerk müd,
Die Seele von dem Baume
Durchs Eisen glänzt und glüht.

In schauerlichen Weisen
Der Adler oben schreit;
„Macht flink aus Holz und Eisen
Einen Sarg, ihr Zimmerleut'!“

Und die vorüber reisen,
Viel Nägel schlagen ein;
O lieber Stock im Eisen,
Das ist die Rinde dein.

Es schau'n den Stock im Traume
Die kleinen Junker an; —
„Wer zog, wer zog dem Baume
Die schwarze Rüstung an?“

Eine Sage*) berichtet, dass in grauen Zeiten, nach Fabianas Verwüstung, sich bis an die Stelle, wo jetzt der Stock im Eisen, dichter Wald erstreckt. Markgraf Leopold, der Heilige, habe sich in der Gegend um Wien (wo jetzt das Esterhazische Palais, in der Wallnerstrasse) ein Jagdhaus erbaut. Als es der Vollendung nahe, seien viele Arbeiter verabschiedet worden, darunter auch

*) Vergleiche Romantisch-historische Skizzen aus Oesterreichs Vorwelt. Von Emil * *.

ein Schlosserlehrling, der sich auf dem Heimwege verirrt, und unter einem Baume, den er statt zu verlassen, immer wieder ins Gesicht bekam, trostlos niedergesunken. Diess sein Unglück aber habe er als eine Strafe des Himmels betrachtet, weil er beim Baue dem Meister einen zierlich gearbeiteten Nagel entwendet, und da er weder den Nagel zurückzugeben, noch ihn zu behalten gewagt, wollte er ihn in den Baum einschlagen. Da sei aber plötzlich ein Mann in einem rothen Mantel und mit einer rothen Hahnenfeder auf dem Hute vor ihm gestanden, und habe ihn verhöhnt, dass er weder im Stande sei, einen solchen Nagel, noch ein Schloss zu verfertigen, das den Baum vor Axt und Säge schützen könne. Der Lehrling schlug ein Kreuz, fand bald den rechten Weg und gestand dem Meister sein Vergehen. Nachdem er seine Wanderschaft vollendet, kam er wieder nach Wien und fand des Meisters Tochter zur Jungfrau erblüht, für die er in heftiger Liebe entbrannte; da er aber arm war, so konnte er keine Hoffnung fassen, ihren Besitz zu erringen. Seine Geliebte sollte jedoch eines Andern Braut werden und nun fiel ihm des Versuchers Hohn wieder ein; aber tugendhaft, wie er war, beschloss er, jedes andere Mittel zu verschmähen, wenn sein redliches Herz ihm ihren Besitz nicht erringen könne. Auch sie bezwang ihre Liebe und nahm sich fest vor, das Herz des Vaters durch Ungehorsam nicht zu betrüben. Dieser aber hatte ihre stille Neigung längst ergründet, und führte ihr den Geliebten an demselben Tage, an welchem er zum Meister aufgenommen wurde und in den Wald hinausziehen musste, um den künstlich verfertigten Nagel neben dem seines Lehrherrn in den Baum zu schlagen, als Bräutigam zu. — Seit dieser Zeit nun habe jeder junge Meister und wandernde Geselle der Zunft einen Nagel in den Baum geschlagen, und in dieser eisernen Rinde sei der letztere, nachdem der ganze Wald umgehauen worden, als Wahrzeichen stehen geblieben.

Doch auch eine andere schauerlichere Sage, ähnlich jener vom Baue des zweiten Thurmes am Stephansdome, wird von dem Stock im Eisen erzählt, wie der Besitz der Tochter des Meisters und das Meisterwerden für den Schlosserlehrling an das Verfertigen eines Schlüssels für ein künstliches Schloss am Baume geknüpft gewesen, das ein fremder Geselle zu Stande gebracht, als ein Preis dafür ausgeschrieben gewesen, und der den Schlüssel

hohnlachend in die Luft geworfen, dass dieser — zum Schrecken Aller — nicht wieder zur Erde gefallen. Jener Fremde aber sei der Böse gewesen. Darnach habe der Rath der Stadt aufs neue einen Preis ausgeschrieben, wer den passenden Schlüssel zum Schlosse fertige, und habe der Böse den Lehrling bethört, dass er sich ihm verschrieben, habe ihm den Schlüssel, den der Lehrling nie zu Stande gebracht, gefertigt, und sich nur ausbedungen, dass der Lehrling nie die Messe versäume, sonst sei dessen Leben und Seele ihm verfallen. — Der Lehrling habe in Reue und Gottesfurcht auch nie die Messe versäumt; nur eines Sonntags, Vormittags, sei er in einen Weinkeller gerathen, und habe, von bösen Gesellen bezecht, fast die Messe vergessen. Plötzlich aber habe er sich aufgerafft, und als er schreckensbleich auf den Stephansplatz gekommen, sei ihm eine alte Frau begegnet, die er gefragt: ob die letzte Messe schon begonnen, und die habe ihm den Bescheid gegeben, dass der Segen schon vorbei. Da sei er, verzweifelnd, in die Schenke zurückgestürzt und habe sein unsterblich Theil verloren. Jener Bescheid aber sei höllisches Trugwerk gewesen; und als er sich dem Bösen wirklich ergeben, sei die Messe erst beendet worden.

Wir stehen auf dem Stephansplatze, vor uns der altergraue Dom in seiner ganzen ehrwürdigen Pracht mit der Riesenpyramide, wie ein erhabenes Epos; Du zweifelst, ob Du mehr die Kühnheit der Phantasie oder die Zierlichkeit in der Ausführung bewundern, ob Du dem gewaltigen Menschenstolze oder dem Wunderthäter: dem Glauben, die Kraft beimessen darfst, welche ein solches fast übermenschliches Werk vollbracht. Der ganze Bau ist aus Sandsteinquadern aufgethürmt, und doch gemahnt er Dich, mit seinen zahllosen Giebeln, wie ebenso vielen Blüthenzweigen und frischen Sprossen, mit seinem durchbrochenen Laubwerk, aus welchem plötzlich abenteuerliche Thiergestalten hervorspringen, mit jenem ungeheuren Stamme, dessen Blüthenkrone, der Sonne frei aufgeschlossen, Kreuz und Adler trägt, — wie ein Wald, dessen tausend Stämme unten an den Wurzeln aneinandergewachsen; und, trittst Du in sein Inneres, belebt das in Farben gesplitterte Licht jenes steinerne Volk von Engeln, Heiligen, Blutzeugen und Fürsten, blickst Du zu den schlanken Schäften empor, die hoch oben, dem Auge fast unkenntlich, die Aeste in einander

schlingen, so wähnst Du Dich in's ferne Wunderland, in die Burg des heiligen Grales versetzt.

Der herrliche Bau ist in der Form eines lateinischen Kreuzes aufgeführt, dessen Balken die beiden grossen Thürme darstellen. Die Länge der Kirche beträgt 55 Klafter 3 Schuh, die grösste Breite 37 Klafter, die Höhe der äussern Mauern 13 Klafter 1 Fuss, die des Schiffes 14 Klafter 2 Schuh, die der Abseiten 11 Klafter 3 Schuh, die des grossen Thurmes 72 Klafter 1 Schuh 3 Zoll, die des unvollendeten 34 Klafter 1 Schuh und die der Heidenthürme 33 Klafter 4 Schuh, Wiener Maass*). Das Dach prangt, wie der Rücken eines geschuppten Zauberungethümes, das sich sonnt, im Farbenglanze durch glasirte bunte Ziegel. Fünf Pforten führen in das Innere der Kirche, das sogenannte Riesenthor, das nur selten bei besonderen Anlässen geöffnet wird, an der Stirnseite, — das Primglöckleinthor unter dem ausgebauten, das Adlerthor unter dem unausgebauten Thurme, jedes mit einer prachtvollen Vorhalle, — zwischen beiden, an den Längenseiten bis zur Stirnseite, zwei andere Eingänge.

Treten wir zuerst vor das Riesenthor, einen Rest des ältesten Baues. Ueber der westlichen Kirchenwand, in welcher es sich befindet, erheben sich die beiden „Heidenthürme", welche den öfteren grossen Feuersbrünsten widerstanden. „Ihre ganze Einrichtung" (bemerkt Primisser**) „zeigt den im 12ten und 13ten Jahrhundert üblichen Styl: wagerechte Abtheilungen theilen die Thürme in 4 Geschosse, die mit rund- und spitzbedeckten Fenstern abwechselnd ausgefüllt sind; die spitzen, achteckigen Steindächer haben 8 Giebel, mit Pflanzenknorren verziert; die leichte und zierliche Gallerie aber, die auf 16 Tragsteinen ruht, so wie die Blumenknospe auf der Spitze sind offenbar durch spätere Hände hinzugefügt." — Auch das hohe Fenster im reinsten deutschen Baustyl über dem Riesenthore, sowie die Gallerie, welche die Stirnwand schliesst, und die beiden Anbaue (die Aussenwände der Eligius- und der Kreuzkapelle) gehören späterer Zeit an. An den Enden der letzteren stehen in zierlichbedachten Nischen die Statuen Rudolphs, des Stifters, und seiner Gemahlin

*) Wir folgen hier den Angaben Tschischka's.

**) Die alten Kunstdenkmale Wien's.

Katharina. Das Riesenthor vertieft sich in einer mehre Fuss vorspringenden Halle mit sieben Säulen von den mannigfachst geformten Schäften und Kapitälen; — darüber der Heiland von zwei Engeln und den Aposteln umgeben. Ueber dem Friese der Aussenwand der Thorhalle liegen zwei Löwen, wie zum Sprunge bereit, und weiter oben zeigen sich, zum Theil in Nischen, abenteuerliche, räthselhafte Steinbilder, der sogenannte verwundete Lehrling, ein Mann, der einem Löwen den Rachen aufreisst und mehr dergleichen.

Die schönst ausgeführte Aussenwand der Kirche ist die südliche, zu welcher wir uns jetzt wenden. Etwas hinter dem Anbau zurück, welcher sich an die Westseite schliesst (der Eligiuskapelle), bis zum Thurme zeigen sich sieben Fenster mit phantasiereich construirten Rosen, durch 4 Strebepfeiler geschieden, über je zweien ein hoher pyramidaler Giebel, wovon leider nur einer in Steinmetzarbeit vollendet ist. An der herrlichen Vorhalle des Siegerthores befindet sich das verstümmelte Grabmal des lustigen Rathes Neidhard Fuchs, des Bauernfeindes; die Steinbilder sind kaum mehr zu erkennen. Im Felde über der inneren Thüre der Halle seht ihr zwei Basreliefs, die „Bekehrung und die Enthauptung des heiligen Paulus". — Die Halle des Primglöcklein-Thores enthält gleichfalls Steinbilder, so wie die Fenster — Glasgemälde (Figuren Habsburgischer Fürsten). — Der hohe Chor beginnt unmittelbar hinter dem grossen Thurme; er theilt sich in einen Haupt- und zwei Nebenchöre. Nicht weit vom Thurme sind an der Wand zwei schöne Werke alter Kunst eingefugt: „Christi Abschied von seiner Mutter", das eine, vorzüglichere, vom Jahre 1517, ein Grabstein Jörg Sigenfelders, das andere, grössere, von 1540, durch Johann Straub errichtet. — An der nördlichen Aussenwand des Chores befindet sich ein grosses, leider sehr verstümmeltes Hochrelief: „die Kreuztragung Christi", (das Grabmal des Rathsherrn Hutstocker); auch in den Torsi noch lässt sich die vortreffliche Composition erkennen; Konrad Vlauen aus Wien schuf dies Werk. Zunächst daran erhebt sich Capristan's steinerne Kanzel, und daneben zeigt sich in der offnen Todtenkapelle ein ausdrucksvolles Kruzifix von Schnitzarbeit. Am Fusse des unausgebauten Thurmes, dessen Eingangshalle jener des grossen entspricht, befindet sich das Grabmal des gekrönten Poeten

Conrad Celtes. Bald gelangen wir an der Langseite vorbei, zu der Vorhalle der dem Siegerthore entsprechenden Pforte. Eine Zifferschrift an der Wand*) und ein von den Berührungen der Gläubigen ganz gehöhlter Stein, auf welchen das Blut des Märtyrers Coloman geflossen, fallen uns zuerst ins Auge. Bald aber fesseln es die herrliche Struktur und die wohlerhaltenen, sinnig geordneten Steinbilder, Basreliefs und Ornamente der Halle. Die beiden Basreliefs über der inneren Pforte stellen den Tod und die Krönung der Mutter des Heilands dar; die doppelte Einfassung des Spitzbogens ist mit sechszehn Standbildern, jedes unter einem zierlich durchbrochenen Dache, geschmückt, in der Bogenwölbung mit zehn heiligen Frauen; — unter diesen, gleichsam die Thüre bewachend, Rudolph der Stifter und seine Gemahlin Katharina, beide mit ihren Wappenträgern; etwas über ihnen, in den Ecken der Gegenwände, Maria und Gabriel.

Treten wir durch diese Pforte in das Innere des Domes. In der zunächst vor uns liegenden Kreuzkapelle ist das Grabmal des Prinzen Eugen von Savoyen. Von dem grossen Bilde des Gekreuzigten erzählt das Volk, dass „dem Herrgott der Bart" wachse. Am Eingange der Kreuzkapelle ruht Cuspinian. Die Eligiuskapelle, an der anderen Seite des grossen Orgelchores über dem Riesenthore, ist die schönste des ganzen Domes; die Heiligenbilder, die bunten Fenster darin sind trefflich erhalten, zum Theil sehr glücklich wieder hergestellt; sie bewahrt auch das Gnadenbild: „die Hausmutter", welches früher die Himmelspförtnerinnen besessen hatten.

Schreiten wir jetzt gegen den Hochaltar zu. Fast mitten in der Unterkirche zieht die 27 Schuh 6 Zoll hohe Kanzel, einer der herrlichsten Reste alter deutscher Steinbildkunst unsre Aufmerksamkeit an. Wir geben ihre Beschreibung in Primissers Worten: „Die Brüstung, oder die eigentliche Kanzel, enthält nach Aussen vier mit durchbrochenem Zierwerk bedeckte Vertiefungen, aus welchen, wie aus Fenstern, die hoch erhobenen, fast lebensgrossen Brustbilder der vier Kirchenlehrer, jeder in dem ihm zukommenden Ornate, und die Arme auf Bücher gestützt,

*) Von Rudolph dem Stifter erfunden, des Inhalts: Hier liegt begraben von Gottes Gnaden Herzog Rudolph, der Stifter.

hervorschauen. Leider ist einer derselben durch eine neuere, äusserst schlechte Statue, die zur Seite eines Altars steht, ganz verdeckt. Die übrigen aber darf man nur recht aufmerksam betrachten, um den Meister der Büste Buchsbaums*) auch in ihnen wieder zu erkennen; so wahr und lebensvoll sind die Züge, so breit und grossartig alle Theile der herrlichen Köpfe, so meisterlich das Ganze in Zeichnung und Ausführung! Diese Vertiefungen werden durch Pfeiler von einander getrennt, vor welchen kleine Heiligenbilder stehen. Der Fuss, der die Kanzel stützt, besteht aus mehreren freistehenden gothischen Pfeilern und Bogen, zwischen welchen etwa zwanzig der zierlichsten kleinen Heiligenfiguren von sechs Zoll in der Höhe stehen, die aber leider grösstentheils verstümmelt sind. Was noch übrig ist, zeugt von trefflicher Künstlerhand. Das Dach, besonders zierlich und leicht, in Einklang mit dem steinernen Untertheile, aus Holz geschnitzt, hat die Form eines achteckigen Gebäudes und ist mit einer hochaufsteigenden Spitze gekrönt. In den Feldern des kleinen Gebäudes sind bildlich die 7 heiligen Sakramente dargestellt, zwischen jedem derselben aber steht ein zierlicher Thurm, der wieder durch Gegenstreben mit dem Kerne des Daches in Verbindung steht. Das Treppengeländer, auf dessen Handgriffsfläche eine Reihe hinaufkriechender Eidexen und Frösche abgebildet sind, ist schön durchbrochen und besteht aus gothischen Rosen und Kleeblättern, den so vielfach und immer neu benutzten Grundformen alter Bauzierden.“ Buchsbaums Brustbild zeigt sich unter der Treppe; unter seiner Leitung wurde das Kunstwerk durch die Steinmetze Andreas Grabner, Konrad von Himberg, Peter von Nürnberg, Georg Achmüller, Johann Pehem und Hans von Vartzheim ausgeführt.“**) —

Nicht weit von der Kanzel, wenn wir einige Schritte links vorwärts wandeln, finden wir ein anderes schönes Denkmal Buchsbaums, einen kleinen Chor, auf welchem früher eine Orgel stand. „Da, wo der Chorfuss aus der Knospe hervortritt, sieht man ein durch

*) Primisser sagt irrthümlicher Weise: Pilgrams.

**) Unser Stahlstich zeigt diese Kanzel, neben dem Altare am zweiten (auf dem Bilde sichtbaren) Säulenbündel.

Alter und Staub geschwärztes hocherhobenes Brustbild eines alten Mannes, der aus einer genau mit dem Bau des Chorfusses zusammenhängenden fensterähnlichen Oeffnung heraussieht. Er hält in der Rechten einen Zirkel, in der Linken ein Winkelmaass. Seine buschigen, langen Haare wallen über Stirne, Rücken und die Seiten des Hauptes herab, welches mit einem vorne aufgestülpten Barret bedeckt ist. Sein Hals ist unbedeckt, das Oberkleid hat weite faltige Aermel, das Unterkleid, eine Art von Weste, ist an der Brust mit Schnüren oder Riemen zusammengeheftet. Das magere, unbärtige Gesicht hat ungemein sinnige, ausdrucksvolle starke Züge, tiefliegende Augen, hervorragende Backenknochen, eingefallene Wangen, einen breiten Mund mit aufgeworfenen Lippen und ein sehr starkes Kinn.“*) — Das ist das Portrait des edlen Meisters Hanns Buchsbaum, welcher den grossen Thurm vollendete und den zweiten begann; lange gab die Tradition diess sowie das früher erwähnte Brustbild unter der Kanzel für Pilgrams aus.

Schreiten wir nun in gerader Richtung vorwärts, dem Frauenaltare zu. An der Epistelseite desselben befinden sich die Grabmäler des Herzogs Rudolph des Stifters und seiner Gemahlin Katharina (wahrscheinlich zu Anfange des 15ten Jahrhunderts gefertigt). Wenden wir uns jetzt rechts zu dem Hochaltare. Jene grosse Marmorplatte vor dem Geländer des Chores bedeckt den Eingang zur Fürstengruft. Die Leichen Friedrichs des Schönen, Rudolphs des Stifters und seiner Gemahlin, Albrechts III., Albrechts IV., Albrechts VI. und mehrer Anderer und die Eingeweide der österreichischen Fürsten von Kaiser Mathias bis Franz I., deren Körper bei den Kapuzinern, deren Herzen bei den Augustinern, ruhen hier. Den Chor zu beiden Seiten des Hochaltares schmücken die aus Holz geschnitzten Brustbilder der Wiener Bischöfe, an Kunstwerth weit übertroffen durch die Schnitzwerke der weiter unten stehenden älteren Chorstühle, vielleicht ein Werk Jörg Sürlin's, der 1469 die Chorstühle in Ulm mit Schnitzwerk verzierte; aus dem Monogramm auf den Wiener Stühlen: I. S. glaubt man auf diesen trefflichen Meister schliessen zu dürfen.

Vor dem Altare im Passionschore, wo am Charfreitage und

*) Primisser.

Charsamstage das heilige Grab, von zahllosen Kerzen umstrahlt, sich erhebt, steht eines der herrlichsten alten Kunstdenkmale Wiens, das aus rothem Marmor gehauene Grabmal des Kaisers Friedrich IV., von Niklas Lerch aus Strassburg, der über zwanzig Jahre daran gearbeitet und es 1513 vollendet. Der Sarg, auf dessen Deckel der Kaiser im vollen Ornate liegt, um sein Scepter eine Rolle mit seinem bekannten, vielgedeuteten Denkspruche: A. E. I. O. U.*) (5 Schuh hoch, 12 Schuh 3 Zoll lang und 6 Schuh 4 Zoll breit), ruht auf einem 2 Schuh hohen Piedestale; ein Marmorgeländer mit Säulchen und zahlreichen kleinen Figuren verziert, umgibt das Ganze. Sieben und dreissig Wappen schmücken den Sarkophag. In den Vertiefungen der Felder sind Friedrichs geistliche Stiftungen dargestellt. In dem Passionschore befinden sich auch die Ruhestätten des edlen unschuldig gerichteten Bürgermeisters von Wien, Konrad Vorlauf, und seiner beiden Schicksalsgenossen, sowie jene der Erzbischöfe Migazzi und Hohenwart und die des Nuntius Leardi.

Nach einer Wanderung durch die ehrwürdigen Hallen und durch die Grüfte des Stephansdomes verlohnt es sich wohl der Mühe, eine dritte anzutreten, nach den Thürmen. In den beiden Heidenthürmen hängen sechs Glocken, einst tönte hier auch die Fürstenglocke, die unter Kaiser Rudolph I. gegossen, unter Max I. umgegossen ward und die Inschrift trug:

Aes hoc campana
Nunquam denuntio vana,
Bellum vel festum
Flammam vel funus honestum.
Nomine me fudis
Conradus ab urbe Monaco.
A. D. 1279.

und — die Bierglocke, die zum Schliessen der Schenken mahnte.

Auf die Plattforme des unausgebauten Thurmes, in welchem die sogenannte „Grosse Pummerin", eine Glocke von 208 Centnern hängt, führen zwei Steintreppen (244 Stufen) hinauf; zu dem grossen, vollendeten eine Steintreppe von 553, dann eine

*) „*Austria Erit In Orbe Ultima*," oder: „*Austria Ejus Juste Omnia Vincet.*" oder: „Aller Ehren Ist Oesterreich Voll."

hölzerne Stiege von 200 Stufen; die Spitze, welche seit dem Entsatze Wiens 1683 statt des früheren Halbmondes ein Kreuz auf der Krone des Doppeladlers trägt, ist nur auf Leitern zu erklimmen. Auf Zweidrittel der Höhe (oberhalb der Uhr, deren Stundenzeiger 1 Klafter 4 Zoll lang ist*) befindet sich eine von zwölf pyramidalen Giebeln umfasste Gallerie, hier war's; wo Ernst Rüdiger Graf von Stahremberg, bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken, das Lager des Feindes zu erspähen, sass. Ein vaterländischer Dichter, Joh. Gabriel Seidl, singt von diesem rechten Lugin'sland:

„Am Tage nach dem Türkensturm,
Den Wien bestanden hat,
Besah sich hoch vom Stephansthurm
Der Rüdiger die Stadt.
Da lag sie, goldig überglänzt,
Die schöne Stadt, vor ihm,
Von Rebenhügeln reich umgränzt,
Umschirmt von Cherubim.

Des Kampfes Nebel war enteilt,
Der Himmel wieder blau,
Der Wunden schmerzlichste geheilt,
Lebendig Strom und Au.
Die Häuser standen friedlich da,
Die Glocken klangen rein,
Und Alles schien, entfernt und nah,
Ein Freudenrausch zu sein.

Drauf sah, des Schauens nimmer satt,
Der Rüdiger hinab,
Und dachte wohl, dass er der Stadt
Das Alles wiedergab.
Sein ist der opfergleiche Rauch,
Der aus den Schlöten schiesst,
Sein Werk ist dieser Lebenshauch,
Der Ister's Haupt umfliesst!

*) Die Uhr schlägt nur die ganzen Stunden. Das Volk knüpft daran die Ueberlieferung, „sie schlüge desshalb das letzte Viertel nicht, weil die Türken 1683 sich gerühmt, der Stadt Meister zu sein, bevor noch das letzte Viertel schlüge, und so habe man dieses eben darum ganz unterlassen."

Und Alles, was er hört und schaut,
In Stadt und Strom und Flur,
Er kann sichs sagen, kühn und laut, —
Ist seine Schöpfung nur;
Und selbst der Dom, von dem der Held
Sein Werk betrachten kann,
Trägt an das blaue Himmelszelt
Des Retters Ruhm hinan.

Welches Herz vermag es, gleichzeitig zu schlagen, bei dem Anblicke, der von hier sich beut?! Diess Häuserlabyrinth tief unten, — wie schrumpfen die stolzen Paläste zusammen, die Menschen zu Puppen! Es ist leicht, auf diesem Standpunkte, sich zum Tyrannen zu denken; aber göttlich beseligend ist's, die Menschen drunten, so klein sie dem Sinnesorgane scheinen, mit dem Auge des Herzens in ganzer Grösse zu erkennen, — dies gute, treue, herrliche Volk!

Fünf Glocken hängen in dem Thurme; die grösste darunter liess Kaiser Joseph I. 1711 durch den Stuckgiesser Johann Achamer aus erobertem türkischen Geschütze giessen; sie wiegt 354 Centner, ihr Klöppel ausserdem 1300 Pfund; als sie aus der Gussstätte nach S. Stephan gebracht wurde, war ein eigner Wagen und eine von 200 Menschen gezogene Schleife zum Transport nöthig. Sie ruht gewöhnlich auf 2 eichenen Balken, welche, wenn sie geläutet werden soll, erst losgemacht werden müssen.

Wir verlassen jetzt den Stephansdom und wandeln an dem erzbischöflichen Palaste vorüber, durch die Bischofsgasse und die enge Passage der „Fleischbänke", auf den „hohen Markt", in dessen Mitte sich über einer Gruppe: „die Vermählung der heiligen Jungfrau mit St. Joseph" (einem Werke Antonio Corradinis) ein offner Tempel erhebt, den Kaiser Leopold I. gelobte und Karl VI. 1732 durch Fischer erbauen und mit Springbrunnen versehen liess. Die Ecke des Hohenmarktes zu den Tuchlauben bildet die „Schranne"; ein rothmarmornes Kruzifix steht an der Mauer zum Gedächtniss der Lästerung eines bekehrten und wieder abgefallenen Juden, der, zum Strange verurtheilt, das Kruzifix zu Boden geschleudert, und dafür in Erdberg verbrannt worden. In der Wipplingerstrasse schreiten wir an dem Rathhause (dessen Springbrunnen im Hofe eine Gruppe: „Perseus und Andromeda"

von Raphael Donner schmückt) und an dem Hause zum „Stoss am Himmel“*) vorbei und finden uns dann vor dem zweiten bedeutendsten Denkmale altdeutscher Baukunst in Wien, vor der Kirche Maria Stiegen, welche — der Sage nach — schon 882 durch Schiffer gegründet worden, und von 1357 bis 1805 dem Passauer Sprengel gehörte, 1809 in ein Getreidemagazin verwandelt, und 1820, vollkommen restaurirt, samt dem Passauerhofe der Redemtoristen-Congregation zugewiesen wurde. Was die Construktion der Kirche selbst betrifft, (sie hat nur ein Schiff ohne Abseiten, und die Breite steht im Missverhältniss zur Länge) so steht sie hinter anderen im deutschen Baustyl aufgeführten Gotteshäusern Wiens an Schönheit zurück. Ihr reichverzierter und geschmackvoller siebeneckiger Thurm aber, (30 Klafter hoch) zählt zu den Zierden der Kaiserstadt.

Ein Abstecher auf unserm Rundgange, von Maria Stiegen, an der zu Ende des 13ten Jahrhunderts erbauten Salvatorskirche vorbei, nach der St. Ruprechtskirche liegt weniger im Interesse des Kunstfreundes als in dem des Geschichtfreundes, da die Ruprechtskirche das älteste christliche Gotteshaus in Wien ist, obwohl seine jetzige Gestalt nicht mehr jener in der Ueberlieferung genannten Zeit der Stiftung (740) angehört.

---

*) Noch mehre andre nicht minder abentheuerliche Häusernamen haben sich in Wien bis auf den heutigen Tag erhalten, so z. B. der „Schabdenrüssel“ und der „Küssdenpfenning“. An dem letztgenannten Hause war ein jetzt verschwundenes Gemälde, einen Mann darstellend, der einen goldenen Pfenning küsst, und folgende jetzt gleichfalls verschwundene Inschrift zu sehen:

„Der theure Theophrast, ein Alchymist vor allen,
Kam einst in dieses Haus und konte nicht bezallen
Die Zech, die er genoss. Er trauet seiner Kunst,
Mit welcher er gewann viel grosser Herren Gunst.
Ein sicheres Gepräg vom schlechten Werth er nahme,
Tingirte es zu Gold; der Wirth von ihm bekame
Dies glänzende Metall. Er sagt, nimm dieses hin;
Ich zahl' ein Mehreres, als ich Dir schuldig bin.
Der Wirth ganz ausser sich bewundert solche Sache,
Den Pfenning küsse ich, zu Theophrast er sprache.
Von dieser Wunder-G'schicht, die in der Welt bekannt,
Den Nahmen führt dies Haus, zum Küssdenpfenning g'nannt.“

Wenn wir uns von Maria Stiegen durch die Schwertfegergasse nach der „hohen Brücke“ wenden und dann links abbiegen, kommen wir an dem bürgerlichen Zeughause vorbei auf einen der schönsten Plätze Wiens*), auf den „Hof.“ Wohl verdient jenes Zeughaus einen Besuch, und wär's auch nur, den Schädel in der Hand zu wiegen, aus dessen Augenhöhlen einst ein flüchtig Blinzeln hinreichte, dass Tausende für die Köpfe auf ihren Rümpfen zitterten, — diess öde, verwitterte Haus, in welchem einst ein weltumkreisender Ehrgeiz von Unsterblichkeit träumte, jetzt der Spott jedes Kindes, das mit ihm wie mit der abgezogenen Haut einer Klapperschlange spielen mag, — den Schädel des Wesirs Kara Mustapha; — ein schöneres Denkmal als diess *Memento mori* bewahrst du, Wien, in jenem Geschütz, das Franz der Erste im Jahre nach dem Heldenkampfe bei Aspern deiner Bürgertreue schenkte, und das jetzt den Hof des bürgerlichen Zeughauses schmückt; ein Symbol, dass Treue der Bürger zu Schutz und Trutz in den Tagen der Noth der Fürsten beste Waffe**).

Die Mitte des „Hofes“ zieren eine hohe Säule mit dem Metallbilde der heiligen Maria und zwei Brunnen mit Metallstandbildern (Treue und Ackerbau, von Professor Fischer 1812). Auf der einen Seite schliesst den herrlichen Platz das „Hofkriegsgebäude“ mit der Pfarrkirche, von deren Balkon 1804 die erbliche Kaiserwürde Oesterreichs ausgerufen ward. Ein Prachtbau der Jesuiten, erhebt sich das Hofkriegsgebäude auf der Stelle, wo einst die Hofburg dreier Babenberger, später der Münzhof und dann das Kloster der weissen Brüder stand.

Durch die schmale Passage am „Heidenschuss“ hinab führt der Weg zur Freiung und zu den Schotten. Heinrich der Jasomirgott hatte den Schottischen Mönchen 1155 auf jenem Platze Kirche und Kloster gebaut, und der neuen Abtei zu dem Rechte der eigenen Gerichtsbarkeit auch jenes der Freistätte (Freiung) des

*) Er misst 52 Klafter in der Breite und 71 in der Länge.

**) Das kaiserliche Zeughaus, nicht minder schenswerth als das bürgerliche, ist in der Renngasse. Es bewahrt Gustav Adolphs Elenkoller, und jene ungeheure Eisenkette, (1600 Centner schwer) welche die Osmanen 1529 der Donau anlegen wollten, die Schifffahrt zu hemmen.

Klosterbannes gegeben. 1410 brannte das Kloster, dessen Zucht unter den letzten Schottischen Aebten oft grosses Aergerniss gegeben, nieder, und deutsche Benedictiner wurden — nicht ohne hartnäckigen Widerstand der kampflustigen Schotten und Hiberner — in den Besitz der Abtei gesetzt; der alte Name aber blieb dieser bis heute. Die jetzige Kirche wurde in der Mitte des 17ten Jahrhunderts erbaut.

Von den Schotten wenden wir uns in die Herrengasse, an dem Palaste der k. k. privilegirten Nationalbank vorbei, zu dem „Landhause" der niederösterreichischen Stände, dessen Bau aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts datirt; wenn wir den Hof und das zweite Thor desselben durchschritten, finden wir uns dem einfachen Portale der alten Kirche zu Maria Schnee auf dem Minoritenplatze gegenüber. Herzog Leopold, der Glorreiche, erbaute und überwies Kirche und Kloster (das letztere ist jetzt zum Locale der niederösterreichischen Regierung verwendet) den Minderen Brüdern vom Orden des heiligen Franz von Assisi. Aus den furchtbaren Bränden 1256 und 1267 erhob sich die Kirche durch Ottokars königliche Freigebigkeit wieder; Maria Theresia liess 1748 das Klostergebäude ausbessern und zum Theil neu erbauen; Joseph II. aber versetzte die Ordensbrüder in die Alstervorstadt und überwies die Kirche der italiänischen Gemeinde. Die Legende erzählt von dem grossen Kruzifix dieser Kirche, das nach der Versetzung der Ordensbrüder in die Klosterkirche zu Windpassing kam: es sei in den Zeiten Albrechts des Lahmen, da die Pest wüthete, aus dem Orient die Donau stromauf geschwommen, und bei der Rossau plötzlich gesehen worden; aber niemand habe vermocht, das Wunderbild ans Ufer zu bringen, bis ein Minorit es an seinem Gürtel gefasst, ohne Mühe ans Land und nach Sanct Stephan gebracht; am andern Tage aber habe man das Kruzifix in der Minoritenkirche gesehen, und niemand sei im Zweifel gewesen, dass unsichtbare Hände es an jene Stelle getragen, die es zum Heile der Gläubigen im Voraus sich auserwählt. Auch von einem Gottlosen erzählt die Legende, der, ohne vorher zu beichten, an einem Tage siebenmal den Leib des Herrn bei den Minoriten empfangen, und den der Böse zur Strafe der Entweihung des Sakraments durch die Erde hinabgerafft; das Loch im Klostergange konnte über vierhundert Jahre nicht vermauert werden,

bis des Kaisers Joseph II. Befehl zu diesem Werke Arbeiter fand, denen es gelang.

In die Herrengasse zurückkommend und in gerader Richtung vorwärts schreitend, durchmessen wir den Michaelsplatz und den Auslauf der oberen Breunerstrasse, und kommen durch die Neuburger- und Plankengasse auf den „neuen Markt", in dessen Mitte der Brunnen mit Raphael Donner's herrlichen Figuren*) (sämmtlich aus Bleicomposition) unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Betrachtet dort das enge Pförtlein der schmucklosen Klosterkirche. Diese Pforte führt zu der Residenz des mächtigsten Herrschers auf Erden. Ihr lächelt, weil ihr keine goldbebänderten Trabanten vor den Fürstengemächern Wache halten, keine geschäftigen Lakaien hin und wieder rennen, kein Gewühl von Bittenden in den Vorzimmern seht? Wo ist, fragt ihr, das Gezischel der Höflinge, wo der Jubel des Volkes? Statt des Hofstaates seht ihr die bärtigen Brüder in ihren braunen härnen Gewändern, die mit Demuth sich gürten und die Häupter in Kapuzen verhüllen, damit das Gebrause des Oceans „Welt" nicht das Schweigen der Wüste unterbreche, in die sie auf leichten Sandalen gezogen, nicht das eintönige Picken des Todtenwurmes, dessen langsam Geschäft sie belauschen, überschalle, noch die dumpfen Litaneien, welche sie beten; während sie, jeder von ihnen wie ein getreuer Eckart, in langen Kreisen die Residenz umwandeln. Es sind die Kronenwächter der Todten, die ihr im Chore knieend schaut, es sind die Hüter des Staubes, sie, die, bei lebendigem Leibe, der Erde abgestorben. Ihr grosses Kirchweihfest ist der Allerseelentag; da schliessen sie, freundliche, lächelnde Wirthe, die Pforten ihrer Schatzkammern weit auf, und laden die Lebenden zur Feier des Todes ein; da wandeln sie, wie Herolde der Auferstehung, zwischen den langen Reihen der Särge, in denen die Majestät und Herrlichkeit so vieler Herrscher als Mumien liegen, und beim rothen Scheine der Fackeln könnt ihr's in den glanzlosen Augensternen der Brüder wie die ersten Lichtstreifen des Morgens sehen, der nach der längsten Nacht siegreich

* In der Mitte des Bassins die Klugheit, am Rande des Bassins: die Donau, die Enns, die Traun und die March.

das Osterbanner entfaltet. — Ihr steht in der Kaisergruft des Kapuzinerklosters, worin seit Mathias, der sie gestiftet, und dem glaubenseifrigen Ferdinand II., der sie gebaut, die deutschen Kaiser bis auf den letzten, für dessen Bild der Römer in Frankfurt noch Raum hatte, ruhen. Hier weilte oft und gerne, bei Tag und Nacht, die grosse und fromme Maria Theresia, welche 1748 die alte Gruft durch eine neue für den Stamm Habsburg-Lothringen vergrössern liess, — nach ihres Gemahles Tode, regelmässig dreimal in der Woche; an einer eigenen Maschine liess sie sich selbst, ohne fremde Beihülfe, hinab. Als sie am 2ten November 1780 sich wieder hinaufziehen wollte, blieb die Maschine dreimal stecken*). „Die Gruft will mich nicht mehr herauslassen", meinte Maria Theresia ahnungsvoll; einen Monat später (am 3ten December) schloss sich ihr Sarg. Von dieser Kaisergruft war's, dass der edle Joseph Jenen, die bei Eröffnung des Augartens für das Publikum Bedenken trugen, dass der Kaiser nicht bei seines Gleichen weile, scherzend zur Antwort gab: „Wollt' ich immer nur bei meines Gleichen sein, so müsst' ich bei den Kapuzinern bleiben." In dieser Gruft ruht der Sohn des Mannes, der unter der Weide von Sankt Helena schläft; umsonst sucht ihr auf seinem Sarge die Königskrone Roms, welche einst über dem Scheitel des schlafenden Kindes schwebte.

Aus der Freistätte der Todten mitten ins Gewühl des Lebens, — nur wenige Schritte! Drüben, wie zum Spotte hingebaut, prunkt das stattliche Gebäude zur „Mehlgrube"; wie manches Bacchanal scholl aus den Tanzsälen, aus den stillen Kabineten dieses Hauses an die Mauern und Gewölbe hinüber, unter denen die Fürsten schlafen. Die Ruhenden sind des Jubels der Wiener gewöhnt, kein Einziger wendet sich im Sarge. Der Fürst der Fürsten aber, der unten auf den Mausoleen thront, der blinde, scharfhörige Tod, vernimmt jenes Jauchzen, vernimmt jene lustigen Tanzweisen gar wohl und mag den Fröhlichen die Spanne Zeit noch gönnen. Hat doch auch er dem heitern Volke oft genug schon zum grossen Tanze aufgespielt, die Weisen: Pest und Cholera, — sie hinausgelockt nach der schönen Grünen Schmelz,

*) Hormayr's Geschichte Wien's. 2r Jahrgang. 2r Bd.

nach dem öden Sankt Marx*), dass sie dort vom Tanze sich abkühlten, — unterm Rasen, — er, der einzige Demokrat im ganzen Kaiserstaate! Die Mehlgrube ist ein „Durchhaus", wie so viele andre in Wien, wie das nicht allzuferne „Bürgerspital"**) — ein wahres Labyrinth von „Durchhäusern", mit seinen zehn Höfen, zwanzig Haupttreppen und dritthalbhundert Wohnungen; — aber keines der vielen Durchhäuser rechtfertigt seine Benennung so treffend; so rasch wie durch die „Mehlgrube" ging selten Jemand durch's Leben zum Tode, aus den heissen Armen einer Hetäre beim Tanz in die kalten des Grabes.

Wir stehen jetzt in der volkwimmelnden Kärnthnerstrasse und haben uns durch das Gewühl der Eiligen, die an einander vorüberschiessen, der Equipagen, Karren und der Reiter, durchzuschlagen, um durch die Rauhenstein- und Ballgasse auf den Franziskanerplatz zu gelangen, wo eine schöne Brunnenstatue, von Professor Fischer, „Moses, dem Felsen Wasser entlockend", unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Unsere Wanderung zu den öffentlichen Monumenten der Altstadt Wien nähert sich jetzt ihrem Ende. Durch die Grünanger- und Schulerstrasse, durch die Wollzeile und unter dem Schwibbogen, kommen wir an das Universitätsgebäude, dessen jetzige Gestalt (wie die ganze neue Organisation der Hochschule) von Maria Theresia datirt. Die Universitätskirche ist ein Werk der Jesuiten vom Jahre 1627, im schlechten Geschmacke jener Zeit. Das Gebäude, worin sich die 80,000 Bände reiche Bibliothek der Hochschule befindet, ist von letzterer nicht sehr weit, unfern der Hauptmauth und der an diese stossenden Kirche der unirten Griechen. Von da aus führt unser Weg zunächst zu der Predigermönche Kirche und dem Kloster, welche Leopold der Tugendhafte für die Tempelherren erbaute, Kaiser Ferdinand III. den Dominikanern, die sie seit 1226 besassen, aus dem Schutte wieder erbaute.

*) Zwei grosse Kirchhöfe Wiens.

**) Früher ein Clarissenkloster, dann seit der ersten Türkenbelagerung Spital, und seit der Versetzung des letzteren nach Sankt Marx, ein der Stadt gehöriges Miethhaus, dessen Miethe jährlich an oder über 170,000 Gulden abwirft.

Hier sei unser Rundgang durch Wien beendigt. Viel wäre noch zu berichten von Wiens anderen Kirchen und Palästen, wenn unser Vorhaben nicht hauptsächlich darauf ausginge, auch in der monumentalen Physiognomie Wiens nur das Charakteristische aufzusuchen, und auf den Zusammenhang der Denkmale mit der Geschichte hinzuweisen. Desshalb umgingen wir die in der Mitte der Stadt gelegene St. Peterskirche (durch Fischer von Erlach von 1702 — 1712 erbaut), die Kirchen der Protestanten, der unirten und der nichtunirten Griechen, und die neue prachtvolle Synagoge der Juden, die vielen Adelspaläste mit ihren reichen Kunstsammlungen; wogegen wir nachträglich noch das „deutsche Haus" in der Singerstrasse mit seiner einfach schönen und an Grabsteinen der Landkomthure reichen Kapelle im deutschen Baustyl erwähnen.

Zwischen der Stadt, (von deren mit anmuthigen Alleen bepflanzten Basteien zahlreichen Spaziergängern sich ein wechselreiches Panorama der Vorstädte bietet,) und diesen letzteren liegt ein breiter von Alleen durchschnittener Wiesenplan, das „Glacis", die Elysäischen Felder Wiens, der rechte Tummelplatz der Kinderfreuden und Kinderspiele, — zwischen dem Stubenthore und dem Carolinenthore, wo die Mineralwasser-Trinkanstalt und das Caffehaus, auch ein Sammelplatz der schönen, wenn auch nicht der unvermischt noblen Welt, wie der Volksgarten.

Der Vorstädte, deren Häuser- und Menschenzahl bei weitem grösser als die der eigentlichen Stadt Wien, sind 34, die im weiten Kreise die Stadt umfangen: Leopoldstadt, Jägerzeile, unter den Weissgerbern, Erdberg, Landstrasse, Wieden, Schaumburgerhof, Hungelbrunn, Laurenzergrund, Matzleinsdorf, Nicolsdorf, Margrethen, Reinprechtsdorf, Hundsthurm, Gumpendorf, Magdalenagrund, Windmühle, Leimgrube, Mariahilf, Spittlberg, S. Ulrich, Neubau, Schottenfeld, Altlerchenfeld, Josephstadt, strotzischer Grund, Alservorstadt, Breitenfeld, Michelbairischer Grund, Himmelpfortgrund, Thury, Lichtenthal, Althan und Rossau.

In früheren Zeiten traten die Eigenthümlichkeiten der Bewohner der verschiedenen Vorstädte schärfer hervor, von denen

manche, wie die Landstrasse, Gumpendorf (in beiden wurden römische Alterthümer gefunden), Erdberg, die Leopoldstadt (früher der „untere Werd“ geheissen und bis 1699 bloss von Juden bewohnt), die Jägerzeile (im Mittelalter „die Venedigeraue“*) Margrethen, (wo ein Schloss Margarethens der Maultasche von Tyrol stand), die Alservorstadt, geschichtliche Erinnerungen aufweisen können. Jetzt aber verwischen sich fast im gleichen Verhältnisse mit der von Jahr zu Jahr zunehmenden Verschönerung der Strassen, die früheren grellen Abstände der verschiedenen Raçen der Vorstädter; und diese letzteren gleichen sich allmählig gegen die Bewohner der Stadt Wien aus. Sonst, zumal als noch die grosse „Thierhetze“*) ein Lieblingsvergnügen der Wiener war, hatten die Bewohner je eines „Grundes“**) einen Anstrich von Spiessbürgerlichkeit, der ihnen ganz gut, wenn auch etwas drollig zu Gesichte stand; ihre Lokalobrigkeiten bis zu den „Grundwächtern“ herab, die auf der Volksbühne eine Charaktermaske geworden, erhielten die kleinen Gemeindewesen in einer patriarchalischen Verwaltung aufrecht, und alle Tugenden wie alle Gemüthlichkeit und alles Burleske zunftartiger Verfassungen kamen in dem vorstädtischen Volksleben zu Tage. Seither aber haben sich viele Elemente des städtischen Treibens in die „Gründe“ eingesenkt; höhere und niedere Beamte ziehen die angenehmeren, mit Gärten versehenen Wohnungen in den Vorstädten den theuren in der Stadt vor; ein rascherer Verkehr zwischen beiden ist erleichtert, die artigsten Vauxhall's haben sich in den Vorstädten aufgethan und locken die Bewohner der Stadt unablässig hinaus; die Eleganz und die Spekulation wetteifern; kurz, Städte und Vorstädte sind in diesem Augenblicke bereits fast in ein schönes Ganze verschmolzen. Es ist, als ob die Humanität Jahrzehnde lang still an dieser Vereinigung, die nun zu Tage kommt, gewirkt hätte; und wahrlich genug Segenswünsche der Armen, Arbeitsunfähigen und Kranken, der im Dienste des Vaterlandes zu Krüppeln gewordenen greisen Krieger, unglücklicher Mütter und Findlinge, stiegen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts und während des

*) Ein eigenes Hetztheater (von Holz) war für diess Vergnügen erbaut; 1796 brannte es ab.

**) Gleichbedeutend mit Vorstadt.

jetzigen in jenen zahlreichen, fast sämmtlich in den Vorstädten gelegenen milden Anstalten, die Wien reicher schmücken als all sein Glanz und Pomp, als alle seine Feste und alle seine Paläste, zum Himmel empor. Edler Joseph, du, den kein Lob deiner Verehrer so sehr ehrt, wie die Verketzerung deines Strebens und Gedächtnisses durch die Finsterlinge, — du ächt-deutscher Charakter mit dem ächt-österreichischen Herzen, — der du zu der Himmelstochter Freiheit auch ihre Schwester Humanität beriefst, dein geliebtes Oesterreich als Cherubim zu betreuen, billig wird Dein Name zuerst genannt, wenn von Wien's milden Anstalten die Rede ist. Hättest du der Kaiserstadt kein anderes Andenken hinterlassen, als das allgemeine Krankenhaus (in der Alservorstadt, — für 2000 Leidende! in Verbindung mit der Irrenanstalt und der Gebär-Anstalt), dessen Einrichtung ebenso praktisch als mit grösstem Zartgefühl angelegt ist, — dein Herz, Vater Joseph, würde nicht vergessen werden! Und jede heilige Verlassenschaft deiner Mutter Maria Theresia, so das Waisenhaus (in der Währingergasse), und das Taubstummeninstitut (auf der Wieden), pflegtest du treu. Geschworner Feind jeder Macht, die nur das Alter heiligte, unversöhnlich dem Trotze materieller und geistiger Abgeschlossenheit und Ausschliesslichkeit, sahst du, als du die Herbergen des Müssigganges zerstörtest, mit dem Auge der Liebe auf die Freistätten des Elends, wo aufopfernde Liebe als höchstes Gebot der Christuslehre von wahrhaft barmherzigen Brüdern und Schwestern werkthätig geübt wurde; auf die Pflanzschulen der Jugend durch Priester und fromme Frauen, die in der Erziehung fremder Kinder reichen Ersatz für die Entsagung auf eigene elterliche Freuden finden. O wahrlich, Joseph, dein Geist ruht noch heute auf Wien. Wer fühlt ihn nicht urkräftig im Blindeninstitute, in jenen Vereinen zur Unterstützung verschämter Armen und dürftiger Studenten, in den Kinderbewahranstalten? In den Fürsten wie in dem Volke wirkt er segensreich fort und fort.

Wir erwähnten früher der Raçenverschiedenheiten der Vorstädter, und dass die grellen Eigenthümlichkeiten derselben heute allmälig in einander, alle aber im grossartigen Treiben der Stadt aufgehen. Zwei Vorstädte aber haben ihr Charakteristisches noch

mehr oder minder bewahrt, die Leopoldstadt (mit der Jägerzeile) und das alte Lerchenfeld.

Wenn du vom Rothenthurm-Thore der Ferdinandsbrücke zuwandelst, siehst du am jenseitigen Ufer des Donaukanales die stattliche Reihe der Kaffeehäuser, vor denen Christen und Juden, Raizen und Serben, Griechen und Türken in bunter Reihe und in bunten Trachten behaglich schmauchend sitzen; an den Geländern des Brückenkopfes betrachtet müssiges Volk die Schwimmkünste der Hunde, deren Herren, drollige Käuze, ihre Spekulation so gut betreiben, wie die Börsenmänner in Hamburg oder Frankfurt am Main. Der nicht allzuferne grosse Gasthof zum Lamm wimmelt von fashionablen Fremden, und die Einkehrwirthshäuser der grossen Hauptstrasse sind von Frachtfuhrleuten überfüllt; betäubender Lärmen, Gedränge, nicht selten Streit und Handgemenge in jedem Winkel dieses engen Delta's, indessen geschmackvolle Equipagen nach der Jägerzeile und dem Prater dahinrollen, und Omnibus die Badelustigen nach der Schwimmschule und dem grossen Freibade bringen. Die Lebhaftigkeit von ganz Wien scheint in diese schmale Doppelpassage zusammengedrängt, und jede Berührung dem dichten Gewühle einen derben Volkswitz zu entlocken; der verführerische Leichtsinn schlüpft glatt durch jede Bresche der wandelnden Mauer. Wer denkt, wenn der Lebensübermuth so laut und toll sich überschlägt, wenn von Hunderten und aber Hunderten jeder nur von den Wogen der Augenblicke sich dahintreiben lässt, wenn die unersättliche Messalina — Ichsucht welke Wangen schminkt, um für unschuldige Freude zu gelten, wer nimmt sich da nur Zeit, daran zu denken, dass nicht gar ferne von diesem immerwährenden Faschingstreiben in dem Hospiz der barmherzigen Brüder so mancher mit Noth und Tode ringt? Ihr Alle, die ihr die vollen Börsen zum Tanze im „Sperl", zum üppigen Gelage, an die Kasse des Volkstheaters, in die Kaffeehäuser und Wirthschaften des Praters, in den Bahnhof traget, die ihr in diesen geschmackvollen Equipagen sitzend von dem morgigen Feste, oder von der heute gelungenen Spekulation träumt, — habt ihr — ganz unten im Grunde eurer Börsen — nicht einen Pfennig für einen barmherzigen Bruder, auf den eure Lakaien und Jäger von den Kutschenschlägen so vornehm herabsehen, weil er in seiner schlechten schwarzen Kutte mit dem Ledergürtel,

die Sammelbüchse in der Hand, sich so demüthig und doch so unabweislich durch die bunten Reihen drängt? Entblösst die Häupter vor diesem Bettler, der für Alles, was er der Geringsten Einem an Liebe und Treue zuwendet, wahrlich schon hier auf Erden seinen reichen Ersatz findet, — nicht an klingenden Schätzen, sondern an jenem der Liebe, der sich vermehrt, je mehr man davon ausgibt; nicht an Ehrentiteln, wohl aber an der Bedeutung jenes höchsten Ehrennamens, der alle Würden und allen Adel überragt, des Namens: Mensch! Das Institut der barmherzigen Brüder, welches bei 4000 Kranke ohne Unterschied der Confession aufnimmt (seit 1614 in der Leopoldstadt), ist der Stolz der Bewohner dieser Vorstadt, und dieser edle Stolz, ein werkthätiger, charakterisirt die letzteren. Der Leopoldstädter hat in seinem ganzen Wesen viel von der Behäbigkeit und Tüchtigkeit eines alten freien Reichsbürgers. Der Leopoldstädter tritt im Bewusstsein seines wohlgeordneten Besitzes und seines Gewerbfleisses sicher auf; die often Wassernöthe, welche die Insel, die er bewohnt, bedrohen, festigen ihm den Gemeinsinn, und der immerwährende frische Ab- und Zufluss des Verkehrs mit Fremden, sowie die Verschiedenheit der Confessionen, welche sich in der Leopoldstadt zusammenfinden, erhalten seine Toleranz. Der „Hausherr" ist in Wien überhaupt eine Person von Gewicht; der Leopoldstädter Hausherr aber darf als der Treffkönig seiner Farbe betrachtet werden; während das in früheren Zeiten berüchtigte Fischervölkchen in seiner kernhaften, frischen Derbheit einen tüchtigen Contrast dazu bildet. Keinen geringen Einfluss auf die Entwickelung und Bewahrung der Selbstständigkeit des Leopoldstädter Charakters hatte übrigens das Volkstheater.

„Dies wäre das Leopoldstädter Theater?" fragst du verwundert, wenn du vor dem bescheidenen einstöckigen Hause stehst. „In diesen engen Räumen hätte der immer rüstige, nach allen Seiten hinausspringende Proteus, der Humor eines ganzen Volkes, Platz, mit allen seinen irregulären Truppen?" Ach, das Haus scheint jetzt ein Bienenkorb, aus dem die Königin fortgeflogen; das stacheltragende leichtbeflügelte Volk der Witze hat sich in alle Welt zerstreut und der Honig ist ausgenommen; ein armer Lebküchner legt manchmal in die leeren Zellen statt des frischen Honigs noch — einen Reiter oder Trompeter, aber seine schmack-

lose Waare findet keine Käufer; für die Hummeln, die sich zuweilen hinein verirren, lässt der einst so fruchtbare Boden keine duftigen Zauberblumen mehr wachsen, und der Maschinist betrügt sie durch papierne, die er ihnen dafür hinstellt.

Du trittst in das Innere des Hauses; das sind noch dieselben dunkeln, engen Räume, wie ehedem. Das ist derselbe Hintergrund des Parterres, wo in der Blüthezeit des Theaters gewisse verlorne Kinder ihre Plätze hatten, von denen man in guter Gesellschaft nicht gerne spricht, und die — wenn die Tradition uns nicht täuscht — die Vergünstigung freien Eintritts genossen, welche auch jener Ungar auf denselben Rechtstitel hin in Anspruch nehmen wollte. Dort ist noch das Pult, vor welchem der schneeweisse Kopf Wenzel Müllers so freundlich nach rechts und links nickte, wenn die Ouvertüre beginnen sollte. Das ist dieselbe Nobelgalerie, an deren Decke man aufrechtstehend mit dem Scheitel stösst, das sind dieselben Särge von Logen, in deren jeder sich oft zehn Personen einpferchten, um Raimunds „Bauer als Millionär" zum hundertstenmale zu sehen. Auf jenen Galerien ruft man noch immer wie einst in den Zwischenakten „geselchte Würstel und Bier" aus; diese Ambrosia und dieser Nektar sind jetzt Alles, was von dem Himmel des Volkes geblieben. Der schöne Kranz, der einst den Altar des Humors schmückte, ist in Staub zerfallen, eine Blüthe welkte nach der anderen daraus, zuerst Korntheuer, dann die Krones, dann Ignaz Schuster, dann die edelste von allen, Ferdinand Raimund. Einen Augenblick, lebensfrohe Wiener, schenket diesen Todten; leget frische Kränze auf ihre Gräber, — den reichsten aber, den der Frühling bietet, auf Raimunds Hügel in der holden Einsamkeit Gutensteins.

Der Urvater des Leopoldstädter Theaters war der brave Kasperl, der Sancho Pansa der Puppenkomödie, der heute bei Dr. Faust, morgen bei der frommen Genoveva, übermorgen bei dem tugendhaften Ritter Albrecht von Waldsee, der so gern „an den Ufern der spiegelhellen Donau" lustwandelt, in Diensten ist. Blickst du aber dem Schalk etwas hinter die Maske, so ist es kein andrer als der lustige Vogel Hanswurst, der, weil er im heiligen römischen Reich für vogelfrei erklärt worden, sich in Livrée gesteckt hat. Bis auf seine gründliche Feigheit und seinen unsterblichen Hunger und Durst, ist Alles Maske an diesem

Schlecker, besonders die Dummheit, hinter welcher er seine mit Acht und Bann belegte Verschmitztheit verbirgt. Sein Rücken ist, was die Prügel betrifft, die auf dieser breiten Tafel angeschrieben stehen, der Rücken eines ganzen Volkes, und seine kluge Albernheit büsst stets für die alberne Weisheit seines Herrn, den er zehnmal übersieht, vor dem er sich aber gleichwohl duckt.

Der „Thaddädl" löste ihn ab. Der Thaddädl ist ein Lehrjunge, dumm, feig, boshaft, genäschig, ein Inbegriff aller Unarten. Der Thaddädl (der Schauspieler Hasenhut brachte ihn zu Ehren) quickt wie Polichinell, ohne dessen Doppelhöcker zu haben. Von Kasperl erbte er die ausschliessliche Prügelbefähigung, und doch hält er den ganzen *Genre* der bürgerlichen Posse kräftig zusammen; er ist die personificirte Trivialität.

Die Travestie verdrängte ihn von der Alleinherrschaft, welche er ausübte und der zweiten bürgerlichen Komödie vermachte. Die Travestie ist schon kecker und witziger als die alte Kasperl- und Thaddädl-Posse; sie gliedert ihre Stoffe zu Charakteren aus, sie verlegt sich zuerst auf die Effekte des Contrastes und obwohl sie die Beihülfe der Garderobe nicht verschmäht, so vermittelt sie diese doch mit dem Komischen der Situation. Sie nöthigt den Vater Jupiter, mit der Schlafmütze auf dem Kopfe und der Tabakspfeife im Munde zum Himmelsfenster herauszusehen, und bringt zur Abwechslung einen Perückenmacherjungen in den Olymp, oder den Prinzen Hamlet aus Dänemark auf den Tandelmarkt*).

Die zweite bürgerliche Komödie that einen Schritt weiter; aber mit diesem Schritt stand sie bereits mitten im Volksleben; das Proscenium der Volksbühne wich auseinander und schloss sich als Rahmen um das ganze Volk; das Publikum im Parterre sah sich selbst im grossen Spiegel der Bühne, mit allen seinen Drolerien, in seiner ganzen Spiessbürgerlichkeit wieder, und applaudirte seine eigenen ergötzlichen Capriolen. Staberl, der Sohn des Ofenloches, Bürger, Dekreter und Parapluimacher, stand als rhodischer Coloss im Vorgrunde, und zwischen seinen Beinen tummelten sich, wie das Volk der Lilliputer um den Riesen Gulliver, die groben Hausmeister, die Fiaker als Marquis, die lusti-

*) Trödelmarkt.

gen Schuster, die eleganten Bräumeisterinnen, die hübschen Köchinnen, die überall hinausgeworfenen Factotums, Musikanten und was des Gelichters sonst ist. Aber inwendig im Staberl steckte der gute Hausgeist Ignaz Schuster mit seinem trocknen Gesicht. Als Carl sich verstaberlte, gewann die Maske eine ganz andere Bedeutung und rückte aus der Sphäre, für die sie erschaffen war. Carls Staberl ist kein Wiener Bürger, sondern der Kosmopolit Hanswurst wieder, welcher letztere später in dem Bataillonschirurgus Schelle einen nachgebornen Bruder von sehr schwächlicher Constitution bekam. Nestroy's neueste Kinder haben einen noch verdächtigeren Geburtsort, als das Ofenloch, — nämlich den Kloak.

Auf den Schultern der Travestie und der zweiten bürgerlichen Komödie schwang sich mit buntschillernden Fittigen das Zaubermährchen auf, das Kind einer Fee und eines gebornen Wieners, vielleicht eines Friseurs oder eines Seiltänzers, oder sonst eines luftigen Gesellen. Von der Mutter hat es die ausgedehnteste vornehme Verwandtschaft mit Geistern, Kobolden, Magiern aller Nationen, hier einen Vetter in Donaueschingen, dort einen in Warasdin, — vom Vater hat es die Wiener Lieder, den Wiener Witz, das Wiener Gemüth und die Anhänglichkeit an den Stephansthurm und an die schönen Ufer des Canals. Wenn es vor deinen Blicken den geheimnissvollen Vorhang lüftet, so siehst du die Caffeehäuser des Feenlandes, wo Geister Billard spielen und weisse Chokolade trinken, — das nasse Wolkenbette, in welchem der gutmüthigste aller Fürsten den capriciösen vier Jahrszeiten den Text liest, — oder du siehst gar Wien in einem anderen Welttheile, oder die Mesalliance einer Fee mit einem Haarbeutelschneider; es bringt dich in Länder, von denen du nie gedacht, dass sie existirten, z. B. in solche, wo man die Wahrheit spricht; Menschen werden vor deinen Augen in Pudel verwandelt, und plötzlich umschallt dich gar das trostreiche Lied: „Es ist Alles eins, es ist Alles eins, ob wir Geld haben oder keins," oder es schöpft dir einen Becher aus dem Quell der Vergessenheit. Trinke ihn nicht! Fülle dir lieber einen Becher voll des ältesten Gumpoldskirchners und sprenge die Libation auf das Grab in Gutenstein. Den Manen Ferdinand Raimunds, der, als Mensch edel, rein, untadelhaft, ein Ehrenmann im vollen

Klange, als darstellender Künstler originell und genial, als dramatischer Volksdichter nach dem Höchsten ringend, von keinem seiner Zeitgenossen erreicht und übertroffen ward, der die Volksbühne von der Gemeinheit zu reinigen und zum würdigen Tempel des Humors zu weihen strebte, den das deutsche Gemüth im Norden wie im Süden verstand, dessen sinnige Lieder ein Gemeingut des ganzen Volkes geworden und zu bleiben verdienen; — Friede seiner Asche! Eine Freundesthräne seinem Angedenken! Mit ihm ging die Volksbühne unter.

Zwei Hauptfesttage der Leopoldstadt sind der erste Mai und der Annentag. An beiden ist der Prater, am ersten auch der Augarten, das Ziel der lebensfrohen Wiener, und die Jägerzeile gleicht dann einem mit Menschen dicht besäten Wallfahrtswege. Am ersten Mai gilt es, die Wettläufer in der Hauptallee zu sehen, am Annentage ist es Ehrenpflicht für jeden Wiener, zur Feier — nicht der heiligen Anna, sondern einer speziellen schönen Nanni (und deren besitzt Wien so viele, dass es den Mantel der heiligen Ursula damit versorgen könnte) nach Kräften beizutragen. Der Annentag im Prater ist der zweite Theil des Brigittenkirchtages, und Stuwer, der unglückliche Stuwer, dessen Vater und Grossvater schon Lustfeuerwerker waren und dem Witzkobold der Wiener so manchen Anlass zu guten Einfällen gaben, verklärt am späten Abend die vielen Freuden des Tages durch sein prächtigstes Feuerwerk, — wenn ihm, (was in Wien beinahe sprichwörtlich geworden) das Wasser keinen Strich durch die Rechnung macht; in der jüngsten Zeit ist der arme Stuwer auf einen guten Gedanken gekommen, den Neckegeist des Wassers zu versöhnen; er gibt nämlich Feuerwerke auf dem Wasser, oder, wie er sie nennt, „Wasser-Feuerwerke", und seitdem ist der Witz im Credite gefallen, dass ein neuer Rock, in dessen Kragen ein heimtückischer Schneider ein Feuerwerksprogramm einnäht, dem Besitzer beim ersten Ausgange eine tüchtige Taufe zuzieht.

Gegenüber dem der Leopoldstadt eigenen Charakter reichsbürgerlicher Solidität bei allem grossstädtischen Prunk zeigt sich das alte „Lerchenfeld" mit seiner durch die Linie getrennten Fortsetzung, dem „neuen Lerchenfeld" und mit Herrnals, wo der vielbesuchte Calvarienberg ist, durchweg plebejisch, ebenso

in der Mundart, wie in den Sitten der Bewohner, und durch jene Classe des Volkes, welche im Besuche dieser Gegend Vergnügen sucht und findet. Das sind die Proletarier Wien's, mit Weib und Kind, und die lustigen durstigen Soldaten des Regiments Deutschmeister, meist Kinder des alten und neuen Lerchenfeldes, welche weder die Staubwirbel noch das schlechte Bier scheuen, um sich in der unabsehbaren, ununterbrochenen Reihe von Gasthäusern zu ergötzen, denen die Wirthsgärten gegenüberliegen. In der Fastenzeit musst du an Sonntagen Lerchenfeld, musst du das Dorf Herrnals besuchen; dann ist die Gesellschaft, die du dort triffst, gemischt, dann verschmähen nämlich auch anständige Leute es nicht, sich durch das Labyrinth von Ellenbogen zu drängen. Der Herrnalser Calvarienberg ist das Ziel oder der Vorwand Aller; auf dem Nachhausewege entschlägt die Lust sich jeder drückenden Fessel. Wie lockt die betäubende Musik aus allen Gärten; in jedem Augenblicke neigt dir ein wandernder Bäcker seinen Stock mit Fastenbretzeln dicht vor die Nase hin, oder du siehst ihn diesen von weitem wie ein Feldzeichen, wie einen Commandostab, aus dem dichtesten Gewühl über alle Köpfe herausstrecken, und wenn du in die Fenster blickst, siehst du über allen Tischen in den Wirthsstuben Festons von Fastenbretzeln herabhängen, und fast an jedem Hause bietet ein Garkoch seine dampfende Waare im offnen Laden aus. Kinder mit Spielzeug und Bildern, am Wallfahrtsorte gekauft — hemmen jauchzend die Passage, oder der Vater, ein Handwerker oder Subalternbeamter, nimmt sie auf den einen, den Hund auf den andern Arm, und bricht der theuren Last und seiner Hausehre, die ihn zu verlieren fürchtet, gegen den Volksstrom Bahn. Von hüben, von drüben, von nah und fern — Pfiffe, Zurufe, Losungszeichen. Hin und wieder die Raçe der Schusterjungen mit schlechten Absichten auf Bretzeln und Wurst, oder mit einem Schalksstreich auf den nächsten besten ehrsamen Spiessbürger im Kopfe, Soldaten mit ihren Liebchen, Gauner und Glücksritter jeder Sorte, und hie und da ein armer blinder Mann mit Geige oder Flöte, den Niemand beachtet, als die Hunde, die sich um ihn herumbalgen; und in diesem ganzen Chaos nun das Gebrause des Lerchenfelder Dialekts, den selbst der Wiener kaum versteht! Und wie diess Treiben, so ist auch der Lerchenfelder, derb, grob,

eine immerwährende lebendige Opposition gegen den Anstand in Kleidern und Sitte, necklustig und zu Händeln schnell bereit, sorglos in Armuth, und geneigter zur Faulheit als zur Arbeit, und beim Genusse nicht auf Maass und Ziel bedacht, kurz der Lazzarone und der Eckensteher Wiens in einer Person.

Das Leben und Treiben in den übrigen Vorstädten bildet den Uebergang zwischen den beiden Extremen der Leopoldstadt und des Lerchenfeldes. Die denkwürdigsten öffentlichen Gebäude in den Vorstädten mögen hier eine kurze Erwähnung finden.

In der Josephstadt ziehen die Klosterkirche der um die Gymnasialbildung der Jugend vielfach verdienten Väter der frommen Schulen (Piaristen), 1698 erbaut, das Blindeninstitut und der Auerspergsche Palast die Aufmerksamkeit an. — Das Josephstädter Theater konnte in den verschiedensten Epochen seiner Blüthe nie eine volksthümliche Bedeutung erringen; nur einmal war es diesem Ziele nah, als Raimund seinen „Verschwender" auf demselben in Scene setzte. Unter Hensler's Direktion hatte es früher durch beliebte drollige Pantomimen sich ein bestimmtes Publikum gewonnen. —

Die Alservorstadt hat eine Reihe von humanen Anstalten aufzuweisen, wie wenige andere, das Civilkrankenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, das Waisenhaus, das Mädchenpensionat, deren wir bereits früher erwähnten, dann die beiden anderen herrlichen Stiftungen Josephs II., die Josephinische Akademie mit ihrer berühmten Wachspräparaten-Sammlung (von Fontana und Moscagni) und das Militärgarnisonhauptspital, endlich das Versorgungshaus; — die Gewehrfabrik und das imposante neue Criminalgerichtshaus breiten ihre Fronten gegen das Glacis aus. In der Rossau befinden sich der Lichtensteinische Gartenpalast mit der herrlichen Galerie (reich an kostbaren Bildern von Rubens und Van Dyk) und die kaiserliche Porzellanfabrik, jedem Fremden sehenswerth.

Die Vorstadt St. Ulrich schmückt der Palast der adeligen ungarischen Leibgarde (ein Werk Fischer's von Erlach); der Gelehrte wendet sich dem Ordenshause der „Altgläubigen" zu, (wie das Volk die armenischen Mönche von der Regel Antons des Einsiedlers nennt,) welche seit ihrer Vertreibung aus Triest 1810 das früher den Kapuzinern gehörige Kloster bewohnen, dort eine

grosse Druckerei (meist für morgenländische Schriften) unterhalten, und armenische Kinder erziehen.

Auf dem Spitlberg befindet sich, dem neuen Burgthore gegenüber, das stattliche Gebäude der kaiserlich königlichen Stallungen (von Karl VI. 1725 errichtet); in Mariahilf die Kirche mit dem Gnadenbilde, von welchem manche Legende erzählt wird, und der Eszterházysche Gartenpalast mit der ausgezeichneten Gemäldegalerie und Bildwerken Canovas, Thorwaldsens und Schadows. In der Vorstadt Laimgrube zeigt sich uns die Ingenieurakademie; an der Wien das durch Schikaneder, den Erbauer, durch Palffy, und Carl, den jetzigen Direktor, bekannte Theater, das einst durch die Talente der dabei angestellten Künstler mit dem Hofburgtheater wetteifern konnte, dann Staberls und später vierfüssiger Künstler Tummelplatz wurde, und jetzt den besten noch lebenden Lokalkomiker Wiens, Wenzel Scholz neben Carl und Nestroy aufzuweisen hat. Scholz, der in jeder Rolle derselbe ist und doch in jeder den verstocktesten Hypochonder zum Lachen bringt, in dessen innerstes Wesen das Komische so verwachsen sein muss, dass es, ohne dass er die Arme regt, ohne dass er ein Wort spricht, auf das Zwerchfell des Publikums wirkt; Scholz, der, ohne genial zu sein, doch so durchweg originell ist, der wie die personifizirte Dummheit aussieht, vor deren Naivetät all euer Verstand zu Schanden wird; Scholz hat einen wahren Instinkt für die Parodie. Ein grösserer Gegensatz als Carl neben Scholz lässt sich kaum denken. Scholz als „Klapperl", als Grundwächter, als Jago (im travestirten Othello), als Damian Stutzel, als nachtwandelnder Seiler (in den „beiden Nachtwandlern") mit seiner gravitätischen und doch etwas ängstlichen Dummheit, mit seiner gränzenlosen Trockenheit und Gutmüthigkeit, die nur um so drolliger erscheint, wenn sie aus dem Gleichgewicht gerüttelt wird, wenn diese ganze phlegmatische Natur endlich einmal stutzig wird, aufbegehrt und poltert, — und Carl, dem noch im Alter statt Blut Feuer in den Adern kreisen mag, dessen Beweglichkeit den Zuschauer fast verwirrt, der in jeder Sekunde von improvisirten Witzen und Wortspielen sprudelt, der Uebermuth selbst, der sich nicht bedenkt, das Publikum selbst zu necken! — Das Dreiblatt schliesst Nestroy, der sich der Volksbühne mit Beifall, aber zum Nachtheile der letzteren

bemächtigte, da er sich bloss auf die Spekulation beschränkt. Als Schauspieler ist Nestroy nicht ohne Talent, aber ohne Originalität und seiner Manier bereits ganz und gar verfallen. Das Theater an der Wien hat den industriösen Carl reich gemacht, und doch erlangte es nie eine ächtvolksthümliche Bedeutung. Eine solche nahm Carl übrigens auch nie in Aussicht; er spekulirte bloss von Tag zu Tag auf den Wechsel, auf die Mode, und kein Mittel war ihm je zu schlecht, zu seinem Ziele, dem pekuniären Vortheil, zu gelangen. Es lag nur an ihm, den Geschmack zu veredeln; aber er verschlechterte ihn lieber, weil das Gemeine dem grossen Haufen überall gleich verständlich und willkommen ist.

Die Wieden ist reich an schönen öffentlichen Gebäuden. Zwei der schönsten bieten sich dem Auge nicht weit von einander, die Karlskirche und das polytechnische Institut, beide mit den Fronten gegen den Wienfluss und das Glacis. Kaiser Karl VI. liess die erstere, in Folge eines Gelöbnisses bei drohender Nähe der Pest durch Martinolli nach Fischer's von Erlach Plan im neueren italiänischen Style erbauen. Elf breite Stufen führen zu dem schönen Portale hinan, zu dessen Seiten sich zwei Thurmsäulen, mit Basreliefs aus dem Leben des heiligen Karl Borromäus von oben bis unten bedeckt, erheben. Auf dem Giebelfeld sieht man (im Basrelief) Wien, durch die Pest bedrängt. Eine achteckige Kuppel mit einer Laterne überwölbt die freundliche Rotunde. Das Denkmal des vaterländischen Dichters Heinrich von Collin (von Sautner, unter Fügers und Zauners Leitung gearbeitet) schmückt die Wand eines Seitenaltares. Die Façade des polytechnischen Institutes (1815 vollendet) nimmt in grossartiger Einfachheit die ganze Breite eines geräumigen freien Platzes ein. Das Institut bewahrt sehenswerthe mineralogische, zoologische, physikalische und Modellen-Sammlungen, die interessanteste von allen, die der Nationalfabriksprodukte Oesterreichs. Nicht weit von dem polytechnischen Institute dehnt sich das Stahremberg'sche Freihaus, 300 Wohnungen umfassend, aus. In der Favoritenstrasse befinden sich das Taubstummeninstitut und die Theresianische Ritterakademie, (früher das kaiserliche Lustschloss, die Favorite) von Maria Theresia 1745 zur Bildung junger Edelleute gestiftet.

Die Landstrasse, welche der Wiener-Neustädter Kanal durchschneidet, schmücken das Invalidenhaus (mit Peter Kraffts Gemälden: die Schlachten von Aspern und Leipzig*), und der Kreuzabnahme von R. Donner in der Hauskapelle), das Hospital der Elisabethinerinnen, das Veterinärinstitut (früher ein Garten der Jesuiten), das neue Montaneum (ein Werk des geschickten Architekten Kornhäusel, der auch das Stiftsgebäude in Klosterneuburg ausbaute), der botanische Garten der Universität (unter Maria Theresia angelegt), das Belvedere und das grosse Spital zu Sanct Marx an der Linie. Der Sieger bei Zenta, Blindheim und Malplaquet, Prinz Eugen von Savoyen, liess sich auf der Anhöhe, von welcher sich eine wunderherrliche Uebersicht der Kaiserstadt bietet, von 1705 bis 1724 durch den Hofarchitekten von Hildenbrand den Doppelpalast Belvedere erbauen, dessen unterer Theil, worin sich jetzt die deutsche Garde und die Ambraser Sammlung befindet, gegen den Rennweg, dessen oberer (das Hauptgebäude) an der Linie liegt; ein ausgedehnter Garten im altfranzösischen Geschmack, mit dem Prachtstyl der Bauten harmonirend, verbindet beide. Nach Eugens Tode (1736) erbte seine Nichte Victorine, vermählte Herzogin von Sachsen-Hildburghausen das Belvedere; ihr Gemahl überliess es für eine Leibrente dem kaiserlichen Hofe. Joseph II. verlegte die unter Maximilian I. entstandenen, durch Rudolph II. und Karl VI. vergrösserten Gemäldesammlungen, die sich früher in der Schatzkammer, in der Stallburg, und an mehreren anderen Orten befanden, in das Belvedere. Jene merkwürdige Sammlung von Rüstungen und Waffen, von Kunstwerken und Curiositäten, Handschriften, Büchern und Geräthen, (das kostbarste darunter — Benvenuto Cellini's Salzfass) eine Stiftung Ferdinand's von Tyrol (des Gatten der schönen Philippine Welser) wurde im Jahre 1806 vom Schlosse Ambras in Tyrol in das untere Belvedere gebracht. Das obere Belvedere ist ein längliches Viereck mit vier Pavillons an den Enden, — breite Stufen führen zu einer Doppeltreppe hinan, von welcher man in den durch Chianini, Fanti und Carloni dekorirten Marmorsaal tritt, an dessen Wänden, Decke und Estrich jene ganze verschwenderische Pracht, wie sie zur Zeit der Erbauung beliebt

*) Man kennt das erstere durch Rahls, das letztere durch Scotts Kupferstich.

war, ausgelegt ist. Von diesem Mittelsale öffnen sich die Aussichten in die Säle der Flügel, deren jeder sieben Zimmer, nebst zwei Kabineten, umfasst. Der linke Flügel bewahrt die Gemälde der niederländischen Schule mit den grossen Prachtstücken vonP. P. Rubens (die Wunder des heiligen Ignazius und des heiligen Franz Xaver), — der rechte die Werke aus den italiänischen Malerschulen. Das obere Stockwerk (auf jeder Seite vier Zimmer umfassend) enthält Werke aus der altdeutschen, altitaliänischen und altniederländischen Schule, aus den Epochen der Geschmacksumwandlung bis zur neueren und neuesten Zeit.

Hier ist der Ort, die Richtung zu beachten, welcher die bildende Kunst in Wien jetzt nachgeht, und der Künstler zu gedenken, deren Talente der Kaiserstadt Ehre machen.

Im Jahre 1705 eröffnete Kaiser Joseph I. die Akademie der bildenden Künste, deren Stiftung schon unter Leopold I. beantragt worden war. Unter Maria Theresia erhielt sie eine Zeichnungs- und Kupferstecherschule, eine Bossir- und Graveurschule. Sie befindet sich in der Annagasse, in dem ehemaligen Noviziatgebäude der Jesuiten und umfasst jetzt Schulen der Malerei, der Bildhauerei, der Kupferstecherkunst und der Mosaikarbeit, der Architektur, der Gravierkunst, und zur Anwendung der Kunst auf Manufacturen, eine Bibliothek und eine Galerie (Vermächtniss des Grafen Lamberg) mit deren Aufsicht der geniale Maler Fürich betraut ist. Ein Vergleich der Mittel, welche der Akademie zu Gebote stehen, und der zahlreichen Talente, welche in Wien zu finden sind, mit den Leistungen der Akademie muss zu deren Nachtheil ausfallen. Denn im ganzen Wirken derselben entdeckt der Blick des unbefangenen Beobachters ein Schwanken und eine Unentschiedenheit über das Wesen und die Zwecke der Kunst, woraus sich am Ende keine geringe Verwirrung und als letzter Ausweg ein krasser Materialismus ergibt, welcher, schon an und für sich verwerflich und betrübend, noch schlimmere Aussichten in die Zukunft öffnet, zumal wenn man in Anschlag bringt, dass durch Kunstausstellungen im Allgemeinen und durch das Uebergewicht der Mode in Wien insbesondere, das junge Talent allzuleicht in Versuchung geführt wird. Wandelt durch die

Strassen der Kaiserstadt und vergleichet die Gemälde auf den Aushängeschilden, die seit geraumer Zeit Mode geworden. Die Besitzer der reichen Kaufläden wetteifern untereinander, sich durch Schönheit, Pracht oder Kunstwerth dieser Malereien wechselseits zu überbieten; gewiss, keine Stadt Europas kann eine ähnliche Kunstausstellung in den Strassen aufweisen. Welch ein weites Feld ist hier dem Talente geboten, sich zu entfalten; wie erfolgreich könnte der Einfluss der Akademie auf die ästhetische Bildung des Volkes, auf die Verfeinerung des Geschmacks wirken! Welch ein schönes Vorbild gab Kupelwieser*) durch seinen „jungen Tobias" auf dem Laden der Apotheke am Graben, durch seine Tafeln vor der Apotheke in der Wollzeile! Die meisten dieser öffentlichen Gemälde erfreuen den Vorübergehenden durch die Sicherheit der Haltung, durch die Gewandtheit der Ausführung. Dünkt euch diese Art der Oeffentlichkeit zu gering, um eure Aufmerksamkeit, eure Sorgfalt und Pflege darauf zu wenden? Bedenkt ihr nicht, dass die Kunst zu allen Zeiten durch die Oeffentlichkeit einen mächtigen Antrieb erhielt, oder ist es weniger ehrenvoll, ein vollendetes Kunstwerk auf der Strasse der Beschauung von Tausenden auszusetzen, als ein dürftiges Genrebild, ein antik oder romantisch drapirtes Modell, eine nackte Abstraction für eine Kunstausstellung zu fertigen, damit das Bild einst in einem Cabinet prangen könne? Oder fürchtet ihr, die Würde der Kunst werde auf dem Wege solcher Veröffentlichung der Mode sich unterordnen? Leider wird sie es (der Anfang ist bereits gemacht), leider wird sich die Empfänglichkeit des Volkes für's Schöne, wird sich die Strebkraft der Künstler in trübseliger Gleichgültigkeit allmählig abstumpfen, wenn ihr mit vornehmer Prüderie auf diese Vermittlung der Kunst mit dem Leben, der Existenz der Künstler mit ihrem Talent, herabblickend, euren einseitigen unfruchtbaren Theorieen eigensinnig nachwandelt. Die

*) Um Kupelwieser, der bei seinem Auftreten die schönsten Hoffnungen anregte, in der Folge aber sich leider einer finsteren pietistischen Richtung völlig hingab, hat der würdige, geistreiche und aufgeklärte Prälat von Klosterneuburg, Jacob Ruttenstock, welcher ihm für die Stiftskirche zwei Gemälde: der „heilige Leopold" (über lebensgross) und „Mariä Geburt" (Altarblatt) auftrug, grosses Verdienst.

schlimmen Folgen zeigen sich bereits. Die bedeutendsten Talente wenden sich entweder, um selbstständig zu bleiben dem Auslande zu, oder sie sehen sich, wenn sie in der geliebten Heimath bleiben und ihren Lebensunterhalt daselbst fristen wollen, gezwungen, sich mit Portraits, Landschaften, Genrebildern zu beschäftigen; wandelt doch an den Werken der vaterländischen Maler im Belvedere vorbei und seht, wie wenige historische Bilder von Originalität ihr finden werdet. Wohl findet ihr da Schnorr von Karolsfeld, Fürich, Ammerling, Petter, Dittenberger. Wo aber sind die Cartons des kräftigen L. Schulz, wo die sinnigen Zeichnungen Steinle's? Und überdem ist Schnorr in einer einseitigen Weltanschauung und Kupelwieser in Ascetik verharrscht, Petter steif und Ammerling*) der treffliche Portraitmaler nicht immer in seiner Sphäre, Danhauser aber, so reichbegabt er ist, noch nicht einig mit sich über das Wesen der modernen Kunst; erst bei seinem „Prasser" kam er auf den rechten Weg, auf die Vergeistigung des Genres und dessen Vermittlung zum modernen Leben. Sein Altarblatt für Erlau (vom Erzbischof Pyrker bestellt, seit 1835 dort erhöht) hat bei vielen einzelnen Schönheiten geringeren Werth, woran freilich weniger der Künstler, als die mancherlei Veränderung in der Auffassung des Stoffes und des Hauptheldes, die ihm auferlegt wurden, Schuld tragen. Rahl, Heinrich Schwemminger, Leander Russ, Steinle sind fast die einzigen Jüngeren, die sich wacker halten.

Man sieht, wie sich bei der Nichtbeachtung der Historienmalerei, bei der Begriffsverwirrung über das Höchste der Kunst in

*) Ammerling machte sein Glück erst in London. Ganz unbemittelt kam er dahin, um sich dort auszubilden; doch fand er allenthalben Hindernisse und Rivalität, und verzweifelte fast, je aus der Masse auftauchen zu können. In bittrer Noth kam er öfter in's österreichische Gesandtschaftshotel, wo ihm einstmals der Kopf des Portiers in einer malerischen Stellung auffiel. Er malt ihn und lässt das Bild der Stube. Fürst Eszterházy, der zufällig in diese kommt, sieht es, ist davon entzückt und lässt es in seinem Salon aufstellen, wo es allgemeine Bewunderung erregt. Man erkundigt sich nun nach dem Künstler und dessen Glück ist gemacht.

der Akademie, und bei der mystisch-ascetischen Richtung eines kleinen Kreises von Künstlern, allmählig auch von Seiten der Künstler, die in ihrer isolirten Stellung überdem bloss auf sich selbst angewiesen sind, eine Gleichgültigkeit herausstellen musste, die nothwendig zur Verflachung der Kunst überhaupt hinführt; wie aber auch anderseits Portrait, Landschaft und Genre, diese ergiebigen Felder, immer fleissiger angebaut werden und treffliche Früchte bringen konnten. Im Portrait sind Ammerling und Waldmüller, deren Manieren sich wie zwei Pole abstossen, Schlesinger, Ender, Adolph und Robert Theer, in der Landschaft (wo die Vedute die Composition zu verdrängen droht) Th. Ender, Gaurmann, Alt, Geyling, Jos. Schwemminger, Höger, Gerstmüller, im Genre Danhauser, Heinrich, Ranftl, Waldmüller, Fendi — bedeutend. Das Stillleben wird fleissig bebaut, dagegen die Marine fast ganz vernachlässigt. Im Kupfer- und Stahlstich zeichnen sich Stöber, Rahl, Hyrtl, Kowatsch, Passini, Axmann aus, im Holzschnitt Bl. Höfel. Die Plastik finden wir fast bedeutungslos hinter der Malerei versteckt; Professor Schaller, dem man das Denkmal Hofers verdankt, leistet hier das Bedeutendste; — nach ihm ist Hirschheiter zu nennen; der talentvolle Geiger musste sich aus Mangel an Unterstützung darauf verlegen, — Pfeifenköpfe in Meerschaum zu schneiden.

Das geistige Leben in der Kaiserstadt bewegt sich von Jahr zu Jahr in immer weiteren Entwicklungs- und Wirkungskreisen, und durchdringt die Gesammtmasse der bürgerlichen Gesellschaft immer mehr. Zunächst sind es jene Radien der geistigen Macht des Jahrhunderts, die unmittelbar oder mittelbar in's praktische Leben, in die diplomatischen Verhältnisse, in die Verwaltung, und in die Humanität eingreifen, welchen die Aufmerksamkeit und die Thatkraft sich zuwenden, — die Naturwissenschaften, die Arzneikunde, die Rechtsgelehrsamkeit und Cameralistik, endlich das Studium der Sprachen, zumal der morgenländischen. Auf diese Arme des grossen Stromes vertheilt sich

die Erziehung und die Forschung. Geschichte, Spekulation und Poesie treten dagegen in den Hintergrund, und während wir, in Bezug auf jene, Erziehung und Forschung nach den unabänderlichen Gesetzen eines grossartig ausgegliederten Mechanismus sich bewegen sehen, müssen wir den wenigen, aber um so tüchtigeren Naturen gleichfalls unsere hohe Achtung zollen, welche, gleichsam ausserhalb der schützenden Grenzmarken stehend, innerhalb deren dem Talente Begünstigung und Ermunterung vom Staate wird, auf keiner anderen Basis als der ihres Berufes, ihrer Begeisterung und ihrer Willenskraft, für die Ehre des Vaterlandes rüstig wirken. Wollten wir die vom Staate, als Mittelpunkte der Idee, ausgehenden Gesetze, nach welchen sich das geistige Leben in Wien entwickelt, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen in diesen Blättern wiederzugeben, und alle Phasen des letzteren selbst nach kleinerem Maasstabe hier nachzuzeichnen versuchen, so würden wir die Gränzen überschreiten, welche wir selbst um unsere Aufgabe gezogen; wir haben hier nicht Fragen zu erörtern, die in das Wesen des Staates tief eingreifen, sondern begnügen uns gerne damit, ein treues Panorama der Gegenwart auf dem Hintergrunde der Geschichte und Sage aufzurollen, und es ist nur die Anschauung und die Beobachtung, nicht die wissenschaftliche Erörterung, wozu wir einladen durften. Es ist kein Zweifel, dass Wien als der Brennpunkt des geistigen Lebens in den deutschen Bestandtheilen der Monarchie betrachtet werden darf, wiewohl es nicht, wie Paris die bewegenden Kräfte ganz Frankreichs verschlingt und so zu sagen alle Individualitäten in einen einzigen lebendigen Organismus verwandelt, die Strebungen in den deutschen Provinzen in gleicher Weise an sich zieht; die letzteren sowohl als die Hauptstädte der nicht deutschen Bestandtheile des Kaiserstaates wirken wohlthätig auf das geistige Leben in Wien zurück, und auf solche Art erhält sich ein grossartiger Wechselverkehr zwischen den Nationalitäten, bei welchem jede gewinnt. In gleichem Verhältnisse steht in Wien selbst die Produktivität des Geistes mit der Empfänglichkeit, Aneignung und Durchbildung und es stellt sich bei aller Naivetät, die dem Kerne des Volkes eigen ist, ein von Tag zu Tag sich schärfer ausprägendes Bewusstsein, so wie eine immer deutlicher in's Auge fallende Annäherung der Stände heraus, welche für

das Wachsthum und Erstarken des Volkes, als einer moralischen Person, von Wichtigkeit ist. Wie frisch aber die Empfänglichkeit für geistigen Fortschritt in Wien ist, beweist der blühende Zustand des dortigen Buchhandels, bei welchem das Sortimentsgeschäft die Hauptrolle spielt. Der Adel und die höheren Klassen des Bürgerstandes wirken einander hier in die Hände, und der aufgeklärte Klerus der Hochstifte wetteifert mit beiden um die Ehre, die er früher fast ausschliesslich besass. Bei aller verschwenderischen Pracht, mit welcher sich die Elite des Adels in Wien*) so gern umgibt, setzt sie keinen geringen Theil ihres Stolzes darein, mit einheimischer Literatur wie mit allen fremden Literaturen stets im lebendigsten Rapport zu stehen; der ausgezeichnete Gelehrte und Dichter, er möge was immer für einer Nation angehören, ist in den ersten Salons stets ein willkommener, geehrter Gast. Ebenso denkt die Geldaristokratie, welche in Wien nicht jenen hässlichen Spekulations-Teint hat, wie in andern grossen Städten; sie fragt den Fremden, der sein Kapital im Kopfe trägt, nicht nach Familienbeziehungen und allenfallsigen Verwandtschaftsgraden, noch misst sie ihn oben herab, noch rechnet sie ihm ihre Gesellschaft als Glück an; sondern sie empfängt ihn und den geistigen Fortschritt mit jener Herzlichkeit, welche allen Klassen des Volkes in gleichem Maasse eigen ist. Selbst die Unverschämtheit jener Touristen, die vom Bilder- und Skizzenhandel leben und genossene Gastfreundschaft hinterher durch Indiskretion vergelten, (eine Erfahrung, welche den Wienern oft genug zu Theil wird,) macht diese nicht scheu und misstrauisch, viel weniger die Lebensfreude sie gleichgültig gegen geistige Interessen. Zurückhaltender und ausschliesslicher, weil beschränkter und darum dünkelhafter, im Allgemeinen indifferent ist — in der Mehrzahl — der mittlere Beamtenstand. Der Klerus dagegen (sowohl die Welt- als die Stiftsgeistlichen) begreift seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und die Bedingung seiner Existenz und Bedeutung durchweg vorurtheilsfrei und nimmt die neuesten Erscheinungen des geistigen Lebens

*) 24 fürstliche, an 70 gräfliche und 60 freiherrliche Familien sind in Wien (wie Tschischka versichert) ansässig, den niederen Adel ungerechnet.

ausserhalb Oesterreich zu unbefangener Würdigung, Verarbeitung und Ausgleichung gegen seine eigenen Verhältnisse, in sich auf. Dieser Klasse der Geistlichkeit ist jener blinde Fanatismus fremd, der in Jahrhunderte zurück reicht; sie vindicirt den Formen des Cultus die höhere Bedeutung auf dem Wege der Vernunft und der allgemeinen Weltbildung. Der Bürgerstand rückt eigentlich erst in seinem Nachwuchse dem geistigen Gesammtleben näher, letzterer aber dafür um so rascher und sicherer. Und so rundet sich uns ein erfreuliches Bild ab, ein Bild des rüstigen Strebens, das Jeder in der Wirklichkeit wiederfinden wird, wenn er diese — nicht flüchtig — und mit ungeschwächten Augen, ohne Hülfe einer geborgten Brille — betrachten will. Es ist eine Rüstigkeit, wie sie nur frischer Jugend entströmt; — wenn aber irgend ein Volk unverwüstlicher Jugend sich erfreut, so ist's gewiss das österreichische, so ist's das Wienervolk. Der Dichtername: Grün ist ein Symbol, das die jugendliche Kernkraft des ganzen Volkes ausdrückt.

Bedürfte die Behauptung noch eines anderen Beweises, so könnt ihr diesen in tausend Liedern auf allen Strassen, in allen Höfen und Häusern hören. Das Alter singt nicht, dem Alter, wenn es grämlich und zurückgezogen in der Ecke kauert, ist die Musik verhasst. Wien aber ist die Stadt der Musik; als ob in der Kaiserstadt jeden Tag ein Kaiser gekrönt würde, hallt sie immerdar von Melodieen wieder. Das Leben, die Kunst und die Religion reichen sich dazu die Hände. Das Leben verlangt jene üppigen Weisen aus Hüons Horn, von deren Tönen Leib und Seele wollüstig erbebt, die bis in die innersten Fasern des Lebens hinein zittern, die das südlich-feurige Blut rascher durch die Pulse jagen, und auf die Wangen jenen Schmelz der Hingebung an den flüchtigen Augenblick hinzaubern, der so lockend — und wenn ihr euch fragt, ob er das Abendroth des Lebens oder schon das Morgenroth des Todes ist, — doch so rührend ist. Die Kunst der Musik wird wie ein Cultus gepflegt, im vaterländischen Conservatorium*), im Hofopernhause nächst dem

*) Unter den Tuchlauben steht das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde im österreichischen Kaiserstaate, welche (1813 gegründet) an 100 Zöglinge unterrichtet.

Kärnthnerthore, in den Konzertsälen. Wien ist das Eldorado fremder Virtuosen und Meister — und, wir glauben nicht zu viel zu sagen, — ein Tribunal, vor welchem der oft vielleicht bloss zufällig entstandene Ruf sich ausweisen muss, bevor er auf Dauer Anspruch machen darf; denn der Wiener wächst im immerwährenden Genusse der Meisterwerke aller Zeiten auf, und seine Artigkeit gegen Fremde, seine schnelle Begeisterung hindern ihn nicht, dem feingebildeten Geschmack der Mode für länger, als der erste Eindruck währt, zu huldigen oder gar sich von ihr beherrschen zu lassen. In den zahlreichen Kirchen Wiens hört auch der Arme aus den untersten Ständen jene klassischen Werke der Tonkunst, welche die Religion, die sie hervorgerufen, in ihre Unsterblichkeit hüllt.

Eine solche geistige Regsamkeit, die, wie wir andeuteten, nach allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft hin Beziehungen anknüpft und fortspinnt, kann auch für die Schaubühne nicht gleichgültig bleiben; ja, diese ist ihr ein Lebensbedürfniss. Wir sprechen hier nicht von der Volkskomödie, bei welcher der Stoff die Hauptsache ist, sondern von dem Hofburgtheater, in welchem die Veranschaulichung der Idee durch die höchste Formvollendung erstrebt und erreicht wird, und welches die Sitte der feinen Gesellschaft Wien's eben so treu reflectirt als die Volksbühne das Wesen der unteren Stände. Das Hofburgtheater ist der öffentliche Salon, in welchem sich alle Gebildete Wien's zusammenfinden, das klassische Forum der Urbanität, auf welchem Kunst und Leben sich ergänzen. Keine andere deutsche Bühne kann so viele Talente aufweisen, keine vertheilt diese so zweckmässig, auf keiner waltet wie auf dem Hofburgtheater der gute Geist harmonischer Ineinanderordnung zum schönen Ganzen.

Wir haben früher von dem aufgeklärten Priesterstande gesprochen; die flüchtige Skizze desselben charakterisirt auch das religiöse Leben in Wien von der Lichtseite; wir können nicht verschweigen, dass es auch Schattenpartieen hat, die sich aber

meist über die unteren Klassen des Volkes hinziehen. Im Ganzen lässt die in Wien aus allen Herzen und unter allen Verhältnissen zum Lichte aufstrebende Lebensfreude, lässt jenes heilige Vermächtniss Josephs II., die Toleranz, lässt der Weltverkehr und die immer mächtiger werdende Weltbildung, lässt endlich die immerwährende Ebbe und Fluth der verschiedenartigsten Nationalitäten den geistesmörderischen Mysticismus, ob er auch hie und da sich in seinen dunklen Höhlen rege, nicht zu Kräften kommen und er muss sich meistens mit Opfern begnügen, an welchen die bürgerliche Gesellschaft nicht viel verliert. Bei allem Leichtsinn lebt in dem Wienervolke eine so gesunde, unverwüstliche Ehrlichkeit, dass selbst die Frivolität sich nicht bis zu jener Verderbtheit hinab verirrt, welche man sonst in grossen Städten leider antrifft, und aus welcher sich der *Blasé* in dumpfer Verzweiflung in das andere Extrem rettet. Dem tiefen Gemüthe und der heiteren Weltanschauung der Wiener passt kein Cultus so gut als der katholische; wenn die Wiener die heiligen Gräber, das Frohnleichnamsfest verlören, würden sie bald aufhören, Wiener zu sein; die religiösen Feste sind für Wien Nationalfeste geworden. Wir können uns nicht enthalten, die vornehmlichsten religiösen Feierlichkeiten in Wien in kurzen Abrissen hier aufzuzeichnen.

Der Weihnachtsabend, das Fest der Kinder, in welchem selbst der Greis so gerne sich wieder als Kind fühlt und gibt, wann der Engel des Friedens von Haus zu Haus wandelt und das Siegel der Verheissung auf jede Schwelle drückt, dass die Familie, durch so süssen Bann in ihrem Weihthum gefangen gehalten, an die Weltsorgen nicht denkt, die draussen lauern, — hat in Wien den Niklasabend zum humoristischen Prolog. Eine in Wien heimische Legende erzählt von einem Knaben, den die Türken bei ihrem Einfall in Oesterreich mit sich in die Sclaverei geschleppt und den Sankt Nikolaus, der Kinderfreund, den tiefbekümmerten Eltern, die zu ihm als ihrem Schutzpatron inbrünstig gebetet hatten, unverhofft frisch und gesund wiedergebracht. Die Sitte, am Niklasabend den Kindern zu bescheren, ist älter als diese Legende und findet sich auch in anderen katholischen Städten. In Wien, wo weder das Christkind, noch die heiligen drei Könige

jetzt noch wie früher in Person erscheinen, hat Niklas sein Recht gleichwohl nicht aufgegeben; er kommt mit schneeweissem Barte, im langen Talare, die goldpapierne Mitra auf dem Haupte, den Hirtenstab in der Hand, — hinter ihm sein Knecht, Ruprecht, (in Wien „Krampus" genannt) ein zottlicher Geselle, mit klirrenden Ketten an Händen und Füssen, feurigen Augen, einer langen blutrothen Zunge und einem mächtigen Schweife, — eine Ruthe und einen Sack im Arme; — so könnt ihr Herrn und Diener in tausend Ebenbildern alljährlich am Niklastage (6ten Dezember) in den Buden auf dem Graben und der Freiung sehen. Die Kinder sitzen des Abends im Kreise; da pocht es an der Thüre, der Vater ruft: Herein, und Sankt Niklas tritt mit seinem Knechte in die Stube. Nun beginnt das Gericht über die Kinder. Sankt Niklas erkundigt sich, indessen Krampus mit den Ketten rasselt, bei den Eltern, ob die Kinder fromm, fleissig und gehorsam gewesen, und lässt sich von ihnen das Vaterunser oder das *Credo* aufsagen, die Schularbeiten werden gezeigt und geprüft. Ist Sankt Niklas zufrieden, so langt er in den Sack und theilt (mit frommen Sprüchen) seine Gaben aus. Ist er es nicht, so gibt er dem Knecht Befehl, den Schuldigen zu fassen. Nur die Fürbitten der Eltern retten für diesmal das Kind, Sankt Niklas lässt sich erweichen und begnügt sich damit, einstweilen dem Kinde statt der schönen Bescherung die vergoldete Ruthe zu hinterlassen, dann hält er ihm eine erbauliche Rede und verlässt den kleinen Kreis.

Den Schluss des Weihnachts-Abendes macht in Wien der Besuch der Christmette um Mitternacht. Du kannst dich eines eigenthümlichen Gefühls, als kreisten Geister um dich und über dir, nicht erwehren, wenn du in den ungeheuren Räumen der Stephanskirche, deren Grabesnacht die Lichter am Hochaltare wie verlöschende Sterne erhellen, die zwölf dröhnenden Glockenschläge vernimmst und nun der Gottesdienst beginnt. Da denkst du unwillkührlich der Sage von der Messe der Todten, und dass, wer ihr beiwohnte, diesen verfallen ist.

Der Neujahrstag hat viel von seinem Pompe verloren, seit die Humanität die lästige Sitte des Glückwunsches verdrängte,

und man sich für eine Kleinigkeit (zum Besten der Armen) von dieser loskauft.

Der Fahrten nach Herrnals in der Fastenzeit geschah bereits früher Erwähnung. — In der „stillen Woche“ (der Charwoche) sind vom Palmsonntage ab, an welchem jeder seinen Zweig zur Weihe in die Kirche bringt, sämmtliche Theater Wiens geschlossen, und alle öffentliche Vergnügungen eingestellt. Die Kirchen werden für den Aufbau des heiligen Grabes gerüstet. Am Gründonnerstag „wandern die Glocken nach Rom,“ von wo sie erst am Abend des Charsamstags nach dem Auferstehungsfeste wiederkommen; statt ihrer schallen allenthalben die „Ratschen“ (Klappern). Am Nachmittage des Gründonnerstages beginnen in den Kirchen die „Pumpermetten“ und „Lamentationen.“ Am Charfreitage sind alle Altäre ihres Schmuckes entkleidet, alle Kruzifixe und Bilder mit schwarzen Flören und Tüchern verhängt; vor dem Hochaltare liegt auf einem Teppich ein Bild des Gekreuzigten, zu dem sich die Gläubigen hindrängen, um die Wundenmale zu küssen und dabei für die Armen zu opfern. In einer Abseite oder einer bestimmten Kapelle, deren Fenster mit schwarzen Tüchern verhängt sind, zeigt sich das heilige Grab in Felsen, mit lebensgrossen Figuren; hoch über dem Grabe prangt das Marterholz, mit dem Leichentuche umwunden, mit Speer, Nägeln, Dornenkrone, Schwamm, Rohr und Würfeln. Zahllose Kerzen und Lampen umschimmern das hochwürdige Gut mit dem Leibe des Herrn. Am Vormittage des Charsamstages wird vor den Kirchenthüren der „Judas verbrannt“, da drängen sich die Abergläubischen streitend um die Kohlen und Brände. Am Nachmittage des Charsamstages wird in jeder Pfarrkirche der Leib des Herrn zur symbolischen Feier der Auferstehung erhoben. Auf allen Thürmen schallen jetzt die Glocken wieder, die ganze Gemeinde ordnet sich mit brennenden Kerzen und Fahnen zur Prozession, unter einem Baldachin wandelt der Priester mit dem hochwürdigen Gute aus dem Gotteshause auf die Strasse hinaus und hält den Umzug. Die Gemeinde stimmt das schöne alte Osterlied an: „Der Heiland ist erstanden“ mit dem Refrain „Hallelujah!“ Wo der Priester stille steht und den Segen ertheilt, wirft sich alles betend zur Erde und klopft an die Brust. Wenn

die Prozession in der Kirche wieder angelangt ist, prangen alle Altäre bereits im schönsten Schmucke und im vollen Kerzenschimmer, das hochwürdige Gut aufzunehmen; dann wird das „Herr Gott, wir loben dich“ unter Trompeten und Paukenschall angestimmt und nach dem letzten Segen ist das Auferstehungsfest beendigt.

Der Frohnleichnamstag ist ein wahres Frühlingsfest. Dann sind alle Strassen mit Blumen bestreut, alle Häuser bis hoch hinauf mit Maien bedeckt. An vier Orten, an der Dreifaltigkeitssäule, auf dem Graben, am Schwarzenberg'schen Palais auf dem neuen Markte, auf dem Lobkowitzplatze und auf dem Michaelsplatze sind unter freiem Himmel Altäre errichtet, voll der duftigsten Blumen, von den schönsten Südgewächsen beschattet. Die Prozession, welche von Sankt Stephan ausgehend, die Hauptstrassen Wiens durchzieht und nach Sankt Stephan zum Hochamte wiederkehrt, hat an Pracht nirgends ihres Gleichen. Da seht ihr die kaiserliche Familie, umgeben von allen Würdenträgern und Hofbedienten in reichster Gala, die Lehrer der Hochschule mit dem Rector und den Dekanen, von den Pedellen mit ihren alterthümlichen Stäben begleitet, der Magistrat, mit dem Bürgermeister an der Spitze, — jene ungarische Edelgarde, davon jeder Einzelne ein König scheint auf seinem schnaubenden von Gold und Silber schimmernden, mit dem Tigerfelle bedeckten stolzen Rosse, der Reigerbusch mit diamantener Agraffe auf dem Kalpag, der Dolman starrend von Gold, die Brust voll Orden, der Säbel von Juwelen strahlend, — den Erzbischof, angethan mit dem Pallium, mit dem Heiligthum, unterm prächtigen Himmeldache, umgeben von Chorknaben, welche Weihrauchgefässe und silberne Glöcklein schwingen oder Kreuze und Fähnlein tragen, von den betenden Domherrn und der anderen Geistlichkeit des Erzstiftes zu Sankt Stephan, eine Ehrenwache, die grüne Reiser auf den Czakos trägt, zu beiden Seiten; — ihr seht die Leutpriester aller Pfarren der Stadt und der Vorstädte mit Fahnen und Gemeinden, die sämmtlichen geistlichen Orden und frommen Brüderschaften mit Fahnen und blumengeschmückten Kruzifixen, die Zünfte und Handwerke mit ihren Standarten, die langen Reihen der Waisenkinder, paarweise geordnet in saubern Festkleidern,

die armen Pfründner, die Sängerknaben der Convikte, die Mädchen der verschiedenen Pfarrgemeinden, schneeweiss gekleidet, mit Blumenkörbchen, deren bunte Fülle sie dem Fürsten der Liebe, dessen Frühlingsherrschaft heute gefeiert wird, zu Ehren, rings ausstreuen; eine Truppenabtheilung beschliesst den Zug, der zwischen Spalieren von Linien- und Bürgermilitär dahinwallt. An jedem von den vier Altären wird Halt gemacht, und der Erzbischof liest, von den Priestern und Leviten bedient, das Evangelium, und Böllergeknall mahnt nahe und ferne an die Verkündigung der frohen Botschaft, an die Erlösung der Menschheit und der Natur. Nach dem Hochamte im Sankt Stephansdome ist die Feier, die etwa 6 Stunden gedauert, zu Ende, und das Militär defilirt, nachdem sich alle übrigen Theilnehmer zerstreut, zum Schlusse auf dem Hofe am Hofkriegsgebäude vorüber. — Am Sonntage nach dem Frohnleichnams-Donnerstage wiederholt jede Pfarre in den Vorstädten das Fest im Kleinen.

Eine andere Festlichkeit ist das Abschiedsgeleite so wie der Empfang der Prozession, welche alljährlich von Wien nach dem Gnadenorte Maria Zell in Steyermark zieht. Sie wurde in Gustav Adolphs Todesjahre (1632) gestiftet. Viele Tausende wallfahren, keine Mühe des Weges, noch die Last des Alters oder des Siechthums scheuend, ein Gelübde zu lösen, nach jener Kirche im steyrischen Hochlande. Im Passionschore zu Sankt Stephan empfangen sie ihre Fahne und dorthin bringen sie diese, mit Tannenreisig und Alpenblumen geschmückt, zurück. Jeder Pilger ziert seinen Stab mit bunten Bändern und Blüthen und bringt seinen Lieben, die ihm „einen schönen Gruss an die Mutter Gottes in Maria Zell“ mitgaben, ein Heiligenbild, einen geweihten Wachsstock oder sonst ein Andenken von dort mit.

In der Firmeiungswoche (zu Pfingsten) ist der Theil des Stephansplatzes vom unausgebauten Thurme bis zum Bischofshof und zur Bischofsgasse hinab mit Kindern besä't, welche, das Sakrament der Firmung zu empfangen, von nah und ferne herbeigebracht werden, alle im schönsten Putz und hinter ihnen die ehrenfesten Firmpathen, die Taschen schon voll von Geschenken für die Kinder. Wenn die heilige Handlung vorbei ist, bricht

der Jubel der Firmlinge los, welche die Geschenke ihrer Pathen in Empfang nehmen, und von diesen mit Meth und Lebkuchen bewirthet werden. Des Nachmittags wimmeln der Prater und alle Lustorte Wien's von ihnen. Da dürfen sie im Ringelspiele so viele Ringe von der Scheibe stechen, als ihnen gelüstet, der Bajazzo macht dann vor der Bude seine einladenden Spässe nicht umsonst; es ist, als sollten sie, da sie von der Kindheit Abschied nehmen, alle Freuden derselben noch einmal im vollsten Maasse geniessen, wie ja auch im Nonnenkloster der Tag, wann die abgeschnittnen Locken der Gottesbraut auf die Marmorplatte niederfallen, ein Festtag ist, an welchem das Weltleben zum letztenmale in die geweihte Einöde der Clausur dringen darf.

Der Allerseelentag ist allenthalben eine Verlobungsvorfeier des frischen blühenden Lebens mit dem Tode, ein Fest der Pietät und der Hoffnung zugleich; nicht der Verwesung, — dem Wiedersehen sind ja alle jene Grabesblumen, Grabeskränze und Grabeskerzen geweiht, und die Schmerzesthräne presst auch schon die als Ahnung in euch lebendige Seligkeit des ersten Kusses nach dem Tode aus euren Augen. O sprecht ihnen nur zu, den Ruhenden unter dem Rasen, euern lebensheissen Herzen mit so rührendem Glauben, mit so inniger Hoffnung, mit so treuer Liebe legt nur an die Gräber; sie fühlen die raschen Schläge durch die dünne Rinde; seht, wie sie durch Blumen euch Antwort zunicken!

Die Lücken dieses Festkalenders füllt der Wiener reichlich genug aus. Die vielen Säle in der Altstadt und in den Vorstädten, die Wirthsgärten in den letzteren und am Saume des Glacis, der Volksgarten, der Prater, Tivoli und die Landparthieen bieten ihm hinlänglichen Anlass. Ueberall Musik, überall Freude, mit mehr oder weniger Aufwand von Luxus. Ihr kennt die Kämpfe zwischen der weissen und der rothen Rose, zwischen Welfen und Waiblingern; habt ihr aber nie von der Rivalität des „Sperls“*) mit der „Birne“**) gehört? Ihre Feldherrn

*) In der Leopoldstadt.

**) Auf der Landstrasse.

sind keine Geringeren als Strauss und Lanner; ihre Feldlager heissen sie „Assembléen“. Vor sechs Jahren arrangirte der Restaurant im Augarten die erste, und kündigte sie als das Fest „im Hafen von Venedig“ an. Ein Prospect, den Dogenpalast darstellend, schloss die magisch erleuchtete grosse Allée; die Säle waren feenhaft geschmückt, und mit Recht durfte er die folgenden als „Elfenfest“, als „Armidens Zaubergärten“ ankündigen. Ein Annenfest im Gasthofe zur „Birne“ gehört zu dem Prachtvollsten, was eure raffinirende Phantasie ersinnen kann. Habt ihr euch durch den unansehnlichen Hof, durch die niederen Vorgemächer glücklich zurecht gefunden und seid in den Garten getreten, so ist euer Auge, wohin es sich wenden mag, durch Glanz und Farben geblendet. Jeder Gang ist illuminirt, der Strahl des Springbrunnens dünkt euch im Wiederscheine der Lampen über ihm nur ein Strahl von Licht, der aus der Erde emporschiesst. Ihr blickt auf, da zieht ein transparenter Luftballon über euren Köpfen dahin; ihr wendet euch, da streckt ein Flammentelegraph seine leuchtenden Arme aus und verschränkt sie gravitätisch zu dem Monogramm: A (ANNA). In dem Gebüsche, in welches ihr einbiegt, treibt Polichinell seine Schwänke; in dem Laubengang tritt euch ein langbärtiger Grieche entgegen, der euch, schlaublinzelnd, Rosenöl anbietet. Der geschmackvolle Tanzsaal ist durch die köstlichsten Südgewächse in einen duftigen Hain verwandelt; oben aber, auf der Tribüne steht wie ein Imperator, Johann Strauss, diese Hoffmann'sche Figur, mit dem Negergesichte, eine Locke hängt ihm auf die Stirn herein; er schüttelt sich und fasst, noch einmal sein Reich sich überschauend, die Geige. Alles hält vor Erwartung den Athem ein, denn er will jetzt seine neuesten Walzer vortragen. Scharf setzt er den Bogen an, wie einen Commandostab; sein Haupt neigt sich zur Linken; sein ganzer Körper scheint galvanisch zu zittern. Da erklingt der erste Ton, melancholisch, unheimlich. Ihr glaubt auf einem Kirchhofe zu sein. Da springt plötzlich der Humor auf das Leichenfeld, aus allen Büschen kommen die leichtfüssigen Elfen hervorgeraschelt und schlingen den Reigen. Umsonst sträubt ihr euch. Ihr müsst mit hinein. Wie Bacchanten reisst es euch fort. Jetzt gönnt der Zauberer euch Rast; im schmelzenden

Moll athmet ihr wieder auf; aber unversehens stürmt die ganze Macht des Zaubers wieder auf euch ein, der Boden weicht unter euren Füssen, eure Zehen gleiten auf Wellenspitzen dahin; jetzt brausen die Töne, anschwellend, sich verdichtend, als Orkan um euch, schleudern euch himmelhoch und in die Tiefe; — da verstummt alles und der Spuk ist zerstoben. Hundertstimmiger Beifall lohnt den Meister; dieser aber wendet sich, und neigt kaum merklich das Haupt und ist hinter üppigen Oleandern und Orangenbäumen verschwunden.

An manchen Tagen werdet ihr in der That verwirrt, wohin ihr euch wenden sollt, wenn ihr an einer Strassenecke steht, und die ellenlangen Ankündigungen, eine über der anderen, gewahrt, eine lockender als die andere. Hier winkt euch Domayer zu seinem Casino nach Hietzing hinaus, wo die schwarzen Zigeuner, markundbeinerschütternde Weisen spielend, an den Gittern des fashionablen Gartens, wie Geächtete, vorüberziehen. Aber nicht diese sind's, die Domayer euch verspricht, — sondern Strauss. Lanner's Name daneben lockt euch nach Ober-Sanct-Veit, Morelly's nach Fünfhaus, und gar die der zahllosen anderen Musikdirektoren, deren jeder seinen Ruf und sein Publikum hat, Mayer, Benda, Kraft, Drahanek, oder jene unaussprechlichen der Chefs von Militärmusiken, Massak, Knoll, Niemczek, Wiscoczil, und wie sie alle heissen, die zu behalten ihr ein besseres Gedächtniss brauchtet, als Cäsar!

Oder ihr wollt mit Bekannten eine Landparthie machen. Hunderte von Gesellschaftswagen und die Fiakervereine stehen euch für eine Kleinigkeit zu Diensten; oder, zieht ihr es vor, bis an die Linie zu gehen, so schwingt euch auf einen „Zeisler" oder werft euch einem „Linienbauer" in die Arme, obwohl ihr dabei, wenn euch in solchem Fuhrwerk ein Stadtfiaker unterwegs begegnet, euer Ansehen in Gefahr setzt. Heiligenstadt mit seinem Bade, Sievering, Döbling, Weidling am Bach mit ihren Weinbergen, Dornbach und der reizende Galitzinberg, Penzing, Hütteldorf, wo euch des jovialen Dichters Castelli Villa gastlich winkt, Meidling, Sanct Veit, Laxenburg, die Briel, weiterhin Baden, — ihr dürft nur wählen; überall findet ihr frohe Menschen, überall entdeckt ihr Originale, wie sie euch sonst nirgends begegnen, scharf geschnittene Burlesken, die ihr auf der Volks-

bühne für Geschöpfe der Einbildungskraft halten würdet; wenn ihr Touristen von Profession seid, so skizzirt sie im Portefeuille; sie nehmen euch nichts übel, aber macht um des Himmels willen in ihrer Geselischaft keine zweideutige Bemerkung über irgend eine Person, die sie lieben und verehren, sonst halten sie euch für ein Geschöpf, das nicht unter honette Leute gehört, und es geht euch schlimm. Vergesst überhaupt, wenn ihr nach Wien kommt, vor allen Dingen nur nicht, das Herz mitzubringen; dann seid ihr jedem Wiener willkommen, und werdet das Herz des Wieners gewiss nie vergessen!

Die Donau von Pforen bis Regensburg.

Von Pforen bis Neuburg.

Wenn der berühmte Zauberer Ajaxerle*) (ein Donaueschinger von Geburt, und ein „Schneckenhändler“ seines Handwerks) irgend einen lustigen Wiener aus der Menge herausgriffe und ihn von den Ufern des „Schanzels“, oder aus dem Gewimmel von Türken und Raizen, Müssiggängern und Geschäftseifrigen an der Ferdinandsbrücke plötzlich in das Dorf Pforen**) an das Ufer des Flusses stellte, welcher so still und bescheiden wie ein junger Landgeistlicher, seines Weges dahinzieht, — unser Landsmann aus der Kaiserstadt würde die friedlichen Wellen eher für Geschwisterkinder des wohlbekannten „Canales“ als für die Donau ansehen, und, wenn sein magischer Conducteur diesen Namen ausspräche, das Ganze für einen von jenen Schwabenstreichen halten, die mit dem Schwäbischen Herrgott beginnen und mit der Schwabenwanderung endigen; wie denn der Wiener gar zu gerne alles, was aus „dem Reich“ kommt, unter dem Generalbegriff: Schwaben zusammenfasst, nicht ahnend, dass jede Drolerie, die er dem Schwaben aufbürdet, am Rhein ihm selbst auf Gegenrechnung gestellt wird. Uebrigens ist Pforen, wohin der schwäbische Zauberer unsern Landsmann versetzte, wirklich der erste Ort, welchen die Donau, ihres Namens endlich versichert, berührt, und den sie verlässt, ohne besorgen zu müssen, dass ihr derselbe wieder streitig gemacht werde. Pforen ist nichts Geringeres als die Pathin des Kindes, das die Kaiserstadt bereits als launenvolle grosse Dame besucht. Wir überlassen unseren Landsmann, der sich eher in dem fabelhaften Königreiche des Geister-

*) Eine burleske Figur in Raimunds dramatischem Mährchen: „Der Bauer als Millionär.“

**) Unfern Donaueschingen im Grossherzogthum Baden.

fürsten Longimanus als in dem stillen, thätigbehäbigen Schwaben zurechtfindet, für jetzt seiner Verwunderung, um die Donau auf ihrer Wanderung bis Ulm zu begleiten, wo wir eine Raststation zu halten gedenken.

Das Flüsschen führt uns zuerst nach dem Marktflecken Neidingen, der sich rühmt, dass er Karl den Dicken, früher weniger Mehrer des Reiches als seines Leibes, 888 in tiefster Armuth sterben sah; im Erbbegräbnisse des weiland Nonnenklosters ruhten die irdischen Reste der alten Grafen von Fürstenberg, deren Stammburg nicht ferne. An Geisingen vorbei, durch heiteres Fruchtland, führt uns der freundliche Fluss nach Möringen, wo das Schloss uns winkt, das der edle Möringer, aus dem fernen Sankt-Thomas-Land durch den Heiligen im Schlaf zurückgebracht, im Sonnenscheine glänzen sah, indessen seine Hausfrau, „die schönste weit und breit im ganzen Donaugau", und der unge Neufen Hochzeit hielten; wer kennt die lieblichen Romanzen nicht, die Gustav Schwab von der Frau Reue und des Möringers Milde und Treue sang?*) Möringen verlassend erreicht die Donau bald, das Eltaflüsschen aufnehmend, Tuttlingen, das gewerksame Städtchen im Baar, schon im neunten Jahrhundert genannt, und im vierzehnten von Eberhard dem Frommen, Grafen zu Würtemberg erkauft, im dreissigjährigen Kriege bald durch die Kaiserlichen, bald durch die Baiern erobert, Zeugin blutigen Unheils über das französisch-weimar'sche Heer, durch den tapferen Vertheidiger Hohentwiels, Konrad Widerhold, seiner Pallisaden und Mauern beraubt; Schloss Honberg ragt auf Bergeshöh' wie ein alter Wächter über der freundlichen Stadt, und in kurzer Strecke schliesst die anmuthig gelegene alte Schmelze Ludwigsthal sich an. An Nendingen, Mühlheim und Friedingen vorbeieilend, nähert sich die Donau dem malerisch gelegenen Schlosse Wildenstein, das auf zwei schroff wie zwei un-

*) Der Möringer, schwäbische Sage in vier Romanzen. S. Gust. Schwabs Gedichte. 1829. 2ter Band. Vergl. das alte Lied vom edlen Möringer (Bragur 3. Bd. S. 402), das also beginnt:

Wollt jr herren fremde mer
Die vor zitten und ee geschah
Von dem edlen Möringer,
Wie er zu seiner Frawen sprach. u. s. w.

geheure Kristalle aus Fluss und Ebene aufgeschossenen Felsen seine Mauern weist, und erreicht bald die Ruinen Falkenstein's, bis sie, in einer Krümme ausweichend, Siegmaringen (Schloss und Stadt) berührt; das Residenzschloss des Fürsten, auf schroffen Felsen stattlich fussend, datirt seine Gründung vom neunten Jahrhunderte, im elften hielt es für Heinrich IV. wider den Gegenkönig Rudolph von Schwaben. Eine Stunde unter Siegmaringen zieht der Fluss an Stadt und Schloss Scheer und weiter an mannigfachen Dörfern und Ortschaften vorbei, — nimmt bei Riedlingen die Schwarzach und die Bieber auf und streift Dorf Zwiefalten, eine Stunde von der alten Abtei, die, durch zwei Grafen von Achalm im elften Jahrhundert gestiftet, von der zwiefachen Aach den Namen empfing und nach ihrer Säkularisirung in ein Irrenhaus verwandelt worden; hier war's, wo einer der ersten Funken des Zwistes entglomm, der später zwischen Welfen und Waiblingern in Deutschland und Welschland entbrannte, da Heinrich der Stolze, der Welfe, seinen Schwager Friedrich von Schwaben in die Abtei zu freundlicher Zwiesprach entbot und dessen Tod beschloss; aber Friedrich entrann noch zu rechter Zeit und barg sich im Thurme; am andern Morgen aber zog er, die gerechte Rache im Herzen tragend, von hinnen. Rechtenstein und Reichenstein, zwei Burgruinen, schmücken die liebliche Landschaft, die sich nun aufthut, und bald zeigt sich am rechten Ufer auf hohem Felsen das stattliche Gebäude der im achten Jahrhunderte gestifteten weiland Reichsabtei Marienthal, in deren Kirche die Edlen von Stein seliger Urständ harren. An Munderkingen (Wundrichingen) und Rothenaker vorbei, erreicht die Donau Ehingen, wo das steinerne Muttergottesbild in der alten Kirche den Frommen und die Reste der Römerstrasse den Alterthumsfreund anziehen; dann berührt sie Berg und Oepfingen, und windet sich unterhalb Göcklingen durch den Moor- und Haidegrund des sogenannten tauben Riedes, bis Ulm, wo das ehrwürdige Münster, unvollendet wie die meisten kirchlichen Wunderbauten des Mittelalters, ein gewaltiger Zeuge einstiger reichsstädtischer Bedeutsamkeit, wenn du des Weges kommst, deine Blicke fesselt.

Was war es einst, dies Ulm, das sich römischen Ursprungs rühmt und stolz ist, nach seiner Verheerung durch Attila, eine

Stadt der fränkischen Könige geheissen zu haben! Wie übermüthig trotzte es, mit den Schwäbischen Städten im Bunde, dem Kaiser! Vor der Kirchenverbesserung, da noch das Sprüchlein galt: „Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Strassburger Geschütz, und Ulmer Geld behält den Preis in der Welt“, — als ein „fruchtbarer Acker der Mönche“ prangend, — wie gewaltig widerstand es alsbald, ein gutes Bollwerk für die neue Lehre, der Zumuthung des Kaisers, sich der alten Mutterkirche zu unterwerfen! Wie prunkte es so stolz mit den Namen der Söhne, die es geboren, der gelehrten Männer Agricola, Crusius, Diepold, Melander, Beham, Freinsheim, Thomas Abbts, dessen Gedächtniss das „Verdienst“ erhält, Miller's, der den Siegwart schrieb, Raff's, des alten Hans Nydhart, der den Eunuchen des Terenz übersetzte, des wackren Meisters Syrlin, des Holzschneiders Schultes, der den Theuerdank schmückte! Der dreissigjährige Entmannungskrieg rüttelte zuerst, und mächtiger als die Pest, an den Grundfesten der reichsstädtischen Macht; der Successionskrieg im Anfange, der Franzosenkrieg zu Ende des 18ten Jahrhundertes vollendeten deren Auflösung, bis Mack 1805 die Schande seines Namens für ewige Zeiten an den Münster schrieb. Ulm, von dessen einstiger Volkszahl man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, dass die Seuche im Jahre 1635 15,000 Leichen als Opfer empfing, zählt jetzt im Ganzen ebenso viele Lebendige. Von der alten Herrlichkeit blieb der Reichsstadt nichts als das Münster, das von 1377—1488 erbaut wurde und bestimmt war, nicht bloss mit dem Kölner Dome und der Stephanskirche in Wien zu wetteifern, sondern diese sogar zu überragen, aber schon griff der Geist der Reformation in das Werk und hinderte die Vollendung*), und das in der zweiten

*) Das Innere des Münsters misst 416 Fuss in der Länge, 166 in der Breite, der Thurm bis zur Spitze 337 Fuss; den Kostenaufwand schlägt die Ueberlieferung auf 900,000 Fl. an. Sechs Pforten führen in die Kirche, unter deren Merkwürdigkeiten die Orgel gepriesen wird. Vor der Reformation hatte das Münster 51 Altäre; ausserhalb der Kirche befand sich ein 1531 zerstörter „Oehlberg“, ein Meisterwerk altdeutscher Kunst. Folgende Inschrift bewahrt das Gedächtniss an des Kaisers Max I. Wagniss, der 1492 den Thurm bestieg, und, mit dem einen Fuss am Rande des Mauerwerks stehend, den andern in's Freie hinausstreckte:

Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaute Rathhaus; aber statt der schwäbischen Deputirten siehst du jetzt ehrsame Gersten-, Samen- und Schneckenhändler und Pfeifenkopf-Fabrikanten um dasselbe wandeln. Die Dreifaltigkeitskirche, einst im Besitze der Predigermönche, ist ein neuer Bau aus der Epoche des Geschmackverderbnisses. Das deutsche Haus, das Friedrich und Hermann von Baden gestiftet, verlor seine Kirche 1818, wie die Michaelskirche, welche seit 1183 den Augustinern (*ad insulas Wengenses*) gehörte und nun den Katholiken eingeräumt ist, das dazu gehörige Conventsgebäude, das jetzt als Kaserne benutzt wird; in dieser Kirche des früheren Klosters Wengen ruht jener schwärmerisch fromme Diener der ewigen Weisheit, der Predigermönch Heinrich Suso, aus dessen Gemüthstiefe die Wurzel der christlichen Mystik eine ihrer duftigsten Blüthen emportrieb, einer jener begeisterten Kämpfer für die Vereinigung der Seele mit Gott, die mit den kräftigen, derben und gewandten Meistern der Dialektik, den Scholastikern auf Leben und Tod rangen; Surius hat in älterer Zeit Suso's Leben und Schriften ebenso abgeschmackt, als Görres (in der Diepenbröck'schen Ausgabe) liebevoll und (ganz neuerdings) A. Jahn geistreich aufgefasst. Suso's Leichnam requirirten 1688 der Bischof von Constanz, später der Prälat von Wengen und der bairische Intendant von Amman von dem protestantischen Rathe Ulms, auf den Grund, dass ein Baier in der Nähe des Grabes das Flehen des Seligen vernommen hatte: „Er wollte von der Gemeinschaft mit den Ketzern erlöset sein"! 1776 und 1802 wurden abermals Nachgrabungen veranstaltet. — Das alte Schwörhaus, welches einst den reichhaltigen Bücherschatz der Stadt aufbewahrte, wurde 1786 ein Raub der Flammen; das Hospital, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend, und das Zeughaus, welches jetzt in eine Kaserne umgewandelt worden, tragen noch das Gepräge des alten vaterländischen Baustyles, wie die überhängenden Häuser in den engen krummen Gassen noch heute die Schattenseiten des alten Städtewesens, die Behaglichkeit in der kleinen Welt, aus welcher das Individuum seine Fühlhörner in

---

MAXIMILIANVS ROMANORVM PRIMVS AC HVNGARIAE REX, ARCHIDVX AVSTRIAE BVRGVNDIAE DVX HOC OPVS VSQVE AEDIFICATVM VISITAVIT ANNO CHRISTI MCCCCXCII.

die grosse hinausstreckte, eben so getreu repräsentiren, als das Münster die Lichtseite, jene Auffassung des städtischen Gemeinwesens als einer einzigen grossen Familie, auswärtiger Anmassung gegenüber; jenen schönen Thatstolz des Patriciats, in welchem — trotz der heftigsten Reibungen — die Masse des Volkes befruchtend und nährend aufging, jene Pietät für das Uebersinnliche, in welcher doch wieder der überschwellende Drang der in's Ungemessene und Abentheuerliche hineinstrebenden Sinnlichkeit zu Tage kam; — kurz alle Widersprüche des Mittelalters, inwiefern es im reichsstädtischen Wesen sich zusammendrängte, die ganze Verworrenheit seiner Zustände, die ganze Wechselwirkung von dunklem Trieb und allen Hemmnissen der Entwicklung, von erhabener Grossartigkeit und spiessbürgerlicher Absonderung, — sie finden sich auf der architektonischen Physiognomie Ulms ziemlich vollständig erhalten, und selbst diese Kanäle und Flussarme, welche die Strassen so heimlich und verstohlen durchschleichen, erinnern an jene vergangenen Zeiten, da jedes Haus des Bürgers kleine Burg, der Wassergraben und die Brücke oder der Steg seine natürliche Vertheidigung war, und jedes Pförtchen in einer langen grauen Wand ein Hinterhalt, gerade gross genug, um zu heimlicher Lust oder Rache draus hervorzuschlüpfen. Man kann nicht anders sagen, als dass, seit Ulm zuerst bairisch und dann würtembergisch geworden, alles geschah, um die düstere mittelalterliche Reliquie der lichten freundlichen Neuzeit anzupassen; wenigstens hat es, so viel wir wissen, keine besondern Stadtjuden mehr wie einst, und besteuert die fremden Juden nicht mehr für jede Stunde, die sie in Ulm zubringen. Freilich: die Neuzeit! Rechnet man sie nicht von der Flucht Luthers nach der Wartburg an? Und doch zeigt man dort noch den Tintenkleks, den der alte deutsche Teufel des Volksbuchs auf dem Gewissen hat. So lange Ulm sein Münster hat, wird es, da es keine so grossartige Nivellirung des Volkscharakters hoffen oder befürchten kann, wie Wien oder Strassburg, immer das dunkle, in sich gedrückte Ulm des weiland schwäbischen Bundes bleiben; und wir wollen nicht fürchten, dass das herrliche Münster, nachdem es vierthalbhundert Jahre in Ehren gestanden und die Furcht des wohledlen Rathes von 1494, dass er einstürzen möchte, zu nichte gemacht, sich langsam zerbröckle; diese Denkmale des

Glaubens rüstiger Geschlechter, die deutschen Dome, die in den Stürmen der Reformation nicht wankten, werden noch manche kommende Geschlechter überragen, denen die Traditionen von einer Reformation selbst nur wie fast verschollene Mährchen zu Ohren kommen, und die stark genug sein werden, sich neue Tempel — ohne Steine und Kitt zu bauen.

Der Charakter der Landschaft, deren Krone Ulm, stimmt zu dem der Stadt, deren Münster, von was immer für einer Seite du ihr dich nähern magst, den Typus und Schlussstein des Ganzen bildet; überall ruht dein Auge mit Wohlbehagen auf Fülle und Segen, ob es nun die Höhen hinan sich wende, die hinter der Stadt aufsteigen, oder ob es, von diesen herab, der Fernsicht geniesse, die sich auf das von der Donau, der Iller und der Blau durchschnittene unabsehbare Flachland darbietet, wo Thürme und Dächer aus Fruchtfeldern emportauchen; das Auge des Geistes sieht auf den Heerstrassen die schwerbepackten Frachtwägen dahinziehen, die des alten Reichsstädters Linnenballen*) im deutschen Reich verführen, und entdeckt das ehrenfeste Geleite daneben auf stämmigen Rossen mit wallenden Fähnlein. Oder du stehst am Ufer, wenn die „Ordinari", von fröhlichen Gesellen bemannt, abstösst, — aus wie verschiedenen Ländern sie kamen und sich zusammenfanden, die Ruder zu handhaben, — du meinst gewiss, sie wären aus einer einzigen Familie; das macht die schwäbische Treuherzigkeit derer, die zurückbleiben, und es fällt dir dabei unwillkührlich das eine oder andre der Uhland'schen Wanderlieder ein, die nirgends anders als im idyllischen Schwaben gedichtet werden können; — sollte das deutsche Reich heute wieder erstehen, wie es einst war, — in Schwaben sind alle Elemente dazu noch als Reliquien vorhanden.

Der erste Ort, der unsere Aufmerksamkeit fesselt, wenn wir von Neu-Ulm aus, das bereits auf bairischem Gebiete liegt, der Donau folgen, ist Wiblingen, wo die Iller mündet; zwei fromme Grafen von Kirchberg stifteten dort 1099 ein Benediktinerkloster, dem im Bauernkriege 1525 das Geläute zur Morgenandacht von

*) Ulm zählte als Reichsstadt über 200 Weber, deren Gewerk der Stadt jährlich an 600,000 Fl. erschwang.

St. Benedikts Fest unverhoffte Rettung von Sturm und Plünderung brachte. Schloss Böffingen und die beiden Thalfingen schwinden rasch an unseren Blicken vorbei und nun zeigt sich Elchingen mit dem prachtvollen Gebäude des im zwölften Jahrhunderte erbauten, mehrmals zerstörten und wiederhergestellten (sekularisirten) Klosters. Hier war's, wo Ney die Schlacht gewann, der er den Herzogstitel verdankte. An Leiben und den beiden Fahlheim, an Weisslingen und Langenau vorübersteuernd, gewahren wir jetzt auf sanfter Anhöhe, das unansehnliche, aber eine reizende Aussicht bietende Städtchen Leipheim, wo 1525 die kriegerischen Bauern, nachdem sie langen Druck durch unmenschliche Ausschweifung wettgemacht, im grässlichen Gemetzel die süsse Rache büssten; da war ihnen vor Rossen und Reitern kein Ausweg mehr, Wuth fasste die Verzweiflung und rang sie nieder; wer von den Bauern dem Schwert entfloh, fand, dem Strome vertrauend, darin den Tod, und wer ihn den blutigen Wellen abgewann, rannte aufs neue blind in die mähende Sichel. Fort von dem Schauplatz, auf dem seither ein Fluch der Oede liegt; dort winkt schon auf sanfter Höhe das Schloss der Burgauer Markgrafen, Günzburg, dem Schiffer entgegen, das Carl, der Sohn Ferdinands von Tyrol und der Philippine Welser, erbaute und später Kaiser Leopold I. dem Türkensieger Ludwig von Baden zum Geschenke gab. Imposant schauen die zwei alten Bergschlösser Reisensburg und Landstrost auf uns herab.

Doch wir schiffen weiter, an Offingen, Gunderemmingen, den beiden Stotzingen, dem Predigerkloster Medlingen, Gundelfingen, Eichenbrunn und Feimingen vorbei, bis Lauingen, wo Römerstrasse und Römersteine das Andenken der Weltherrscher, die einst hier weilten, bezeugen. Unter Arnulf heisst Lauingen *Villa Logena*. Kaiser Ludwig belagerte und eroberte, Ludwig im Bart, der Herzog zu Ingolstadt, erweiterte und umgab es mit stattlichen Mauern und Thürmen. Später ward Lauingen der Pfalz-Neuburger Eigen, deren Leichen in der Pfarrkirche ihre Ruhestätte fanden. Der hohe Thurm, den ein Pfleger Lauingens, einer von Imhof, 1478 erbaute, bewahrt das Bildniss des durch sein geheimes Wissen berühmten und fast in

den Ruf eines Magus gebrachten Albertus Magnus*), Bischofs von Regensburg, von dem die Sage, das Volkslied und der Meistersang uns so manche wundersame Mähre berichten. Wer kennt die Mähre von dem redenden Haupte nicht, das Albertus gefertigt und das sein Schüler, der heilige Thomas von Aquino, aus Glaubenseifer als Teufelswerk zerschlug, worauf Albertus ausrief: „O Freund, ein Werk von dreissig Jahren verdarbst Du mir!“ oder jene anderen von dem wunderbaren Gastmahl, womit Albertus den Kaiser Wilhelm am Dreikönigstage 1248 in Cöln bewirthet, mitten im Winter den ganzen beschneiten Klostergarten plötzlich mit Sonnenschein und tausend Frühlingsblüthen belebend und schmückend? — Ein Meistersang in des „Marners güldnem Ton“, gedruckt zu Nürnberg durch Hans Güldenmundt, berichtet von dem Studenten,

. . . Der hiess Albertus,
Und mit dem Zunamen Magnus
Von Laubigen er bürtig ist
Das leyt dort an der Thone“

und wie er in Paris des Königs von Frankreich Tochter, die ihm Tag und Nacht im Herzen lag, zum Weibe haben will. Durch schwarze Kunst macht er sich unsichtbar und bringt sie allnächtlich in sein Haus und zurück in ihres Vaters Schloss. Die Tochter aber klagt der Mutter ihr Leid und der König beschliesst, um den Verführer zu fangen, alle Häuser schneeweiss tünchen zu lassen, gibt der Tochter ein Gefäss mit rother Farbe und räth ihr, sie solle, wenn der unsichtbare Buhler wiederkomme, rasch ihre beiden Hände darein tauchen und dessen Haus damit berühren. Die Prinzessin befolgt diesen Rath, und am anderen Tage erkennt nun der König, durch alle Gassen reitend, das rechte Haus und gebietet, es zu umstellen. Albertus wird gefunden und entschuldigt sich naiv:

„Mein junger Müt hat es gethan,
Sonst wer' es nicht geschehen.“

Aber der zornige König will nichts von Gnade wissen und verurtheilt den Studenten Albertus; der aber

*) Geboren zu Lauingen, Predigermönch, Meister in Cöln, Paris und Rom, Bischof zu Regensburg, gestorben zu Cöln den 15ten November 1280.

— . . . Het ein Knewlein fadens fein
Das zoch er aus dem Büchsen sein
Er nam es in sein mundt so rot
Und für daheyn mit schallen.

Schnell und behend recht san der windt
Der König sprach: mein liebes Kindt
Ist keusch und frum, das sich ich wol
An diesen Wunderzeichen.

Albertus aber zieht nach Regensburg, verbrennt reumüthig seine Zauberbücher und wird nun ein frommer Christ.

Sinniger ist die verwandte Sage von Albertus, welche wir in des KnabenWunderhorn mitgetheilt finden, von der Königin, die neun Buhlen verlockt und nach heimlich genossener Minnelust mordet. Auch unserm Albertus droht dasselbe Loos, aber er ist

„ein hochgelehrt Student
„Ihr Komplexion er gar wohl kennt,
Er wusst gar wohl,
Die konnt ihn nicht betrügen.

Er blickt sie an durch Kunstes Glas,
Er sah wie sie naturet was,
Er warb um sie,
Ihr List musst ihm erliegen.

„Neun Jünglinge", sagt er zu ihr, „sah ich schweben dort,

. . . die warnen mich,
O Weib, das bringt mir bange,
. . .
Ein Wasser brauset unter mir,
Dein Bett ein böses Schifflein schier
Will schlagen um,
Will jenen mich gesellen."

Erbosst will ihn die Königin nun ertränken lassen, doch durch seine Kunst zerreisst er die Bande, die ihn fesseln, springt frisch und gesund in den See und schreitet stolz auf den Wassern dahin. Die Knechte zielen von allen Seiten auf ihn, aber ihre abgeschossenen Pfeile verwandeln sich in Vöglein, die ihn umschweben.

„Die Königin rief da herab:
O hätt' ich dich,
Ich wollt' dein Kunst zerstören."

„Frau Königin", er zu ihr sprach:
Ich trage um neun Knaben Rach,
Neun Vögelein
Die Pfeil sich um mich schwingen."

Nun fliegt Albertus zu Aller Staunen in den Wald, die Königin wird bleich. Er schwingt sich in die Luft, die Vöglein folgen ihm, auf eines Thurmes Zinne lässt er sich nieder und bindet allen Vöglein Brieflein an die Schnäbel, darin geschrieben steht:

„Neun mordete
Die Königin um Minne!"

Sie fliegen durch die Stadt und die Schande wird offenbar, ein Vöglein aber flattert über der Königin hin und lässt ihr den Brief in den Busen fallen. Da entdeckt sich Albertus:

„Frau Königin,
Albertus ist mein Name.

Albertus Magnus heisse ich,
Sanktus nennt auch die Kirche mich,
Du hast um mich
Dein Bulerkunst verloren."

Die Königin zerreisst verzweiflungsvoll und reuig ihr Gewand und „legt sich an wohl einen grauen Orden." Albertus bekehrt sie vollends und sie büsst achtzehn Jahre lang, während welcher Frist neun Vöglein vor ihrer Zelle singen, die sie ätzt. Als aber die Frist verstrichen, führen die neun Vöglein sie als neun Engel in's Himmelreich. Durch das ganze Mittelalter behaupteten Alberts Bücher von der Kräuter und Steine geheimen Kräften das grösste Ansehen, er tritt gleichsam als Vorläufer Faust's auf, während die Kirche seinen Namen heilig spricht. — Zum zweiten bewahrt jener Imhof'sche Thurm noch das Wahrzeichen der „schönsten Jungfrau" (Geislin, Gräfin von Dillingen), „des grössten Pferdes" und das Andenken jenes Sieges, den ein kleiner Schuster über einen riesigen Ungar davontrug, wovon der Ursprung des Stadtwappens: eines gekrönten Mohren mit goldener

Kette, abgeleitet wird. In Hormayr's historischem Taschenbuch für 1837 wird diese Sage nach älteren Angaben, wie folgt, erzählt: „Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiser mit seinem Heere entgegen und lagerte sich unweit der Donau zwischen Lauingen und Faimingen. Nach mehreren vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Christen und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Der Kaiser wählte den Marschall von Calatin (Pappenheim) zu seinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm und nachsann, wie er den Sieg gewiss erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und sprach: „was sinnst Du? Ich sage Dir, dass Du nicht für den Kaiser fechten sollst, sondern ein Schuster aus Henfwil (später Lauingen) ist dazu ausersehen.“ Der Calatin erwiederte: „wer bist Du? wie dürfte ich die Ehre eines Kampfes von mir ablehnen?“ — „Ich bin Georg, Christi Held“, sprach der Unbekannte, „und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling.“ Mit diesen Worten zog er den Däumling von der Hand und gab ihn dem Marschall, welcher ungesäumt damit zum Kaiser ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf wurde nun beschlossen, dass der Schuster gegen den Heiden streiten sollte. Der Schuster übernahm es und besiegte glücklich den Feind. Da gab ihm der Kaiser die Wahl von drei Gnaden sich auszubitten. Der Schuster bat erstens um eine Wiese in der Nähe von Lauingen, dass diese der Stadt als Gemeingut gegeben werde. Zweitens, dass die Stadt mit rothem Wachs siegeln dürfte (welches sonst keinem unmittelbaren Ort verstattet war). Drittens, dass die Herrn von Calatin eine Mohrin als Helmkleinod führen dürften. Alles wurde ihm bewilligt, und der Daumen St. Georgs sorgfältig von den Pappenheimern aufbewahrt, die eine Hälfte in Gold gefasst zu Kaisheim, die andere zu Pappenheim.“

Das im antiken Style erbaute Rathhaus ist ein Werk Quaglio's.

Der nächste grössere Ort, den wir erblicken, nachdem wir auf nicht allzu kurzweiliger Fahrt mehre unbedeutende übersahen, ist Dillingen. Habt ihr nie von der berühmten Universität Dillingens gehört? Von dieser geistlich-geistigen Pflanzschule, bei der zehn Gärtner auf ein Gewächs kamen; — und welche Gewächse!? Bedauernswerthe, die ihr von der Dillinger Hoch-

schule nichts wisset! O, Dillingen ist eine Art von Pompeji, und es sollte uns wundern, wenn nicht von mancher deutschen Universität, welche dem Ideale einer alten Klosterschule mit glücklichem Erfolge nachstrebt (Namen thun hier nichts zur Sache), nächstens eine Commission nach Dillingen gesendet würde, um den classischen Boden auszubeuten, und den ganzen Cordon von geistigen Quarantaineanstalten, der sich um die Dillinger Universität schlang, treu aufzunehmen, das ganze System von Collegien, Convicten, Seminarien und Conventen, woraus einst die gute Stadt Dillingen bestand; der Jesuitenpallast beherrscht sie noch heute, bedeutungsreich genug, wie ein Fürstenschloss. Hier ist nichts, was uns an das neunzehnte Jahrhundert erinnern kann, als der Karolinen-Kanal*), durch welchen der alte Vater Max 1807 dem Strome trotzte, der ohne Scheu und Ehrfurcht vor der Weihe des Bodens schon mehr als einmal Lust bezeigte, die letzten Spuren der Universität Dillingen wegzuschlemmen.

Ganz andere Gedanken regt Hochstätt an; — wohl eine Stätte des Hochgerichtes, zu welchem ganze Völker geschleppt wurden, die einen als Schlachtopfer, die anderen als Henker, um dem Kitzel des Eigenwillens der Gewalthaber ein blutiges Schauspiel zu geben. Der Welfen und der Waiblinger Blut weihte die Felder Hochstätts für die Mordkämpfe in späteren Zeiten; am zwölften August 1080 war's, dass Friedrich, der Hohenstaufe, dem Kaiser Heinrich IV. in allen Drangsalen treu, durch Herzog Welf blutige Niederlage empfing; wieder ein zwölfter Tag im August (1634) war's, dass die Kroaten in allen Gassen Hochstätts würgten. 1703 schlugen der Kurfürst Max Emanuel und Marschall Villars auf Hochstätts Feldern die Kaiserlichen, die unter Styrums Anführung aus ihrem Lager bei Haunsheim aufgebrochen waren und Donauwörth bedrohten, so gewaltig, dass sie Gepäcke, Geschütz und Feldkasse im Stiche lassend dahinflohen; vier tausend Kaiserliche blieben auf dem Wahlplatze. Die Schlacht vom 13ten August des nächsten Jahres, von den Briten nach dem auf einem Hügel unfern gelegenen Flecken die Schlacht bei Blindheim genannt, entschied desselben Maximilian Emanuels Geschick, dem Kaiser Leopold I. einst nach Wiens Entsatz den

*) 6800 Fuss lang und 90 breit, zwischen Lauingen und Dillingen.

eigenen Degen zum Ehrengeschenke gegeben, und gegen den nun nicht bloss der Kaiser, sondern alle Mächte standen, die gegen Frankreich längst heimlichen Groll hegten, das sich mit dem Baierfürsten verbündet hatte. Schon stürmte gegen diesen am Schellenberge bei Donauwörth das Unglück heran; bald flammten alle Dörfer, Flecken und Städte im ganzen Baierlande als Siegesfeuer des Kaisers empor; umsonst beschwor die Kurfürstin den Gatten, dem Bunde mit Frankreich zu entsagen; Max Emanuel hörte nur den Rath und die Verheissungen Frankreichs. Der eitle Marschall Tallard brachte ihm frische Truppen, „die unüberwindlichsten Schaaren des Erdballs", wie er sie pries. Aber schon rückten die Vereinigten des Prinzen Eugen, des „edlen Ritters" und Marlboroughs von Schwenningen gegen Hochstätt. Baiern und Franzosen bedeckten den ganzen Plan, die ersteren (im linken Flügel) bis an die Hügel bei Lutzingen hin, die zweiten (im rechten Flügel) bis Blindheim ausgebreitet. Am Morgen des 13ten August dringen Eugen und Marlborough aus den Büschen hervor und drohen den Feinden plötzlich dicht vor der Stirne; bald stehen Schwenningen, Wolperstädt und mehre andre Dörfer, Weiler und Mühlen in lichten Flammen. Die Schlacht bricht los, wie der Tiger aus dem Käfig, der zum Mordsprung sich niederlegt. Prinz Eugen hat sein Augenmerk auf den Kurfürsten am linken Flügel, Marlborough auf Tallard, der sich in Blindheim hält; mit der ganzen Macht seiner Infanterie durchbricht Marlborough die Cavallerie Tallards, treibt sie von der Infanterie und den Dörfern und zerreisst die Schlachtordnung, dass sie sich zur Donau hinabkrümmt. Tallard, der inzwischen bei Lutzingen geweilt, sprengt zurück und geräth bei Blindheim mitten in Marlboroughs Schaaren hinein, die den Gefangenen jauchzend umringen, während der Kurfürst dreimal den Angriff des Prinzen Eugen zurückwirft und zu spät mit Entsetzen die wilde Flucht der Franzosen gewahrt. Entmuthigt lässt er zum Rückzug blasen, und langsam weicht er mit seinen noch verzweiflungsvoll kämpfenden Schaaren bis hinter Lutzingen, wo das Gebüsch sich lichtet; bis dorthin verfolgt sie Eugen. Die sich in das feste Schloss von Hochstätt geflüchtet, das auf einer sanften Höhe ragend, die Aussicht bis Lauingen und Donauwörth bietet, fechten bis tief in die Nacht wie Rasende fort. Zwanzigtausend Todte oder Ver-

wundete lagen auf dem blutigen Plan, mit viertausend Erschlagenen zahlten die Sieger den Preis der Schlacht; fünf und zwanzig tausend und das ganze Lager mit Proviant, Feldkasse und allen Geschützen fielen in ihre Gewalt. Der Kurfürst floh den Resten des französischen Heeres nach, sein Land verloren gebend; in Waiblingen übertrug er die Regierung der unglücklichen Gattin. So vieles Blut Unschuldiger musste fliessen, so vieles Elend, so namenlose Grausamkeit mussten über das arme Land kommen, weil — zwei Fürsten um Spaniens Krone stritten, die schon vor dem Tode ihres letzten Besitzers, Karls II., durch den Schmutz der Partheien, welche sie wie einen Fangball hin und wieder schleuderten, genug besudelt war, als dass es noch des Blutes von Hunderttausenden bedurft hätte, um ihr den Fluch der Völker aufzuprägen. An solchen Epochen steht die Geschichte als Gottes Racheengel still, um die Rechte der Menschheit für spätere Zeiten aufzuzeichnen; sie zahlt ihr jeden Ueberschuss treulich heraus; ihre Münzstätte ist die Guillotine. Wie das Parlament Marlborough für den Sieg bei Blindheim ehrte, dessen Name eine bittre Ironie auf Tallard's Kurzsichtigkeit, verewigt der Palast *Blenheim-house*; — wer aber kennt heute das Lied von Marlborough noch, das einst auf allen Gassen scholl:

„Marlbrouk s'en va-t-en guerre,
Mirontonton, mirontaine;
Marlbrouk s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra.“

Sechs und neunzig Jahre später (19ten Juni 1800) standen vor demselben Hochstätt, Kaiserliche und Franzosen sich abermals gegenüber, und die letzteren rächten die Schmach, die Tallards Unstern über die Nationalehre gebracht.

An Blindheim, Gremheim, Schwenningen, Tapfheim, Münster, Erlingshofen und Auxesheim vorüberfahrend, ermüdet uns der Strom durch die vielen Krümmen, in denen er sich, an der Eintönigkeit und Reizlosigkeit der Gegend selbst ermüdend, träg dahinwindet, bis er Donauwörth erreicht, wo er die Wernitz, die Zusam und die Schmutter aufnimmt. Nur der Schellenberg, der die Lage der Stadt beherrscht, (eine Quelle springt aus dem Berge, die alles, was man hinein-

wirft, versteinert,) ragt aus der Oede, wie ein Wartthurm der Geschichte. Im spanischen Successionskriege empfing der Kurfürst Max Emanuel hier die Vorahnung der Vernichtungsschlacht bei Hochstätt. Graf Arco hatte den Schellenberg mit Verschanzungen gedeckt, als am Abend des 2ten Juli jenes Unglücksjahres 1704 Marlborough und Ludwig von Baden den Sturm befahlen. Nur wenige Stunden währte der entsetzliche Kampf, von dem der Sieger Ludwig von Baden selbst gestand: „So möchte ich schier lieber überwunden, denn Ueberwinder sein!“*)

Donauwörth, einst ein Eigenthum der Grafen von Dillingen und Kyburg, erhielt durch Kaiser Heinrich IV. Thürme und Mauern und kam durch Konrad IV. an Baiern. Kaiser Albrecht I. verleibte die Stadt dem deutschen Reiche ein; Kaiser Ludwig der Baier belagerte sie fruchtlos zwei Monate lang; Kaiser Karl IV. versetzte sie an Baiern; in den Zwisten der Fürsten errang sie ihre Freiheit, 1458 erlag sie aufs neue den Baiern, bis Kaiser Friedrich IV. sie wieder als Reichsstadt erklärte. Sie trat dem schmalkaldischen Bunde bei, und erhielt, obwohl Karl V. sie erobert hatte, die Reichsfreiheit und die Freiheit, die evangelische Lehre zu bekennen. Im ersten Decennium des siebzehnten Jahrhunderts veranlasste eine Prozession, welche der Abt des Klosters zum heiligen Kreuze — dem Befehle des Rathes zuwider — durch die Strassen führte, Unruhe im Volke, Auflauf und Gewaltthätigkeit und in deren Folge Achtserklärung, welche der glaubenseifrige Herzog Maximilian von Baiern vollzog; dem Versprechen, auf welches hin die Stadt sich ergab, zum Trotz, wurden die Bürger entwaffnet, die Pfarrkirche den Jesuiten eingeräumt, der katholische Glaube wiedereingesetzt und die Stadt blieb bairisch, bis Gustav Adolph sie 1632 eroberte und wieder als evangelische freie Reichsstadt erklärte. Zwei Jahre darauf fiel sie wieder in der Baiern Gewalt und Oberhoheit, bis ihr Kaiser Joseph I. 1705 nach der Schlacht am Schellenberge abermals die Reichsfreiheit gab. Seit 1782 verblieb sie Baiern für immer.

Das Kloster zum heiligen Kreuze stiftete Graf Mangold von Dillingen und Kyburg nach seiner Heimkunft von Constantinopel, einem mitgebrachten Kreuzpartikel zu Ehren, 1029 für

*) S. Zschokke's bairische Geschichte, sechster Band.

fromme Jungfrauen. Papst Paschalis II. gebot, dass statt der Nonnen, deren Zucht verfallen war, Benediktiner vom Schwarzwaldskloster St. Blasius einzögen. Als das alte Gebäude ein Raub der Flammen geworden, stellte Kaiser Friedrich II. es wieder her. In der alten Marien-Kapelle des Klosters fand Maria von Brabant, die ihr Gatte Ludwig der Strenge, Otto's des Erlauchten Sohn, grundloser Eifersucht geopfert hatte, ihr Grab. Dies ist die Geschichte ihres Todes: Kaum zwei Jahre war Maria von Brabant mit Ludwig dem Herzog in Baiern vermählt, als dieser an den Rhein reiste, und seine Gattin mit seiner Schwester Elisabeth (der Mutter Konradins) im Schlosse Mangoldstein zurückliess; Heinrich von Hirschau, an Abkunft wie an Sitten gleich edel, begleitete den Herzog, der ihn — wie die Herzogin nicht minder — stets werth hielt. Als nun die Zeit verging, sehnte sich die Herzogin nach dem Angesicht ihres Gatten, und schrieb an ihn, und schrieb an den Freund zugleich, den letzteren bittend, er möge den Herzog zur Heimkehr bewegen, dann wolle sie ihm gewähren, um was er sie einst gebeten; es war aber einst beim Schach, dass er sie gebeten, sie möchte ihn in Zucht und Sitte als ihren Ritter dutzen. Der Brief an den Herzog war roth, der an Heinrich schwarz gesiegelt, der Bote aber verwechselte beide und so empfing und erbrach der Herzog den für seinen Freund bestimmten, und alsbald erwachte in ihm wieder die Wuth der Eifersucht, die sein falscher Marschalk, der die tugendhafte Maria geliebt und von ihr verschmäht worden, ihm schon früher in's Herz gesät. Er erschlug den Boten und ritt zur Stelle heim. Im blinden Zorn mordete er im Schlosse den Vogt und das Edelfräulein der Herzogin, vier Jungfrauen liess er von den Zinnen stürzen, dann gebot er, die schuldlose Frau zu enthaupten. Erst als die blutige That geschehen, erkannte er Marias Treue. Verzweiflung bleichte ihm über Nacht das Haar; nirgend Ruh' und Rast findend, stiftete er ein Kloster im Dorfe Taal, das später nach Fürstenfeld versetzt wurde. Meister Stolle singt von der edlen Fürstin:

O we hiute und immer me wafen si gescrit.
so we dem tage. so we der naht. so we der veigen zit.
so we dir gar verscamte vrucht.
uz Peyerlandt wie hastu dich geschendet.
an einer hoch gelobeten vrouwen die was wite irkant.
von Kuninges kunne was sie gebore unde heizen von Brabant.

der vorderen sehen, mit ihren freundlichen Dörfern. Ueberall findet das Auge hier anmuthige und effektvolle Contraste von Werken der Menschenhand und der ewig jungen Natur, Contraste, welche das Gemüth so gern versöhnt, weil ihm selbst in Versöhnung Beruhigung wird. Eine herrliche Aussicht bietet sich vom Herzogsgarten aus; ein noch schönerer Ueberblick vom Schiffe in mitten der Donau. Ueber der unteren Vorstadt, die sich an den Fluthen spiegelt, tritt auf dem Berge der Schlossbau mit seinen stattlichen Giebeln hervor, die ehemalige Jesuitenkirche, das Jesuitencollegium mit seiner langen Façade und das Rathhaus stellen sich wie eine Fortsetzung des Schlosses dar und vereinigen sich mit demselben zu einer grossartigen und doch an Nüançen reichen Masse; die Peterskirche schliesst rechts die Höhe der Stadt ab, und darunter zeigt sich das Kruzifix auf dem Nachtberge, einem aus der Donau emporragenden Felsen.

Schon unter Karl dem Grossen wird Neuburgs erwähnt. Welser erzählt von einem Bischofe Mannus, der damals in Neuburg gewaltet. Bevor die Stadt den Baierfürsten zufiel, soll sie der Pappenheimer Eigen gewesen sein. Hier war's, wo Ludwig der Buckel seinen greisen Vater Ludwig im Bart belagerte und gefangen nahm; nicht lange überlebte er die Unthat. Kaiser Maximilian I. schuf, nachdem er 1505 Neuburg in Besitz genommen, ein eigenes Fürstenthum, dessen Lehen er den beiden Söhnen Ruprechts des Tugendhaften, Otto Heinrich und Philipp übergab*); der erstere baute 1539 das alte Schloss und das Lustschloss Grünau, eine Stunde stromabwärts von der Stadt; Karl V. berannte und eroberte im schmalkaldischen Kriege 1545 die Stadt, liess sie aber nach dem Passauer Vertrage dem Pfalzgrafen Otto Heinrich wieder. Im dreissigjährigen Kriege fiel Neuburg in Gustav Adolphs, dann in der Kaiserlichen, dann in des Herzogs von Weimar und zuletzt in der Baiern Gewalt; im spanischen Erbfolgekrieg verlor Max Emanuel sie nach der Schlacht bei Hochstätt an die Kaiserlichen.

Das alte Schloss bewahrt ein Andenken an Otto Heinrichs Fahrt in's gelobte Land, von welcher heimgekehrt, er sich zu

*) 1742 erlosch die Neuburger Linie mit Karl Philipp, der die churfürstliche Residenz von Heidelberg nach Manheim versetzt hatte.

der Lehre Luthers bekannte) — kunstreich gewirkte Tapeten mit der Darstellung jener Fahrt, dann Fürstenbilder und Waffen. Wolfgang Wilhelm, der 1614 in den Schooss der Mutterkirche zurückkehrte, räumte das von Kaiser Heinrich dem Heiligen und Kunigunde 1007 gestiftete, von Otto Heinrich 1542 sekularisirte Nonnenkloster im Jahre 1618 den Jesuiten; Jacob Balde's Namen lieh ihrem Collegium Glanz; die Kirche durfte sich eines Gnadenbildes: die „Maria von Foya" rühmen und bewahrte die irdischen Reste mehrer Fürsten aus dem pfalzneuburgischen Hause. In der Pfarrkirche der oberen Stadt sah jener gottbegeisterte Prediger Marcus Avianus, der die Befreier Wiens auf dem Kahlenberge zur Schlacht des Entsatzes weihte, einst ein Muttergottesbild unbeachtet in einem Winkel, das ihn mit thränenfeuchten Augen flehend anblickte; als es mit Ehrfurcht hervorgeholt, und nach damaliger Sitte mit prächtigen Kleidern angethan auf den Altar erhoben worden, wirkte es Wunder und hiess seitdem das „Gnadenauge." Ausser dem Jesuitencollegium blühten der Klöster in Neuburg manche: der Carmeliterinnen, der Ursulinerinnen, der Franziskaner, der barmherzigen Brüder.

Wir verlassen jetzt Neuburg, und unterbrechen die Donaufahrt, um das Flussgebiet des Lechs stromaufwärts zu verfolgen; Augsburg, Füssen und das herrliche Alpenschloss Hohenschwangau sind die Rasten und Ziele unseres Abstechers.

Von Augsburg nach Hohenschwangau.

Diese unabsehbar vor euch hingebreitete Haide ist das Lechfeld; öd' und unfruchtbar nennt ihr es, und doch trug es einst dem deutschen Volke so reiche Frucht der Ehren, als der Ungarn Blut wie ein sturmgepeitschter See an den Höhen brandete, die es im weiten Kreise umgeben. Ist die Erinnerung an unsrer Väter Kraft und Begeisterung heute schon unnütz geworden, da wir bloss an das schönere Morgen denken, das wir nicht bloss durch Hoffen und Harren verdienen wollen, sondern auch durch Geisteskampf? So lasst die Geister derer mit uns fechten, die für die Freiheit des Vaterlandes, für dessen Gesittung tapfer kämpfend fielen. O, noch bedürfen wir der Geschichte, von der die Feinde ihre Waffen zu erhalten vorgeben, die sie dem Fortschritt entgegenhalten wollen. Fassen wir nicht bloss ihren heiligen spiegelblanken Schild, dass die Feinde ihr Antlitz drin schauen und vor Schaam sich verhüllend in die dunklen Verstecke zurück entweichen; — fassen wir auch ihre Angriffswaffen und rüsten wir das heranwachsende Geschlecht in der Wahrheit, dass es frühzeitig jede Täuschung, und komme sie in noch so ehrwürdigem Gewande, erkennen und niedertreten lerne. Die Summe unsers eigenen Thuns ist leider meist nur ein Widerstreben gegen Rückwälzung, gegen Anbetung der Mumien, die uns als ewige und heilige Nothwendigkeit über die Häupter gesetzt werden soll. Vor dem Sturmesodem der Geschichte aber hält der Staub nicht zusammen; — in allen Entwicklungen der Vergangenheit den Fortschritt der Menschheit erkennend, würden wir uns nicht selbst zu Thoren bekennen, wenn wir, den Stillstand duldend, still stehen wollten?

Lechfeld, Augsburg, Hohenschwangau! Welche Erinnerungen leuchten über diesen Stätten! — Ueber dem ersten

die Idee des Volksfreiheitskampfes, über der zweiten der Geist des freien deutschen Bürgerthums, über der dritten die Weihe unsrer ganzen deutschen Geschichte!

Seht hin! Wimmelt das Lechfeld nicht abermals von den Schwärmen der Barbaren? Sie entwinden vorm Auge des Geistes sich der Dämmerung, aus den ungeheuren Gruben raffen sie sich empor. Von allen Seiten her flüchten Tausende von wehrlosen Christen vor ihnen nach Augsburg, wo der muthige Bischof Ulrich die Mauern durch Wälle begeisterter Männer verstärkt, die verzagenden Weiber tröstet, die Kinder in die Kirche trägt und vor dem Altare dem ewigen Schirmherrn, dem starken Gott Freiheit befiehlt; nicht lange zu beten hat er Zeit, die Schlacht ruft ihn hinaus, König Otto ist nahe, näher sind die Heiden der alten Römerstadt, ihre windschnellen Rosse trinken zu beiden Ufern die Fluthen des Lech und der Wertach; schon gleissen ihre Waffen im Sonnenschein dicht vor den Wällen, schon hören, die drauf zur Vertheidigung stehen, wie die Bogen der Feinde beim Spannen dröhnen, wie diese hinauf schielen und zielen. Hülf' in der Noth. König Otto ist da mit den Deutschen. Da weichen die Ungarn von den Thoren und rücken am rechten Ufer des Lech aufs unabsehbare Feld, sieggewohnt in Siegesahnung laut aufheulend, dass ihr Geschrei bis nach Augsburg hinein schallt. Gottergeben entrollen indessen die Deutschen die Schlachtordnung; Konrad von Franken zieht voran, dann folgt Eberhard von Ebersberg mit den Baiern, dann der König selbst, die heilige Lanze in der Faust, mit seinen gewaltigen Sachsen, dann Burckhard mit den Schwaben, hinter allen Boleslav mit den Böhmen; so wandelt die Heeresmacht todesmuthig dahin, und alsobald begrüsset sie der Augsburger Schaaren, die Ulrich der Bischof und sein Bruder Theobald zum heiligen Kampfe herausgeführt, nicht die Ritter allein, auch das Volk, das kräftig im Gefühl seiner jungen Selbstständigkeit mit den alten Geschlechtern wetteifert, die Weber voran, die es lüstet, ein blutig Gewebe zu wirken, das grosse Leichenhemd der Tyrannei. Nicht lange erträgt der Ungarn heisses Blut den Anblick der Deutschen, wie diese so stark und fest, als wären sie wie aus Eisen aneinandergewachsen, dastehen, den Angriff erwartend; den Barbaren gilt diese Ruhe für Feigheit oder Hohn, sie streifen von allen Seiten an die gewaltig geschlossene Masse,

prallen an, weichen zurück, locken zum Einzelkampf. Jetzt stürzen sie ergrimmt plötzlich mit wildem Schlachtgeheul auf die Böhmen, brechen ein in die Reihen, wühlen würgend sich durch deren Lücken bis in die Schlachthaufen der Schwaben hinein. Der König gewahrt mit Sorge die Noth im Rücken des Heeres, mit Freuden der Schwaben heldenhaften Widerstand. Zur Stelle sendet er Konrad von Franken zu ihrem Schutz, und führt seine Sachsen gegen den Feind, wo dieser keinen Angriff erwartet, — die Baiern hinterdrein. Da zerreissen der Ungarn Geschwader, hier drängen sich die zerhackten Glieder ihrer Haufen zusammen, dort jagen andre zur Flucht. Der König rastet nicht und benützet das Glück. Immer enger drückt er sie in die eisernen Arme seiner Schlachtreih; wie einen Rudel gehetzter Stiere treibt er sie jetzt zur Tränke in den Lech. Des Königs Vorbild begeistert die andern Heerführer; hier sind nicht Schwaben noch Baiern, nicht Sachsen noch Franken mehr, — Deutsche sind endlich alle, rächen des Vaterlands Schmach, retten des Vaterlands Namen, des Vaterlands Existenz. Da schirmen die Bischöfe ihre Heerden mit dem Schwert und bluten freudig für sie, Ulrich vor allen, und Michael von Regensburg und Starchant von Eichstädt. Wohl sinkt Ulrichs Bruder und Konrad von Franken fällt. Die Völker aber entmuthigt der Tod der Fürsten nicht; die Weber wirken fleissig am Leichentuch; schon werfen sie es über's weite Feld, mancher flüchtige Heide blickt auf, sieht's dicht über'm Scheitel, da fällt es über ihn; und manchen erreicht es noch, der schon aufathmend, ihm entronnen zu sein, weit ab vom Getümmel sein Ross verschnaufen lässt. Es ist vollbracht. Wen der Deutsche selbst nicht jagt, scheucht der Schrecken des deutschen Namens in die ferne Heimath zurück. — — —

Der Morgen graut; wir stehen vor Augsburg. Stattlich schimmern die Thürme im Frühroth, ein eigenthümliches Gefühl von Wohlbehagen überkommt uns, da wir zum Thore hineinwandern und auf diesen starkgefügten Mauern, auf allen Gebäuden, wie auf den Plätzen und in den Strassen das Gepräge der Tüchtigkeit, der Ordnung und Einigkeit, des Werkfleisses und Handels, des edlen Bürgerstolzes erkennen. Und doch sind es nur die Reste der alten reichsstädtischen Pracht und Herrlichkeit, die einen so mächtigen Eindruck in uns hervorbringen. Noch immer ist

es hier ein lebendiger Typus, der in vollen runden Formen aus dem Hintergrunde verblichener Zustände hervortritt, und das Vergangene erscheint uns hier darum so frisch als wäre es von heute, weil in Augsburg vor den meisten andern freien Reichsstädten das deutsche Bürgerthum nicht bloss sich am reichsten und am üppigsten nach allen Seiten hin entfaltete, sondern auch, auf der Höhe eines universellen Bewusstseins, im Mittelpunkte eines grossartigen Weltverkehres stehend, alle jene Keime des Philisterthumes ausschied, welche in anderen Gemeinwesen die historische Entwicklung der deutschen Nationalität und ihre Annäherung zur Humanität erstickten; der Fluch der Lächerlichkeit, dem die meisten reichstädtischen Gemeinwesen mit Recht erlagen, hatte von jeher nirgendswo anders seine Wurzel als darin, dass der Staat sich nach dem Muster einer Familienwirthschaft gegen aussen zu abschloss, die ursprüngliche Naivetät eines solchen Verhältnisses musste, auf Grössere übergegangen, zur Pedanterei, zur Krähwinkelei werden, und in der weiteren Folge selbst nach innenzu zerstörend wirken. Augsburg wurde durch seine Lage und durch seinen Handel, welchen beiden es das Glück verdankte, dass die Wellenschläge der Geschichte es erreichten, ohne dass bis zur Reformation deren Strömung es fortriss, vor jenem Loose bewahrt; der Reichthum der Geschlechter fand an dem Gewerbfleiss des Volkes ein heilsames Gegengewicht, der glänzende Hofhalt des Bischofs vermittelte trotz allen Reibungen zwischen beiden und anderseits schützte das durch Geldmacht, persönliche Entschiedenheit und gelehrten Ruhm der Ersten immer frisch erhaltene Ansehen des Gemeinwesens vor den Anmaassungen der Geistlichkeit; die Sinnlichkeit verwuchs wie zu Nürnberg in die Liebe zur Kunst, die sich wieder aus dem veredelten Gewerbfleiss entwickelt hatte und dessen Erzeugnisse veredelte. Und so begegnen wir hier überall einem erfreulichen Ineinandergreifen der verschiedenartigsten Elemente zum Gedeihen eines tüchtigen Ganzen, und wenn man Augsburg nicht ganz ohne Grund mit Venedig vergleichen wollte, so wird man wenigstens eingestehen müssen, dass das erstere auch nach Verlust seiner Selbstständigkeit desshalb noch immer blüht, während Venedigs Blüthe für immer gebrochen ist, weil das erstere — bei ähnlichen Gründen des Emporkommens — auf der sichern Basis einer bürgerlichen Ordnung

stand, während Venedig Jahrhunderte lang an Tyrannei verfaulte, ob auch seine Flaggen noch auf allen Meeren wehten. Den Umschwung des Handels durch die neuentdeckten Wege empfand Augsburg mit und durch Venedig. Venedig's Geschichte, die unsere Nachbarn jenseits des Rheines so gern zu einem Melodrame machten, ist eine Macbethstragödie; das Unglück Venedig's kann mit allen Fluthen des Meergotts die Flecken seiner Schuld nicht tilgen; Augsburgs Geschicke rollen in breiten Wellenmassen wie in einem Epos ab, in dessen Mitte der Pharus des freien deutschen Bürgerthumes ragt.

Als blühende Römerstadt, *Augusta Vindelicorum*, zeigt sich Augsburg zuerst. Schon im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt ward die Lehre des Welterlösers eingepflanzt; die Sage spricht von einem britischen Fürsten Lucius, der jene in Rhätien und *Augusta Vindelicorum* zuerst verkündigt habe; unter Chlorus besiegelte die schöne Afra, von Narcissus bekehrt, mit ihrer Mutter Hilaria den Glauben mit dem Martertode. Bald vermehrte sich die Zahl der Bekenner; bald hatte das Christenthum die germanische Natur durchdrungen und sich mit ihr zu einem geschichtlichen Charakter innigst verbunden. Die Sage lässt auch Attila vor Augsburg erscheinen. Bechstein erwähnt sie in folgender Canzone seiner Verherrlichung Luthers:

„Gen Augsburg zog einst, wie die Sage kündet,
Die Geissel Gottes mit des Heeres Wolke,
Die das Verderben brüderlich begleitet,
Ein fürchterliches Schreckniss allem Volke;
Da flammen Städt' und Dörfer, glutentzündet,
Und Angst und Todesnoth sind rings verbreitet.
Der Hunnenkönig reitet
Dem Heer voran zum Lech, die Stadt zu stürmen,
Da sieht er rauschend aus den Tiefen steigen
Ein Riesenweib, das ruft: Zurück! Nicht weiter!
Drauf hoch und höher sich die Fluthen thürmen,
Und eilend lenkt sein Ross in tiefem Schweigen
Weit, weit von Augsburg weg der düstre Reiter."

Augsburg erscheint im Verfalle der römischen Herrschaft zuerst als allemannische, dann nach Odoakers Sturz durch Theodorich als ostgothische Stadt. Im sechsten Jahrhunderte ist sie bereits der Sitz eines Bischofs, dessen Sprengel über Rhätien hin-

aus in's alte Norikum reicht. Im achten Jahrhunderte steht Karls des Grossen Heeresmacht wider Thassilo, den abtrünnigen Baierherzog, vor Augsburg im Lechfeld. Im zehnten rauschen die Wogen der Ungarnschlacht über das Lechfeld hin; nach dem Siege erbaute Ulrich die uralte, schon öfter zerstörte Kapelle der heiligen Afra aus dem Schutte, die Johanniskirche und ein Nonnenkloster bei der Stephanskirche. Die Pfalz auf dem Frohnhofe erhob sich im elften Jahrhundert; da ward auch die Kirche der heiligen Afra hergestellt und erweitert, das Stift auf dem Perlach gegründet.

In den Zwisten zwischen Kaiser und Papst, da der Erste die Alleinherrschaft herzustellen, des Reiches Fürstenschaft aber die oberste Gewalt mit ihm zu theilen trachtete, erstürmte Welf, der Baiern Herzog, aus Hass gegen Heinrich IV. und den Bischof Sigfried, der dessen Parthei hielt, Augsburg und führte den geistlichen Hirten in Ketten nach Ravensburg. Aber in den schweren Drängnissen entwickelte sich unvermerkt die Freiheit des Gemeinwesens; ein Band um das andere fiel, wodurch dies an das Ansehen und die Macht des Bischofs gehalten gewesen, und die Geschlechter begannen sich zu fühlen und gegen Reichsvogt und Stadtvogt die Häupter zu heben. Langsam und sicher gestaltete sich das neue magistratische Wesen aus unscheinbaren Elementen; die Wichtigkeit des Amtes der Stadtpfleger machte sich geltend, dem Landvogt blieb kaum der Blutbann. Allmählig wuchs der Rathsmänner Zahl aufs Doppelte, und dass keinen die Gewohnheit zur Lust der Herrschaft verleite, ward das jährliche Ausscheiden der Hälfte mit neuer Ersatzwahl verordnet. 1276 gab Rudolph von Habsburg der Stadt Augsburg das Stadtbuch und entband die Güter der Bürger und des Gemeinwesens von Vogtei und Bischofsdienst. Emsig wurde auf dieser guten Grundveste fortgebaut, und zusehends mehrten sich unter'm Einfluss der Freiheit Handel, Gewerbe und Wohlstand; im Bewusstsein des Fleisses und der Kraft aber wuchs auch des Bürgerstandes Stolz den Geschlechtern gegenüber, bis jener endlich 1368 sich Antheil der Herrschaft und dadurch dem Gemeinwesen die Blüthe der Freiheit errang, welche das Zunftwesen, völlig ausgebildet, als schützende Stacheln umschanzte. Nach innen und aussen wirkte der Segen der Freiheit; durch das ganze deutsche Reich bis Welschland und Niederland galt der Augsburger Ansehen, nach allen Küsten wurde

ihr Gut gefrachtet, und die Geschlechter mochten es stolz mit Fürsten aufnehmen. Kunst und Gelehrsamkeit standen in voller Pracht. Um so eifersüchtiger wurde die theure Freiheit bewacht, und Ulrich Schwartz, der Bürgermeister, büsste (1478) am Galgen seine hochfahrenden Herrschaftsgedanken*). Der Bürger Reichthum entfaltete sich damals in solcher stattlicher Pracht und Ueppigkeit, dass der Rath in kluger Vorsicht, wie leicht der Sinn für Freiheit in Ueppigkeit erschlaffe, strenge Gesetze gegen diese erlassen musste; und eben so streng handhabte er Gerechtigkeit gegen jedes Vergehen der Geistlichen, die Sittlichkeit aufrecht zu halten. Es ist charakteristisch für jene Zeit, wie der Kaiser Maximilian bei seiner Anwesenheit zu Augsburg am St. Johannisabend auf dem Frohnhof ein Zimmtfeuer machen liess, „dabei war zechen Fuoder Thennenholz und waren die Scheitter fein in einander geflochten, dass es unten neun Klaffter weit wass, und an der Höhe 95 Zoll. Da liess Herzog Philipps laden alle burgerin und sonst auch schön Leut, da kamen zu luogen ob zechen tausent Menschen. Umb Ave Maria Zeit da nahm Herzog Philipp ein Jungkfrau an die Handt, die war von Ulm, hiess Ursula Neithartin, und andere Herren und Edelleut, nahm jeglicher ein Frauin oder Junckfrauin an die Handt und giengen zum Holtzhauffen, da gab Herzog Philipp seiner Junckfrauin ein brinnend windlicht in die Handt, die muoss dass Feuer anzündten, darnach danzten sie dreimall umb dass Feur herumb**).“ Ein Gegenstück dazu ist das kostbare Feuer, das der Fugger dem Kaiser Karl V. anzündete.

*) „Die Schwartzin zu Irem herren sprach,
Ir sollene Morgen daheim bleiben,
mir het getraumbt ein schwerer traumb,
man werd euch morgen fachen.
So schweig, so schweig, mein Fräuellein,
bist du Kaiserin, so will ich Kaiser sein,
sie dörffen mir nichts than
den Gewalt will ich Iber sie han“,
So lässt das Volkslied den Bürgermeister in Zwiesprach zu seiner Hausfrau reden.

**) Bei einem andern Tanz bat der Kaiser die schönen Frauen Augsburgs, sie möchten „die (entstellenden) stirtz und hohen Schleyer, Ir. Maj. zu Ehren und Gefallen abthuen.“

„Im Zwielicht war's, am Feuer sass
Der Kaiser, hub sein Venedigerglas
Voll Heiltranks an die Lippen;
Von Drangsal ist das Herz ihm schwer,
Das Fieber schüttelt ihn gar sehr; —
Vergeusst den Trank beim Nippen.

Das Feu'r, kostbar, von Würz' und Zimmt,
Ist ausgebrannt, die Kohl' verglimmt,
Der Kaiser vergass zu schüren.
Vor ihm der Weber von Augsburg stand,
Den dauert's, als die Glut verbrannt,
Nun sollt' der Kaiser frieren!

Und aus dem Aermel schlicht und schlecht
Viel Briefe zieht er, all gerecht,
Und legt sie auf die Kohlen,
Und bläs't mit Macht, bis dass die Glut
Frisch knistert, wie voll Lebensmuth,
Und lächelt dann verstohlen.

Die Briefe brennen lichterloh,
Der Fugger spricht so frei und froh
Als trüg' er des Kaisers Kronen:
„O kaiserliche Majestät,
Was meinst Du, dass hier brennen thät?
Da brennen zwei Millionen.

Mit Deiner Gunst verwand ich's mich; —
Die Briefe Dein, sie brannten Dich,
Nun geben sie hellen Schimmer!"
Der Kaiser bass gewärmt, versetzt:
„Kein schöner Feu'r sah ich bis jetzt,
Mich dünkt: mich frierts gar nimmer!"

Das war die Zeit, da die Fuggerei*), eine Stadt in der Stadt entstand und die Lustgärten der Fugger ein Weltwunder hiessen, da die Welser eine Kriegsflotte nach Venezuela schicken mochten, das ihnen verpfändete Land zu erobern. Da wuchsen die mächtigen Bauten, Denkmäler des Reichthumes, Bürgerstolzes

*) Ulrich Georg und Jacob Fugger erbauten 1520 in der Jacobsvorstadt 106 kleine Häuser, worin die Aermeren für geringe Einlage Wohnungen angewiesen bekamen.

und Geschmackes, der Luginsland, das neue Tanzhaus, die Ulrichskirche, das Giesshaus, das Zeughaus, das Kornhaus und viele andere. Jene beiden berühmten Geschlechter, und die Peutinger, die Hainzel schirmten, den Medicäern nicht weichend, die Künste, ermunterten die Talente (die Fugger luden Tizian nach Augsburg und verehrten ihm für seine Kunst 3000 Kronen); und diess Beispiel wirkte bis in die spätesten Zeiten, als Augsburgs Macht immer tiefer sank, noch mächtig nach. Die Bücherschätze des Domkapitels, der Kirche zu St. Ulrich und St. Afra, der Dominikaner, des gelehrten Konrad Peutinger, der Fugger waren so berühmt als die Gemälde in der Amtsstube des Weberhauses und die Hans Holbeins, des älteren, Hans Burgmaiers, Christoph Ambergers.

Die Reformation entzündete in den Gemüthern ein neues Streben; das derbe praktische Bürgerthum strebte aus der Sicherheit des Besitzes heraus; die factische Freiheit genügte nicht mehr, es drängte sich, von der Ahnung einer künftigen allgemeinen Weltbefreiung hingetrieben, nach der Feststellung der christlichen hin, und die bürgerliche Ordnung erweiterte sich zur moralischen. Luthers Kampf gegen den Cardinal Thomas Vio gab den Impuls; die Herzen der Edelsten schlossen sich dem kühnen Glaubensbersteller auf. Der Langenmantel rettete Luthern nach Hohenschwangau.

„Wer klopft so spät in stiller Nacht?“
Des Hauses Hüter sind aufgewacht,
Von Freiberg, die beiden wackern Degen,
Bekannt als gastlich allerwegen.
Sie treten rasch an des Schlösslein Thor:
„Sagt an, ihr draussen, wer steht davor?“

* * *

„„Ein langer Mantel bringt eine Kapuz',
Bei guten Harnischen sucht sie Schutz.
Ihr zween Freiberger, wollt ihr sie leiden?
Etliche wollten die Kapuz' zerschnitten,
Etliche Motten, wären s' noch so klein,
Hätten sich gern genistet hinein.““

* * *

„Und ist's ein langer Mantel, den kennen wir gut.
Langmantel! komm' in der Freiberger Hut.

Und steckt in der Kapuz' ein frommer Scheitel,
Wollen ihn schirmen; dies Wort ist nicht eitel;
Ob uns ein Glatzkopf auch sonst nicht behagt,
Kommt nur herein, nicht weiter befragt."

. . .

„„Ihr zween Freiberger, da sind wir beid',
Der Langmantel und das Ordenskleid.
Schaut: Ein Mönch kann ein Schwert auch führen,
Und geht doch heimlich anjetzt terminiren.
Sein Schwert ist die Wahrheit; drum musst' er fort;
Er geht terminiren mit Gottes Wort!

. . .

„„Ihr zween Freiberger, das ist der Mann,
Der sagt: Gottes Wort, das lasset nur stah'n.
Von Augsburg sind wir heimlich entritten,
Gott half ihm aus der Meuchler Mitten,
Die Kraft des Herrn ward ihm als Stab,
Und ein Engel wies ihm: Dahinab!

. . .

„„Nun werden sie ihn suchen gar bald,
Die Grossen, die Kleinen, und Jung und Alt,
Die Dicken, die Dünnen, die Schreier, die Heisern,
Mit Worten von Wachs, und mit Werken gar eisern,
Und werden's aussprengen zu Jedermanns Graus:
Dahinab half ihm der — Teufel hinaus.""

. . .

„Den Teufel," spricht der Mönch, „fürcht' ich nit,
Von dem Wort Gottes lass' ich nit,
Ob sie schrauben, martern und plagen,
Bis an's End' werd' ich die Wahrheit sagen.
Helf Gott mir; ich kann nicht anders, Amen!
Martinus Luther heiss' ich mit Namen."

. . .

Und als der Mann Gottes, unbefragt,
Zu den zween Freibergern dies Wort gesagt,
Da sind sie voll Freuden hochauf gesprungen
Und haben ihn als deutsche Männer umschlungen;
„Kehrt solch ein theurer Gast uns ein,
Soll ein deutsches Herz ein Lagerstell sein."

Am 25sten Juni 1530 wurde auf dem Reichstage das Glaubensbekenntniss, das Melanchthon verfasst hatte, im Bi-

schofshofe übergeben. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich in Augsburg die Reformation; der Trotz gegen den Bischof, mit welchem oft und lange Irrungen stattgefunden hatten, spornte den Eifer des Rathes noch mehr, dessen meiste Mitglieder der neuen Lehre anhingen; die Brüder mehrer geistlicher Orden wanderten aus, mehre Kirchen wurden der Bilder beraubt und dem neuen Gottesdienste eingeräumt; und 1536 schloss Augsburg sich dem schmalkaldischen Bunde an.

Nach dem Unglück der protestantischen Fürsten bei Mühlberg (24sten April 1547) drohte die Rache des siegreichen Kaisers, der für deutsche Freiheit kein Herz hatte, der preisgegebenen Stadt; die Fugger und Peutinger baten zu Ulm um Gnade; um den Preis von 150,000 Gulden, den Verlust von 12 Geschützen und gegen das Versprechen, jeder ferneren Verbindung abzusagen, wurde sie gewährt; und an der Spitze eines kaiserlichen Heeres und von den ausgewanderten Geistlichen gefolgt kehrte der Bischof wieder in die Stadt. Der Kaiser aber gab jenes in vielen Liedern verhöhnte Interim und stiess (am 3ten August 1548) die Verfassung um, durch welche Augsburg bisher frei, gross und glücklich gewesen; der Adel empfing statt des Volkes die Herrschaft, 31 aus den Geschlechtern, 3 von der mehrern Gesellschaft und 7 aus der Gemeinde bildeten nun den Rath, mit 2 Stadtpflegern und 6 Bürgermeistern (die ersten wie die letzteren aus den Geschlechtern), von denen jedesmal 2 drei Monate lang walten, das ist mit Genehmigen der Stadtpfleger die Versammlung berufen durften. Zwar stellte Moritz von Sachsen, als er wider den Kaiser zog, am 6ten April 1551 die alte Freiheit und den neuen Gottesdienst wieder her; aber die Freude darüber währte nur kurze Zeit. Am 25sten August 1552 stand Karl V. in Augsburg und vernichtete das Werk des kühnen Moritz, der ihm den Passauer Vertrag abgenöthigt hatte.

Das Unglück aber vermochte den Gemeinsinn nicht zu erschüttern, und ob auch die einstige Blüthe des Handels gebrochen war, so wendete sich dafür die Kraft des Gemeinwesens um so eifriger nach innen zu, die alte Würde aufrecht zu halten. Bis zur Zeit des dreissigjährigen Krieges entstanden jene massiven und imposanten Bauten, die, noch heute den Charakter früherer Zeiten vertretend, uns Achtung vor dem Geiste, der damals waltete, ab-

gewinnen. Elias Holl, ein Augsburger, in Venedig gebildet, schuf die meisten jener Bauten, das Zeughaus, das Siegelhaus und das vielbewunderte Rathhaus. „Er machte den Vorschlag," berichtet Paul von Stetten d. j.*), „das Rathhaus, welches auf einer Seite baufällig war, abtragen und ein neues erbauen zu lassen. Mit verschiedenen Rissen und Modellen war er bald gefasst, denn seine Ehrliebe trieb ihn ungemein zu diesem Werke. Es war auch bald einer ausgesucht und er trieb unaufhörlich an der Vollziehung. Das Schlagwerk, welches auf dem Rathhaus stand, und welches man sonst nirgends unterzubringen wusste, war ein Anstand, den er heben musste. Er besichtigte den Perlachthurm und fand ihn geschickt dazu. Es hatte zwar nicht geringe Schwierigkeiten. Er musste um 20 Schuh erhöhet werden, und das Hinaufbringen schwerer Glocken hatte grosse Bedenklichkeiten. Holl aber wusste alle zu überwinden. Er erfand ein ungemein künstliches Gerüste, ohne dass ein Loch in die Mauer des Thums gebrochen werden durfte. Durch Hülfe der von ihm erfundenen Zugwerke brachte er die Glocken, den Knopf und das Bild der Cisa, als einen Wetterhahn, hinauf, und nachdem der Thurm durch acht Maurer, die er allein zu diesem Bau gebrauchte, verworfen worden, vollendete er dieses Werk mit allgemeinem Beifall. Dafür wurden ihm 300 Goldgulden verehrt. Während dieser Zeit wurde schon an dem alten Rathhause abgebrochen und zu Erbauung des neuen der Grund gelegt und gute Anstalt vorgekehret. In 5 Jahren wurde er mit Haupt- und Nebengebäuden fertig und erhielt dafür von dem Rath eine Verehrung von einem schönen vergoldeten Becher mit einem Deckel, darin der Stadt Wappen war, und 200 Goldgulden." — Der Rath liess, dass die innere Einrichtung des Gebäudes dem Eindruck von Pracht und Würde entspreche, welchen die Structur anregt, alle Zimmer durch damals lebende Maler (Mathäus Kager, Joh. König, Mathäus Gundelach, Rottenhammer und Melchior Roos) mit historischen, biblischen und allegorischen Darstellungen kunstreich verzieren, am reichsten den sogenannten goldenen Saal, der 110 Fuss in der Länge und 52 in der Höhe misst und 52

*) Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg. 1779.

Fenster hat, die Seitenwände mit Bildern von Kaisern, berühmten Frauen und Arabesken, die Decken mit allegorischen Darstellungen, sämmtlich durch Math. Kager. Aus jener Zeit stammen auch die öffentlichen Brunnen mit ihren Statuen; die Metallbilder des 1593 — 1594 erbauten, 1672 und 1749 restaurirten Brunnens auf dem Perlachberge (Augustus u. s. w.) sind ein Werk des Niederländers Hubert Gerhard, die Gruppe des Merkurs und Cupidos, die Herkulesgruppe (nebst den Basreliefs am Herkulesbrunnen) schuf Adrian de Vries von Gravenhaag (1599 und 1602), die Statue auf dem Neptunsbrunnen goss der Glockengiesser Wolfgang Neidthardt. Um dieselbe Zeit liess der Rath durch Joh. Reichel von Rain das Portal des Zeughauses mit der kolossalen Gruppe: „des Krieges Ueberwindung durch den Frieden" schmücken.

Das Unheil des dreissigjährigen Krieges hatte Augsburg im vollen Maasse zu empfinden. Gustav Adolph besetzte nach Tillys Tode (5ten April 1632) die Stadt und zog als Sieger und Befreier der Protestanten ein, die Frauen trugen sein Bild in Gold als höchsten Schmuck. Zwei Jahre später, als die Schlacht bei Nördlingen geschlagen war, musste Augsburg diesen Jubel furchtbar büssen. Der schwedische Kommandant Hans Georg aus dem Winkel vertheidigte die Stadt gegen das Heer des Kurfürsten, das unter dem Oberst Wahl sie sieben Monate hindurch blockirte, bis die grässlichste Hungersnoth innerhalb der Mauern wüthete*). Am 18ten März 1635 endlich ergab sich die Stadt, und den Ein-

*) „Man schoss den Vogel aus der Luft, welcher zur Stadt flog. Bauern, welche heimlich Lebensmittel einbringen wollten, wurden an den nächsten Baum gehenkt; Kindern Nasen und Ohren abgeschnitten. Als drinnen alle gewöhnliche Nahrung verzehrt war, verkaufte man auf öffentlichen Fleischbänken Fleisch von Pferden, Hunden, Ratzen. Den Armen wurde auch dies zu köstlich; sie kochten Leder, speiseten Ratzen und Mäuse. Der wüthende Reiz des Hungers vertilgte zuletzt den Schauder vor faulendem Aas und die Gier verschmähte das Fleisch menschlicher Leichname nicht. Es wandelten lebendige Gerippe in verblichener Menschengestalt auf den Gassen und priessen das Glück der Todten. Manchen Tag starben 100 und mehr jedes Alters. Die unbegrabenen Leichen in Häusern und Strassen verpesteten die Luft. Unbeklagt starb der Vater unter verschmachteten Kindern und die Mutter legte ohne Thräne den verhungerten Säugling von der Brust in die Erde." Zschokke bair. Gesch. 6ter Bd.

zug der Sieger bezeichneten die Ausschweifungen des Fanatismus; das Gericht, das darnach erging, verzehrte rasch wie eine Feuersbrunst die Reichthümer, erstickte den Handel und die Gewerbthätigkeit. 1646 bombardirte Wrangel Augsburg, das von dem Oberst Royer vertheidigt wurde, 19 Tage lang, ohne Erfolg.

Als nach dreissig Jahren des Mordes und der Verwüstung endlich Friede geschlossen ward, hatte Augsburg, dessen Bevölkerung vor dem Beginne des Krieges sich auf 80,000 Seelen belief, kaum noch 30,000; zwar wurde die Rathswahl den Genossen des alten wie des neuen Glaubens zu gleichen Theilen zugestanden; aber die alte Eintracht, den alten Gemeinsinn, den alten Wohlstand vermochte diese Vergünstigung nicht wieder zu beleben. Der spanische Erbfolgekrieg gab zu den Gräueln des dreissigjährigen ein blutiges Nachspiel; Rohheit und Entartung erstiegen den Gipfel, die Zeit der Ungarn-Einfälle schien wiedergekehrt; denn das Schlimmste war eingetroffen, die Deutschen kannten sich nicht mehr. Wie konnten da die Wunden vernarben, welche Augsburg im Schwedenkriege empfangen hatte? Und dennoch, — so mächtig wirkte der Gedanke an die einstige Grösse, Bedeutung und Würde noch fort, — erhob es sich langsam aber sicher wieder, und wendete die ganze Kraft auf den Gewerbfleiss, da der Welthandel ihm für immer verloren war; so viel deutscher Grundstoff lag noch unverwüstet in diesem Gemeinwesen, dass es starkmuthig seine Geschichte gleichsam von vorne aufs neue beginnen zu können hoffte und im rüstigen Streben nicht ermüdete. In Folge des Friedens zu Pressburg (26sten Dezember 1805) erlosch Augsburgs Unabhängigkeit und es erkannte Baierns Oberhoheit. Fort und fort strebte es seither in jenem Geiste, seine Industrie blüht wieder, und ehrenwerth wetteifert es mit den deutschen Städten gleiches Ranges.

Da wir des Rathhauses und mehrerer anderer öffentlicher Gebäude schon erwähnten, so bleibt uns nur noch übrig, die Kirchen*) flüchtig zu überblicken. Der katholische Dom interessirt den Alterthumsfreund vornämlich durch die uralten ehernen Flü-

*) Ein gewissenhaftes Verzeichniss aller in Augsburgs Kirchen einst vorhanden gewesenen Kunstwerke findet sich in Paul von Stettens Beschreibung der Reichsstadt Augsburg.

gelthüren. Die Kirche zu St. Ulrich und Afra bewahrt den Leichnam des heiligen Ulrichs in einem von Placidus Verhelst gefertigten Sarge. Reich an schönen Grabmonumenten ist die (protestantische) Kirche zu St. Anna, ihr Schmuck das Fugger'sche und das Oesterreicher'sche Chor. An diese reihen sich die Kirche zum heiligen Kreuz, die Barfüsserkirche mit ihrer 1752 gebauten Orgel. Sämmtliche Kirchen Augsburgs sind an Gemälden alter deutscher Meister reich. Es lag nicht in unserer Aufgabe, hier eine umfassende Beschreibung Augsburgs zu liefern, wir wollten bloss ein Charakterbild der Stadt liefern und den Eindruck, den ihr Anblick noch heute in jedem deutschen Gemüthe hervorbringt, durch einen Ueberblick ihrer Schicksale ergründen. Und so verlassen wir sie denn jetzt, um unseren Ausflug nach Hohenschwangau fortzusetzen.

Den Lech stromaufwärts verfolgend erreichen wir zuerst Landsberg, eine alte Stadt, wo schon Graf Theodorich von Wettin 1116 sich ein Schloss auf dem Berge gebaut haben soll, in dem Kriege Ludwigs des Baiers und Friedrichs des Schönen, wie später im Schwedenkriege fast in Schutt verwandelt, — dann Schongau, in dessen Nähe der hohe Peissenberg sich erhebt. Am rechten Ufer des Lechs setzen wir, dem herrlichen Hochlande immer näher kommend, unsere Wanderung bis zu dem Städtchen Füssen fort*). Schon leuchten uns die Ferner Tyrols entgegen, frische Alpenluft weht uns an und wir fühlen uns stark und gross im ewigen Trotz der Menschenwürde gegen die tausendjährige Grossartigkeit der Natur. Wie oft übermannt dich, wenn du ihr gegenüber stehst, wenn ihre starren Bergkolosse auf dich niederblicken, wenn ihre Ströme durch zerrissene Felsen schäumend an dir vorüber stürzen, wenn ihre Wälder auf jähen Abhängen sich über dir neigen, die Empfindung, als werde

*) Die Hauptstrasse von Augsburg führt über Schwabmünchen, Buchloë, Kaufbeuern nach Füssen. Von dem Dorfe Pfronten her, dem Fundorte römischer Alterthümer, mündet die Ulmer Heerstrasse, die über Memmingen und Kempten kommt. Der Ausflug nach Hohenschwangau schliesst sich für Jene, welche auf die Donaureise von Neuburg bis Deggendorf verzichten, an die Wanderung über Insbruck durch einen Theil des bairischen Hochlandes, nach München an, von wo aus sich die Isarfahrt (mit der Rast in Landshut) darbietet.

all dein Menschenstolz vor ihr zu Schanden, und du fragst dich verzagend: was bist du als eine Eintagsfliege, die wird, zeugt und stirbt? Wer vor der Natur nur anbetend niedersinkt, versteht sie nicht, dem ist sie todt. Ueber sie schwinge dich; du kannst's! Umschmiege sie nur wie Siegfried Brunhilden beherrschend, glühend vom Gedanken, dass du Einzelner ewig bist im Geschlecht, — und diese stolze starre Königin erwarmt an deinem Herzen. Im Spiegel deines Auges beginnt sie sich zu regen, als wäre sie lang verzaubert gewesen. Erst erschrakst du vor einer Leiche, jetzt umschlingst du ein blühendes Weib, das die ganze Fülle seiner Reize, das tiefste Geheimniss seines Herzens in bräutlicher Hingebung jauchzend und weinend, zitternd vor Freude, Schamhaftigkeit und Wollust in dein Herz überströmt. Sclaven kann sie nicht lieben; nur dem öffnet sie den Schooss ihrer Anmuth und Herrlichkeit, der in der Nothwendigkeit die Freiheit erkennt, der ihr ebenbürtig ist an ewiger Jugend, der sich, — wie sie — Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert —, Stunde für Stunde aus sich selbst verjüngt.

Den Hut gelüftet! Den Alpenstock zur Hand! Willkommen Hochgebirg! Wie Schaaren von uralten Sennern strecken die Alpen die weissen Häupter zum Gotteshimmel empor; — ein Volk, das vor keinem Gewalthaber sich beugt, und sich nur regt, wenn es sie zermalmen will. Da stehen sie und weiden die lustig springenden wilden Giessbäche, die wie weisse Ziegen dunkle Schluchten hinabstürzen. Aus dem Grunde der Seen rauscht es herauf von den Geheimnissen der Nixen, die drunten den Reihen tanzen, oder auf süsse Lieder sinnen, die träumenden Hirten mit solchen vom Abhang hinabzulocken. Die dunklen Forste laden dich ein, die erste Tanne dort auf dem Felsen winkt dir stundenlang, bis ihr Duft wie alter Wein dir zu Kopfe stieg. Nimm dich vor den Zauberschwestern in Acht. Ihrer hunderttausende sind's, und siehst du der ersten stundenlang zu, wie sie den Wind mit ihrem langen verwirrten Haare ungestüm spielen lässt, und eilst du ihr zu, so lockt dich die zweite, die dritte; sie schlingen die Arme um dich, sie halten dich fest; sie gönnen dich der freundlichen Sonne nicht mehr, die sie hassen. O diese Liebe nennen wir Tod, und doch ist's nur Liebe, aber so urmächtige, wie wir Menschen sie nicht ertragen können, — nur Liebe,

die Liebe des Schöpfers selbst in hunderttausend Geschöpfen, die uns überwältigt.

Frisch auf und an's Ziel! Dein Aug' ist hell; nirgends Starres, und doch überall Nothwendiges, — Nothwendigkeit der Liebe! Das ist die Erkenntniss der Freiheit. Und überall ihre Spur — der Kampf! Sieh den jugendlichen Ringer, den Lech, wie er durch Felsen sich Bahn bricht. Erröthest du nicht? Fühlst du nicht, wie er dich beschämt? Entschuldige dich nicht mit den Menschen, den Sitten, den Vorurtheilen. — — — —

Hart an der Gränze zwischen Baiern und Tyrol lehnt sich das Städtchen Füssen wie ein neugieriger Knabe mit dem Rücken an die Höhen, mit dem Gesicht über den Lech. Auf dem Felsen ragt das Schloss, das Bischof Friedrich von Augsburg 1322 erbaute. Bist du ein Freund der alten Zeit, so wandle mit uns hinan und besieh dir den Rittersaal; bist du ein Gourmand von Profession, so besuche die Küche; liebst du's, auf luftigen Höhen dich in Anschau eines abgeschlossnen Ganzen ganz zu fühlen, so besteige mit uns den Treppenthurm. In der Stadt erregte die Stiftskirche, ein Bau im Geschmack des vorigen Jahrhunderts, das Rathhaus vom Jahre 1471 und die Abtei, deren Gründung die Ueberlieferung dem heiligen Magnus zuschreibt, deine Aufmerksamkeit.

In diesen romantischen Gründen begegnen uns Sagen, wohin wir uns immer wenden; aus jedem Wald, auf jedem Felsenhang tritt plötzlich eine vor uns, kühn und schön, wie die Natur. Selbst die Legende trägt hier statt des härenen Gewandes ein stählernes, statt der Geissel der Büsserin, ein ritterliches Schwert und einen Helm statt des Heiligenscheines. Jener Magnus, dessen Namen die Abtei in Füssen trägt, und dessen Stab und Kelch in der Kapelle derselben bewahrt werden, civilisirte diese paradiesische Wildniss nicht mit dem Brevier, sondern mit der Fackel und seinem guten irischen Schwert in der Hand. Bei Rosshaupten erschlug er den Drachen; noch weiset uns das Mädchen, das uns führt, seiner Tritte Spur im Felsen, wo er den Lech übersprang*) und in die Räuberburg die Brandfackel warf.

*) Von Julius Cäsar berichtet die Sage Gleiches; wie er hoch zu Ross von einem Felsblock zum anderen setzte, zwischen denen der Lech dahintost. Vergl. Hormayr's histor. Taschenbuch für 1836. S. 192.

Nur noch eine Stunde Weges, und wir erreichen, Füssen im Westen hinter uns lassend, um den Pulerberg kommend, Hohenschwangau, die auf gewaltigen Marmorfelsen aus Waldesdunkel hochragende Burg. Sehen wir die stattlichen Zinnen, die Fähnlein auf den Thürmen der Burg, des Springquells mächtigen Strahl über dem dunkeln Grün des Nadelgehölzes emporsteigend, die wohlgehaltenen Pfade, die zur Rast einladenden Bänke am Wege, — so dünkt uns, das fröhliche freisame Ritterthum lebe seit Jahrhunderten fort und fort in dieser reizenden Bergeinsamkeit, und die Wogen der alles umwandelnden Zeit hätten sich an den Bollwerken der Alpen gebrochen; so kühn und trotzig wie ein treuer Hüter, blicket der Alblispitz auf die ihm anvertraute Burg; und so friedlich ziehen dort auf dem See die Schwäne, als hätte sich eben der wunderbare Fremde zu ihnen gesellt, der des Ritters goldnen Nachen gezogen, wir suchen ihn unter den Genossen heraus; vielleicht ist's jener, der dort so stolz den schneeweissen Hals über die Andern erhebt und die starken Flügel wie vor Ungeduld nach der fernen Heimath schüttelt?*) Unfern von dem Schwansee blicken wir in den dunklen Spiegel des Alpsee's; im ganzen Bann dieses Feenschlosses überraschet uns See an See; wohin wir uns wenden, stürzen Giessbäche lustig brausend die Felsen hernieder. Mit Recht heisst eine nahe Höhe die Jugend; im Vollgenuss dieser ewigen Jugend der Natur vergisst man das hohläugige Faulthier Alter, den Lastträger unserer gesellschaftlichen Sünden, den Reliquienesel, der um seiner Bürde willen selbst geehrt werden will, und mit den schmutzigen Hufen nach jedem ausschlägt, der ihm zu nahe kommt.

*) „Die Sagen vom Schwanenritter leben auch hier im Munde des Volkes, wie der Schwan den schönen, schlummernden Jüngling zur Beschützung der Unschuld auf goldener Gondel aus unbekannten Ländern dahergezogen, wie der junge Held den Gottesgerichtskampf mit dem räuberischen Oheim gekämpft und ihn erschlagen, darauf die Prinzessin heimgeführt, aber von ihr erfleht, sie solle ihn ja nie befragen, wer er sei und woher er gekommen, sonst sei all ihr Glück dahin, und wie die Fürstin es doch nicht lassen können, und darauf der Schwan sich sogleich wieder eingestellt und ihn abgeholt habe.“ Hormayr a. a. O. S. 234. Vergl. Wolfram von Eschenbachs Titurel, den jüngeren Titurel, den Lohengrin, Konrad von Würzburg.

Doch zurück zu der Burg! Treten wir durch das Thor, über dessen Einfahrtbogen die Wappen Baierns und die von zwei Rittern gehaltenen Hohenschwangau's uns begrüssen, in den Hof, wo die Fernsicht in's üppige Schwabenland sich beut, unter die süss duftenden Linden, an die drei Brunnen; horcht, was ihr geheimnissvoll Rauschen verkündet! Glaube, Vergangenheit, Gegenwart! Das Bild der jungfräulichen Mutter des Heilands*) seht ihr an dem ersten Brunnen; o welch ein unversiegbarer Quell des Lebens entsprang jenem Gedanken der mütterlichen Jungfräulichkeit! In den innersten geheimsten Felsadern deutschen Wesens rauscht er, und hätte es ihn auch nicht von der Kirche überkommen erhalten, wahrlich! es müsste ihn erdacht haben. Den zweiten Brunnen schmückt ein Schwan**), der Burg Namen versinnlichend, und ein Name alle Erinnerungen ihrer Vergangenheit weckend; wie ein friedlicher Schwan bleibt sie ungestört in ihrer Waldeinsamkeit, und alle Wolken, durch deren Blitze die herrlichsten Zweige der deutschen Eiche sanken, sah sie nur im Spiegel der Alpenseeen wie zauberisch verklärt. Den dritten Brunnen bildet ein kolossales Becken auf den Rücken von vier Löwen***), aus dem jener mächtige Springquell, den wir schon früher gewahrten, in die Lüfte steigt, die beste Devise der Gegenwart, denn der Niederdruck erzeugt den Trieb nach aufwärts, und je stärker der Druck, je höher der Sprung; was liegt daran, ob wir zerstäubend wieder fallen? Strebten wir doch!

Hier aber, wo jeder Stein von der Vergangenheit redet, lasset uns dieser mit jener Liebe gedenken, die den Sohn an die Mutter bindet. Mit Recht durfte der vielverdiente, unermüdliche Forscher vaterländischer Geschichtsquellen, Freiherr von Hormayr, Hohenschwangau eine „süddeutsche Wartburg“ nennen und von der Alpenveste rühmen: „Marienburg steht ihr als alterthümlicher Bau freilich ebenso voran, als eben dieses Marienburg hinsichtlich der Naturreize vor unserm Schwangau völlig verschwindet. Rheinsteins göttliches Stromthal findet ein

*) Von Glinck.

**) In Eisenguss, von Ludwig Schaller in München.

***) In Eisenguss, von Schwanthaler in München.

starkes Gegengewicht in Schwangau's zauberischen Seen, Hochwald und Fernsicht Aber trete auch immer in den Hallen Marienburgs, in den Hoch- und Heermeistern des deutschen Ritterordens, manches heroische Bild hervor, — Rheinstein und Marienburg verschwinden abermals vor Hohenschwangau's überschwenglichen Reminiscenzen.“ Versuchen wir es, die Hauptzüge der Geschichte Hohenschwangau's zu markiren; — eine Nachbildung der genauen und an Details reichen Schilderung Hormayr's in verringerten Dimensionen.

Auf dem Marmorfelsen, der jetzt die Burg Hohenschwangau trägt, hatten schon die Römer eine Warte hingebaut. Als Besitz der Welfen, denen das Gelände zwischen Lech, Ammer und Loysach, zwischen Lech und Inn, seit jener Zeit gehörte, da Heinrich, der Sohn Ethiko's, von Kaiser Arnulf es durch List gewann*), erscheint die Burg (Swangew, Swanegowe) zuerst in der deutschen Geschichte; die Welfen übergaben sie frühzeitig pflichtigen Edlen, welche den Schwan im Wappen führten; diese Burgmänner von Schwangau, dem Geschlechte der Montalbans verschwägert treten urkundlich mit in den ersten Reihen der Edeln des Hochgebirgs auf. Hiltebold von Schwangau, Freund und wahrscheinlich Begleiter des alten Herzogs Welf auf dessen Kreuzzug und Rheinfahrt, war, wie dieser, Minnesänger; die Manessesche Sammlung bewahrt seine Gesänge; an dem prächtigen Gelage, mit welchem Welf zu Gunzenlech das Pfingstfest feierte, gastet auch Hiltebold, und bei der Schenkung des welfischen Ammergau's an die Abtei Kempten ist auch er Zeuge. Konrad von Schwangau ist am 16ten April 1263 Mitzeuge des Vermächtnisses, wodurch der letzte Stauffe Konradin seine Oheime Ludwig und Heinrich von Baiern zu Erben seiner sämmtlichen

*) Arnulf bewilligte ihm soviel Land um sein altes Stammgut, als er von Morgen bis Mittag mit dem Pflug umziehen könne, zu Lech'n; Heinrich setzte sich, einen kleinen Pflug in der Hand, zu Ross und umjagte, von Strecke zu Strecke frische Pferde besteigend, das Land vom Lech an den Plansee, an den Eibsee, den ganzen Ammergau, um den Scharnitzerwald gegen die Isar zu, bis ihm das letzte Pferd zusammenbrach. Sein Vater Ethiko entsagte aus Gram, dass die Welfen hinfort nicht mehr Freie, sondern Lehnsträger sein sollten, der Welt und lebte als Klausner. Das Bethaus in Ethiko's Thal wurde später Ettal genannt.

Lehensgüter und Allode einsetzte. Im August 1267 nahm der sechzehnjährige Konradin, bevor er freudiger Hoffnungen voll, — nach Italien dem Verrath und Mord entgegenzog, auf Hohenschwangau von seiner in zweiter Ehe mit dem Grafen Meinhard von Tyrol vermählten Mutter Elisabeth, die ihn umsonst mit Bitten und Thränen beschwor, die deutsche Erde nicht zu verlassen, Abschied. Nach dem Falle der Hohenstaufen wurden die Schwangauer freie Ministerialen des Reiches, die Burg Reichslehen. Georg von Schwangau überfiel und plünderte 1280 Kloster Raitenbuch, mit dem er in schwerem Zwiste lebte. Ulrich von Schwangau zog dem Sohne Meinhards, Heinrich, zu Hülfe, dem es schwer fiel, die Krone Böhmens zu behaupten. Die Kinder dieses Ulrich stritten mit ihren Oheimen Georg und Stephan und deren Söhnen lange um die Burg, bis der Zwist, durch eine Zersplitterung der Herrschaft und des Burgfriedens mit den Schlössern Vorder- und Hinterschwangau, Schloss Frauenstein, und dem Simpelthurm am Halblech bis in acht Theile, ausgeglichen wurde; Georg von Schwangau verkaufte seinen Antheil an Herzog Albrecht von München (den Gatten der schönen Bernauerin). Baiern übergab die Hut seines Antheils den Herren von Freiberg und Eisenberg, während die Schwangauer für ihren Theil fort und fort des Reiches Lehen trugen. Onuphrius von Freiberg war's, der 1518 Luthern, welchen Langemantel ihm von Augsburg zugeführt, in Hohenschwangau aufnahm, von da nach Hohenaschau und von dort nach Nürnberg flüchtete; die Söhne dieses Freibergs, Christoph Georg, Wilhelm, Pankraz, hatten den Geist des Vaters geerbt und hielten standhaft am gereinigten Glauben. Nach dem Tode Heinrichs von Schwangau (1544) kauften Hans und David von Baumgarten die Burg, und letzterer verpfändete sie an den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, der 1567 sein Pfandrecht für 170,000 Gulden an Baiern übertrug. Während des Heerzuges des tapfern Moritz von Sachsen gegen Karl V. waren Füssen und Hohenschwangau, wo Karl's Grossvater, der ritterliche Max, so gern des edlen Waidwerks gepflogen, das Hauptquartier Moritzen's und Sebastian Schärtlin's. Die Burg, welche fort und fort in Baierns Besitz blieb, hielt sich im dreissigjährigen Kriege wacker gegen französische und schwedische Truppen; im österreichischen Successionskriege 1742 wurde sie von den Tyrolern

und von Trenck's Panduren hart geschädigt. 1800 erlitten die Oesterreicher durch die Franzosen zwischen Füssen und Hohenschwangau eine schlimme Niederlage. In neuerer Zeit sollte die Burg auf Abbruch verkauft werden, weil die Kosten der Erhaltung zu gross schienen. Fürst Wallerstein aber that die ersten Schritte für die Rettung derselben und 1832 erwarb sie der Kronprinz von Baiern, und beschloss, sie aufs glänzendste im Charakter der alten Zeit herzustellen. Dominik Quaglio, der Kunst zu früh durch den Tod entrissen, wurde mit der Ausführung des grossartigen Planes betraut. Wo die Marken Baierns, Schwabens und Tyrols zusammentreffen, sollte die Burg in neuem Schmucke prangen, die dem Wanderer der schönste Mittelpunkt ist, von welchem er, die Reize der Alpenwelt zu beschauen, ausgeht. (— Altschwangau, von da zur wilden Schlucht, wo die Böllat donnernd die mit dem Wartthurm gekrönten Felsen niederstürzt, von da zu den beiden Ruinen der Burghöhe; — vom Schwanstein aus zum Mühlstadel, zum Degelberg hinan, wo die Grüble-Grotte sich wölbt, zum Grat, wo die Silberspiegel von zwanzig Seen zu uns heraufleuchten, — oder vom Alpsee nach dem Pinswang, wo die Gipfel des Säuling's am prachtvollsten sich zeigen — oder den Kniepass hinan, die Felsenufer des Lech entlang, nach Reuti in Tyrol, das der Tauern, der Zwiselberg und der Daneller umspannen, nach Breitenwang, wo Kaiser Lothar, von der Romfahrt heimkehrend, sterbend Heinrich dem Stolzen (dem Welfen) die Krone gab, zu dem Kaiserbrunnen am Plansee, Ludwigs des Baiers Lieblingsaufenthalt, zu den Wasserfällen bei Fermors, oder zur Ehrenberger Klause, wo noch eine Inschrift das Andenken des kaiserlichen Gemsenjägers Max I. verkündigt, — nach der im Bauernkriege hart mitgenommenen Abtei Steingaden, bis zum Staffelsee, — an der Amber nach Ettal, — nach Partenkirch, wo Friedrich der Rothbart vor Heinrich dem Löwen auf den Knieen lag.) In gleicher Weise sollte — nach dem Willen des Kronprinzen — die bildende Kunst auf Hohenschwangau die bedeutsamsten geschichtlichen Erinnerungen dreier deutscher Heldengeschlechter, der Welfen, Stauffen und Scheyern gleichsam im Brennpunkte zusammenfassen; aus dem Hintergrunde der Local- und der deutschen Helden- und Stamm-

sagen sollte das Bild der deutschen Geschichte im vollen Glanze ihrer Majestät hervortreten, häusliches Leben und Sitte des Mittelalters als Rahmen um dasselbe sich schliessen; Erinnerungen an die Reise des Kronprinzen im Orient, Darstellungen nach Episoden aus Tasso's befreitem Jerusalem sollten zwei besondere Räume schmücken, innere Einrichtung und Hausrath aber dem Styl des Gebäudes und dem der Kunstwerke durchaus entsprechen. Die Ausführung sämmtlicher Malereien wurde unter Dominik Quaglio's oberster Leitung Münchner Künstlern übertragen, dem genialen Moritz von Schwind (einem gebornen Wiener), dem tüchtigen Lindenschmitt aus Mainz, der das Bild an der Sendlinger Kirche gemalt, dem braven Techniker Glinck, dem Bruder Dominik Quaglio's, Lorenz Quaglio, dem trefflichen Ruben, der (mit Schraudolph) die Compositionen zu den Glasmalereien der neuen Pfarrkirche in der Au liefert, dem wackeren Pferdemaler A. Adam, dem bekannten Schlachtenmaler D. Monten, den Landschaftern Scheuchzer, M. Neher, Schimon, Nielson und mehrern Anderen *).

Durchwandeln wir nun die Räume des Schlosses, in welchen die Kunst der alten Geschichten und Sagen ernsten Sinn in heiterer Schöne verklärt und allenthalben Sprüche und Reime zu Scherz und Ernst und Wappen von historischer Bedeutsamkeit die Lücken und Ecken füllen. Die von Säulen getragene Vorhalle, deren Fenster von Glasmalereien prangen, enthält alte Kriegs- und Jagdwaffen und Rüstzeug aller Art.

Der erste Saal, den wir betreten, ist der Sage vom Schwanenritter geweiht; zu Grunde gelegt wurde jene Auffassung derselben, der zu Folge die fälschlich angeklagte Herzogin

*) Die Glasmalereien auf Hohenschwangau sind meist aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, die schönste darunter das Bild Oxenstierna's vom Jahre 1586. Die Meubles wurden von Steibel, T. M. Glinck, Fortner, Sauter gefertigt. Unter den Ziergeräthen zeichnen ein von Fr. Campe in Nürnberg hieher geschenkter grosser Humpen, eine kunstreich gearbeitete Uhr (vom Jahre 1587), eine für Herzog Wilhelm V. von Baiern 1591 verfertigte Tischplatte mit dem bairischen Wappen, u. s. w. sich aus; das die Darstellungen aus des Kronprinzen Reise nach Griechenland und Konstantinopel enthaltende Zimmer ist mit Geschenken des Sultans Mahmud ausgestattet.

von Bouillon am Kaiserhofe plötzlich den Schwanenritter als Kämpfer für ihre Unschuld gewinnt und ihm, nachdem er diese durch seinen Sieg über den Ankläger bewiesen, die Hand ihrer Tochter gibt*). Vier Compositionen, (nach Ruben's Entwürfen von L. Quaglio und M. Neher gemalt) schmücken diesen Saal. Auf der ersten sehen wir den Schwanenritter vom Königshause scheiden; auf der zweiten den Kaiser, wie er das Zeichen von der Ankunft des Schwanenritters vernimmt; auf der dritten dessen Kampf; auf der vierten seine Hochzeit mit der Tochter der Herzogin.

Aus diesem Saale wenden wir uns in das erste Zimmer links, worin Lindenschmitt die Verherrlichung der Schyren in 8 Bildern unternahm. Das erste zeigt Herzog Luitpold, den Ahnherrn des Königshauses, wie er der Normannen Ring an der Dyle erstürmt (891). Ihm gilt folgender Sang:

„O Vaterland, heiliges Vaterland!
Drei böse Gesellen strecken
Nach dir die plumpen Fäuste aus,
Sie fangen dich mit Schrecken,
Sie hätscheln dich mit Graus.
O möge Gott dich decken
Mit seiner starken Hand!

. . .

O Vaterland, heiliges Vaterland!
Schau, wie sie sich wechselseits locken!
Auf windschnellen Rossen reiten sie gut,
Die Pfeile fliegen wie Flocken,
Der Ungar lehret den Mord seine Brut,
Wie flattern des Mähren Locken!
Der Normann schürzt sein Gewand.

. . .

O Vaterland, heiliges Vaterland!
Es würfeln die drei Gesellen,
Wer dich zu eigen haben sollt.
Sieh, wie auf den Bärenfellen
Der eiserne Würfel rollt!
Sie wollen dir Netze stellen,
Sie schmieden und hämmern dein Band.

*) Man vergleiche die in Hormayr's Taschenbuch 1837 wieder abgedruckte Sage von der Tochter des Herzogs von Brabant.

O Vaterland, heiliges Vaterland!
Hast zwar zu Herrn oft Schwache,
Doch Männer so viel, wie Aehren das Feld.
Lag lang die Ehre in Brache,
Wird Weib und Kind ein Held.
Auf, deutsches Volk, erwache,
Und halte den Spielern Stand!

* * *

O Vaterland, heiliges Vaterland!
Schau auf, wie dort an der Dyle
Ein Mann den Normannen sich mengt,
Und mitten im lustigen Spiele
Der Spieler Ring zersprengt,
Und Manchem drückt' er 'ne Schwiele,
Zugreifend mit deutscher Hand!

* * *

O Vaterland, heiliges Vaterland!
Schau auf: das sind die Normannen,
Wie jagt der Jäger den stürzenden Trieb!
Er hatte den Teufel zu bannen,
Er that's mit Schwerteshieb.
Schau auf: da flieh'n die Normannen,
Kein einziger hält ihm Stand.

* * *

O Vaterland, heiliges Vaterland!
Sie möchten, du solltest dich drehen
Nach fremder Rosse buschigem Schwanz,
Doch soll'n sie dich lassen stehen
Für ewige Zeiten ganz;
Du fühlst in Todeswehen
Erst recht der Unsterblichkeit Pfand.

* * *

O Vaterland, heiliges Vaterland,
Willst du den Sieger kennen,
Der deiner Freiheit männlich pflag?
Viel Namen sind's, die ihn nennen
Bis auf den heutigen Tag:
Luitpolt, der Ahn der Schyren,
Dein Hort, o Vaterland!"

Das zweite Bild im Schyrensaale zeigt den gewaltigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, wie er mit Heinrich dem Löwen zu Rom 1155 Friedrich den Rothbart im Aufruhr des Volkes rettet. Das war die Stunde, wo

Der Rothbart hie und dorten,
Stets mitten in der Schlacht.
Das ist ein fleissig Morden,
Handwerk der Mitternacht!

und die Römer riefen:

„„Wie sich's auf Römernacken ruht?
Der Römerdolch trifft stets noch gut
Durch all' die Kaiserpracht!

* * *

„„Wo habt ihr eure Panzer,
Deutsche? Schlaft ihr nicht drein?
Bist, Kaiser, noch ein Ganzer?
Wirst bald ganz Leiche sein.““

Hoch zu Rosse focht der Kaiser, und „müsst er den Rothbart tränken bis die Lippen im heissen Bach“; aber das Getümmel riss ihn fort, das Ross stürzte, schon dünkte er sich verloren.

„Hätt' ich 'nen Schild und Wehre,
Bald wär' ich wieder frei!“ — —
„„Dein Schwert ist — deutsche Ehre,
„„Dein Schild ist — deutsche Treu!““
Wer ruft's? Wer drängt zurück den Tod?
Ein deutsches Herz. Ja, das that noth; —
Schild — Leib, — 's ist einerlei.

* * *

Das thaten ihrer Zweie,
Fragten nicht lange nach,
Heinrich, genannt der Leue,
Otto von Wittelsbach;
Der zweite trägt die Ehre
Voran als Fahn' dem Heere,
Den Kaiser trägt der Leu gemach.

Auf dem dritten Bilde sehen wir den Sohn jenes Otto, Herzog Ludwig, wie er bei der schönen Ludmilla, der Tochter des Böhmerkönigs und Witwe Adalberts von Bogen um Gewährung süsser Minne fleht (1203). — Dem Rath eines Treuen folgend, liess die holde Frau drei Ritter auf einen Teppich malen, und als der feurige Herzog auf's neue warb, versprach sie ihm Gewährung, wenn er vor den drei Rittern ihr die Ehe gelobe. Er that's, und alsobald traten hinter dem Teppich drei dort ver-

borgene Ritter als lebendige Zeugen hervor. Zürnend, dass er überlistet worden, eilte der Herzog von hinnen und mied die Geliebte ein Jahr lang. Nach Ablauf dieser Frist aber beging er zu Kellheim mit ihr fröhliche Hochzeit.

Das vierte Bild zeigt den Kampf Herzogs Ludwig mit dem Heere der Kreuzfahrer gegen die Saracenen in Aegypten (1221). Auf Ludwigs Rath sollte das Heer, da die Noth von allen Seiten her stündlich wuchs, in der Nacht vom 26sten zum 27sten August nach Damiette zurückkehren. Aber die Unvorsichtigkeit Einzelner weckte die Saracenen, welche die Schleussen des Niles aufzogen und einen Hauptdamm durchstachen. Mit den Fluthen und den Feinden ringend, gewannen die Kreuzfahrer vom Sultan Kamel endlich den Vertrag, dass alle Gefangene wechselseits zurückgegeben, Damiette von den Christen geräumt und der Friede acht Jahre lang gehalten werden sollte. Unter den Geisseln, welche beide Theile stellten, befanden sich von christlicher Seite Ludwig von Baiern, König Johann von Cypern und der Kardinal Pelagius*).

Auf dem fünften Bilde sehen wir das Siegesmahl nach der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing (28sten September 1322), wobei Ludwig der Baier das einzige Gericht, welches in der ausgeplünderten Gegend zu erhalten war, den Kampfgenossen vorsetzte und vertheilte, seinem Feldhauptmann die Worte: „jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ zurufend, welche auf der Grabtafel des Tapfern im Kloster Reste aufgezeichnet wurden**).

Das sechste Bild verherrlicht die Versöhnung Ludwigs des Baiers und Friedrichs des Schönen (1325). Ludwig ritt selbst zu dem auf der Trausnitz gefangenen Gegner und

*) Vergl. Raumer's Hohenstauffen, 7tes Buch, 2tes Hauptstück.

**) „Hie leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alles Thun's und Wandels lobesan,
Ein Ritter kek und fest,
Der bei Gamelsdorf und Ampfingen im Streite that das Bessi,
Er ist nun todt,
Dem Gott genad,
Jedem Mann ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei!“

bot ihm die Freiheit ohne Lösegeld; Friedrich aber gelobte, der Krone entsagend, treu gegen Jeden für Ludwig zu stehen, und könne er dies Versprechen nicht halten, in die Haft zurückzukehren; der Prior zu Mauerbach theilte den beiden Jugendfreunden, die der verblendende Glanz der Krone getrennt hatte, die geweihte Hostie. Wie Friedrich sein Wort gehalten und deutscher Treue Ruhm erprobt, ist weltbekannt.

Das siebente Bild stellt den Kampf des Herzogs Christoph von München (dessen Riesenkraft bei unscheinlicher Gestalt noch die Wahrzeichen in der Münchner Residenz verkünden*) mit dem Woywoden von Lublin dar; bei der prachtvoll gefeierten Hochzeit des Herzogs Georg von Landshut, mit Hedwig der Tochter des Polenköniges geschah's, dass der starke Woywode auf einem Rosse, dessen Hufe mit Silber beschlagen waren, übermüthig an die Schranken ritt, der deutschen Sitte spottete, und tausend Gulden zur Wette setzte, wenn sich ein Ritter im scharfen Rennen mit ihm messen könne. Herzog Christoph stellte sich ihm; als aber beide in die Schranken ritten, gewahrten die Zuschauer lachend, dass der Pole sich mit starken Riemen an den Sattel festgebunden hatte; und allenthalben scholl Beifallsjubel, als der Herzog den Goliath wie einen Ball über's Ross weit hinweg auf den Sand schleuderte. „Ohne Teufels Hülfe hätte mir der magere schwarze Herr das Herz nicht entzwei gestossen“**), meinte der Pole, dem der „Hochmuth vor dem Fall“ kurz darauf das Leben kostete.

Die Darstellungen im Schyrensaale beschliesst würdig und bedeutsam das Bild Johann Turmayer's (genannt Aventinus) von Abensberg, der die jungen Herzoge Ludwig und Ernst unterwiesen und nach Italien begleitet und nach zwanzig Jahren voll treuen Sammelfleisses die Jahrbücher der Baiern geschrieben. Der Ketzerei schuldig erklärt — (weil er an Fasttagen Fleisch gegessen war der Vorwand!) wurde er auf Betrieb der Geistlichkeit, in Abensberg plötzlich überfallen und von Henkersknechten fortgeschleppt, aber auf der Herzoge Gebot wieder freigegeben;

*) Er erreichte im Sprung einen zwölf Fuss hohen Nagel in der Wand, mit der Fussspitze u. dgl.

**) Zschokke, bair. Gesch. 4ter Bd.

die Nachwirkung des Schreckens und Kränkung zehrten seither an ihm, häuslicher Gram und Dürftigkeit rafften seine ohnehin schwachen Kräfte zusehends dahin, bis ihm der Kanzler Leonhard von Eck die Erziehung seines Sohnes Oswald anvertraute und ihn zugleich der drückendsten Lebenssorgen entlastete. Bald darauf starb er zu Regensburg am 9ten Jänner 1534; in der Kirche zu St. Emmeran wurde er begraben.

Aus dem Schyrensaale treten wir jetzt in das mit Erinnerungen an die Reise des Kronprinzen geschmückte Gemach, wo Scheuchzer die Ansichten von Smyrna, Troja, Mytilene, den Dardanellen, Constantinopel und Bujukdere, — Monten die Einfahrt in Beylerbey, den Empfang des Kronprinzen beim Sultan, und den Einzug des Kronprinzen mit König Otto in Athen gemalt hat.

Rechts von dem der Sage vom Schwanenritter geweihten Saale treten wir in das der Lokalgeschichte Hohenschwangau's gewidmete Gemach, welches Lindenschmitt mit sieben Darstellungen schmückte. Die erste zeigt den Tod des von der Romfahrt heimkehrenden Kaisers Lothar II. in einer Hütte des nicht weit von Hohenschwangau gelegenen Dörfleins Breitenwang (1137), die zweite den Minnesänger Hiltebolt von Schwangau, die dritte den Abschied Conradin's von seiner Mutter (1267), die vierte den Ueberfall des Klosters Raitenbuch durch Georg von Schwangau (1280), die fünfte die Rettung des von seinen Feinden auf der Heerstrasse verwundeten Konrads von Schwangau in die Abtei Steingaden (1316), die sechste Luthers Empfang auf Hohenschwangau nach der Flucht aus Augsburg (1518), die siebente endlich Kaiser Max I., der von Augsburg, schon in Todesahnung, nach Füssen und von dort nach der Ehrenberger Klause gereist. In Füssen nimmt der letzte Ritter Abschied.

Kaiser Max der Ehrenreiche,
Reitet fort aus Augsburgs Mauern,
Und der Reichsstadt Bürger trauern;
Ob sie je ihn wieder schauen?
Wie so trüb der alte, bleiche
Kaiser trabt auf sanftem Schimmel!
Wie so freundlich klar der Himmel
Blicket auf den Grauen!

„Lebe wohl“ (mit matten Lippen
Spricht der Kaiser diese Worte),
„Lebewohl, des Südens Pforte,
Augsburg, lieb mir sonder Gleichen!
Schon im Grab mit einem Fusse,
Reich' ich euch die Hand zum Grusse,
Werd' sie nimmer reichen!“*)

* * *

Frauen, Männer, Greise, Knaben
Drängen sich, die Hand zu fassen,
Nimmer sah'n der Reichsstadt Gassen
So bekümmert Volk wie heute.
Fernab jetzt die Rosse traben
Nach Tyrols umfels'ten Marken,
Wo, im Waidwerk zu erstarken,
Max so oft sich freute.

* * *

„Lasset uns nach Füssen reiten,
Nach dem Schlösslein“ (spricht er winkend),
„Dessen Thürme goldig blinkend
Stehn auf dreier Länder Luge. —
Ach, in unbekannte Weiten
Sehnt mein Herz sich, erdenmüde;
Flög' auf einem Heldenliede
Ich im letzten Fluge!“

* * *

„Auf dem Schloss ist gut zu rasten!
Hat nicht Luther dort gerastet,
Jener Mönch, den ihr verpasstet,
Der am Leib euch sollte büssen?
Wie? im selben Schloss zu gasten? — —
Wird das Auge mir schon trüber?
Ach, die Sonne ziehet drüber,
Scheidend mir's zu küssen!

* * *

„Sonne! Fürsten sind wir beide; —
Du wirst wieder bald gefunden,
Bringst die altgewohnten Stunden
Deinem Volk, — den Menschen, wieder.

*) Als er im Abzug zu der Rennsäule auf das Lechfeld kam, wandte er sich um und schlug ein Kreuz gegen Augsburg. S. Fuggers Ehrenspiegel.

Ich auch fühl's, wie bald ich scheide;
Doch mit mir, dem alten Knaben,
Wird die alte Zeit begraben,
Und sie kommt — nicht wieder!

* * *

„Rüst'ger Hände kühne Thaten,
Namen, hell vom Waffenruhme,
Und die schöne Wunderblume:
Ritterthum, wird mit begraben.
Keimen werden neue Saaten,
Treten werden in die Schranken
Neue Ritter, — die Gedanken,
Leuchtend, hoch erhaben.

* * *

„In der Abendsonne Klarheit
Seh' ich schon zum Kampf sie jagen,
Kühn das Wort als Lanze tragen,
Seit der Aufruf donnernd hallte.
Ihre Dame ist — die Wahrheit;
Ach, im Scheiden macht mir's Wonne,
Dass um's Licht, o Mutter Sonne,
Kampf sich, Sieg entfalte!"

Das nächste Zimmer hat Glinck nach M. v. Schwind's Compositionen mit fünf Bildern nach den Hauptmomenten der Sage von Karls des Grossen Geburt geziert. Von König Pipin wird berichtet, dass er in Baiern waltete, und dass seine Burg zu Weihenstephan bei Freising stand. Der König von Karlingen trug ihm, dessen edler Muth weit und breit gerühmt wurde, seine Tochter Bertha zur Gattin an und schickte ihm deren Conterfei. Pipin war davon sehr erfreut und sendete seinen Hofmeister, um die Braut ihm zu werben und heimzubringen, der Hofmeister aber beschloss, die Königstochter heimlich zu tödten, und statt ihrer sein eigenes Kind dem Herrn zuzuführen. Der König von Karlingen nahm den Hofmeister und das Gefolge mit hohen Ehren auf, verlobte seine Tochter Bertha an König Pipin und vertraute sie dem Hofmeister. In der Nacht vor dem letzten Nachtlager, bevor sie zu Pipin wiederkamen, führte nun des Hofmeisters Hausfrau diesem ihr eigen Kind zu; beide stahlen Berthas Kleider und Ring und gaben sie ihrer Tochter. Bertha aber wurde durch zwei Knechte frühmorgens aufgeweckt und in

die Wildniss geführt, dort sollte sie sterben. Doch die beiden Knechte jammerte des jungen Bluts und sie verriethen der Königstochter, was ihnen befohlen worden war, dann geboten sie ihr, ihnen ihr Hemde und ihr Hündchen zu geben. Und als sie beides empfangen, tödteten sie das Hündchen, tauchten das durchstochene Hemde in dessen Blut, und brachten das blutige Gewand mit der abgeschnittenen Zunge des Hündchens ihrem Herrn, zum Beweise, dass sie dessen Befehl vollzogen hätten. Der Hofmeister brachte nun seine Tochter in Bertha's Kleidern zu Pipin und dieser machte sie zu seiner Königin. Bertha aber irrte zwei Tage lang in der Wildniss umher; am Abend des dritten traf sie endlich einen Köhler, der sich ihrer erbarmte und sie in die Reismühle bei Gauting führte, wo gute Leute wohnten. Der Müller nahm nun die Königstochter, die er nicht kannte, um Gottes willen auf, und sie diente ihm als Magd; aber in den Feierstunden wirkte sie kostbare Gewirke aus Gold- und Silberfäden, die sie mitgebracht hatte; der Müller trug die Borden nach Augsburg und verkaufte sie dort für gutes Geld und brachte ihr davon neue Stoffe heim. So lebte die Königstochter sieben Jahre und mehr. Da geschah's, dass Pipin im Walde jagte und sich von seinem Gefolge verirrte, und niemand mehr bei sich hatte als einen Knecht und seinen Sternseher. Den Knecht liess er einen hohen Tannenbaum hinanklettern und als derselbe einen Rauch sah, schritten sie drauf los und kamen zu dem Köhler; der aber brachte sie zu dem Reismüller, bei dem sie sich für reiche Kaufleute ausgaben. Als sie gegessen hatten, ging der Sternseher vor's Haus und las in den Sternen, dass der König Pipin in dieser Nacht am Herzen seines ehelichen Weibes liegen und einen Sohn gewinnen werde, der über Christen und Heiden zu herrschen bestimmt sei. Der König verwunderte sich über die Maassen, aber der Sternseher las abermals in den Gestirnen, dass der König in dieser Nacht bei seiner Hausfrau liegen werde, die es schon vor sieben Jahren gewesen. Nun fragte Pipin den Müller, ob er nicht eine Frau oder Jungfrau bei sich verberge, und der Müller erzählte ihm von der Magd, die ihm sieben Jahre diente, und brachte die Verschämte. Da erkannte sie Pipin und am anderen Morgen zeigte sie ihm seinen eigenen Ring, den er ihr durch den treulosen Diener gesendet hatte. Nun vertraute er

seine rechte Hausfrau dem Müller und zog nach Freising zurück; dort erforschte er jene zwei barmherzigen Knechte, und als er aus ihrem Munde die Bestätigung der Schuld vernommen, liess er dem Hofmeister das Urtheil sprechen; dessen Frau ward eingemauert, die Königin aber starb bald darauf aus Gram um ihre Eltern. Darnach zog Pipin wider die Heiden und schlug sie aller Orten. Als er aber wieder heimkam, waren neun Monate vergangen, und der Müller trat auf ihn zu und gab ihm einen Pfeil, zum Zeichen, dass Bertha ihm einen Sohn geboren hatte. Alsobald zog er mit allen Fürsten zur Reismühle hinaus und der Müller übergab ihm seine Hausfrau wieder. Der König aber fuhr mit ihr in grosser Pracht gen Frankreich und krönte sie dort, und das Kind, das sie ihm in der Reismühle geboren, wurde Karl getauft, und als er König und Kaiser geworden, hiess er der Grosse.

Das letzte Zimmer im ersten Stockwerke wird mit Scenen aus dem häuslichen Leben der Burgfrauen geschmückt.

Den grossen Heldensaal des oberen Stockwerkes füllen sechszehn nach M. v. Schwind's Compositionen von Neher, Glinck u. m. A. ausgeführte Gemälde aus der Wilkyna-Saga. Die gewählten Vorwürfe sind folgende: Die Tochter Siegfrieds bringt ihrem Geliebten Dietlieb den Siegerstein. — Sisilie mit ihrem neugeborenen Kinde. — Herbert wirbt am Hofe des Königs Artus für Dietrich von Bern. — König Osantrix schmückt seine Braut. — Dietrich von Bern und Hildebrand nehmen die Schätze der Riesen Grimm und Hilde. — Dietrich von Bern und Wittich fechten. — Die Königin von Nibelungenland und der Elfe, (Hagens Empfängniss). — Rüdiger und Osid entführen die Töchter des Osantrix, Erka und Bertha. — Dietrich und Dietlieb in Rom. — Der schlafende Sintram und der Drache. — Dietrich und Ermenrich. — Bolfriana. — Herburg wirft ihrem Geliebten den Apfel zu. — Erka rüstet ihre Söhne. — Wieland der Schmied entflieht vor Nidung. — Dietrich siegt bei Gronsport.

Das Zimmer links enthält die von W. Lindenschmitt gemalten Compositionen aus der Geschichte der Hohenstauffen. Es sind deren sechs. Die erste zeigt Mailands Demüthigung durch Friedrich den Rothbart (1162), da das unglückliche Volk mit Stricken um den Hals zu dem Sieger kam und den Mast des Caroccio's vor ihm neigte. — Auf der zweiten sehen wir den

Sieg Friedrichs des Rothbarts über die Ungläubigen bei Iconium (1190), gewonnen im Feldgeschrei: „Christus herrscht!“ — auf der dritten des Rothbarts Tod im Flusse Seleph, wenige Tage nach jener glorreichen Schlacht. Die vierte Darstellung verherrlicht Friedrich den Zweiten, wie er, (zwei und vierzig Jahre nach Jerusalems Eroberung durch Selaheddin) sein in Aachen bei der Krönung gethanes Gelübde lösend, die heilige Stadt den Christen wiedergewinnt (1229); die fünfte weis't Johann Frangipani's Verrath an Konradin nach der Schlacht bei Skurkola (1268), zwei Monate nach dieser fiel das Haupt des letzten Stauffen in Neapel unfern der Karmeliterkirche, und die Sage berichtet, wie

. . . . aus Lüften rauschend nieder
Schiesst ein Adler auf's Schaffot,
Taucht in's Blut sein weiss Gefieder
Und entfleucht, vom Purpur roth.
Eh' aus eines Menschen Munde
Todesweh die Mutter trifft,
Bringt der Aar die Trauerkunde
In des Fittichs blut'ger Schrift.

Und von der unseligen Mutter, deren Ahnung beim Scheiden so grässlich eintraf, erzählt die Sage weiter:

Durch der Alpen klippige Risse
Und wo der Strom im See sich verschnauft,
Pilgert die Mutter, wund die Füsse,
Ihr blondes Haar in Jammer zerrauft.
. . .
Eh' ihr's sterbliche Lippen vertrauen,
Hat ihr's der König der Lüfte gesagt;
Thränen sind Balsam, aber sie thauen
Der Mutter nicht, die um Konradin klagt.
. . .
Drum, wem sie begegnet, Reichen und Armen,
Vertraut sie ihr Flehen zugleich mit dem Gruss:
„Mit einer Bettlerin habet Erbarmen,
Im Elend zum Elend wandelt mein Fuss.
. . .
„Nicht Almosen begehr' ich zu haben,
Thränenlos bettl' ich um bessern Gewinn.
Ich möcht' in Thränen mein Kind begraben, ...
Schenkt — eine Thräne für Konradin!“

Enzio's Gefangenschaft in Bologna schliesst den Cyclus der Compositionen aus der Geschichte der Hohenstauffen ab. Aus dem Stauffengemach treten wir in das Tasso-Zimmer, wo die Episode aus dem befreiten Jerusalem: „Rinaldo und Armida" die Reihe der Erinnerungen an das Morgenland fortsetzt, welche durch die zweite, die dritte und die vierte Composition im Stauffenzimmer angeregt wurden. Glinck hat jene Episode dargestellt.

Rechts vom Heldensaale bildet das Gemach mit sechs von Lindenschmitt gefertigten Darstellungen aus der Geschichte der Welfen ein würdiges Gegenstück zu dem den Stauffen geweihten. Heinrich der Löwe wurde mit Recht als Vertreter des ganzen Geschlechtes angenommen, dessen Ursprung die Sage von Isenbart, (dem Sohne Warin's, eines Grafen zu Altorf und Ravensburg,) und dessen Hausfrau Ilmentrud ableitet, die einst, als sie von einem mit Drillingen gesegneten armen Weibe gehört, ausgerufen hatte: das Weib sei eine Ehebrecherin, und darauf selbst, in Isenbarts Abwesenheit, zwölf Knaben geboren. Aus Furcht, nun selbst des Ehebruchs geziehen zu werden, habe sie elf von den Neugeborenen ihrer Schaffnerin gegeben, sie zu ertränken; aber der Vater sei eben dazwischen gekommen und habe die Schaffnerin gefragt, was sie trüge; worauf ihm die Antwort geworden: es seien Welfen oder junge Hündchen. Aber der Graf habe die Kinder entdeckt und heimlich erziehen lassen, und als sie gross geworden, sie der Mutter gebracht, die ihre Einfalt und ihr Verbrechen alsobald bekannte und Gnade fand; und seither habe das Geschlecht der Grafen von Altorf den Namen der Welfen. Woher der gewaltige Herzog von Baiern und Sachsen, Heinrich, der Gründer Münchens, Braunschweigs und Lübecks, der Friedrich dem Rothbart als Freund wie als Feind gleich mächtig gegenüberstand, der des Glückes Gipfel bis zu jener unerreichbaren Kuppe erklomm, auf welcher die Kaiserkrone schimmerte, und so herrlich und trotzig noch im tiefsten Unglücke war, dass dem Kaiser um ihn das Auge trübe ward, — woher er den Beinamen der Löwe erhalten, verkündet uns der Meistergesang *), der in der Schlusswendung der Sage an die vom edlen Möringer erinnert.

*) Hormayr's hist. Taschenbuch. 1836.

„Von Christi Geburt eilfhundert und vierzehn Jahr
Herzog Heinrich von Kunig Konrad vertrieben war,
Dass ihm allein belieb Braunschweig die Stadte.
Nachdem zug er mit sei'm Adel zum heilling Grab.
Seim Weib zuletzt ein halb güldnes Ringlein gab,
Das ander Halbtheil er behalten hatte.
Auf dem Meer ihn der Wind verschlug,
In's Kleber-Meer that sich das Schiff einheften,
Ein Greif her in den Lüften flug
Und zucht ein Mann aus seinem Schiff mit Kräften;
Bald liess der Fürst sich nähen ein
In ein' Rosshaut, mit sein'm stählen Gewande,
Zu erretten das Leben fein.
Der Greif kam wieder, führt' ihn auch zu Lande
Auf ein Hochgebirg in sein Nest.
Zur Speis sein'n Jungen wieder
Der alte Greif von dem Neste floch,
Der Fürst auszoch
Sein Schwerd, die Jungen schlug zu Tod,
Stieg eilend vom Fels hernieder.

. . .

Ging um in den Holz, fund weder Weg noch Strass,
Wurzel und Kräuter da in seinem Hunger frass,
Sah, wie ein Löw mit einem Drachen fachte.
Der Fürst dem Löwen half und den Drachen erschlug,
Der Löw darnach mit dem Fürsten im Holze umzug,
Kam nimmer von ihm weder Tag noch Nachte.
Das währt bis auf das siebent Jahr
Dass er kein Menschenbilde konnt ersehen.
Der Fürst wurd hart betrübet gar.
Ein's Nachts kam der bös' Geist, thut zu ihm jehen:
„Herzog Heinrich, auf morgen Tag
Hat ein Andrer Hochzeit mit deinem Weibe.
Heint ich dich wohl heim bringen mag,
Wo du mein willt sein mit Seel' und Leibe."
Er sprach: „Bringst du den Löwen und mich
Schlafen hin vor die Stadte
Braunschweig, gesund und schadlos fein,
So bin ich dein."
Zu Nacht führt sie der Teufel beid
Hin schlafend also spatte,

. . .

Für die Stadt Braunschweig. Der Löw fing zu schreien an
Mit lauter Stimm, dass der Herzog erwacht davon,

Der Teufel satzt sie beid' in Zoren.
Der Fürst ging auf die Burg, da man die Hochzeit hat.
Um Herzog Heinrichs willen ein Trunk Weine bat,
Ein Scheuren schickt ihm die Braut hochgeboren.
Der Fürst sein halbes Ringelein
Liess heimlich in die gulden Scheuren sinken,
Schickt der Braut wiederum den Wein,
Die sah das Ringlein, alsbald sie thät trinken,
Bey dem der Fürste wurd' erkennt.
Sie umfing ihn, Freud' war im ganzen Lande,
Dass der Fürst kam aus dem Elend
Und ward Herzog Heinrich der Leu genannte
Sei'm Leuen baut er Leuenburg,
Zu Gedächtniss der Liebe.
Als nun der Fürst mit Tod ging ab,
Auf seinem Grab
Der Leu blieb liegen bis er starb;
Die Chronika beschriebe."

Das erste Gemälde im Welfencyclus hat die Gründung Münchens durch Heinrich den Löwen (1158) zum Vorwurf. Der Bischof Otto von Freisingen hatte bei Vöhring eine Brücke über die Isar geschlagen, und an derselben ein Zollhaus, eine Münzstätte und eine Salzniederlage gebaut, wodurch Heinrich der Löwe in seinem eigenen Lande sich beeinträchtigt fühlte. Drum überfiel er Vöhring, zerstörte den Flecken und die Brücke und liess das Salz eine Stunde stromaufwärts führen, in das Dörflein Munichen, wo er Brücke, Zollhaus, Salzniederlage und Münzstätte erbaute. Sechs Jahre später war München schon mit Mauern umgeben; ein an dem früheren Oberrichterhause in München (im „Thal") eingemauerter steinerner Löwe gilt als ein Denkmal des Gründers. Auf dem zweiten Gemälde sehen wir Heinrich den Löwen, wie er die Slaven besiegt und bekehrt (1170); während die Priester den heiligen Hain zerstörten, jagte der Gewaltige die Haufen der Besiegten in den Schwerinersee. Das dritte Bild zeigt den festlichen Empfang Heinrichs des Löwen (auf seiner Rückreise vom gelobten Lande) bei dem Sultan zu Iconium (1172). Auf dem vierten sehen wir ihn dem Kaiser Friedrich I. gegenüber *), der ihn um Unterstützung gegen

*) Zu Partenkirch; nach Raumer: zu Chiavenna.

die Lombarden bat. Heinrich blieb unbeugsam in seinem Starrsinn; das Gefühl der Macht schwellte seinen Stolz. Da stand der Kaiser, der alten Freundschaft des Löwen gedenkend, vom Sitze auf und umfasste flehend dessen Kniee; wo die Ehre deutschen Namens stand auf dem Spiel, vergass er für einen Augenblick die Majestät. Erschrocken hob Heinrich den Kaiser auf. Dennoch gab er nicht nach; vielleicht vernahm er in den Worten des Jordanus Truchsess: „Die Krone, die du zu deinen Füssen sahest, wird deine Scheitel zieren" seine eignen geheimsten Gedanken. Da trat die Kaiserin zu dem Gatten und sprach zu ihm: „Steh auf; Gott und du gedenket einst dieses Tages!" — Des Kaisers Niederlage bei Legnano und die Aechtung des Löwen (1180) waren die Folge der Weigerung des Stolzen, und die Wittelsbacher wurden seitdem Baierns Herrscher. Das fünfte Bild zeigt des Löwen Einzug in Braunschweig mit seinen gefangenen Gegnern, und das sechste den alten Helden auf seinem Sterbelager (1195).

Auf seinem Sterbelager
Ruht still der alte Leu,
Den Leib so welk und hager,
Den Geist noch stark und frei.
Rings um den müden Welfen
Presst All' ein dumpfer Schmerz,
Denn Keiner kann ihm mehr helfen, —
Bald schlug's zuletzt, dies kühne Herz!

* * *

Er liess sich, horchend, lesen
Aus altem Pergament,
Von ritterlichem Wesen,
Das manche Sage nennt,
Von hohen Ruhm's Geschichten,
Von Helden keck und frei;
Was Schriften treu berichten, —
Er hat's erlebt, was Grösse sei!

* * *

Da jetzt vor'm Aug' ihm's grauet,
Denkt er an's Einst zurück,
Wie er um sich geschauet,
Ausfordernd keck das Glück,

Wie er mit starken Banden
Den Nord schloss an den Süd,
Im Mittagsglanz gestanden, — —
Es klingt ihm jetzt wie Fabellied.

* * *

Er denkt's, wie kniend, flehend,
Vor ihm der Rothbart lag,
Wie er, den Herrn verschmähend,
Stolz süssen Taumels pflag,
Wie ihm von hohem Muthe
Das Herz, frei lachend, schwoll,
Die Stirn roth wie von Blute,
Die Seele reich an sattem Groll.

* * *

„Ja, das war ich, der Kecke,
Stets vorwärts, nie kopf'rum!
Hoch an des Himmels Decke
Schrieb dies mein Schwert den Ruhm.
War einst bei seltner Taufe
Vergnügt Gevattersmann,
Wohl tausend Heiden zu Haufe
Trieb ich in's Bad, — ich denk' daran!"

* * *

Sein Aug' wird trüb' und trüber,
Horch: draussen tobt's und fegt's.
Es keuchen die Wolken vorüber,
Und wild an die Scheiben schlägt's.
Der Wirbelwind jagt wie Kreisel
Im Hofe hoch den Staub
Und haut wie mit schwirrender Geissel
Vom Lindenbaum herab das Laub.

* * *

Von allen vier Winden her wettert's,
Als gält's: Zu längst gelebt!
Ein Blitz! Ein Schlag! Laut schmettert's,
Dass jeder Quader bebt.
Es wankt, wie in Pulsschlägen,
Das ganze feste Haus;
Da zittert wohl mancher Degen
Und sinkt zu Boden im dumpfen Graus.

* * *

Heinrich, der alte Leue,
Erhebt sich ruhig allein,
Und spricht dann ohne Scheue:
„Reicht her den Abschiedswein.
Wohl Manches Pulse stocken —
Ich seh's — vor'm Donnerhall,
Manch Herz ist jetzt erschrocken,
Das nie gebebt vor Schwerterschall.

* * *

Ich aber, grau von Haaren,
Dank' meinem starken Gott,
Dass ich zu Grabe fahren
Soll freudig, ohne Spott,
Dass nicht ein dumpf Vergessen
Auf meinem Sterben sei.
Nach Wettern werd' ich gemessen,
In Wettern starb der alte Leu!"

An das Welfenzimmer reiht sich das Gemach, worin Glinck nach M. v. Schwind's Entwurf die Sage von der Baiern und Longobarden Vereinigung durch Autharis und Theodelinde behandelt hat. Paul Warnefried erzählt von Autharis, dem Könige der Longobarden, dass er Boten an den Hof Garibalds, der über Baiern herrschte, gesendet, um dessen Tochter Theodelinde für ihn zu werben. Garibald versprach sie ihm und die Boten, die zu Autharis wiederkehrten, konnten kein Ende finden, die Schönheit und Lieblichkeit der Jungfrau zu rühmen. Von solchem Lobe in Neugier entbrannt, beschloss Autharis, selber gen Baierland zu fahren und unerkannt die Verlobte zu sehen. Als sie nun am Hoflager Garibalds angekommen, sprach Autharis zu dem Baierfürsten: „Mein König sandte mich her, dass ich seine Braut schaue und ihm recht nach Treuen schildere." Alsobald liess nun Garibald Theodelinde kommen, und als Autharis sie anblickte, sprach er mit Freuden: „O wohl sie ist werth, über uns zu herrschen!" und erbat sichs, dass sie ihm den Becher reiche. Theodelinde schenkte den Becher voll, reichte ihn zuerst dem Aeltesten und dann dem Könige, den sie kannte; Autharis trank und als er ihr den Becher zurückgab, berührte er, ohne dass die Andern es merkten, mit seiner Hand Theodelinde's Finger und fuhr sich mit der Rechten über das Gesicht. Theodelinde

vertraute voll Schaam, was ihr widerfahren war, ihrer Amme, diese aber erwiderte ihr: „Gewiss war der, so Dich berührte, Dein Bräutigam selber, denn ein Geringerer hätte es nicht gewagt; dieser aber ist so hoch und herrlich von Gestalt, dass er ein König und Dein Gemahl zu sein wohl verdient.“ Autharis zog bald darauf mit seinen Genossen von Garibalds Hofe fort und die Baiern gaben den Longobarden bis an die Gränze das Geleite. Beim Abschied aber hob sich der Longobardenkönig im Bügel, warf seine Streitaxt in einen Baum und rief: „Solche Würfe thut Autharis!“ Daran erkannten ihn die Baiern. Nicht lange Zeit darauf kam Theodelinde ins Longobardenland und die Hochzeit wurde auf dem Sardisfeld oberhalb Verona mit grosser Pracht und Herrlichkeit begangen.

Das nächste Gemach ist mit 9 Scenen aus dem Ritterleben (nach Schwind's Compositionen von Glinck, Neher und Nielson) geschmückt; wir sehen, wie der Knabe die Kunst, Rosse zu tummeln, erlernt, wie der Jüngling die erste Waffenwache thut, wie er den Ritterschlag erhält, — wie der Ritter den Preis des Turnieres empfängt; Falkenjagd, erste Liebe, des Kreuzfahrers Abschied, Kampf im Morgenlande und Heimkehr runden sich zum schönen Ganzen.

Und so hätten wir denn alle Räume Hohenschwangau's durchwandert, und verlassen diese Stätte, die einst dem Schöpfer einer neuen Zeit, dem Mönch von Wittenberg, zum Asyl geworden, freudig, dass wir, wohin wir im Vaterlande uns wenden, in Königsstädten wie im Schoosse der Gemeinwesen und im stillen von der Welt abgeschlossenen Alpenthale, der deutschen Kunst, Hand in Hand mit der Geschichte, begegnen. Und dennoch hallt uns gerade hier, wo das Geräusch des Menschenverkehrs, der von Augenblick zu Augenblicke wogt, uns nicht erreicht, wieder das Bedenken in den Ohren, das schon Mancher, der den blendenden Schein vom Wesen zu scheiden lernte, schweres Herzens erwog: „Ob unsre Geschichte nicht schon abgeschlossen sei, da uns nichts zu thun übrig scheint, als sie durch die Kunst zu verherrlichen? Ob jene Zeiten nicht den Abend eines Volks verkündigen, in welchen es bewundernd und jauchzend die Stein- und Erzbilder grosser Vorfahren umsteht?“ — Nein! fort mit solchen Bedenken, so lange wir ein Fünkchen Lebenskraft in uns noch spüren,

und nicht jedem milzsüchtigen Exorcisten des Geistes, der die neue Zeit bewegt, freies Feld lassen wollen. Im Bewusstsein liegt die Macht der Gegenwart, und wie ihm die deutsche Kunst, gerüstet gleich Pallas, plötzlich entsprang, so bewahrt es noch schöpferische Kraft genug, um jene grosse Reihe von Geistesthaten zu zeugen, die dem deutschen Volke, wenn es seine geschichtliche Aufgabe erfüllen will, noch zu vollenden stehen; — Ulrichs von Hutten ruheloser Geist harrt seit drei Jahrhunderten noch immer der Erlösung!

Und so lasst uns, von Zukunftshoffnungen erfüllt, die frische Bergesluft saugen, und, einem verheissungsreichen Omen folgend, die nächste Umgebung Hohenschwangau's, die Jugend aufsuchen. Ein herrlicher Wald nimmt uns auf, und das Auge, vom Schauen so vieler Thatenbilder ermüdet, ruhet auf den grossartigen Massen der Laubparthieen, durch deren Lichtung es den im reichsten Zauber des Farbenspieles sanft schimmernden Spiegel des Bannwaldsee's erblickt. Von der Höhe beut sich eine göttliche Fernsicht, — das Schloss im Vorgrunde, weiterhin die walddurchbrochnen, mit freundlichen Dörfern besäten Matten, der Lech, wie eine Zauberschlange blitzend hingestreckt.

Sieben Stunden von der grünen Bank erreichen wir die Loisach und Garmisch, nicht weit davon liegt Partenkirch in einer von Gebirgen umdämmten Ebene idyllisch gelegen. Von Garmisch aus verlohnt sich eine Wanderung nach der Ruine Werdenfels, wo einst die Grafen Eschenloh sassen. An einer Quelle führt der Weg durchs Thal fort, an dem Teufelsbach (einem Wasserfalle) und der Schweige Wang vorbei, die erste bewaldete Höhe des Kramers hinan. Da wo einst der Burghof gewesen, entfaltet sich nun ein herrliches Panorama, — das Dörfchen Wamberg, die Antoniuskirche zu Partenkirch im Vorgrund, im Hintergrunde die schroffen Wände des Wettersteins und der Zugspitz, an der tyroler Gränze, 10,127 Fuss über der Meeresfläche, die rechte Warte und der stete Weiser im Hochlande. Von der Terrasse des Schlosses aus erblicken wir das Farchanerthal. — In Partenkirch fesseln die Antoniuskirche mit Fresken von dem Tyroler Joh. Holzer und einem Altarblatt von dem Venezianer Litterini, und die Pfarrkirche mit einem Altarblatt von dem letztgenannten Meister,

unsre Aufmerksamkeit. In früheren Zeiten war die Strasse von Augsburg über Schongau und Partenkirch nach Innsbruck, — „die Rottstrasse“ — von nicht geringer Bedeutung für den Handel.

Auch Ettal ziehen wir in den Rayon von Hohenschwangau. Wir erwähnten früher der Ueberlieferung von dem alten freiheitsstolzen Ethiko, der sich aus Unmuth, dass sein Sohn Heinrich „mit dem goldnen Pflug“ um den Erwerb grosser Lehen die alte Freiheit der Welfen aufgegeben, in die Wildniss des Scharnitzer Waldes zurückgezogen. Kaiser Ludwig der Baier gründete in jener Waldeinsamkeit, die er lichten liess, einem Madonnenbilde zu Ehren, das ihm zu Rom (so meldet die Sage) ein unbekannter Mönch mitgegeben, das Kloster Ettal, und gab der neuen Stiftung höchst eigenthümliche und den Geist des grossen Kaisers scharf charakterisirende Satzungen (vom 17. August 1332). Zwanzig Benediktinermönche, worunter vierzehn Priester, dreizehn Ritter mit ihren Frauen und Dienern, endlich sechs Witwen, deren Gatten sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten, sollten Ettal gemeinschaftlich bewohnen. Einer aus der Zahl der Ritter sollte als Meister über das Kloster walten; daneben war auch eine Meisterin, die von dem Meister und den Rittern erwählt wurde, aber nicht des Meisters Frau zu sein brauchte; dieser sollten die im Kloster lebenden Frauen unterworfen sein; alle Gelübde aber empfing der Meister. Waren ein oder alle Ritter abwesend, so mussten die Frauen derselben bei der Meisterin schlafen. Die Kinder, welche im Kloster geboren wurden, durften nur bis zum erreichten dritten Lebensjahre in demselben bleiben. Alle anständigen Vergnügungen, wie Falkenbeitze, Jagd, Armbrustschiessen, waren erlaubt; Tanz, Würfelspiel um Geld, Zechgelage verboten. Die Tafel war für beide Geschlechter gemeinsam, doch mussten die Einzelnen täglich ihre Plätze wechseln; während des Mahles war Stille und Anhören einer geistlichen Vorlesung geboten. Die Verpflichtungen der Ritter und der Frauen waren: den Chor zu halten, und fünfmal im Jahre das Abendmahl zu empfangen. Die Tracht der Ritter war in Grau und Blau, — goldne Gürtel, beschlagne Messer und ein Ring ihre Abzeichen; die Tracht der Frauen in Blau. Ritter und Frauen verloren ihre Pfründen, wenn sie wechselseits die Zucht vergassen. So

suchte der ebenso tief religiöse als helldenkende Kaiser das Mönchsthum mit dem Ritterthume durch die Humanität einander zu nähern, das eine durch das andre zu veredeln. Nach seinem Tode zerfiel die Stiftung, welche er mit manchen Schenkungen reich bedacht hatte, da seine Söhne die meisten Einkünfte derselben sich aneigneten, und bestand nur als Benediktinerabtei fort. —

Unseren vierten Ausflug von Hohenschwangau beginnen wir von der ein Halbstündchen von der Burg entfernten „rothen Bildsäule“ auf dem Schwarzenberg. Da ist eine Platte, von der wir zu unseren Füssen den wilden Fall des Lech schäumen, — und den herrlichen Gau unabsehbar vor uns entfaltet sehen.

Der Ausflug nach dem Städtchen Vils, dem Vilsthale, den Ruinen von Vilsegg und Falkenstein ist nicht weniger lohnend; der interessanteste jedoch von allen wohl der nach Routi, dem Plansee und zur Ehrenberger Klause, den wir bereits früher angedeutet haben.

Von Neuburg bis Regensburg.

Wie von einem schönen Mährchentraume erwachend, finden wir uns plötzlich wieder zu Schiffe, auf der Donau; statt jener himmelanstrebenden Felsen, deren graue Wände im Morgenroth wie Karfunkel glühn, statt jener lieblichen einsamen Thäler mit dem saftigen Grün ihrer Wälder, aus denen Thurmspitzen hervorragen, statt jener schroffumhegten Seen, aus denen wir, wenn sie spät Abends dampften, die schönen Nixen emporsteigen sahen, wie sie die Fülle der Glieder jungfräulich-üppig im klaren Wellenspiegel beschauten, statt der tosenden Wasserstürze, über welchen hoch auf Klippen die Heerden ruhig grasen — heut uns das linke Ufer des Stromes nur sanfte Anhöhen, und das rechte eine weite trostlose Fläche. Wir empfinden eine Stimmung, jener nicht unähnlich, die den wackren Kater Murr nach reichlich genossenem Katzpunsch überfiel, und von der uns Göthe versichert, dass die Perser sie Bidamagbuden nennen. Kurz, wir sind aus den üppigen Armen der Poesie unversehens in die dürren der Prosa gekommen und mag die letztere noch so geschäftig mit uns kosen, wir überhören alle historischen, merkantilischen und staatswirthschaftlichen Aufschlüsse, durch welche sie uns zu zerstreuen und den Ufern, an welchen sie uns vorüberführt, in unsern Augen Interesse zu verleihen sucht. Und dennoch übermannt uns, so sehr unsre verwöhnte Phantasie sich auch sträuben mag, in dieser Oede die erhabene Poesie, welche in der Consequenz der Willenskraft liegt, die sich die Natur unterwirft.

Solche Gedanken erweckt uns der Anblick eben jenes Mooses, welcher den Landschafter zur Verzweiflung bringt, wenn er es an einzelnen Stellen, wo keine Inselauen ihm die traurige Aussicht versperren, gewahrt. Denn, sobald wir das am linken Ufer auf einer Anhöhe gelegene Dörfchen Ried hinter uns ha-

ben, steuern wir bis Ingolstadt zwischen zahlreichen Inseln hindurch, um welche der Strom sich in Arme zersplittert. Das Donaumoos zieht sich von dem Schlosse Grünau bis Ingolstadt hin. Wahrscheinlich hatte die Donau, welche in früheren Zeiten von Weichering nach Mänching floss (wo noch heute der Graben die alte Donau oder die Sanderach heisst) und bei hohem Wasserstande die Ach, welche das Moos durchschneidet, in das Moos (einst wohl der Grund eines grossen Sees) trieb, das allmälige Austrocknen desselben verhindert. Es sei uns erlaubt, über das Donaumoos und dessen Cultivirung die Worte des wackren Schultes*) hier einzuflechten.

„Mehr als 2275 Millionen Quadratschuh, oder mehr als 4 deutsche Quadratmeilen" (berichtet Schultes) „lagern hier in einem Sumpfe begraben, in welchem das darauf weidende Vieh meistens bis über die Kniee, oft bis an den Bauch im Schlamme waten musste, und öfters ganz und gar in demselben versank. Einige geistreiche und patriotisch gesinnte Männer, Stephan Freiherr von Stengel, Karl Freiherr von Aretin, unternahmen es, des alten Grafen von Pappenheim und des Herrn Lanz Vorschläge zu prüfen, zu berichtigen und zu verbessern, ihrer Zeit und den Umständen anzupassen und durch Herrn von Riedl ausführen zu lassen. Der Sumpf ward durch die Bemühungen dieser Männer trocken gelegt und die ganze weite Strecke von Pöttmes bis Oberstein ward, auf 20 Stunden im Umfange, dem Vaterlande wieder geschenkt. Binnen drei Jahren, vom Jahre 1790—1794, geschah diese herkulische Arbeit mit einem Aufwande von etwas mehr als einer halben Million (530,000 Gulden), die theils die Regierung, theils einige Freunde des Vaterlandes auf Actien vorgeschossen haben. 36,000 Tagwerke wurden an die ehemaligen Besitzer, welche diese Moorgründe bloss lehenweise besassen, als Eigenthum vertheilt, und 12,000 Tagwerke fielen der Actien-Societät zur Anlegung neuer Colonien heim; denn es wurde eine Gesellschaft für 30 Actien, jede Actie zu 10,000 Gulden, errichtet, um den nöthigen Vorschuss zur Bestreitung der Ausgaben zu erhalten. Die Besitzer des Moores gaben ein Dritttheil desselben der Societät als Culturkosten, und

*) Donaufahrten 1r Bd.

erhielten dafür zwei Drittel trocken gelegt, und bei einander liegend wieder zurück mit 15jähriger Steuerfreiheit, ausser 4 Kreuzer jährlichem Beitrag für jedes Tagwerk zur Unterhaltung der Kanäle. 2307⅝ Tagwerke hatte die Societät gekauft um 21,044 Gulden. Vor der Trockenlegung war das Moor höchstens 400,000 Gulden werth und trug dem Staate 6000; nach derselben ward jedes Tagwerk, bloss als Wiese, auf 100 Gulden geschätzt: obige 36,000 Tagwerke also auf 3,600,000 Gulden. Von den übrigen 12,000 Tagwerken sind 8000 Aecker geworden, 4000 Wiesen geblieben. Das Tagwerk Acker zu 300 Gulden angeschlagen, gibt 2,400,100 und mit den Wiesen 2,800,000 Gulden. Das ganze Moor ward also durch die Trockenlegung wenigstens 6 Millionen werth. Ehevor konnte man es kaum auf 160,000 Centner schlechtes Heu rechnen, dessen es nun an 800,000 Centner gutes gibt, nebst 16,000 Scheffel Getreide. Der jährliche Ertrag wurde also um 784,000 Gulden erhöht; wobei noch zu bemerken kommt, dass dort, wo ehevor kaum 6,320 Stücke Vieh gehalten werden konnten, jetzt über 20,000 genährt werden können. Wo ehe nur Frösche und Kröten wohnen konnten, sind jetzt*), bloss in einer Colonie, zu Carlskron, 726 Menschen. Wenn man sich eine deutliche Idee von dem Zustande dieses Moores machen will, in welchem — nach den eigenen Worten des Freiherrn von Aretin „„Cultur noch mehr in ihrer Kindheit lag, als irgendwo in Baiern, ja mehr als man von einem civilisirten Lande Europas jemals glauben sollte, — wo mancher Landmann von 80—100 Tagwerken nicht mehr als 24—32 Centner Heu bekam, — wo noch Eisschollen lagen, während überall das Getreide von den Feldern eingebracht war, — wo Epidemieen Hunderte von Menschen wegrafften und Viehseuchen nie aufhörten zu wüthen““ — so versetzte man sich auf einen Augenblick in seiner Phantasie an die stymphalischen Sümpfe, und kaum wird die Wirklichkeit hier hinter diesem grässlichen Ideale zurückbleiben.“ — Zwei und dreissig Colonieen befinden sich jetzt auf dem Donaumoos, mit mehr als dritthalbtausend Bewohnern, in 210 Ortschaften, meist auf dem unteren und mittleren Theile jener grossen Fläche.

Die Ortschaften zu beiden Ufern des Stromes, am linken

*) Nämlich im Jahre 1818.

Ried, Josshofen, Bergheim und Ergötsheim, Gerolfingen, am rechten das Jagdschloss Grünau, mit dem unfernen Gestüte Rohrenfels, Weihering sind unbedeutend. Bald erreichen wir Ingolstadt.

Die Lage Ingolstadts bietet dem Auge kein landschaftliches Interesse, und der Gesammteindruck der architektonischen Massen (die massiven neuen Festungsbauten schliessen sich als steinerner Rahmen um die aneinandergedrängten Giebel, aus denen die Liebfrauenkirche emporragt) ist kein bleibender. Gleichwohl fordert uns der geschichtliche Charakter der Stadt auf, kurze Frist hier zu weilen.

Aus Römersteinen, die man an der Schutter fand (welche durch Ingolstadt fliesst und bei der Brücke in die Donau mündet), glaubte man schliessen zu können, dass die Weltherrscher auch hier eine Niederlassung *Anglipolis*, *Chrysopolis*, *Aureatum*, gegründet hätten, und von dieser alten Engel- oder Angelnstadt, oder Goldstadt wurden die wunderlichsten Fabeleien erzählt; ebenso brachte die Sage durch eine naive Verwechslung der Namen Karl den Grossen mit Ingolstadt in Berührung. Gewiss aber ist, dass Ingolstadt zur Zeit Ludwigs des Deutschen ein Dorf war, welches er an Niederaltaich schenkte. Durch Kaiser Ludwig den Baier ward es zur Stadt, dessen Mutter Mechthildis bald in Neuburg, bald hier wohnte. Nach Ludwigs Sieg bei Gamelsdorf, zu welchem, mit den Bürgern von Landshut, Moosburg und Straubing, auch die von Ingolstadt tapfer beigetragen, gab der Fürst der letzteren den feuerspeienden blauen Panther, (wie den Landshutern die drei Helme statt der Pickelhauben), in's Wappen der Stadt. Bei der Theilung der Herrschaft unter die Söhne des Herzogs Stephan mit der Haft, erkor der älteste, Stephan, der Knäufel zubenannt, Ingolstadt zu seinem Hofhalt, erweiterte und verschönerte die Stadt. Sein Sohn Ludwig im Bart, also genannt von der ritterlichen Gesellschaft der Gebarteten, brachte vom Hofe seiner Schwester Isabella, der Gattin des unglücklichen Karls VI. von Frankreich, einen ungeheuren Schatz und kostbare Heilthümer nach Ingolstadt, unter den letzteren ein Bild der Gottesmutter auf dem Throne, von kunstreicher Goldschmiedsarbeit und mit Juwelen geschmückt, welches er später in die Liebfrauenkirche stiftete, deren Bau er 1425 durch den Meister Konrad Glätzel

(nach dem Vorbilde des Ulmer Münsters) begann und 1439 vollendete. Das lange Leben dieses Ingolstädter Herzogs Ludwig im Bart ist eine erschütternde tragische Trilogie. Seine Jugend füllt der übermüthige Trotz gegen den Vater, welcher ihm die Neigung des Herzens beschränkte, füllen Abentheuer mit schönen Frauen, mit deren Hingebung er, leichtsinnig von Lebenskraft strotzend, sein Spiel treibt, füllt das Glück, das ihm in Frankreich bei jedem Anlass dient, wie der Böse dem, der sich ihm verschrieben; im Mannesalter entfaltet sich Ludwigs Charakter in voller Fürstlichkeit; Muth, Freigebigkeit, Geschmack, Milde gegen die Armen, Strenge gegen die Geistlichkeit, Trotz gegen seines Gleichen, deren er keinem, dem Kaiser selber nicht nachstehen will, liefern die Züge zu seinem Bilde; aber schon weis't ihm das Glück, die mephistophelische Seite herauswendend, hinter dem Rücken die Faust. Er will sein gutes Recht wider den Feind, den Beleidiger, den Meuchler, Heinrich von Landshut, erlangen, und bei all seinem Muth kann er es doch nicht gewinnen. Zudem, wie kann dieser gewaltige Geist in dem engen Ingolstadt Raum für Thaten finden, den schon Paris zu klein gedünkt? Der Unmuth über die Erbärmlichkeit, die sich von allen Seiten her wider ihn auflehnt, verdüstert sein leidenschaftliches Gemüth. Soll er's ertragen, wenn ihm zu Constanz der heilige Vater, vor dem er, Genugthuung erflehend, niederknieet, statt solcher — den Segen gibt, wenn der Kaiser, statt ihm Gerechtigkeit zukommen zu lassen, ihm die Worte zuwirft: „Denkt an Euren bösen Fuss, lieber Oheim, und geht nach Hause," und dem Herzog von Landshut, dem Meuchler, noch obendrein einen Begnadigungsbrief schreibt? Da drängt es ihn, sich selber Rache zu schaffen wider den „fahrigen Mörder, der sich Heinrich von Baiern nennt;" die Ritterschaft tritt unter Kaspar dem Törringer für ihn zusammen; aber jener Heinrich von Landshut bricht in des Törringers Abwesenheit dessen Burg mit Feuer und Schwert, und als Kaspar ihn auf die rothe Erde vor das heimliche Gericht ladet, weiss Heinrich es arglistig so zu lenken, dass der Törringer selber dem Dolche der Vehme erliegt. Ludwig im Bart aber wird (in der Allinger Schlacht) besiegt und geächtet. Das letzte Drittel seines sturmbewegten Lebens füllt der Kampf, in welchem er sich gegen den eigenen Sohn, Ludwig den Buckel, den ihm Anna von Bour-

hon geboren und den er seinem Bastard Wieland, dem Sohne Canetas von Freiberg, oft nachgesetzt, seines Lebens und seiner Freiheit wehren muss. Der unnatürliche Sohn erstürmt, mit des siebenundsiebzigjährigen Vaters altem Feinde Heinrich von Landshut und mit Albrecht von Brandenburg im Bunde, Neuburg, wo jener sich gegen ihn hielt, lässt ihm Fesseln anlegen und wirft ihn in einen tiefen Kerker. Aber kaum wenige Monate, nachdem der unnatürliche Sohn des Landes Huldigung empfangen, muss er selber dem Tode huldigen. Seine Witwe Margrethe aber, mit dem Hofmeister von Waldenfels in Buhlschaft lebend, verkauft den gefangenen Greis an Heinrich von Landshut, der ihn an der Brücke von Ingolstadt übernimmt und nach Burghausen am Inn in sichren Gewahrsam führt. Noch im Kerker, fast achtzig Jahre alt, verwirft Ludwig im Bart jeden Vorschlag zu irgend einem Vergleich und verlangt nichts als sein gutes Recht. In der Nacht vom 1sten zum 2ten Mai 1477 stirbt er im Gefängniss zu Burghausen. Selbst noch seine Leiche sollte sobald nicht Ruhe finden; die Klöster alle, die einst die starke Hand des Herzogs empfunden, Fürstenfeld, Scheuern, Münchsmünster, Indersdorf, Geissenfeld, Anger, Raitenhaslach, Baumburg, Seeligenthal, Altenhohenau und Chiemsee verweigerten dem Todten das christliche Begräbniss so lange, bis aller Schaden, der ihrem Besitze durch ihn widerfahren, ersetzt worden. Heinrich von Landshut löste endlich, von seinem Gewissen oder vom Aberglauben gepresst, die Leiche aus und ohne Prunk wurde sie in Raitenhaslach bestattet. Ingolstadt aber kam, da der Buckel, den des Himmels Arm getroffen, keine Kinder hinterliess, an Heinrich von Landshut. Dessen Sohn, Ludwig der Reiche, gründete 1472 die Universität, welche bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts blühte*); 1800 wurde sie nach Landshut verlegt. Johann Reuchlin, Lorenz Hochwart, Peter Apianus, Conrad Celtes, Thurnmayer

*) 3000—4000 Studenten sollen die Hochschule zur Zeit ihrer Blüthe besucht haben, darunter Ferdinand II. von Oesterreich (später Kaiser), 36 Grafen, 45 Barone, 70 Edelleute. Viel verdankte die Hochschule in ihrer ersten Blüthenzeit dem gelehrten Kanzler Leonhard von Eck. Als sie aber den Jesuiten anheimfiel, wurde die Strenge des Dogmas der Forschung gefährlich, und mit der Verknechtung der Wissenschaft begann der Hochschule Verfall.

(Aventin), der Geschichtschreiber Baierns und der Wiens, *Dr.* Wolfgang Lazius (Ferdinands I. Leibarzt), Gewold, der Rechtsgelehrte und Geschichtsforscher, (Verfasser der *defensio Ludovici IV. imperatoris ratione electionis*), der gelehrte Arzt Leonhard Fuchs, der Odendichter Jacob Balde und viele Andere in älterer, Kreittmayr, Weisshaupt, die Baader in neuerer Zeit sind der Stolz der Hochschule Ingolstadt, ob auch die Gesellschaft Jesu, seit Herzog Wilhelm einige Väter aus derselben sich von dem Papste erbeten, und Claude Jay, Alfons Salmeron und Peter Canisius von ihm erhalten hatte*), fast zwei Jahrhunderte lang dieselbe als Pflanzschule verwendete, um Baiern mit Männern nach ihrer Zucht zu versorgen, was Baiern empfand und in langer Nachwirkung zum Theil noch heute empfindet. Ludwig des Reichen Sohn, Herzog Georg von Landshut, stiftete für arme Studirende das Georgianum. Nach dem Tode Ruprechts von der Pfalz und nach der Stiftung der jungen Pfalz an der Donau für dessen Waisen, endlich nach der Erklärung der Untheilbarkeit Baierns durch Herzog Albrecht (1506) ward Ingolstadt für immer altbairisch. Die Befestigung der Stadt wurde durch den Sohn des Herzogs Wilhelm, Albrecht (V.), da er in Ingolstadt auf der Hochschule war, 1539 begonnen, später durch die Churfürsten Maximilian I. und dessen Sohn Ferdinand Maria ausgeführt und verstärkt;

„München soll mich nähren,
Zu Ingolstadt will ich wehren"

pflegte der Erstere oft zu sagen. Im schmalkaldischen Kriege beschossen der Landgraf von Hessen und der Herzog Johann von Sachsen Ingolstadts Mauern. Das schöne newe Landsknechtslied von M. D. XLVII. singt von dem Landgrafen:

Zu morgen hub er zu schiessen an,
Wol vber die Kaiserlich kron
Mit kartaunen und schlangen,
Das trib er mer dann drey gantz tag,
Dieweil er dann vor Inglstat lag,
Der schimpff der wolt sich machen.

und gibt dann dem Landgrafen die prophetische Warnung in Kauf:

*) 1557 kamen ihrer achtzehn, als Seelsorger und Lehrer, nach Ingolstadt.

„Landtgraff du darfst nit schelte noch fluche,
Der Kaiser wird dich selbst noch suche,
Auf mancher griener hayde,
Gschicht das nit bald, mit grossem walt,
Zu yeder zeit in seiner gstalt
Wirstu haben gross layde.“

Im Jahre darauf traf diese Unglücksweissagung zu Mühlberg ein. Im April 1632 kam Gustav Adolph vor Ingolstadt, wo der greise Tilly mit dem Tode rang, liess zweimal gegen die äusserste Schanze vor der Brücke Sturm rennen und büsste nebst zahlreichen Truppen den Markgrafen Christoph von Baden-Durlach ein, dem in seinem Zelt eine Falkonetkugel den Kopf wegnahm; dem König selbst wurde durch ein Falkonet, „die Feige,“ das Pferd unter'm Leibe erschossen. Auch die Verrätherei Farrensbach's, welcher dem Könige die Stadt zuwenden wollte, missglückte. Im nächsten Jahre widerstand Ingolstadt ebenso glücklich dem Herzog von Weimar, später den Angriffen Horn's und Banner's, als sei dieser heilige Herd der Altgläubigkeit, von der Gesellschaft Jesu gepflegt, unüberwindlich vor den Helden des Evangeliums. Im spanischen Successionskriege wurde Ingolstadt nach der Schlacht bei Höchstädt blockirt, und endlich, als ganz Baiern österreichischem Regiment unterthan geworden, besetzt. 1742 erlitt Ingolstadt eine neue Belagerung durch österreichische Truppen und ergab sich. Moreau liess die Festungswerke 1800 schleifen; gleichwohl verschanzten sich fünf Jahre darnach die Oesterreicher und 1809 die Franzosen in Ingolstadt.

Von den interessanteren Bauten in Ingolstadt wollen wir zuerst die Liebfrauenkirche besuchen, deren Baugeschichte und Madonnenbild wir bereits früher erwähnten. Ein Sittenzug, welchen ein altes Buch bei Gelegenheit des letzteren mittheilt, charakterisirt die Glaubensnaivetät in Altbaiern so hübsch, dass wir uns nicht versagen können, ihn, so unbedeutend er an und für sich manchem scheinen mag, hier wieder zu erzählen. Bei der strengen Werbung unter dem Churfürsten Karl Albrecht, (berichtet der „Staatssekretarius“) wurde einer Bauersfrau ihr einziger Sohn unter die Soldaten gesteckt und keine Supplik, ihn wieder zu erlangen, fruchtete bei dem Churfürsten, ebenso wenig das tägliche Gebet, welches die betrübte Mutter zur Mutter Gottes richtete.

Da nahm jene in voller Verzweiflung dem Madonnenbilde das Kind aus dem Arm, legte es in einen Winkel, und sprach zu der Mutter Gottes: „Nun kannst du auch sehen, wie es thut, wenn man kein Kind hat!“ Die Begebenheit machte in der Kirche viel Aufsehen und kam endlich vor den Churfürsten, welcher der Mutter ihren Sohn freigab. — In der Liebfrauenkirche sehen wir unter andern die Gräber des Herzogs Stephan, des von allen Freigläubigen gefürchteten Doctors Eccius, des Ketzerrichters, Tilly's, und des edlen Gouverneurs von Ingolstadt, des Generalfeldmarschalls Mercy, der 1645 bei Allersheim fiel; in der Franziskanerkirche ruht Gewold.

Wir besteigen das Schiff wieder, um unsre Fahrt fortzusetzen, und siehe da, wir finden auf demselben so bunte Gesellschaft, wie wir sie bisher entbehren mussten. Wir wollen sie unseren Freunden hiemit vorstellen.

Nicht weit vom Steuerruder lehnt ein Mann, in jenen Jahren, die man gemeinhin die besten nennt, so viel Schlimmes einem auch just darin widerfahren kann. Es scheint nicht, als ob unser neuer Bekannter das Gegentheil bezeugen wollte, und doch dampft er so ruhig aus seinem Ulmerkopf, und blickt so pfiffig und unternehmend in die Welt hinaus, als müsste er jedem Unglück, das ihm in die Queere kommt, zurufen: „Aufgepasst! Der Herrgott verlässt keinen Schwaben.“ — Er selbst ist nämlich ein Schwabe, bei Ulm zu Hause, und könnte ein Buch voll und dick schreiben von allen den Schwabenstreichen, die ihm das Schicksal bereits gespielt. Aber lustig wie ein Husar in die Vierzig eingeritten, hat er jeden Streich pariren gelernt. Er war schon in Frankreich, und drüber hinaus, in Algier, — und als es da nicht glücken wollte, ging er nach Amerika, und als er heimkam, wäre er bald auf den Asperg gekommen. Doch das schadet nichts. Er ist zwar ein Feuerkopf, aber er thut keiner Seele ein Leid. Als ihm Alles schief ging, wollte er schon unter die Buchhändler gehen, wie man aus Verzweiflung unter die Soldaten geht; aber sein guter Genius riss ihn noch zu rechter Zeit am Schopf zurück, und nun schifft er nach Wien und will als Maschinist bei einem Theater sein Glück probiren. Ob er Alles gelernt hat, wovon er spricht, wissen wir nicht; aber dass er mehr versteht, als man ihm auf sein Gesicht zutrauen sollte, darf man uns auf

das unsrige hin glauben. Er sieht aus, als könnt' er sich nicht von der Stelle rühren und doch ist er flink bei der Hand, wo's was zu schaffen gibt. Er muss stets etwas zu thun haben, und wäre der unglücklichste Mensch unter der Sonne, wenn man ihn, wie die Schauspieler irgend eines bekannten süddeutschen Hoftheaters, bloss für „Ruhe und Pension" engagiren wollte. Kurz, er ist ein Schwabe vollauf und tüchtig an Leib und Seele.

Der zweite von unserer neuen Bekanntschaft, den wir auf dem aus Latten rohgezimmerten Verdeck des Schiffes, mit süssem Schlaf beschäftigt, ausgestreckt liegen sehen, sollte eigentlich nicht bloss doppelten Fahrpreis (in Anbetracht seines Gewichts), sondern *in infinitum* bezahlen, wenn man bedenkt, dass er, wo er auch immer sei, ob er stehe oder gehe, liege oder sitze, stets jedem im Wege ist, dass er wirklich auf eine so unanständige Weise gähnt, so zwar, dass die Handwerksbursche vor Schrecken die Ruder aus der Hand fallen lassen und der Steuermann sich besorgt umsieht, woher der Windstoss kam. Ueberdies, was das Schlimmste ist, spricht er, wie wir von den Andern über ihn hören, von nichts als vom Bier und masst sich eine solche Herrschaft über alle Schiffsgenossen an, als hinge es bloss von ihm ab, die Donau im Laufe aufzuhalten, wenn ihn irgend jemand genirt. Er ist das personifizirte Phlegma, seines Handwerks ein Bierbrauer, welches Volksstamms, mag jeder leicht errathen, der da weiss, dass er nach Regensburg reist, in Altenötting Verwandte hat und über das Augsburger Bier schimpft. Zur grösseren Deutlichkeit wollen wir jedoch nicht verhehlen, dass er ein Altbaier ist.

Der dritte von unseren neuen Bekannten ist ein langer, kränklich-gelbbraun aussehender Mann in den Sechzigen; er trägt einen fadenscheinigen, zimmtbraunen Rock ohne Schnitt, eine schwarze Tuchweste, schwarze Tuchbeinkleider mit Gamaschen, die bis an die Kniee reichen und einen Hut, der „*anno* damals" bereits ausser Mode war, aber noch immer sein Sonntagshut ist. Sein Gepäck besteht in einem zwilchenen Säckchen, welches er sorgfältig unter'm Arme trägt, in einer weissen Zipfelmütze, die er, um den Hut zu schonen, jetzt aufsetzt, in einem verschossenen rothbaumwollenen Regenschirm und in einer Tabaksdose. Freundlich, fast demüthig grüsst er nach allen Seiten hin, als

säh' er in den wildfremden Menschen lauter gute alte Bekannte. Es ist so was Kindliches in dieser demüthigen Freundlichkeit, dass wir uns von dem alten Manne unwillkührlich angezogen fühlen, und wie fromme Söhne möchten wir es ihm gerne so bequem auf dem Schiffe machen, wo sich doch niemand um ihn kümmert, dass er sich da wie zu Hause fühle. Es gibt Menschen, die man kennt, ohne sie früher je gesehen zu haben, Menschen, die gleichsam gar keine Individuen, sondern bloss Repräsentanten des Standes sind, dem sie angehören; ehe sie ihre Geschichte erzählen, kennt man diese bereits, und noch weiter hinaus, als sie selbst, bis an's Grab. So geht es uns mit dem alten Herrn; er ist auch ein Baier, seines Standes ein Benefiziat. So lang er noch rüstige Kraft genug hatte, war er Pfarrer gewesen; jetzt in seinen alten Tagen, da er gebrechlich geworden, machte man ihn zum „Benefiziaten." Das ist eine Art von Ruhestand, bei dem es genug Arbeit gibt. Er braucht zwar bei Nacht nicht mehr mit der Wegzehrung zu Sterbenden zu gehen, aber Messe lesen muss er jeden Tag, und, — wenn Noth an Mann, auch im Beichtstuhl sitzen, was im strengen Winter für einen Sechzigjährigen, der an der Gicht leidet, ein hartes Stück Arbeit für fünfhundert Gulden (wir wissen nicht: ist's mehr oder weniger). Und doch ist er bei diesen fünfhundert Gulden in seinem Gott vergnügter als alle eure staatspapierenden Weltkönige in dem ihrigen. Unser alter Benefiziat hat sein Gärtchen und seine Freude an dem darin selbst gezogenen Flor, die Blumen sind ihm wie Kinder; er isst einen Tag über den andern Fleisch, und alle vierzehn Tage sein Hühnchen, und zum Frühstück trinkt er, weil er den theuren Kaffee nicht erschwingen kann, ein Seidel Regensburger Bier. Wenn er sich ein rechtes Vergnügen machen will, so spielt er des Abends auf seiner Violine, derselben, die ihm schon im Seminar die einsamen Dämmerstunden erheiterte. „Und warum soll ich mich nicht freuen?" fragt er uns, die wir die Erzählung seiner einförmigen behaglichen Lebensweise anhörten, „Gott sei Dank; kommt doch im lieben Vaterlande jetzt alles wieder in's alte Geleise zurück!" fuhr er freudig fort.

Wir horchten auf. Ohne unsre Gegenbemerkung abzuwarten, fuhr er vergnügt fort: „Wissen Sie, woher ich komme?"

„Nun?"

„Von Scheyern," erwiederte der alte Benefiziat; seine Augen glänzten, seine dürren Hände zitterten vor Freude; — „ja, ja, von Scheyern!" fuhr er hastig fort, als hätten wir ihm widersprochen oder als wollten wir seine Worte bezweifeln, was keinem von uns in den Sinn kam; — „das war ein Fest, das hätten Sie mit erleben sollen, junger Herr!"

Indessen hatte sich ein schwarzer Pudel, von dem wir erst später erfuhren, dass er dem Schwaben gehörte, mit dem schlafenden Bierbrauer zu schaffen gemacht und eben untersuchte er mit dem Eifer eines Mineralogen dessen Gesicht. Gleichwohl schlief dieser ruhig fort, und rückte nur zuweilen mit dem Kopfe hin und wieder, als fühle er eine Fliege auf der Nase. Mittlerweile eilten die Knechte des Schiffsherrn auf das Verdeck, um vom Ufer abzustossen, und traten in der Hast über den im Wege liegenden Schläfer. Eine nationale Verwünschung ausstossend, die wir nicht wiederholen mögen, fuhr dieser jetzt empor und gesellte sich schwerfälligen Ganges zu dem kleinen Kreise, der sich um den alten Benefiziaten gebildet hatte. Dieser fuhr also fort: „Ach, und die prächtige Rede, die der Herr von Kreutzer gehalten haben!"

„Steht's in der Landbötin?" unterbrach ihn der Brauer. Der Schwabe lächelte pfiffig vor sich hin und schwätzte: „Hab's schon gehört! Wieder eins! Sollten einmal in der neuen Welt zugucken, meine Herren! Werden dort auch fertig. Herr Gott, arbeiten doch die Menschen da drüben wie die Pferde, mit Respekt zu melden!" Der Brauer glotzte ihn verdutzt an. Der alte Benefiziat war durch die Querreden auch etwas verblüfft; da stiess das Schiff vom Ufer ab. Die Einförmigkeit der Gegend lenkte unsre Aufmerksamkeit bald wieder auf den Benefiziaten, welcher wehmüthig aufathmend, in dem schön abgehegten, alterthümlich zugeschnittenen Parke seiner Innenwelt sich erging und endlich wieder begann: „Ja damals! Die Leute waren gewiss besser und hatten noch Redlichkeit in Handel und Wandel, das kam von der Gottesfurcht und Andacht. Aber, heut zu Tage, lieber Gott!.... Wären die Klöster nicht aufgehoben worden, so wäre die französische Revolution nicht ausgebrochen, und alles wäre halt viel gescheiter geblieben. Ach Gott, was haben wir denn von der sogenannten Aufklärung profitirt? Nichts als Unfrieden und Jammer." —

„Ja wohl," unterbrach ihn der Schwabe lächelnd; — meiner Seel', es ist ein schreckliches Unglück in der ganzen Welt! Und das allergrösste, wie fürchterlich viel die Leute schwätzen; — Herr Gott! Ueber alles und jedes; wollen alles wissen, was Unsereins besser weiss, wollen Unsereinem was weiss machen, Unsereinem!"

„Da haben Sie Recht!" meinte der gutmüthige alte Beneficiat. — „wenn wir nach Regensburg kommen, fragen Sie nur die Leute, was Ihnen die für Antworten geben werden! Ach, alles wünscht sich die Klöster zurück."

„Besonders die geistlichen Herren," bemerkte der dicke Brauer naiv, indem er dem Beneficiaten eine Prise bot; — „meiner Treu, Sie haben Recht. Es ist auch himmelschreiend, wie *anno anno* mit den geistlichen Herren umgegangen worden ist. Und was haben uns die geistlichen Herren nicht alles genützt!"

„Ja wohl, was alles nicht?!" meinte der Schwabe, (wir müssen am Rande bemerken, dass er ein Protestant mit Leib und Seele ist).

„Es ist ein ganz andres Korn," fuhr der Brauer fort, — „sein Stück Leben ruhig fortleben zu können, wenn man weiss, dass man auf den Todesfall versorgt ist; den geistlichen Herren kann man schon gar nicht genug danken, dass sie einem alles versorgen, Weib und Kind und Leib und Seel' und halt alles miteinander."

„Na, es geschieht auch alles Mögliche für die Religion," sprach der alte Beneficiat gerührt; „ich habe schon vieles erleben müssen, und werde, hoff's zu Gott, auch noch erleben, dass die Jesuiten in unserm lieben deutschen Vaterlande die Schulen wieder in die Hände bekommen wie ehmals. Ach, schauen Sie: wie ich noch studirt habe, — — ich habe nämlich bei den Jesuiten in Ingolstadt auf dem Gymnasium studirt, bevor ich in's Seminar nach Regensburg gekommen bin, — die Zucht und Ordnung hätten Sie sehen sollen! Da ging Ihnen alles nach dem Schnürchen; alles hatte seine Zeit; und — hören Sie: was für perfekte Lateiner waren wir!? Gott weiss, was die Revolutionsleute den Jesuiten alles nachgesagt haben, aber, schauen Sie, das hat ihnen noch keiner abgestritten, dass die jungen Leute Lateinisch bei ihnen lernten, wie beim Cicero oder Horaz selber. Und

die Ordnung und Sittsamkeit, die damals unter den jungen Leuten war! Ja, da hätte sich keiner unterstehen dürfen, mit der Tabakspfeife über die Strasse zu gehen; aber in München sind ja die Studenten bis vor kurzem noch wie Strassenräuber herumgegangen, mit Schnautzbärten und Hetzpeitschen.... Ja, was ich sagen wollte..."

„Apropos, was wollten Sie denn eigentlich sagen?" unterbrach ihn der Schwabe.

„Ich weiss es wahrhaftig nicht mehr," erwiederte der Benefiziat gutmüthig lächelnd, indem er seine Dose bei der kleinen Gesellschaft die Runde machen liess; der Brauer, der mit dem Schiffsherrn ein Separatbündniss abgeschlossen hatte, schlich sich indessen davon, um, wie es sich später zeigte, seinem Fässchen Extra-Bier zuzusprechen.

Wir hatten indessen Feldkirch (am linken Ufer) längst hinter uns und die langweilige Krümme durchmessen, welche die Donau, zwischen öden Auen dahinfliessend, bis Klein- und Gross-Mehring beschreibt, und sahen bald Vohburg vor uns, einst der Sitz thatlustiger und auf allen Turnieren berühmter Grafen, deren Geschlecht im 13ten Jahrhunderte erlosch, später die Zeugin des Liebesglückes, das Herzog Albrecht von München mit Agnes Bernauer, seiner Neuvermählten, der schönen Baderstochter von Augsburg genoss, nicht ahnend, wie bald des strengen Vaters Fürstenstolz es zerstören werde.

„Da liegt auch ein frommer Mann begraben!" sprach der Benefiziat, indem er auf den Ort wies, „sehen Sie? dort in der *Andreaskirche, meine Herren!*"

„Ein Heiliger?" fragte der Schwabe.

„Nein, ein Bauer," erwiederte der Benefiziat; „ach es ist hier ein gar armes Volk, das wenig gute Tage hat. Die armen Leute kommen noch heute zu dem Grab und beten dort. Der fromme Bauer nämlich — müssen Sie wissen, — lebte vor zwei oder dritthalb hundert Jahren auf einem Hof nicht weit von dem Ort, verkaufte sein Gut, zog in eine einsame Hütte und gab dort den armen Leuten, so oft sie kamen und so viel er hatte. Aber gottlose Menschen schlichen bei Nacht hin, raubten ihm alles was er hatte und hängten ihn auf. Als sein Leichnam gefunden ward, ging gar das Gerücht, der fromme Mann hätte sich selbst umge-

bracnt und so wurde er zur Strafe der vermeintlichen Sünde unter dem Galgen eingescharrt, bis endlich die Thäter entdeckt wurden; da wurde der Leichnam wieder ausgegraben und feierlich in der Kirche bestattet.“

„Ja das muss wahr sein,“ nahm jetzt der Schiffsherr das Wort, der nur den Anfang gehört hatte und jetzt wieder zu uns trat; „arm ist das Volk in der Gegend, und doch halten die in Vohburg seit alten Zeiten her noch immer auf ihren Jungfernpreis.“

„Wie so?“ fragte der Schwabe.

„Ei nun,“ antwortete der Schiffsherr; „'s ist ein gar schöner Brauch bei der Gemeinde, dass sie den bravsten armen Mädeln eine Aussteuer gibt, wenn sie sich verheirathen.“

Wir fuhren indessen an Dunzing vorbei und sahen das auf einem aus der Donau emporsteigenden Felsen herrlich gelegene Schloss Wackerstein. „Dort, rechts im Land muss Münchsmünster liegen!“ sprach der alte Benefiziat zu einem von den Schiffsleuten. „Ja wohl, geistlicher Herr!“ versetzte dieser. — „Das gehörte auch den Jesuiten von Ingolstadt,“ fuhr der alte Benefiziat fort; — „ach Gott, was ist in Baiern nicht alles zu Grunde gegangen. — Ja, was ich vorhin sagen wollte; ich war in Scheyern gewesen, das jetzt, Gott sei Dank, wieder ein Kloster geworden ist.“

„Ist dies dasselbe Scheyern, von dem die bairische Fürstenfamilie ihren Ursprung herleitet?“*) unterbrachen wir ihn.

---

*) „In dem Völkerbunde, der bald nach König Etzel's jähem Tode und dem nicht minder jähen Zerfallen seines Reiches das linke Donauufer einnahm und in der Folge mit dem Bundesnamen Bajuvarier auftrat, abenteuerten die Schyren, Heruler, Rugier und Turcilingen mit Odoaker nach Italien und stiessen den Knaben Augustulus vom Throne. Später zogen die verschiedenen Schwärme der Heruler unter grossen Unfällen wieder bis an die Ostsee hinauf. Es wurden die Schyren von den Gothen fast vertilgt, und nur jene Geschlechter erhalten, die als die ersten und edelsten, als der Hauptstamm, den Namen des Volkes selber trugen (*de Scyrorum gente, quae tunc supra Danubium considebat, Gothi pene omnes extinxerunt, nisi qui nomen ipsum ferrent*, sagt Jornandes). — — — Das Haupt der Schyren, Luitpold, der Deutschen Held wider die drei grossen Gefahren der Zeit, wider Normannen, Marhanen und Ungarn, war im Kampfe wider die

„Ei freilich, lieber Herr," erwiederte er im gutmüthigen Tone liebevoller Belehrung, — „eben die Stammburg der allergnädigsten Familie, nicht weit von Pfaffenhofen, meine ich. Wie gesagt, sie ist jetzt wieder zum Kloster eingeweiht worden, und Se. Majestät haben dort die königliche Gruft einrichten lassen*). Der Herr geheime Rath von Kreutzer waren als königlicher Kommissär dabei, und haben eine wunderschöne Rede gehalten... Warten Sie,.. ich habe mir die Hauptstücke davon aufgeschrieben.." Und nun kramte er in seinem Säckchen, zog einen Bogen gebrochenes Papier heraus, setzte die Brille auf und fuhr fort: „Richtig; im Anfange sprachen der Herr Kommissär, wie Se. Majestät nicht bloss bedacht seien, Grosses zu schaffen, sondern auch alles Gute und Bewährte, das im Strome der Zeit untergegangen, wieder in's Leben zurückzurufen; und wie Se. Majestät schon lange den Gedanken genährt hätten, diesen alten Sitz der Ahnen des königlichen Hauses, der später siebenhundert Jahre lang dem Gottesdienste geweiht gewesen sei, seiner alten Bestimmung wiederzugeben. Schon als Kronprinz hätte Se. Majestät die Klosterkirche von dem Verfalle gerettet. Dann sprachen der Herr Kommissär von der Geschichte der Burg und des Klosters. Dass die Burg durch Kaiser Arnulf entstanden sei, und seine beiden Schwiegertöchter, königliche Prinzessinnen von Ungarn, hätten dort vor ihrer Vermählung das heilige Sakrament der Taufe bekommen. Gisela, die Schwester des heiligen Kaisers Heinrich, hätte dort mit dem heiligen König Stephan von Ungarn, der auch in Scheyern getauft worden, ihre Hochzeit gehalten. — — Und von hier sei die Sendung des heiligen Ulrich durch Kaiser Heinrich und die Grafen von Scheyern ausgegangen, die die Ungarn zu Christen machte. Durch die Theilung der Fürsten sei die Burg verödet und in Verfall gekommen, sagten der Herr Kommissär, und im 12ten Jahrhundert habe der Herzog Otto von Baiern sämmtliche Agnaten, die damals an Wittelsbach Theil gehabt, die vom Nord-

---

letzteren gefallen. Sein Sohn Arnulf, der grösste Baierfürst, nannte sich „Herzog und König Baierns und der angränzenden Lande." Sein Sohn, gleichfalls Arnulf, eine Burg an der Ilm sich erbauend, nannte sie nach dem uralten Geschlechtsnamen: Schyren (Scheyern)."

Hormayr. hist. Taschenbuch 1836.

*) Am 1sten October 1838.

gau, die von Wittelsbach, die von Andechs — — wissen Sie? wo der heilige Berg ist, (schaltete der Beneficiat hier ein) die von Vohburg (wo wir eben vorgekommen sind), die von Valey, die von Dachau, (das liegt bei München) und die rechten Scheyern zusammenberufen, ihrer 15 im Ganzen, und da haben sie das Kloster „zu unserer lieben Frauen Ehren" gestiftet und sich darin eine ewige Begräbniss erwählt. Und darin liegen 120 Grafen und Fürsten von Scheyern, und Otto der Grosse, Ludwig I. und Otto der Erlauchte. 1291 aber ist die Gruft geschlossen worden. Und nun wollten Se. Majestät eine neue königliche Begräbnissstätte auf Scheyern erbauen. Dann erzählten der Herr Kommissär, wie die Abtei so viele Privilegien von den heiligen Vätern und von Kaisern und Königen gehabt; und dass von dem ersten Abt des Klosters, Namens Bruno, der ein Vetter des Kaisers Heinrich gewesen, bis zum letzten, mit Namen Martin, vom Jahre 1124 bis 1830 die Abtei 46 Aebte gehabt hätte. Hierauf schilderten der Herr von Kreutzer die grossen Verdienste des Ordens vom heiligen Benedikt, dem die Abtei angehörte, und nun wieder eingeräumt worden ist, — ich habe alles mit Bleifeder getreulich nachgeschrieben. Der Herr Kommissär erzählten auch, wie alles gekommen ist. „„Nachdem schon vor einigen Jahren,"" (sagten Sie), „„aus königlicher Freigebigkeit eine bedeutende Stiftung geflossen ist zur Wiederbegründung des Benediktiner-Ordens in Baiern, haben Allerhöchstdieselben jüngst diese alte Klosterbesitzung von Scheyern aus Privathänden für Allerhöchstpersönliche Rechnung an sich gekauft; gleichzeitig war schon früher die bedeutende Kapitalsumme auf Seiner Majestät Privatkasse angewiesen, die Klosterbaulichkeiten zu dem vorhandenen Zwecke wieder herzurichten, welche Arbeiten ihrer Vollendung entgegen gehen."" Und nun erzählten der Herr Kommissär, dass die braven Bewohner des Landgerichts Pfaffenhofen, in guter Erinnerungen an die Wohlthaten, die sie von dem Kloster sonst genossen, sich freiwillig angetragen haben, die innere Einrichtung desselben zu übernehmen."

„Schau, schau!" unterbrach hier den Erzähler der Brauer, welcher den langsam vorgetragenen Bericht mit Aufmerksamkeit, Freude und Nationalstolz angehört hatte; „das ist brav von den Pfaffenhofner'n; aber in ganz Altbaiern hätt's jeder auch so

gemacht; da sollen uns die Fremden nur ja nichts nachsagen, die sich alleweil unser Bier schmecken lassen, und hinterrücks über uns schimpfen; seit der Dampfschifffahrt ist's vor ihnen schon gar nicht mehr auszuhalten. Aber erzählen Sie nur weiter, geistlicher Herr."

Das Wort: „Dampfschifffahrt" wirkte auf den Schiffsherrn, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen. Er nickte wenigstens zehnmal vor Aerger mit dem Kopfe und fing dann geradezu helllaut zu lachen an, — vor Schadenfreude. „Die werden's auch schon empfinden!" rief er endlich, „die über Nacht gescheiter sein wollen als wir Schiffsleute von Alterszeiten her. Geben Sie acht, wie lang' sie's treiben."

„Oh!" entgegnete ihm der weitgereiste Schwabe; „warum nicht gar? Schlecht Wetter? He? Schlechte Prophezeiung? Herr Gott! Sollten in Amerika zugucken, Herr Zebelmaier," — er blies durch die Finger; — „geht's wie der Wind! Vom Rhein will ich gar nichts sagen, ..."

„Da haben Sie Recht," unterbrach ihn der Schiffsherr lachend; „weil ein solcher Teufels-Dämpfer dem andern dort in die Rippen stösst, dass es kracht. Alle Augenblicke ein Unglück! Und von eurem schwäbischen Meer seid nur gar still; da ist's keine Kunst. Aber die Donau vertragt keine Maschinen, — die hat ihre Capricen, an denen wir alten Schiffsleute, die wir jedes Fleckchen kennen, uns todt studiren könnten. Heute rinnt das Fahrwasser da, morgen beliebt's ihm dort zu marschiren. Sie ist grad wie eine vornehme Madame, die alles nach ihrem Kopfe haben will und alle Tage eine andre Mode mitmacht. Das müssen wir wissen. Wie hiess denn nur geschwind der Franzose, der *anno* — — warten Sie ... *anno* 19, glaub' ich, in Wien ein Privilegium bekam? ..."

„Der Chevalier St. Leon," halfen wir ihm ein.

„Richtig!" fuhr er ganz erhitzt fort, „ein saubrer Chevalier! Kurz und gut, für die Donau passen keine Dampfschiffe, und der ganze Handel dauert kürzer als bis Sanct Nimmermehrstag."

„Aber warum geht's denn in Ungarn?" fragte unser Oppositionsmitglied, der Schwabe.

„Was weiss ich?" rief der Schiffsmeister ganz ärgerlich; „lasst mich ungeschoren. Verfluchte Neuerungen! Warum soll

jetzt das auf einmal nicht mehr gut sein, was Gott weiss wie viele hundert Jahre lang gut gewesen ist? Hol's der Teufel!"

„Wenn aber die Menschheit durch die Neuerung gewinnt?!" hob der Schwabe im pathetischen Tone eines Kanzelredners an. „Bequemlichkeit, lieber Freund, Schnelligkeit, Billigkeit, Sicherheit, was wollt ihr da mit euren alten Schlendrianswirthschaften?" Immer eifriger fuhr er fort: „Wir wollen's beim Alten lassen, sagt ihr! Pros't die Mahlzeit. Herr Gott! Wenn ich bis über beide Ohren im Pech stecke, kann mich's da trösten, wenn ihr phlegmatisch sagt: „Wir wollen's beim Alten lassen," statt dass ihr mich aus dem Pech zieht? Ich will mir den Mund nicht verbrennen, aber Gedanken sind zollfrei..."

„Und Ihr seid ein Ketzer von oben bis unten!" versetzte der Schiffsherr, indem er, in Ermanglung anderer Widerlegungsgründe, unserem Oppositionsmitgliede den Rücken wandte und zu seinen Leuten ging.

Indessen sind wir an Pföring vorbeigesteuert, wo Römersteine und Römermünzen gefunden wurden und Karl der Grosse den Baiernherzog Thassilo umzingelte. Nicht weit davon erblicken wir Märching, von dessen Heilquelle, die ihrem eigenthümlichen Geruche einen nicht sehr ästhetischen Namen verdankt, uns der alte Benefiziat wahre Wunder erzählt. Sie stürzt, mit ziemlich dickem Strahl, rauschend von einem Felsen herab, ist im Sommer eiskalt, im Winter dagegen lauwarm; das Wasser wird sowohl zum Bade als zum Trinken mit gutem Erfolge angewandt. Ueberhaupt sprudeln in der Umgegend viele Heilquellen, so auch bei Gögging eine sehr reichhaltige. Oberhalb Pföring und Märching beginnt die Römerstrasse, die das Volk den Hochweg oder die Pfahlhecke nennt. Dann erblicken wir Mauern mit seinem Gnadenbilde und Neustadt, in dessen Nähe — nicht weit vom Goldausee, im Walde — noch Reste der Römerschanze. Der Ueberlieferung zufolge baute Theodo die Stadt, welche urkundlich im Jahre 1272 (unter Ludwig dem Strengen) erwähnt wird. Unter Kaiser Ludwig dem Baier war Albrecht von Rindsmaul, dem Friedrich der Schöne in der Ampfinger Schlacht um die deutsche Krone sich gefangen gab, hier Pfleger. In den Zeiten der Theilungen Baierns musste Neustadt oft schlimmes Ungemach leiden; im dreissigjährigen Kriege erlag es 1632 den Schweden un-

ter Horn, 1632 dem Herzog von Weimar, 1648 abermals den Schweden. Viel wird von dem frommen Aberglauben erzählt, dem die Bewohner der Stadt und der Umgegend bei den häufigen Ueberschwemmungen, Seuchen und andern Landplagen huldigten. „Sehen Sie," sprach der alte Benefiziat, „es leben hier gar brave Leute und haben von der Donau und von der Abens, die von Gögging her in die Donau fliesst, schrecklich viel zu leiden. Es ist hier viel Morast und schlechtes Futter für das liebe Vieh, dass es gar zu oft krank wird und dahinstirbt." —

„Grade wie der Mensch, wenn er nichts als saures Bier zu trinken bekommt," meinte der Brauer. — „Wie der Menschengeist, wenn er sich auf irgend Anderes als — sich selbst verlässt, verlassen ist und untersinkt," ergänzte jemand aus der Gesellschaft in Gedanken die triviale Vergleichung des Altbaiers.

„Aber die guten Leute haben ihr rechtschaffenes, frommes Vertrauen," fuhr der Benefiziat fort, „und ein solches lässt nicht zu Schanden kommen. Sehen Sie," erklärte er uns, wie ein treuer alter Vater seinen Kindern, — „ich weiss nicht, ob's noch so ist, wie in der schönen Zeit, da ich jung war und in den Vacanzen oft nach Neustadt kam; freilich jetzt ist alles in der Welt aufgeklärt worden, aber ich glaube doch, dass sie hier noch am guten Alten hängen. Also damals, wenn das Vieh krank wurde, trieben sie es auf die Weinlände, und kamen in Prozession mit einem Heilthum, und die Plage verschwand vor dem inbrünstigen Gebet. Zu dem heiligen Sebastian, — ich weiss es noch wie heute, — hatten sie ein besondres Vertrauen, auch zu dem heiligen Magnus, und es sind wirklich, was man sagen kann, Wunder geschehen; aber freilich — der rechte Glaube gehört dazu; für den, der ihn nicht hat, liebe Herren, gibt's keine Wunder." Unwillkührlich fielen uns Faust's Worte ein:

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind!"

und, wenn wir über die Ironie lächeln mussten, die sich in die salbungsvolle Rede des alten Landgeistlichen, ohne dass er sich deren bewusst war, eingedrängt, so hätten wir doch weinen mögen über die Kindesunschuld, in welcher er, gleichsam eingepuppt, so ruhig, so sicher stehen geblieben war, während alles ringsum seither gross geworden, — und doch hätten wir es nicht

vermocht, seinen schönen Kindheitstraum zu zerstören, und, ohne desswegen Heuchler zu sein, nickten wir ihm so beifällig zu, dass er unsern Beifall für Theilnahme an seiner Ueberzeugung halten konnte.

Neustadt fast gegenüber liegt Irnsing, unterhalb dessen die Römerwerke sich fortsetzen; am andern Ufer, vor Eining (Aventins „Cenum") *), zeigen sich die Reste eines Römerkastells. An Gögging vorbei eilt, wie wir durch den Beneficiaten bereits wissen, das Flüsschen Abens der Donau zu. Wir können hier nicht umhin, des Städtchens Abensberg zu gedenken, das ungefähr 2 Stunden von Neustadt liegt, wo Johann Thurnmaier (Aventinus) geboren ward. Einst herrschten dort die mächtigen Grafen von Abensberg, deren Namen in Baierns Geschichte oft genannt werden. Von Babo von Abensberg erzählt die Sage, dass er eines Tages seinem Kaiser, Heinrich II., auf der Jagd nicht weniger als zwei und dreissig Söhne zugeführt habe, die er (nebst 8 Töchtern) in zwei Ehen gezeugt. Das Geschlecht der Abensberger zertheilte sich in viele Linien, zu Rotenck, zu Raning, zu Moosburg und auf dem Kastelberg. Der Stamm der Abensberger erlosch 1485 mit Nikolaus, an welchem Herzog Christoph von München blutige Rache nahm, weil jener 1471 mit Burckhard Rohrbeck und mehren anderen Rittern ihm, da er im Bade sass und auf Ränke wider Albrecht sann, auf dieses letzteren Geheiss die Haft angekündigt hatte. Herzog Christoph ritt, seine Rache zu sättigen, nachdem er erfahren, wann Nikolaus von Abensberg München verlassen würde, mit sechzig von Adel gen Freising und lauerte ihm dort auf; seine Genossen barg er in einem nahen Gehölze, er selbst begab sich nach Weihenstephan und erspähte dort von der Kirchhofsmauer herab den Feind. Als er ihn endlich kommen sah, steckte er einen Eichenzweig auf den Hut, ritt seinen wie zur Schlacht geordneten Genossen voran, liess den Trompeter lustig blasen und begann den Angriff. Der Pfleger Diesser nahm den Abensberger gefangen, Seitz von Frauenberg, des Herzogs Diener, erstach ihn; Christoph erlegte den Rohrbecker und den Bogner von Kelheim und rief, die Hände erhebend, als er die drei

*) Auch ein Jupiterstempel und Spuren einer Römerstrasse wurden hier entdeckt.

Leichen anblickte: „Gäb's Gott, dass allen Falschen vom Adel so geschäh', die die Fürsten verhetzen!“ Die Güter der Abensberger fielen nach dem Erlöschen des Geschlechtes dem Reiche heim und kamen in der Folge an Baiern.

Unterhalb Hienheim, dessen alten Thurm wir am linken Ufer erblicken, beginnt der grosse Römerwall, den das Volk die Teufelsmauer nennt, und dessen Spuren sich zwischen Donau und Neckar nachweisen lassen, bei Staubing krümmt sich der Strom zwischen immer höher emporgipfelnden, immer enger einander sich nähernden Kalksteingebirgen; wir schiffen an dem Dorfe Weltenburg und dem gegenüberliegenden Stausacker vorbei und erblicken jetzt in lieblicher Abgeschiedenheit die weitläuftigen Gebäulichkeiten des weiland Benediktinerklosters Weltenburg, das uns zu kurzer Rast einladet. Wir legen an und treten in die Höfe des Klosters, das für das älteste in Baiern und für eine Stiftung des heiligen Ruperts gilt. Die Stiftskirche ist ein Werk im verdorbenen neuitaliänischen Baustyl; alle ihre Gemälde und Schnörkel, alle ihre Marmorarbeiten, selbst ihre — an Ort und Stelle gepriesene Rotonde vermögen nicht uns zu fesseln; wir besteigen den Berg, der sich hinter ihr erhebt und wandeln zu dem auf diesem thronenden Wallfahrtskirchlein, das auf der Stelle des alten römischen Orakeltempels die Gegend beherrscht. S. Rupert soll den letzteren, von welchem man noch die Schallhöhle des Orakels zeigt, zu einer christlichen Kapelle eingeweiht haben; zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde die obere Kirche neu erbaut, stürzte aber bei der Einweihung ein; bei diesem Anlass geschahen viele wunderbare Rettungen, von denen noch eine Menge von Votivbildern zeugt. Die Lage des Klosters weis't sich von diesem Berge aus wie eine Halbinsel, so umspannt der Strom zu drei Seiten das Land, wie ein Bogen, dessen Sehne die Römerschanzen bilden.

Wir steigen wieder zu Schiffe. Eine der erhabensten Stromgegenden Europas thut sich alsobald vor uns auf; wir steuern durch das Thor des Engpasses, den die riesigen Felsen an beiden Ufern bilden; wie die Perspektive eines Amphitheaters schliessen die Conturen der himmelanstrebenden, im Strome wurzelnden Gebirge den Horizont, als wären wir in eine Bucht eingelaufen.

„Jetzt geben Sie recht acht, lieber Herr!“ so nimmt der ge-

fällige alte Benefiziat wieder einmal das Wort, (er war, während wir zu Weltenburg die Wallfahrtskirche besuchten, in der Stiftskirche geblieben, und wir hatten ihn wirklich beinahe vergessen) — „jeder von diesen Felsen rechts und links," fuhr er fort, „hat seinen eigenen Namen und von jedem erzählen die Leute hier in der Gegend eine Geschichte. Die mächtige Wand hier links zum Beispiel heisst der Kuchelfelsen, und die da rechts — die hohe Rinne; vor vielen, vielen Jahren stürzte sich von diesem Felsen ein Frauenzimmer herab; Gott sei der armen Seele gnädig, — wenn mir recht ist, so war die unglückliche Person verliebt und that den Frevel aus purer Verzweiflung. Wie tröstlich blickt uns da — links, lieber Herr, links! — das Bild des heiligen Johannes von Nepomuk auf der abschüssigen Felsplatte an. Verzeihen Sie: Sie sind vielleicht lutherisch; Sie lächeln manchmal über unsre Heiligen, Sie haben freilich zu gute Manieren und wollen es mich nicht merken lassen; aber ich merk's doch."

„Sie irren sich, geistlicher Herr," erwiederten wir ihm, „wir sind katholisch." — „Aber der Herr dort!" fuhr der alte Benefiziat beruhigt fort, indem er auf den Schwaben deutete; — „ach, was ist es denn so Grosses, über das Heilige zu spötteln, und dem armen Volke sein bestes, sein höchstes Glück rauben zu wollen? Und, schauen Sie: wir sind so glücklich in unserem heiligen Glauben; all' eure Aufklärung draussen kann uns keinen so innigen Trost, keine solche Herzensberuhigung schaffen! Welcher irdische Freund bleibt uns so treu wie der Schutzpatron, den wir uns im Himmel wählten, dem wir unser Leid in jeder Stunde des Tages und der Nacht klagen können, der uns aus Gefahren rettet, wo alle irdische Hülfe nicht ausreicht? Denken Sie sich zum Beispiel nur, dass wir hier plötzlich von einem Sturm überfallen würden, der unser Schiff gegen diese Felsenwände schleuderte. Sehen Sie, da ist nirgends nur eine Hand breit Erde, auf die wir uns retten könnten, die Felsen steigen so schroff, dass kein Vogel nisten kann, aus der Donau empor. Und doch bin ich fest und innig überzeugt, dass der heilige Johannes von Nepomuk uns vom Untergange retten würde, wenn ein Unglück käme, was Gott verhüten wolle, denn der heilige Johannes ist ein starker Helfer in jeder Wassernoth."

„Ja, 's ist, weiss Gott, ein schlimmes Gefährt hier bei Sturm

und Wetter," nahm der Schiffmeister das Wort, — „wie Sie das Bild des heiligen Johannes dort auf der Platte sehen, ist's — meines Gedenkens — schon zweimal weggeschwemmt worden. Auch bei gutem Wind und Wetter ist die ganze Sackgasse vom Haarhof und von der lutherischen Kanzel, wo wir jetzt bald vorbei kommen, kein Spass für Unsereinen, zu Berg nämlich. Freilich, die Fremden reissen hier Augen und Maul auf, besonders die Maler. Weit und breit sei die Donau nicht so schön, wie hier, und am Rhein sogar wär' nichts Gleiches, — sagen sie! Was thu' ich mit all der Schönheit, wenn wir zu Berg keinen Leinpfad haben! Da, gucken Sie hin; — an den eisernen Ringen, die in den Felsen stecken, muss so 'n Schiff mit Haken wider das Wasser gezogen werden. Da hat Einer gut malen, während Unsereinem das Wasser von der Stirne läuft."

„— — Und am Johannistag in jedem Jahre," fuhr der alte Benefiziat fort, als sei er gar nicht unterbrochen worden, — „sehen Sie, lieber Herr, da kommt der keckste Bursche aus Kellheim — (wenigstens war's zu meinen Zeiten so), — und klettert zu dem Bild des heiligen Johannes hinauf und schmückt es mit Blumen und Bändern für's ganze Jahr; — das ist ein Fest!"

Wir sind an der „langen Wand"; so heisst die mächtige Felswand, an welche wir hinanblicken. Das Herz wird einem beklommen, die Pulse jagen. Nichts als brausende Fluth, nacktes Gestein und ein bischen Himmel. Das ist das Heiligthum der keuschen Wasserfey. Wag' es nicht, nach ihrem jungfräulichen Lager zu blinzeln, sonst erwacht ihr Zorn und sie reisst dich hinab und bestraft dir die Neugier durch ewiges Schweigen. Wie mancher liegt hier unten im kristallenen Schrein, beschlossen unter'm Zauber der Stromkönigin! Sie aber, die menschenscheue, die finstre, traurende, liegt auf ihren feuchten Kissen, gehüllt in die sieben Schleier und kümmert sich um ihre Opfer nicht.

Rechts die Blicke gewandt! Dort ragen drei flache Felsblöcke aus den Wellen hervor, die heissen „die drei Brüder." Da sind einmal drei Brüder ertrunken, die zwei älteren hatten den jüngsten nicht lieb und wollten's ihm heimlich anthun. Wie sie ihn nun in's Wasser stürzten, so zog die Strafe Gottes sie selbst mit hinab, und wurden alle drei zu Stein, — so erzählte der alte Benefiziat; — drei Ave-Maria für die armen Seelen

Weiterhin rechts sehen wir die finstre Kluft, das „Rabenloch," und einen einzelnen Fels, „die schwangere Jungfer." Hat sich keine Sage von der versteinerten Jungfrau im Andenken des Volkes erhalten? Die guten Leute blicken gleichgültig drauf hin und schweigen, der Benefiziat schlägt unwillkührlich ein Kreuz und der Schwabe lächelt wie ein Faun, indem er die Gestalt des Felsens mit dessen Benennung vergleicht. Aber die Wellen unter uns flüstern verstohlen, als wagten sie's nicht, die alte Geschichte laut zu verkünden; sie scheuen den Zorn der keuschen Stromkönigin. Horch, was wir von ihnen erlauschen. Eine Nixe taucht auf aus den Wellen; auf ihren hingebreiteten goldigen Haaren schwimmt sie. Der Schiffer, der hinter den Felsen lag, sah sie bei Mondenschein und fing sie im Netz. Er gelobte ihr Treue, der schöne, falsche Mann, und sie gab sich ihm hin. Und als er der Nixe die Treue brach und eine Dirne zum Weibe nahm, trug jene unter'm Herzen schon das Liebespfand. Der Schiffer jagte sie fort, als sie kam, des Schiffers Mutter lachte sie aus, der Pfarrer hat sie verflucht. Da ging sie schweren Schrittes zur Stromfey zurück und flehte bei der um Erbarmen. Aber die keusche Fey schalt sie im Zorn und verzauberte sie auf ewige Zeiten zu Stein, mitsammt ihrem Kind unterm Herzen. Als aber der Schiffer mit seinem jungen Weibe vorbeikam und die verzauberte Nixe sah, — die Wellen sagten's ihm an, was geschehen war, und das steinerne Gesicht blickte in Gram und Todesschmerz auf ihn; — da fasst' ihn Verzweiflung. Er ging in die wilden Schluchten hinein, die Stromfey zu suchen, und bei ihr um der Nixe Erlösung zu fleh'n. Sein junges Weib wartete Tag und Nacht und so drei Tage lang und sah mit Grausen das steinerne Gesicht. Der Schiffer aber kam nimmer zurück, und am dritten Tag kamen die Raben aus der Schlucht und krächzten so laut, dass das arme junge Weib bald erkannte, was geschehen war. Sie betete ein Vaterunser und fuhr heim, legte sich hin und starb sieben Tage darnach. Seither haben Regen und Schnee des steinernen Angesichts Züge verwischt, aber das Kind lebt noch im steinernen Schooss bis zum jüngsten Tag; der Schiffer höret es wimmern.

In einer Felsschlucht daneben weist uns der Benefiziat „unsre liebe Frau." Es ist ein einzelner Fels, der einer Nonne im langen Ordensgewande gleicht, welche die Hände vor der Brust

faltet; schwärzliches Moos gibt dem weissen Gesteine die phantastische Aehnlichkeit der Conturen und Formen. Von Stelle zu Stelle gipfeln jetzt immer mehre Einzelfelsen so keck und trotzig empor, als wären sie früher alle zusammen eine dicht aneinander geschlossene Schaar von Kriegern gewesen, die das Gericht des Himmels auseinanderriss. Zerklüftet, kahl, angetobt vom Groll der Elemente, stehn sie doch, wie verzauberte Wächter vor dem Thore des Palastes, worin ihre Herrin, die Stromfey, wohnt.

Links, wo der Leinpfad wieder beginnt, zeigt sich jetzt ein überhängender Fels, den das Volk die „lutherische Kanzel" taufte, dann der Haarhof, anmuthiger Wiesengrund, von Wald und Felsen umfriedet, und der „hohle Stein," ein mächtiger Block, der den Leinpfad deckt, (früher senkte sich auch hier der Fels in den Strom,) — rechts gegenüber zwei isolirte Felsen, „Peter und Paul," die aus dunklem Gehölze hervorschimmern.

Allmählig weicht jetzt die Erhabenheit der sanfteren erquicklichen Schönheit; wir lassen den Trotz der Natur hinter uns und athmen wieder auf; der Strom dehnt und streckt sich breiter und behäbiger, die Aussicht auf Menschenwohnungen und Fruchtland thut sich auf. Bald erblicken wir am linken Ufer das „Klösterl," früher eine Einsiedelei, dann einen Klostergarten der Franziskaner, jetzt einen von den Bewohnern des nahen Kellheim's seiner erprobten Nützlichkeit wegen sehr besuchten Trinkort. Wenn wir aber in Baiern von einem Trinkorte sprechen, so verstehen wir unter dem Getränke nicht etwa Mineralwasser, sondern immerdar Bier. Ueber diesem Klösterl-Bier aber scheint der den Ort beschützende Genius, scheinen die Manen der früheren Besitzer noch immer ebenso einflussreich zu walten, wie in Weltenburg, wo wahrhaft classisches Bier gebraut wird. Wir theilten letztere Bemerkung unserem Reisegefährten, dem Brauer mit, welcher sie mit gerechtem vaterländischen Stolze aufnahm; unser Odysseus, der Schwabe gab uns bei diesem Anlass eine Tradition in den Kauf, deren kurzen Sinn wir in minder langen Worten, als er selbst dazu verbrauchte, hier wiedergeben wollen: Es begab sich in einer Stadt, wo man noch heutzutage Bier trinkt und zwar viel Bier, dass das Bier in der einzigen Brauerei, welche damals dort bestand, in der der Kapuziner, durchaus nicht gelingen wollte;

der alte Laienbruder, welcher dem Braugeschäfte vorstand, war nämlich gestorben und sein Nachfolger vermochte weder wissenschaftlich gebildete, noch empirische Bierkenner zu befriedigen. Das Murren darüber ward allmälig so gross, dass sich endlich ein erfahrner Conventual entschloss, dem ganzen Brauverfahren beizuwohnen. Gesagt, gethan; wie aber ein Unglück nie allein kommt, so geschah es, dass er, als die Masse gerade im besten Sude war, in die Braupfanne fiel, ertrank und — versotten wurde. Niemand vermisste ihn; wie es aber kein Unglück gibt, das nicht auch sein Gutes am Schlepptau hintennach schleift, so war das Bier durch die neuen Ingredienzien so trefflich gerathen, dass kein Bierkenner fortan ein andres mehr trinken wollte. Als aber der Hergang bekannt wurde, nannte man jenen Sud das Kapuzinerbier, und der Volkswitz davon blieb bis auf den heutigen Tag.

Bald hätten wir noch eine Felsengruppe am linken Ufer übersehen, „das Nürnberger Thor“; zwei schroffe, einzeln stehende Kuppen vereinigen sich zu einem Bogen; daher der Name, wiewohl nicht ganz mit Recht, denn es ist keine Nürnberger Waare, welche die Natur, die selbst, wenn sie zerstört, immerfort schafft, hier zu Stande gebracht.

Wir nähern uns nunmehr allgemach der Stelle, wo der Kanal, welcher die Donau durch den Main mit dem Rheine verbinden soll, zu münden bestimmt ist*), dem Keltege der Celten, der Artobriga der Römer, dem Kellheim der Wittelsbacher. Aus einem reizenden Thale eilt hier die Altmühl hervor, wie eine geschäftige Dienerin der Donau zu, vor welcher sich reiches Fruchtland ausbreitet, sie festlich mit allem Segen zu empfangen; zahlreiche geschichtliche Erinnerungen säumen ihre Ufer. Die römischen Schanzen oberhalb der Stadt nennt das Volk noch heute den Heidengraben. In dem alten Celten-Schlosse, dessen Thurm noch gewiesen wird, sassen die Scheyern. Jener Herzog Ludwig, den die schöne Ludmilla von Bogen überlistete, der in der unheilvollen Zeit des Zwistes zwischen Kaiser und Papst (Friedrich II.

*) Bekannt ist, dass schon Kaiser Karl der Grosse diesen Plan gefasst; eine Ueberlieferung lässt ihn wirklich, von Regensburg aus, auf dem Kanal in den Main und bis Frankfurt fahren.

und Gregor IX.) dem ersteren auch gegen dessen falschen Sohn, den deutschen König Heinrich Treue hielt, fiel, da er sich auf der Kellheimer Brücke erging, durch einen Meuchler, der ihm einen Brief überreichte und ihm während des Lesens den Dolch in den Hals stiess (1231); ob auch die Sage ging, der Thäter sei ein Assassine gewesen, — der schwerste Verdacht der Anstiftung lastete auf dem jungen Könige; Aventin hingegen erzählt, dass Stockher, des Herzogs Hofnarr, die That aus Rache für oft erlittene Unbill verübt. Zum Gedächtniss wurde in Kellheim eine Kapelle erbaut. Im Schwedenkriege eroberte der tapfre Herzog Bernhard von Weimar die Stadt. Im grossen Aufstand des Baiernvolkes für seinen unglücklichen Fürsten erwies auch Kellheim grosse Treue; das Beispiel Plinganser's ermuthigte den Metzger Kraus, das Joch der fremden Gewaltherrschaft zu zerbrechen; in der Nacht des 13ten Dezembers 1705 überrumpelte Kraus mit seinen gleichgesinnten Mitbürgern die feindliche Besatzung, nahm diese gefangen und rief das Volk in der Umgegend zu den Waffen. Doch der kaiserliche Oberst Truchsess vereitelte allzurasch die Vollendung des Befreiungswerkes, erstürmte Kellheim, würgte Männer, Weiber und Kinder, plünderte und brachte den kühnen Kraus mit seinen Genossen nach Ingolstadt, wo sie ihre Treue mit Blut besiegelten; sie wurden geviertheilt, so gebot das grausame Urtheil. — Die Colonie datirt ihren Ursprung dem Vermächtniss eines Fräuleins von Pürckhammer, das die Hälfte des Ainwaldes „allen guten Gesellen" vergab, welche bis zum Jahre 1794 über ihre Befähigung und über die Erbschaft stritten; in jenem Jahre entschied eine Commission und gab 1500 Tagwerke einer fleissigen Colonie, welche alsobald anwuchs. Westlich von Kellheim liegt das Schuler-Loch, eine Tropfsteinhöhle.

Wir schiffen jetzt an Hohenpfahl und Affeking (am rechten) und Kellheimwinzer (am linken Ufer) vorbei, und erblicken links Herrensaal, rechts Ober-Saal und Post-Saal, wo Adrian von Riedl 1797 durch Sprengung eines 180 Fuss hohen Felsens, statt der gefahrvollen alten, eine herrliche neue Strasse gewann. Joseph Graf von Törring-Gronfeld liess dem Meister jenes Denkmal an der Felswand errichten, welches unsere Aufmerksamkeit fesselt; die Inschrift desselben lautet:

„DER CHVRFVRSTLICHE OBRIST, GENERAL-STRASSEN- VND WASSERBAV-DIRECTOR, AVCH HOFKAMMERRATH ADRIAN VON RIEDL FVHRTE VND VOLLENDETE DIESEN STRASSENBAV IM IAHRE MDCCXCVII AVF BEFEHL.“

Weiter steuernd erblicken wir am rechten Ufer Allkofen und links auf dem Berge Kapfelberg mit seinem Schlosse, dann Poickham, und rechts, wo der Strom sich krümmt, Lengfeld; nicht weit davon, wo die Chaussée (gleichfalls durch Sprengung gewonnen, ein Werk Riedl's) sich dicht zwischen der Donau und den Felsen hinzieht, die beiden steinernen Löwen und in der Felswand die Gedächtnisstafel:

CAROLO. THEODORO. C. P. R. BOIORVM. DVCI. ELECTORI. OPTIMO. PRINCIPI. EVERSA. DETECTA. IMMINENTIVM. SAXORVM. MOLE. LIMITE. DANVBIO. POSITO. STRATA. A. SAAL. AD. ABACH. VIA. NOVA. MONVMENTVM. STATVI. CVRAVIT. IOS. AVG. TÖRRING. AER. BOIC. PRAEFECT. MDCCVIC.

Abach mit seinem Römerthurme und mit der Heinrichsburg liegt jetzt vor uns, der Mittelpunkt einer reichen, herrlichen Landschaft; die Donau, welche hier in rascher Wendung gen Norden strebt, bietet dem Freunde der Natur von Abach aus zwei Thäler, deren je eines das andre an Reizen überbieten zu wollen scheint. Abach ist uralt, der Vater der bairischen Geschichte, Aventin, nimmt aus Säulenschriften an, dass hier der Römerort *Abudiacum* gestanden. Die Nikolauskirche wird schon im 10ten Jahrhundert erwähnt. Kaiser Heinrich II. soll hier geboren sein, und von dem Baierherzog Heinrich II. erzählt das Volk in der Umgegend noch heute, wie er täglich von Abach nach St. Emmerams Kloster zu Regensburg zur Mette gegangen; noch weist man dort den steinernen Stuhl vor der Pforte, wo er gesessen, und Hälfte Weges zwischen Abach und Regensburg das Kreuz, an dem er gerastet; malerisch blicken noch immer die Mauerreste seiner Burg von dem Berge auf Strom und Land hernieder; Ludwig der Baier liess sie, da Bischof Otto von Bamberg sie aus Furcht vor den Baiern zerstört hatte, neu erbauen und verpfändete sie an Thomas von Frundsberg und Heinrich von Gumpenberg; 1532 trafen Karl V. und Herzog Wilhelm von

Baiern hier zusammen und hundert Jahre später widerstand es dem Anfall der Schweden. Der Flecken Abach, welcher 1297 durch die Regensburger zur Wiedervergeltung verbrannt, 1778 von den Oesterreichern besetzt wurde, besitzt eine seit uralten Zeiten bekannte und sehr heilsame, aber allzuvernachlässigte Mineralquelle, die ungefähr 500 Schritte vom Orte aus Felsen entspringt.

An Hofstätten vorübersteuernd, erblicken wir jetzt am rechten Ufer Oberndorf, in pittoresker Lage. Wie anmuthig hebt sich die Kirche aus grünem Waldhintergrunde hervor! So friedlich lächelt uns das Oertchen zu, aber einst floss hier eines Kaisermörders Blut. Es war im Jahre 1208, als Heinrich Calatin, der Pappenheimer, des ermordeten Kaisers Philipp Marschalk, in einem Meierhofe den wilden Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erreichte, der, geächtet und flüchtig nach seiner Freveltat, sich daselbst verborgen hielt. Der Pappenheim vollstreckte die Rache der beleidigten Majestät, durchbohrte den Mörder, schlug ihm das Haupt vom Rumpfe und warf es in die Donau. Am linken Ufer zeigen sich uns jetzt Gundelzhausen und Lohstadt, am rechten Mading und Irating, diesem gegenüber Allkofen, weiter hinab am linken Ufer, wo die Berge in den schönsten abwechselnden Gruppen dem Strombette näher zu rücken, die Weichselmühle in einem herrlichen Waldthale. Am anderen Ufer abwärts, wo das Laberthal gegen die Donau zu sich öffnet, liegt Sinzing. Allmählig weichen nun die Uferhöhen auseinander, und gewähren eine freiere Aussicht. Rasch schiffen wir an Rigling und Klein- und Gross-Prüfening vorbei, wo Bischof Otto von Bamberg, einem nächtlichen Gesichte zu gehorchen, eine Kapelle und ein Kloster stiftete, dessen letzter Prälat der als Schriftsteller bekannte Rupert Kornmann war. Nicht weit davon liegt Dechbetten, einst eine Hofmark des Klosters, mit einem Gnadenbilde. Die Kirche Maria Ort unterhalb Prüfening, an der Spitze des Winkels, den die Nab zur Donau, in welche sie mündet, bildet, ist eine *ex voto*-Stiftung der Kaiserin Maria, und bewahrt ein steinernes Gnadenbild der Mutter Gottes, das vor grauen Zeiten auf einem Wachholderstrauche bis hieher stromaufwärts schwamm, so erzählte uns der wackre alte Beneficiat, und der Wachholder, — fügte er hinzu — grünt noch immer aussen an

der Kirche. Nicht weit davon ist ein Kalvarienberg mit einer heiligen Stiege, auf welcher die Gläubigen knieen. Den schönsten Punkt des reizenden Nabthales bietet dem Lustwandelnden Schloss Etterzhausen an der Nab, einst der Besitz der Edlen von Erlbeck, dann der Vischbach und der Wildenauer; eine halbe Stunde hinter Etterzhausen liegt eine Höhle, deren nördliche Pforte eine Vedute des Thales als Rahmen umschliesst.

Wir lassen Ort hinter uns, und vor uns breitet sich nun am rechten Ufer die weite Ebene aus, in welcher Regensburgs Thürme im Abendrothe glänzen, am linken Ufer ruht das Auge auf den nahen Bergen mit ihren Kirchen und Dörfern. Da erblickt es zuerst Kneiting, dann Kager, dann den Arlesberg, jetzt das freundliche Oberwinzer und Niederwinzer, wo die Nürnberger Strasse längs des Ufers sich hinzieht, den Dreifaltigkeitsberg, (zu dessen Kirche die Gläubigen wallfahrten, und von wo aus die Oesterreicher 1809 Stadt am Hof beschossen, um sich gegen die Franzosen den Rückzug nach Böhmen zu sichern,) Stadt am Hof und den Steinweg. Am oberen Wörth wendet sich das Schiff dem rechten Ufer zu, wo es anlegt. Jeder will der Erste auf dem Lande sein, und jede Sekunde Zögerung dehnt sich zur Stunde; auch in der Freundschaft ist Egoismus und er maskirt sich nicht, er fordert von jedem wildfremden Gesicht eine frohe Auskunft über unsere lang nicht gesehenen Lieben. Und so verlieren wir unseren freundlichen und gutmüthigen alten Beneficiaten, der alle Legenden kennt und für die alten Zeiten schwärmt, unseren rührigen Schwaben, dem seine geraden Glieder zu lieb waren, als dass er seinem ironischen Kobold *carte blanche* geben mochte, unsern derben praktischen Altbaier, aus dem Gesichte; schon sind sie in den dunklen Gassen der uralten Stadt der Baierfürsten verschwunden, und wir verfolgen die Schluchten dieses Häuserlabyrinthes, die Spuren aufzusuchen, welche die Geschichte und Sitten früherer Zeiten hier zurückliessen, die Baudenkmale zu betrachten, in deren Schatten die Sagen schlummern.

Regensburgs Geschichte steht auf römischen Grundfesten; aus allen Fluthen der Geschicke, die über der Stadt zusammenschlugen, ragen die Erinnerungen altrömischer Herrschaft wie Leuchtthürme hervor. Die Namen *Augusta Tiberii*, *Colonia Tiberia Augusta*, *Tiburina*, bewahren das Andenken ihrer Stiftung durch

den Despoten, der andere: *Quartana* jenes an die *legio tertia italica*, die in den *Castris quartanis* hier haus'te; die anderen *Reginum*, *Regina castra*, *Metropolis Ripariarum* im *Noricum ripense* zeugen nicht minder deutlich. Die Christianisirung Regensburgs schreibt die Legende dem heiligen Marcus zu. Unter der Frankenherrschaft heisst Regensburg *Regnoburgum*, *Rhaetabona*, *Ratisbona*, und das Fürstengeschlecht der Agilolfinger, deren erster Garibald, hält hier Hof. Als der Glaubensbote Emmeram von Pictavium nach Regensburg zu Theodo dem Agilolfinger kommt, staunt er über die wohlgebaute, mit Mauern umgürtete Stadt, über die herrliche Burg des Herrschers und den prachtvollen Hof, über den Wohlstand der Bewohner, die er findet. Drei Jahre weilte Emmeram zu Regensburg bei Theodo, drei Jahre lang rottete er, von dort in die Gauen des Baierlands ziehend, die Reste des alten Heidenthumes im Volke aus. Nach Ablauf dieser Frist verliess er Regensburg heimlich, nach Rom zu pilgern; da erhob Uta, Theodo's Tochter, falsche Anklage gegen den abwesenden Frommen, als habe er an ihr Zucht und Sitte verletzt. Der Vater verstiess sie; Landpert aber, ihr Bruder, eilte dem vermeintlichen Verführer nach, holte ihn zu Helfendorf ein und ermordete ihn. Erst als die blutige That geschehen, ward der Name des Verführers bekannt und Emmeram's Unschuld offenbar. Die Leiche des Märtyrers wurde mit grossem Pompe nach Regensburg gebracht, wo Theodo mit allem Volk und der Priesterschaft ihr entgegenzog. Auch Rupert, der Heilige, kam (unter Theodo II.) gen Regensburg und läuterte dort, bevor er nach Lorch und zu den Trümmern Juvavium's zog, den verfallenen Glauben, auch Bonifacius, zu gleichem Zwecke. Durch Bonifacius soll auch, so meldet die Ueberlieferung, das Bisthum gestiftet und Garibald als erster Bischof eingesetzt worden sein; eine andere Tradition (vergl. Hansitz) weis't die Stiftung des Bisthums dem heiligen Rupert zu. Unter Odilo sah Regensburg eine Kirchenversammlung. Nach dem Falle Thassilo's wurde Regensburg zur königlichen Stadt (*urbs regia*) erklärt, für kurze Zeit Karls des Grossen, und nach dessen Tode Ludwigs des Deutschen Herrschersitz, dessen Gemahlin, die schöne und tugendhafte Hemma, daselbst (876) starb. 891 wurde Regensburg ein Raub der Flammen, welche bloss die Kirchen zu St. Emmeram und St. Cassian verschonten; Kaiser Ar-

nulf erbaute die Stadt ausgedehnter und prächtiger wieder, mit der Königspfalz, dem Bischofshofe, mehren Kirchen, Klöstern und Gelehrten-Schulen, mit einem eigenen Gau der Gewerker und Kaufleute; in St. Emmerams Stift, das er mit kostbaren Reliquien und geistlichen Schätzen beschenkt hatte, fand er 899 seine Ruhestätte. Bald blühte in Regensburg Handel und Wandel; 911 krümmte sich Regensburg unter Deutschlands Geissel, den Ungarn; 917 hielt Konrad, König der Deutschen, daselbst einen Reichstag, auf welchem über Herzog Arnulf von Baiern Acht und Bann erging. Eben dieser festigte im darauf folgenden Jahre Regensburg, seine Hauptstadt, mit Mauern und Thürmen; umsonst lag König Heinrich der Vogelsteller mit Heeresmacht davor. Unter Otto I. ward Regensburg aufs neue dreimal belagert; nachdem Arnulf II. bei einem Ausfalle geblieben war und nach der Versöhnung des Königes mit seinem Sohne Ludolf ergab es sich. Nach der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde berief Herzog Heinrich zu Regensburg die Stände des Landes, verlas das Salbuch und hielt Gericht über die Priester, die mit den heidnischen Feinden Gemeinschaft gepflogen. Aus den Ungarkämpfen blieb die Sage von dem Kampfe des frommen christlichen Ritters Hans Dollinger mit dem riesigen Heiden Krako — auf dem Platze, der noch jetzt der „Haid-Platz“ heisst.

Von diesem Kampfe singt das alte Lied:

„Es rait ein Türck aus Türckhenlandt, rait gen Regensburg in die stat.
Da Stechen wardt. Von Stechen war er wohlbekhannt.
Da reit er fuer des Kaysers thuer. Ist niemand hie, der kumd herfuer,
Der Stechen well umb Leib umb Seel, umb guet umb Ehr, wenn das die Seel dem Teuffel wer?
Da warn die Stecher all verschwiegen, keiner wolt dem Türkhen nit obliegen
Dem laidigen man, der so trefflich stechen khan.
Da sprach der Kayser zornigklich, wie steht mein hoff so lästerlich?
Hab ich khein man, der stechen khan,
Umb leib umb Seel umb guet umb ehr, und das unserm Herrn die Seel wer?
Da sprang der Dollinger herfuer, wol umb wol umb, ich muss hinfuer,
An den laidigen man, der so trefflich stechen khan.
Das erste reuten das sie da thaten Sie tuerten gegeneinander zwey scharffe Speer,
Das eine ging hin das andre gieng her,

Da stach der Türck den Dollinger ab,
Das er an dem rukhen lag,
O Jhesu steh mir jetzt bey, Steck mir ein Zwey, sind Irer Drey,
Bin ich allein und fuer mein Seel in das ewig himmelreiche.
Da ritt der Kayser zum Dollinger so behendt, er fuert ein Kreutz in seine hendt,
Er strichs dem Dollinger über sein Mundt, der Dollinger sprang auf, war frisch und gesundt.
Das ander reuten das sie da thaten, da stach der Dollinger den Thürcken ab, das er den ruckhen lag.
Du verfeyter Teuffl nun stehe im bey, sind ihrer Drey,
Bin ich allain, unnd fuer sein Seel in die bitter Hellenpein.

Ueber die Details und Varianten der Sage berichtet Hormayr*) Folgendes: Nach Einigen erbot sich Dollinger aus freien Stücken, von dem Uebermuth des Heiden empört. Nach Andern lag er, unschuldig des Hochverraths angeklagt, in schwerer Haft auf Tod und Leben, und der Gottesgerichtskampf sollte zugleich seine Unschuld erproben. — Dem Krako halfen zwei Teufel in Ritterstracht, Allen unsichtbar. Nur der Dollinger erblickte sie in des freisamen Gegners Spiegelschild. Da soll er, nachdem ihn der Heide im zweimaligen Rennen zu Boden gestürzt, auf den Rath des Niedermünsterer Kapellans, ein Kreuz auf dem Platz haben aufstellen lassen. Nach Andern ritt der Kaiser zu ihm, hielt ihm das Kreuz vor und drückte es ihm segnend auf den Mund, wornach im dritten Rennen der Deutsche den Ungar zu Boden gestürzt und ihm die spitze Lanze durch das Ohr in den Kopf gerannt, dass Krako unter unterirdischem Hohnjauchzen der Hölle die Seele aushauchte. — Der Dollinger hatte sich vor dem Streit durch Gebet gestärkt an St. Erhards Grab, und dort das Abendmahl und jenen heilsamen Rath des Priesters empfangen. Drum schenkte er auch jetzt des Heiden Rüstung an dieses Grab, der Aebtissin der Nonnen St. Erhards, Wiltrud. Sie blieb in Niedermünster, bis die fürstliche Aebtissin Barbara von Aham sie den erhabenen Brüdern Karl V. und Ferdinand I. schenkte, als sie wider den grossen Suleiman zogen, der Wien zum zweitenmale bedrohte. Sie kam in das Zeughaus der Kaiserstadt. — Der Dol-

*) Im histor. Taschenbuch für 1835, wo auch das obenstehende Lied mitgetheilt ist.

linger liess an seiner Regensburger Herberge den Kampf in Stein hauen. Die Stechlanzen der Kämpfer meinte man noch zu besitzen. Auch die Malerei verewigte den seltsamen Streit. Unter der Kämpfer Abbild waren die Verse zu lesen:

Barbarus hic solidis certant Germanus et armis
Germanus vicit, Barbarus occubuit.

Unter Kaiser Heinrichs Ebenbilde steht:

Fertur equo celeri hic Henricus in ordine primus
Aucupio celeber nec minus imperio.

Die andere Königsfigur achteten spätere Tage für St. Oswald, des Dollingers Schutzheiligen und schrieben darunter:

Haec statua Oswaldum, si nescis, scito, figurat,
Qui rex officio, gente Britannus erat.

In den Tagen der Kreuzzüge war es meist Regensburg, wo die Begeisterten zu Schiffe stiegen; derselbe Glaubenseifer, der die Gläubigen nach dem gelobten Lande trieb, entflammte — auch zu Regensburg — die Judenhetzen, Kaiser Heinrich IV. gab dem unglücklichen Volke zu Regensburg (1097) Schutz. 1104 hielt Heinrich IV. einen Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Ermordung des Grafen Sieghard von Burghausen allen Missvergnügten willkommenen Anlass bot, den Kaiser seiner Würde für unwerth zu erklären und dessen Krone seinem Sohne Heinrich anzubieten; von Regensburg aus begann dieser die ruchlose Empörung. Im Jahre 1111 wurde das Schottenkloster zu St. Jacob erbaut, dessen Portal die Aufmerksamkeit des Freundes altdeutscher Kunst in hohem Grade in Anspruch nimmt. Im Jahre 1135, da Heinrich der Stolze, welfischen Geschlechts, über das Baierland herrschte, war eine solche Sommerhitze, dass das Bette der Donau beinahe ganz austrocknete. Da erbaute der Herzog mit Regensburgs Bürgerschaft jene in zahlreichen Volksliedern und Volkswitzen, durch Sagen und Wahrzeichen bekannte stattliche Brücke, mit 15 granitenen Schwibbogen und drei Thürmen; in elf Jahren wurde dies interessante Denkmal alter deutscher Baukunst vollendet. Die Sage verbindet die Erbauung dieser Brücke mit der (um

fast anderthalb Jahrhunderte späteren) des Domes, und meldet, dass der Baumeister des letzteren mit seinem Lehrling, welcher die Brücke erbaute, gewettet habe, wer von beiden sein Werk zuerst vollende. Da habe der Lehrling, da er an seinem Siege verzweifelte, den Bösen angerufen und ihm, wenn er das Werk fördere und zur früheren Vollendung helfe, die Seelen von drei Geschöpfen verschrieben, die zuerst die fertige Brücke betreten würden. Der Böse hielt Wort, und die Brücke ward früher vollendet als der Dom. Wie nun der Meister des letzteren vom Gerüste die fertig gewordene Brücke gesehen, habe er sich in Verzweiflung herabgestürzt. Der Lehrling aber habe den Bösen schlau überlistet und, bevor er einen Menschen auf die Brücke gelassen, einen Hund, einen Hahn und eine Henne auf dieselbe getrieben, die der Teufel erhascht und da er sich betrogen sah, voll Wuth zerrissen; zum Gedächtniss seien die Steinbilder der drei Thiere auf der Brücke eingesetzt worden; noch viele andre Wahrzeichen wurden auf dieser gewiesen und noch heute zeigt man „den grössten und den kleinsten Stein einander.“ — Auf dem Reichstage zu Regensburg war's, dass Friedrich der Rothbart 1180 Heinrich des Löwen Lehen für dem Reiche verfallen erklärte; Regensburg wurde eine freie Stadt des Reiches; ein Burggraf des Baierherzogs sollte hier Recht üben, ein Vizedom ihm untergeben sein. Auch Kaiser Heinrich VI. hielt in Regensburg Reichstag und Gericht über den Grafen Adelbert von Bogen; Richard Löwenherz wurde hier im schmachvollen Judashandel aufs neue zum Kerker verdammt. Regensburgs Wohlstand und Ansehen wuchsen indessen von Jahr zu Jahr, da die Bürgerschaft, bei zwischen Herzog und Bischof getheilter Macht, eifersüchtig an ihren Freibriefen hielt. Die Münzstätte zu Regensburg hatte guten Credit; Regensburgs Handel reichte bis nach Russland und Indien. In den Tagen des Kampfes auf Leben und Tod zwischen geistlicher und weltlicher Macht ward in Regensburg eine ruchlose That versucht; es war im Jahre 1251, da der König der Deutschen, Konrad, Friedrichs II. Sohn, mit seinem Schwiegervater, dem Baiernherzog Otto, gen Regensburg kam, das Weihnachtsfest da zu begehen. Bischof Albrecht von Regensburg, des Königs und der Regensburger Feind, welcher zu Donaustauf in dem festen Schlosse sass, besandte seinen Dienstmann Konrad von Hohenfels nach Regensburg, den Kö-

nig zu ermorden. Die Meuchler schlichen in das Stift St. Emmeram, wo der König gastete, erkundschafteten dessen Schlafgemach und drangen hinein, indessen der Bischof vor der Stadt des erwünschten Erfolges harrte. Die Treue Friedrichs von Ewesheim rettete den König, der sich unter einer Bank verbarg, indess sein Stellvertreter in seinem Bette ermordet ward. Den Bischof und den Abt zu St. Emmeram traf des Reiches Acht, und das Stift büsste den Frevel, der in seinen Mauern versucht worden war. In der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts (1263) wurde der Bau des herrlichen Domes durch den Bischof Leo begonnen, 1280 durch Heinrich II. beendigt. In der grossen Judenverfolgung, die — um dieselbe Zeit — mit dem Fanatismus der Geissler zusammentraf, erhielten Regensburgs Bürger sich den Ruhm der Vernunft und Menschlichkeit und schützten die Juden, welche seit unvordenklichen Zeiten in der Stadt sesshaft waren*) und grosse Reichthümer, die den Pöbel allenthalben sonst lockten und stachelten, besassen; — ein trauriges Gegenstück bildete 1519 die Vertreibung der Juden aus Regensburg. Freilich hatte sich während der langen Zwischenzeit (die fast nur durch die Belagerungen Regensburgs durch die Herzoge Otto und Stephan, und den Kaiser Ludwig, den Baier, markirt ist) der Charakter der Stadt fast völlig verwandelt, die grossartige Physiognomie des Handels allmälig ein bleiches, bigottes Colorit angenommen. Es ist charakteristisch, dass 1418 zwei Geistliche hier den Scheiterhaufen besteigen mussten, weil sie geäussert, dass Johann Huss zu Constanz allzuschwer gebüsst hätte; und nicht minder charakteristisch ist es, dass man bemerkt haben wollte, seit der Erbauung eines eigenen „Ketzerthurmes" sei das Glück und der Wohlstand Regensburgs gesunken. In jene Zeit ungefähr fällt auch das Turnier, auf welchem Herzog Albrecht um der schönen Bernauerin willen die Schranken verschlossen fand, obwohl er beschwor, dass sie sein ehlich Weib. Die Reformation nahm dem Wappen der Stadt das

*) Eine Tradition lässt bereits vor Christi Geburt zu Regensburg Juden wohnen, welche die Sonnenfinsterniss in Jerusalem bei Christi Kreuzigung zur selben Stunde auch in Regensburg wahrgenommen hätten; vor Schrecken hätten ihre Bauleute aus dem Thurme (nächst dem späteren Clarenkloster) einen Gerüstbalken herauszuziehen vergessen, der noch lange nachher als Wahrzeichen gewiesen worden.

Bild des heiligen Petrus und liess nur dessen zwei Schlüssel zurück. Stephan Kastenhauer, Wolfgang Schauer und Arsazius Seehofer, die kühnen Prediger, von denen der erstere später um des Glaubens willen Gefängniss und Todesgefahr bestand, führten die neue Lehre in Regensburg ein, wo durch den Verfall der Kirchenzucht alle Bande aufgelockert waren, und der Kämmerer Hans Portner, wie der Reichshauptmann Thomas Fuchs, die den Mönch von Wittenberg zu Augsburg gesehen hatten, mächtig für Luther wirkten. Jene früher erwähnte Judenvertreibung von 1519 trug in ihren Folgen nicht wenig zur Erbitterung des Volkes gegen die Mutterkirche bei. Als nämlich auf den Grund des alten Mährchens hin, dass die Juden sieben Christenkinder in den Kellern zu Tode gestochen, alle Juden aus Regensburg vertrieben worden, ihre Synagoge geschleift und an deren Stelle eine hölzerne Kirche erbaut war, worin das Gnadenbild der „schönen Maria" Tausende und aber Tausende von Wallfahrern anlockte, forderte der Rath ein Recht über die reichen Opfer der Gläubigen für die Stadt, und da der Bischof dies für sein Stift in Anspruch nahm, entbrannte ein heftiger Zwist, und die Ueberzahl des Volkes bekannte nun Luthers Lehre. Mit unglaublicher Schnelligkeit vermehrten sich deren Freunde, wuchs der Freiheitstrotz der entfesselten Vernunft, verminderte sich das Ansehen und die Macht der alten Kirche. Die Klöster standen leer, das Volk eilte zu den Predigten Kalmünzers oder Teschlers, und während des Reichstages (1541) wurden die geheiligten Ceremonien des katholischen Ritus verhöhnt, dem Zorne des Bischofs und der Herzoge zum Trotz. Da empfand Regensburg gleich Augsburg die Nachwirkungen aller Wechselfälle der Feldzüge und des Interims. Wohl athmete es auf, als Moritz von Sachsen (1551) siegreich in Augsburg einzog; als aber der fromme Herzog Wilhelm von Baiern (1589) den Bau einer Jesuitenkirche in Regensburg beschloss, wollte niemand — selbst gegen Lohn — Stein und Holz liefern oder Arbeit thun. Immerhin gelang im Laufe der Jahrhunderte den Jesuiten, durch stilles Wirken, was Feuer und Schwert wohl schwerlich vermocht hätten; dass jetzt von 20,000 Bewohnern Regensburgs nur ungefähr 6000 Protestanten, bezeugt am deutlichsten, wie eifrig sie gewesen. Den dreissigjährigen Krieg empfand auch Regensburg hart genug. 1632 kam bairisch und kaiserlich Volk in die Stadt und verthei-

digte sie ein Jahr lang gegen die Schweden unter Horn; gleichwohl musste sie auf den Verdacht geheimen Verkehrs mit diesen 60,000 Reichsthaler zur Busse entrichten. 1633 wurde sie nach siebentägiger Belagerung durch Bernhard von Weimar, 1634 nach sechswöchentlicher durch die Baiern und die Kaiserlichen erobert, 1640 durch Banner — fruchtlos — belagert. Von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an verändert sich abermals die Physiognomie der Stadt und trägt den Typus des deutschen Reichstages, der seit 1662 dort gehalten wurde, — die Langweile. 1703 gewann Max Emanuel die Brücke und Stadt, aber schon im nächsten Jahre musste er sie wieder aufgeben. 1713 wüthete (wie schon 1094, 1236, 1282, 1532, 1593 und 1613) die Pest; (den Groll der Elemente hatte Regensburg oft zu erfahren, des Feuers 891 und 954, 1152, 1224, 1624, 1642 und 1809! — des Wassers 1236, 1342, 1650, 1709, 1740, 1784. —) Mit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts öffnete sich für Regensburg die Reihe der furchtbarsten Missgeschicke, deren Ende der völlige Ruin des Gemeinwesens schien. Die Contribution, welche ihr die Franzosen 1800 auferlegten, saugte den letzten Rest des gesunkenen Wohlstandes aus. Zwar wurde sie 1803 zur Residenz des Kurerzkanzlers erhoben, aber das verhängnissreiche Jahr 1809 brachte ihr die furchtbare Schlacht, die Belagerung, die Plünderung. Nach Auflösung des deutschen Reichscadavers kam die einstige Hauptstadt der alten Baierfürsten 1810 endlich wieder an Baiern.

Die Geschichte der, Regensburg gegenüber liegenden, Stadt am Hof hängt mit jener Regensburgs eng zusammen. Schon tausend Jahre vor Christi Geburt prangt im Zauberdämmer der Sage hier eine Stadt „Hermannsheim," ein *Pedepontum*, welches vor dem kaiserlichen Glanze Tiber's verschwindet, aber bald als *Tiberina* — am andern Stromufer — wieder auftaucht. Erst von der Zeit der Agilolfinger an eignet die Geschichte sich Stadt am Hof zu, die Stiftung des Magnus-Klosters daselbst datirt vom 12ten Jahrhunderte; die Legende erzählt den Anlass dazu in folgender Weise: Ein Greis und ein Jüngling suchten am Donauufer einen Fährmann, der sie noch spät am Abend nach Stadt am Hof hinüberrudere. Endlich fanden sie einen Schiffer; doch dieser weigerte sich, ihrem Wunsche zu willfahren, bis jene beiden sich ihm

entdeckten und er erkannte, dass sie — der heilige Abt Magnus und der Erzengel Michael seien; zum Zeichen der Wahrhaftigkeit empfing der Schiffer die Verheissung: ein gewisser Berthold werde ihm einen Scheffel Korn und ein Schwein zum Fuhrlohn geben. Berthold leistete willig, was ihm so wunderbar angemuthet worden, und gab ausserdem noch einen Platz, auf welchem eine Betkirche, Sankt Magnus zu Ehren, erbaut würde. Diese gewann durch Wunder aller Art bald grossen Zulauf der Gläubigen; 1138 stiftete Gebhard von Rotenburg das Kloster zum heiligen Magnus, welches dessen weit und breit berühmten wunderthätigen Stab bewahrte, 1634 durch die Schweden verwüstet wurde und 1697 aus den Trümmern wiedererstand. In der Fehde des Böhmenkönigs Wenzel und Ruprechts von der Pfalz musste Stadt am Hof Plünderung, wie später im dreissigjährigen Kriege durch Bernhard von Weimar Zerstörung, und 1704 die Wuth der verbündeten Feinde (Britten und Oesterreicher) erdulden; die Feuerzeichen von 1809 beschliessen die Reihe blutiger Geschicke der Stadt am Hof; heller leuchtet den Wittelsbachern von Regensburg herüber jener Tag (1180), der ihnen Baiern für immer gab.

Beginnen wir jetzt eine Wanderung durch die Strassen der uraltbairischen Reichs- und Handelsstadt, die Monumente der Vergangenheit aufzusuchen. Von der Brücke ausgehend, aus dem Engpass der Strasse den „grossen Goliath" vor Augen habend, wenden wir uns alsobald links, um jenen imposanten Dombau zu erreichen, der mit seinen beiden stumpfen Thürmen dem Wanderer schon von ferne entgegenwinkt. Wie Kühnheit die Dome zu Strassburg und Wien charakterisirt, so Gediegenheit den zu Regensburg; hier ist's die Wirkung der Massen, welcher die der Formen untergeordnet ist; in diesen Massen tritt weniger der Ausdruck des Strebens, als jener der Ruhe hervor; aber diese Ruhe ist eine Wirkung der Harmonie, in welcher die Verhältnisse sich vollständig ausgleichen. Und so ist auch der Eindruck, welchen das Innere des Regensburger Doms in uns hervorbringt, ein günstigerer als der, welchen der Anblick der Aussenmassen anregt; und das Gemüth gibt sich willig der erhabenen Abgeschlossenheit einer Gedankenwelt hin, sobald du in die grossartigen Hallen eingetreten bist, welche ganz im Geiste altkirchlicher Weltanschauung wieder hergestellt wurden; dem Erhabenen der Räum-

lichkeit gesellt sich die sinnliche Pracht der Kunst; das Sonnenlicht selbst muss hier, indem es so zu sagen als Farbenmedium wirkt, der Idealität des Cultus dienen. Es ist bekannt, wer die Wiederherstellung des Regensburger Domes im alten Geiste anbefahl, die Säuberung dieser festen Burg des Cultus von den steinernen Trabanten der Zopfzeit in's Werk setzte, und die Fenster mit jenen prachtvollen Glasgemälden verzieren liess, welche an Schönheit der Compositionen die alten ebenso sehr übertreffen, als sie, — Werke der Münchner Künstler —, wie jene Glasmalereien für die Aukirche zu München, in Bezug auf die Technik als das Höchste gepriesen zu werden verdienen, was diese erreichen und vollenden kann. Aus der Restauration des Regensburger Domes spricht eine durchgreifende Consequenz laut genug, zugleich eine bedeutungsreiche Symbolik, — Wahrzeichen der Zeit, deren Geschöpfe, — in wie mannigfachen und verschiedenartigen Gestalten sie uns immerhin erscheinen mögen, — den gemeinsamen Ursprung doch nicht verläugnen können. — Der Bau des Regensburger Domes datirt in seinen ersten Anfängen schon von der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, vollendet ward er 1488. Interessant sind im Inneren des Domes die Monumente des Fürsten Primas Karl von Dalberg, des Kardinals und Bischofs Philipp Wilhelm, des Fürstbischofs Fugger, — interessanter jedoch der Kreuzgang mit seinen zahlreichen Leichensteinen und Denkmalen römischer und deutscher Vorzeit und Kunst. Der Kreuzgang ist durch ein Pförtchen mit dem „alten Dom“ verbunden und führt auf den Domfreithof, nicht fern davon gewahren wir die uralte Ulrichskirche (früher Pfarrkirche), in deren Nähe der viereckige Heiden- (Römer-) thurm, in dessen Gewölben der Baiernherzog Theodo II. (so erzählt die Legende) durch den heiligen Rupert zum zweiten Male die Taufe empfing. Nicht weit davon steht auf dem Kornmarkte das Kollegiatstift zur alten Kapelle, von welchem die fromme Ueberlieferung meldet, dass die Kirche an einen Heidentempel gebaut, und durch das kaiserliche Heiligenpaar Heinrich II. und Kunigunde mit grösserer Pracht erneuert worden, sowie dass sie in einer Kapelle ein kostbares Heilthum bewahre, das Bild der jungfräulichen Mutter von der Hand des Evangelisten Lukas, des Schutzpatrons der christlichen Maler, ein Geschenk des Papstes an jenen heiligen Kaiser. Aus der in dieser

Gegend zusammengedrängten Kirchengruppe tritt zuvörderst Nieder-Münster, hinter der alten Pfarr- oder Ulrichskirche gelegen, vor; einst ein gefürstetes, freies, weltliches Reichsstift, (dessen Aebtissin durch das Gelübde gebunden war, und zu den Reichsständen zählte), durch Judith, des Herzogs Arnulf, des Vielverlästerten, Tochter, auf einer Stelle gegründet, wo früher fromme Frauen das Grab Sankt Erhards gepflegt hatten, jetzt Pfarrkirche und bischöfliche Curie. Jene fromme Judith und Otto II. mit seiner Mutter Adelheid fanden in Niedermünster die letzte Ruhestätte; auch St. Erhards Grab wird hier angenommen. Neben dem Dome ist die Kollegiat-Stiftskirche zum heiligen Johannes, 1129 gestiftet. — 1380 auf der Stelle, wo sie jetzt steht, neu erbaut. Wenden wir uns jetzt, über den Kräutermarkt hin, und an der Stirnseite des Domes vorüberwandelnd, in die Domstrasse, wieder über den Kornmarkt, so erblicken wir die Karmeliterkirche, (1641 durch Ferdinand II. gegründet) und unfern davon, sobald wir um die Ecke bogen, die Minoritenkirche (1330 erbaut), welche beide als Mauthhallen verwendet werden. Der letzteren gegenüber stand einst das Klarenkloster, das 1809 niederbrannte, und dessen Bewohnerinnen nunmehr in dem früher den Kapuzinern gehörigen, weitläuftigen Kloster am Ausgang der Ostengasse ihrem schönen Berufe: dem Unterrichte der weiblichen Jugend, obliegen.

Durch die Drei-Kronen- und schwarze-Bärenstrasse gelangen wir nun an die Cassianskirche auf dem Hafenmarkt, welche schon zu Anfang des 8ten Jahrhunderts unter Theodo gestanden haben, und 890 aus den Verheerungen des grossen Brandes allein unversehrt geblieben sein soll. Wir wenden uns nun rechts zu der neuen Pfarrkirche, auf dem schönen mit Platanen bepflanzten Platze; einst stand an der Stelle derselben die Synagoge der Juden, nach deren Vertreibung 1519 sich ein hölzernes Bethaus über dem Gnadenbilde der „schönen Maria" erhob, zu welchem oft auf einmal 50,000 Wallfahrer herbeikamen; so gross war deren Glaubenseifer, dass die Chronik jene Andacht eine „verzauberte" nennen mochte! Seit 1542 wurde die neue Pfarrkirche dem evangelischen Gottesdienste eingeräumt. Ihr gegenüber erhebt sich die Augustinerkirche, deren Thurm, bis zur Spitze aus Steinquadern aufgeführt, als ein Wahrzeichen der Stadt

galt, sprüchwörtlich: der „Thurm ohne Dach"; die Kirche wurde 1255 erbaut, um den Platz zu sühnen und zu weihen, auf welchem ein Priester am Gründonnerstage mit dem Sakramente gefallen war; die Augustiner bezogen das Kloster 1267.

Vom neuen Pfarrplatz aus durchmessen wir in gerader Richtung die Buchfelder Strasse und sehen die dem heiligen Dionysius geweihte Kirche des ehemaligen freien weltlichen Reichsstiftes für Fräulein von Adel, Obermünster, welches jetzt zum Klerikalseminar eingerichtet ist. Die fromme Hemma, des Königs Ludwigs des Deutschen Gemahlin, stiftete 831 Obermünster, wo sie und Herzog Heinrich I. von Baiern begraben liegen. Nur eine kurze Strecke noch, und wir stehen vor dem seit uralten Zeiten hochberühmten Reichsstifte Sankt Emmeram, zu dessen Gründung der Martertod des heiligen Emmeram Anlass gab; Kaiser Karl der Grosse erweiterte und beschenkte des Herzogs Theodo Stiftung; der jetzige weitläuftige Bau der Stiftskirche gehört der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts an, der frei vor der Halle stehende Thurm wurde von 1575 bis 1579 erbaut. An die Stiftskirche schliesst sich das ältere Gotteshaus zu St. Rupert, früher Pfarrkirche. St. Emmeram rühmte sich kostbare Heilthümer und Bücherschätze zu besitzen, von ersteren die Leiber St. Emmerams, St. Dionys', des Areopagiten (den Arnulfs Kanzler, Bischof Tuto, durch List heimlich aus Frankreich nach Baiern brachte,) u. m. a. Heiliger, — von letzteren den berühmten *Codex aureus Evangeliorum*, ein Geschenk desselben Kaisers Arnulf, der dem Stifte auch den ganzen Gau der Gewerbleute übergab; Childerich, der flüchtige Frankenkönig, Kaiser Arnulf und Ludwig das Kind, — Arnulf und der fromme Heinrich, die Baierfürsten, — Babo von Abensberg und die ersten Bischöfe, — Aventin endlich, der Baiern Geschichtschreiber, u. m. A. ruhen zu St. Emmeram. Jetzt sind die ausgedehnten Klostergebäude in den Palast des Fürsten von Thurn und Taxis umgewandelt, in dessen Wohnung, Reitschule und Stallungen, davon die beiden letzteren das Auge durch gefällige architektonische Verhältnisse anziehen.

Vom Emmeramsplatze biegen wir in die Herrenstrasse ein, wandeln über den Gilgenplatz, wo das deutsche Haus und die Aegidienkirche, von da durch die Passage am Oelberg zu der in edlen Verhältnissen 1277 erbauten St. Blasiuskirche, welche

einst den Prediger-Mönchen gehörte, deren ausgedehntes Kloster durch die Truchsess von Eckmühl gestiftet wurde, und seit der Säkularisirung dem Seminar Sankt Paul wie dem Lyceum dient. Aus dem Kreuzgange treten wir in die Kapelle, welche eine Ueberlieferung als den Ort bezeichnet, wo Albertus Magnus lehrte, dessen Stuhl noch gewiesen wird. Wo die Predigergasse mit der Gesandtengasse zusammentrifft, steht die im 17ten Jahrhunderte erbaute, dem evangelischen Gottesdienst gewidmete helle und freundliche Dreifaltigkeitskirche. Hier wenden wir uns in gerader Richtung nach der Promenade und dem oberen Jacobsplatze, wo wir das unter dem Fürsten Primas geschmackvoll erbaute Präsidentenhaus, und diesem gegenüber das neue Gesellschaftshaus erblicken, in dessen Räumen der Schauspielsaal und der Redoutensaal, Harmonie und Frohsinn (zwei Privatgesellschaften) vereinigt sind. In der Jacobsstrasse weiter, dem Jacobsthore zuschreitend, finden wir uns jetzt durch den Anblick des uralten, mit einer Menge von abentheuerlichen Steinbildern geschmückten Portales der Jacobskirche überrascht, einer Reliquie des 12ten Jahrhunderts (sie wurde im Jahre 1111 für die schottischen Mönche von St. Benedikts Orden erbaut). Wem ginge bei Betrachtung jener räthselhaften Bildwerke, in deren Schöpfung sich gewiss mehr der phantastische Humor der alten Meister oder das Kindesalter ihrer Kunstfertigkeit zeigt, als sich in denselben Knospen einer geheimnissvollen Symbolik nachweisen lassen, wem ginge gleichwohl bei dem Anblick der ringenden, sich umschlingenden Ungethüme nicht die Erinnerung an den Kampf der Gesittung gegen Barbarei, der schöpferisch-geistigen mit den rohen Elementarkräften auf! Jene Schotten, vor deren Schwelle wir stehen, griffen im Laufe der Zeiten mächtig fördernd in den grossen sturmvollen Bildungs- und Gesittungsprozess des deutschen Lebens ein; hier in Regensburg hatten sie gleichsam eine zweite Heimath gefunden, welche des Papstes Exemptionsbulle mit dem Schutzring der Selbstständigkeit umschloss, und wie ihr eigentliches Vaterland einst die vielen Glaubensboten nach dem heidnischen Deutschland, so sendeten die Schotten zu Regensburg allenthalben fort und fort Colonisten hin, neue Klöster zu gründen, so nach Wien, nach Würzburg, nach Kostnitz, nach Nürnberg, und standen durch Zöglinge, die sie aus Schottland, England und Irland nach dem

Continent beriefen, in immer frischer Wechselwirkung, die sie weiterhin vermittelten.

Wenn wir vom Schottenkloster zum unteren Jakobsplatz zurückkehren und in das Kreuzgässchen einbiegen, kommen wir auf den Nonnenplatz an das 1237 gestiftete Kloster der Dominikanerinnen zum heiligen Kreuz, von da in nördlicher Richtung, am Judensteine vorbei, an die einst den Templern, dann den Malthesern gehörige, 1717 neu erbaute Leonhardskirche, in welche vor Zeiten, da frommer Aberglaube ohne Bedenklichkeit Heiliges mit Unheiligem vermischte, am St. Leonhardstage die Pferde geführt wurden, um ein Jahr lang vor allem Gebrest gefeit zu bleiben. Von da führt uns unser Weg durch die Lederer-Gasse bis zu der seit dem Beginne der Reformation dem protestantischen Gottesdienste gewidmeten kleinen St. Oswaldskirche, mit welcher das im 12ten Jahrhundert gestiftete Hospital in Verbindung steht. Durch die Donaustrasse, über den Weinmarkt und Fleischhausplatz lenken wir nun wieder nach dem Kohlenmarkte ein, wo das Rathhaus mit seinem Thurme und seinem schönen Portale unsre Aufmerksamkeit fesselt. In dem sogenannten alten Rathhause spukte bis 1806 der deutsche Reichstag. Von da durch die Waggasse gelangen wir auf den Haidplatz, wo der Dollinger den trotzigen Krako erlegte. Ein Spaziergang in den anmuthigen Anlagen, welche die Stadt im weiten Halbkreise umschliessen und mit den Gärten des Fürsten Thurn und Taxis und der botanischen Gesellschaft ein schönes Ganze zu bilden scheinen, stimmt uns, wie wir dem düstren Labyrinth der engen krummen Strassen entronnen, heiter, und der Anblick einer Reihe von Monumenten überrascht uns aufs erfreulichste; zuerst das Görzische, dann das Gleichen'sche, dann der, dem ersten Stifter der Anlagen, Carl Anselm Fürsten von Thurn und Taxis, durch Dalberg 1806 errichtete Obelisk, das Gruber'sche, das Zoller'sche Denkmal, vor allen aber die schöne offene Rotunde, in welcher Dannekers Marmor-Basrelief: Kepplers Genius, Uranien entschleiernd*).

Wie wenig andre Städte ist Regensburg reich an pittoresken Umgebungen. Das Herz wird weit im Genuss des ausgedehnten

*) Der berühmte Astronom starb zu Regensburg 1630.

Panorama's, welches sich von der Höhe der Dreifaltigkeitskirche über dem Steinwege aus vor uns entfaltet. In Nähe und Ferne zeigen sich reizende Lustörter. Einhausen mit Schloss und Park, die weiland Karthause Prül, die Höhe bei Zingetsdorf am rechten, — am linken Ufer, wo die Waldberge in schönen Gruppen hintereinander emporsteigen, Tegernheim und vor allem die Ruinen der alten, den Bürgern Regensburgs so oft furchtbaren Burg Donaustauf, welche Bernhard von Weimar im dreissigjährigen Kriege zerstörte, die Wallfahrtskirche und der grossartige Säulenbau der Walhalla, weithin herrschend über den majestätisch dahinfluthenden Strom, über die unabsehbare Ebene und gegen Norden bis an den Böhmerwald.

An dieser Stelle lasset uns eine Weile rasten, des Vaterlandes gedenkend, dessen grossen Männern, von Armin, dem Befreier, an, der Tempel des Ruhmes geweiht ist. Hier schlage lauter in Freude, deutsches Herz; nicht bloss in dem Erntefeld Vergangenheit, das sich weit und reichgesegnet wie die herrliche Landschaft vor dir ausbreitet, — — in schönen Zukunftsträumen auch schwelge vor der „Halle der Erwartung," die den noch Lebenden, Wirkenden eingeräumt wird, und träume für wenige Sekunden über die Gegenwart hinweg! Schämst du dich nicht, dass dir der Muth schon öfters sinken wollte in der Schwüle des Tages, den du eben verlebtest? Dass du die deutsche Eiche schon verloren gabst, weil du an ihr auch dürre Aeste sahst, und einige bedauernswerthe arme Blinde auf Leitern daran, welche das dürre Holz mit grüner Farbe überstrichen und glaubten, sie könnten dich glauben machen, die todten Aeste hätten wieder frisches Leben getrieben? Was kümmert dich dieser Wahn? Was kümmert dich das Verlorene? Warum verzagest du? Die deutsche Eiche wurzelt ja noch fest, und frischen Saftes genug kreis't in ihr und genug frischen Laubes treibt aus ihrem Stamme, dass du von den verdorrten und verfaulten Aesten, von dem welken Laube, das noch trotzig zwischen grünem sich behauptet, wahrlich nichts zu fürchten brauchst. Mit Armin's des Befreiers Blut ist die Wurzel gedüngt, und seine Stimme, vor der die Welschen zitterten, rauscht noch in deine Träume, wenn du sie — nur hören willst! Siehst du den Cherub: Freiheit nicht, der in die Rinde des Stammes, wo der kräftigsten Aeste einer sich ihm ent-

wand, den Namen Luther schrieb? Wach auf, wach auf, deutsches Herz; du schliefst schon zu lange!

An einem 18ten Oktober war's, — nicht 1813, da Napoleon von Leipzig floh, sondern 1830, da die dreifarbige Fahne auf dem *Palais royal* wieder wehte, — als König Ludwig von Baiern, ein Gelübde erfüllend, das er schon als Thronerbe dem Vaterlande und sich geleistet*), auf dieser Bergeskuppe den Grundstein zu einem Tempel des deutschen Ruhmes legte, der, im Geist und Geschmack des classischen Alterthumes auszuführend, allen Stämmen des deutschen Volkes als feste Burg der Einheit und Ganzheit entgegenleuchte. Der Meister der Glyptothek, Leo von Klenze, übernahm den Bau; Bildner aus allen Gauen des Vaterlandes sollten das Gedächtniss deutscher Männer und Frauen, sollten des deutschen Volkes Thatenherrlichkeit in Marmor verewigen, — Walhalla des Ruhmestempels Name, — das Jahr 1840 das der Vollendung sein. Prachtvolle Doppeltreppen führen vom Strande des Stromes, über welchem der Tempel 304 Fuss hoch sich erhebt, den Berg hinan, den cyklopische Mauern umgeben. In Mitte der Treppen nimmt die „Halle der Erwartung" die Bilder der lebenden Zeitgenossen auf, denen Anwartschaft auf einen Platz im Allerheiligsten oben eingeräumt worden. Den Tempel selbst tragen riesige dorische Säulen; die Stirnseite, dem Strome zugekehrt, beherrscht die weite Landschaft, von den Giebelfeldern aber leuchten die Hochbilder der Freiheitskämpfe! — Welch ein Moment, Deutsche aus allen Gauen! — wenn die hölzerne Umhüllung niedersinken wird, die den erhabenen Bau jetzt noch verdeckt, wenn der weisse Marmor der Tempelwände, wenn die mächtigen dorischen Säulen zuerst frei im Sonnenlicht glänzen, im Morgenroth des Tages der Herrlichkeit, der über dem ganzen deutschen Va-

*) Damals schrieb Johannes von Müller an ihn:

„Es ist gross, dass Sie, Durchlauchtigster Kronprinz, jenen herrlichen Gedanken der Walhalla, der Zierde des Vaterlandes, nicht sinken lassen. Die deutsche Nation hatte nie ein grösseres Bedürfniss, ihrer selbst nicht zu vergessen, und in der neuen Ordnung der Zeiten mit Würde zu erscheinen. — — — Es ist eines eigenen Lorbeers würdig, das Gefühl der Nationalkraft nicht untergehen zu lassen, und wie mehrmals Ihre Altvorderen an entscheidenden Tagen, so als Verfechter des verkannten Werths zu erscheinen."

terlande aufgehen möge, wenn die riesigen Löwen sich auf den Zugängen der prächtigen Treppe als Hüter der Vergangenheit hinlagern und ein ganzes Volk voll Thatlust und Begeisterung erwartungsvoll die breiten Stufen hinanwogt und das Heiligthum füllt, von dessen Wänden die Bilder der alten deutschen Sitten, die deutschen Siegesgöttinnen und die Marmorbüsten der Edelsten des Vaterlandes herabblicken!

Von Regensburg bis Deggendorf.

Die nächste Rast, welche wir, die Donaufahrt fortsetzend, rzielen, ist nun Straubing. Sobald das Schiff an den Ruinen von Donaustauf und der Walhalla vorüber getrieben, zeigt sich uns auf demselben Ufer Sulzbach, dann, wie wir die Krümme des Stromes zurücklegten, Demling und Bach, am rechten Ufer gewahren wir die Dörfer Särching, Friesheim und Ilkofen. Hierauf schiffen wir zwischen Frenkhofen und Auburg, und den Auen, welche den in vielen Windungen dahinrollenden Strom zu beiden Seiten umgeben, bis wir das Dorf Pfätter, wo einst ein Römerlager gewesen, erreichen. Nicht weit von Pfätter erblicken wir auf dem rechten Ufer Gmünd, und nahe dabei Irling, während sich auf dem entgegengesetzten die Dörfer Tiefenthal, Hochdorf, Stadeldorf und Heiligenblut zeigen, dessen Wallfahrtskirche, von der Anhöhe niederblickend, einige Tropfen vom Blute Christi bewahrt, wie die Frommen glauben. Rechts schwinden jetzt in der Donauebene Aholfing, die beiden Motzing, (zwischen welchen die grosse Laber der Donau zueilt) Breitenfeld, Eberau, Kagers, — links am Abhange des Höhenzuges Zeitdorf, Weihern, Kirchenroth, Pfaffenminster, das alte Stift, näher dem Strome zu — Biechsee, Pittrich, Neidau, Kössnach, Hartzeilern, Eberau und Sossau an uns vorüber. Zu der Mutter Gottes in Sossau wird viel gewallfahrt, denn zur Zeit der Reformation, so erzählt die Legende, flüchteten Engel aus einer lutherisch gewordenen Gemeinde eine Kirche mit dem Gnadenbilde in einer Nacht gen Sossau. Da ist auch das grosse „Beschlacht“ (so heisst das Volk den Dammbau), über welchen das überflüssige Wasser der sogenannten alten Donau zufliesst, seit die Straubinger (1477) den Strom durch einen Canalbau an ihre Mauern geleitet.

Vor Straubing, der freundlichen Stadt, landen wir jetzt, die in reicher, gesegneter, gen Norden von sanften Berghöhen

begränzter Ebene vor unseren Blicken liegt. Straubing wird in der Geschichte schon früh erwähnt; nicht weit von dem unfern vor der Stadt gelegenen Atzelburg weist man eine Römerschanze. Im 10ten Jahrhundert wird Straubing als königlicher Hof genannt, der durch Heinrichs des Heiligen Schenkung und durch das Vermächtniss dessen Bruders, des Augsburger Bischofs Otto, ein Eigenthum des Augsburger Domkapitels ward, das einen Vicedom dahin setzte. Neu-Straubing (die jüngere Hälfte der Stadt) stammt aus dem 13ten Jahrhundert, und wurde damals meist von Juden bewohnt. Friedrich der Schöne eroberte Straubing 1319, Ludwig der Baier nach vierzigtägiger Belagerung 1332. Nach des Kaisers Ludwig Tode erhielten dessen Söhne Albrecht und Wilhelm Straubing und damit die Herrschaft über einen Landestheil Baierns mit 31 Städten, Burgen und Flecken. Als Wilhelm gen Holland fuhr, hielt Albrecht zu Straubing Hof; von da an begann die Herrschaft der Linie Baiern-Holland, Herzog Wilhelm I. erbaute 1356 zu Straubing das Schloss. Nach dem Erlöschen des Straubing-Holländischen Zweiges erhielten Ernst und Wilhelm von München den Straubinger Antheil. Ernst's Sohn ist Albrecht, der Gatte der schönen Baderstochter von Augsburg, Agnes Bernauer, der als Statthalter seines Vaters zu Straubing Hof hielt. Zu Augsburg, wohin er zum Speerbrechen gekommen, sah der achtundzwanzigjährige Herzog die holde Jungfrau, die von Alt und Jung wegen ihrer Schönheit und Tugend nur der Engel genannt ward, gewann ihr Herz und gelobte ihr die Ehe. Zu Vohburg gab der Priester, vor keinem anderen Zeugen als dem Allwissenden, dem Bunde der Liebenden den Segen der Kirche. Als aber Albrechts Vater von dessen Liebe erfuhr, entbrannte er in fürstlichem Stolz und Zorn, und beim Speerbrechen zu Regensburg fand Albrecht auf des strengen Vaters Betrieb die Schranken vor sich verschlossen, als unehrlich, weil er mit einer Jungfrau in wildem Bunde lebe. Umsonst beschwor er, dass Agnes sein ehlich Gemahl; und erbittert durch des Vaters unbeugsamen Starrsinn, sprach er ihr nun alle Ehren zu, die einer Herzogin gebühren, und gab ihr die Burg zu Straubing zu ihrem Fürstensitz; die fromme Frau stiftete sich dort, von trüber Ahnung bewegt, im Kreuzgang der Karmeliten ihr Grab. Und bald ward ihre Ahnung zur Wirklichkeit. In Albrechts Abwesenheit wurde sie auf Herzog Ernst's Geheiss gefan-

gen, unerhörter Verbrechen bezüchtigt und in furchtbarer Eile zum Tode verurtheilt. Henkersknechte schleppten sie auf die Donaubrücke und warfen sie in den Strom, der barmherziger als ihre Richter schien. Schon erreichte sie schwimmend das Ufer und rief um Hülfe, da ergriff sie der Henker an ihren blonden Locken und stiess sie aufs neue in die Fluthen hinab. Solches geschah den 12ten Oktober 1435. Hören wir, wie das naive alte Volkslied diese Liebestragödie berichtet:

Es reiten drei Reiter zu München heraus,
Sie reiten wohl vor der Bernauer ihr Haus,
Bernauerin, bist du drinnen?
Ja drinnen?

Bist du drinnen, so tritt du heraus.
Der Herzog ist draussen vor ihrem Haus,
Mit allem seinem Hofgesinde,
Ja Gesinde.

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein schneeweisses Hemd zog sie gar bald an,
Wohl vor den Herzog zu treten,
Ja treten.

Sobald die Bernauerin vor's Thor 'naus kam,
Drei Herrn gleich die Bernauerin vernahm,
Bernauerin, was willst du machen?
Ja machen?

Ei willst du lassen den Herzog entweg'n,
Oder willst du lassen dein jung frisches Leb'n,
Ertrinken im Donauwasser?
Ja Wasser?

Und als ich will lassen mein'n Herzog entweg'n,
So will ich lassen mein jung frisches Leb'n,
Ertrinken im Donauwasser,
Ja Wasser.

Der Herzog ist mein
Und ich bin sein,
Sind wir gar treu versprochen,
Ja versprochen.

Bernauerin auf dem Wasser schwamm,
Maria Mutter Gottes hat sie gerufet an,
Sollt' ihr aus dieser Noth helfen,
Ja helfen.

Hilf mir Maria aus dem Wasser heraus,
Mein Herzog lässt dir bauen ein neu's Haus,
Von Marmelstein ein Altar,
Ja Altar.

Sobald sie dieses gesprochen aus,
Maria Mutter Gottes hat geholfen aus,
Und von dem Tod sie errettet,
Ja errettet.

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
Ein Henkersknecht zur Bernauerin kam,
Bernauerin, was willst machen?
Ja machen?

Ei willst du werden ein Henkersweib,
Oder willst du lassen dein'n jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser?
Ja Wasser?

Und eh' ich will werden ein Henkersweib,
So will ich lassen mein'n jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser,
Ja Wasser.

Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag,
Bernauerin ist ertrunken,
Ja ertrunken.

Auf, rufet mir alle Fischer daher,
Sie sollen fischen bis in das rothe Meer,
Dass sie mein feines Lieb suchen,
Ja suchen.

Es kommen gleich alle Fischer daher,
Sie haben gefischt bis in das rothe Meer,
Bernauerin haben sie gefunden,
Ja gefunden.

Sie legen's dem Herzog wohl auf die Schooss,
Der Herzog wohl viel tausend Thränen vergoss,
Er thät gar herzlich weinen,
Ja weinen.

So rufet mir her fünftausend Mann,
Einen neuen Krieg will ich nun fangen an
Mit meinem Herrn Vater eben,
Ja eben.

Und wär' mein Herr Vater mir nicht so lieb,
So liess ich ihn aufhenken als wie einen Dieb,
Wär' aber mir eine grosse Schande,
Ja Schande.

Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag,
Sein Herr Vater ist gestorben,
Ja gestorben.

Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n,
Rothe Mäntel müssen sie hab'n,
Roth müssen sie sich tragen,
Ja tragen.

Und die mir helfen mein feines Lieb begrab'n,
Schwarze Mäntel müssen sie hab'n,
Und schwarz müssen sie sich tragen,
Ja tragen.

So wollen wir stiften eine ewige Mess,
Dass man die Bernauerin nicht vergess,
Man wolle für sie beten,
Ja beten.

Karl V. weilte gern in Straubing, und schickte den jungen Straubinger Ulrich Schmidl mit Peter Mendoza nach der neuen Welt, wo jener Buenos Ayres gründen half. Im dreissigjährigen Kriege eroberte Bernhard von Weimar, — im Jahre 1704 die kaiserliche Heeresmacht die Stadt; 1780 sank sie zur Hälfte in Asche. Von den Gebäuden Straubings regen nur die Kirche zu St. Jacob (mit Bildern von Michael Wohlgemuth), der alte Stadtthurm inmitten der Stadt, das Rathhaus und das Schloss unsre Aufmerksamkeit an; je länger wir in den freundlichen Strassen Straubings weilen, um so rascher schwindet der Zauber der Romantik, der uns diese durch die Liebestragödie Albrechts und Agnesens geweihte Stätte zu umdämmern schien, vor der Behäbigkeit und dem Materialismus des Lebens der Straubinger. Dadurch kündet sich Straubing sogleich als ächt altbaierische Stadt an. Hier, wie in ganz Altbaiern, entfaltet der Genuss als unumschränkter Herrscher sein lockend Panier, und freudig gehorcht ihm das Volk und folgt ihm, wohin er es führt. Das magst du, Fremder, an dir selbst am besten erfahren und erproben. Auf jedem Schritte be-

gegnet dir der Genuss, und du wärst ein Thor, wolltest du ihm ausweichen; warum willst du es also dem Volke verargen, wenn es ein Gleiches thut? Der Genuss gehört hier gewissermassen zur Geschichte, er ist Fleisch und Blut mit dem Volke geworden; es ist stolz auf ihn, und diesen Stolz siehst du auf jedem Gesichte leuchten; Besitz und Genuss sind hier eins. Es ist nichts Raffinirtes darin, so wenig wie im Charakter des ganzen Volkes, den ihr immerhin für eine unverdorbene, compakte, derbe Masse halten dürft, aus welcher noch viel zu erzielen und zu gewinnen ist, wie aus wenig andern deutschen Stammcharakteren mehr, an denen schon so viel experimentirt worden, dass oft kaum ein dürftiger Niederschlag unter einem Berg von Schlacken als Rest liegen blieb. Der Charakter der Altbaiern ist ein Bergwerk voll rohen, aber edlen Erzes, welchem der Hammer nicht so leicht etwas anhaben kann, das aber dem unverdrossenen Bergmann nach langen Mühen um so reicher lohnt. Doch jetzt wieder zu Straubing! So recht behaglich liegt es, ungeachtet ofter Wassernöthe, mitten im sogenannten „Dunkelboden," (so heisst das fruchtbare Erdreich auf der grossen Ebene, die sich von Regensburg an bis tief gen Pleinling hinabzieht). „Dieser Dunkelboden," (so berichtet Schultes), ist in seiner ganzen Pracht hier in den südlichen Umgebungen von Straubing und stellenweise auch über und unter dieser Stadt am rechten Ufer der Donau. Weizenbau wird in diesen Gegenden mehr als irgend anderswo in Baiern betrieben, und öfters mit 12—20fachem Saatkorn selbst in jenen Gegenden, wo ein Jahr wie das andre Weizen gebaut wird. — — In manchen Gegenden wird nur alle 6—9 Jahre gedüngt, weil die Rindviehzucht beinahe überall vernachlässigt ist, während mit der Pferdezucht Luxus getrieben wird. Gewöhnlich fahren hier die Bauern mit 4 Pferden und mancher derselben, der 6—14 stattliche Rappen im Stalle hat, hat nicht ein Paar Ochsen; Knechte und Bauern schämen sich hier mit Ochsen zu pflügen." Im Wechselverhältniss mit der Fruchtbarkeit des Bodens stehen denn auch die Körperkraft, die Wohlhabenheit, der Aufwand, die Lebelust und Sinnlichkeit der Bewohner.

Wir scheiden von Straubing, doch nicht ohne Joseph Fraunhofer's zu gedenken, der hier das Licht der Welt erblickte, dem Eduard von Schenck die schönen Worte nachrief:

„Die Sterne folgten seinem mächt'gen Ruf,
Dem zaubervollen Glase, das er schuf;
Entrissen hat er sie der alten Nacht,
Getheilt, verdoppelt und uns nah gebracht.
Der hinter Sternen ruh'nde Nebelflor
Erhellte sich, gehorchend seinem Rohr,
Und liess in jenen Flammenschooss ihn sehn,
Wie Sonnen dort sich bilden und entstehn.
Er beugte, mass und spaltete den Strahl,
Verband, zerstreut' ihn nach Gesetz und Wahl,
Er hielt das Licht des Sirius gebannt,
Des Vega Schimmer spielt' in seiner Hand."

Schon lange bevor wir Straubing erreichten, sahen wir gen Osten fern den Bogenberg; jetzt, nachdem wir Straubing wieder verlassen, steuern wir, an Atzelburg, Parkstetten, Kleinau, Reibersdorf vorüber, demselben zu. Da zeigt sich uns unfern von dem Bogenberge, am Abhange der Bergkette, welche sich am linken Ufer malerisch hinzieht, Ober-Altaich, das weiland reiche und berühmte Benediktinerstift, eines der ältesten Baierns. Einst soll, so berichtet die Ueberlieferung, hier ein heiliger Hain und Altar gestanden sein, und wo später der Altar sich erhob, eine heilige Eiche, die Sankt Parmin gefällt. Dem Herzog Odilo II. wird die Stiftung des Klosters (731) zugeschrieben, das später durch die Heiden zerstört ward und bis zum Anfang des 12ten Jahrhunderts im Schutte lag; um jene Zeit erbaute es Graf Friedrich von Bogen aus den Trümmern und das mächtige Geschlecht bedachte es seither reichlich. Weit genannt wurden die seltsamen Reliquien, auf deren Besitz das Kloster nicht wenig stolz war, und die Spottgemälde auf die Reformation. Im dreissigjährigen Kriege steckten die Schweden Oberaltaich in Brand, aber stattlicher als früher erhob es sich bald aus der Asche. Doch aller Reichthum und alle Reliquien des Klosters vermochten die Kunde nicht verstummen zu machen, die 1775 hier aus einer Kerkerzelle über ganz Baiern hin scholl, die Kunde vom Tode des frommen und aufgeklärten Paters Nonnos Gschall, der wegen beider Eigenschaften seinen Klosterbrüdern verhasst wurde und diesen Hass schwer büssen musste. Verdacht der Ketzerei gab ihnen scheinbaren Grund, Gschall durch den Kettenhund des Klosters in einen scheusslichen Kerker zu hetzen. Und als er, seiner

Haft wieder entlassen, entfernt lebenden Freunden sein trauriges Loos und den Sittenverfall des Stiftes vertraute, wurden seine Briefe aufgefangen, wurde er aufs neue in's Gefängniss geschleppt, und so unmenschlich gepeinigt, dass er sich in Verzweiflung den Tod gab.

Lasst uns jetzt anlegen, und den steil am Strom hinaufragenden Bogenberg hinan zu den Trümmern des Schlosses steigen, in welchem einst die mächtigen Grafen von Bogen hausten, deren letzter, Albert, 1242 zu Oberaltaich begraben ward. Welche entzückende Aussicht über das gesegnete Flachland Baierns bis zu den im blauen Duft schwimmenden Bergen, die den Horizont säumen, thut sich von der Höhe des Berges vor uns auf, der aus dem Höhenzuge gegen das Ufer zu hervortritt! Ein Kranz von Trümmern schlingt sich um die uralte Wallfahrtskirche, die Aswin, Graf von Bogen, 1104 einem wunderthätigen steinernen Muttergottesbilde erbaute, welches stromauf bis gen Bogen geschwommen und auf einem Felsen Stand hielt. Die Salvatorskirche in dem „Hölzlein" auf dem Berg wurde 1413 dem entweihten Frohnleichnam zu Sühne und Ehren erbaut; 9 Jungfrauen ergaben sich dem beschaulichen Leben auf eben diesem Berge, dessen Herren, die streitlustigen Grafen, oft ganz Baierland durch Raub, Brand und Fehde in Schrecken setzten; so gut vertrugen sich frommer Wahn und Verbrechen! Auch der Marktflecken Bogen am Fusse des Berges besass ein wunderthätiges Heilthum, einen Zahn Sankt Sebastians, über welchem das gläubige Volk Wasser trank und dadurch ein Jahr lang vor aller Pestilenz gesichert zu sein wähnte.

Wir besteigen das Schiff wieder und steuern nun an den Dörfern Hermannsdorf, Einbruch, Endau, Irlbach, welche wir am rechten Ufer erblicken, und an den Ortschaften Holzkirch, Hofweinzier, Anning, Pfelling, Lenzing, Albertskirchen, Wallendorf, hinter welchen am linken Ufer die Berge emporsteigen, vorbei. Bei Wischelburg, das sich uns nun am rechten Ufer zeigt, sind alte Schanzen, die von Einigen für Römerwerk gehalten werden; Wischelburg gegenüber gewahren wir Ferndorf. Dann schiffen wir zwischen Maria-Pösching (am linken) und Stephan-Pösching (am rechten Ufer) durch, zwischen Hundeldorf und Steinkirchen, zwischen Sommersdorf und Bergheim, an Klein-Schwarz-

ach und Zeideldorf vorüber, und erblicken auf den Höhen des linken Ufers Offenberg, Wolfstein, Neuhausen, Himmelberg und Kloster Metten, während am rechten vor uns, 300 Fuss hoch, der gewaltige Natternberg emporsteigt, auf dessen Gipfel noch die Trümmer des trotzigen Schlosses der Grafen von Bogen stehen, in welchem Herzog Heinrich der jüngere von Landshut, der Natternberger zubenannt, erzogen ward. Von diesem mitten aus der Ebene emporragenden Felsen erzählt das Volk, dass es ein Berg aus Welschland sei, den der Böse durch die Luft herbeigetragen, um die Donau zu dämmen und die Bürger von Deggendorf, wegen ihrer Gottesfurcht ihm verhasst, durch Ueberschwemmung zu vertilgen. Schon war er nahe an Deggendorf, da klang das Ave-Glöcklein drüben im Kloster Metten, und ohnmächtig liess der Böse den Felsen in's flache Land hinab fallen. Ueber des Klosters Metten Ursprung erzählt die Legende, deren Spuren hier an der Donau fast jedes Dorf bewahrt, Folgendes: Ein frommer Hirte zu Michaelbuch, Gamelbert mit Namen, fand einst, unter einem Baume erwachend, ein Buch auf seinem Herzen, und nachdem er darin heiligen Unterricht gefunden, wurde er Priester und weidete die geistliche Heerde. Er pilgerte später nach Rom und taufte unterwegs einen Knaben Utto, der, als er herangewachsen, zu ihm kam und von ihm zum geistlichen Hirten geweiht wurde. Später ging der fromme Utto über die Donau, und diente Gott als Einsiedler an einer Quelle im Walde, die noch heute der Uttosbrunnen hiess. Dort traf ihn Kaiser Karl der Grosse, der sich im Waidwerk verirrt hatte, und gab ihm, andächtig betroffen von einem Wunder des Einsiedlers, eine Bitte frei. Utto bat, der Kaiser möge hier ein Kloster gründen und Karl that nach dem Wunsche des Siedlers. Das Stift starb 1134 durch die Pest aus, und brannte 1236 nieder. Herzog Heinrich erneuerte es 1157, Herzog Otto 1264.

Zwischen Metten und dem Natternberg zeigt sich uns jetzt Deggendorf in einem lieblichen Thale, von sanften Hügeln umgeben, im Hintergrunde durch einen höheren mächtigen Bergwall geschützt; im breiten Bette rauscht die Donau stolz und majestätisch vorbei, und gern vergisst man bei diesem Anblick des harmonisch abgerundeten Landschaftsgemäldes, im Vollgenuss jener ruhigen Stimmung, die alles Vollendete in uns hervorbringt, die

Schande des Judenmordes, der auf dieser freundlichen Stadt haftet, und die, ausser ihrer Eroberung durch Bernhard von Weimar (1633), Karl von Lothringen (1743) und Bathyany (1744), und ausser den Gräueln der Panduren, ihre ganze Geschichte ausmacht. Jenes grosse Judenwürgen geschah 1337. Wie allenthalben im Mittelalter jede Seuche den vermeintlichen Brunnenvergiftungen durch Juden, jede Landplage dem Zorne Gottes über ihre erdichteten Frevel zugeschrieben ward, und der Pöbel, der sie um ihrer Reichthümer willen hasste, die uralte Anklage, dass sie Christenkinder kauften und mordeten und das Sakrament entweihten und höhnten, zum Vorwand und Anlass nahm, sie zu verfolgen, zu plündern und zu vertreiben, so auch damals in Deggendorf. Ein altes Lied berichtet die Sage von diesem Gräuel. Ein altes Christenweib hätte auf Betrieb eines Juden das Sakrament aus der Kirche gestohlen und jenem verkauft, der darauf die Hostie mit einem Ahl durchstochen, während ein Andrer sie mit einem Hagedorn geritzt, aber der Hostie sei Blut entronnen und habe sich ein Knäblein entwunden. Darauf hätten die Juden das Sakrament in einen heissen Ofen geworfen, ohne dass die Flamme demselben zu schaden vermocht; dann

„legt ein Jud es in seinen Mund
Das sacrament, die himel speis;
Gott in eines Kindleins weis'
Auf dem brot stund hindan."

Auch hätten, heisst es ferner, die Juden die Hostie, wiewohl gleichfalls vergebens, auf einem Ambos zerhämmern wollen, und hätten in die Brunnen ihr „ketzerliches Gift" gelegt. Aber

„Maria kam mit grossem Leid,
Sie sprach: ihr falschen Juden blind,
Wie martert ihr mir mein liebes Kind?
Mit ihr so kam der Engel Schaar
Ein Licht viel lauter und auch klar.
Der Juden Mord das brach da aus."

Denn ein Wächter hörte Maria's Klage und sagte den Herren vom Rath die Kunde. Alsbald verschworen sich die Bürger auf das Cruzifix, alle Juden zu vertilgen, und der Pfleger Hartmann von Degenberg kam vom Natternberg herab mit seinen Reisigen und

half an dem Blutwerk fleissig mit. Es war am Tage nach St. Michaels Fest. Alle Juden in der Stadt, Männer und Weiber, Greise und Kinder wurden niedergemetzelt. Ihre Häuser flammten auf, und aus dem Feuer flog das Sakrament empor und liess sich in eines alten frommen Schmiedes Schooss nieder. Ein neugeweihter Priester von Nieder-Altaich brachte es in die Kirche. Papst Innocenz VIII. verlieh den Wallfahrern zu den heiligen Hostien in Deggendorf vollständigen Ablass, und seither strömten alljährlich zu Michaelis Tausende bis Zehntausende, ja Funfzigtausende nach Deggendorf. Auch wurde das Ereigniss alljährlich durch eine geistliche Komödie gefeiert; erst 1800 war die letzte! Dieser Judenmord zu Deggendorf entzündete auch zu Straubing, auch in Oesterreich die Häupter des fanatischen Pöbels. — Wesshalb die Erinnerung dieser Gräuel in unseren Tagen wieder anregen, fragt ihr, — im Zeitalter der Humanität, da das Volk ja vernünftiger geworden? Wie, wähnt ihr, alle alten Schäden seien schon geheilt, weil sie zu vernarben anfangen? Und glaubt ihr weniger grausam und verrückt zu sein, als eure Pöbelahnen, weil ihr, eine vornehm-gnädige Miene annehmend, den Juden, deren Geld ihr, wie jene, braucht, keine Scheiterhaufen mehr baut und — zu leben erlaubt? Auch sogar gegen ihre Emancipation hättet ihr nicht so viel einzuwenden, wenn sie ihrerseits euch nur die unbedeutende Concession machen wollten und aufhörten — Juden zu sein! Oder ist vielleicht die Race der Volksdummhalter ausgestorben, welche damals die Masse bearbeiteten und entflammten? Geht nur in Hütten und Häuser, und ihr werdet sie noch so eifrig und geschäftig wie jemals finden. Aber, weil ihr euch gerne reden hört, haltet ihr eure Worte schon für Thaten, und vergesst leichtsinnig zu wachen und zu wirken. Geht, ihr seid Kinder und betrügt euch selbst. Humanität will nicht bloss gepredigt, gepriesen und erhofft, — unermüdlich erwirkt will sie sein, dann kommt sie auf Erden!

Anderthalb Stunden nordwestlich von Deggendorf, zwischen Freienwalde, dem Kloster Metten und dem Burgstall Degenberg, steht in einer Lichtung des Waldes, auf einem Hügel Schloss Eck, eines der schönsten in Baiern; ein Abstecher nach diesem fast völlig erhaltenen Schlosse, durch herrliche Waldeinsamkeit, lohnt die Mühe. Da stehn noch die Vorwerke, die Kem-

naten, der Thurm, in dessen tiefstem Grunde man bei der Wiedereröffnung Menschengerippe in Ketten fand. Einst war Schloss Eck wohl ein Besitzthum der gewaltigen Grafen von Bogen, denen von der Mündung des Regen bis zur Ils Alles unterthänig war, und die wahrscheinlich dessen Burghut lehnsweise den Eckern von Eck vertrauten. Von diesen hebt die Ueberlieferung vornämlich Peter Ecker, den Vicedom zu Straubing, hervor. Dieser hatte im Zorne sich vermessen, den Schimpf seines Sohnes, der wider seinen Befehl gegen die Feinde anrannte, und nach verzweiflungsvoller Gegenwehr feldflüchtig wurde, in dessen Blute zu tilgen; — sein Wort zu halten, liess er den Henker kommen, sprach dem Sohne das Urtheil und rief, des Vaterherzens Regung bezwingend, dem Henker zu: Verrichte dein Amt. Da fiel ihm des Sohnes Haupt vor die Füsse. Ein andrer Peter von Eck, der jungen Baierfürsten Hofmeister, spielt in Baierns Geschichte eine wichtige Rolle. Allezeit aber galt von den Eckern, was der Ehrenhold Johann Holland von ihnen schrieb:

Die Ekker von Ekk
Haben guet pfenning sekk
Gelert an alle schandt
Nach ern in dem launt.

Seit hundert Jahren gehört Schloss Eck den Grafen von Armansperg.

Gleich unterhalb Deggendorf strebt die Isar mit zahlreichen Armen der Donau zu. Unserem Plane zufolge unterbrechen wir denn hier die Donaureise, um an der Isar stromaufwärts zu wandern, die herrliche Königsstadt, die sich an deren Ufern ausbreitet, zu betreten, und weiter hinauf abermals bis in's Hochland zu dringen, dem sie entstürzt.

Von Deggendorf nach München.

Drei altbaierische Städte von geschichtlicher Bedeutung fordern uns auf dem Wege von Deggendorf nach München zu Fast und Betrachtung auf, jede von eigenthümlichem Charakter, Landshut, Mosburg und Freising; Landau und Dingolfing, beide am rechten Ufer der Isar, liegen von unserer Richtung ab. Die Uferanwohner des blauen, rasch dahinbrausenden Alpenstromes — sind frischer, kerniger, rüstiger als ihre Stammesnachbarn an der Donau, eifrig im Glauben und Aberglauben der Väter wie diese, dabei aber manierlicher von Worten und Wesen. Die Isargegenden erfreuen uns erst in Landshuts Nähe durch landschaftliche Reize; der Anblick dieser Stadt überrascht uns aufs angenehmste.

In heiterer fruchtbarer Fläche breitet sie sich aus, von den Armen der Isar umschmiegt, an den Saum der Höhen gelehnt, von deren einer die alte Fürstenburg Trausnitz gar stattlich auf die lachenden Rebenhügel und bunten Triften in die reinlichen, freundlichen Strassen, aus denen der schlanke, zierliche Martinsthurm 422 Fuss hoch emporragt, auf den schimmernden Strom und auf die Vorstadt „zwischen den Brücken" herabblickt. Fürwahr: wenige Städte gibt es im Vaterland, die wie Landshut, eine so bestimmt ausgeprägte und doch so heitere historische Physiognomie tragen, und wo der Charakter der Landschaft so harmonisch zu dem monumentalen stimmt, wo der Eindruck der Vergangenheit so wenig verwischt ist und sich doch so gut mit dem frischbewegten Leben der Gegenwart verträgt. Wohl mochten jene reichen und prachtliebenden Baierfürsten sich hier gefallen, ihre Residenz nach den höchsten Begriffen des Zeitalters verschönern, und zu dem alten Bergschlosse, wo ihre Ahnen frohe Tage verlebten, den „Neubau" in der Stadt selber erhöhen, inmitten des lebelustigen Volkes freudig zu wohnen: die Geschichte der Stadt und des Volkes hängt mit der der Fürsten innig zusammen. — Hier eine kurze Skizze derselben!

Herzog Ludwig, der Gatte der schönen und klugen Ludmilla von Bogen, erbaute die Stadt „zu des Landes Hut“, die wohl schon sein Vater Otto begonnen; sein Sohn, Otto der Erlauchte, erbaute den schönen Fürstensitz auf der Bergeshöhe. Als Otto's Söhne, Ludwig und Heinrich, das Land theilten, erhielt Heinrich Niederbaiern und wählte Landshut zur Residenz. Ludwig der Baier gab der getreuen Stadt, deren Bürger am heissen Tage von Gammelsdorf so ritterlich gegen den stolzen Adel gefochten, statt der Pickelhauben, drei Ritterhelme ins Wappen, und, als er die deutsche Krone trug, kostbare Privilegien. Nach seinem Tode theilten die Söhne das reiche Erbe; da empfing Stephan, „mit der Haft“ zubenannt, Landshut; bei der Theilung des Landes unter seine drei Söhne gewann es Friedrich. Nach dessen Tode herrschte zu Landshut sein Sohn, der junge Heinrich, in verschwenderischer Pracht, und böse Räthe, welche seinen Leichtsinn nährten, besteuerten, alle Freibriefe der Stadt missachtend, die Bürger so unerträglich, dass diese sich im geheimen Bunde verschworen, die argen Räthe zu vertreiben und dem Herzog bessere zu geben. Durch den Verrath einer Bürgersfrau, Susanne Röckl, die mit Ehran von Wildenberg, einem Höfling des Herzogs, Buhlschaft pflog, missglückte der Plan, und blutig rächten sich die Räthe. Aber dem jungen Fürsten fiel endlich die Binde vom Auge, er vertrieb die Ungetreuen, ordnete durch kluge Sparsamkeit seinen Haushalt und stellte auf Strassen und Wegen die Sicherheit her, dass es zum Sprüchwort ward, in seinem Lande könne ein Kind mit vollem Geldsäckel allenthalben wandern. Unter ihm ward die Martinskirche gegründet, welche sein Sohn, Ludwig der Reiche, der Sieger bei Gingen, 1478 vollendete, der auch das neue Rathhaus erbaute. 1475 wurde zu Landshut die Hochzeit des Herzogs Georg, seines Sohnes, mit Hedwig von Polen mit unerhörter Pracht begangen; der zeitgenössische Klosterschreiber von Seligenthal weiss nicht genug davon zu erzählen, wie viele edle Herren, geistliche und weltliche, aus Polen und Baiern, Schwaben, Franken und Oesterreich dazu gekommen, wie der römische Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohne, dem ritterlichen Max, wie Albrecht Achilles, der Markgraf von Brandenburg, wie die drei Herzoge von München, die Pfalzgrafen, der Würtemberger und viele Andre als Gäste erschienen, wie der Kaiser selbst die Braut zum Altare und zum

ersten Tanz geführt, wie beim Turnier Herzog Christoph den stolzen Polaken in den Sand geworfen, wie acht Tage lang Gastereien gegeben worden und die Feste 70,766 Dukaten gekostet. Als die Landshuter Linie mit diesem Georg dem Reichen 1503 erloschen war, entbrannte furchtbarer Zwist um das Erbe, bis Albrecht IV. alle lang auseinandergerissenen Theile Baierns wieder vereinigte und für ewige Zeiten mit dem Rechte der Erstgeburt die Untrennbarkeit Baierns stiftete. Von da an tritt Landshut mehr in den Hintergrund, obwohl manche Baierfürsten auf kürzere oder längere Zeit zu Landshut im Neubau oder auf der Trausnitz Hof hielten. Den dreissigjährigen, wie den spanischen und den österreichischen Erbfolgekrieg und die Kriegsnöthen unseres Jahrhunderts empfand Landshut schwer genug. Die nun nach München übergesiedelte Universität wurde im Jahre 1800 von Ingolstadt provisorisch nach Landshut verlegt.

Von alten Bauten in Landshut erregt vor allen die Stiftskirche zum heiligen Martin mit ihrem herrlichen Thurme die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes; eine durchaus heitere Stimmung ist's, welche der Anblick dieses kühnstrebenden alten Bauwerkes in uns hervorbringt; sind die Thürme an den Domen zu Wien und Strassburg den Stämmen von Riesenbäumen zu vergleichen, so darf man den Martinsthurm zu Landshut den schlanken Schaft Wunderblume nennen, von dem du in jedem Augenblicke erwartest, dass Blüten aus ihm treiben. Die Kirche misst 254 Fuss in der Länge, 78 in der Breite, 99½ in der Höhe. — Ein anderer schöner Kirchenbau ist der zu St. Jodocus in der Neustadt, gegründet 1338; der Thurm dieses Gotteshauses verjüngt sich gleichfalls pyramidalisch. Die Heilige-Geist-Kirche wurde vom Jahre 1412 begonnen, 1461 vollendet. Der fürstliche „Neubau" wurde von 1536 bis 1543 durch Herzog Ludwig, Wilhelms IV. Bruder, erbaut, 1780 durch Karl Theodor theilweise erneuert. Das Nonnenkloster Seligenthal in der Vorstadt zwischen den Brücken stiftete Ludmilla, Ludwigs I. Witwe, nach der Ermordung ihres Gatten auf der Kelheimer Brücke; — in diesem Kloster fanden von 1259 bis 1579 29 Fürstenleichen ihre Ruhestätte*).

*) „Als 1729 die Kirche neu erbaut wurde, so geschah auf Einrathen des dortzeitigen Beichtvaters Augustin Hochholzers, dass die zinnernen Särge

Zwei Stunden Weges von Landshut liegen die Trümmer der Burg Wolfstein und unfern davon die Gretelmühle. Auf jener Burg sass einst Herzog Otto, der Sohn des Kaisers Ludwig, des Baiern, der die Mark Brandenburg um eine Summe, mit der (nach des Volkes Witz) kaum die Glockenseile der märkischen Kirchen bezahlt waren, — um 200,000 ungarische Gulden an Kaiser Karl IV. verkauft hatte. Vom Wolfstein ging er oft herab zur schönen Margarete in die Mühle, und als sie einen Andern freite, da bepflanzte der Herzog den Weg dahin mit Bäumen und Rosensträuchen.

Unser Weg führt uns, sobald wir Landshut verlassen und gen Mosburg südwestwärts weiter ziehen, an der Burg Kronwinkel, der Wiege der Grafen von Preising, vorbei, und bald erreichen wir Mosburg, welches Aventin für die älteste Stadt in Baiern (nach Regensburg) erklärt; bereits im achten Jahrhunderte war hier ein Kloster, und Kaiser Arnulf erhob die Stadt zu einer königlichen. In der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts stiftete Bischof Otto der Grosse von Freising in der Münsterschule zu Mosburg eine gelehrte Gesellschaft. Von Mosburg schrieben sich eigene Grafen, deren Stamm 1284 ausstarb. 1468 wurde die Kirche des heiligen Kastulus vergrössert, dessen Reliquien um 826 von Rom nach Mosburg gebracht worden waren; das Chorstift wurde durch Max I., Herzog von Baiern, 1599 nach Landshut verlegt. — Eine Meile von Mosburg liegt das Schlachtfeld Gamelsdorf, auf welchem Ludwig der Baier am 9ten November 1313 gegen Friedrich den Schönen und die trotzigen Ritter von Niederbaiern den entscheidenden Sieg gewann; Ludwig gab zum Andenken desselben der Stadt Mosburg die drei Rosen des erloschenen Geschlechtes der Grafen von Mosburg ins Wappen, (wie Straubing die bairischen Rauten, Ingolstadt den blauen Panther und Landshut die drei Ritterhelme). Eine Stunde von Mosburg, an der Mündung der Amber in die Isar, jenseits des erstgenannten Flusses, steht das Schloss Isareck.

---

alle ausgeleert wurden, aus selben wurden Leuchter auf die Altäre gegossen; ein einziger wurde aufbehalten, mit einigen Schädeln und Knochen angefüllet, und dieser steht noch wirklich unter dem Mausoläum, die ganze Gruft aber wurde eingeworfen" schrieb 1783 der Pater Balduin Wurzer. (S. Hormayr's historisches Taschenbuch f. 1830).

Ueber Marzling nähern wir uns jetzt der alten Bischofsstadt Freising. Aus der weiten Ebene, deren Saum in duftiger Ferne die Alpen des Hochlandes begränzen, erheben sich zwei Berge, auf deren einem sich Weihen-Stephan zeigt, der Scheitel des anderen trägt als herrliche Thurmkrone den Dom, das Schloss, die Benedictus-Kirche, am Fusse beider Berge liegt die Stadt, und zwischen beiden durch öffnet sich die Aussicht auf München, das sich durch die beiden Liebfrauenthürme uns ankündigt. Der Anblick Freisings im Grossen wie in allen Details erinnert uns, dass hier einst der Krummstab mächtig herrschte. Das weiland geistliche Fürstenthum Freising umfing auf 15 Quadratmeilen das Hochstift mit der Stadt, die Herrschaft Burgrain und die Grafschaften Ismaning und Werdenfels, dazu 12 Hofmärkte und Güter in Oesterreich, Steiermark, Tyrol und Krain; des Fürstbischofs Hofstaat bestand aus den vier Erbämtern des Hochstifts, seine geistliche Gerichtsbarkeit reichte bis an die von Salzburg und Passau, von Brixen, von Augsburg und von Regensburg. Das Bisthum führte einen Mohrenkopf im Wappen, (ursprünglich das Haupt des heiligen Corbinian) — die Stadt Freising einen braunen Bären im goldenen Felde, der rothes Gepäck auf dem Rücken trägt. Die Legende vom Ursprung dieses Wappens charakterisirt Freising's Bedeutung für die Gesittung Baierns auf naiv-humoristische Weise. Als der heilige Corbinian, so erzählt die Legende, nach Rom reis'te, wurde bei seiner nächtlichen Rast sein weidendes Packpferd von einem Bären angefallen; Corbinians Gefährte, Bruder Anseridus, berichtete voll Angst dem Heiligen die Gefahr; dieser aber gebot im festen Vertrauen ihm, den Bären zu peitschen und demselben das Gepäck aufzuladen; und — siehe da! — das wilde Thier that zur Stelle gehorsam nach des Heiligen Willen. — Wohl waren jene Glaubensboten, die, aus fernen Landen kommend, Deutschlands Christianisirung und Cultivirung vollbrachten, jenen Heroen des klassischen Mythos zu vergleichen, deren Gesang die reissenden Thiere bändigte und Steine bewegte, dass sie sich zu Mauern zusammenfügten.

Schon im 3ten Jahrhundert soll auf dem Berge zu Freising ein Gotteshaus gestanden sein; im achten war Freising bereits eine Stadt, die Residenz des Herzogs Grimoald, vom Geschlechte der Agilolfinger, der sich hier mit Pilitrudis, der Witwe seines

Bruders Theodoald, vermählte. Da kam Corbinian, der Heilige, der schon früher an den Höfen zu Regensburg und Freising gewesen, von einer Pilgerfahrt gen Rom zu Grimoald, der ihn bat, die Kirche zu Freising zu verwalten; der fromme Mann weigerte sich dessen, so lange der Fürst in jenem blutschänderischen Ehebunde lebe. Darum hasste und verfolgte ihn Pilitrudis, dass er vor ihrem Zorne gen Maies in Tyrol flüchten musste. Als aber Grimoald 725 meuchlerisch ermordet, Pilitrudis durch Karl Martell nach Frankreich gebracht und durch eben denselben der fromme Hugibert als Herzog eingesetzt worden, kam Corbinian wieder und blieb als Bischof zu Freising bis an sein Ende; sein Bruder Erimbert folgte ihm im geistlichen Amte. Der berühmteste der Bischöfe Freisings ist Otto der Grosse, der Sohn Leopolds des Heiligen, Markgrafen von Oesterreich, der voll frommen Eifers die Kirchenzucht in den Klöstern reformirte, zuerst die Werke des Aristoteles aus Paris nach Deutschland brachte, und ein Jahrbuch der Welt, sowie die Geschichte Friedrichs des Rothbarts, seines Neffen, schrieb, welche der Chorherr Radevicus fortsetzte.

Der Dom zu Freising soll über einem Heidentempel erbaut sein, wo noch heute das auf dicken, kurzen, uralten Säulen ruhende Gewölbe der Crypta gewiesen wird, über welcher sich nun der Chor befindet. Der älteste Bau dieses Gotteshauses brannte 903 nieder, wurde durch den Bischof Waldo, dem Ludwig das Kind zur Bestreitung der Baukosten Vöhring schenkte, wieder hergestellt, blieb aber 955 bei dem Brande der Stadt (durch die Ungarn) unversehrt. Bischof Abraham erbaute 992 einen zweiten Thurm; Bischof Mauritius stellte 1564 den 1563 ausgebrannten Thurm wieder her; die Bischöfe Veit Adam und Johann Franz gaben der Kirche ihre gegenwärtige Vollendung; der Dom bewahrt das Andenken des frommen Thorwarts Seemoser, der den Armen häufig Brot vertheilte, und, als er einst von seinem Bischofe mit der Frage, was er unterm Kleide verberge, überrascht wurde, drei Brote, die er darunter trug, für Steine ausgab; als er sie zeigen sollte, siehe da waren sie wirklich zu Stein geworden. Nahe dem Dome wurde, wie die Tradition versichert, die durch Otto von Maxlrein im 14ten Jahrhunderte erneuerte Benediktenkirche erbaut. Zwischen dem Dom und dem Residenzschlosse der geistlichen Fürsten stand deren Hofkapelle, die durch Bischof Konrad III. mit einem

Chorstift begabte Johanniskirche. Reich war, wie man sieht, in dieser Bischofsstadt das Seelenheil der Gläubigen bedacht worden; denn noch ein andres Chorstift, das zu St. Andreas, erhob sich am Abhange des Berges, nordwärts vom Schloss gegen die Stadt; in der Niederung zwischen den beiden Bergen wurde die St. Georgen-Pfarrkirche besucht, weiter hinauf am Abhange des zweiten Berges stand das Chorstift Sanct Veit, über demselben auf dem Gipfel des Berges Weihenstephan, wo der Sage zufolge früher eine Burg war, in der Pipin herrschte, und eine Kapelle; an der Strasse nach Mosburg aber gründete Bischof Otto der Grosse das Neustift für Prämonstratenser; mehre andre Kirchen und Klöster, die seit den ältesten Zeiten in Freising gestanden, verschwinden in diesem Wald geistlicher Institute.

Von Mosburg an, neben Freising, längs der Isar hin, bis Erding im Osten und Ismaning im Süden breitet sich die öde Fläche des Erdinger Mooses aus. Wer sollte in dieser trostlosen Gegend, wo die Natur sich in einem traurigen Mittelzustand wie zwischen Schlaf und Wachen, wie zwischen Leben und Sterben befindet, die Nähe einer Königsstadt vermuthen, deren Strassen von einer doppelten Bevölkerung wimmeln, von der eingebornen, die ihren überkommenen nationellen Charakter treu und fest behauptet, und von einer fremden, deren eine Hälfte durch zahllose Kunstwerke das alte München für ewige Zeiten verjüngt, während die andre Hälfte aus Gästen besteht, die aus allen Ländern nach diesem jungen München herbeiströmen, um die Triumphe der aus langem Todesschlafe zu neuem, herrlichem Leben wieder erwachten deutschen Kunst zu bewundern. Zwei Stündchen, bevor wir München erreichen, gewahren wir rechts vom Wege ab das Schloss Schleissheim, welches die früher weit genannte Gallerie enthält, deren kostbarste Schätze, vor allen die Boisserée'sche Sammlung, jetzt in der Pinakothek mit den früher im Hofgartengebäude aufbewahrten Gemälden vereinigt sind, welche jedoch in 47 Sälen noch immer eine ungeheure Menge interessanter älterer und die früher in den königlichen Gallerien vertheilten Gemälde neuerer Meister enthält; Churfürst Max Emanuel liess dem älteren Schlosse gegenüber das prachtvolle neue mit 205 Gemächern von 1684 bis 1700 durch Heinrich Zuccali erbauen.

München.

München ist ein wahres Glückskind unter Deutschlands Städten, und ein Räthsel zugleich. Ein Glückskind; — denn aus allen Nöthen und Gefahren, schnell wie langsam wirkenden, ging es stets nur um so frischer, gesünder und gefesteter hervor. Ein Räthsel, was seinen Charakter betrifft; denn nirgends anderswo stehen sich die schroffsten Extreme so duldsam nahe, wie in München, nirgendswo anders wie hier erhält sich der alte, der historische Typus so stattlich neben den alles ausgleichenden, weil alles versöhnenden, alles im Brennpunkt der menschheitlichen Einigung und Einheit zusammenfassenden Ideen der sich selbst klar gewordenen Gegenwart, denen eben in München die Grundbedingungen eines grossen Sieges allmählig heranwachsen, während jener mittelalterliche Partikularismus, der mit der heiligen Frage der Nationalität gar zu gern gemeinschaftliche Sache macht, anderseits München als chemischen Herd sich zu erhalten strebt. Glyptothek und Allerheiligenkirche, — Görres und Kaulbach's Narrenhaus, — welche Gegensätze! Und doch nur scheinbare, — nur Gegensätze für den Moment. Wir kommen auf die Contraste einer „Weltkunst" (der Vorläuferin einer Weltliteratur,) zur Ausschliesslichkeit der Nationalität (und nicht der bloss bairischen, sondern der deutschen) zurück! Hier ist der Schlüssel zu dem Räthsel. Denn die Kunst, die lang auf irren Wegen gegangen, fand an dem Begriff: Vaterland den ersten Halt, die feste Marksäule; und von den grossen, weltgestaltenden Charakteren, die sie im Vaterlande vorfand, von den Elementen des deutschen Nationalcharakters, in denen sie wie in einem Flammenbade ihre Wiedergeburt gewann, schritt sie, ihrer selbst sich bewusst geworden, der Erfüllung ihrer grossen, über die Marken des Vaterlandes hinausreichenden Mission entgegen. Das begriffen anfangs die Münchner selbst, das begriffen die übrigen Deutschen nicht so bald. Wie

der deutsche Norden für alle Entwicklungsphasen der Wissenschaft, so wurde München der Schooss für alle der deutschen Kunst; die widerstreitendsten Elemente verbinden sich unter der Aufsicht eines Meisters, mit dem trotz alles Eifers kein irdischer eine Concurrenz aushalten kann, zur Hervorbringung einer neuen Welt, die Romantik der Malerei und die Classicität der Baukunst, — Mystik und Rationalismus, Conservatismus und Liberalismus. Die urweltlichen Giganten des Cornelius, die Heiligen des Heinrich von Hess, die Fürsten Schwanthaler's, wirken einander zur Vollbringung eines grossen, neuen, unentdeckten Zieles in die Hände, und überall ist es nicht die Rücksicht auf Form und Mode, sondern die Begeisterung für die Idee, wodurch in jedem Kreise Vollendetes wird. Alle Richtungen aber, so Wenige dies auch ahnen, treffen zusammen in der Ahnung einer Kunst, die weder classisch, noch romantisch, sondern das sein wird, was die Kunst stets in den Epochen ihrer Blüte für ihre Zeit war und sein muss, — nämlich eine durchaus moderne, eine solche, (fügen wir, um nicht missverstanden zu werden, hinzu) die auf dem Gipfel der Ideenhöhe der Zeitgenossen stehend, den ganzen menschheitlichen Gehalt der Epoche zusammenfasst, und dadurch für alle Zeiten bleibt, dass sie in der Gegenwart das geistige Miteigenthum eines Jeden ist. Wir wiederholen es gellissentlich, dass wir die Anfänge einer solchen Kunst nur in dem Boden der Nationalität, wenn auch nicht in dem feudalistischen sehen, dass wir darin die einfache und natürliche Lösung aller Widersprüche erkennen, welche jenen, die bloss einseitig bewundern, oder verdammen, oder verzweifeln, zur Zeit noch unvermittelbar erscheinen. Und gewiss wird, sowie in München allein sich die moderne Kunst in voller Bedeutung dieses Wortes aus den bereits abgeschlossenen Bestrebungen und Richtungen entwickeln wird, auch der Volkscharakter mit dem artistischen Charakter der Stadt einst noch zum schönen Ganzen verschmelzen, so schroff sich auch noch zur Zeit beide entgegenstehen mögen. Darum rede man von keiner bloss bairischen Kunst; die Kunst der europäischen Menschheit ist's, die hier ihren Anfang genommen, aus Geschichte, Religion, und was das Wichtigste ist, — aus Bewusstsein. Die Entwicklung des Menschengeschlechts schreitet leise und unmerklich, aber um so sicherer stets voran, und keine Macht auf Erden vermag sie aufzuhalten oder rückgän-

gig zu machen; sie verwandelt selbst das Widerstrebende in Förderniſse, und das Todte benützt sie nur als Dammerde; das ist unsre Hoffnung, und unser Glaubensbekenntniss, wenn irgend Jemandem daran gelegen sein sollte, es zu erfahren; — wir glauben an den heiligen Geist!

Doch lasset uns jetzt einen Blick auf Münchens Geschicke vom Ursprung bis in die neueste Zeit werfen, und dann bei einer Rundschau sämmtlicher dort entstandener Kunstschöpfungen im Detail wieder auf die oben ausgesprochenen Hoffnungen zurückkehren; so wird sich das Charakterbild der merkwürdigen Stadt in voller Klarheit vor uns entwickeln.

Mit Bestimmtheit wird München erst zur Zeit Heinrichs des Löwen in der Geschichte genannt. Schon früher erwähnten wir, wie Ludwig das Kind dem Bischof Waldo von Freising zur Bestreitung der Baukosten des abgebrannten Freisinger Domes den Hof Vöhring geschenkt. Die günstige Lage Vöhrings bestimmte die Freisinger Bischöfe, daselbst eine Brücke, eine Münzstätte, ein Zollhaus und eine Salzniederlage anzulegen; Otto der Grosse, Bischof von Freising, erhielt von seinem Stiefbruder, Kaiser Konrad, 1140 für Salzhandel und Münzstätte einen ausschliesslichen Freibrief, wodurch das Herzogthum nicht unbedeutend benachtheit ward. Heinrich den Löwen verdross dieser Zwang auf eignem Boden, und so überfiel er 1158 Vöhring, zerstörte den Flecken und die Brücke und brachte das Salz eine Stunde aufwärts an der Isar nach dem Dörflein „Munichen“, wo er Zollhaus, Brücke, Münzstätte und Salzniederlage gründete. Auf die Klage des Bischofs Otto erfolgte der Bescheid, dass der Herzog ihm den dritten Theil der Einkünfte überlassen sollte. Bald darnach wuchs der kleine Ort heran, schon im Jahre 1164 hatte München eine bürgerliche Verfassung. Unter Herzog Otto, dem Erlauchten, traten 1234 zu München alle Bischöfe Baierns zusammen; 1259 beging dessen Tochter Elisabeth, die Witwe des deutschen Königs Konrad, die Mutter Konradin's, hier ihre Hochzeit mit Meinhard, dem mächtigen Grafen von Görz und Tyrol. Als nach dem Tode Otto's des Erlauchten Baiern unter dessen Söhne getheilt wurde, wählte Ludwig der Strenge, der Gatte der unglücklichen Maria von Brabant, München, wo er sich eine Burg — „den alten Hof“ — zu seinem Fürstensitz erbaute. Da wuchs die Stadt schön

heran; noch schöner in den Tagen Ludwigs des Baiern, der es den wackren Bürgern dankbar vergalt, wie treu sie, die Sauerbäcker vor allen, in der Ampfinger Schlacht für ihn gestritten. Von ihm stammen der Schrannenplatz und ein neuer Bau der Burg; er gab der Stadt den wichtigen Salzzoll, und, ein treuer Pfleger der jungen Blüthe des deutschen Volksthums, Rechte und Gesetze, auf deren guter Grundfeste sich, fester als die neuen Ringmauern, die die erweiterte Stadt umgürteten, der Bau der bürgerlichen Freiheit erhob. Unter des edlen Kaisers Nachfahren nahm München immerfort zu. Herzog Siegmund, von dem die Chronik erzählt, wie wohl ihm war „mit schönen Frauen und weissen Tauben, Pfaffen und Meerschweinlein," baute von 1468 bis 1488 statt der kleineren alten die grosse neue Liebfrauenkirche. Unter Albrecht V. begann für München eine neue Aera, ein Vorspiel der gegenwärtigen, eine Aera des geistigen Lebens, — Kunst und Wissenschaft begannen an seiner Seite zu herrschen, die Bibliothek, die Schatzkammer, der Antikensaal, die Gallerie sind Albrechts V. Stiftungen, welche Wilhelm V. treulich pflegte, unter dessen Herrschaft das Colleg und die bewunderte Kirche der Jesuiten 1583—1591 und die Maxburg entstanden. Maximilian, (der erste Churfürst) erbaute die weitläuftige neue Residenz, auf sein Geheiss schuf Peter Candid allenthalben Denkmale, welche die Bewunderung der Zeitgenossen erregten, und noch heute dem Meister unsere Achtung erhalten. Wohl litt auch München unter den Drangsalen des dreissigjährigen Krieges, — 1632 zog der Hort der deutschen Glaubensfreiheit, Schwedens Heldenkönig Gustav Adolph, als Sieger in die Hauptstadt jenes Fürsten ein, der mit der glühendsten Begeisterung, wie mit eherner Treue und Ausdauer für die Existenz des Katholicismus in Deutschland focht. Maximilian I. stellte, bis zum letzten Augenblicke an seinem frommen Werke schaffend, Altbaierns historisch-religiösen Charakter für immer fest, der in München wie im Brennpunkte zu erkennen ist und selbst durch die durchgreifende Massregel der Klösteraufhebung weder in Wesen noch Form verändert werden konnte. Nirgends anderswo in Deutschland entfaltet der Katholicismus seine ganze imposante Pracht und Majestät wie in München; der heitre Boden der Sinnlichkeit, den er überwölbt, war fruchtbar, dass in unseren Tagen die Wunderwerke der Kunst daraus keimen, blü-

hen und reifen konnten. Wie die Religion mit der Geschichte des Volkes zusammenwuchs, wurde diesem die Geschichte zugleich heilig, und sein Stolz vertheilt sich auf die unbefleckte Reinheit seines von den Vätern ererbten Glaubens und auf die Erhaltung der Sitten und Bräuche der Väter, auf den Namen: Altbaiern; wenige deutsche Volksstämme haben sich so unvermischt behauptet, und wenige wachen so eifrig, es zu bleiben. Die ursprüngliche Derbheit und Tüchtigkeit des Charakters aber, die sich nie und nirgend verläugnet, hat das Volk vor den Krebsschäden des Mysticismus und Pietismus bewahrt, die sonst so häufig unterm Verbande der Religiösität fortwuchern; im Münchner Volke gedeiht die Pflanze Muckerthum nicht, es kennt sie nicht einmal dem Namen nach. Doch zurück zu unserer historischen Skizze, die — wie man sieht — weniger das Verhältniss der Geschichte der Stadt zu jener des Landes umfassen, als vielmehr das allmählige Wachsthum der ersteren verfolgen sollte. Unter Ludwig dem Strengen war die bereits in vier Viertel getheilte Stadt noch auf den engen Raum zwischen dem Thalbruckthor, (wo jetzt die Passage des Rathhauses) und dem oberen Thore (wo jetzt der Gasthof zum schwarzen Adler), — zwischen dem Schwabinger Thor (wo jetzt der Gasthof zum goldnen Hahn) und dem Sendlinger Thor (damals am Anfang der Sendlinger Strasse, wo später der Ruffinithurm) beschränkt. Vierhundert Jahre später hatte sie fast den völligen Umfang wie zu Anfang dieses Jahrhunderts, bevor die schönen neuen Quartiere sich erhoben. Churfürst Ferdinand Maria erbaute die Hofkirche der Theatiner zum heiligen Cajetan. Maximilian Joseph III. gründete die Akademie der Wissenschaften, Karl Theodor erbaute die alte Gallerie im Hofgarten und liess durch Rumford den englischen Garten anlegen. Von Maximilian Joseph IV. (nachher als König Max I.) datirt die neue freundliche Physiognomie Münchens; was er für München gewirkt, lebt noch in allen Herzen; die frischen Kränze, mit welchen ihr sein Standbild geschmückt findet, bekunden ausdrucksvoller als alle Worte, was er seinem Volke, was er seinem München gewesen, — ein Vater, der seinen Kindern ächte Liebe nicht durch Verzärtelung, der sie ihnen durch die kostbarsten Palladien, die er ihnen übergeben konnte, durch die Verfassung und durch die Aufklärung, beweisen wollte. Ihm war die Majestät, deren

Pflichten er treu erfüllte, das süsse Recht des Vertrauens, und dies wohlverdiente Recht genoss er in vollem Masse. — Was München dem jetzt herrschenden König verdankt, steht euch vor Augen, wie ihr die prachtvollen neuen Strassen durchwandelt und vor den Tempeln sinnend verweilt, die er der Kunst, der Wissenschaft und der Religion erbaut.

Lasst uns, da wir Münchens Kunstdenkmale beschauen wollen, zuerst die der Vergangenheit angehörigen betrachten, und uns dann erst zu jenen wenden, auf deren Schöpfung die Neuzeit mit Recht stolz sein darf.

Zuerst besuchen wir die Frauenkirche, deren Erbauungszeit wir bereits erwähnten; eingeweiht wurde sie am 14ten April 1494. Dies Gotteshaus ist ganz aus doppelt gebrannten Backsteinen im späteren altdeutschen Styl erbaut, und entbehrt in seinen Aussenseiten aller jener Zierrathen, die wir sonst bei deutschen Kirchenbauwerken antreffen, und die aus denselben den Eindruck von Leichtigkeit, Kühnheit und Majestät für uns erwirken. Die Kirche misst 336 Fuss in der Länge, 180 in der Breite, 230 in der Höhe bis zum First des Daches, die beiden viereckigen Thürme, welche sich an der westlichen Seite der Kirche erheben und oben durch geschmacklose Kuppeln geschlossen werden, sind eben so hoch, als die Kirche lang. Das Innere enthält drei Schiffe mit 22 Pfeilern, die Kapellen stehen in gleicher Höhe mit den Schiffen; dreissig Fenster, jedes 70 Fuss in der Höhe messend, prangen mit Glasmalereien aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert. Des Baumeisters Name ist unbekannt, den Namen des Meisters, welcher die Maurerarbeit leitete, bewahrte eine Schrift unter seinem Bild am südlichen Pfeiler des Orgelchores, Jörg Gankoffer von Haslbach († 1488); ein anderes Bild stellt den Zimmermeister vor, der den Dachstuhl der Kirche so künstlich fertigte, dass er einen gezimmerten Balken hinterliess, der dort noch fehle, ohne dass zu gewahren sei, wo. Ein andres Wahrzeichen ist die marmorne Fussstapfe im Pflaster unter dem Orgelchore; von diesem Standpunkte aus ist keines der dreissig Fenster zu sehen. Die Kirche bewahrt die Gebeine des heiligen Benno, den München als Schutzpatron verehrt, den Cardinalshut des bekannten Wiener Bischofs Melchior Clesel (eines Bürgersohns aus München), die Türkenfahne, welche der Churfürst Max Emanuel bei Griechisch

Weissenburg gewann, alte Chorstühle (vom Ende des 15ten Jahrhunderts,) und mehre Gemälde, deren Kunstwerth im Durchschnitt nicht hoch angeschlagen werden kann.

Das interessanteste Kunstwerk im Innern der Kirche ist des Kaisers Ludwig, des Baiern, Monument, das sich unter dem durch den Churfürsten Max I. erbauten Triumphbogen erhebt. Eben derselbe liess jenes Monument, dessen Errichtung schon Albrecht V. und Wilhelm V. beschlossen hatten, nach dem Entwurf seines Hofmalers Peter Candid von Brügge, durch den Bildhauer und Erzgiesser Johann Krumpter von Weilheim 1622 ausführen. Vier gewaffnete Hüter aus Erzguss umgeben knieend einen Sarg von dunkelrothem Marmor; zwischen ihnen stehen die Erzbilder Albrechts V. und Wilhelms V.; auf einem Kissen liegt die Krone, zwei sitzende weibliche Gestalten tragen Scepter und Reichsapfel, Schild und Schwert. Auf dem obern Sims steht die Inschrift:

Ludovico. Quarto. Imperatori. Augusto. Maximilianus. Bavariae. Dux. Sac. Rom. Imp. Elector. Jubentibus. Alberto. Quinto. Avo. Guilielmo. Quinto. Parente. Posuit. Anno. Sal. M. D. C. XXII.

Durch Oeffnungen, die im Marmor ausgehauen, sieht man einen Stein mit Hochreliefs, welcher einst wohl die Fürstengruft bedeckte. Die Hochreliefs stellen den Kaiser Ludwig im Krönungsornat auf dem Throne unter einem von Engeln gehaltenen Baldachin, einen älteren Mann und einen Jüngling vor, welche sich die Hand reichen; beide Gestalten, welche gemeinhin als die der Kaiserin Beatrix und Stephans mit der Haft gelten, hält E. Förster (in seiner Beschreibung Münchens*)) für die Bildnisse des Herzogs Ernst und dessen Sohnes Albrecht (des Vaters Sigismunds, welcher die Frauenkirche erbaute) und bezieht die Bedeutung der Darstellung auf deren Versöhnung nach dem durch den Mord der Bernauerin entbrannten Kriege. Die irdischen Reste des grossen Kaisers ruhen mit jenen seiner Gattin Beatrix, Stephans mit der Haft, Ernst's und seiner Gattin Elisabeth, Siegmunds, des Kirchenerbauers, Albrechts IV. und Kunigundens, Ernst's II. (Erzbischofs

*) München. Ein Handbuch für Fremde und Einheimische etc. von Dr. Ernst Förster. München, in der literarisch-artistischen Anstalt.

zu Salzburg) und Wilhelms IV., die Churfürst Max I. 1622 in einem grossen Sarge vereinigte, in der alten Fürstengruft (vor dem Chorgitter), in welcher auch Albrecht V., Ferdinand, seine Tochter, Johann Franz, Albrechts VI. Sohn, dessen Tochter Maria Renata, und Cardinal Philipp (Wilhelms V. Sohn) beigesetzt wurden.

Wir verlassen jetzt die Frauenkirche und besuchen die ehemals den Jesuiten gehörige Hofkirche zu St. Michael. Wolfgang Müller erbaute sie mit aller Pracht der Dimensionen und Ornamente, welche damals auf Kosten des guten Geschmackes herrschte, unter Herzog Wilhelm V. 1583—1591. Der Umstand, dass der Thurm noch während des Baues (1590) einstürzte, mag wohl später die Sage veranlasst haben, welche man noch heute dem Fremden erzählt, wenn dieser über die Breite des kühn gesprengten Gewölbes staunt, dass nämlich der Meister, nachdem sein Werk vollendet war, in der Kirche eines Morgens ein fürchterliches Krachen gehört, und in Verzweiflung besorgend, dass der ganze Bau einstürzen werde, heimlich entflohen sei. Die Façade der Kirche ist von oben bis unten mit marmornen Fürstenstatuen und zwischen den Thoren mit einer Erzgruppe: St. Michael, den Fürsten der Hölle besiegend, geschmückt.

Im Inneren der Kirche überrascht den Kunstfreund ein herrliches Werk Thorwaldsen's, das marmorne Monument des Herzogs Eugen von Leuchtenberg. Auf dem hohen Sockel sieht man zwei Genien (von Mayer), die eine Tafel mit folgender Inschrift tragen:

HEIC. PLACIDE. OSSA. CVBANT.
EVGENII. NAPOLEONIS.
REGIS. ITALIAE. VICES. QVONDAM. GERENTIS.
NAT. LVTET. PARISIOR. D. III. SEPT. MDCCLXXXI.
DEF. MONACHII. D. XXI. FEBR. MDCCCXXIV.
MONVMENTVM. POSVIT. VIDVA. MOERENS.
AVGVSTA. AMALIA.
MAX. IOSEPH. BAV. REGIS. FILIA.

Auf diesem Sockel steht vor der Pforte des Grabes der Herzog, als Heros, nackt, nur die Toga auf der Schulter und um die Lenden, den Lorbeerkranz in der gesenkten Rechten, die Linke auf dem Herzen, zu seinen Füssen die Waffen. Seines Lebens Wahlspruch, den Schlüssel zu seinem Charakter, verkünden die Worte

über seinem Haupte: „*Honneur et fidélité!*“ Klio, zu seiner Rechten sitzend, schreibt seine Thaten auf ihre Tafel, zu seiner Linken umschmiegen sich traut die Genien des Todes und des Lebens (der Unsterblichkeit). — Unter dem Chore befindet sich die zweite Fürstengruft, in welche geheime Treppen von den ersten Seitenaltären hinabführen. In dem Todtensaale ruhen ausser mehren anderen fürstlichen Personen Wilhelm V. und seine Gattin Renata, Maximilian I. und seine beiden Gemahlinnen, Maximilian Philipp und seine Gattin. —

Die Michaeliskirche scheint uns von allen älteren Kirchenbauten Münchens insofern die interessanteste, als der Charakter ihrer Struktur und ihrer Ornamente uns lebhaft in die Zeit ihrer Erbauung zurück versetzt, deren Einfluss im Volke, wie wir bereits früher erwähnten, noch immer nicht zu verkennen ist. Die verschwenderische Pracht und das blendende Schaugepränge, womit die klugen Jesuiten den Ritus umgaben, dessen Herren sie mehr als Diener waren*), könnt ihr auch heute noch in jener Kirche gewahren, bei den Hochämtern sowohl, als vorzüglich am Abende in der Charwoche, wenn das grosse im Sonnenschimmer zahlloser Lampen glühende Kreuz wie ein Meteor vor dem Hochaltare vom Gewölbe herniederschwebt, während die erschütternden Gesänge Palestrina's und Pergolesi's wie Stimmen aus einer andern Welt in den weiten Räumen schallen.

Die Hofkirche der Theatiner zum heiligen Cajetan wurde unter Ferdinand Maria durch den italienischen Meister Agostino Barella erbaut, 1675 eingeweiht, und 1767 insofern vollendet, als die Façade bis dahin ihres Ausbau's geharret hatte. Der Baustyl ist jener der geschmacklosen Verschnörkelung aller antiken Ordnungen. Unter dem Musikchore (hinter dem Hochaltare) befindet sich die dritte Fürstengruft, in welcher Ferdinand Maria und seine Gemahlin Adelheid, Max Emanuel, Kaiser Karl VII. und seine Gattin Amalia, Maximilian Joseph (III.), Karl Theodor, und die Familien jener erlauchten Todten ruhen. In der Kirche interessirt den Kunstfreund ein schönes Relief von dem frommen Bild-

*) Bei Einweihung der Kirche 1597 liessen die Jesuiten vor derselben eine geistliche Komödie aufführen: die Besiegung der höllischen Heerschaaren durch die himmlischen, wobei nicht weniger als 900 Studenten mitspielten.

ner Konrad Eberhard, (ein Monument der 1821 verstorbenen Prinzessin Josepha), — in der Sakristei eine Grablegung von Heinrich Hess.

Die älteste Kirche Münchens, die Peterskirche, verdankt ihre jetzige geschmacklose Gestalt der Renovirung vom Jahre 1607; ebensowenig bieten die übrigen älteren Kirchen Münchens, fast nur mit Ausnahme der dem griechischen Ritus eingeräumten St. Salvatorskirche, in Bezug auf die Architektur Interesse, welche kaum über das 17te Jahrhundert hinausreicht. Dem Alter der Stiftung nach reihen sich an die der Peterskirche jene der Heiligen-Geist Kirche, der Jacobskirche (welche einst den Clarisserinnen gehörte), der Salvatorskirche, der Herzog-Spitalkirche und der Hofkapelle in der Maxburg.

Indem wir uns jetzt den übrigen Gebäuden aus Münchens Vorzeit zuwenden, begrüssen wir zuerst das seit 1833 wieder hergestellte, mit Fresken und Bildsäulen gezierte alte Isarthor. Nur die Grundformen desselben sind uns aus der Vergangenheit übrig geblieben. Nunmehr steht es als ein Gedächtnissmal Ludwigs des Baiern, der es gegründet haben soll; ein dreifach gethürmter, nach allen Seiten hin offner Bau. Auf dem Friese über den östlichen Eingängen hat Bernhard Neher den Einzug Ludwigs des Baiern in München nach seinem Siege über Friedrich den Schönen bei Ampfing *al fresco* dargestellt. Ueber den Seiteneingängen zeigen sich die heilige Maria („*patrona Bavariae*") und der heilige Benno (gleichfalls Fresken von Neher), und zwei Steinbilder St. Georgs und St. Michaels, von Konrad Eberhard.

Von dem „alten Hofe", den Ludwig der Strenge 1253 erbaute und Ludwig der Baier 1327 aus der Asche erhob, sind nur noch wenige Reste übrig. — Die „Herzog-Maxburg" erbaute Wilhelm V. 1579. Die jetzt sogenannte „alte Residenz" stammt aus den Tagen des grossen Churfürsten Maximilian I., der den weitläuftigen und im Zeitalter des Erbauers weit gepriesenen*) Bau noch als Herzog begann und durch Peter Candid, (von welchem auch die zum Gedächtniss der Prager Schlacht am weissen

*) Gustav drückte seine Bewunderung dieser Residenz durch den Wunsch aus, wär's möglich, sie auf Walzen nach Stockholm versetzen zu können, wie er München in Bezug auf den öden Boden einen goldenen Sattel auf einem magren Pferde nannte.

Berge errichtete Mariensäule auf dem Schrannenplatz) ausführen liess. Die alte Residenz, welche nun von dem neuen Königsbau und der neuen Residenz am Hofgarten umschlossen ist, hat ihre mit allegorischen Standbildern und Löwen geschmückte Façade gegen die Residenz- und Schwabinger-Strasse zu und umfängt vier grosse Höfe, den Kaiserhof, den Küchenhof, den Kapellenhof und den Brunnenhof, in welchem sich der schöne Brunnen mit dem Erzbilde Otto's von Wittelsbach, umgeben von den vier Elementen, den vier Hauptflüssen Baierns und Tritonen und Seegeschöpfen, ein Werk Peter Candid's, befindet. In der Halle zwischen dem Brunnen- und dem Kapellenhof wird der an einer Kette gefestigte Stein gewiesen, dessen Gewicht die Inschrift auf 364 Pfund angibt, welchen Herzog Christoph mit Leichtigkeit von der Erde aufhob und schleuderte, dessgleichen seht ihr an der Wand die drei Nägel, (den höchsten 12 Schuh von der Erde,) die derselbe Fürst im Sprung „mit seinem Fuss herab thet schlagen." In dem „Grottenhof", dessen bizarre Dekorirung durch Muscheln uns lebhaft in die Zeit zurückversetzt, da hier das Residenzgärtchen war, sehen wir einen Perseus in Erzguss.

Die inneren Räume der alten Residenz umfassen die prachtvoll eingerichteten Kaiserzimmer Karls VII. und seiner Witwe Amalie, (den Thronsaal, den Audienzsaal für die Gesandten, die grüne Gallerie, das Schlafcabinet, das Napoleon bewohnte, das Spiegelkabinet und das Miniaturenkabinet,) — ferner die sogenannten „schönen Zimmer" (vom König Max eingerichtet), dann die einst von dem Churfürsten Karl Theodor bewohnten Fürstenzimmer, den Herkulessaal, die kölnischen Zimmer, den Hartschiersaal, die Conferenzzimmer, die päpstlichen Zimmer (welche Pius VI. 1782 bewohnte), den schwarzen Saal, die „reiche Kapelle", (welche Churfürst Max I. 1607 erbaute und alle seine Nachfahren bereicherten, — den Aufbewahrungsort zahlreicher Reliquien und Schätze, worunter die rechte Hand Johannes des Täufers und der Hausaltar der Königin Maria Stuart), das gleichfalls vom Churfürsten Max erbaute Antiquarium, (einen 336 Fuss langen und 45 Fuss breiten Prachtsaal) und die von Albrecht V. gegründete Schatzkammer (worin die Kronen des Kaisers Heinrich des Heiligen und seiner Gemahlin Kunigunde, des Kaisers Karl VII. und Amaliens, des Königs und der Königin).

Von der alten Residenz wenden wir uns zunächst zu dem neuen Königsbau, mit dessen Beschauung wir wohl mit Fug die Betrachtung der durch König Ludwig entstandenen neuen Münchner Kunstwelt eröffnen. Leo von Klenze vollendete diesen Bau, dessen Aussenseite ebenso sehr durch grossartige Einfachheit und Wirkung der Masse imponirt, als das Innere durch Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit überrascht, im Jahre 1835. 430 Fuss in der Länge misst die dem Max-Josephs-Platze zugekehrte, dem neuen Postgebäude gegenüberliegende Façade, 105 in der Höhe; die Bekleidung derselben in Quadern gibt ihr den Charakter der edelsten Solidität, über dem im Rusticostyl erbauten Erdgeschosse erhebt sich das erste Stockwerk mit einer jonischen Pilasterordnung, über der Mitte desselben — in einer Länge von nur 220 Fuss — das zweite in korinthischer Ordnung, auf diesem sind Terrassen; drei Thore führen von der Fronte in den herrlichen Bau.

Im Erdgeschosse betreten wir links die mit Fresken Julius Schnorr's aus dem Nibelungenliede geschmückten Säle, von denen zwei bereits fast vollendet sind, der Eingangssaal, in welchem Schnorr den Dichter selbst, die Hauptpersonen und die vier Hauptmomente der Dichtung darstellte, und der Saal der Hochzeit, worin er die wichtigsten Momente aus Siegfrieds Leben, hauptsächlich jene, welche sich auf Chriemhilden beziehen, ausführte. Den dritten Saal wird ein Bildercyclus, dessen Kern der Verrath, den vierten die Darstellung der Rache schmücken, das fünfte Zimmer endlich eine Reihe von Gemälden enthalten, durch welche sich das künstlerische Ganze vollständig abschliessen und in sich abrunden soll. — Die im rechten Flügel des Erdgeschosses befindlichen Zimmer sind für Zwecke der Haus- und Hofhaltung reservirt.

Das erste Stockwerk, zu welchem zwei Marmortreppen hinanführen — (das Stiegenhaus schmücken die allegorischen Gestalten der acht Kreise Baierns von Schwanthaler) —, enthält die Gemächer des Königs und der Königin. Wir beginnen mit Beschauung jener des Königs.

Das Vorzimmer des Königs behüten Nike Apteros und Nemesis (Karyatiden von Schwanthaler). Der Cyclus des Argonautenzuges (nach Compositionen Schwanthaler's) schmückt es in Enkaustik, — das zweite Vorzimmer ein Cyclus enkaustischer Ma-

lereien (nach Schwanthaler von Hiltensperger und Streidel) nach Hesiod's Theogonie. Der Service-Saal enthält Decken- und Wandgemälde (die ersteren *al fresco*, die letzteren enkaustisch) zu Homer's Hymnen nach Zeichnungen Schnorr's von Hiltensperger, Fr. v. Olivier, Streidel und L. Schulz. Für die Pracht eines Thronsaales eignete sich kein würdigerer, herrlicherer Stoff als die Gesänge Pindar's, — diese Aufgabe vollgenügend auszuführen kein geringerer Meister als Schwanthaler, von dem sich ohne Uebertreibung sagen lässt, dass der Geist des Alterthums aus dem seinigen lebendig wirkt; die Reliefs des Frieses stellen die olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Spiele vor, jene an den Wänden die Mythen des Herkules, Achilles, Jason und der Dioskuren. Der Speisesaal prangt mit lieblichen Darstellungen zu Anakreon, (nach Zeichnungen Cl. Zimmermann's, *al fresco* und enkaustisch ausgeführt von Anschütz und Nilson). Das Empfangzimmer enthält 24 Darstellungen aus Aeschylus (nach Schwanthaler's Compositionen von Schilgen), das Arbeitszimmer 21 aus Sophokles (nach Schwanthaler's Compositionen von Röckel und Hanson), das Ankleidezimmer 27 aus Aristophanes (abermals nach Schwanthaler's Entwürfen von Hiltensperger), das Schlafzimmer Freskendeckenbilder und enkaustische Wandmalereien zu Theokrit von L. Schulz, Röckel und Bruckmann.

Wie in den Gemächern des Königs die klassische Poesie der Hellenen, so hat die vaterländische in jenen der Königin ihre Apotheose durch die bildende Kunst erhalten; — die beiden Vorzimmer der Königin enthalten Darstellungen aus den Gedichten des Minnesängers Walther von der Vogelweide (Fresken von Gassen) und aus dem wunderbaren Parcival Wolframs von Eschenbach (Fresken von Hermann). Im Servicezimmer begegnen wir unserm wackren Bürger, dessen Gedichte Stoff zu 20 enkaustischen Bildern (von Philipp Foltz) gegeben. Für den Thronsaal der Königin wurde (in bedeutsamem Gegensatz zu Pindar) Klopstock gewählt, aus dessen Oden der geniale Wilhelm Kaulbach Stoff für die vier Deckenfresken, wie aus der Hermannsschlacht und aus Hermanns Tod für die enkaustischen Wandgemälde nahm. Den Salon der Königin schmücken ein nach Klenze's Entwurf von Eugen Neureuther enkaustisch ge-

malter Fries aus Wieland's Oberon, und enkaustische Malereien von E. Förster nach Kaulbach's Entwürfen aus anderen Gedichten Wieland's. Der Schlafsaal, dessen Decke mit vier plastischen Allegorien von L. Schaller verziert ist, prangt mit 36 theils *al fresco*, theils enkaustisch gemalten Bildern zu Göthe, von W. Kaulbach, das Schreibzimmer mit 22 Darstellungen aus Schiller's Werken von Foltz und Lindenschmitt, die Bibliothek der Königin endlich mit reizenden Bildern zu Tieck, von Moritz von Schwind.

Die Räume des zweiten Stockwerkes sind für die geselligen Freuden des Hofes bestimmt. Da sind der Tanzsaal mit enkaustischen Malereien (dem Chor der Musen und tanzenden Figuren) von Hiltensperger und Anschütz, daneben ein Zimmer mit landschaftlichen Genrebildern aus dem Volksleben der alten Hellenen, von Rottmann, der Conversationssaal mit einem Fries aus dem Mythos der Aphrodite (in Gyps, von Schwanthaler,) und der Gartensaal.

Wir verlassen jetzt den Königsbau und wenden uns zu der neuen Residenz im Hofgarten, deren Fronte eben diesem letzteren zugekehrt ist; der Zweck dieses von Klenze ausgeführten Baues ist, für die höchsten Festlichkeiten, Audienzen, Aufzüge würdige Räume zu bieten, daher der Charakter desselben durchaus wahrhaft königliche Pracht. In der Mitte der Fronte tritt das dreifache Portal mit Vorhalle und Säulenbalkon imposant hervor; kolossale allegorische Figuren der acht Kreise Baierns und zwei Löwen an den Ecken sollen dasselbe schmücken. Für die Säle des Erdgeschosses sind Bilder aus der Odyssee bestimmt; im ersten Stockwerke wird Peter Hess einen „Siegessaal" mit Schlachtbildern aus der Kriegsgeschichte der Baiern verzieren. Drei grosse Säle sind der künstlerischen Verherrlichung Karls des Grossen, Friedrichs des Rothbarts und Rudolphs von Habsburg gewidmet; Julius Schnorr, der Meister der Nibelungen, hat dies ächt nationale Werk begonnen und in den bereits vollendeten Fresken und Cartons die ganze Fülle seiner Kernnatur bethätigt, die in kühner und weiser Bewältigung grosser und massenhafter Geschichtsstoffe ihren Beruf noch deutlicher bewährt als im Felde der Romantik, in welchem sie bisher bereits ohne Widerspruch anerkannt

worden. In dem Thronsaal, dem grössten von allen, (er misst 75 Fuss in der Breite, 57 in der Höhe und 112 in der Länge, eine auf 20 Säulen ruhende Gallerie umgibt ihn) werden die vierzehn kolossalen, vergoldeten Erzstandbilder der Ahnen prangen, Baierfürsten, Pfälzer und zwei Schwedenkönige aus Pfalz-Zweibrücker Blut; Schwanthaler modellirt sie, der wohlerfahrne Stiegelmaier leitet den Guss, die Vergoldung und Vollendung.

So nahe den Arkaden des Hofgartens, den Churfürst Maximilian I. anlegte, der aber seine ursprüngliche Gestalt schon seit 1776 verlor, dürfen wir nicht versäumen, die historischen und landschaftlichen Fresken in denselben zu betrachten, von denen die ersteren von 1827 bis 1829 unter Cornelius' Leitung durch jüngere Künstler ausgeführt wurden; die Stoffe hatte der König selbst gewählt. Die erste Freske (von Ernst Förster) zeigt uns Otto von Wittelsbach, im Engpasse von Chiusa das deutsche Heer von dem Ueberfall der Veroneser befreiend und die Reichsfahne entfaltend (1155), — die zweite (von Cl. Zimmermann) Otto's von Wittelsbach Belehnung mit dem Herzogthum Baiern nach Heinrichs des Löwen Fall (1175), — die dritte (von Röckel) Ottos des Erlauchten Vermählung mit Agnes von der Pfalz (1225), — die vierte (von C. Stürmer) den Einsturz der Innbrücke bei Mühldorf mit den darüber fliehenden Böhmen unter Ottokar (1258), — die fünfte (von C. Hermann) den Sieg Ludwigs des Baiern über Friedrich den Schönen bei Ampfing (1322), — die sechste (von Stilke) Ludwigs des Baiern Kaiserkrönung in Rom (1328), — die siebente (von Hiltensperger) Herzog Albrecht III. (den Gatten der Bernauerin), wie er die ihm angetragene Krone Böhmens ablehnt (1440), — die achte (von Lindenschmitt) des Landshuter Herzogs Heinrich des Reichen Sieg über Albrecht Achilles von Brandenburg bei Giengen (1462), — die neunte (von Schilgen) die Gründung des Rechts der Primogenitur für Baiern durch Herzog Albrecht IV. (1506), — die zehnte (von Gassen) die Erstürmung Godesbergs durch die Baiern (1583), — die elfte (von Eberle) des Herzogs Maximilian I. Erhebung zur Churwürde (1623), — die zwölfte (von Stürmer) Max Emanuel beim Sturme Belgrads (1688). Vier kleinere Fresken über den Eingängen stellen die Erstürmung einer türkischen Verschanzung bei Belgrad durch Baiern (1717), (gemalt von Monten), die

Stiftung der Akademie der Wissenschaften durch Maximilian Joseph III. (1759), (gemalt von Foltz), — die Baiern in der Schlacht bei Arcis sur Aube (1814) und die Ertheilung der Verfassungsurkunde durch König Maximilian Joseph I. (1818) — (die beiden letzteren gemalt von Monten) vor; — Kaulbach hat die kolossalen Gestalten des Danubius und Rhenus, der Isara und des Moenus, sowie der Bavaria über den Thoren der Hallen, Neureuther die Waffen, Sippmann die Blumen- und Fruchtstücke gemalt. Ein eigenthümliches Gefühl übermannt uns, da wir vor diesen geschichtlichen Fresken stehen, indessen der schlichte Landmann neben uns mühsam die Devise an der Decke buchstabirt: „Ohne Geschichte des Vaterlands gibt es keine Vaterlandsliebe!“ und die andre, die ächt königlichen Worte: „Die Liebe meines Volkes ist das Glück meines Herzens und soll der Ruhm meines Thrones sein;“ — der Begriff: Baiern verschwindet uns in dem grossen Gedanken: Deutschland! und wir möchten jenen ersten Wahlspruch also umstürzen: „Ohne Vaterlandsliebe gibt es keine Geschichte des Vaterlandes;“ — und Liebe ist nur, wo wechselseitiges Verständniss, wo wechselseitiges Vertrauen, Liebe ist die höchste Toleranz, die Verklärung der im kräftigen Bewusstsein emporgeflügelten Freiheit; die Liebe-Freiheit gibt sich hin und in den Tod, wie jener Göttliche, der für Alle am Kreuze starb. O dass das deutsche Volk solcher Vaterlandsliebe immer klarer bewusst werde! Wie freudig wollten wir die Kunst begrüssen, wenn sie dieser Liebe ganze Göttlichkeit vor allen Augen entfalten, in alle Herzen einsenken könnte! Hoffen wir das Schönste, das Beste von dem Bunde der Kunst mit der Geschichte, tragen wir nimmermüde zum stets innigeren Verständniss beider fürs Volk bei, und sterben wir freudig in der Hoffnung, dass jene Grossen, von denen die Sage glaubt, dass sie nicht gestorben, dass sie nur im Zauberberge dem Tage der Herrlichkeit des Vaterlandes entgegenharren, unsichtbar wieder hervorschreiten, als Kriegsfürsten gewaltiger Geisterschlachten, in denen dies deutsche Volk die Fahne der weltbefreienden Weltversöhnung schwingt.

An jene geschichtlichen Fresken reihen sich in den Arkaden des Hofgartens die landschaftlichen Rottmann's, Ansichten von Trient, der Veroneser Clause, von Florenz, Perugia, Aqua acetosa, Rom, Roms Ruinen, der Campagna di Roma, des Monte cavo,

des Lago di Nemi, von Tivoli, des Monte Serone, von Terracina, des Lago d'Averno, des Golfs von Bajae, der Insel Ischia, von Palermo, Selinunt, des Tempels der Juno Lucina, von Girgenti und Syrakus, des Aetna, der Cyclopenfelsen und des Theaters von Taormina, von Messina, Reggio, der Scylla und Charybdis und von Cephalu.

Unmerklich sind wir an diesen landschaftlichen Fresken vorüber zu dem Lokale des Kunstvereines und somit auf einen Standpunkt gekommen, von welchem sich die Kunst frei und selbstständig aus dem Hintergrunde bestimmter Zwecke hervortretend zeigt. Hier in dem Kunstverein sind es vorzüglich das Genre und die Landschaft, welche sich uns bemerkbar machen; indessen tragen auch diese beide noch immer so deutlich den Charakter der Münchner Schule (wenn es überhaupt erlaubt ist, eine bestimmte Geistesrichtung mit dem Worte: Schule zu bezeichnen) an sich, dass wir nicht umhin können, diese hier mit ein paar Strichen zu skizziren. Durchweg ist es bei den Werken der Münchner Künstler die Idee, deren Herrschaft sich auf das Gewaltigste kundgibt und geltend macht, und demzufolge der Charakter, welcher, neben der Schönheit, nicht selten über sie triumphirt, die einheitliche Vollendung der Composition, welche erstrebt wird. Man sieht, dass nach diesen Prämissen hier an keinen Stillstand, geschweige gar an Rückschritte zu denken ist, wie solche alsobald sich einstellen, wenn irgend eine einseitige Manier bewusst oder unbewusst sich als Norm festgestellt. In München behaupten sich die Individualitäten der Künstlernaturen, behauptet jede, ob sie auch in Auftrag schafft, ihre Selbstständigkeit auf eine Weise, vor der ihr Respekt haben müsst, und obwohl sich so viele bedeutende und hervorragende Meister in München neben einander finden, so ist doch von einer Nachahmung derselben durch die heranwachsende Generation um so weniger die Rede, als jenen unter derselben bereits Ebenbürtige heranstrebten. Man braucht hier nur einen Namen zu nennen, der zwar nicht so alt wie der eines Cornelius ist, aber diesen fast schon erreichte, den Namen Wilhelm Kaulbach's, dessen Genius man als einen der originellsten in dem grossen noch keineswegs abgeschlossenen Entwicklungsprozesse der neuesten deutschen Kunst bezeichnen darf. Nur bei solcher unbeschränkter Freiheit, in welcher jede Individualität die

Kreise ihres Schaffens immer weiter um sich ausdehnen kann, ist die Vollendung erklärbar, welche jede der verschiedenartigsten Richtungen, die streng religiöse wie die streng historische, die romantische wie die landschaftliche, erreicht. Wir eilen jetzt zu den zwei Tempeln, welche der König der älteren Kunst erbaute und durch Werke der neuesten würdig ausschmücken liess, zu der Glyptothek und zu der Pinakothek.

Die Glyptothek steht auf dem Königsplatze, drei breite Stufen führen zu dem von 8 jonischen Säulen getragenen, mit einem Giebelfelde gekrönten Portikus hinan, an welchem zu beiden Seiten die Fronte des im Viereck gebauten Kunsttempels sich fortsetzt. Jede Seite derselben enthält statt der Fenster drei Nischen, für welche Statuen bestimmt sind; den Zweck und die Bedeutung des Gebäudes spricht die kolossale Gruppe im Giebelfelde aus, Pallas Ergane, umgeben von den personificirten Zweigen der Sculptur (nach Klenze's Angabe und Wagner's Entwurf von meiren Bildhauern ausgeführt). Zwei Inschriften im Vestibul verkünden die Jahre, in welchen der Bau begonnen (1816) und vollendet ward (1830), und die Namen der Meister, welche auf des Königs Befehl (der noch als Kronprinz das Werk anfing) die Architektur und die Ausschmückung der Räume durch Fresken übernahmen (Leo von Klenze das erste, Peter von Cornelius das letztere); von Schwanthaler sind die Reliefs. Aus dem Vestibul treten wir in den ägyptischen Saal, in welchem Werke altägyptischer Kunst und römische Nachbildungen derselben, wie mehre indische Bildwerke aufgestellt sind; aus diesem in den Incunabeln-Saal, welcher Reliquien der ältesten griechischen und etrurischen Kunst enthält. An diesen reiht sich der Aegineten-Saal, wo wir die von einer Gesellschaft deutscher und englischer Kunst- und Alterthumfreunde 1811 auf Aegina gefundenen Sculpturen sehen, welche, aus der Zeit vor Phidias stammend, die Giebelfelder des dem Zeus Panhellenios geweihten Tempels schmückten; die Restaurirung dieser Marmorbilder verdankt man Thorwaldsen. Der Apollosaal enthält nebst mehren andern Kunstwerken die früher unter dem Namen der barberinischen Muse bekannte kolossale Statue des Apolo Citharödus aus pentelischem Marmor, — der Bacchus-Saal den berühmten barberinischen Faun, die Leukothea, den Faun Winckemann's, den Faun mit dem Flecken, eine Venus, eine Ceres u. s. w.

— der Niobidensaal den herrlichen, bewundernswerthen Torso des Niobiden, den sterbenden Niobiden, die Medusa Rondanini, eine Venus von Knidos, zwei kolossale Büsten: Minerva und Roma. Aus dem Niobidensaale treten wir in den Göttersaal, welchen Cornelius mit seinen gewaltigen Fresken schmückte. Der ganze Göttermythos jenes Jünglingsvolkes, das sich die höchste Vollkommenheit seiner Götter nur in der vollkommensten Menschlichkeit denken konnte, umgibt uns hier, beherrscht von dem ältesten Eros, dem Ordner des Chaos, dem Bändiger und Bildner der rohen Elementarkräfte zu Gesittung. Eine Vorhalle mit Fresken (nach Cornelius) aus dem Mythos des Prometheus führt in den trojanischen Saal, wo Cornelius die Hauptmomente und die reichen Verzweigungen des Sagencyclus vom trojanischen Kriege in wahrhaft titanischen Fresken dargestellt. Aus dem trojanischen Saale treten wir in den Heroensaal, in dessen Mitte die Statue Jasons, dann die ikonischen Alexanders des Grossen und Neros. Im Römersaale sind ausschliesslich Werke römischer Kunst (eine reiche Sammlung von Büsten, Candelabern, Altären, Sarkophagen u. s. w.) aufgestellt. Der Saal der farbigen Bildwerke enthält eine schöne Mosaik, eine Ceresstatue aus weissem und schwarzem Marmor, die Büste eines Athleten, eine kolossale Büste Marc-Aurels aus Peperino u. s. w., — der letzte Saal, der der Neueren, Werke von Algardi, de Carli, Christen, Rauch, Georg und Rudolph Schadow (von letzterem die Sandalenbinderin), Canova's Venus und Paris, Thorwaldsen's Büste des Königs Ludwig als Kronprinzen, und Adonis.

Hinter der Glyptothek liegt die Pinakothek, deren Bau — gleichfalls durch Klenze — im Jahre 1826 begonnen und 1836 vollendet wurde. Das Hauptgebäude misst 520 Fuss in der Länge, 92 in der Breite und Höhe, jeder der Flügel, welche sich an dasselbe schliessen, 42 Fuss in der Breite und Länge, 72 in der Höhe. Das Aeussere dieses herrlichen Baues imponirt durch den Eindruck der Solidität und Würde; da Stylobat, Säulen, Gesimse aus Quadern, die geraden Flächen aus hellgelbem unbeworfenem Ziegelmauerwerk construirt sind. Die im Prachtstyl aufgeführte Vorderseite wird ihren schönsten Schmuck durch die 25 überlebensgrossen Statuen berühmter älterer Künstler erhalten, welche nach Schwanthaler's Ideen von Mayer, Schaller, Leeb und San-

guinetti ausgeführt werden. Im Erdgeschosse, welches die Säle der Kupferstiche, Handzeichnungen, Vasen und Wandgemälde, ein grosses Malerstudium, Registraturen u. s. w. enthält, betreten wir eine grosse Säulenvorhalle, im ersten Stockwerke 9 grosse Säle und 23 Kabinette, in welchen die kostbarsten Gemälde aus allen Sammlungen Baierns aufbewahrt werden. Im Eingangssaale begrüssen uns die Bildnisse der Stifter und Mehrer des Gemäldeschatzes, und 14 Reliefs in Gyps von Mayer nach Schwanthaler's Ideen, Darstellungen von Hauptmomenten aus Baierns Geschichte, von der Christianisirung Garibalds des Agilolfingers an (555) bis zur Gründung der Walhalla durch König Ludwig (1830). Der erste Saal, in welchen wir jetzt treten, bewahrt die Werke der oberdeutschen Malerschule aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, (worunter Bilder von Van Eyk, Michel Wohlgemuth, dem älteren Holbein, Burgmaier, Dürer, Cranach, Quintin Messys u. A.) — der zweite Werke aus der späteren oberdeutschen und niederdeutschen Schule (darunter auch Bilder von Angelika Kaufmann, Raphael Mengs u. a. Neueren); die Decken beider Säle hat Ludwig Schaller mit Reliefdarstellungen aus dem Leben Van Eyk's, Holbein's und Dürer's verziert. Der dritte und fünfte Saal enthalten Werke späterer Niederländer (Van Dyk, Rembrandt, Ruysdael, van der Helst, Teniers, Everdingen, C. de Crayer, Weenix, Champagne, Therburg, Snyers u. A.); der vierte und das daranstossende Cabinet neunzig Gemälde von Rubens; der sechste die der Spanier (Murillo, Velasquez u. s. w.) und der Franzosen (N. Poussin, le Brun, Claude Lorrain, Vernet u. s. w.). Der siebente, achte und neunte Saal bewahren Bilder italienischer Maler (Ghirlandajo, Filippo Lippi, Perugino, Raphaël, Giulio Romano, Leonardo da Vinci, Paolo Veronese, Andrea del Sarto, Guercino, Dominichino, Fr. Francia, Correggio, Giam-Bellino, Tizian, Tintoretto, Cignani u. s. w.). In den Cabinetten befinden sich die Bilder der kostbaren, früher den Herren Boisserée und Bertram gehörigen Sammlung, von Meister Wilhelm von Köln, Israel von Meckenen, Van Eyk, Lucas von Leyden, Hans Hemling, Schoreel, Lucas Kranach, Albrecht Dürer u. s. w. — ferner Genrebilder meist von Niederländern, endlich abermals altitalienische Gemälde, deren eines (eine Kreuzigung) dem Giotto zugeschrieben wird, Bilder von Fiesole, dann von Raphaël, Giulio Romano, Tizian,

Sasso Ferrato u. s. w. — Nicht minder interessant als diese herrliche Sammlung älterer Kunstwerke sind die kunstgeschichtlichen Fresken (nach den Entwürfen des Ritters von Cornelius, von Gassen, Zimmermann, Hiltensperger u. A.), womit die Loggien des Corridors geschmückt sind. In der ersten ist der Bund der Kirche mit den Künsten dargestellt; in den Lünetten seht ihr den Genius der Menschheit, wie er die Kunst zu den Unsterblichen hinanträgt, und den Gründer der Pinakothek, den sein Genius zu den Dichtern führt. In den übrigen bis jetzt vollendeten 12 Loggien sind die Hauptmomente der Geschichte der italienischen Kunst dargestellt, und zwar in der zweiten die Gründung des Campo Santo zu Pisa, dessen uralte Malereien gleichsam als Beginn der neueren Kunstgeschichte angenommen werden, — Klio, das Rad der Zeit im Laufe hemmend, und zwei Bilder aus der Zeit der Kreuzzüge (die Predigt Bernhards von Clairvaux und des Barbarossa Sieg bei Iconium); — in der dritten Scenen aus dem Leben des Cimabue (geb. 1240, † um 1300), welcher als der älteste florentinische Meister gilt; — in der vierten vier Momente aus dem Leben Giotto's di Bondone (geb. 1276, † 1336) des Dädalus der christlichen Malerei. Die fünfte Loggia erfüllt die reiche Verherrlichung des kindlich frommen Klosterbruders und Malers Angelico da Fiesole (geb. 1387, † 1455), dessen Seligsprechung die durch ihn erwirkte Vergeistigung der christlichen Kunst symbolisirt. Masaccio di San Giovanni (geb. 1401, † 1445), dem die sechste Loggia geweiht ist, steht als Vorläufer der Blüthepochen der italienischen Kunst da, „Ahnung und Anschauung" (in der Lünette der Loggia) weist auf Masaccio's Wichtigkeit für die Kunstgeschichte durch seine Verdienste um die Gesetze der Beleuchtung hin. Raphaël's Lehrer, Pietro Vanucci della Piere, genannt Perugino (geb. 1446, † 1524), verdiente wohl mit Recht eine eigene Loggia, die siebente. — Raphaël's Vorgänger und Zeitgenossen, (1430 — 1530) Andrea Mantegna, Domenico Ghirlandajo, Luca Signorelli und Andrea del Sarto, erhielten die achte Loggia; Scenen aus dem Leben Leonardo's da Vinci (geb. 1452, † 1519) und die Bilder seiner Schüler Luini und Marco d'Oggione schmücken die neunte. In der zehnten herrscht Antonio Allegri da Correggio (geb. 1494, † 1534) mit seinen Schülern. Die elfte Loggia ist der Verherrlichung der venezianischen Schule geweiht, deren Geist durch Tiziano Vecelli

repräsentirt wird. Die Erhabenheit des Michel Angelo Buonarotti (geb. 1474, † 1563), der als Maler, Bildhauer und Baumeister gleich gross und gewaltig, hat Cornelius, dessen Genius dem des Florentiners verwandt, in der zwölften Loggia verherrlicht. Die dreizehnte gehört dem ewigen Jüngling Raphaël Sanzio von Urbino, (geb. 1483, † 1520), aus dessen Leben vier Momente, und dessen Tod Stoff zu Bildern gaben. Die andern 12 Loggien sind der Geschichte der deutschen und der niederländischen Kunst geweiht.

Die schönsten Triumphe feiert in München die kirchliche Kunst. Architektur, Malerei und Skulptur wetteifern im Bunde mit der Kirche; jene Allegorie, welche Cornelius in der ersten Loggia der Pinakothek malte, ist in München lebendig geworden. Keine andre Stadt im katholischen Deutschland kann sich rühmen, solche Monumente der modernen kirchlichen Kunst zu besitzen, wie München, welches die Allerheiligen-Hofkapelle, die Ludwigskirche, die Aukirche aufzuweisen hat. In jeder dieser Kirchen ist eine bestimmte Richtung ausgesprochen, übermannt dich zur Stelle ein bestimmter künstlerischer Eindruck.

Die Allerheiligenkirche, am östlichen Ende der Residenz, trägt das Gepräge der sogenannten byzantinischen Bauform; Leo von Klenze schuf dies schöne Werk, das Heinrich Hess, unterstützt von mehren anderen Künstlern, mit Fresken auf Goldgrund schmückte, deren Bedeutung die ganze beziehungsreiche Mystik des Katholicismus auf die einfachste und doch prächtigste Weise ausdrückt. In der ersten Kuppel und ihren Seitenlogen entdecken wir die prophetisch-traditionelle Basis des Christenthums, Jehovah, den starken Gott des alten Bundes, den Weltschöpfer, den Rächer der Sünde durch Fluth, den erbarmungsreich Verheissungsvollen, der das Volk aus Abrahams Samen sich auserwählt, in dessen Schooss er seinen eingebornen Sohn niedersenkte und die Propheten als dessen Vorläufer weckte. In der zweiten Kuppel und deren Seitenlogen sehen wir den Cyclus der historischen Entfaltung der geheimnissreichen Menschheitssühne durch Christum Jesum, den Gottmenschen. Die Chornische umfasst die Symbolik der Kirche, als des Instituts, in welchem der von dem Erlöser verheissene Paraklet unsichtbar heilig fort und fort wirkt, den Inbe-

griff der Mysterien, deren Bewahrung mit der Schlüsselgewalt zugleich an den sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren Oberhauptes der Kirche verliehen worden. In der Altarnische ist durch eine grossartige Symbolik der Begriff der triumphirenden Kirche durch Maria, und der Mittelpunkt des ganzen katholischen Dogmas durch die Darstellung der Dreieinigkeit ausgedrückt. In dem Orgelchore gewahren wir die Repräsentanten der kirchlichen Kunst, Salomo (für die Architektur), David und Gregor (für den Gesang), Lukas (für die Malerei). Die Bilder der Seitenaltäre drücken die Beziehungen der Kapelle zu dem Stifter aus, sie stellen St. Georg und St. Hubert (die Patrone der königlichen Hausorden) vor Christus, St. Ludwig und Sta. Theresia (die Patrone des Königs und der Königin) vor der Gottesmutter knieend, dar. Die Bildwerke an dem Portal (das Relief: *Salvator mundi* mit Maria und Johannes, und die Statuen der Heiligen Petrus und Paulus) sind von Konrad Eberhard.

Des Professors Gärtner Werk ist der auf Anregung des Königs von der Stadt bestrittene, am 25. August 1829 begonnene Bau der Ludwigskirche in der Ludwigsstrasse. Die Façade der Kirche, welche in mittelalterlich-italienischem Styl erbaut ist, erhebt sich bis zu einer Höhe von 110 Fuss, und vertieft sich zu einer Vorhalle, über welcher in 5 Nischen die überlebensgrossen Statuen des Erlösers und der vier Evangelisten (von Schwanthaler) stehen; den Giebel, welcher die Mitte der Façade schliesst, krönt ein Kreuz und schmücken zu beiden Seiten die Statuen der Apostel Petrus und Paulus (gleichfalls von Schwanthaler). An das Portal reihen sich die beiden pyramidalischen Thürme. Das Dach der Kirche prangt im Farbenschmucke einer musivischen Ziegelbekleidung. Das Innere der Kirche wird von Cornelius mit Fresken geschmückt, auf welche schon bei dem Plane des Gebäudes und demzufolge bei der Anlegung der drei Chöre des Mittel- und Querschiffes Rücksicht genommen worden war. Die Hauptmomente des christkatholischen Dogma's: Dreieinigkeit, Erlösung, Kirche, Gemeinschaft der Heiligen und jüngstes Gericht bilden die Vorwürfe, welche Cornelius im Geiste Michel Angelo's auffasst. Ueber dem hohen Chore werdet ihr Gott Vater als Schöpfer und Erhalter, als Herrn der Heeresschaaren erblicken, im rechten Seitenchore die Verkündigung der Welterlösung, die vier Verkün-

diger der frohen Botschaft, und die Menschwerdung des Erlösers, — im linken die Vollendung des Erlösungswerkes, die Auferstehung und die vier Kirchenväter, — im Kreuzgewölbe die Wirkung des heiligen Geistes, die Gemeinschaft der Heiligen und die Glorie der Kirche, — über dem Hauptaltare endlich die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht, eine Composition, die an Grossartigkeit vielleicht von keiner anderen, welche die neuere Kunst reifte, überboten wird, und die jene altkirchliche Anschauung der moralischen Weltordnung in der ganzen erschütternden Furchtbarkeit des Gesanges: *dies irae*, *dies illa*, wie mit der vollen Erhebung und Tröstung, welche in dem christlichen Begriff eines Wiedersehens nach dem Tode liegt, ausspricht. Wie in den Fresken des H. Hess (in der Allerheiligenkapelle) die Fülle der Bedeutung in den einfachsten Conceptionen, so drückt sie sich in diesen des Cornelius durch die überwältigende Schöpferkraft der Phantasie aus; dort beten wir in tiefer Feierruhe an, die alle Gestalten magisch um uns schliessen, hier bebend in jener Aufregung, welche der Anblick der freigegebenen Leidenschaften hervorbringt; dort schweben die Gestalten, Träger der göttlichen Geheimnisse, im Goldgrunde, ohne ihre ideale Sphäre zu verlassen; hier ringen sie sich titanisch daraus los und wir fühlen, dass sie mitten unter uns sich ihr Schlachtfeld gewählt und unsre eignen Kämpfe im Grossen durchfechten.

Einen ganz anderen Eindruck macht die von Ohlmüller erbaute Mariahilfkirche in der Vorstadt Au, welche im Jahre 1831 gegründet wurde. Die Abgeschlossenheit bei der Andeutung der Unendlichkeit, eine Stimmung, die uns in alten im reinen altdeutschen Styl erbauten Kirchen überkommt, regt zur Innigkeit der Andacht an, und der Zauber der Glasmalerei befriedet. Die Aukirche misst 235 Fuss in der Länge, 81 in der Breite, 85 in der Höhe, der Thurm, welcher über dem reich ornamentirten Portale pyramidalisch verjüngt emporsteigt, 270 Fuss. Das Innere umfasst drei Schiffe und einen erhöhten Chor. Neunzehn Fenster, jedes 52 Fuss hoch und 11—13 breit, werden mit Glasmalereien prangen, deren Stoffe, da die Kirche der jungfräulichen Mutter es Erlösers geweiht ist, den „Freuden und Leiden Mariä" entnommen sind; die Compositionen liefern (unter der Leitung von H. Hess) Schraudolph, Ruben und Fischer, die Ornamente

Ainmüller, die technische Ausführung wird von Röckel und mehren Andern besorgt*).

Einen interessanten Contrast zu der ausgebildeten deutschen Bauform der Aukirche wird jene der Bonifaciuskirche in der Karlsstrasse bilden, welche der König 1835 gründete und Ziebland im Styl römischer Basiliken ausführt (64 Säulen sollen das Innere derselben in 5 Schiffe abscheiden); Heinrich Hess wird dieselbe mit religiösen Darstellungen schmücken.

Die neue protestantische Pfarrkirche vor dem Karlsthore (ein Bauwerk von Pertsch von 1827—1832) drückt, was die architektonische Construktion betrifft, den religiösen Charakter nicht in gleicher Bestimmtheit, Würde und Schönheit aus wie die früher genannten Gotteshäuser; dagegen verdient die (von Hermann) *al fresco* gemalte Decke, „die Himmelfahrt Christi", die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes.

Den Totaleindruck des durch König Ludwig geschaffenen neuen Münchens resümirt die breite, schnurgerade Ludwigsstrasse; fast alle Baustyle finden sich hier den verschiedenartigen Bestimmungen der Bauwerke glücklich accommodirt, und die Verschiedenheiten der Formen gleicht wieder die Einheit des Charakters der Pracht und Solidität aus, welchen überdiess ein projektirtes Triumphthor am Schlusse der Strasse auf das deutlichste und passendste ausdrücken wird; da ist die Ludwigskirche, neben derselben das von Gärtner im altitalienischen Palaststyl aufgeführte Gebäude der Hof- und Centralbibliothek (nebst dem Reichsarchive), dessen Façade sich in einer Länge von 520 Fuss hinzieht; an dasselbe reiht sich das im florentinischen Geschmack durch Leo von Klenze und Häring aufgeführte Gebäude des Kriegsministeriums; — auf der entgegengesetzten Seite zeigen sich der Pa-

*) Ainmüller'n gebührt die Anerkennung, für die Vervollkommnung der Technik der Glasmalerei, nach Sigmund Frank aus Nürnberg, der das erste Fenster für den Regensburger Dom fertigte und durch die Anwendung des kossischen Goldpurpurs auf Glas jene verloren geglaubte Kunst wiederherstellte, und mit Herrn Wehrsdorfer das Meiste beigetragen zu haben; die Professoren Gärtner und Hess förderten durch wackren Rath das schöne Streben. Höchst interessant sind die Glasmalereien im Besitz der Herren Bertram und Boisserée, Copieen der bedeutendsten Gemälde aus der ihnen früher gehörigen berühmten Sammlung

last des Herzogs Max von Birkenfeld*), dann der Bibliothek gegenüber das im mittelalterlich-italienischen Styl durch Gärtner erbaute Blindeninstitut (dessen 220 Fuss lange Façade mit zwei schönen Portalen und Statuen von Konrad Eberhard und Sanguinetti (nach Eberhard) prangt), und weiterhin der herrliche Neubau der Universität (ein Werk Gärtner's), dem gegenüber das Priesterseminar (gleichfalls durch Gärtner) ein Gebäude erhält. Gegen die Theatiner-Strasse und die Residenz zu öffnet sich der Odeonsplatz mit dem auf Befehl des Königs durch Klenze 1826 aufgeführten, für Bälle und Concerte bestimmten Odeon (dessen grosser Saal drei Deckenfresken von Kaulbach, Eberle und Anschütz enthält) und mit dem Leuchtenberg'schen Palaste, in welchem der Kunstfreund eine Gallerie auserlesener Gemälde von französischen, spanischen, italienischen und niederländischen Meistern und mehre plastische Kunstwerke (von Thorwaldsen, Canova, Algardi, Bozzio, Chaudet) findet; diesem Palaste und dem Odeon gegenüber breitet sich die Façade des Bazars aus. An diesem, an dem Thore des Hofgartens und der alten Residenz vorbei wandelnd, kommen wir auf den Max-Josephsplatz, dessen Mitte das kolossale, eherne Bild des Vaters Max schmückt. Schon 1824 hatte die Bürgerschaft Münchens dasselbe votirt; erst nach dem Tode des Königs wurde es ausgeführt, Rauch in Berlin modellirte die 12 Fuss hohe ikonische Statue des Verewigten, der, auf dem Throne sitzend, seinem Volke das Unterpfand des Heils, die Verfassung, beschwörend, dargestellt ist; Stiegelmaier besorgte den Erzguss; vier kolossale Löwen tragen das mit Hochreliefs verzierte Postament. Von drei Seiten umgeben den Platz der neue Königsbau, diesem gegenüber das durch Klenze 1835—1836 aufgeführte neue Postgebäude, dessen von toskanischen Säulen getragene Vorhalle enkaustisch bemalt ist, und das nach dem Brande von 1823 bereits 1825 wieder neu erbaute Theater im römischen Styl mit einer auf 8 korinthischen Säulen ruhenden Vorhalle.

Nun noch einen Gang zu dem den dreissigtausend Baiern, welche im russischen Kriege 1812 den Tod fanden, von König Ludwig errichteten ehernen Obelisk auf dem Carolinenplatze, wel-

*) Dessen Inneres mit Wandgemälden von Kaulbach geschmückt ist.

cher am 18ten Oktober 1833 feierlich enthüllt wurde; Stiegelmaier goss diess, nach Klenze's Zeichnung construirte Denkmal, welches 100 Fuss in der Höhe misst. Hier beschliessen wir unsre raschen Wanderungen in Münchens neuer Kunstwelt. Jetzt werfen wir uns in's dichteste Menschengewühl und belauschen Sitten und Bräuche, Freuden und Feste des Volkes, und sociales Leben.

Der ächte altbaierische Charakter, wie wir ihn schon früher andeuteten, tritt uns derb und entschieden, frischbäckig und handfest gegenüber; im altherkömmlichen Schäfflertanz, dessen Ursprung nach der grossen Pest 1517 datiren soll, der noch in jedem siebenten Jahre begangen wird, im Metzgersprung, der in jedem Carneval stattfindet, begrüsst er uns in der alten Jacke des lustigen Eulenspiegels, dessen Freibrief noch nicht erloschen ist. Den „Schäfflertanz" führen die Böttcher nach eignen alten Gesetzen aus; es sei uns erlaubt, einen Bericht über diese Sitte von dem fleissigen Forscher vaterländischer Sittengeschichte, H. F. Massmann*), hier einzuschalten.

„Der Reifentanz" (erzählt Massmann) „kehrt jetzt nur alle sieben Jahre wieder. Um so mehr will er, besonders sein Reifenschwingen, was ganz dem Fahnenschwingen gleichet, mit den jedesmal neuen festlichen Gewändern neu eingeübt sein, darum aber auch nicht wie ein derber Metzgersprung in flüchtiger Stunde zu Ende gehen. Desshalb wird 14 Tage vorgeübt und 14 Tage (früher sogar volle 4 Wochen) währt alsdann der Tanz vom Morgen bis zum Abend, vom Hofe der königlichen Residenz bis zum letzten Münchner Grossbräu. Der Zug schreitet, sinnig geordnet (Beweis treuer älterer Ueberlieferung), in heiterem Schmucke, unter beständiger Musik einher. Voran der Vortänzer oder Vorreigner, mit vergoldetem, bändergeschmücktem Scepterstabe; ihm zur Seite die Umfrager, die nach jedem Tanze, sobald sie dem Hause nahen, dem sie den nächsten Auftanz zugedacht haben, vorauseilen und anfragen, ob der Tanz aufgeführt werden dürfe. Ihm folgen die beiden Reifenschwinger, denen die Kreisreifen über Achsel und Uechse hangen. Hinter ihnen schreitet der Nachtänzer, welchem zwanzig Gesellenpaare, je zwei und zwei, folgen. Diese Paare tragen alle nach hinten zu

*) S. Spindler's Zeitspiegel 1831. 5r. Bd. S. 37 u. ff.

in zwei Kettenreihen grossbogige, mit Buchs dicht bewundene Halbreifen, welche den Reigen ketten und retten; so zwar, dass den Reifenzug ein mit blau und weissen Bändern ausgezeichneter Buchsbogen eröffnet, jener Anreifen aber obenein mit einem schwebenden Apfel in der Mitte versehen. Dieser Reifen tanzet nie mit, sondern bildet das Thor des An- und Abzuges, ebenso das Merkzeichen des Anfanges, der nicht aus den Augen gelassen werden darf. Alle Reigner oder Reifer sind fein und zierlich in rothe Rundjäckchen mit ganz kleinen Schösschen gekleidet, dazu ein weisses Westchen, schwarz manchesterne Beinkleider bis zum Knie, weisse Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Von der linken Hüfte greift über den Latz und den rechten Schenkel ein feines, gelbes Vor- oder Schurzfell. Den Kopf ziert eine grüne Kappe mit einer weissen und blauen Feder über dem linken Ohr. — In jene Farben erscheinen auch die beiden Hanswurste gekleidet, deren einer den Zug führt, der andere schliesst, als die natürlichen Gensd'armen. So ist in ihnen, dass sie nicht fehlen, der altherkömmliche Zug sinnig geschlossen, denn der deutsche Hanswurst, wie der deutsche Lebensphilosoph Eulenspiegel, ist ein Allerweltsspiegel für Jedermann, der ihm zuschaut und dem er eins aufhaut oder auswischt. Er ist der Hauptordner, die beste Festpolizei; er verkehrt den sauren Ernst in heitren Scherz und spiegelt im Scherze die schiefe Wirklichkeit oder den inneren Ernst der Dinge. So ist er Narr und König im Feste, ein Doppelgänger, wie die Narren einst der Könige Begleiter waren. — Auch hier im Münchner Schäfflertanze drängt sich der Wursthans bald unter die zuschauende Menge, bald unter die Laubenrose des Reigens, lässt sich darunter krönen und huldigen, wird aber plötzlich unter dem rasch zum Kessel umgekehrten grünen Bogen begraben, so dass man von ihm mit Jacob Balde sagen könnte:

„Gestern war Kuntz zum Scepter g'lockt,
Muss heut den Kolben tragen";

er schlüpft jedoch unverwüstlich hervor und tanzt, als wäre ihm kein Scheitern seines Königstraumes widerfahren, siegreich über die langgestaltete, hoffnungsgrüne Hohlgasse fort, springt bald mit einem herbeigehaschten Mädchen im Bannkreise der Bogenreifen, bald mit dem blauen, silberreißigen Fässchen ausser dem Tanze

der Uebrigen umher, ganz in sich versunken oder vielmehr mit dem hölzernen Schäfflerbrüderchen reigend, das auf jenem Fässchen sitzt, und zecht zur Selbstbelohnung aus den viererlei Wein schenkenden Zapfen; bald tanzt er mit seinem scheckigen Wurstbruder und pritschen sich brüderlich herzhaft; bald endlich schwärzt er einen kecken Buben oder ein Schelmengesicht unter der Ringelhaube. So ist er der Nimmerstill und der Immermuntre und hält Alles rege. — Bis zum Jahre 1802 erschien auch noch beim Tanze die Gretel in der Butten, ein Lustigmacher mit einem grossen, vierfach aufgeschlagenen Hute, von einem ausgeschoppten oder ausgestopften alten Weibe scheinbar in der Butte auf dem Rücken getragen, in der Hand eine lange Wurst zum Necken der Nachfolger oder des Volkes tragend. So schritt die Gretel unter Trommeln und Pfeifen nach dem Masse vor:

„Gretel in der Butten,
Wie viel gibst du Oar?“ etc. etc.

Wir blicken aber jetzt auf die Tänzer selber, die unter immer unermüdlichem Schirme und Scherze weiterziehen und reigen. Sobald der Zug Halt macht, ordnet sich der Reigen Bogen an Bogen zum Reife, wobei die beiden gleich grossen, gar nicht niedrigen Bögen das rechte Mass abgeben, indem nun Jeder in jeder Hand des Nebenbogens eines Ende fasst. Ist der Kreis so geordnet, so beginnt der Reigen oder der grosse Achter. Alle senken zum Grusse zugleich die Bögen erdwärts, und nun führet der Vorreigner an, anfangs zu einfachen Kreisumgängen und Kreiswendungen in gleicher Zwiehaltung der Bögen, wobei, wie bei allen ferneren Bewegungen und Biegungen, der hüpfende Vierschritt bewahrt werden muss, welcher erst rechts angetreten, dann ebenso links wiederholt, ein sanftes, auch die verschlungenere Bogenführung nie hemmendes Herüber- und Hinüberwogen oder Schweben des Einzelnen und des Ganzen veranlasst. Den einfacheren Bewegungen folgen bald Durchwindungen aller, nie losgelassenen Bögen durch Einen; bald werden Laubengänge gebildet, durch welche Hanswurst, die schattende Gelegenheit belauschend, einzeln behaglich durchschlängelt und, am Ende angekommen, beim letzten anfassend und rücktanzend, die Laube wieder auflöst; bald wickelt sich die Bogenkette zum Knäuel auf,

bildet sich dadurch zur grünen Kronlaube, indem die Reifen, richtig berechnet auf die Krongestalt und fernere Wiederablösung, immer höher übereinander gekreuzt werden. — Nachdem sich diese und andere Ketten, Gewinde, Lauben, Kronen, Rosen, Brücken oder Bahnen ausgebildet und gelöst haben, steht der vollkommene Kreis still, die Vorreigner oder Reifenschwinger treten in das Mittel und vollführen unter dem Takt der raschfröhlichen Musik den Schwung des Reifens und der in ihm stehenden gefüllten Gläser um Haupt, Hals und Hüften und unter den Beinen weg so rüstig, rasch und rein, so meister- und musterhaft, dass in den Gläsern nichts mangelt, wenn sie zum Lebehoch ausgetrunken werden, nach welchem das Ehrenglas, aus dem kein anderer Trunk wieder gethan werden darf, häuptlings oder rücklings in die Luft geschleudert wird; aber Hanswurst, der sonst mit Zeit und Waare ziemlich unbesorgt, harmlos und muthwillig Verschwenderische, fängt, wie ein guter knickriger Philisterbruder jenes wegwerfenden Renommisten, das arme Glas, um das es Schade wäre — auf Gläser geübt — in seinem Spitzhute geschickt und sicher wieder auf.“ —

Die Metzger (welche sich von Jahr zu Jahr aufs neue um die Erlaubniss zur Uebung ihres seit unvordenklichen Zeiten üblichen Festbrauches bewerben) halten ihren „Sprung“ am Fastnachtsmontag. Schon vierzehn Tage vor Fastnacht kommen sie zur Berathung wie zur Wahl der guten Gesellen aus ihrer Mitte, die den silbernen Becher und die Kanne tragen sollen, in ihrer Herberge zusammen. Am Vorabend des Festtages tanzen die sogenannten „Hochzeitbitter“ mit ihren Mädchen den „Büscheltanz“ und nehmen Becher und Kanne nach Hause, wo sie dieselben schmücken. Am Festtage selbst gehen die Metzger im feierlichen Zuge zur Peterskirche, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen, und nach demselben von Strasse zu Strasse, Meisterkinder und Lehrlinge reiten auf zierlich aufgeschmückten Pferden, Musikanten spielen ihnen lustige Weisen auf, die Metzgersknechte, der Altgeselle, die Kannen- und Becherträger und die Beilmeister folgen; in der Residenz wird dem Könige der „Willkommen“ gebracht; dann ziehen Alle zu dem Fischbrunnen auf dem Schrannenplatze. Dort schlüpfen die Lehrlinge in Hosen und Jacken, die über und über mit Kälberschwänzchen ausstaffirt sind, und der Altgesell spricht sie,

indem er die üblichen Ehrenbecher ausbringt und ihnen die Freisagungsschläge auf den Rücken gibt, von der Lehrzeit frei. Nun springen sie in das Bassin des Brunnens und treiben mit Allen in der Runde tollen Schabernack. Hierauf erhalten sie weisse Binden und silberne Denkmünzen an blauen Bändern und die Zunftfeierlichkeit ist vorbei.

Wollt ihr jedoch des Münchener Volkes Lusttreiben im Grossen sehen, so müsst ihr an einem ersten Montag im September auf den Keferloher Markt eilen; den Ursprung desselben weist die Ueberlieferung in die Zeiten der Heidenschlachten zurück, da alles deutsche Land des Schreckens vor dem Centaurenvolk der Ungarn voll war. Damals seien dem Kaiser Otto dem Grossen im rechten Augenblick die Baiern wohlberitten herbeigeeilt, und voll Freude habe er ihre Hauptleute, — einige in Bauernkitteln, zu Rittern geschlagen und die grossen Pferdemärkte gestiftet, die jetzt in Keferlohe (2½ Stunde von München) und in München gehalten werden. Zu jenem Markte strömt das Münchener Volk, jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm, als wären Alle verzaubert; das ist ein Rennen, Jagen und Treiben, in dem euch schwindelt; da wird gezecht und gejubelt; nehmt eure Arme, eure Rücken, vor allem nehmt eure Worte wohl in Acht! Der Wiener Brigittenkirchtag ist ein Gentleman gegen diesen ungeschlachten Goliath, den Keferloher Markt.

Einen schönen Contrast zu solchem wilden Treiben bietet das Oktoberfest auf der Theresienwiese, das zur Feier der Vermählung des Königs Ludwig und der Königin Therese gestiftet wurde und alljährlich am ersten Sonntag im Oktober beginnt. Hier hat die Volksfreude an dem Wetteifer der Cultur einen erfreulichen Hintergrund, und erhält dadurch eine edlere Bedeutung. Aus allen Gegenden Baierns eilen Wetteifernde zur Vertheilung der Preise, zu dem Pferderennen herbei; in freisamen Kampfspielen erprobt und stählt sich des Volkes Kraft.

Uebrigens dreht sich das Sinnenleben des Münchener Volkes, wie allbekannt, vornämlich um jenen Zaubertrank des fabelhaften Königs von Flandern und Brabant, Gambrinus; das Bier spielt in dem Münchener Festkalender eine bedeutende Rolle. Was dem Rheinländer im Wonnemond der Maitrank, das ist dem Münchener

in jener Zeit das berühmte Doppelbier, genannt der Bock. Der Bock ist ihm eine Art von historischer Reliquie, deren Ursprung ins mythische Zeitalter hinaufreicht, und wird ihm als solche heilig bleiben, ob auch die ehrwürdigen finstren Hallen des uralten Bockkellers eingestürzt sind. Der Bock gleicht alle Unterschiede von Rang und Stand aus, der Bock stösst den Edelmann wie den armen Schlucker, der ihm die letzten paar Kreuzer in den Opferstock wirft; und der ehrlichste Mann von der Welt, der Haufen fremden Goldes unberührt lässt, macht sich kein Gewissen draus, ein gestohlenes Bockglas mit nach Hause zu nehmen; wehe seinen geraden Gliedern, wenn er entdeckt wird; ein Glück für ihn, dass der Bock die Brillen ausser Curs setzt. Eine Vorfreude der Bockzeit gibt die leider allzukurze Frist, in welcher der Zacherl Bräu in der Au das süsse Salvatoröl schenkt.

Hier ist der Ort, von der Vorstadt Au zu sprechen, die sich zu der neuen Ludwigsstrasse wie Böotien zu Attika verhält. Wir wollen übrigens durch diesen Vergleich der Au nicht Unrecht thun; in aller Rohheit der Auer steckt so viel Unverdorbenheit, dass wir uns über die letztere gewiss freuen dürfen; nur rathen wir auch: macht einen Umweg, wenn ihr von fern zwei Auer einander bedrohlich messen seht, und besucht das Lipperltheater, das von dem schönen, freundlichen Karlsplatz hieher verbannt worden, ja nicht des Abends, sondern des Nachmittags, — ihr müsst nämlich wissen, dass in diesem Volkstheater ein und dasselbe Stück zweimal, am Tage und bei Nacht, gespielt wird. Uebrigens werdet ihr es nicht bereuen, wenn ihr euch entschliesst, dem „Lipperl“ einen Besuch in seiner Hütte abzustatten. Erwartet von ihm weder Originalität, noch Humor, noch Höflichkeit; sein Humor ist die Grobheit, und wenn ihr, den Kopf voll Erinnerungen an die liebenswürdigen Drolerieen der Leopoldstädter Bühne in Wien, bei dem Münchener Lipperl eintretet, so wird euch die plumpe, täppische Manier, mit welcher er den leichtfüssigen Wiener Humor nachtragirt, keineswegs für ihn einnehmen. Aber ihr werdet erstaunen über die ungeheure Höhe und Breite, in welcher die Dummheit sich auszudehnen vermag, ihr werdet über die nicht geringere Naivetät des Publikums staunen, das sich an jenen kolossalen Dimensionen wie eine Schaar von Kindern erfreut, und am Ende wird euch der ganze Tempel des „Lipperl“, dieses Ca

libans von Volkswitz, mit allen seinen Priestern, mit seiner ganzen Gemeinde, mit seinem ganzen unschuldigen Apparat als das erscheinen, was er wirklich ist, nämlich als die beissendste Parodie unserer wohlorganisirten Hoftheater, an welche Hunderttausende verschwendet werden, um — „Kunstgenüsse“ zu erzielen, während in jenen von Goldglanz schimmernden Räumen doch nur — raffinirter Sinnenkitzel ausgebrütet wird. Da ist unser Lipperl ein ganz andrer Mann; er genirt sich nicht, es zu sagen, wenn er ein Bedürfniss der Natur befriedigt; in seiner Bude schminkt sich das Elend wenigstens nicht und für einen hausbacknen Magen sind seine Spässe leichter verdaulich als das Zuckerwerk unsrer süssen Hof-Verse-Conditors, das man auf gut deutsch — Wind nennt. Wollte Gott, es käme einmal der rechte Ariel in die Höhle dieses Calibans-Lipperl, dessen intimster Freund bis jetzt — Trinculo ist! Die Geschichte des Lipperls gäbe ein eigenes Kapitel in der Geschichte Münchens und nicht das uninteressanteste, wenn alle Traditionen von der alten extemporirten Komödie unter dem Ahnherrn Schweiger, dem ersten Lipperl, aufgezeichnet würden; freilich sog das weiland Isarthortheater (dessen Direktor Carl, der Staberl *par excellence* war) die besten Säfte von der Wurzel weg. Auch dieser Staberl ist für München jetzt todt, und der alte Lipperl schleicht am Krückenstabe in seiner Bude auf und ab, und schüttelt die Schellen an der Narrenkappe — um Brot; — hängt dem Volkswitz einen Brotkorb an, ihr guten Leute! Du aber schelle trotz dem lauter, alter Bettler, Lipperl, der du doch wenigstens deine Nationalität nicht verlorst, — schelle lauter, damit der fröhliche Wandrer keine jener Stimmen höre, von denen er glauben könnte, sie schöllen aus Dante's Hölle; — nicht allzuweit stehen die hohen Mauern des Strafarbeitshauses und in Untergiesing die der Irrenanstalt. Auf dem Gasteigberge gedenket des ewigen Juden, der hier vor dem Kreuze gelegen, wie die Sage uns meldet, „*anno* 1721 den 22 Juli ist bei dem Isarthor „der ewige Jud oder der bis an zu Endt der Welt lauffende „Schuester ankhommen, ist aber nicht in die Stadt gelassen wor„den, derowegen er sich zu Heidthausen ein Zeit aufgehalten, „und mit denen zuelauffenden Personen geredet und gesagt, dass „die Familia von denen Juden, so Christo den Backenstreich ge„geben, allen die rechte Hand zweymal länger als die linke seye,

„von diesem Geschlecht aber, so Jesum angespiben, solche spei-
„ben sich allezeit selbst an; er sagte weiters, dass er sey schon
„siebenmal die ganze Welt aussgangen; auf dem Gasteigberg be-
„trachtete und betete er vor dem Crucifix. Als er dessen gefragt
„wurde, gab er zur Antwort, dieses sei die rechte Abbildung
„unsers Herrn, und die länge und in allen gleich; er handlete
„auch mit geschmuck und Perlein.“ Die Sage vom ewigen Juden, der nicht sterben kann, geleitet uns auf das Leichenfeld Münchens, eines der schönsten in Süddeutschland, das die Kunst zum heiteren wahrhaften Friedhof gestaltet, das Saatfeld für jenen grossen Ostermorgen zum lieblichen Garten. Die Halbrotunde mit dem Leichenhause wurde 1818 erbaut. Das schönste Monument, welches diesen Ort des Friedens schmückt, ist der im reinen deutschen Styl ausgeführte Weihbrunnen von Erzguss, der „den im Jahre 1705 am heil. Christtage den 25 Dezember im Kampfe für Fürst und Vaterland gefallenen oberländer Bauern“ errichtet wurde. Am Allerheiligenfeste 1831 wurde jener Weihbrunnen auf dem Friedhofe enthüllt; — am Allerheiligentage müsst ihr den Münchener Friedhof besuchen, wenn ihr auch die erhebende religiöse Richtung des Münchener Volkslebens kennen lernen wollt. Da entfaltet der Katholicismus alle seine Tröstungen, da öffnet sich das Jenseits, da ist jeder Gedanke an Trennung verschwunden und dem Tode sein Stachel genommen; da wird auf den Gräbern in freudiger Vorahnung das Fest des ewigen Lebens begangen, und die Schmerzensthränen der Ueberlebenden um ihre Todten sind schon Freudethränen, dem Wiedersehen geweint, das der religiöse Glaube so nahe rückt, wie die Zeit, die zwei Liebenden von einem Kuss zum andern verrinnt.

Zu diesem religiösen Feste bei Wintersanfang bildet das Frohnleichnamsfest im Frühling einen schönen Contrast, der eigentlich auf einer inneren Harmonie beruht. Das Frohnleichnamsfest ist in allen katholischen Städten ein rechtes Frühlingsfreudenfest; nirgends aber wird es (nach Wien) mit grösserem Pomp begangen als in München, wo die heitere Sinnlichkeit auch von dem Ritus sich nicht ausschliessen lässt. So bildet auch die Christnacht mit der Mette einen nicht unwichtigen Abschnitt in dem Festkalender Münchens, wie der Besuch der heiligen Gräber in der Charwoche und die Ernteprozession am ersten Sonntag im September.

Das soziale Leben der mittleren Stände wird durch zahlreiche „Gesellschaften“ mit dem öffentlichen vermittelt, vornämlich durch jene, deren Hauptzweck Tanz und Schiessen, der Münchener liebste Freuden; in grösserer Entfernung vom öffentlichen Leben bewegt sich das soziale der höheren Stände, welches in dem Museum, das nicht ganz ohne aristokratische Färbung, seinen Mittelpunkt findet. Auffallend ist allenthalben die fast zunftartige Absonderung der verschiedenen Classen in verschiedenen Vereinen und Gesellschaften; die Gesellschaft zum Frohsinn allein bietet das Terrain der allgemeinen Vermittlung. Welche Rolle die Künstler im Münchener sozialen Leben spielen, sollte man — nach dem grossartigen Kunsttreiben zu schliessen — wohl kaum vermuthen. Die artistische Bevölkerung Münchens hat es bei der eingebornen noch zu keinem Verständniss bringen können; wir müssen hinzufügen, dass die Schuld auf Seite der Eingebornen ist, welche von altersher alles Fremde misstrauisch zu betrachten und zu messen gewohnt sind. Und so zeigt sich die Künstlerschaft als solche nur bei seltenen besonderen Anlässen im öffentlichen Leben, und ihr soziales reduzirt sich am Ende auf collegialische Abendzusammenkünfte in vielen kleinen Kreisen; wir brauchen wohl nicht erst aufmerksam zu machen, dass wir dabei vorzugsweise die jüngeren Künstler im Auge haben. Das Salonleben macht sich in München weniger bemerkbar als in anderen grossen Städten; der Grund davon ist, weil sich die Masse der Bildung zwischen den verschiedenen Ständen noch zu ungleich vertheilt findet, und so gehört der Salon dort nur einem kleineren aber erlesenen Kreise geistiger Notabilitäten an.

Bevor wir uns München näherten, fiel uns die Oede der Gegend auf, in welcher es liegt; als wir es durchwanderten, machte uns die unerschöpfliche Zauberin, die Kunst, aller Stiefmütterlichkeit der Natur vergessen. Gleichwohl entdecken wir jetzt, da wir nochmals den Hofgarten durchschritten, eine wunderherrliche Anlage, die wir in dem Sandboden Münchens nicht vermuthet hätten; es ist der unter Karl Theodor durch den Grafen Rumford 1789 angelegte englische Garten, der sich in einer Länge von anderthalb Stunde vor uns aufthut. Das Palais des Prinzen Karl eröffnet am Eingange des Gartens eine Reihe anmuthiger Landhäuser, die sich längs des Gartens hinzieht. Dem Grafen Rumford

und Skell, dem Vollender der Anlagen, stehen in denselben Monumente; auf einem Hügel, wo sich eine Aussicht beut, erbaute Klenze einen Tempel (*Monopteros*). Um den englischen Garten gruppiren sich, gleichsam wie Fortsetzungen desselben, die Anlagen des der verwitweten Königin gehörigen Schlosses Biederstein, das alte Dorf Schwabing, auf den Anhöhen des rechten Isarufers Bogenhausen und Neuberghausen.

Von Münchens näheren und ferneren Umgebungen besuchen wir zuerst die durch das blutige Weihnachtsfest von 1705 dem bairischen Volke theuer gewordene Stätte von Sendling, wo die heldenmüthigen Bauern des Oberlandes für die Existenz des Vaterlandes gegen des Kaisers Uebermacht fielen. „Lieber bairisch sterben als kaiserlich verderben," war in jenen Tagen der Knechtschaft Baierns, da das Land als eine eroberte Provinz Oesterreichs galt, jedes Vaterlandsfreundes Morgen- und Abendgebet. Das Volk stand an der Schwarza und an der Vils, am Inn und an der Isar auf, die unerträgliche Tyrannei zu zerbrechen; Sebastian Plinganser, Meindel, Franz Dalmay, Xaver Oertel, Christian Jäger führten die ersten todesmuthigen Schaaren. Doch Verrätherei zernichtete das grosse Befreiungswerk. Indessen das Hauptheer der Befreier vom Inn her gen München zog, rückten dreitausend Schützen aus den Thälern des Hochlandes, von Miesbach und Tegernsee, von Tölz, aus der Jachenau, vom Wallersee und Kochelsee an der Isar herab, auf die Wiese bei'm Kloster Schöftlarn. Dort wurden die Fahnen ausgetheilt. In München harrten die Freunde des Vaterlandes schon auf das Zeichen zum Aufbruch. Der Verrath des Pflegscommissärs zu Starnberg, Joh. Joseph Oettlinger, verhinderte die Vereinigung des hochländischen Heeres und der entscheidende Schlag fiel um zwei Tage zu früh. Am Morgen des heiligen Abends traf ein Rittmeister mit 80 Dragonern im Fürstenrieder Holz die Vorhut der Landesvertheidiger, die durch die Wälder gen Sendling zogen, Sendling selbst wurde von den Bauern besetzt, die Strasse verschanzt. In der Au standen die Zimmerleute schon zur Hülfe bereit. Bald hatten die Bauern den rothen Thurm und die andern Werke, welche die Isarbrücke decken sollten, erstürmt. Der starke Schmiedbalthes von Kochel, 61jährig, ein Riese von 8 Schuh und 3 Zoll, riss das halbe Thor aus den Angeln. Schon war die Brücke unter dem Feldgeschrei: „Die

Kinder erretten!“*) erobert, der kaiserliche Oberfeldwachtmeister Kriechbaum von der Besatzung Münchens abgeschnitten; — doch durch Oettlinger's Verrath gingen den Befreiern sechs Stunden des Morgens verloren, Kriechbaum und Wendt, der kaiserliche Oberst, entdeckend, dass die Brücke unbesetzt, gewannen neuen Muth, machten beim Sendlinger- und beim Isarangerthor Ausfälle, und trieben die tapferen Bauern zwischen zwei Feuern bis in ihre Verhaue bei Sendling zurück. Da hielten sie Stand; doch das feindliche Fussvolk erstürmte die Verhaue und nun entstand ein grässlich Gemetzel, Mann an Mann. Der Kirchhof wurde den Landesvertheidigern zum letzten Asyl, dessen Mauer zur Brustwehr. Ihr Führer, Gautier, schlug sich mit ungefähr 500 bis gegen das Fürstenrieder Gehölz durch, auf dem Zuge endete eine Kugel das Leben des kriegserfahrenen, heldenmüthigen Mannes. Auf dem Kirchhof aber fiel indessen Mann an Mann, bis zum letzten Athemzug für des Vaterlands Befreiung kämpfend. Vier und dreissig Zimmerleute aus der Au sanken nebeneinander. „Als den letzten nennt die Sage“ (wie Hormayr uns berichtet**)) „den alten baierischen Riesengrenadier, den starken Schmiedbalthes von Kochel, der schon am rechten Isarufer achtzehn Oesterreicher mit seiner Stachelkeule niederschlug. Neben ihm sanken zwei junge Söhne, es fiel sein Vetter, der schöne junge Zimmermann Reifenstuhl von Gmünd, wackere Männer von Egern und Tegernsee, von Lenggries und Warngau. Wohl mag das Erstaunen des Feindes über diese Erscheinung aus der alten Fabelzeit des starken Schmiedbalthes Leben etwas länger gefristet haben. Endlich streckte der zweite Lanzenstoss eines Husaren diesen Pförtner gewaltigerer Tage auf den befleckten und zerfleischten vaterländischen Boden hin.“ — Auf der äusseren Kirchenwand zu Untersendling hat Wilhelm Lindenschmitt die Todesweihe des treuen Fahnenträgers, des Schmiedbalthes, mit seinen Genossen *al fresco* dargestellt. Ueber 1500 Todte lagen auf dem Wahlplatze; über 600 Verwundete brachten die Sieger nach München.

Von Sendling führt uns der Weg an Neuhofen vorüber nach

*) Die Furcht, dass die Kinder des Kurfürsten nach Oesterreich geschleppt würden, lag diesem Ausruf zu Grunde.

**) Die Mordweihnachten von Sendling. Hist. Taschenb. für 1835. S. 102.

Grosshesselohe, dem Ziel mancher Abstecher aus der Königsstadt; weiterhin liegen Grünwald am rechten, Ebenhausen und Schöftlarn am linken Ufer der Isar in anmuthigen Gründen.

Ein anderer beliebter Ausflug ist jener nach dem eine Stunde von München gelegenen Schlosse Nymphenburg, dessen Bau die Churfürstin Adelheid 1663 begann und Maximilian III. vollendete. In den Kaiserzimmern des rechten Flügels wohnte Napoleon, Alexander und Franz I.; in den ausgedehnten Anlagen des Schlossgartens stehen die Magdalenakapelle, in welcher eine wunderkräftige Quelle, die Pagodenburg, die Badenburg, die Amalienburg. Der Hirschgarten ist durch eine Allee mit den Anlagen von Nymphenburg verbunden. Unfern ist Blutenburg, wo Herzog Ernst von München in Folge eines Gelübdes während der Allinger Schlacht eine Kapelle gründete, welche Albrechts Söhne, Johann und Siegismund, mit schönen Glasmalereien und Wappenschildern schmückten; der letztere vollendete den Bau des Schlosses, wo er lange Jahre in heitrer Abgeschiedenheit zubrachte. — So nahe an Alling, wollen wir nicht versäumen, das Schlachtfeld zwischen Alling und Hoflach zu besuchen, auf welchem am 19ten und 20sten September 1422 die Bürger und Bauern für ihre Herzoge, Ernst und Albrecht von München, gegen den Adel stritten, der dem Ingolstädter Herzog Ludwig im Bart und seinem Sohne, dem Buckel, beistand. Ludwig im Bart, den Münchener Herzogen zürnend, weil sie es mit seinem Todfeinde Heinrich von Landshut hielten, wollte durch einen unvermutheten Hauptstreich auf München die Fehde beendigen; mit seinem Sohne und dem Kerne des Adels hielt er zwischen der Ammer und der Würm; Hans Wessenacker war mit seinen Reisigen bis Gauting gezogen, das diese in Brand steckten, die Flammen wurden von den Thürmern in München bemerkt, die Kunde von dem Anschlag des Gebarteten alsbald dort ruchbar, die Münchener Herzoge schworen, nach gehörter Frühmesse, die Unbild zu rächen, die „Marien, der reinen Maid," an ihrem Festtage durch den Kriegsanfall widerfahren; — „Maria, reine Maid!" galt als Feldgeschrei; in den Münchenern regte sich, da sie wehrhaft und schlachtlustig zu ihren Fürsten standen, das stolze Bewusstsein des freien Bürgerthums gegen den eitlen Trotz und tyrannischen Uebermuth des Adels. Zwei Tage währte die Schlacht der Bürger und Adeligen; Albrecht, Ernst's Sohn, der sich toll-

kühn in die dichtesten Feindesschaaren warf, schwebte in Todesgefahr, schon hatte eine starke Faust ihn erfasst, als der Vater sich mit dem Streitkolben zu ihm Bahn brach und ihn rettete; da war's, dass Ernst das vor dem Auszug gethane Gelübde, eine Kapelle zu bauen, wiederholte; die zu Blutenburg und zu Hoflach bewahren das Gedächtniss des Gelübdes. Am tüchtigsten walkten in dieser Schlacht die Münchener Tuchmacher die Wappen der Herren von Adel. Und als der Sieg errungen war, trieben die Bürger an die dreihundert Ritter als stattliche Heerde in die Stadt. Ein altes Volkslied von dieser Schlacht ist uns geblieben. Nicht weit von Alling liegt Fürstenfeldbruck; das Kloster Fürstenfeld stiftete Ludwig der Strenge in fruchtloser Reue um die in blinder Eifersucht verübte Ermordung seiner Gattin Maria von Brabant.

Thalkirchen, am linken Isarufer, eine Stunde südlich von München, wird von da aus gleichfalls häufig besucht. Dort steht eine Wallfahrtskapelle, welche die Brüder Christian und Wilhelm Frauenberger zum Hag, die, von den Augsburgern von Friedberg bis an die hochangeschwollene Isar verfolgt, in diese sprangen, ein in dieser Todesnoth gethanes Gelübde zu lösen, erbauten.

Bevor wir von München scheiden, lasst uns zu nochmaliger Betrachtung einen Standpunkt wählen, von welchem aus es jener grosse Meister, der wie kein andrer die Licht-Pulsschläge der Natur belauschte, Claude Lorrain gern überblickte; am Kirchlein zu Harlaching geniessen wir der Rundschau. Hier erbaute sich der Maler das Schlösschen, das er nicht allzulange bewohnte, der südliche Himmel lockte ihn zu mächtig; es ist bekannt, dass er, wie er München verlassen, nach kurzem Aufenthalte zu Nancy, wieder nach Rom zog, und dort, wohin er einst als Pastetenbäckerjunge eingewandert und zum Künstler herangereift, den Rest seiner Tage verlebte.

Auch wir greifen jetzt zum Wanderstab und beginnen unsre Ausflüge ins Hochland.

Wanderungen im Hochland.

Mehre Routen liegen vor uns, die von München aus in die verschiedenen Parthieen des bairischen Hochlandes führen; zuerst die Tyroler nach Mittewald, wo die Isar für Flösse schiffbar wird, in drei Verzweigungen, — in der über Starnberg, Weilheim, Murnau, Partenkirchen, — oder in der über Wolfratshausen, Benedictbeuern und Walchensee, oder endlich in der über Tölz und Länggries durch die Jachenau, — dieser letzten dient der Silberfaden der Isar, die in dem nahen Tyrol aus zwei Quellen sich bildet, deren eine dem See ober Seefeld sich entwindet, während die andre aus dem Holleranger vom Heisenkopfe fällt; — diese Route hängt mit jener nach Hohenschwangau zusammen. Die andre, (welche sich übrigens mit der eben angegebenen ganz wohl verbinden lässt,) führt von München nach Tegernsee und Kreut, Schliersee, Miesbach und Rosenheim; — eine dritte über Rosenheim an den Chiemsee, nach Traunstein, Reichenhall und Berchtesgaden; diese letzte, innerhalb der Stromgebiete des Inns und der Salzach, schieben wir für jetzt noch auf.

Wie der Rhein an manchen Stellen, wo die Uferberge seine Krümmen umdämmen, einem lieblichen See gleicht, so scheint uns der Starnberger- oder Würmsee, wenn wir, von München kommend, seiner ansichtig werden, ein ruhig und majestätisch ausgebreiteter Strom, und nur die ernsten Alpenhäupter, die am Rande des Horizonts über die Waldberge herüber schauen, mahnen uns an die Nähe des Hochlandes, nur die kunstlosen und gefährlich aussehenden „Einbäume“ am Ufer erinnern uns, dass es kein Strom, sondern ein langgestreckter See ist, der uns zur Fahrt einladet. Ueber die kräuselnden Wogen hin rauschet die Sage von Karls des Grossen Geburt in jener Reismühle, die am rechten Ufer des Würmflusses steht; die Tradition von Karls Geburt in dieser Gegend bewahrten auch die einstigen Trümmer der Karls-

burg. Die anmuthigen Ufer des Sees tragen freundliche Schlösslein, Villen und Dörfer, — Starnberg, durch Herzog Wilhelm III. 1541 erbaut, an der nördlichen, Seeshaupt an der südlichen Spitze, den 5½ Stunden langen Fluthenspiegel beherrschend, dann Possenhofen, Berg (durch den Churfürsten Ferdinand Maria erneut,) und Bernried, das Graf Otto von Valey und seine Hausfrau Adelheid als Kloster gestiftet. Aus alten Zeiten haben sich hier Gerechtsame und Bräuche der Fischer erhalten, die uns eigenthümlich genug erscheinen. Der Fang ist, was Zeit und Art betrifft, genau geregelt. Im Mai sagen die Fischer, dass der See „verblüht", da beginnen sie „in die Rohlen zu fahren", das sind die „Bodenzüge"; in windstillen Nächten, bei Neumond oder trübem Himmel, machen sie die „Abendzüge", das geschieht vom Sonntag nach Ostern bis in den Mai. Bei den Bodenzügen ist ihnen gestattet, zwei „Trümmer" (45 Klafter) weit von den Stangen am Ufer in die Breite des Sees zu fahren, bei den Abendzügen drei Trümmer weit; — die Renken und Lachsferchen nur vom ersten Fastensonntag bis St. Gallus zu fangen, die Rutter von Martini bis zum ersten Sonntag nach Ostern, — Karpfen, Hechte und Waller zu jeder Zeit. Zum Hegen der Speisfische (die den Hechten und andern Raubfischen überlassen werden) und Krebse wenden sie „Fischbaitzen" an, abgeästete Baumstämme, die in den Seegrund eingerammt werden, — zum Fange der Hechte und anderer Raubfische die „Hechtstangen", die auf dem Wasserspiegel schwimmen und an welchen eine mit einem Widerhaken verbundene Schnur, die hinab gelassen wird, befestigt ist; die Rutten werden in „Reisen", die Karpfen, Lachsferchen und Renken in „Segen" (einer Art von Netzen) gefangen, die Karpfen wohl auch gestochen.

Verlassen wir nun den Starnberger See und wandern wir von Starnberg über Pöcking und Traubing in das Ammerthal. Das uralte Weilheim, Diessen (das weiland Kloster) und der Ammersee liegen vor unsern Blicken, und in der Ferne begrüsst uns der hohe Peissenberg, ein alter Bekannter von unserer Lechufer-Wanderung her. Der ganze Ammergau ist seit uralten Zeiten ein fruchtbarer Klosterboden, im Volksmund hiess die Gegend von jeher der Pfaffenwinkel; da findet ihr Wessobrunn, das Herzog Thassilo II. (wie die Legende uns meldet)

in Folge eines wunderbaren Nachtgesichts stiftete; er hatte im Traume eine Leiter gesehen, die bis in den Himmel reichte; Engel wandelten auf derselben auf und nieder und auf der höchsten Sprosse stand der Apostelfürst Petrus, der den bei Einweihung der Kirchen üblichen Hymnus anstimmte; am andern Morgen entdeckte ein Jäger Wesso mehre Quellen in der Gestalt eines Kreuzes. Der Name Wessobrunn ist euch durch das „Wessobrunner Gebet“ aus der Entwicklungs-Geschichte der deutschen Sprache bekannt, — minder bekannt vielleicht der Name der Nonne Diemode vom nahen Nonnenkloster, die durch ihre Kunstfertigkeit im Copiren geistlicher Bücher, wie durch ihre Freundschaft mit der Prophetin Herluka von Bernried, in Ruf und Ansehen war. In jenen Klostercyclus gehörten auch die Erbpropstei Polling, in der Ebene vor dem Peissenberge, gleichfalls eine Stiftung Thassilo's II., auf jener Stelle, wo durch das Scharren eines Wildes drei grosse Kreuze mit Reliquien entdeckt worden waren, und Diessen, auf der Stelle, wo das Damasia der Römer gestanden sein soll; alle diese Klöster wurden in den Zeiten der Ungarnkriege verwüstet, später aber schöner denn zuvor wieder erbaut. Vor allen berühmt ist aber der heilige Berg zu Andechs. Zu Andechs stand die Wiege des mächtigen Grafengeschlechts aus Wittelsbacher Blut. Nach der Ermordung Philipps von Schwaben durch Otto von Wittelsbach liess Herzog Ludwig I., des Reiches Spruch auch an den Genossen des Frevels vollstreckend, die alte Herrenburg zu Andechs zerstören; Ludwig II. stellte die bei dieser Gelegenheit gleichfalls geschleifte Nikolauskapelle, die Graf Berthold I. 1027 erbaut hatte, wieder her. Der heilige Berg kam im vierzehnten Jahrhunderte in grossen Ruf. Ein Mönch, Jacob Dachauer, gewahrte, als er zu Andechs am Hochaltare Messe las, eine Maus, die ein Verzeichniss der in den Ungarnkriegen vergrabenen Heilthümer brachte. Als man nachgrub, wurden nicht weniger als 288 Reliquien gefunden; von allen Seiten eilten nun fromme Pilger zu dem Gnadenberge; die Kirche zu Andechs konnte ihre Schaaren nicht fassen. Da liess Herzog Stephan der Knäufel die kostbaren Heilthümer nach München bringen, und der Papst verlieh — gegen die Ablieferung der Hälfte der Einkünfte — auf jene einen grossen Ablass. Und so wurde zu München 1392 fünf Monate hindurch das grosse Gnadenfest begangen, zu welchem an

60,000 Pilger kamen, was zu den „Dulten“ (Indulten) Münche[illegible] die noch heutzutage gehalten werden, Anlass gab. Herzog E[illegible] liess die Heilthümer nach Andechs zurückbringen und gründ[illegible] dort ein Stift für sieben regulirte Chorherren; sein Sohn, [illegible] brecht III., übergab es den Mönchen von St. Benedicts Orden.

Unsere Wanderung fortsetzend, gelangen wir nach Murnau, wo die Strassen sich theilen; die eine führt über Saulgrub und Steingaden nach Füssen, die andere nach Anger, Eschenlohe, wo einst Grafen sassen, und Oberau, wo Gypsbrüche. Bald haben wir wieder Partenkirchen, und haben Garmisch an der Loisach erreicht. In die Loisach mündet die Partenach, deren Lauf stromaufwärts bis zum Ursprung zu verfolgen dem Wandrer die Mühe des Weges lohnt. An Wasser- und Bergstürzen vorbei kommt ihr an die Eisbrücke, unter der die Partenach mit Ungestüm aus den Felsen hervorbricht. Die Natur will euch in diesen Felsgründen ein heimlich Grausen abtrotzen, aber, mächtiger als sie, überwältigt ihr allen ihren Stolz, und die gedankenweckende Melancholie, der ihr euch auf dem unfernen Eibsee in süsser Ermattung überliefert, entschädigt euch reich. Von Mittenwald, dem gewerbreichen Flecken, dessen Bewohner einen eignen Trieb zur Fertigung von Musik-Instrumenten haben, erreicht ihr sehr bald die Tyroler Gränze und drüben die Scharnitz, einst das Thor (die *Porta Claudia*) gen Italien. Nicht weit davon ist's, dass die junge Isar aus den Felsen hervorspringt, dem Karwendelthale und der Scharnitz zueilend.

Wir wenden uns jetzt wieder nordwärts dem Auslauf der zweiten Verzweigung der ersten Route zu, über Krün und Walgau nach dem „Katzenkopf“ und nach Walchensee. Da werden wir des Waller- oder Walchensees, des ernstesten und originellsten von allen Seen im bairischen Hochland, ansichtig. Ihr, die ihr von der Natur verlangt, dass sie euch ein ewig lächelndes Antlitz zeigt, wie ihr dergleichen von euren Salons her gewohnt seid, dass sie euch, wie eine Grisette, stets willkommen heisse, dass sie euch über die matten Herzen hin lind küsse, — bleibt daheim; ihr könnt, wie der Brustkranke die reine Bergluft nicht, die Erhabenheit dieser Gegend nicht aushalten, denn auch zum Genuss gehört Kraft, und wer der Natur, diesem üppig-verzehrenden Gottweib als Eunuch naht, den erdrückt, erstickt sie mit dem

ärmass ihrer geheimnissvollen Wonnen, die er ahnen, aber
und befriedigen kann. Hier ist eine ungeheure Mönchszelle, vom
d der Wasser bis zu den Bergwänden ringsum, voll wollü-
r Mystik; die Ruhe hier regt eure ganze Thatzeugungskraft
s, und weckt ihr die Echo, so donnert sie den leisesten Fra-
n eures Selbst Antworten zu. Diesem furchtbaren Ernst ent-
richt das Tosen des mächtigen Wassersturzes vom Kesselberg.
Von diesem aus mögt ihr in die Abflachung des Landes gen Nor-
den und auf den Kochelsee hinabblicken, an dessen Ufer das
Dorf Kochel, wo in alten Tagen ein Nonnenkloster stand, euch
aufnimmt; weiter gen Norden eilend erreicht ihr das im Jahre
740 gestiftete, oftmals zerstörte und wiederhergestellte, in eine
Fabrik verwandelte und nun den Mönchen von St. Benedicts Or-
den zurückgegebene Kloster Benedictbeuern, wo sich die
Ebene vor euch aufthut. Von Büchel aus ladet euch eine Strasse
nach dem durch sein Bier berühmten, wunderherrlich an der Isar
gelegenen Marktflecken Tölz ein, eine andre über Königsdorf,
Beuerberg und Eurasburg nach dem alten Markte Wolf-
ratshausen, der einst als Sitz eines den Grafen von Andechs
verzweigten Dynasten-Geschlechtes blühte; Herzog Rudolph, Lud-
wigs des Baiern Bruder, bewohnte einst das ursprünglich von ei-
nem Grafen Wolfbert erbaute Schloss, flüchtete sich aber vor Lud-
wig, als dieser ihn, der mit Habsburg im Bunde war, hier be-
drohte. Von Wolfratshausen gen München eilend, könnt ihr das
weiland Kloster Schöftlarn berühren, das Baltrich, ein Priester
zu Deining, 780 gestiftet, die Ungarn zerstört, Herzog Heinrich
und sein Bruder Otto von Freising hergestellt; Konrad von Baier-
brunn, aus der Schlacht bei Mühldorf, um die deutsche Krone wohl-
bekannt, dem die nahe Hofmark gehörte, wurde 1333 hier bega-
ben. Bei Baierbrunn schreitet ihr über die queer vor euch lie-
gende Römerstrasse und wandelt gen München.

Nun zurück nach Tölz, von wo aus der Kern der Hoch-
landsbauern in jenem verhängnissvollen Jahre 1705 zum Sturz der
österreichischen Tyrannei gen München zog! Am rechten Ufer
der blauen tosenden Isar blickt der stattliche Markt so recht
trotzig in den schönen Thalgrund hinab; rüstig wie der Strom
sind die Menschen, in Sturm und Drang tüchtig wie ihre Altvor-
dern, die im dreissigjährigen Krieg die Schweden erschlugen, wie

ihre Urgrossväter, die bei Sendling verbluteten. Dem Laufe der Isar stromaufwärts folgend, erreichen wir alsbald das marmorreiche Länggries, wo der schmale Bergweg sich in das eingefriedete Thal verliert; im Grunde desselben liegt Hohenburg. Ungeduldig eilen wir einem der reizendsten Thäler im Hochland zu, der Jachenau; die Jachen, die aus dem Krater des Wallersees überschäumend in dieses Thal niederrieselt, fliesst an zerstreut liegenden Hütten vorbei, deren Bauart und Bewohner uns an die Schweiz erinnern, der Isar zu. Weiter dringen wir an der Isar hinauf, deren Thal sich immer enger als ungeheure Klause schliesst, immer seltener wird in diesen Gründen das Menschengeschlecht, hie und da blickt eine Sennerin von der Alm auf uns herab, und nur der Klang der Heerdenglocken unterbricht die Stille dieser Einsamkeit. Versäumen wir den Fall nicht, vor dem der Flösser scheut. Wie ein edles junges Ross, das die Zügel gesprengt, stürzt die Isar aus zwei Felswänden hervor, die eng aneinander gedrängt sie mit Macht in die Mitte nehmen; aber mit gewaltigem Sprung, und schäumend wie vor Hast und Zorn, setzt sie über die Felsen hinweg und hinab. — —

Das Ziel unseres nunmehrigen Ausfluges ist Tegernsee. Bei Holzkirchen trifft die von München, von Norden gen Süden laufende Strasse mit der von Tölz in nordöstlicher Richtung herreichenden zusammen; dort gewahren wir den von der Isar östlich an die Mangfall hinab eingefurchten Graben, der im Volksmunde die Teufelsgrube heisst. Ueber Warngau, (in alten Zeiten Mittelpunkt einer Herrschaft und im Besitz des Klosters Tegernsee), kommen wir nach Gmünd, wo die Mangfall aus dem Tegernsee stürzt. Ein herrlicher Anblick, der sich jetzt uns bietet! Der heitere See liegt gen Süden vor uns; im Spiegel seiner klaren Fluthen wallen die grünen Vorberge, kaum können wir gewahren, wo die Ufer sich abscheiden. Am östlichen Ufer des Sees hinwandelnd, erreichen wir den Ort, wo St. Quirin's Leiche, als sie von Rom kam, eine Weile niedergesetzt wurde; das Bergöl, welches am gegenüber liegenden Ufer quillt, nennt das Volk, das es für eine wunderbare Gabe des Heiligen hält, St. Quirin's Oel. Auf einer lieblichen Uferfläche prangt das stattliche Gebäude des einst mächtigen Klosters Tegernsee, die grösste Breite des Sees beherrschend, — gen Südwesten das freundliche Kirchdorf Egern

überschauend, in dessen Kirche die Namen aller Bauern von Egern und Tegernsee, die 1705 gen München zogen, unter einem Gemälde der Sendlinger Schlacht aufgezeichnet worden. Tegernsee wurde 746 durch zwei adlige Brüder, Adalbert und Ottokar, gestiftet, — die Stiftung durch Herzog Odilo vermehrt; die erste Klosterkirche soll 754 eingeweiht worden sein, die Stifter nahmen selbst das Ordenskleid Benedikts an und Adalbert wurde des Klosters erster Abt. König Konrad I. bestätigte 919 Tegernsees Freibriefe; Arnulf dagegen, der in den klösterlichen Ueberlieferungen der Böse genannt wird, gab die Klostergüter seinen Treuen zu Lehen. Kaiser Otto II. stellte das Kloster wieder her und setzte Hartwig von St. Maximin bei Trier demselben als Abt vor; Tegernsee war nun eine königliche Abtei und die geistlichen Fürsten derselben umgaben sich mit Hofämtern, deren Würdenträger im Lauf der Zeiten die Klostergüter sich aneigneten, dass der Abtei Verarmung drohte. Der energische Abt Kaspar machte dem Unwesen ein Ende, gab — wie den fürstlichen Rang — so auch den unnützen Prunk der Hofämter auf, und zog die von den Würdenträgern besessenen Güter wieder ein; das schuf ihm von diesen solchen Hass, dass er nicht anders als im Panzerhemde ausgehen konnte. Sein Nachfahr Konrad umgab das Kloster (von 1476 bis 1485) mit einem Walle und mit Gräben. In den Zeiten der Kirchenspaltung sandte Tegernsee rüstige Streiter zum Kampf gegen die neue Lehre, den Doktor Johannes Kech, der beim Baseler, den Doktor Wolfgang Sedel, der beim Trienter Concil mitsass. Der Abt Quirin Rest legte 1573 in Tegernsee eine Buchdruckerei an, der man die Herausgabe der Göttweiher Chronik, des *Codex Laurisheimensis* und mehrer andrer wichtiger Werke verdankt. Ueberhaupt muss diesem Kloster nachgerühmt werden, dass es die Wissenschaft eifrig pflegte; seine Bibliothek war reich an sorgfältig bewahrten alten Handschriften und Druckerstlingen, sein physikalisches Kabinet an Apparaten, seine Naturaliensammlung an Seltenheiten. Nach der Säkularisation wurde der grösste Theil der Gebäulichkeiten Privateigenthum, und der für Aufnahme von Gästen bestimmte Anbau abgetragen. König Max, der es hier, von allem Glanz des Hofes entlastet, unter seinen Kindern, den frischen Söhnen des Hochlands zu wohnen liebte, verwandelte die Klostergebäude in sein Schloss. Die freundliche, ruhig abgeschlos-

sene Gegend, wie der heitre, herzliche, grade Sinn der Alpensöhne entsprach seiner innersten Wesenheit. Fragt noch heute in Tegernsee, wie in allen Thalgründen der Gegend und auf jeder Alm nach dem guten Vater Max, und in jeder Brust werdet ihr sein Andenken treu gehegt und gepflegt finden, in jeder Sennhütte werdet ihr Worte der Liebe über ihn hören. — Anderthalb Stunden von Tegernsee, gegenüber von Enterbach versäumt nicht, die reichen Marmorbrüche voll der mannigfachsten Arten und Zeichnungen zu beschauen; seid ihr rüstige Bergsteiger, so wandelt die Giedelalpe hinan, von der aus ihr köstliche Fernsichten aufs Baierland hinab geniesset. Auch lasst euch eine dreistündige Wanderung nach Kreut nicht gereuen; könnt ihr euch entschliessen, auf alle jene noblen Badepassionen zu verzichten, deren Befriedigung ihr in Wiesbaden oder Baden-Baden findet, auf die ganze Jämmerlichkeit eurer Salons und Reunionen, in denen ihr nur schöne Frauen, Worte des Leichtsinns und der Nichtigkeit und eine prunkende Diplomatie geniesset, — sehnt ihr euch aus jenen im feenhaften Kerzenschimmer strahlenden Höhlen oder Höllen, wo jeder Blick eines Croupiers ein Diebswunsch auf eure Börsen und auf euren Frieden ist, in das unentweihte Heiligthum der Natur, — so kommt nach Kreut, trinkt, wenn ihr krank seid, die balsamischen Lüfte des stillen Alpenthals, begrabt eure Sorgen in grüner Waldesnacht, lernt gross und kräftig werden wie die Natur und ihre frohmuthigen Söhne, bei deren Anblick euch das Herz im Leibe lacht.

Mühvoll, aber reichbelohnend ist die Bergwanderung von Tegernsee nach dem kleineren aber zauberhaft schönen Schliersee, an dessen Ufer, hoch auf Felsen, einst das Herrenhaus der reichen und frommen Waldecker und der Maxlreiner und das Chorstift Westenhofen, das durch Albrecht IV., mit Ilmmünster vereinigt, ins neue Chorstift an der Frauenkirche verwandelt wurde, standen. Die herrlichste Aussicht über den See bietet sich von jener Anhöhe im Osten, wo das Kirchlein auf der Stelle einer früheren Burg erbaut worden. Die Häupter des Hagebergs, des Wendelsteins und der Brechspitz blicken gleich Hütern in dies liebliche Thal herein. Von dem Maxlreiner und der schönen Amelei geht am Schliersee eine schaurige Sage, wie die Letztere, die um des Maxlreiners Liebe willen ihrem Vater heimlich entflohen, im

Wahn, dass ihr Gatte sie treulos verlassen, sich verzweiflungsvoll in den See gestürzt, und wie ein Fischer sie vom Tode gerettet, in sein Haus aufgenommen, und, ihre Abkunft nicht kennend, zu seiner Hausfrau gemacht. Drei Jahre daranch sei der wilde Wulf von Maxlrein wieder in die Gegend gekommen und bei demselben Fischer eingekehrt; da habe er seine Gattin als dessen Weib und habe ihr und des Fischers Kind gesehen, den Hergang erfahren und voll Wuth im Herzen Rache beschlossen.

Ueppig lockt der Tafel Freude
Und der Tisch ist blank gedeckt,
Dass der Anblick Lust erweckt.
Und in seinem besten Kleide
Sitzt der Graf, der lang im Leide
Tief erbleicht, im Festgeschmeide
Jetzt mit einem Blick am Mahl,
Wie in Nacht des Wetters Strahl.

Zu dem Vogt, dem altergrauen,
Ruft er: „Füll' den Becher an,
Einsam bin ich, alter Mann,
Heute will ich Gäste schauen,
Tapfre Männer, schöne Frauen,
Doch in allen deutschen Gauen
Blüht kein Weib, das mir gefällt,
Dem gleich, so ich jetzt bestellt."

„Knechte, bringt mir doch die Gäste!"
Rasend flammt des Auges Wuth,
Als er nässt in goldner Fluth
Seinen Bart beim Maienfeste.
„Immer mangelt noch das Beste,
Denn ein Band, das stärkste, grösste,
Möcht' ich schlingen mir zur Lust,
Wie's beschlossen in der Brust."

Da brachten die Knechte die schöne Amelei, ihren Mann, den Fischer, und beider Kind, in Ketten herein; und der Maxlreiner rief ihnen hohnlachend zu:

„Seht ihr die drei Klippen ragen
Auf der Alpe höchstem Stein?
Dort nehmt eure Mahlzeit ein.
Sturm mag euch die Speise tragen,

Sturm nach euren Lüsten fragen.
Gäste, wollt ihr schon verzagen?
„Seht! die Rache sättigt treu
Und den Durst stillt sie dabei.“

Und nach seinem Befehl wurden die drei Unglückseligen hoch auf der Alpe Gipfel angeschmiedet; aber nicht lange darnach erwachte ihm Reue im Herzen über den unmenschlichen Richterspruch. Als er jedoch seine Knechte hinansandte, die Gefesselten wieder zu lösen, — waren sie schon verschmachtet, und in Verzweiflung gab er nun sich selber — durch einen raschen Sprung — den Tod.

Herrliche Seitenthäler laden euch zum Besuche ein, das Direnbacher und das Auracher; versäumet auch nicht, die Stockeralpe und die Spitzingalpe zu besteigen; in einem hochgelegenen Bergkessel überrascht euch dann der Anblick des Spitzingsees; ihr dringt höher und weiter, an der rothen Wand und am hohen Stümpfing vorbei, bis ihr den Todtengraben erreicht und das mächtige Schleussenwerk der Kaiserklause. Von da zurückkehrend durchmesst ihr ein langgestrecktes Seitenthal, das sich gen Zell öffnet, und nun wandelt ihr, wo das Thal am breitesten, auf Fischbachau zu, wo Haziga, die Witwe des Pfalzgrafen Otto von Scheyern, 1086 das von ihr gegründete Benedictinerstift von Zell hinversetzte, und 1087 eine Kirche zu Ehren der Mutter Gottes und ein Kloster baute; 1103 versetzte Pfalzgraf Otto III. das Stift auf den Petersberg, wo die Glon in die Ammer mündet, 3 Meilen von Scheyern. Von Fischbachau aus wandert ihr weiter nach Elbach, und mächtig Verlangen fasst euch, des Wendelsteins Nacken zu erklimmen. Frisch auf denn; den Schwindel unten gelassen, die Alpenstöcke eingesetzt! Zur Fischbacher Alpe geht's hinan, da ist die erste Rast; dann zur Reindlalpe empor, da sondert sich erst der Leib des Wendelsteins aus dem Gewühl der über seinen Fuss geschichteten Vorberge. Immer rüstig voran auf dem mühvollen unsichern Pfad; hackt euch ein in die Felsen, fasst Fuss im Geröll, wie ihr könnt, pfui der Schande, wenn ihr vor den jähen Gründen erschreckt, die sich dicht vor euch unabsehbar hinabsenken, wenn ihr, so nahe dem Gipfel, noch umkehren wollt. Lieber klettert mit Händen und Füssen über die ungeheu-

ren Felsenbrocken hinweg, der Genuss am Ziel lohnt euch jegliche Mühe. So von den Stürmen umtobt, die seit Jahrtausenden über das Haupt des steinernen Riesen dahinfahren, dünkt ihr euch nicht grösser denn er? So vom Morgenroth angeglüht, schallt aller Klang, den dieser ungeheure Memnon gibt, auf dessen Scheitel ihr steht, seine steinernen Locken umfassend, — in euch hinein, und jede Empfindung, Wonne und Schauer im Genuss der Schönheit der Natur wird Anbetung. Tief unter euch die Felsgipfel und Abgründe, die grünen Triften und die tiefeingesenkten Thäler, aus denen leise, kaum vernehmlich, die Töne der Kirchenglocken heraufzittern, — weiter hin gen Süden die Felshörner, leuchtend im Glanz ewigen Schnees, gen Norden der Breitenstein, weiterhin die unabsehbare Ebene Baierns, geschlossen von den Waldbergen, die jenseits der Donau im blauen Dufte schwimmen, gen Osten das Thal des Inns, der aus dem Wunderland Tyrol hervoreilt und Altbaiern durchströmt.

Von Elbach aus besuchen wir den Auerberg, von dem sich eine, wenn auch nicht so weite und herrliche Aussicht wie vom Wendelstein, doch eine liebliche — auf den Wendelstein und Irsenberg und auf den Inn beut. Von dem Dorfe Au wenden wir uns nach Miesbach. Am rechten Ufer der Schlierach ist dieser durch Feuersbrünste oft verheerte Markt, den ein Bergbach durchzieht und fleissige Menschen bewohnen, malerisch hingebaut. In der Nähe steht Schloss Wallenburg, einst der Waldecker und Maxlreiner Grafen Besitz; unter Wolf und seinem Sohne Wolf Dietrich von Maxlrein verbreitete sich von hier aus die Reformation in der Umgegend.

Und nun treten wir unsre Rückreise nach München an; unser Weg führt uns zunächst über Pienzenau, — ein Name, der uns das Andenken des tapfren Hans Pienzenauer, des Vertheidigers von Kufstein, ins Gedächtniss zurückruft — nach Weyarn am Bergeshange; hier hatte Graf Sigiboth von Falkenstein zur Sühne zwiefacher Blutschuld 1130 ein Kloster gebaut, das er Chorherren nach St. Augustins Regel übergab. Wir sind jetzt im Gebiet der ehemaligen Grafschaft Valey, von deren Herren, die dem Stamme der Wittelsbacher blutsverwandt, der letzte, Graf Otto, ohne Erben 1238 starb. Otto der Erlauchte zog damals die Grafschaft an sich; zu Anfang des 15ten Jahrhunderts

belehnten die Münchener Herzoge Ernst und Wilhelm ihren Kammermeister Veit Aheimer damit; 1599 kam sie lehnsweise an die Seyboltsdorfer, dann an die Maxlreiner und endlich an den Grafen Kurz, der sie an die Jesuiten in München vererbte, welche sie an die Grafen von Tättenbach verkauften. Wir passiren nun die Teufelsgrube und die Römerstrasse, und setzen unsre Rückreise nach München über Hechenkirchen, wo die Strasse nach Rosenheim abfällt, fort.

Von Deggendorf nach Passau.

Niederaltaich ist die erste interessante Stätte, welche wir auf der Donaufahrt von Deggendorf her erblicken. Am linken Ufer des Stromes, in der von dem Oh-Flüsschen durchschnittenen Ebene, zu welcher sich das zurückweichende Vorgebirge des Böhmerwaldes abflacht, zeigen sich die ausgedehnten Gebäude und die zwiefach gethürmte stattliche Kirche der einst weitgenannten, uralten Abtei, einer Stiftung Odilo's II. vom Jahre 731, der zwölf Mönche von Reichenau hieher versetzte. Die Ungarn verwüsteten das Kloster, Heinrich, Herzog von Baiern, und Kaiser Otto stellten es wieder her, begabten es reich und überliessen es Benedictinern. Das Kloster rühmte sich vieler seltener Reliquien und frommer Männer, die in seinen Zellen Gott dienten, des heiligen Gotthard, zu dessen Geburtshause in Reichersdorf gewallfahrt ward, des frommen Landgrafen Günther von Hessen, der zuerst in Niederaltaich Mönch, später Einsiedler ward, des heiligen Thiemo, Ratmund u. m. A. Doch nicht lange blieb die Gottesfurcht und Demuth im Convent; im Jahre 1282 fiel der sittenstrenge Abt Volkmar meuchlings durch die Geschosse der zuchtlosen Brüder; der Abt Johann Heinrich, dem das üppige Leben der Conventualen ein Gräuel war, verliess mit wenigen Gleichgesinnten das Kloster und wollte auf dem Haustein neue Zellen gründen. Im dreissigjährigen Kriege zerstörten die Schweden Niederaltaich durch Brand, doch prächtiger erhob es sich wieder. Der durch fromme Schenkungen seit Karl dem Grossen angewachsene Reichthum des Klosters war sprichwörtlich geworden; seine Einkünfte betrugen 100,000 Gulden, zu seinen Besitzthümern gehörte auch die Wachau, die wir auf unserer Donaufahrt noch kennen lernen werden, und Ried am Riederberg. Gleichwohl drohte dem Kloster durch die Verschwendungslust des üppigen Abtes Ziegler, der einen jährlichen Aufwand von 90,000 Gulden machte, Verarmung, so dass dieser

sich zur Abdankung gezwungen sah. — Etwas tiefer im Land, nördlich von Niederaltaich, liegt Hengersberg, wo einst die Donau vorbeifloss, — gegenüber von Niederaltaich das Kirchdorf Thundorf.

Bei Gindlau und Aicha krümmt sich der Strom südwärts, und wir gewahren nun am fruchtbaren rechten Ufer, eine halbe Stunde landeinwärts an einer Höhe das Städtchen Osterhofen, dessen Namen die Ueberlieferung von einem am Ostersonntag über die Ungarn erfochtenen Siege herleitet, und hinter demselben die prachtvollen Gebäude des weiland Prämonstratenserstiftes, unfern der Siegesstätte, der Osterwiese, auf der Stelle, wo früher eine fürstliche Pfalz gestanden, die Herzog Odilo in ein Kloster umgeschaffen hatte; die Grafen von Hals, des Klosters Schirmvögte, fanden in dessen Gruft ihre Ruhestätte. Mehre Mönche von Osterhofen, die 1210 auswanderten, kamen nach dem Kloster Schlögel in Oesterreich ob der Enns, von dessen wunderbarem Stiftungsanlass uns die Legende berichtet. — Am entgegengesetzten Ufer zeigen sich auf einem jähen Hügel die Trümmer des einst den Puechbergen gehörigen Schlosses Winzer, das Trenk's Panduren, der Schrecken Baierns, 1740 zerstörten. Weiterhin zeigen sich am linken Ufer die Dörfer Flintsbach, Nesselbach und Leuten; am rechten, landeinwärts liegt Kinzing, (die *castra quintana* der Römer); hier lebt noch das Andenken des heiligen Severin, der durch das Kreuz den angeschwollenen Bach in sein Bette zurückscheuchte, und durch sein Gebet den Priester Sylvin vom Tode erweckte. Am linken Ufer zeigen sich jetzt das Schloss Kreuzberg und der Markt Hofkirchen, wo in alten Zeiten die Ortenburger Grafen — jedem Donauschiffer ein Schrecken — von ihrem festen Schlosse aus das Recht der „Grundruhr" übten, das ihnen ein willkommner Anlass war, die Schiffe mit Uebermacht anzufallen und auf Sandbänke zu treiben, um sich der reichen Ladung zu bemeistern. Später ward Hofkirchen der Fugger Eigenthum. Jene Ortenburger gründeten am gegenüberliegenden Ufer, wo die grosse Ebene aufhört und herrliche bewaldete Höhen, denen des linken Ufers entsprechend, den Fluss lieblich umdämmen, den Markt Pleinting. Das Stromthal entfaltet allmählig die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Reize. An der Pforte desselben steht die Ruine Hildgardsberg, einer schönen trauern-

den Witwe gleich, die ihren starken Schirmherrn verloren; noch ist's so lange nicht her, dass unselige Oekonomie den herrlichen Wartthurm untergrub, — um dessen Quadern verwenden zu können. Im Mittelalter war Hildgardsberg, das noch im vorigen Jahrhundert freundliche Weinberge umgaben, ein Raubschloss; im Jahre 1740 steckten es die Panduren in Brand. Gegenüber sehen wir Einöd, weiterhin das Wallfahrtskirchlein Maria Baum, und Vilshofen, im Winkel, den die Vils mit der Donau, in welche sie hier mündet, bildet, von der Römerstrasse berührt, deren Spuren auf dem hinter der Stadt sich erhebenden Berge gewiesen werden. Vilshofen (die *villa quintanica* der Römer) soll durch Rapoto den Ortenburger im 11ten Jahrhundert Wälle und Stadtgerechtsame erhalten haben. Von den Kriegen Friedrichs des Schönen und Ludwigs des Baiern bis zu den Freiheitskämpfen der Baiern in den Jahren 1705 und 1706 ist Vilshofens Geschichte nur eine Reihe von Kriegsnöthen. Aus jenen Tagen leuchtet die Treue der Blutzeugen noch hell wie Sonnenglanz in die Gegenwart; der Markt Aidenbach bei Vilshofen ist ein zweites Sendling. Der Oberst d'Argnan hatte Vilshofen, das nur mit anderthalb hundert Landesvertheidigern besetzt war, überrumpelt und genommen; und alsogleich erhoben sich die Bauern in der Gegend, um die Stadt von dem Feinde des Vaterlandes wieder zu befreien. Indessen rückte schon Kriechbaum von München her gen Vilshofen, d'Argnan zur Hülfe. Vereinigten sich beide, so traf die gute Sache ein entscheidender Schlag und die besten Hoffnungen waren zernichtet. Desshalb erhielten Prielmaier, d'Oksfort und Zelli von dem Rath der Landesvertheidiger in Braunau Befehl, dem Feind entgegenzugehen. Doch Dünkel und Verrath wirkten offen entgegen; diese Adeligen weigerten sich zu gehorchen, bis endlich der Schützenoberst Meindl aufbrach. Indessen war Kriechbaum mit seinen Schaaren bereits bis gen Vilshofen geeilt und griff ohne Verzug am 8ten Jänner die Landesvertheidiger (7000 an der Zahl) an, die ihn bei Aitenbach in einer günstigen Stellung erwarteten, auf einem Hügel, im Rücken durch einen Wald gedeckt, vor sich einen Bach und Sumpfboden. Aber ihrem Anführer, Johann Hoffmann, sank, wie er die Feinde in geschlossnen Reihen über den Bach heranrücken sah, der Muth. In dumpfer Apathie stand er und liess die Kaiserlichen gewähren. Als sie endlich ungehindert den Hügel

hinanstürmten, wandte er sich zur Flucht in den Wald; viele folgten ihm in unseliger Verblendung, viele hielten Stand und wehrten sich gegen die Feinde, die den Hügel vollends erstiegen, bis auf den letzten Mann. Bis die Nacht hereinbrach würgten die Kaiserlichen, unmenschlicher als bei Sendling. Und dennoch vermochte auch dies Unglück weder den Muth noch die Hoffnungen des treuen Volkes zu beugen, und neue Schaaren erhoben sich kampflustig gegen die Uebermacht der Unterdrücker; — umsonst; es war beschlossen, dass das Volk den Kelch des Elends bis auf die Neige leere. — Vilshofen ist eine hübsche, freundliche Stadt, der man das viele Kriegsleid, das sie im Laufe der Zeiten erduldete, nicht ansieht; die Pfarrkirche gehörte früher einem Collegiatstifte, dessen Chorherren die Devise: „Allain" trugen. Diese bezieht sich auf die Stiftung desselben durch den Ritter Heinrich Tuschl von Söldenau, der, schon bei Jahren, ein junges Weib nahm, das ihm ein Edelknabe entführte. Den Verlust beklagend und die Verlorenen suchend, durchwanderte er 3 Jahre lang aller Herren Länder, bis er endlich beide in Welschland wiederfand. In der ersten Wuth wollte er beide ermorden; doch nach besserer Ueberlegung verliess er sie voll tiefer Verachtung, ohne sich ihnen zu erkennen zu geben. Nach Hause gekommen, gründete er 1376 das Collegiatstift zu Vilshofen, und schrieb unter den Stiftungsbrief den Reim:

„Zwei Hund an ain Bain;
Ich Tuschl bleib allain."

Vilshofens Umgebungen sind interessant, — jener Markt Aidenbach, Ortenburg des mächtigen Grafengeschlechtes Wiege, und Aldersbach, die weiland Cisterzienserabtei.

Am linken Ufer gewahren wir, nachdem wir Vilshofen verlassen, Hackeldorf und Windorf, am rechten Haunsbach, Ottenham und Sandbach, wo das „G'hachlet", ein wildes Gefährte, der Schiffer Schrecken; wie die Felsblöcke, welche die Schifffahrt hier so gefährlich machen, und deren Sprengung jetzt im Werke ist, in die Donau gekommen, erzählt die Sage also: Als Friedrich der Rothbart mit vielem Volk das Kreuz genommen, um Jerusalem zu befreien, habe der Böse, darüber erzürnt, auf der hohen Wand am rechten Ufer gelauert, einen Berg zum Wurf

bereit, bis die Flotte der Kreuzfahrer in die Stromenge gekommen; da wollte er den Felsberg auf sie herabschleudern und Alle auf einmal vernichten. Aber der Bischof von Regensburg habe des Bösen Absicht erkannt und ihm das Pectorale entgegengehalten, da sei der Berg, in viele Blöcke zerborsten, in die Fluthen gestürzt, ohne dass ein einziger ein Schiff der Kreuzfahrer versehrt hätte. Wir fahren nun zwischen Seestätten und Gaishofen durch; am rechten Ufer sehen wir den steinernen Löwen, den die Bewohner des Unterdonaukreises, dem Könige Max I., welcher die Strasse längs des Stromes anlegte, zum Andenken, auf den jähen Felsen hinstellten. Bei Heining wendet sich der Strom plötzlich und schon entdecken wir im Grunde des Donauthales die Thürme Passau's, die Wälle und Zinnen der Festung Oberhaus; je näher wir Passau kommen, um so reizender entfaltet sich die Landschaft; dicht vor Passau liegt am rechten Ufer der Donau der Flecken St. Nikola, wo Bischof Altmann 1074 für regulirte Chorherren ein Stift gegründet, — am linken der Lustort Eggendobel mit seinen beliebten „acht Seligkeiten."

Man hat Passau, was seine Lage betrifft, häufig mit Coblenz verglichen, — insofern jedoch mit Unrecht, da die Lage Passau's jene von Coblenz an malerischen Reizen übertrifft. Drei Städte sind es, die im Allgemeinen unter dem Namen Passau begriffen werden, das alte Bojodurum, die heutige Innstadt, am rechten Ufer des grünen Inns, wo er in die Donau mündet, — dann das eigentliche Passau, auf der Landzunge zwischen der Donau und dem Inn, wo die Römer das Kastell der batavischen Cohorte, die *Castra batava*, hinbauten, — und endlich die Ilzstadt auf dem felsigen Delta, welches die Ilz, die von Norden her der Donau zueilt, mit dieser einschliesst. Der Maria-Hilf-Berg, auf dessen Höhe die Wallfahrtskirche, am rechten Ufer des Inns, und der Georgenberg, auf dessen Felsgipfel die Festung Oberhaus, gewähren dem Freunde landschaftlicher Schönheiten die geeignetsten Standpunkte zur Beschauung; vom Georgenberge zumal geniesst ihr eine entzückende, wechselreiche Aussicht über das waldumsäumte Stromthal des Inns, die Innstadt, den Maria-Hilf-Berg und St. Nikola, über das Donauthal, und hinab auf die perlenführende Ilz, die von den Ruinen des Schlosses Hals herkommend, aus engem Thal in's breite Strombett mündet.

Passau's Geschichte reicht, wie wir bereits andeuteten, in die Zeiten der Römerherrschaft hinauf; die Welteroberer fanden am Inn die alte Bojenstätte und säumten nicht, sie zu befestigen, — ihr gegenüber erbauten sie die *Batava castra;* noch heute weist man euch die Ueberreste des römischen Machtbau's, die „Römerwehr" am Domplatz; auf römischen Fundamenten steht das Schloss „am Ort." Das Andenken des heiligen Severins lebt auch in Passau; in der Innstadt (dem Bojodurum) steht noch die Severinskirche, auf der Stelle, wo jener fromme Mann Zellen für sich und seine Schüler erbaut hatte. Aus jenen Zellen hervor schritt er dem Alemannenkönig Gibold mit der Bitte entgegen, die Stadt zu verschonen, und dieser befahl, von dem ehrwürdigen Aussehen des Gottesmannes in tiefster Seele bewegt, die Freilassung aller gefangenen Römer; dort soll der Heilige auch die Zerstörung von Batavis prophezeiht haben, die um das Jahr 475 durch Kunimund erfolgte, während die Bewohner der Ernte wegen die Stadt verlassen hatten. Aus der langen Nacht der Barbarei, da alles Land ringsum eine Wüste war, taucht Passau mit dem Beginne des 8ten Jahrhunderts wieder auf, als nach der Theilung Bojoariens unter die drei Söhne Theodo's, Theodoald „Pazowe", und diese aus den Trümmern der alten Batavis entstandene Stadt in Theodor einen Seelenhirten erhielt. Als die Avaren ungefähr zwei Jahrzehnde später Lorch bedrohten, flüchtete der dortige Bischof Wiwilo nach Passau, und erhielt bei der Herstellung der Kirchenzucht in Bojoarien und der Theilung desselben in vier Sprengel daselbst das Bisthum; von jener Zeit an behielt Passau fortwährend seine Seelenhirten, die jedoch erst durch Otto III. die Landeshoheit über die Stadt und deren Gebiet zugesprochen bekamen. Um jene Zeiten waltete in Passau der fromme, werkthätige und muthige Bischof Piligrim, dessen Andenken noch im Liede lebt, durch welchen des Bisthums weltliche Macht und Besitz bis tief nach Oesterreich hinab vermehrt wurde. Zur Zeit Friedrichs des Rothbarts versuchten die Baiern, Passau der weltlichen Macht des Bischofs für sich zu entwinden; 1258 besetzte der Böhmerkönig Ottokar, 1266 nahmen abermals die Baiern die Stadt; immer aber gelang es den Bischöfen, ihre Macht wieder zu erringen und zu behaupten, und noch heute, da sie seit 1805 Baiern wieder gehört, lässt sich, was die Physiognomie der Stadt be-

trifft, ihr historischer Charakter als der einer Bischofsstadt nicht verkennen. Wir unterlassen eine Aufzählung aller jener Leiden Passau's durch Hungersnoth, Krieg und Brand, deren genaue Aufzeichnung den alten Chronisten so wichtig schien; den Höhenpunkt seiner Geschichte scheint uns Passau im Jahre 1552 erreicht zu haben, als daselbst, in Folge des Kriegsglückes, das den kühnen Moritz von Sachsen krönte, die Fürstenversammlung zusammentrat, in welcher der Vertrag vom 2ten August zu Stande kam, worin versprochen ward, „keinen des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses verwandten Stand, des Glaubens halber, zu vergewaltigen"; drei Jahre später wuchs auf dem Grunde dieses Passauer Vertrages der Religionsfriede. — Die Ilzstadt, mit der Festung Oberhaus, der von Bischof Ulrich II. 1215—1219 erbauten Zwingburg wie dem Asyl der Passauer Bischöfe, — ist ein Zeuge der blutigen Intoleranz des Mittelalters; noch führt man euch, wenn ihr die Festung besucht, in den „Judenkeller", wo in den Tagen des Fanatismus die Juden, welche die Ilzstadt bewohnten, dem Hungertode überliefert wurden; die Wiedertäufer mussten ihren religiösen Wahn in einem andern unterirdischen Kerker der Festung büssen; — wäre jeder Seufzer, der je einem Unglücklichen auf Oberhaus sich entwunden, stets ein Wort gewesen, für Menschenohren zu hören, wie für das Herz des Allerbarmers! Die lebhafte Erinnerung an diese Barbarei führt uns zunächst zu jener an den Aberglauben. Wer hat nicht zuweilen schon von der in den Zeiten des dreissigjährigen Krieges so berühmten Passauer Kunst gehört, durch die sich verzagte Kriegsleute gegen Hieb und Schuss fest machten? Einem Studenten oder Scharfrichter wird die Erfindung derselben zugeschrieben; sie bestand darin, dass der Muthlose einen Zettel verschluckte, auf welchem kräftige Zaubersprüche und die Worte:

„Teufel, hilf mir,
Leib und Seel' geb' ich dir"

gezeichnet waren; doch wirkte die Kraft des Zaubersegens erst nach Verlauf eines Tages; wer ihn verschluckt und vor Ablauf dieser Frist starb, war dem Teufel verfallen; — viele grausige Sagen werden von gottlosen Kriegsleuten erzählt, die sich der Passauer Kunst ergaben.

Der Charakter der Bewohner Passau's, wie sie jetzt sind, beschämt den geschichtlichen der Stadt, und entspricht dem heiteren der Natur. Jene Judentödter und Wiedertäufer-Schlächter sind nicht mehr, und ihr dürft sie durchaus nicht geradezu als die Ahnen der jetzigen Generation betrachten; jene starben ohne geistige Zeugungskraft, und was jetzt in Passau lebt, hat mit den heillosen Tollheiten des Aberglaubens und des Fanatismus keine Gemeinschaft mehr. Gute Katholiken sind die Passauer, aber frohe, gesunde, und so fleissige Bürger obendrein, wie jemals, und nicht leicht wird irgendwo in Baiern der ruhelos spukende Geist der sogenannten guten alten Zeit weniger Erlöser finden als in Passau, — es müssten denn die „Drotteln“ oder „Fexen“ sein, deren wir manche hier finden. Wunderlich! fast von Vilshofen an erinnert uns das Aeussere der Häuser an den Donauufern an die Alpengegenden Salzburgs, — von Passau an bis beinahe Linz das häufigere Vorkommen jener Cretins, deren volksthümliche Bezeichnung wir früher aussprachen, nicht weniger. — Scheusslich, — das Erhabenste in der Schöpfung, — die Menschengestalt — so durchaus zum Vehikel der Bestialität herabgewürdigt zu sehen! Auf der Brücke, welche Passau mit der Ilzstadt verbindet, seht ihr zwei solcher Geschöpfe, verschiedenen Geschlechts, die sich wechselseits necken und höhnen! Vermögt ihr's, über die unbeholfenen Capriolen derselben, über die thierischen Laute, die sie ausstossen, zu lachen? Wir sind nicht zimpferlich und uns ekelt nicht leicht, aber diese Entwürdigung der edlen Menschengestalt empört uns; wir haben kein leichtfertiges Gewissen, aber wir halten es nicht bloss für eine Wohlthat, sondern vielmehr für eine Pflicht gegen unsre Brüder und gegen den Geist der Gottheit, der den Tempel von Fleisch und Bein, in den er sich niedersenkt, heiligt, jene Geschöpfe auf was immer für eine Art aus dem Kreise der menschlichen Gesellschaft fortzuschaffen. Fort jetzt von diesen Scheusalen! Erholen wir uns an dem Anblick der Natur, der Handels- und Gewerbthätigkeit, der wir in Passau allenthalben begegnen, und des monumentalen Charakters der Stadt.

In der Mitte der von der Donau und dem Inn ummarkten Landzunge steht auf einer Anhöhe, von welcher die Strassen wie enge Schluchten nach verschiedenen Seiten hin mehr oder minder jäh sich hinabsenken, die Domkirche, und vor derselben auf dem

Paradeplatze die ikonische Statue des Königs Max, (stehend, im Krönungsanzug, die linke Hand zum Segen ausgestreckt,) ein Denkmal der Volksliebe; „*Wie die Geschichte seine Thaten, so möge diess Metall sein Bild den kommenden Geschlechtern überliefern*“, sagt die Lapidarschrift auf dem Piedestal; drei Meister aus Passau fertigten, Eichler — die Zeichnung, Jorhan das Modell, Samassa den Guss dieser Erzstatue. Der Dom prangt leider nicht mehr mit jenen drei Thürmen im reinen deutschen Baustyl, wie wir ihn auf einem alten Kupferstich, der vor uns liegt, erblicken; die Feuersbrunst vom Jahre 1662 zerstörte diesen seiner Zeit viel bewunderten Bau bis auf den Chor, und der unseligen Wuth unserer Ahnen vom 17ten und 18ten Jahrhundert, alles Ueberkommene den Anforderungen des Schnörkelgeschmackes entsprechend zu modernisiren, haben wir obendrein die möglichste Verkleisterung fast aller Reste jenes ursprünglich so schönen Kirchengebäudes zu verdanken. Dem Dome gegenüber befindet sich auf dem Paradeplatze das dem Postamt eingeräumte Gebäude, in welchem 1552 der Passauer Vertrag abgeschlossen wurde. Ausser diesen beiden ziehen in diesem Theile Passau's noch die Bischofsresidenz, das Rathhaus, die Paulskirche, die mit dem Jesuitenkollegium verbundene Michaelskirche und das den englischen Fräulein eingeräumte Nonnenkloster Niedernburg unsre Aufmerksamkeit an; — in der Innstadt die dicht am Ufer liegende Severinskirche und die Gertrudenkirche.

Bevor wir, unsre Donaureise abermals unterbrechend, das Gebiet des Inns stromaufwärts durchwandern, machen wir an der Ilz aufwärts einen Ausflug nach dem ungefähr eine Stunde von Passau entlegenen Flecken Hals, wo die Ilz, in raschen Krümmungen das Felsenthal durchrauschend, zwei Landzungen umschmiegt, auf deren einer das Schloss Hals thront, das Herrenhaus der mächtigen Grafen, die 1375 ausstarben. Am Fuss des Reschensteins mündet der vom Jahre 1827 bis 1831 durch Granit gesprengte Kanal der „Triftsperre“. Ein eigenthümliches Landschaftsbild, das sich an dieser vor euren Blicken entfaltet, — die wildschöne trotzige Natur erschaut ihr in schöner Eintracht mit den Trophäen ihrer Ueberwinderin, der Menschenkraft.

Der Inn.

Wie ihr den Alpensohn auch mitten im grossstädtischen Gewühl nicht so leicht verkennen könnt, — (unter allen den blassen, von Leidenschaften und Gewohnheiten wechselseits ausgeglichenen Gesichtern sticht das gesunde Roth seiner Wangen, das er der reinen Bergluft und der Einfachheit der heimischen Sitten verdankt, sticht der kecke, stolze Blick gar mächtig hervor) — so behauptet auch der Inn von seiner Heimath *) bis zu seinem Brautbett hin seinen Charakter; am raschen Dahinstürmen, an der frischen Farbe seiner Fluthen seht ihr's ihm gleich ab, was für ein Landsmann er ist; so recht wie ein rüstiger Jüngling tritt er von Kufstein her aus dem Zauberland Tyrol bei Auerburg in's Baierland, wie ein Mann in der Blüthe der Schönheit und Kraft, der alle Frauenherzen unwiderstehlich mit sich fortreisst; zwei Nebenbuhlerinnen gleich eilen von verschiedenen Seiten in gleicher Richtung die wunderholde Bergjungfer, die Salzach, ihrem paradiesischen Salzburger Thal entflohen, und die seegrüne Alz, die ihr geheimnissvoll Vaterhaus, den Chiemsee, verlassen, ihm zu; seiner ungestümen Umarmung kann die Donau sich kaum erwehren, wie er sein ganzes Selbst an sie aufgibt, — in ihr vergeht!

Von der Mündung des Inns an dessen linkem Ufer stromaufwärts wandernd, kommen wir nach dem mit stattlichen Thürmen und Mauern das Land beherrschenden, weitläuftig gebauten Schlosse Neuburg, wo einst die Grafen von Neuburg, Lambach und Pütten sassen, und erblicken am gegenüberliegenden Ufer die Trüm-

*) Der Inn entquillt in Graubündten, auf der südöstlichen Seite des Septimerberges, aus den Eisfeldern. Bald nimmt ihn ein Wildsee auf, durch den er sich Bahn bricht; dann springt er keck von Berg zu Berg bis auf die Fläche von Maloya herab, sammelt die Alpenbäche des Engadeins, nimmt bei Innsbruck die Sill auf und eilt an Kufstein vorbei nach Baiern.

mer Wehrensteins; dann gelangen wir nach dem Kloster Farmbach, wo der Inn sich mit Macht durch die Schlucht Karpfenstein zwängt, und weilen staunend vor Neuhaus, das hoch auf dem steilen, vom Strom umbrausten Felsen trotzt. Dann besuchen wir die österreichische Gränzstadt Schärding, einst als Festung sehr wichtig, wo der Strom eine auf 11 massiven Pfeilern ruhende Brücke trägt, und gedenken daselbst des wackren Gelehrten Michael Denis, der hier geboren ward, und seiner vaterländischen Gesänge, gedenken auch des Martertodes, den hier Luther's Freund, Lienhard Kaiser, am 16ten August 1527 auf dem Scheiterhaufen fand. Dieser, (so erzählt Zschokke) nachdem er 7 Jahre lang Pfarrhelfer zu Waizenkirchen gewesen und freier Grundsätze willen vom passauischen Domherrn Berger, seinem Pfarrherrn, angeklagt worden, war nach Wittenberg zu Luthern geflüchtet. Kindliche Liebe hatte ihn aber an das Sterbebett seines Vaters in die Heimath zurückgeführt. Hier verrathen, brachte man ihn in die Veste Oberhaus ob Passau. Zehn Wochen lag er im Unflath des Kerkers unverhört. Dann ward er seinen Richtern vorgestellt, um zum Tode verdammt zu werden. Vergebens weinten seine Brüder und eine hochbetagte Mutter zu den Füssen des Ketzerrichters Johannes Maier von Eck; vergebens baten Fürsten und Grafen für des guten Mannes Tage. Den Glauben, welchem er unter den Qualen der Foltern treu geblieben, verläugnete er auch nicht, als er gefesselt vor die offenen Schranken geführt ward, wo Bischof Ernst, umringt von Weihbischöfen, Aebten und zahllosem Volke, sass, das Urtheil zu sprechen. Es schrie ihn der Bischof an: „Widerrufe!“ Bescheiden und fest sprach Lienhard: „Alles, nur nicht, was Gottes Wort sagt.“ Da rissen sie ihm das priesterliche Gewand ab, schoren sein Haupt, deckten dasselbe mit zerfetztem Baretlein und seinen Leib mit schlechten Lumpen. Also überantworteten sie ihn dem weltlichen Arm des Landrichters von Schärding. Lienhard Kaiser ging heiteren Muthes den Todesgang, schied tröstend von Mutter und Brüdern, legte sich auf den Holzstoss und betete für seine grausamen Richter. Noch sein Schmerzensschrei in den Flammen war Gebet. — Solcher Männer Gedächtniss in unseren Tagen zu erneuen, dünkt uns wichtig und Pflicht. Zwischen Schärding und Braunau machen sich uns auf der österreichischen Seite Obernberg, Hagenau, auf

der baierischen Hartkirchen, Riedenburg, Simbach bemerkbar. Braunau breitet sich in einer schönen Ebene aus; über den Strom führt hier eine hölzerne Brücke aus österreichischem auf baierisches Gebiet; die Pfarrkirche, aus Tufsteinquadern erbaut, die Spitalkirche und das Rathhaus fesseln bei einem Besuche Braunau's unsre Aufmerksamkeit. An dem Rathhause, wie an dem Stadtthurm und an der Aussenseite der Stephanskirche, wird das Bild des Rathsherrn und Stadthauptmanns Hans Steininger gewiesen, dessen Bart, in zwei Flechten herniederhängend, vierthalb Ellen lang war und — so geht die Sage — seinen Tod veranlasste, da er einstmals, vor Schrecken vom Tische aufspringend, sich in denselben verwickelte, stürzte und den Hals brach; — ein anderes Wahrzeichen Braunau's ist das „eiserne Ross", das die Bürger, zum Andenken der Hungersnoth während der Belagerung von 1742, auf einem hohen Dache aufrichten liessen. Braunau soll auf der Stelle des römischen Brundunums stehen, sein erster Bewohner ein Meyer Heinrich von Ranshofen gewesen sein. Unsre nächste Raststation auf der Wanderung an den Ufern des Inns ist die heitere Stadt Neuötting, von wo aus wir zu dem uralten Gnadenbilde der Mutter Gottes in Altötting, dem seit unvordenklichen Zeiten berühmtesten in Baiern, wallen, den Reihen der Pilger uns anschliessend, die von allen Weltgegenden her nach dem auf freiem Platze stehenden, mit Weihgeschenken reich begabten Kirchlein ziehen; St. Rupert selbst soll, wie die Ueberlieferung meldet, das Gnadenbild dort aufgestellt haben; gleichwohl predigte vor demselben, wie die Geschichte uns meldet, in den Tagen der Reformation, Wolfgang Russ gegen die Eitelkeit der Wallfahrten. In diesem Kirchlein war's, dass der Churfürst Maximilian Emanuel von dem Kaiser Leopold einen kostbaren Degen empfing, denselben, von dem er nach der Befreiung Wiens von den Türken 1683 freudig ausrufen konnte: „Dies Schwert, von Eurer Majestät Hand trage ich's, bleibe der Vertilgung aller Feinde des Christennamens und Eurer Majestät ewiglich geweiht."

Die nächste geschichtlich interessante Raststätte, welche wir erreichen, ist das alte Mühldorf, am linken Ufer des Inns, bis 1802 im Besitz der geistlichen Fürsten von Salzburg. Hier floh der sieggewohnte Böhmerkönig Ottokar, der schon Schärding und Neumarkt genommen, Ried durch Brand verwüstet hatte und des

ganzen Vilsgau's Meister war, 1258 vor den herzoglichen Brüdern Heinrich und Ludwig über den Inn. Von dem Gedränge seines in gränzenloser Verwirrung ihm nacheilenden Heeres brach die hölzerne Innbrücke, 5000 ertranken; die an's Ufer schwammen, wurden von den Baiern mit Spiessen in den Strom zurückgetrieben oder niedergehauen; die sich in die Stadt flüchteten, mussten sich nach vierzehntägiger Vertheidigung ergeben; die vierte historische Freske in den Arkaden des Münchener Hofgartens stellt diess Ereigniss vor, und die Erinnerung an den Sieg der Baiern bei Mühldorf gemahnt an einen anderen geschichtlich noch wichtigeren, an jenen auf den Feldern zwischen Mühldorf und Ampfing erfochtenen Ludwigs des Baiern, und wir wollen nicht versäumen, den Wahlplatz zu besuchen, auf welchem am 50sten Gedächtnisstage der Erhebung Rudolphs von Habsburg 1322 sein Enkel Friedrich der Schöne Krone und Freiheit verlor. An die Spitze seines Heeres hatte Ludwig den 60jährigen Schweppermann gestellt, der erst am Nachmittag vor der Schlacht im Lager ankam; am Abend breitete sich das bairische Heer auf dem Schlachtfelde aus von Erharding über Massing und Mössling bis Mettenheim und Neufahrn, mit dem rechten Flügel über Ampfing hinaus. „Schweppermann's Absicht war wohl" (meint Hormayr *)), „den Hauptangriff auf den rechten Flügel des Feindes zu thun, ihn gegen die Mitte und gegen den linken Flügel zu aufzurollen, wenn es ginge, von dem einzigen Rückzuge auf die Mühldorfer Innbrücke wegzudrängen und in die unwegsamen Waldungen gegen Haselbach und Haun hineinzuwerfen." — Das Heerbanner der Baiern trug der Schlüsselberg, auf dem linken Flügel standen die Böhmen unter ihrem König Johann, im zweiten Treffen hinter ihnen Herzog Heinrich von Niederbaiern, — in der Mitte die bairischen und nordgauischen Ritter und Bürger, — auf dem rechten Flügel die Oberbaiern und die Reichshülfe unter Konrad von Baierbrunn; Schweppermann's Schwager, Albrecht von Rindsmaul, befehligte einen eigenen fliegenden Haufen, um Friedrich im Auge zu haben, zu ermüden und zu verwirren. Der Burggraf von Nürnberg besetzte,

*) Die Schlacht um das römische Reich bei Ampfing und Mühldorf. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte für 1830; in der obigen Erzählung folgen wir der Darstellung Hormayr's.

in österreichischen Farben, das Terrain jenseits der Isen; König Ludwig selbst hielt sich im einfachen blauen, mit weissen Kreuzen besäten Wappenrock in der Mitte des Heeres. Den rechten Flügel des feindlichen Heeres bildeten die Ungarn und die Reichshülfe unter Friedrichs des Schönen Anführung; die Heerhaufen der Oesterreicher und der Steiermärker führten die Brüder Waldsee und der Marschall von Pillichsdorf an, umgeben von Friedrichs Bruder Heinrich und von dem Kärnthnerherzog Heinrich, den äussersten linken Flügel bildeten die Bischöfler. Vor dem Beginne der Schlacht schlug Friedrich, im goldnen Harnisch, den Kronhelm auf dem Haupt, 93 junge Edle zu Rittern. Mit dem grauenden Tag begann die Schlacht, deren Erfolg den langen Kampf der Gegenkönige um die deutsche Krone beendigen sollte; die Kumanen eröffneten sie mit wildem Geheul, Pfeilschüssen und Angriffen auf die Böhmen; die österreichischen schweren Reiter rückten nach, bald waren die Böhmen geworfen, schon stürzte ihr König Johann, ein unbekannter Ritter zog ihn noch im rechten Augenblick unter dem Streitross des Pillichsdorf hervor; — schon begannen auch die Baiern über die Isen zu weichen, schon schwebte König Ludwig selbst in äusserster Gefahr, (die tapfren Münchener Sauerbäcker retteten ihn,) schon schien die Schlacht für ihn verloren, als Schweppermann den linken Flügel über die Isen zurückwendete, wodurch die Feinde sich plötzlich dem Sonnenschein wie dem Wind und Staub entgegengestellt fanden; zu gleicher Zeit rückte der Burggraf von Nürnberg mit seinen Schaaren aus einem Waldthal an der Isen vor, welche Friedrich, durch die österreichischen Fahnen und Farben getäuscht, für die erwarteten Hülfstruppen seines Bruders Leopold hielt; bald entdeckten die Oesterreicher an dem Gemetzel, das in ihren Reihen entstand, den Irrthum; doch da war die Schlacht schon entschieden. In ungeheurer Verwirrung drängten jetzt die Oesterreicher, von den Siegern verfolgt, an und über die Isen zurück; auf der grossen Wiese, wo jetzt das Schloss Zangberg steht, wurden Heinrich von Kärnthen und Heinrich, Friedrichs des Schönen Bruder, wurden die Edelsten aus Oesterreich, Steiermark und Salzburg gefangen; König Friedrich aber focht noch mannhaft fort, mit ihm standen Hektor von Trautmannsdorf — (drei und zwanzig seines herrlichen Geschlechtes lagen ritterlich treu auf ihren Schilden hinge-

streckt) Heilwig von Wurmbrand und der edle Marschalk, der Pillichsdorf. „Der König Friedrich“ (meldet unser Gewährsmann) „habe eben einen letzten, verzweifelten Angriff thun wollen über die Isen bei der später sogenannten Hirnmühle. Hier sei er auf den vom Himmelberg und aus den Hohlwegen herabkommenden fliegenden Haufen Albrechts von Rindsmaul gestossen, der wüthend auf ihn eingedrungen. Friedrichs Pferd stürzte, von Pfeilen durchbohrt, und begrub ihn zum Theil unter seiner Last. In dieser hülflosen Lage ergab er sich dem Rindsmaul, ihn fragend, zu wessen Haufen er gehöre? und wie Herr Albrecht geantwortet, des Burggrafen von Nürnberg, liess der unglückliche König diesen herbeirufen und übergab ihm sein Schwert. Friedrichs Gefangenschaft entschieden zu haben, rühmten sich Viele. Er, darüber befragt, liess sich die Schilder vorweisen und den Büffelkopf mit dem Ring erblickend, sprach er: „Vor diesem Kuhmaul konnt' ich mich heute nimmermehr erwehren.“ Das war die rechte grosse Fangwiese („Fachwiese“ heisst sie ja noch heute), auf welcher Friedrich erlag. Bekannt sind die Worte Ludwigs, als er dem gefangenen Gegenkönige die Hand reichte: „Wir sehen Euch gerne bei uns“, bekannter jene andern zu Schweppermann bei Vertheilung der Eier. Das Andenken des Sieges bewahrt noch heute die auf dem Schlachtfelde eine halbe Viertelstunde oberhalb Ampfing durch Ludwig erbaute Kapelle, und der Name des Weilers Wimmasing („wenn wir siegen!“ — Gelübdeworte Ludwigs vor der Schlacht, wie die Ueberlieferung meldet), so wie jener der Kapelle Sattlern, wo Ludwigs Pferd strauchelte, als der König bei Görzen an der Vils ritt.

Die nächsten Orte, welche wir an den Ufern des Inns finden, sind das alte Krayburg, am Abhang eines Hügels, auf welchem einst die Kronburg stand; von diesem Hügel beut sich die weite Aussicht auf das Stromthal, da zeigen sich der Törringer altes Schloss Jettenbach, über dem Inn das weiland Kloster Au, gen Osten hinab das Schloss Gutenburg, und zahlreiche Ortschaften auf der Fläche zerstreut. Wir verlassen jetzt für kurze Frist den Inn und wenden uns nach den früheren Klöstern Au und Gars, von da nach dem Flecken Haag, einst dem Mittelpunkt einer Grafschaft, deren erste Herren die Gurren von Haag, die einen springenden Schimmel im rothen Felde im Wappen führ-

ten, dessen Ursprung die Schildsage auf die Bezwingung eines gewaltigen Räubers und den Dank bezieht, der dem Sieger zu Theil geworden, „so viel Land zu besitzen, als er während eines Tages auf seinem Schimmel umreiten könnte.“ Den Gurren folgten im 13ten Jahrhundert die edlen Frauenberger im Besitze der Grafschaft, Friedrich II. bestätigte 1245 dem Seifried Frauenberger das Erbe. Ein andrer Seifried Frauenberger stritt 1336 mit Hektor von Trautmannsdorf, wer besser von Adel sei, und zeigte, dass der seinige 213 Jahre alt sei; aber Hektor erwies dem seinigen ein Alter von 352 und erbot sich, für den Ruhm seines Geschlechtes im Zweikampf einzustehen. Der Frauenberger erlag und Hektor schenkte ihn als Gefangenen der Kaiserin, welche darauf die beiden Nebenbuhler einander versöhnte. Der Stiftung Thalkirchens bei München durch zwei Frauenberger zum Haag erwähnten wir bereits früher. Ein Schwert, wie Hans der Frauenberger eines trug, mögt ihr in wenig Rüstkammern finden; der Frauenberger hatte es in 27 Schlachten geschwungen und so viel Feinde als Tage im Jahre damit auf den Sand gestreckt; die Scheide des Schwerts aber war die Haut eines Franzosen, den der Frauenberger im Zweikampf erschlug, weil jener dem deutschen Volke öffentlich Hohn gesprochen. — Der Frauenberger Besitz in Baiern war gross; ihr Geschlecht erlosch 1566; da kam die Grafschaft an die Baierherzoge. Von Haag wandern wir westwärts weiter, um das Schlachtfeld bei Hohenlinden aufzusuchen. Der Anblick der von Wäldern umkränzten Flur, in deren Mitte das damals von den Franzosen besetzte Dorf, festigt aufs neue die Achtung vor Moreau's taktischer Kunst; denn das Terrain ist für eine Schlacht eher ungünstig als vortheilhaft, alles handelte sich darum, den linken Flügel der Oesterreicher rasch zu umgehen; dadurch entschied sich an jenem denkwürdigen 3ten Dezember 1800 das Kriegsglück für den kühnen Obergeneral. Von Hohenlinden wenden wir uns südlich, bis wir in Ebersberg auf die nach Wasserburg führende Hauptstrasse stossen. Ebersberg liegt in einem freundlichen Hügellande, durch das sich die Ebrach windet, und welches gen Norden der grosse Forst begränzt; Sighart, aus dem Geschlecht der Sempter Grafen, erschlug auf einem jener Hügel unter einer Linde einen riesigen Eber, und baute zum Gedächtniss seiner Gefahr im Kampfe mit dem Thiere um 878 auf jener Stelle

eine Kapelle und ein Schloss, das er Ebersberg nannte und das sich später als tüchtiger Damm gegen die Ungarnfluth erwies. Sein Sohn Rathold berief um 911 Chorherren nach St. Augustins Regel gen Ebersberg, an deren Statt im Jahre 990 Benediktiner das um 934 vollendete Klostergebäude bezogen. Das Geschlecht der Grafen von Sempt und Ebersberg erlosch 1045 mit Adalbero III. Unter dem Herzog Wilhelm V. erhielten die Jesuiten das von den Benediktinern ihnen überlassene Kloster, nach der Aufhebung des Ordens übergab der Churfürst Karl Theodor dasselbe nebst der Kirche und der Hofmark dem Grosspriorat der Johanniter. — Ueber Steinhöring setzen wir nun, dem Inn wieder zueilend, unsere Wanderung gen Wasserburg fort. Von der Höhe des Berges zeigen sich tief unter uns die Giebel des Schlosses und die Thürme der Stadt, deren Häuserzeilen die schmale eiförmige Landzunge, die der rasch dahinbrausende Inn umspannt, hochaufgeworfenen Furchen gleich durchziehen; ein ungeheurer Kessel ist's, in dessen Boden wir hinabblicken, und dessen Wände schroff emporsteigen. Wohl heisst die Stadt mit Recht eine Wasser-Burg, denn nur durch einen schmalen, in früheren Zeiten stark befestigten Streifen Landes, wo sonst der Hals und Engpass in die Stadt führte, hängt sie mit den Bergrücken zusammen. Das Ansehen der Stadt ist alterthümlich, aber freundlich, wozu die fast südliche Bauart der Häuser mit Hallengängen und hohen Aussenwänden, welche die niedrigen Dächer verdecken, nicht wenig beiträgt. Die Erbauung der Burg auf der Anhöhe der Halbinsel wird dem Grafen Engelbert von Hall und Lindburg zugeschrieben, der von seinem nahe bei dem Kloster Aetl gelegenen Schlosse Lindburg um das Jahr 1087 hieher zog; das Geschlecht der frommen Grafen von Hall und Wasserburg, welche manche Klöster Baierns reich begabten, erlosch im 13ten Jahrhundert mit Konrad, der den mit Verkündigung des Bannes über Friedrich II. betrauten, in Baiern bedrohten päpstlichen Machtboten Albert aufnahm und desshalb 1247 von dem Herzog Ludwig in Wasserburg belagert wurde. Nach dieses Konrads Tode kamen die Grafschaft und die Stadt, welche bereits 1220 Mauern und Gräben hatte, an die Herzoge von Baiern. Wasserburg empfing von dem edlen und weisen Freunde und Förderer deutschen Bürgerthums, Ludwig dem Baier, wie von seinen Nachfolgern, Stephan I. und Stephan II., Friedrich und Johann,

zumal von dem Ingolstädter Herzog Ludwig im Bart, grosse Gnadenverleihungen. Der letztgenannte verlegte 1420 die Kreistage hieher, die bis 1793 im Rathhause gehalten wurden, und verlieh, von Neuburg aus, 1439 der Stadt, „zur Belohnung der unerschütterlichen Treue und Tapferkeit, welche die Bürger bei der im Jahre 1422 durch Herzog Heinrich von Landshut unternommenen schweren Belagerung bewiesen hatten, den fürstlichen Marktzoll und den Scheibenpfennig von jeder über die Brücke hereinkommenden Salzscheibe"; noch heute bewahrt man in Wasserburg 500 von jenen mehr als 1400 steinernen Kugeln, die bei der Belagerung wohl die Mauern der Stadt, aber nicht den Muth der treuen Bürger zu erschüttern vermochten. Auch die Herzoge Georg der Reiche (1500), Albrecht IV. (1507), Wilhelm und Ludwig (1529) und der Churfürst Maximilian I. (1630) bedachten Wasserburg mit Gnaden und Privilegien. Die St. Jacobskirche daselbst stammt vom Jahre 1255 und wurde 1634 erneuert; das Spital stiftete 1341 der Pfleger Zacharies von Hohenrain. Das Saatkorn der Reformation fand in Wasserburg einen fruchtbaren Boden; der Pfarrer Michael Keller pflanzte es 1525, und entrann einer schweren Ahndung nur durch eilige Flucht auf das Schloss des Bürgermeisters Ulrich Rehlinger von Augsburg und von da nach der freien Reichsstadt; drei Pfarrhelfer dagegen wurden ergriffen und zum Tode verurtheilt. Diese Strenge vermochte jedoch nicht mehr, als dass die Bürger sich hüteten, ihre Glaubensansichten offen zur Schau zu tragen, und immerfort verlangte das Volk, verlangten auch die Landstände — bis zum Jahre 1557 den Genuss des Abendmahls unter beiden Gestalten; als das tridentinische Concil denselben den Laien versagte, wanderten mehre der wohlhabendsten Familien aus, vor allen die Gumpelzheimer nach Regensburg.

Auf einem Berge des linken Innufers zeigt sich uns, eine Stunde südlich von Wasserburg, in malerischer Lage das weiland Benedictinerkloster Aetl, eine Stiftung des Grafen Arnold von Diessen (um 1040), welche Engelbert, Graf von Hall und Lindburg, erneuerte. Eine Wegstunde weiter ersteigen wir die Anhöhe, auf welcher Rott liegt, das Aventin für das Aurisium der Römer hält; eine Völkerschlacht mag in uralten Zeiten hier getobt haben, die im Munde der Anwohner noch nicht erloschene

Benennung des „Streitangers“ in der Nähe stützt die Sage; in Rott sass ein edles Geschlecht, das schon im 11ten Jahrhundert ausstarb; dem Kloster fielen die sämmtlichen Güter der Grafen durch frommes Gelöbniss anheim; — am rechten Innufer gewahren wir Althohenau, einst ein Nonnenkloster, das Graf Konrad von Wasserburg 1235 gestiftet.

Wo die Mangfall von Westen her in den Inn mündet, liegt in der wasserreichen Ebene, die weithin von den Vorbergen des Hochlandes begränzt ist, Rosenheim, ein freundliches, reinliches Städtchen, in dessen Nähe, zumal zwischen Westerndorf und Langen-Pfunzen, römische Alterthümer gefunden werden; der Römer *Pons Oeni* scheint dieser Gegend anzugehören. In höherem Grade als die kümmerlichen Reste römischer Gefässe, die man uns in Rosenheim zeigt, erregt die dortige Saline unsre Aufmerksamkeit; als im Jahre 1613 zu Reichenhall ein neuer Salzquell floss und die Umgebung nicht Brennholz genug liefern konnte, die ganze Sole zu versieden, gab des Herzogs Maximilian (nachmaligen Churfürsten) Hofkammerrath Oswald Schuss den Plan an, einen Theil der Sole durch Druckwerk bis Siegsdorf zu leiten, in dessen Umgebung Brennholz die Hülle und Fülle. Maximilian genehmigte den Plan und übertrug 1616 dem sinnreichen Hofbaumeister Simon Reifenstuhl dessen Ausführung. 1618 war die Solenleitung über Siegsdorf bis Traunstein bereits vollendet; — König Max liess dieselbe von Siegsdorf über Bergen am südlichen Ufer des Chiemsees bis Rosenheim weiter führen. Rosenheim hat auch eine Heilquelle; da sich aber nur wirklich Kranke entschliessen können, daselbst eine Saison zuzubringen, um die Wirkungen der Mineralquelle oder des Salzbades zu versuchen, so begreift sich's ohne Versicherung, dass das sociale Leben jenen Fremden, welche sich im engen bürgerlichen Kreise, geschweige in den Freuden und Leiden des bairischen Philisterthums nicht behäbig zurecht zu finden verstehen, wenig Anziehendes darbietet. Im Badehause zu Rosenheim bist du wie eine Perle aufgehoben, wie eine solche nämlich, die noch in der Muschel steckt, und wenn du durch üble Launen deiner Krankheit oder des Wetters abgehalten wirst, Ausflüge in die ferneren Umgebungen zu unternehmen, so magst du von Glück sagen, wenn du die Protektion des Badekönigs erlangst, und einen um den andern Tag philosophische Betrachtungen über die

Heilkraft der Langweile gegen chronische Leiden anstellen kannst; Studien dazu magst du des Mittags an der *table d'hôte* oder des Abends an dem verstimmten Fortepiano im Badehause anstellen. Doch wir wollen Rosenheim für jetzt als Raststation und Mittelpunkt betrachten, von wo aus sich Ausflüge an den Inn bis zur Tyroler Gränze, ins Prienthal und an den Chiemsee unternehmen lassen.

Am linken Ufer des Inns immerfort stromaufwärts wandernd, erreichen wir Pang, Brunau, Redenfelden, Raubling und Kirchdorf, am rechten zeigt sich uns der alte Markt Neubeuern mit seinem Schlosse, dessen Besitz nach zahlreichen Wechseln zu Ende des 17ten Jahrhunderts den Preising zufiel. Schöner als der Anblick Neubeuerns ist der des stattlichen, weitläuftigen Schlosses Brannenburg, das wir, am linken Strom weiter aufwärts dringend, am Fusse des Brannenbergs in einem ebenso fruchtbaren als reizenden Thale erblicken; Schloss „Branberg" wird schon im 14ten Jahrhundert erwähnt, sein erster Besitzer war Kaspar von Winzer, dann ging es an die Pienzenauer, an die Hund und endlich, wie Neubeuern, an die Preising über. — Nicht sehr fern ist die Stätte, wo sich einst die Felsenfesten der Falkensteiner Grafen erhoben, und der hohe Petersberg, auf welchem Graf Berthold von Andechs und Diessen 1100 ein Kloster stiftete, das in den Fehden des Herzogs Ludwig I. mit Meinhard von Tyrol 1296 zerstört wurde. Ein geborstenes Glied jener Burgenkette, die sich im Hochland fast in gleicher Richtung mit dem Laufe des Inns hinzieht, ist die Ruine Kirstein. Am rechten Ufer des Inns zeigt sich uns Nussdorf und der Heuberg, an den sich das hohe Kranzhorn reiht, von dessen Spitze sich die Gränzscheide Baierns und Tyrols bis an den Inn herab zieht, zu dessen beiden Seiten die Berghöhen mächtig emporsteigen, am linken Ufer die Bergriesen: der Falger und der Windbann, am andern der wilde Barm, der kleine und grosse Kaiser und der Breitelstein. Auf bairischem Gebiet passiren wir Niederaudorf, den wilden Auerbach und Oberaudorf; in dem Felsenpasse beim Schlosse Auerburg, das dem Füssener Friedensschlusse von 1745 zufolge geschleift wurde, kämpften 1800 Franzosen und Oesterreicher; dem rüstigen Audorfer funkeln noch heut die Augen, wenn er dir davon erzählt.

So nahe an der Gränze, wo der Inn mit Ungestüm von Tyrol herstürmend das stille Thal durchwühlt, können wir es uns nicht versagen, noch einige Schritte weiter zu thun, und das Zauberland zu betreten, dessen Riesengletscher wir so oft in Morgengluth sich röthen sahen, zumal da eine historisch interessante Stätte, die alte Felsenfestung Kufstein, uns winkt. Das „schöne Lied von Kopfstein in behamer schlacht weise“ und das Lied „vom Benzenawer“ klingt uns im Ohr. Sobald wir die „Klause“ durchschritten, öffnet sich das herrliche Thal; unsere Blicke schweifen entzückt über die klaren Fluthen des Bergstroms, über die Felsen dahin, auf denen die Festung, eine rechte Gränzhüterin der beiden Länder, thront, und von einem in Duft und Sonnenschimmer verklärten Bergesgipfel zum andern, wie sie hinter einander sich aufthürmen, überragt von den ungeheuren Mauern der Alpenkette. Ueber die Innbrücke, auf der es uns ganz südlich zu Muth wird, wandeln wir in das Innere der Stadt, und begrüssen freudig die österreichischen Farben wieder. Nicht aller Wechselfälle der Geschichte wollen wir hier, im Genusse der Landschaft schwelgend, gedenken, wie oft Stadt und Feste von Baiern an Tyrol, von Tyrol an Baiern kam, wohl aber des tapfren Pienzenauers, der sie gegen den kaiserlichen Gemsenjäger Max I. vertheidigte; dort am linken Ufer des Inns, in der Kapelle der Elf, ruht jener wackre Kriegsmann. In dem bairisch-pfälzischen Erbfolgekrieg hatte Herzog Albrecht IV. dem Kaiser Maximilian die Herrschaften Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg abgetreten, und dieser sie alsogleich besetzt, den Hans Pienzenauer, dem die Baierherzoge die Kommandantenstelle Kufsteins übergeben hatten, aufs neue mit derselben betrauend. Doch der Pienzenauer wollte, sobald er vom Krieg im Baierland hörte, von den Erben des Pfalzgrafen Ruprecht nicht lassen, noch Kufstein dem Kaiser übergeben. Da rückte der letztere selbst, ergrimmt über des Pienzenauers Trotz, vor die Feste und forderte ihn zur Uebergabe auf. Umsonst! der Pienzenauer weigerte sich, und der Kaiser liess nun die Feste beschiessen, aber der Pienzenauer, sie für unüberwindlich haltend, befahl, um den Kaiser zu höhnen, seinen Leuten, den Staub von den Werken mit Besen ins Fürstenlager hinabzukehren. Da schwor Maximilian Rache, der ganzen Besatzung Tod und dem, der um Gnade für sie anflehen würde, einen Backen-

streich. Zwei mächtige Geschütze liess er dann aus Innsbruck herbeischaffen, den „Purlepaus“ und den „Weckauf von Oesterreich“; die schossen Bresche in die vierzehn Schuh dicken Mauern, *die Besatzung* musste sich ergeben, und der Kaiser — hielt seinen Schwur. Der Pienzenauer und seine tapfren Gefährten wurden vor ihn gebracht und dem Tode geweiht. Der Pienzenauer ward zuerst zum Block geführt (wie das alte Lied uns meldet):

„Er was der allererste,
Den man füret hinein,
Sein wammes war geschnüret,
Man bracht sant Johannes wein;
„„Hab' urlob, liebe welte,
Gesegn' dich laub und gras,
Hilf mich dann heut kein gelte,
So wird mir nimmer bass.““

Achtzehn thät man richten,
Den ein'n teil liess man stan,
Das recht thät man verlängern,
Herzog von Braunschwig hat's gethan,
Zum künig thet er eilen:
„„Gnädiger künig hochgeborn,
Gebt mir die armen knechte,
Man hat den besten geschor'n.““

Do antwurt ihm der künig:
„„Wir schwuren einen Eid,
Wer für einen thät bitten,
Dem würd ein backenstreich.
Zorniglich ward er kehre,
Hub auf sein rechte Hand,
Dess lacht der Herzog von Braunschwig,
Den schlug er an sein Wang.“

Da eilten die Fürsten, die mit dem Kaiser im Lager waren, auf die übrigen dem Tode geweihten Kriegsmänner zu und fassten sie schützend in die Arme.

Von Kufstein wandern wir am rechten Ufer des Inns zurück, gelangen nach Ebs und wenden uns dann ostwärts. Ueber gewaltige Bergrücken klimmen wir jetzt und steigen wieder in das wilde Sacharanger Thal, das die Prien durchrauscht; plötzlich entdecken wir auf einem Berge, der mitten im fruchtbaren Thalgrund

sich erhebt, das freundliche Schloss Hohenaschau*), unter welchem Hütten- und Hammerwerke hingebaut sind; wie ein rechtes Asyl heimelt es uns an, von den hohen Bergrücken zu beiden Seiten umschanzt, deren gewaltigste die drei Kampen, drei Wächtern gleich, über den andern emporsteigen; die Wasser rauschen durchs Thal wie eilige Boten erspähter Kundschaft, und weithin vernimmst du aus den Hüttenwerken der gewaltigen Hämmer Gepoch, und denkst mitten im Frieden, da würden Waffen zu Schutz und Trutz geschmiedet; das ist das Schloss, wohin die beiden Freiberger den kühnen Luther von Hohenschwangau her flüchteten; noch heute erzählt davon das Volk im Thale und der Kastellan, der euch die Räume des Schlosses weis't, das durch Heirath von den Freibergern an die Preising kam. Nicht weit von Hohenaschau, durch eine lachende Flur mit diesem verbunden, zeigt sich das Kirchdorf Niederaschau; — anderthalb Stunden von jenem durch die Ueberlieferung zu einer „bairischen Wartburg" geweihten Schlosse an der unteren Prien steht Schloss Wildenwart, in früheren Zeiten gleichfalls der Freiberger Besitz. Den Lauf der Prien abwärts verfolgend, erreichen wir an ihrem rechten Ufer den uralten Flecken Prien, den Aventin für das römische Pirunum hielt.

Der Chiemsee.

Wir nähern uns nun den Ufern des buchtenreichen Chiemsees und alsobald besteigen wir einen Kahn und rudern frischgemuth auf die Herren-Insel zu. Da steigen im Süden über üppigen Fluren mit Weilern, über dunklen Wäldern die Bergreihen empor, die Hochriesen, jene Aschauer Burghüter — die drei Kampen, die Berge bei Marquardstein; Alpenketten schliessen sich gen Osten daran. Rasch gleitet der „Einbaum" über den Fluthenspiegel dahin und schon landen wir auf der Insel Herren-Chiemsee, von wo aus einst die Civilisation den ganzen Chiemgau durchdrang. Der griechische Mönch Dobda stiftete, wie die Sage meldet, unter Thassilo's II. Herrschaft in der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts auf diesem Eiland eine Schule, aus welcher

*) Der Weg von Rosenheim nach Hohenaschau führt über Riedering und Frasdorf.

bald darauf ein Kloster für Mönche nach St. Benedikts Regel entstand, das König Arnulf dem Erzhirten von Salzburg übergab und das in der Mitte des 10ten Jahrhunderts durch die Ungarn zerstört wurde. Durch die Fürsorge Konrads I., des Erzbischofs von Salzburg, erhob es sich um 1131 wieder; Augustiner Chorherren bezogen es und ihr Propst erhielt die Würde eines Erzdiakons; 1215 stiftete der Erzbischof Eberhard II. von Salzburg das Bisthum Chiemsee; Rüdiger von Radek ward erster Bischof. — Nach kurzer Fahrt erreichen wir das Eiland Frauen-Chiemsee, das weiland „königliche Stift", älteren Ursprungs, (wenn der Ueberlieferung zu trauen ist,) als Herren-Chiemsee, durch Thassilo II. reichbegabt. Ludwigs des Deutschen Tochter Irmengard wird uns als erste Aebtissin genannt, viele andere fürstliche Frauen folgten ihr in dieser Würde, bei deren Uebernahme die Neugewählte jedesmal eine Krone empfing, die sie bei allen Kirchenfesten trug. Lauschet, wenn ihr in abendlicher Feierruh' unter den alten Weiden sitzt, ob aus den dunklen alten Klostergängen nicht ein liebendes Paar hervortritt, ein Jüngling und eine Jungfrau, blass von Angesicht, lange Klostergewänder nachschleifend. Hört ihr kein Flüstern? Lasst eure Blicke jenen Beiden folgen, ob sie nicht an's Ufer des Sees, ob sie jetzt auf dessen Spiegel, in dem — einem zweiten Himmel — der Liebesstern schimmert, dahinwandeln? Das ist der Mönch und die Nonne, von denen euch die Leute auf Frauen-Chiemsee erzählen können. Der Mönch schwamm allnächtlich von Herren-Chiemsee nach dem Fraueneiland hinüber, so oft er am Fenster der Nonne ein Lichtlein flimmern sah. In einer stürmischen Nacht aber erlosch die Flamme und der Mönch sank unter; am andern Morgen ward seine Leiche am Ufer der Fraueninsel gefunden; die Nonnen — so endet die Sage — gönnten ihr mitleidig ein Grab.

Durchmessen wir jetzt, vom Fraueneiland abstossend, den See, wo er am tiefsten und breitesten ist, in der Richtung gen Seebruck, wo die Alz an seiner nördlichen Spitze ihn verlässt. Frauen-Chiemsee südlich gegenüber münden die Rott und die Ach, die letztere unfern dem uralten Grabenstatt; Kieming und Issing an den Bergen liegen uns östlich. — Bei Seebruck treffen drei Strassenzüge zusammen, der Rosenheimer, der Trossberger und der Traunsteiner. Wir schlagen den zweiten ein und

folgen dem Lauf der Alz bis Altenmarkt, wo die Traun, die von Traunstein her kommt, in die erstere mündet; da erscheinen uns auf einem Berge die ehemaligen Klostergebäude von Baumburg, dessen Stiftung auf folgendem Anlass beruht. Der Graf von Marquardstein hatte die Tochter des Grafen Kuno von Mögling, Adelheid, entführt, und wurde zwei Monate nach der Hochzeit unfern von seinem Schlosse meuchlerisch erschlagen.

„Richter, lass mir Gnad' ergehen,"
Sprach der Ritter, — „fromme Seelen,
Möchten sie mir Gnad' erflehen
Im Gebet vor Gottes Thron!

„Ueppig wächst der Baum der Sünden
Aus der Weltlust tiefem Grunde,
Bis die Last der eignen Früchte
Kron' und Aest' und Stamm erdrückt.

„Wer die Burg auf Sand gebauet,
Hoffe nicht, dass sie bestehe,
Glaube, dass der Hallen Wölbung
Bald den Bauherrn selbst begräbt.

„Wie der Baum brech' ich zusammen,
Wie die Burg werd' ich zertrümmert,
Baut aus meinem Schatz ein Kloster,
Baumburg*) sei das Stift genannt."

Seine Witwe Adelheid vermählte sich später mit dem Grafen Ulrich von Pütten, und, zum zweitenmale Witwe geworden, mit dem Grafen Berengar von Sulzbach; vor ihrem Tode nahm sie diesem das Versprechen ab, dass er ihr dem ersten Gatten geleistetes Gelöbniss erfülle; Berengar hielt sein Wort und gründete das Kloster Baumburg für Augustiner Chorherren; 1156 wurde Adelheid darin begraben. Des Chorstift-Erzdiakonats Sprengel reichte von Zell bei Ruepolting bis Oetting, von Burghausen bis Althohenau; bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts fanden nur Adelige in seinen Zellen Aufnahme. Nicht sehr weit von Altenmarkt und Baumburg stehen auf Felsen an der Traun die Reste der alten Burg Stein, von deren in den Felsen gehauenen geheimen

*) Auf der Stelle, wo sich das Kloster erhob, soll früher eine Burg gestanden sein.

Gängen, Treppen, Verliessen und Folterkammern das anwohnende Volk viel zu erzählen weiss; das Andenken des bairischen Blaubarts, des Raubritters Heinz von Stein, vor dem kein schönes Mädchen weit und breit sicher war, ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch ein damals beliebtes Volksschauspiel wieder aufgefrischt worden. Weiter hinab an der Alz liegt der Markt Trossberg, von dem die Sage geht, dass in den Zeiten des Heidenthums die Christen dort in einer alten Feste Zuflucht gefunden und den Ort desshalb Trostberg genannt; von Dacherding aber, wo die Mutterkirche der ganzen Umgegend stand, wird erzählt, dass dort eine ungeheuer grosse Heidenstadt unter der Erde liege, die bis Oetting sich ausgedehnt! In der That bestätigten zahlreiche Ausgrabungen, dass in Dacherding eine Römerstadt gestanden.

Berchtesgaden.

Von Stein aus folgen wir nun dem Strassenzweige, der südöstlich ziemlich in gleicher Richtung mit dem Laufe der Traun nach Traunstein führt, das durch den Herzog (späteren Churfürsten) Maximilian I. die bereits früher erwähnte Solenleitung erhielt. Die Strassen von Rosenheim und Reichenhall, von Salzburg und Wasserburg treffen hier zusammen. Ueber Siegsdorf (in dessen Nähe der Hochberg und der Kressenberg, und von wo aus ein Ausflug nach Ruhpolding und Reit im Winkel den Landschafter reich belohnt) setzen wir unsre Reise nach Reichenhall fort. Zuerst erreichen wir Inzell, wo wir des hohen Stauffen zur einen und des Rauschenberges zur anderen Seite der Strasse ansichtig werden; abermals treten wir jetzt in die Zaubersphäre des Hochgebirges, in ein Thal, das die muntere Pienzgauerin, die Salach, durcheilt, und der Bergwall des hohen Stauffen gen Norden verschanzt, im Süden erhebt sich der Predigtstuhl, und über ihm der sagenreiche Untersberg; — wir kommen nach dem uralten, durch Kriegs- und Elementen-Drangsale, besonders durch furchtbare Feuersbrünste bis in die neueste Zeit oft und hart geprüften und nach dem jüngsten furchtbaren Brande freundlicher denn je zuvor aus den Schutthaufen wieder erstandenen Städtchen Reichenhall. Drei Strassen münden hier, die Salzburger, die Berchtesgadener und die

Tyroler. Die letztere führt über Schneizlreut, Vorwerk, Melech und Sternpass nach Unken, in dessen Nähe das Heilbad von Oberrain; seid ihr rüstige Bergsteiger, so versäumt nicht, von Unken aus den Gipfel des Sonntagshorns zu besuchen; auch wird euch dort der majestätische Anblick des Staubbachs überraschen, der 100 Klafter tief von der Felswand niederdonnert. Dann kommt ihr in die enge Schlucht von Lofer*), wo die Strasse durch die Felsen gesprengt ward, und in den Strupp-Pass. Von dort führt der Weg weiter über Weidring, Epferdorf, St. Johann, Elmau, Söll und Kunkel nach Rattenberg. — Uns aber lockt es diessmal mächtig nach Berchtesgaden, und nicht allzulang sind wir von Reichenhall aus unterweges, so nimmt uns schon das paradiesische Thal auf, das der Watzmann wie ein Hoherpriester überschaut, das die Achen durchrieselt, und das sich gegen Schellenberg zu öffnet; schon gewahren wir den Untersberg und den Göhl, die es umfrieden, die Häuser auf den Bergeshöhen und tief im Grunde, auf jedem Weg und Steg nicken uns rothwangige Gesichter freundlich zu, vor jeder Thüre schaffen Kinder und Greise kunstfertig und unverdrossen am saubren Schnitzwerk; dort unten in der Allee kommen emsige Bergleute aus den Gruben zu Tage und drüben schiesst eben ein ungeheurer Wasserstrahl, im Sonnenlicht schimmernd, auf den Berg, —

*) „Alles was den einsamen Wanderer umgibt," sagt Pillwein über das Thal von Lofer, „trägt dazu bei, seine Seele mit düstren Bildern zu erfüllen, sogar die Namen der Orte und Flüsse. Hier ist ein Dörflein „Höllenstein", ein „Raben-", ein „Mäusethal", dort fliessen der Finster- und Schwarzbach und andere Quellen traurig dahin. Auch den Bewohnern hat die Natur ihr Gepräge aufgedrückt. Sie sind ernsthaft und in sich gekehrt. Abenteuerliche Sagen, seit Jahrhunderten von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzt, nähren diese Stimmung. Viel Gerede ist in diesen Gegenden von verborgenen Schätzen, welche aber nur der unverdienten Dürftigkeit, der reinen Tugend und dem frommen Muthe aufbewahret sind. Auf der Kuppe des Pechhorns steht eine grosse silberne Kanne, welche von Gold überfliesst. Am Schlösslwald bewacht eine verwünschte Jungfrau, Ritter Lamprechts Tochter, mit schwarzen Hunden einen Schatz, welchen schon Viele vergebens zu erobern versucht haben." S. Erzählungen und Volkssagen aus den Tagen der Vorzeit von dem Erzherzogthume ob der Enns und dem Herzogthum Salzburg. 1s. Bdchn. Linz, 1834.

der Kastellan zeigt wohl Fremden die Kraft jenes Reichenbach'schen Meisterstücks, der Wassersäulenmaschine?

Lasset uns für wenige Stunden vom freundlichen Lichte des Tages scheiden und in den Salzberg einfahren. Schnell sind wir in Bergleute umgewandelt, die Grubenlichter flammen, Glück auf! 500 Klafter tief fahren wir ein in den Schacht, von dem die zahlreichen „Schaftritte" wie so viele Adern auslaufen. Wie flimmern die Wände! das Auge erblindet fast von dem Glanz der erleuchteten Salzkristallgrotten. Das sind die Zellen, in denen die Gnomen geheimnissvoll schaffen und walten; horch, wie sie pochen und hämmern! Glückauf! ihnen nach, ob wir sie beim emsigen Treiben belauschen. — — Halt! Wir stehen am Rand eines Kraters. Ein ungeheures Amphitheater liegt unabsehbar tief unter uns, ein Kranz von Fackeln umschlingt es oben, unten zeigen sich wandelnde Lichtlein wie Irrwische. Das Seil angefasst! Muthig hinab! Wie im Traum finden wir uns plötzlich drunten im Boden des Kessels, und blicken aufathmend empor, — ein Kranz von blutrothleuchtenden Sternen schwebt über uns. Jetzt verlöschen sie, einer nach dem andern; uns wird zu Muth, als senke sich die schwarze Decke auf uns nieder; wie hülflose Kinder lassen wir uns an der Hand fassen und führen, — eine Höhe hinan; tiefe Stille ringsum, und Nacht, wie im Grab. Leiser athmend harren wir; — da zerreisst ein Blitz die Nacht, furchtbar tagt es weit umher, und wird mit dem nächsten Pulsschlag wieder Nacht; ein entsetzlicher Schlag, — der Boden zittert unter unsern Sohlen, Dampf hüllt uns ein, beengt uns die Brust, wir stürzen zusammen, Donner rollen, als rüttle der Bergesfürst im Grimm an den Pfosten und Säulen seines Hauses, dass die Decke berste und uns begrabe. — Allmählig wird es nun ruhiger, der Dampf verzieht sich, wir athmen freier, die Fackeln leuchten wieder, und lächelnd geleitet uns der Führer zu den Trümmern des Salzfelsens, den die Knappen eben durch Pulver gesprengt. Wir aber verlassen, gekräftigt in dem Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampf mit der Natur den Sieg erringt, das Bergwerk, und begrüssen freudig das sonnige Thal, das uns nach den Wundern der Tiefe doppelt reizend erscheint.

In der friedlichen Einsamkeit des Klosterganges, wo das Gemüth sich so gerne süsser Melancholie träumerisch hingibt, weilen

wir jetzt, und gedenken, an die Brüstung gelehnt, über welche die Blüthenbäume ihre Aeste hereinreichen, der Stiftung und Cultivirung Berchtesgadens*). Einst war dies Thal, das uns jetzt wie ein herrlicher Garten umfängt, wo des Menschen Fleiss im Grossen wie im Kleinen so rührig schafft, eine kalte, furchtbare Wildniss, nur vom flüchtigen Wilde durchschweift, welches die Hallgrafen, die auf Grafengaden sassen, pirschten; bloss eine Jagdhütte stand darin. Auf einer Jagd hinter Grafengaden war's, dass Engelbert II. von Lindburg**), der Sohn des Hallgrafen Engelbert I., in grosser Gefahr ein Gelübde that, dem heiligen Martin auf dem Weideplatze in jener Wildniss eine Kapelle zu bauen; seine Gattin Irmengard erfüllte das Gelübde und berief zu der neu erbauten Kapelle vier Klausner, die sich jedoch bei Einbruch des Winters vor grimmiger Kälte und den Anfällen wilder Thiere kaum zu schützen wussten. Der Tod Engelberts unterbrach Irmengard in Vollendung ihres Beginnens; ihre Tochter Adelheid, in erster Ehe mit dem Grafen Marquard von Marquardstein, in dritter mit Berengar von Sulzbach vermählt, beschwor den letzteren vor ihrem Tode, nicht bloss Baumburg zu stiften (wie wir bereits früher erwähnten), sondern auch die frommen Gelübde ihrer Mutter endlich zu erfüllen. Berengar berief zu diesem Zwecke vier Priester und vier Laienbrüder von Raitenbuch zur Gründung von Baumburg und Berchtesgaden und brachte sie einstweilen in Baumburg unter; zu ihrem Propst ward Eberwein ernannt, der einige Brüder in die Wildniss Berchtesgadens führte, um dort das Chorstift zu gründen. Sie bezogen die verlassene Zelle, aber die Schrecken der Natur, Meteore, Erdbeben und Orkane — (Vorzeichen des jüngsten Gerichts nach dem allgemeinen Volksglauben jener Zeit) — scheuchten sie alsbald zur Mutterkirche zurück und Berengar beschloss, beide Stiftungen in Baumburg zu vereinigen. Strenger überwachte der Erzbischof Konrad von Salzburg die Vollstreckung des letzten Willens Irmengards, und der Propst Eberwein zog nun selbst nach Berchtesgaden, wo er in Beharrlichkeit fortkämpfend gegen die

*) Vergleiche: Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden etc. etc. von Ritter Jos. Ernst von Koch-Sternfeld.

**) Derselbe, der das Kloster Aetl herstellte und von Lindburg nach Wasserburg zog.

Wildniss, aus der verfallenen Martinszelle ein Kloster erschuf. Im Jahre 1122 stand denn auf dem Walle zwischen dem Lok-, Kälber- und Priesterstein bereits das Münster, und wurde durch den Erzbischof Konrad zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers und des heiligen Petrus eingeweiht.

Von Berchtesgaden wandern wir nach dem weit berühmten Königssee. Gewaltige Felsblöcke sehen wir links und rechts vom Wege in der Gegend zerstreut, als hätten Riesen sie von den Bergrücken losgebröckelt und ihren Kindern zum Spielzeug hingeworfen. An der Pforte des Seethales stehen die Hütten der Anwohner; wir wählen uns unter den vielen im gedeckten Hafen stehenden Kähnen den passendsten aus und lassen uns in den See hineinrudern. Bald wendet sich unser Nachen um eine Ecke und mit einemmale finden wir uns jetzt mitten in einer Alpenseelandschaft, wie die Schweiz keine herrlichere aufzuweisen hat. Erhabene Feierruhe herrscht weithin um uns her; die Natur in der vollen Pracht ihrer Schönheit ist hier ein stummes Gebet, unwillkührlich entblössen wir die Häupter und beten schweigend den Unerforschlichen an. Wie die Morgensonne über die Fläche des Sees hinschimmert, ist es uns, als streute ein Engel, der über uns schwebt, Millionen Sterne darauf und als schriebe sein Hauch leuchtende Schriftzeichen auf den Spiegel; die Fische tauchen auf und haschen nach den Silberfäden, die von einer schwellenden Welle zur andern sich ziehen, sich heben und senken; vor uns hebt der Watzmann sein mit der hohenpriesterlichen doppeltgehörnten Mitra gekröntes Haupt. Wie wir so, in Schweigen versunken, auf ihn hinblicken und des Schauens nicht satt werden können, weckt uns plötzlich ein Pistolenknall aus unseren Träumen. Der Schiffer lockt die Echo aus ihrer Felsenzelle. Grollend antwortet sie, verstummt jetzt, erhebt aufs neue im Zorn ihre Stimme; abermals Stille, schon fuhren wir weiter, da ruft sie uns abermals warnend nach: „Warum stört ihr meinen Frieden? Wollt ihr, dass ich dem Alten dahinten klage und die schlummernden Stürme entfessle?“ Inzwischen legen wir an einem lieblichen Vorgebirge an, das in den See hinein sich abflacht, und besteigen einen Hügel, von dem aus wir landeinwärts dringen. Plötzlich finden wir uns in einer Schlucht, die uns das Weiterdringen verwehrt; ungeheure steil aufragende Felsenwände neigen

sich an einander und von hoch oben schiesst tosend ein Wasserfall hernieder. Wir kehren auf unsern Landungsplatz zurück, besteigen unseren Nachen wieder und rudern nun, immer den Watzmann vor Augen habend, auf das Schlösschen St. Bartholomä zu, das uns vom jenseitigen Ufer her winkt. Die Kirche daselbst empfing schon 1134 ihre Weihe; der Propst Cajetan Anton von Nothhaft und Weisserstein erbaute sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dort das Jagdschloss; — die Pröpste Berchtesgadens liebten den Königssee und hielten gar oft auf demselben stattliche Jagden; da wurde das Edelwild aus den Wäldern und von den Felsklippen herab in den See getrieben, und die fürstlichen Herren erlegten, auf zierlichen Kähnen sitzend, die auf der Flucht im See dahinschwimmenden Rehe und Hirsche, indessen fröhliche Jagdmusik ringsum erscholl. Von Bartholomä aus wandern wir zur Eiskapelle aufwärts, die von dem Watzmann und der wilden Hechelwand umschanzt ist. Noch einen Blick auf den Watzmann, ehe wir endlich unsere Rückfahrt antreten; seine Majestät hält uns mit mächtigen Banden. Wie mancher fromme Pilger klimmte schon seinen Gipfel hinan; es ward uns erzählt, dass ihrer Viele ein grosses hölzernes Kreuz hinangebracht und oben aufgerichtet; denn das Bergvolk liebe auf den Höhen zu beten, und Viele stiegen an Sonntagen und Festtagen hinan, im kindlichen Glauben, dem grossen Vater dort oben näher zu sein. Und nochmals geben wir uns auf der Rückfahrt allen Zaubern dieser göttlichen Gegend hin, mit jedem Ruderschlage, der unsern Kahn zurückbringt, zählen wir den Herzschlag, den wir weniger leben werden. Doch seht, am Landungsplatze erwartet uns schon die hübsche Tochter des Fischmeisters und überreicht uns einen Strauss zum Andenken. Alpenblumen sind's, die sie uns gibt, — „schön Edelweiss“ nennt sie die Dirne, — Namen wie Gestalt recht mährchenhaft; wir wollen sie sorglich aufheben, und wenn wir mitten im babylonischen Gewühl einer üppigen Stadt, mitten im Gebrause heuchlerischer Phrasen, mitten im Schwarme kalter, herzloser Wüstlinge, denen die Unschuld nur als eine schöne Zierblume gilt, für wenige Minuten zu prahlen, ein Mädchen finden, rein wie der Schnee auf den Alpen, so lasst uns ihr das mährchenhafte Blümlein vom Königssee reichen, und möge es der Jungfrau, wie ein Symbol, so ein Talisman sein, und sie selbst uns Schön-Edel-

Weiss gelten, die wir wie die Verlassenschaft einer todten Mutter zu behüten haben!

Salzburg.

Die Marmorwände des Untersberges zur Linken, wandern wir nun durch den Markt Schellenberg und den Engpass am hangenden Stein auf das Salzburger Gebiet. Seht ihr im Zwielicht nicht die „wilden Frauen" auf den Klippen des Untersberges sitzen, nicht ihre weissen Gewänder, ihre wallenden Haare? Vernehmt ihr es nicht wie leises Säuseln von den Felswänden herab? Das sind ihre Lieder, die sie, kommender Tage Geschicke prophezeihend, singen. Entdeckt ihr nicht auf den Weideplätzen zwischen den Heerden hin und wieder auftauchend graue Männlein mit Netzen auf den Köpfen? Das sind die Zwerge vom Untersberg, die euch manche Kunde erzählen könnten, liebe Freunde, von den Kaisern und Fürsten, welche im Innern des Berges walten; aber euch fehlt, (so meinen die Männlein wohl,) der gläubige Sinn eurer Väter, mit denen sie gerne verkehrten; in Salzburg werdet ihr's von alten Leuten noch hören können, die es wieder von ihren Grossvätern vernahmen, wie die Männer des Untersberges in mancher Mitternacht in die Stadt wallten und im Dom ihren Gottesdienst hielten. Jene Zeiten kommen nicht wieder, da der fromme Bürger von Reichenhall den Untersberg vor sich offen und über dem Eingange eine Schrift in silbernen Buchstaben in einer keinem Sterblichen verständlichen Schrift fand; ein uralter Mönch mit einem Schlüsselbunde kam ihm entgegen, ein Buch lesend. Und nun that sich auf einmal vor dem frommen Reichenhaller ein Thor im Berge auf, und wie er durch dasselbe schritt, kam er auf eine grosse wunderliebliche Wiese, darauf stand eine Kirche mit 200 Altären und 30 Orgeln, sechshundert Mönche sangen darin und zahlloses Volk strömte zum Gottesdienste. Als dieser zu Ende war, führte der Mönch seinen Gast in dem Labyrinth des Berges umher; da fand er den grossen Staufenkaiser Friedrich mit dem rothen Bart, der einst das Erzstift Salzburg verwüstet und nun mit seinen Heeresschaaren drinnen verzaubert ist. Auch Karl den Grossen sah der Reichenhaller einsam an einem Marmortische sitzen, um den ihm der silberweisse Bart zweimal herum wuchs; schlingt er sich aber zum drittenmal darum, dann

erfüllt sich die Zeit der Verheissung. Vielen anderen verstorbenen Fürsten und Herren ist der Reichenhaller darnach begegnet, aber als er den Mönch fragte, was sie im Berge thäten, bekam er einen Schlag aufs Angesicht und die Warnung in den Kauf: „ein Frevel sei's, um die Geheimnisse Gottes zu fragen". Darnach schlug der Mönch seinem Gast viele Bücher auf und las ihm daraus von den Strafen der Gottlosigkeit und von den Gräueln des Gerichtes, wie die wilden Thiere in Salzburg wieder hausen und Wölfe ihre Jungen hinter St. Ruperts Altar legen würden, und von zwei grossen Schlachtfeldern, dem einen am Rhein und dem andern auf den Walserfeldern*) bei Salzburg, wo der Barbarossa, mit den Seinigen aus dem Berge hervorkommend, streiten und siegen werde; dann zeigte der Mönch seinem Gast die zwölf Thore des Berges und an einem von ihnen einen verdorrten Birnbaum, der schon einmal umgehauen worden und aus der Wurzel frisch getrieben; wenn er aber noch einmal umgehauen worden und nochmal Zweige und Früchte bekommen, werde ein Fürst von Baiern seinen Schild daran hängen, und Baiern glorreich und gross machen; die Zeit, wann dies geschehe, habe einst Friedrich der Rothbart dem Kaiser Ludwig in der Liebfrauenkirche zu München anvertraut. — Wohl heisst der himmelanragende, ungeheure, drei Meilen im Umkreis messende Marmorsarg, in dessen Innern so viele Herrlichkeit verschlossen ist, im Munde des Volkes mit Recht der „Wunderberg"; und wahrlich eine Wunderwelt thut sich vor euch auf, wenn ihr nach vierstündigem Hinanklimmen auf dem „Berchtesgadener hohen Thron" (so heisst der höchste Gipfel des Untersberges) steht, und hinabblickt auf den Garten Gottes zu euren Füssen.

Immer näher kommen wir jetzt der seit den Römertagen gepriesenen Stadt Salzburg; endlich erreichen wir sie und möchten auch hier ausrufen: „Ein Stück vom Himmel auf Erden!" Höchste Erhabenheit und lieblichste Anmuth, in welcher andern Landschaft des deutschen Vaterlandes findet ihr sie so innig verbunden, wie in diesem von steilen Bergen umschlossenen, weiter-

*) Auch Loiger-Felder genannt. Sie breiten sich zwischen Salzburg (eine Stunde von der Stadt entfernt) und dem Untersberg aus; viele Reste der alten Römerstadt Juvavia wurden auf diesen Feldern ausgegraben.

hin von majestätischen Alpen behüteten, vom brausenden Gebirgsstrom der Salzach belebten, und gegen Norden zu in's gesegnete flache Fruchtland hinaus geöffneten Thale? Welch ein edler Geist spricht aus den prachtvollen Marmorbauten zu euch! Ihr wähnt auf italischem Boden zu wandeln, wenn ihr an dem Dome, an dem Brunnen vorüberwallt. Von der Höhe des Mönchsberges aber, wo die alte Trotzburg thront, redet die Geschichte zu euch hernieder; und endlich, bekennt, ihr, die ihr den vollen Becher des Lebens so mit reinstem Behagen schlürft, sagt, wo liesse sich's sanfter einschlummern und die lange, lange Nacht verträumen, als in jenem grünen, kühlen Garten, über welchem die Felswände hinansteigen, in jenen Arkaden des Petersfriedhofes?

Unser erster Gang sei auf die Salzachbrücke; auf ihr zeigen sich uns die verschiedenen malerischen Parthieen der Stadt zum ersten Ueberblick, — am linken Ufer der Mönchsberg mit der weitläuftigen Feste Hohensalza, die Kuppel des Domes, die Thürme der anderen Kirchen, — am rechten Ufer die hohen Häuser, die in den Strom hinabblicken, hinter ihnen der ernstheitre Kapuzinerberg. Und wie wir, über das Geländer der Brücke gebeugt, den raschen Lauf des Stromes verfolgen, dessen Wellenspitzen im Sonnenschein schimmern, gemahnt es uns wie Mährchen alter Zeiten, und wir gedenken der Sage von dem Wundermanne Theophrastus Paracelsus*), dessen Gedächtniss noch eine Inschrift an einem Hause drüben bewahrt. Als Theophrastus darin auf dem Todtenbette lag, sprach er zu seinem Famulus: „Was meinst Du, ob ich diesmal wieder aufstehe? Aber sage mir's aufrichtig, denn Du weisst, dass ich in allen Stücken entschlossen bin und keine Furcht kenne. Also werd' ich auch nicht zittern, wenn es einmal sein muss, denn ich habe von der Welt Reichthümern und Ehren immer dafür gehalten, dass sie nicht ewig bei Unsereinem von Fleisch und Bein bleiben können, und was die andern irdischen Freuden betrifft, so hab' ich mir nie viel daraus gemacht; wie Du auch wissen magst, dass ich nie nach Weibergunst habe streben wollen.“ — Der Famulus that sich Gewalt

*) Wir theilten sie nach mündlichen Ueberlieferungen bereits in einem Blatte des Phönix mit; doch stehen wir nicht an, sie hier am gehörigen Orte wieder einzuschalten.

an, um bei diesen Worten ernsthaft zu bleiben, denn er hatte den Schalk im Nacken und wusste gar wohl, warum sein Herr der Frauengunst stets aus dem Wege gegangen war; auch sah er, dass der Wunderdoktor sich selbst nicht mehr kuriren könne, und dachte schon daran, die vielen Tinkturen des Meisters zu erben, durch deren Verkauf er sich zeitlebens ein schönes Stück Geld werde erwerben können. Desshalb freute er sich heimlich auf seines Herrn Tod, stellte sich aber jetzt vor ihm recht betrübt und gab ihm zur Antwort: „Herr, Ihr seht so frisch und gesund aus, wie irgend einer, und seid dicker als jemals; ich möchte darauf schwören: Ihr werdet noch lange leben, wofür ich Gott und alle Heiligen stündlich anrufe.“ — Theophrastus Paracelsus, der durch seine Frage eigentlich nur die Würdigkeit seines Dieners hatte prüfen wollen, erkannte jetzt gleich dessen falsche Gesinnung, liess sich aber nichts merken, sondern befahl ihm, eine Phiole vom Gesimse herabzulangen, worin ein Elixir enthalten sei, durch welches er das Zipperlein unfehlbar heilte; diese Phiole übergab er nun dem Famulus, mit dem Auftrage, schnurstracks auf die Brücke zu gehen, dort das Fläschchen über das Geländer hinaus zu halten und zu zerschlagen, damit das Elixir in den Fluss rönne, denn es hätte noch eine andere geheimnissvolle Eigenschaft, die nicht jedermann kennen dürfte, weil sonst gar leicht grosser Schaden dadurch angerichtet werden könnte. Der Famulus gelobte seinem Herrn, den Auftrag gewissenhaft zu erfüllen und ging hinaus. Als er aber kaum vor der Thüre war, dachte er in seiner Untreue: „Das ist ein rechter Neidhart, der gerne möchte, dass seine kostbaren Medikamente, durch die sich viel gewinnen lässt, keinem Anderen als ihm Geld und Gut bringen sollen, desshalb will er sie lieber vernichten; denn das glaube ein Dümmerer, dass das Elixir noch eine unbekannte schädliche Kraft habe. Ist er aber nur erst todt, so kann ich die Leute, die das Zipperlein haben, wohl ebenso gut kuriren als er, wenn ich die Tinktur habe und gewinne dabei viel Geld.“ So verschloss er denn die Phiole in seiner Kammer und ging dann nach einer kleinen Weile wieder zu dem Meister, ihn belügend, dass dessen Auftrag vollzogen sei. — Während er aber seinen Schelmenstreich beging, kam zu Theophrastus ein Nachbar, der ein noch grösserer Schelm als der Famulus war; und wiewohl ihm Theophrast einmal ein

Kind aus der Taufe gehoben, hatte jener Nachbar, — weil er ein Feldscher war und voll Eifersucht auf die Wissenschaft des Doktors, — von lange her einen bittren Hass gegen ihn, und konnte dessen Tod kaum erwarten. Er war auch eigentlich nur gekommen, um zu sehen, wie lange es der Gevatter Doktor wohl noch treiben werde, und beinebens, wo die Wundertinkturen stünden, damit er sich, sobald Theophrastus die Augen geschlossen, die besten davon mitnehmen könne. Theophrastus aber sah auch der Falschheit seines Gevatters alsogleich auf den Grund und dachte ihm einen Streich zu spielen, doch stellte er sich demüthig und versöhnlich, wegen der Nähe des Todes, und sprach zu ihm: „Gevatter, ich weiss wohl, dass ich bald sterben muss und es thäte mir leid, wenn wir in derselben Feindschaft von einander kämen, in der wir einige Zeit mit einander lebten.“ Darauf sagte der Feldscher in falscher Freundlichkeit: „Ei, Gevatter, wo denkt Ihr hin? Erstens habt Ihr noch ein gutes Stück zu leben und zum zweiten hab' ich für Euch eine aufrichtige Liebe; bestellt mir nur gleich einen Gefallen, wodurch ich sie Euch beweisen kann.“ Da bat Theophrast den Gevatter, er möge ihm sein — (des Gevatters —) Conterfei herüberschicken und vor dem Bette aufstellen, damit er beim Sterben das Gesicht des Mannes vor Augen habe, mit dem er so lang in Unfrieden gelebt und versöhnt sterben möchte; doch sollte der Nachbar nicht eher wiederkommen, als bis Theophrast ihn holen liesse. Das versprach denn der Gevatter, schickte sein Bild und überlegte mit seinem Weibe, wie er's anstellen solle, um soviel als möglich von des Doktors Nachlass zu bekommen. — Indessen war der Famulus wieder nach Hause gekommen und log seinem Herrn vor, wie er dessen Auftrag treulich bestellt. „Ich danke Dir,“ sprach Theophrastus sanft, — „aber sage mir, was sahst Du, nachdem Du das Gefäss zerschlagen und den Inhalt ins Wasser gegossen hattest?“ — „Gesehen? Nichts, lieber Herr!“ antwortete der Famulus verblüfft. Da hob sich Theophrastus zürnend von seinem Sterbebette auf und rief: „Dann belogst Du mich, Du Schalk, und hast die Phiole nicht zerschlagen; geh' augenblicklich wieder hin und thue, was ich Dir befahl, sonst begegnet Dir selber ein grosses Unglück.“ — Darüber erschrak nun der Famulus sehr, dass er sich nicht lang besann, sondern die Phiole nahm und damit auf die Brücke ging. — Der Gevatter hatte

indessen sein Conterfei dem Doktor geschickt und vor dessen Augen an der Wand aufhängen lassen; der Diener, der es gebracht, ging darauf aus dem Zimmer, aber nicht aus dem Hause, sondern wartete, wie ihm der Feldscher befohlen hatte, im Flur, um diesem sogleich melden zu können, wann Theophrastus gestorben sei. Als nun der Doktor allein war, nahm er eine zierliche Bolzbüchse, die neben dem Bette stand, lud einen Bolz hinein, zielte auf das Conterfei und schoss es mitten durch. Bald darauf wurde in dem Hause des Nachbars grosses Wehklagen gehört, denn in jenem Augenblicke war der Feldscher, wie er sich gerade mit seinem Weibe über den Raub der Verlassenschaft des Doktors besprach, plötzlich todt vom Stuhle gefallen. — Der Famulus aber that auf der Salzachbrücke genau, was ihm sein Herr befohlen hatte, denn die Angst hatte ihn mit einemmale ganz und gar rechtschaffen gemacht. Er hielt also die gläserne Phiole sorgfältig weit über das Geländer hinaus und zerschlug sie mit einem Stein, dass das Elixir in den Fluss rann. In demselben Augenblicke schimmerte die ganze Oberfläche der Salzach wie gediegenes Gold, und der Famulus sah nun mit Schrecken, welchen Verlust er gemacht, denn diese Tinktur hatte, (obwohl sie der gegen das Podagra so ähnlich sah, dass nur der Meister beide unterscheiden konnte), die geheime Kraft, alles in Gold zu verwandeln. Er raufte sich nun das Haar und wollte grade in den Fluss springen, als der Goldschimmer allmählig von den Wellen schwand und die Goldkörner in die Tiefe sanken. In der Hoffnung, noch eine solche kostbare Flasche zu finden, rannte er jetzt nach dem Hause des Meisters zurück. — Als er in dessen Krankenzimmer trat, merkte Theophrastus gleich an dem kreideweissen Gesicht, dass der Diener die Falschheit gebüsst habe und fing zu lachen an. „Herr, Herr!...“ schrie der Famulus — und wollte Auskunft, aber Theophrastus liess ihn nicht weiter reden und sprach: „Ich sagte Dir, es wäre Dir ein Unglück, die geheime Kraft der Tinktur zu kennen; ja wohl ein Unglück wär's, wüsst' ich sie in der Hand eines Menschen wie Du!“ — Aber der Famulus fasste sich schnell und erwiderte heuchlerisch: „Herr, ich bekenne reumüthig meine Unwürdigkeit; doch, wer ist würdig auf Erden? Drum, wenn Ihr noch mehre solcher Phiolen habt, so sagt mir, welche es sind, damit ich hingehe und sie alle vertilge.“ — „Es war die einzige,

Du Narr!“ sprach Theophrastus; „glaubst Du, man braut sie eimerweis?“ Und nun lachte er über der Welt Narrheit und lachte in Einem fort darüber, bis ihm der Athem ausging. — Er wurde stattlich begraben, wie es sich für einen in geheimen Wissenschaften so tief gelehrten Mann geziemte; die Salzach aber führt seit jener Stunde in ihrem Sande — Gold. — Noch eines andern Wundermannes Andenken lebt in der Salzburger Volkssage, das des Doktor Faust; es wird erzählt, dass er mit mehren lustigen Gesellen auf seinem Zaubermantel in den fürstlichen Keller gefahren sei, und als der Kellermeister die ungebetnen Gäste mitten im Schlemmen überraschte und zur Rede stellte, habe der Zauberer kurzen Prozess mit ihm gemacht, ihn umfasst, in seinem Mantel auf und davon getragen, und auf einer hohen Tanne mitten im Walde abgesetzt.

Wir besteigen den Mönchsberg, um einen Ueberblick Salzburgs zu gewinnen, und besuchen zunächst, indem wir den Weg durch's „Schartenthor“ nehmen, die Festung Hohensalza, welche Erzbischof Gebhard in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts erbaute, und die Erzbischöfe Burkard, Leonhard und vorzüglich Matthäus Lang mit Thürmen und neuen Werken verstärkten. Da sind aus alten Zeiten her noch die Cisterne aus den Tagen Matthäus Lang's, das grosse Hornwerk, die Burgkapelle, der Feuerbogen, der Trompeterthurm, der Rekthurm, in welchem sich die Folterkammern befanden. Von dieser Festung aus entfaltet sich das Rundgemälde Salzburgs und seiner Umgebungen in vollster Pracht; nachdem wir sie verlassen, können wir nicht umhin, auf einer Kuppe des Mönchsberges noch einmal in dem Anblick des Untersberges, vor dem die Walser Felder sich ausbreiten, zu schwelgen. — Am Fusse des Mönchsberges angelangt, besuchen wir vor allem den im Schutze der mächtigen Felsen gelegenen Friedhof zu St. Peter. In diesem Garten, wo durch Rupert den Heiligen die Anfänge Salzburgs entstanden, wo jeder Schritt über Geschichte geht, und allüberall die Tradition Monumente der Vergangenheit überwacht, lasset uns der letzteren gedenken; ein Grabstein diene uns als Ruhebank; ein sinniger Brauch spricht zu unserem Gemüthe, fast auf jedem Grabsteine sehen wir eine Vertiefung in Form eines Herzens eingemeisselt, wie um Thränen Ueberlebender oder Weihwasser aufzunehmen, und wenn der Ruhende unter dem Steine keine Lieben mehr hat, die ihm die

Christenpflicht erfüllen, thut's der Himmel selbst als treuer Todtenwächter; drum seht ihr jene Herzen stets so voll!

Viele Kunden von der alten Pracht und Herrlichkeit der Römerstadt Juvavia und wie der Kaiser Hadrian sie verschönert und das feste Castrum auf dem Schlossberg erbaut hatte, wetterleuchteten in spätere Zeiten hinüber. Aber ihre ganze Grösse zerfiel unter der Geissel Gottes und später vollends unter den Streichen der Heruler; umsonst hatte der heilige Severin die Stadt gewarnt. Seht ihr dort in der Felswand die Zelle? Darin wohnte der heilige Maximus, in andere Höhlen des Mönchsberges bargen sich seine frommen Genossen vor der Wuth der Barbaren, die, wie die alte Inschrift besagt, die Stadt plünderten, viele Einwohner als Gefangene fortschleppten und den heiligen Maximus mit seinen Genossen ermordeten. Ueber ein Jahrhundert seit jener Zeit war die Stätte eine furchtbare Wildniss, bis der fränkische Mönch Rupert unter Waldanwuchs die bemoosten Trümmer der Römerstadt entdeckte und vom Herzoge Theodo die Erlaubniss erhielt, aus denselben ein Kloster und eine Kirche dem heiligen Petrus zu Ehren zu erbauen; dazu schenkte der Herzog dem eifrigen Glaubensboten ein Gebiet an der Salzach, den dritten Theil der Salzquelle und den zehnten von Salz und Zoll. Mit zwölf Benedictinermönchen unternahm Rupert die Cultivirung des Landes. Er sammelte die Gebeine der Märtyrer, und erbaute über dem Grabe des heiligen Maximus in der Mitte des Friedhofes ein Bethaus, das er St. Amandus und St. Margarethen weihte. Als es im 15ten Jahrhunderte baufällig geworden und Einsturz drohte, liess Rupert V., Abt von St. Peter, es abtragen und die Kapelle, wie sie jetzt steht, erbauen. In der Kreuzkapelle an der Wand des Mönchsberges wohnte, in der Aegidienkapelle betete St. Rupert. Allmählig entstand das Kloster zu St. Peter, in welches ihr vom Kirchhofe aus tretet, wenn ihr an der alten Muttergotteskapelle (einer Stiftung des Babenbergers Leopold VII. vom Jahre 1228) vorüberwandelt; in der Kirche dieses Stiftes ist Ruperts Grab und das Monument Michael Haydn's, dessen Haus dicht an der entgegengesetzten Seite des Petersfriedhofes steht *). Rings um St. Ruperts

*) Von dem ärmlichen Eckstübchen aus, in welchem der Tonsetzer starb, überblickt ihr den Kirchhof. Michael Haydn ward in der Commungruft

Stiftung siedelten sich die ersten Bewohner der neuen Colonie an, welche rasch emporblühte. Unter Karl dem Grossen wird „Salzpuruc“ zum erstenmal urkundlich erwähnt; durch ihn erhielt Bischof Arno 798 das erzbischöfliche Pallium von Rom; Arno eröffnet die Reihe der 64 geistlichen Fürsten, die das Salzburger Land beherrschten. — Am bedeutendsten ragen aus derselben hervor in den Zeiten der Staufenkaiser Konrad, der kühn den Bann über Friedrich den Rothbart, seinen Neffen, sprach, und durch alles Unglück, das über das Erzstift erging, ungebeugt, im Asyl zu Admont starb, und der nicht minder energische Eberhard II. (von 1200—1246), der den Bannbrief des päpstlichen Machtboten Albert von Böhmen mit Füssen trat; — in den Zeiten der Reformation Leonhard von Keutschach (1495—1519), dessen strenger Herrschaft die Bürgerschaft, nach reichsstädtischer Freiheit lüstern, sich zu entwinden suchte, (noch heute wird vom „Schmeckenwitz“ erzählt, dem einzigen von allen Bundesgenossen, der Verrath besorgend, des Erzbischofs Einladung zu jenem Gastmahl verschmäht hatte, von welchem die Verschwornen, je zwei zu zwei an einander gebunden, auf Karren geworfen und in Kerker gebracht wurden), — und Matthäus Lang, unter welchem 1524 der Aufstand des über seine Zwingherrschaft ergrimmten Volkes im Pienzgau, Rauris und Pongau losbrach; die Leiden eines um des nuen Glaubens willen gefangenen Priesters hatten den ersten Anlass gegeben; in seiner Felsenburg belagert, konnte der Fürst die hinaufschallenden Flüche des Volkes hören, einen Wiederhall jenes „grässlichen Naturschrei's der Menschheit aus den tiefsten Ständen gegen die Unbarmherzigkeit der Unterjocher, welche, gering an Zahl, bisher den Namen des Volks und die Wohlthaten der bürgerlichen Verfassung allein genossen hatten,“ (wie Zschokke so schön als wahr spricht). Unter den Erzbischöfen Wolf Dietrich von Raittenau, Marx Sittich und Paris, Grafen von Lodron (1587—1653) erhoben sich in Salzburg die meisten jener grossen Bauwerke und Monumente, deren Charakter Pracht und Tüchtigkeit. Im dritten Decennium des vorigen Jahrhunderts bildet die grosse Auswanderung des Volkes um des Glaubens willen

---

neben dem alten Margrethenkirchlein begraben; sein Schüler, der Abt zu St. Peter, errichtete ihm das Monument.

eine denkwürdige Epoche in Salzburgs Geschichte. Der glaubenseifrige Erzbischof Leopold Anton Eleutherius von Firmian hatte plötzlich die Kunde vernommen, dass eine ungeheure Anzahl von Bewohnern des Erzstifts, — über 20,000, so wird berichtet, — welche äusserlich dem Cultus der Mutterkirche huldigten, insgeheim eines freien Glaubens pflagen; um jeden Preis versuchte nun der Seelenhirt die als abtrünnig Angegebenen wieder zu bekehren, doch die von Eigennutz und Partheileidenschaften bewegten Vollstrecker seiner Massregeln entflammten durch Grausamkeit die Gemüther der Andersdenkenden erst recht zur Schwärmerei. Weitere Verstellung galt ihnen jetzo als Schmach und Sünde, und das Bekenntniss ihrer religiösen Ueberzeugung als heiligste Pflicht. Als sie desshalb um so härter verfolgt wurden, erwiesen sie sich nur um so todesmuthiger; als ihren Todten sogar die Ruhe in geweihter Erde versagt ward, sangen sie in Gastein bei der Frohnleichnamsprozession voll Begeisterung:

„Lasst euch zum Abfall nicht bewegen,
Wenn sie euch nicht in 'n Friedhof legen;
Gott macht' den ganzen Erdboden gut,
Da er vergoss sein heil'ges Blut,
Am Kreuz tropfts auf das Erdenreich,
Hat uns den ganzen Erdboden geweiht."

und weil sie kein geweihtes Grab in heimischer Erde finden sollten, zogen sie es vor, dieser für immer Lebewohl zu sagen. Aber auch die Erlaubniss zur Auswanderung wurde ihnen anfangs versagt; und als sie sich mit ihrer Bitte an den Kaiser (Karl VII.) und an den Reichstag zu Regensburg wandten, sahen sie sich als Rebellen und Gotteslästerer verläumdet. Da kamen ihrer über hundert am 2ten August 1731 in einem Wirthshause zu Schwarzach zusammen, und schworen, um einen Tisch geschaart, auf dem ein Salzfass stand, lieber zu sterben als ihrem Glauben treulos zu werden; zum Wahrzeichen drückte Jeder die Schwörfinger ins Salz und genoss von diesem; davon hiess nun der Bund der der „Salzlecker"; noch heute erhält ein Gemälde und eine Inschrift auf dem Tische in Schwarzach das Andenken jener Stunde. Der Erzbischof erschrack, als er eine — übertriebene — Kunde von der beschwornen Verbrüderung erhielt, rief kaiserliches Kriegsvolk zu Hülfe und übertrug es seinem eigenen, sie zu Verantwortung

zu ziehen. Da nahmen sich endlich die evangelischen Reichsstände der um des Glaubens willen Bedrängten an und wiesen auf die im westphälischen Frieden verwilligten Verträge hin; der Erzbischof bewilligte endlich nach langen Gegenreden und mit manchen Bedingungen die Erlaubniss der Auswanderung. Mitten im Winter, bei Schnee und Sturm, verliessen denn die ärmeren Classen der Bekenner, Psalmen singend, ihre Heimath, — Junge und Alte, Männer und Weiber, Gesunde und Kranke; die Reicheren folgten später diesem Beispiel und siedelten sich in Preussen, Hannover, Holland, ja sogar in anderen Welttheilen an. — Der letzte geistliche Fürst des Salzburger Landes war Hieronymus Graf von Kolloredo. Im Lüneburger Frieden 1801 wurde das Erzstift sekularisirt und als Churfürstenthum dem Erzherzog Ferdinand zugetheilt; schon 1805 wechselte Salzburg abermals die Landesherren, es ward österreichisch, 1809 bairisch, 1814 endlich wieder österreichisch und dem Lande ob der Enns einverleibt.

Unsere Wanderungen durch die Strassen Salzburgs lasst uns von dem Hause an beginnen, in welchem Wolfgang Amadeus Mozart (1756) das Licht der Welt erblickte. Umsonst sucht ihr, wenn ihr auf den Platz vor der Lyceumskirche kommt, auf dem dieser gegenüberstehenden Hause No. 225 den Namen Mozart in goldnen Lettern; doch Geduld, — kehrt ihr einst wieder nach Salzburg, so begrüsst das Monument, für dessen Errichtung Reich und Arm jetzt im deutschen Vaterlande mit Begeisterung beisteuert; denn mit Recht durfte der Dichter von jenem hohen Meister singen:

„Er wird, so lange Herzen schlagen,
Der Liebling aller Herzen sein.“

Mozart's Geburtshaus bietet einen Durchgang; betreten wir den schmalen Hof; — seht die säulengestützten Gänge der Geschosse; da spielte der Knabe; blickt zum Speicher hinan, auf dem er die Saiten spannte! Wie ahnungsvoll ergreift es uns auf der Stätte, wo das Kind in reiner, unschuldiger Freude so glücklich war —; wir wähnen: Klänge seiner ersten Compositionen umsäuselten uns hier.

Von der Lyceumskirche, einem nach Fischers von Erlach Plan in Nachahmung antiken Styls aufgeführten Gebäude, wandeln wir zu dem Dom, den Santino Solari im Styl des Vatikans im 17ten

Jahrhundert erbaute; seine Marmorfaçade kehrt er gegen den mit einer Mariensäule gezierten Domplatz; imposant ist die Wirkung der grossartigen Einfachheit des Inneren, welches fünf Orgeln, worunter die Egedacher'sche, und die Monumente der Erbauer, der Erzbischöfe Marx Sittich und Paris von Lodron, enthält. Durch den Bogengang des Domplatzes blicken wir auf den Brunnen des Residenzplatzes hinaus, ein Werk Guidobalds von Thun vom Jahre 1668. Dann besuchen wir das Stift und die Kirche zu St. Peter und die durch ihr schönes Gewölbe ausgezeichnete Franziskaner-(jetzige Stadtpfarr-)Kirche. Auch die im neu-italienischen Geschmack von Kaspar Zugalli erbaute Cajetanerkirche verdient unter den 26 Gotteshäusern Salzburgs unsern Besuch. Zunächst aber wenden wir uns zu dem herrlichen Marstall, den Erzbischof Wolf Dietrich 1607 erbaute, und zu der Reitschule, einer grossartigen Reliquie Ernsts von Thun, (von 1693); 110 Schritte in der Länge misst die Arena der Sommerreitschule, — der Mönchsberg, in welchen 3 Gallerien mit 36 Arkaden gehauen wurden, begränzt sie. Dann wandeln wir zu dem Neuthor, das Erzbischof Sigmund 1767, 415 Schuh in der Länge, durch die Felswand brechen liess; die stolze Inschrift: *Te saxa loquuntur*, und Sigmunds Büste verewigen das Andenken des Erbauers. Auch einen Besuch der Winterresidenz wollen wir nicht versäumen; dann aber eilen wir auf den Kapuzinerberg, an dessen Fuss die Roseneggerschen Anlagen des Birgelsteins, wo zahlreiche Alterthümer ausgegraben werden. — Auf dem Berge aber gedenken wir der Sage von der Entstehung der St. Johanneskirche. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts habe sich's zugetragen, dass zwei Bettler vor's Thor von Salzburg gekommen und um Einlass gebeten; und als sie gefragt worden, was sie in der Stadt beginnen wollten, gaben sie zur Antwort, sie suchten sich einen Herrn, der sie ihr lebelang pflege. Als nun der Thorwärtel den Bürgermeister an's Thor geholt, und dieser sie beide um ihre Hantierung befragt, sagte der eine: „er wär' aus Nazareth, seiner Profession ein Steinhauer und Wegmacher," und der andre: „er sei ein Galiläer und Zeugmacher." Der Bürgermeister liess die beiden nicht ein, aber ein vornehmer und frommer Bürger, Ludwig Dänkhl mit Namen, der eben krank war, hatte durch seinen Knecht von ihnen gehört, und schickte zu dem Bürgermeister, dass er sie einlasse; er, der

Dänkhl, wollte sie christlich pflegen. Als nun die beiden Bettler zu dem kranken Dänkhl kamen, sagte ihnen dieser, dass er sie zwar zu Hause nicht aufnehmen könnte, aber auf dem Berge ihnen eine Hütte bauen wollte. Die beiden dankten höflich und entdeckten ihm nun, dass sie, der eine Johannes der Täufer, der Wegmacher des Herrn, — der andre Johannes der Evangelist, ein Zeugmacher (weil er eben ein Netz geflickt, da der Herr ihn berufen), seien; darauf verschwanden sie. Dänkhl aber genas zur selbigen Stunde und erbaute auf seinem Grund und Boden am Kapuzinerberg die St. Johanneskirche. — Beim Anblick so reicher landschaftlicher Schöne, wie wir solche vom Kapuzinerberge aus weithin erschauen, erwacht uns das Wandervöglein in der Brust, und schlägt darin die Schwingen so mächtig, dass wir meinen: wir müssten die Arme ausbreiten und leicht und selig hinabfliegen von den Höhen in's Thal, über die Gründe hin, zu den Alpen empor, und über die Wipfel der Wälder hinweg.

Frisch auf denn; was säumen wir noch? Nach Aign hin, wo das freundliche Schlösslein des Fürsten von Schwarzenberg aus Baumgruppen hervor uns winkt! Ein wundervoller Park nimmt uns auf; die Gartenkunst verzichtete hier auf den Triumph, ihre Selbstständigkeit zur Schau zu legen, sie begnügte sich damit, ganz und gar der Natur zu dienen, die sich hier als ebenso erhabenes wie liebliches Kunstwerk zeigt; die Gartenkunst bahnte nur die Wege, hob die Wirkung des Vorhandenen durch Ausscheidung des fremdartig Störenden, und öffnete Aussichten auf jene Bergriesen, den Watzmann, den Untersberg. Diese Aussichten locken uns erst recht, den 2560 Fuss hohen Gaisberg zu besteigen, an dessen Fuss das idyllische Aign liegt. In zwei Stunden erreichen wir des Gaisbergs Gipfel und sind Herren einer grossartigen Landschaft, die ein Alpen-Amphitheater umschliesst, der hohe Staufen, der Untersberg, der doppelhäuptige Watzmann, der hohe Göhl, der Zug des Tännengebirges, hinter denen die Spitze des Grossglockners und des Ankogels emporsteigen; blanke Seen leuchten in den Thalgründen, und, wie eine Silberschlange schimmernd, windet sich die Salzach vom Engpass Lueg gen Salzburg herab.

Doch so viele Reize sättigen uns nicht und wir suchen ein Gegenstück des Aigner Parkes; wir finden dies in Hellbrunn.

Da treffen wir auf jedem Schritt mit der altmodisch-gespreizten Gartenkunst zusammen und finden uns plötzlich wie im Traume in eine längst verschwundene Zeit zurückversetzt; *Rococo* ringsum; wir triefen vom Witz des Wasserkünstlers; und, dass nichts fehle, was uns die Erinnerung an den wunderlichen Geschmack vom 17ten und 18ten Jahrhundert verlebendige, sehen wir plötzlich ein Felsentheater, auf welchem vor Zeiten öfter gespielt worden. — Einen anderen Ausflug machen wir nach dem schönen Schlosse Klessheim, einen dritten nach Leopoldskron; in den Moorgründen, die sich von hier bis zum Untersberge hinziehen, soll, wie die Sage uns meldet, die alte Heidenstadt Helfenburg (so verdeutschte man Juvavia) ihrer Laster wegen versunken sein.

Die Salzach bis Lend.

Wir scheiden von Salzburg, um an den Ufern der Salzach stromaufwärts zu wandern; doch nicht bis zu ihrem Ursprung wollen wir sie verfolgen, sondern nur bis Lend, wo die Strasse von Gastein mündet, welche wir einschlagen werden. Allenthalben stossen wir unterwegs auf einen frohen, rüstigen Menschenschlag, dessen körperliche Wohlbildung mit seiner gastlichen Freundlichkeit gegen Fremde im schönen Verhältniss steht; — eine wohlthuende Erscheinung, die wir auch schon in Berchtesgaden gewahrten, dessen Bewohner den Salzburgern wie Milchbrüder ähneln; von der Pietät des Volkes und seinem kindlichen Sinn zeugen die vielen „Vaterunserkreuze“ an gefährlichen Stegen auf eine einfache und rührende Weise; vor solchen Kreuzen, an denen kunstlos bemalte Täfelchen Unglücks- oder (wie selten!) Rettungsgeschichten darstellen und Rosenkranzkügelchen an einem Drathe befestigt sind, kniet so manches hübsche Alpenkind, so mancher rüstige Greis, und betet andächtig für die armen Seelen der Verunglückten, als wären es die von Geschwistern, Aeltern oder Kindern. Um so unangenehmer betrifft uns zuweilen der Anblick der Cretin's („Fexen“ im Volksmunde), deren Zahl im Salzburgischen wie in Berchtesgaden leider nicht gering ist. In den schönsten Landschaftsparthieen verbittert uns ihr halbthierisches Treiben die frohe Stimmung und den vollen Genuss. Oft sind diese Unglücklichen still und bescheiden unter dem Fluch des Ekels

und Abscheus, den sie — nicht selten bis zu hohen Jahren — tragen; — oft aber auch ungestüm bis zum Grausen, tückisch und boshaft, als triebe sie ein Instinkt, sich an jedem einzelnen Mitglied der menschlichen Gesellschaft dafür zu rächen, dass sie aus dem ganzen Verbande ausgestossen sind. Das Volk ist im Allgemeinen duldsam und mitleidig gegen sie; nur selten werden sie verhöhnt; und wenn bei der Narrenfastnacht in Salzburg nach alter Sitte ein „Fexenzug der Maxglaner" erschien, so ward diese Benennung nur in unschuldiger Selbstpersifflage angewendet.

An Leopoldskron und Hellbrunn vorbeiwandernd, kommen wir durch Morzig, Anif, Niederalbe und Kaltenhausen nach der alten gewerbfleissigen Stadt Hallein, die, von dem salzreichen Dürrenberg beherrscht, am linken Salzachufer liegt. Am Abhange des Dürrenberges, der sich 1067 Fuss hoch über Hallein erhebt, und von dessen Höhe der Riesenbach niederstürzt, gewahren wir das Knappendörfchen mit seiner Marmorkirche. Wir durchwandeln nun das Gebiet der weiland Grafschaft Kuchel, deren Herren am rechten Salzachufer im gleichnamigen Markte ihren Stammsitz und — wenigstens einige Zeit lang — in Golling ihren Wohnsitz hatten. Bei dem letztgenannten Markte begrüssen wir den hohen Göhl. Aus ihm stürzt der Schwarzenbach hervor und donnert, wo die Felsbrücke sich wölbt, majestätisch die steile Wand hinab. Einer alten Sage zufolge entspringt der Schwarzenbach aus dem Königssee, wo die Schiffer uns auf der Rückfahrt in einer Wand des rechten Ufers „das Kuchler Loch" wiesen, durch welches das Seewasser in den Berg ströme, um zwischen Kuchel und Golling als Schwarzenbach wieder hervorzukommen. Auch einen Besuch der „Oefen" (einer Schlucht von zusammengestürzten gewaltigen Felsen) welche die Salzach durchtoset, wollen wir nicht versäumen. Auf dem Brunneckerberge, der bei der Tuscherbrücke beginnt, liegt das Kirchlein Brunneck, neben welchem eine Quelle rieselt; auf dieser Stelle hatten, wie eine alte Sage erzählt, Joseph und Maria mit dem Christkinde Rast gehalten, und, als sie dürsteten, sei die Quelle entsprungen. — Jetzt nähern wir uns dem Engpass Lueg, durch welchen der Weg in's Pongau führt; die Wände des Hagengebirges rechts und des Tännengebirges links rücken hier so nahe an einander, dass wir, unwillkührlich aufathmend, sie im Geiste schon über

uns sich zusammenneigen sehen, mit wollüstigem Grausen blicken wir in die Salzach hinab, welche die Schlucht durchrauscht; vor uns nur der schmale Streifen der Strasse, unter uns der Bergstrom, neben uns die ungeheuren Felswände! — Jetzt öffnet sich die Aussicht, und wie wir ins breitere Thal hinaustreten, gewahren wir auf einem mächtigen Felsen das Schloss Hohenwerfen, welches der Erzbischof Gebhard, ein Graf von Helfenstein, 1076 gründete und Matthäus Lang 1525 stärker befestigte. Die Ueberlieferung erzählt uns von einem um des Glaubens willen auf Werfen gefangenen Bauer aus dem Lungau, der dort sechs und ein halbes Jahr lang kein Wort gesprochen, und als er nach 22 Jahren die Freiheit erhielt, ein Seitenstück zu dem Gefangenen von Chillon, dieselbe verschmähte. Unter dem Schlosse breitet sich der alte Bannmarkt Werfen an der Salzach aus, vom Tännengebirge und von Hochalpen gedeckt. Wir machen einen Ausflug in's enge Blühenbacher Thal, das, der Chronik zufolge, seinen Namen davon erhielt, weil dem Erzbischof Hartwig, einem Grafen von Sponnheim und Ortenburg, ein abgebrochenes Aestchen, mitten im Winter, in der Hand Keime, Blätter und Blüthen getrieben. Von Werfen kommen wir nach Bischofshofen, wo der heilige Rupert 580 die Pfarrkirche erbaut haben soll, nachdem schwebende Lichter zwei goldsuchenden Knechten, Tonazan und Ledi, das Grab des heiligen Maximilian daselbst gewiesen; auf einer Anhöhe, von welcher der Gainfeldbach 400 Fuss in die Tiefe niederstürzt, steht die Georgenkirche; in der Nähe soll einst das „Götzenschloss" gewesen sein, ein nicht geheuerer Ort, wo feurige Hunde vergrabene Schätze bewachten; von Bischofshofen setzen wir unsre Wanderung über St. Johann nach Schwarzach fort, wo die Evangelischen schwuren, und bald erreichen wir, nachdem wir den Fall der Gasteiner Ach gesehen, das malerisch gelegene Lend, wo die Golderze, meistens jene vom Gasteiner Rathhausberg, in dem 1550 gegründeten Schmelzwerk geschmolzen werden.

Nach Gastein.

In Lend verlassen wir die Salzach, in welche sich die Gasteiner Ach ergiesst, und klimmen den Engpass Klamm hinan, der zwischen ungeheuren Felsenwänden führt. Wo er sich öffnet,

sehen wir plötzlich wie durch einen Zauberschlag ein üppiges Fruchtthal vor uns. Ueber Unterberg, Maierhofen, Dorf Gastein, Harbach und Laderding nähern wir uns dem Markt Hofgastein, dem Geburts- und Sterbeort des seiner Zeit weitgerühmten Christoph Weitmoser, der als armer Mann den Bergbau in der Gastein begann, anfangs mit so schlechtem Erfolge, dass er, um zu Ostern Fleisch essen zu können, den Brautschleier seiner Hausfrau verpfänden musste. Der Erzbischof von Salzburg lieh dem fleissigen Manne, als er dessen Muth und Beharrlichkeit erkannte, 100 Thaler, den Bergbau damit fortsetzen zu können; habe der Weitmoser kein Glück, so sei ihm die Zurückzahlung erlassen. Des Weitmosers Ausdauer aber krönte das Glück; bald war er so reich, dass Ritter und Grafen um seine Töchter warben; damals gab die Fundgrube „Krone“ in der Gastein, wie es heisst, eine jährliche Ausbeute von 20,000 Dukaten. Aber schon in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts (Christoph Weitmoser starb 1558) verminderte sich die Ergiebigkeit der Gruben und der Reichthum der Weitmoser zerfiel; die Sage davon gehört dem Rathhausberge beim Wildbad Gastein an, das wir jetzo erreichen.

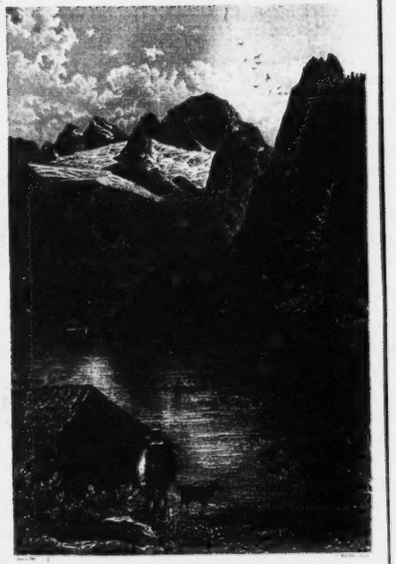
Dicht am Hang der Tauern furcht sich ein hochgelegenes Thal von Westen gen Osten; da stehen die wenigen Häuser in erhabener und doch so traulicher Felseinsamkeit, von der G. H. Schubert so wahr als schön sagt: „mir hat der Anblick der grossen Gasteiner Natur etwas im Herzen zurückgelassen, das mich immer grüssen lässt und mich immer wieder hinruft.... Wenn man so an dem mächtigen, brausenden Wasserfall sitzt und in die gewaltige Natur umher hineinschaut, ist es einem, als mischten sich alle möglichen Stimmen der wilden Natur mit in das Brausen hinein; und das dampfende Räthsel aus der Tiefe, mitten aus dem Urgebirge heraus, gibt der Gegend für den Naturfreund noch einen tiefen, inhaltsvollen Sinn dazu.“ Fünf heisse Quellen entspringen dort, deren Anblick den Leidenden schon durch Hoffnung heilt, (und Hoffen ist ja auch ein Genesen); er senkt eine verwelkte Blume in den wunderthätigen Quell, und in frischer Pracht blühet sie darin auf, und allüberall sieht er, so rauh ihm die Gegend auch dünken mag, die überschwellende, unbändige Liebeskraft der Natur zu Tage drängen. In der Nähe des Spitales lasst uns eines Anblickes geniessen, der einzig in seiner Art; aus

einer Schlucht hinter dem Rathhausberge, an den der Feuersengberg sich im rechten Winkel reiht, stürzt wildtosend, dass uns die Sinne fast vergehen, die Ache hernieder, 270 Pariser Fuss in die Tiefe, des Staubbaches Thau fällt auf Häuser und Brücken ringsum immerdar; mitten im Wassersturz springt eine warme Quelle. Vom Pavillon und von der Eremitage am Reichenebenberg öffnet sich uns die schönste Aussicht des Thales. Einst haben darin „wilde Männer" gelebt, so erzählt das Volk, die den Stallesenwald am Stubner Kogl neunmal absterben und wieder von Wurzel auf grün werden, und die ungeheuren Felsgipfel wie kleine Kinder wachsen gesehen; die wohnten in einer Höhle am Eingang der Klamm, und bewarfen die Vorübergehenden mit Aepfeln; riesig war ihre Stärke und die Menschen zitterten davor; aber die wilden Männer thaten diesen gar oft auch Gutes.

Von der Entdeckung der Gasteiner Heilquellen erzählt die Legende Folgendes: Zu Ende des siebenten Jahrhunderts sei es geschehen, dass Jäger einen Hirsch geschossen und den fliehenden bis zu dem Wasserfall verfolgt. Dort hätten sie zwei fromme Klausner, Primus und Felicianus, gefunden und bei diesen das edle Thier, das in der warmen Quelle seiner Wunden gepflegt. Aber erst manche Jahre später seien die Heilquellen im ganzen Pongau allgemein bekannt geworden durch drei Pilger, welche den Landleuten den Pfad gewiesen; den „drei Wallern" zu Ehren wurde auf der Höhe zwischen Klammstein und dem Bärnkogel eine Kapelle erbaut, in welcher später (1619) ein wunderthätiges Kruzifix erhöht ward; der Kraft jener beiden frommen Klausner ward es auch zugeschrieben, dass das Beginnen des Bösen, der die Quellen von Gastein nach St. Johann versetzen wollte, nicht gelang. Wie der Segen des Rathhausberges versiegte, berichtet die Sage in verschiedener Weise. Einst ist die reiche und hoffährtige Weitmoserin durch die Klamm geritten; da sass ein Bettelweib am Weg und bat sie um ein Almosen. Die Weitmoserin aber gab statt dessen nur Spott und Hohn. Da rief die Bettlerin Gottes Fluch über die unbarmherzige Reiche, dass der Segen des Berges versiege und ihr ganzes Geschlecht in Elend untergehen möge. Aber lachend und voll Uebermuth zog die Weitmoserin einen kostbaren Ring vom Finger, warf ihn in die Ache und rief: „So wenig ich diesen Ring wiedersehe, so wenig wird Dein Fluch, o Thörin,

sich je an mir erfüllen.“ Einige Zeit darnach gab der reiche Weitmoser ein verschwenderisches Gelage und eine grosse Forelle ward dabei aufgetragen und vor die Hausfrau hingesetzt, und diese fand im Bauche des Fisches ihren Ring. Der Fluch der Bettlerin ging bald in Erfüllung, der Bergsegen schwand und das Geschlecht der Weitmoser, deren Reichthum sprichwörtlich geworden war, verarmte. Eine andere Sage schreibt das Versiegen der schon von den Römern bebauten Goldgruben dem Uebermuthe der Knappen zu. Einst war ein Goldklumpen von mehr als eines Zentners Gewicht gefunden worden, und grosser Jubel darüber in den Gewerkschaften. Da gab's Gelage, bei denen jeder Knappe, des köstlichsten Weines voll, sich schon als Edelmann sah, mit silbernen Hufeisen warfen die Uebermüthigen nach dem Plattenziele, mit silbernen Kugeln schossen sie auf der Jagd; so sündigten sie alle, im Wahn, dass des Berges Segen unerschöpflich sei, und so arg verhärtete sie der Uebermuth, dass sie einem gemästeten lebendigen Ochsen die Haut abzogen; als einer die Grausamkeit schalt, riefen die andern: „Was liegt daran? Können wir's doch bezahlen, und werden noch reicher werden, als wir jetzt sind, denn so wenig der geschundene Ochse noch brüllen und laufen kann, so wenig wird das Gold im Rathhausberg sich mindern.“ Da brüllte das gepeinigte Thier dreimal und rannte in das Kötschachthal; am andern Tage aber, als die Knappen die Grube wieder befuhren, war die Goldader verschwunden. Von einem andern reichen Schacht aber auf der Erzwiese wird erzählt, dass er nur verborgen und wohl noch wiederzufinden sei; das ist der Schacht der „Frau Maierin“, die 1637 um des Glaubens willen von ihrem Manne getrennt ward und auswandern musste, zuvor aber jenen Schacht mit Quadersteinen verschlagen liess.

Nachdem wir die malerischen Anlagen Gasteins besucht, — (jedes Plätzchen bietet dem Landschafter eine eigenthümlich reizende Vedute) — durchwandern wir die ferneren Umgegenden, zuerst das Kötschachthal, dann das Anlaufthal, wo der Sturz des Höhkahrbachs und der Tauernfall unsre Bewunderung erregen, und wir den Ankogl besteigen, der sich 10,356 Fuss (Wiener Masses) über die Meeresfläche erhebt. Am reichsten belohnt uns ein Ausflug nach dem Nassfeld; an gewaltigen Wasserstürzen, dem Kesselfall, den Bärenfällen und dem Schleierfall,



kommen wir vorbei und betreten nun die erhabene Fels-Einsamkeit, in welcher alles Lebendige sich versteinert zu haben scheint, ein Asyl der Verzweiflung, Müttern offen, die alle ihre Kinder Männern, die ihr Vaterland verloren; gut zu hausen ist da oben für sie, keines Menschen Stimme, keines Vogels froher Gesang schallt bis dahinauf, dunkler wölbt sich der wolkenlose Himmel hier über ihnen, näher sind ihre trotzigen Scheitel den Blitzen, und das Heulen des Sturmes, das Rollen des Donners schallt ihnen als Musik, die letzten Regungen der erstarrenden Lebenskraft zu wecken, bis sie sich schweigend in die Majestät ihres Schmerzes hüllen und Stein werden, wie die Natur rings um sie. — Wir aber, die wir bis zum letzten Athemzuge mit dem Geschicke ringen wollen, steigen wieder zu den Wohnungen der Menschen nieder und freuen uns jedes Abendsonnenstrahles und jedes Augenblickes, den wir ganz durchleben, und fühlen uns freier, als in der Einsamkeit, in der Mitte derer, mit denen wir leiden und tragen, und stolzer in dem Gedanken, dies zu können!

Das Salzkammergut.

Von Golling aus, wohin wir von unsrer Gasteiner Wanderung zurückkamen, wenden wir uns östlich in das herrliche Abtenauer Thal; über den Bergpass Gschütt kommen wir dann in das hochgelegene, etwa vier Wegstunden lange Alpenthal, welches der wilde Gosaubach durchtoset, und einzeln liegende Höfe, von fleissigen Protestanten bewohnt, so recht traulich und heimelig machen, und die gewaltigen Pfeiler des von Spielbichler 1757 für die Solenleitung erbauten, 70 Klafter langen Gosauzwanges schmücken; an den Wurzeln des Dachsteins breiten sich die beiden Gosauseen, der vordere und der hintere (oder Kreidensee), in paradiesischer, von Bergwäldern umfriedeter Einsamkeit aus. Wir befinden uns bereits im Salzkammergut, — im engen Zauberkreise (von 11¾ Quadratmeilen), innerhalb dessen die ganze Erhabenheit, Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit der Schweizernatur zusammengedrängt ist.

Vom Gosauthal wandern wir, an der Gosaumühle vorbei, an den Hallstädter See hinab. Schwarz wie der Grund eines Grabes liegt sein Spiegel vor uns, — wie eines Grabes Wände steigen an seinen Ufern die Felsenmassen des Zwölferkogls, des

Thurmeckkogls und des Schafecks empor, und wie wir, in Gedanken versunken, auf die dunkle stille Wasserfläche hinstarren, ist es uns, als theilte sie sich allmählig und aus dem Grunde stiege langsam und schweigend der Engel des Todes empor, und höbe die Wasser wie einen ungeheuren schwarzen Mantel an sich herauf und wüchse mit ihnen bis zur Höhe der Berge, — jetzt streckte er den Arm und das Schwert in der Faust weit aus, und die Tropfen fielen vom Schwerte nieder, und das blasse Antlitz leuchte wie ein Gletscher im Mondesschimmer. — Doch plötzlich wird's sonnighell vor unseren Blicken, die ernsten Bilder unsrer Phantasie verschwinden, und als ob Schleier gefallen, bewundern wir eine grossartige Landschaft. Am jenseitigen Ufer des Sees entdecken wir freundliche Häuser, an die Abhänge himmelanragender Berge hingebaut; wir besteigen einen Kahn und rudern in den See. Während wir der Erzählung der Schiffer lauschen, wie drei Monden lang im Winter kein Sonnenstrahl auf den See und die Hallstadt fällt, und in der Lahn gar vom Oktober bis zum März, — entfaltet sich das Bild in seiner ganzen erhabenen Schönheit. Die Schiffer nennen uns die Berge, die auf die Hallstadt herabblicken, dort ragt der Salzberg am hohen Plassen, jener weisse Streifen in der senkrecht tiefeingefurchten Felsschlucht ist der Fall des Mühlbachs. In der Mitte des schwarzen Sees blicken wir um uns nach allen Seiten des grossartigen Panorama's hin und horchen den Rathschlägen der Schiffer, wie wir den Dachstein, der im Süden der Hallstadt sich erhebt, besteigen, „über den Rudolphsthurm dort auf dem Salzberg müssten wir, den der Kaiser Albrecht (1284) erbaut, und ein andrer Kaiser, der letzte Ritter, besucht, (wie noch an einer Raststätte unterwegs zu lesen sei, (viele Knochen von Kriegsleuten würden dort gefunden) —) dann über die Spraderbachwand und über die Tropfwand, dann kämen wir durch den Thiergarten und die Herrengasse, über die Ochsenwiesalm und das Taubenkar."

Während der Fahrt hat indessen die Lage der alten Hallstadt selbst, wo die Römer zahlreiche Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen, und besonders der Kirche, in welcher im 12ten Jahrhundert ein Concil gehalten worden, unsre Aufmerksamkeit gefesselt; und wie wir endlich gelandet, gilt unser erster Besuch dem Gotteshause, das uns von der Höhe so traulich gewinkt, und den

Schläfern, die sich, wie Kinder um die Mutter, rings um sie her sanft unter Rasen gelagert haben; von dem Friedhofe blicken wir hinüber nach dem hohen Sarstein, an dessen Fuss das Schlösslein Grub sich uns zeigt, das einst den Rittern von Eiselsberg gehörte. Nach kurzer Rast brechen wir auf und folgen dem Führer, der uns zu dem Kessel und zu dem Hirschbrunnen geleitet, etwa ein Viertelstündchen vom Markt entfernt. Das sind zwei grosse Krater am Ufer des Sees, aus denen zu Zeiten die Alpenwässer überströmen, die durch die Adern der Berge rinnen, wenn hoch oben am Dachsteingletscher der Schnee schmilzt. Dann weist uns der Führer den Weg zwischen der Hallstadt und der Lahn ins Echernthal, durch einen harzduftigen Bergwald hinan; in des Hierlats Felsenreich sind wir gekommen, dumpf Getöse schallt uns entgegen; immer lauter wird's, je weiter wir vorwärts dringen, und mit Eins überrascht uns der Anblick des Waldbachstrubs; da stürzt der Waldbach, zwiefach getheilt, aus der Schlucht in die Tiefe, ein ungestümer, vor Lust aufheulender Bote, den der Berggeist dem See zusendet. —

In einer Stunde sind wir in der Hallstadt zurück und halten weidliche Rast; denn eine weite, beschwerliche Wanderung ist's, die wir nun beginnen wollen. Dem Rathe der Schiffer folgend, steigen wir die Felstreppen hinan, die zu dem Rudolphsthurme führen, in welchem der Bergmeister wohnt, und dann zu dem Berghaus, wo wir uns schnell in Knappen verwandeln, um den reichen Salzberg zu befahren, der einen Besuch wohl verdient*). Nachdem wir ihn wieder verlassen, schlagen wir den bereits angegebenen Weg nach dem Dachstein ein. Ermattet von beschwerlicher Wanderung langen wir auf dem ungeheuren Eismeer an, auf dem der Bergesfürst seine Throne aufgerichtet, die Riesenpfeiler des Thorsteins, das hohe Kreuz, den Gjaidstein und das Diendel; in drei Eisberge theilt sich der Gletscher, in das „Karls-Eisfeld", das „Kleineis" und den „todten Knecht". Die Häupter entblösst! Wir fühlen den Odem des Ewigen, der denkt und will — und eine Welt wird, — der denkt und will — und eine Welt

*) Er hat sechszehn Aufschläge und gibt eine jährliche Ausbeute von zwei Millionen Eimer Sole, von denen in der Lahner Salzpfanne täglich mehr denn 1500 versotten werden.

vergeht! Wir Menschen bauen dir Tempel, unerforschlich Schaffender! Was sind sie in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit, mit ihrem Bilderschmuck und mit ihren Hymnen, gegen diesen Tempel, in dessen Umkreis nur selten ein lebendes Wesen tritt? Zeugen deiner Allmacht stehen diese kahlhäuptigen Riesen, deren Scheitel das Firmament tragen, und der Mensch fühlt hier seiner Wesenheit ganze Erhabenheit, weil er sich ganz — nur als dein Kind fühlt!

Von der Hallstadt fahren wir wieder über den See und kommen nach Steg, wo die Traun ihn verlässt; dann wandern wir über Goisern und Lauffen, wo der wilde Lauffenfall, nach Brunnleiten und über Roittendorf nach dem Markte Ischl, dem fashionabelsten Bade des Erzherzogthums Oesterreich, wo sich seit den letzten zwei Decennien die höchsten Klassen der Gesellschaft ein Sommer-Rendezvous geben; wunderlich genug nimmt sich die blasse, feine Physiognomie der Geburts- und Geld-Aristokratie der ewig jungen und frischen Alpennatur gegenüber aus; die bedächtig hinwandelnde, jeden Schritt zuvor messende Sitte der vornehmen Welt auf den Vorbergen der gewaltigen Gebirgsketten, die das von den schäumenden Wellen der Traun und der Ischl durchschnittene Thal umschliessen, (im Norden steigen über dem Höllengebirge der Höllenkogl und der Wildenkogl empor, gen Nordosten blickt die Ziemitz in's Thal hinab, an welche der Hainzen sich lehnt, — südwestlich reiht sich an diesen das Kattergebirg, südöstlich erhebt sich der schon zu Leopolds des Glorreichen Zeit bebaute Salzberg 529 Klafter hoch, etwa ein Stündchen von dem Markte entfernt). Längs der Traun ziehen sich die einfachen Häuser in langer Reihe hin; auf einem Hügel thronet die Nikolauskirche, deren Thurm noch aus der Zeit Rudolphs I. von Habsburg stammt, in welcher das Gotteshaus gegründet wurde; der Kirche gegenüber erblicken wir das neue Badehaus mit der Inschrift: „*In sale et sole omnia consistunt*," daneben das Pfannhaus; auf dem Wolfsbühel steht das Schlössl, ein Eigenthum des Grafen Kollowrat. Ringsum sind zahlreiche Plätze, zu denen die Gäste wandeln, um reizende Aussichten zu geniessen, „Hygieens Gruss", „Potokos Erbauung", „Elisens Sitz", „Carolinens Panorama", die „Theresienhütte", „Malfattis Himmel", „Schmalnauers Hof", die „Magyarenbank" und „Sophiens Sitz", das „Bel-

vedere", „Eleonorens Einsamkeit", der „Fürstenplatz", der „Karolinenplatz" und so manche andere, deren Benennungen meistentheils an die erlauchten Personen aus dem Kaiserhause erinnern, welchen Ischl in den wenigen Jahren, seit es ein Badeort geworden (1822), das rasche Aufblühen seines Wohlstandes zu danken hat; dem Andenken des vielgeliebten Kaisers ist in Ischl der „Kaiser-Franzens-Alpenberg", und ausserhalb des Marktes der „Kaiser-Franzens-Weg" geweiht, (der auf der Solenleitung von der Kaltenbachaue, — in welcher der Rudolphsbrunnen springt, und die Ruinen von Wildenstein stehen — nach Lauffen führt).

Ischl bildet so ziemlich den Mittelpunkt des Salzkammergutes, und so wollen wir denn von hier aus die malerisch interessantesten Partheien desselben besuchen, zuerst den Traunsee, dann den Attersee und den Mondsee, und hierauf längs des Wolfgangsees nach Salzburg zurückkehren, um wieder dem Laufe der Salzach, abwärts bis zu ihrer Mündung in den Inn, zu folgen.

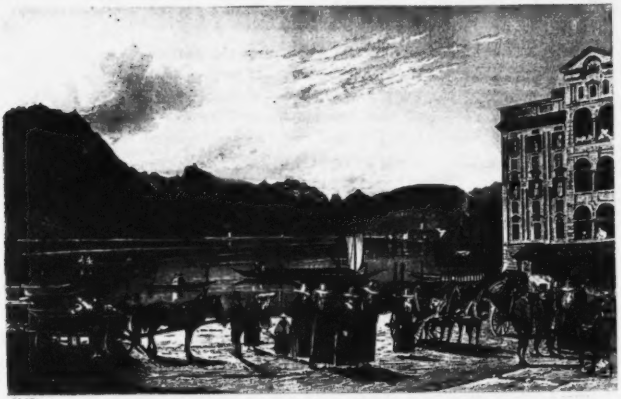
* * *

Die Solenleitung ist unsere sichere Richtschnur, wenn wir im Traunthale weiter wandern, um Langbath und Ebensee zu erreichen, wo die Traun in den See stürzt, der von ihr seinen Namen empfängt und sich in einer Länge von 6310 Klaftern gen Norden zwischen den steilen Wänden des Hochgebirges bis an sanftere Waldhöhen hin ausbreitet. Bei Langbath senken sich die Hänge des Kranabithsattels ins enge Thal herein, vier Stunden bedürfen wir, um vom Langbather Calvarienberge aus über den Mimmersberg, die hohe Rast und das Gsoll, den höchsten Kogl jenes Gebirges, das dem Höllengebirge angehört, zu ersteigen, und die beiden Langbathseen zu befahren, die am Fusse jenes Berges liegen.

Nach Langbath zurückgekehrt, besteigen wir einen Kahn und rudern auf dem Traunsee nordwärts. Da zeigen sich uns am rechten Ufer desselben die majestätischen Felsenwände des Röthelsteins und des Traunsteins, der 890 Klafter hoch aus der dunkelgrünen Fläche des Sees emporsteigt, am nächsten gewahren wir die wild hinanstarrenden Zacken des Edlakogls und Spitzelsteins, links gipfelt der steile Sonnsteinspitz empor; plötzlich halten die Schiffer die Ruder ein und fragen uns,

ob wir den See zum erstenmale befahren. Da wir die Frage bejahen, kündigt uns der Aelteste von ihnen mit feierlicher Miene an, dass wir die Taufe empfangen werden. Wir lächeln darüber und versichern unserseits, dass wir zu nichts weniger Lust hätten, als auf Knall und Fall Wiedertäufer zu werden. Doch schon hat unser Schiffer das Haupt entblösst — (sein junger Gehülfe folgt seinem Beispiele) — und schickt sich ohne Weiteres zu der Ceremonie an. Was wollen wir machen? sind wir nicht in seiner Gewalt? Er aber gebeut uns ohne Umstände, die Hüte abzunehmen, dann fasst er mit possierlicher Würde eine Hand voll Wasser aus dem See, benetzt uns damit, und spricht feierlich die Worte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes taufe ich Dich und Dein Name soll sein Augustus von Hochkogl"; so naht er sich jedem von unserer Gesellschaft und tauft den einen „Konradus von Traunstein", den andern „Josephus von Edlakogl" und eine Dame, deren Liebenswürdigkeit ihm eine Galanterie abzwingt, „Caroline von Schönberg". Kurz, die örtliche Sitte muss ihr altes Recht behaupten, und es versteht sich von selbst, dass wir dem ketzerischen Wasser-Pfarrer die Stolgebühr nicht vorenthalten dürfen. Die Ruder werden nun wieder eingesetzt und plötzlich überrascht uns der Anblick der uralten Hofmark Traunkirchen auf einem in den See hinausgestreckten Vorgebirge. In einer kleinen Bucht landen wir und steigen zu der Kirche hinan, die zuerst dem Nonnenkloster Neumünster*), und nach dessen Auflösung im siebenzehnten Jahrhundert den Jesuiten bis zur Aufhebung ihres Ordens gehörte; die Schiffer hatten uns die Kirche als die schönste im ganzen Lande beschrieben, doch wir finden unsre Erwartung ziemlich getäuscht, jede Erwartung hingegen übertroffen, da wir den See überblicken. Am rechten Ufer sehen wir, unsere Seefahrt fortsetzend, die gähnende Schlucht der Eisenau, am linken die der Viechtau, in welcher der Weststurm lauert, den die Schiffer so sehr fürchten. An demselben Ufer erheben sich das freundliche Schloss Ebenzweier,

*) Eine Sage, der von Frauen-Chiemsee ähnelnd, schwebt auch um diese Stätte; Ritter Konrad von Eisenau liebte Lutgarden, eine Nonne in Traunkirchen, und schwamm in jeder Nacht zu ihr herüber, bis er in einer finstern Nacht in den sturmempörten Wellen den Tod fand.



weiterhin Altmünster, in dessen Kirche der Herbersdorfer ruht, von dem die Bauern im Bauernkrieg sangen:

„Von des Herbersdorf Joch und Tyrannei
und seiner grossen Schinderei
mach' uns, o lieber Herrgott, frei;
weil es dann gilt die Seel' und Gut,
so gelt's auch unser Leib und Blut;
Gott geb' uns einen Heldenmuth,
es muss sein."

Hinter der Kirche zieht sich die Römerstrasse hin*). Weiterhin zeigt sich das Schlösslein Ort, — das mit dem aus dem Wasser emporsteigenden Seeschlosse Ort durch eine Brücke zusammenhängt; — am andern Ufer zeigt sich uns mittlerweile das Dörflein Traunstein, der Freisitz Roith am Abhange des Roithberges, von wo der Pfad zur Himmelreichswiese hinanführt, und das Schloss und Dorf Weyer. Und nun liegt, wo die Traun den See wieder verlässt, das freundliche Städtchen Gmunden vor uns, im Halbkreis das nördliche Ufer des Sees umschmiegend. Die Linzer Eisenbahn mündet hier und ladet zu rascher Fahrt ein. — Die Pfarrkirche, wo jener Held des Bauern- und des dreissigjährigen Krieges, der „Soldat" und „Schrammhans" *par excellence*, Gottfried Heinrich von Pappenheim**), seinen Schlachtde-

*) Von Altmünster berichtet der Volksglaube, dass es der älteste Ort im ganzen Gau; am Kolmansberg und auf dem Platze, wo jetzt die Kirche hätten Heidentempel gestanden, die der Einsiedler Hieronymus zerstört, und von Hocheck bis an den Adlersberg hin habe sich eine grosse Stadt ausgedehnt; Kaiser Karl der Grosse aber habe die ersten Geistlichen hie hergebracht.

**) „Hascha, da kommt der unsinnig
Von Pappenheim geritten ganz grimmig,
Rennt über alle Zäun' und Gräben,
Dass ihm gleich die Haar' aufstäben,
Stellt sich, als wär' er winnig,
Kein Prügel, kein Stecken
Will gegen ihn klecken,
Noch unsre Kolben spitzig,
Kein Büchsen, kein Degen,
Auch gar der Wundsegen;
Er ist uns viel zu witzig,

gen neben dem Hochaltare aufhing, sowie die Spitalkirche, das Rathhaus, das Kapuzinerkloster verdienen wohl, dass wir sie besuchen.

* * *

Das Ziel unseres zweiten Ausfluges von Ischl aus ist der nordwestlich gelegene Attersee, der grösste im Salzkammergut, (er misst 10,300 Klafter in der Länge, 1741 in der Breite, während der Traunsee nur 6310 in der Länge und 1570 in der Breite). In vier Stunden erreichen wir, über Ebensee und durch das Weissenbachthal an dem Zerrennhammer und dem Holzaufzug vorbei, seine reizenden Gestade; am südwestlichen liegt das idyllische Dorf Weissenbach, am nördlichen das Schlösschen Kammer, am östlichen — Steinbach, wo die uralte Kirche unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, und Weiheregg, wo 1830 römische Gebäude ausgegraben wurden. Wie auf dem Traunsee der Westwind aus der Viechtau, so ist auf dem Attersee der Südwind (volksthümlich Sunnawind) der Schrecken der Schiffer.

Von Weissenbach fahren wir nach Unterach, wo der Atterbach, aus dem Mondsee kommend, in den Attersee mündet, und wandern in dreiviertel Stunden an den ernsten Mondsee, dessen Einsamkeit die majestätischen Bergwände des Schafbergs, des sagenreichen Drachensteins, des Schobers behüten. Wo jetzt am nördlichen Ufer das Wrede'sche Schloss steht, hatte Odilo, der Agilolfinger, 748 das einst weitberühmte Benedictinerkloster gegründet, dessen Kirche, ein schöner Bau im deutschen Styl, die Gebeine des frommen Abtes Konrad bewahrt, den 1145 seine Unterthanen mordeten. Nicht weit vom Mondsee ist der Jungfern- (Zeller-) See, von dessen Entstehung uns die Sage meldet, dass einst hier schönes Fruchtland gewesen, mit einer Kirche und einem Schloss, in dem zwei Schwestern wohnten, deren eine so lang ein ruchlos Leben führte, bis des Himmels Langmuth endlich erschöpft war; da ist das Schloss und die Kirche versunken, die wilden Wasser, die plötzlich hervorgeschossen und den See gebildet, decken nun beide.

* * *

Ich glaub' fast ohn' all'n Zweifel,
Er sey selbst ganz der leidige Teufel."

Also sangen die Bauern des Landes ob der Enns von ihm, ihrem Schrecken.

Pommel pinx. H. Winkles sc.

ATTELIES.

Leipzig, d. Bauer Verlag

Den Weg von Ischl nach Salzburg durchmessend, kommen wir an den Wolfgangsee, von dessen himmel-heiterem Blau die trunknen Blicke sich nicht abwenden können. Drei Stunden in der Länge und eine in der Breite liegt der klare Spiegel vor uns, auf welchem schwerbefrachtete Schiffe mit vollen Segeln schwimmen, über ihm steigt der Schafberg (5628 Fuss über der Meeresfläche) in die Wolken empor; die freundlichen Marktflecken St. Wolfgang (am nordöstlichen) und St. Gilgen (am westlichen Ufer) beleben die herrliche Scenerie. Der See heisst ursprünglich Abersee, seinen jetzigen Namen empfing er von dem heiligen Wolfgang, der mit Piligrin von Passau die Ungarn bekehrte, und, 972 zum Bischof von Regensburg geweiht, so segensreich dort wirkte, dass alles Volk daselbst ihn fast anbetete. Voll Demuth entfloh er mit einem frommen Laienbruder auf den einsamen Falkenstein am Gestade des Abersees; dort baute er sich eine Klause und lebte in dieser Abgeschiedenheit bis zum Jahre 977. Noch heute zeigt man euch dort seine Höhle, den Brunnen, dem er gebot den Felsen zu verlassen (die Pilger pflegen sich in der Quelle zu waschen), den „fallenden Berg", den der Böse rollen wollte und der Heilige aufhielt, und im Stein die eingedrückten Spuren seines Hauptes und seiner Hände. Als er bei einem furchtbaren Gewitter seinen Genossen verloren, suchte er sich eine andere Wohnung und warf auf der Stelle, wo er zu beten pflegte, das Beil, mit welchem er die Gegend entwilderte, ins Thal; wo er es wiederfände, wollte er ein Bethaus bauen. Das Beil flog eine halbe Stunde weit auf jene Stelle, wo jetzt die Wolfgangskirche steht; den Ort, wo er den Wurf that, bezeichnet eine Martersäule, und jenen, wo er, das Beil suchend, rastete, ein Stein, der seine eingedrückten Fusstapfen bewahrt. Das Kirchlein aber, bei dessen Bau die Anwohner ihm hülfreiche Hand leisteten, weihte er St. Johannes dem Täufer. Ein verirrter Jäger fand ihn endlich und brachte die Kunde nach Regensburg, wo die ganze Gemeinde sich darob freute und dem geliebten Seelenhirten Boten mit der Bitte, er möchte wiederkehren, schickte. Er starb 994, wurde zu St. Emmeram begraben und 1032 heilig gesprochen. Zu seiner Siedelei wallten zahlreiche Pilger und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts wohnten Einsiedler, dem Beispiele des Heiligen nachfolgend, am Falkenstein; auch eine Minnesage schwebt

über jenem Orte, von Rainulf dem Ritter, der sich hier um die Geliebte härmte, die der erzürnte Vater im tiefen Thurme verschloss; nach langen Jahren vernahm er in seiner Einsamkeit ein leises Stöhnen und fand vor seiner Schwelle einen Pilger, der, um Aufnahme flehend, zu seinen Füssen lag; als er ihn in die Zelle trug, erkannte er im Pilger — die Geliebte, deren Vater gestorben, — und dankbar priesen nun Beide die unerforschlichen Wege des Herrn. Die dem heiligen Wolfgang zu Ehren in dem allmählig entstandenen Dorfe 1084 neu erbaute Kirche wurde 1429 mit dem Ort ein Raub der Flammen, bald aber erhoben sich beide aus der Asche, der Neubau der Kirche ward 1463 vollendet; die edle Struktur derselben verdient unsre Aufmerksamkeit, nicht minder der herrliche Flügelaltar in altem deutschen Style mit vortrefflicher Schnitzarbeit (von Michael Pacher von Praumeck, von 1481) und mit Malereien im Geschmacke Michel Wolgemuth's; auch bewahrt die Kirche das Portatile des heiligen Wolfgang, sein Beil, seinen Krummstab und Kelch und ein interessantes altes Evangelistarium. In der Kapelle neben der Kirche wird das vermeintliche Grab St. Wolfgangs gewiesen. Auch das 1695 neu hergestellte Pfarrgebäude, in welchem Kaiser Leopold I. 1683 weilte, verdient einen Besuch wegen des schönen Brunnens von Metallguss mit St. Wolfgangs Bildsäule, (eines Werkes von Meister Leonhard zu Passau von 1515), welcher den Hof schmückt. Dicht an der Kirche erhebt sich der Calvarienberg, von welchem aus sich eine reizende Aussicht über den See hin und auf die schroffen Gebirge am gegenüberliegenden Ufer desselben aufthut. Gleich hinter dem Markte St. Wolfgang beginnt der Pfad, der durch herrliche Bergwälder und über Alpen, auf denen gastliche Sennhütten dem Wanderer offen stehen, zwischen grossartigen Felsenpartheien zum steilabgerissenen Gipfel des Schafberges (im Volksmund: des Teufelsabbisses) führt, von welchem ihr das erhabene Labyrinth der Alpenzüge mit seinen leuchtenden Juwelen, den Seen, rings um euch überschaut und zur andern Seite das schöne Baierland, bei dunstfreiem Himmel und mit scharfen Augen sogar die Münchener Frauenthürme am äussersten Saume des Horizonts erkennen könnt. Am westlichen Ufer des Sees verweilen wir in St. Gilgen, um den reizenden Anblick des Sees nochmal zu geniessen; dann steigen wir, die Poststrasse verfol-

gend, die Bergeshöhen hinan, oft genug unterweges zurückblickend auf die Landschaft, von der wir uns nicht trennen zu können glauben. Ueber Fuschl, wo ein kleiner See sich ausbreitet, und Hof setzen wir unsre Reise nach Salzburg fort, das wir endlich, sobald wir Gnigl erreicht haben, im Hintergrunde des Zauberthales gewahren und mit freudigem Zurufe wieder begrüssen.

Die Salzach bis zu ihrer Vereinigung mit dem Inn.

Von Salzburg aus schiffen wir auf der Salzach in kaum zwei Stunden nach der alten Stadt Laufen, die einst dem Erzstifte Salzburg gehörte und jetzt Baiern einverleibt ist; am linken Ufer der Salzach breitet sich die Stadt aus, zwei Vorstädte derselben am rechten Ufer des Stromes liegen auf österreichischem Gebiet; in dem Schlosse, das der Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich 1608 erbaute, hielten sonst die Salzburger geistlichen Fürsten im Herbste einige Wochen lang Hof. Von den eigenthümlichen Sitten und Bräuchen der Schifferzunft in Laufen wusste man viel zu erzählen, wie an 1200, theils Männer, theils Weiber, derselben angehörig, und wie beiderlei Geschlechter wetteifernd um den Preis der Geschicklichkeit gebuhlt, beim Schifferstechen sowohl, das sie in scharlachnen Kleidern begingen, als auch zur Winterszeit, auf dem Thespiskarren von Ort zu Ort ziehend. Weiter hinab erreichen wir auf unserer Stromfahrt Tittmaning, gleichfalls am linken Ufer der Salzach. Auf dem alten Schlosse, das, auf einer felsigen Höhe thronend, die Stadt beherrscht, residirten öfters die Salzburger Erzbischöfe. In der Stadt verdiente die Pfarrkirche, welche der Erzbischof Paris von Lodron 1633 zur Collegiatskirche erhoben, und die Augustinerkirche unsere Aufmerksamkeit.

Nicht allzulange sind wir wieder unterweges und schon sehen wir die Zinnen des Schlosses von Burghausen, (eigentlich dreier Schlösser, worin, wie die Volkssage berichtet, drei feindliche Brüder gehaust). In diesem Schlosse liess Heinrich von Landshut, der karge Fürst, seinen Sohn Ludwig aufwachsen, mit diesem ward darin auch dessen Vetter, der junge Albrecht von Brandenburg, erzogen; Beide, die des Nachts in einem Bette schliefen, haderten die ganze Zeit des Tages über eifrig mit einander; „Ihr Herren tragt einen Korb voll Unglück feil, Gott weiss, wo Ihr ihn

ausschütten werdet", rief ihnen einst der Ritter Wilhelm von Rechberg zu, — bei Gigengen schütteten sie jenen Korb später (1462) aus. In einem Thurme dieses Schlosses verlebte der alte Ludwig im Bart den Rest seiner Tage als Gefangener, — auch im Kerker und bis zum letzten Athemzug unbeugsam; „Hätt' mir das wer in meiner Jugend gesagt, dass ich gar so viel leiden sollt', ich glaub' nit, dass alle deutsche Fürsten mich dazu hätten bringen mögen", sprach der unglückliche Greis, der die ruchlose Hand seines Sohnes, des Buckels, noch schwerer als den Hass seines alten Todfeindes Heinrich von Landshut empfunden; hier starb der Schwergeprüfte am 1sten Mai 1447, eine Stunde nach Mitternacht. In diesem Schlosse bewahrten die Landshuter Herzoge ihren weitberühmten Schatz, für dessen Transport gen Neuburg an der Donau (nach Georgs des Reichen Tode) siebenzig sechsspännige Wagen benöthigt wurden. Burghausen gegenüber am rechten Ufer der Salzach liegt Ach, mit einer Wallfahrtskirche, deren Entstehung vom Jahre 1354 datirt, in welchem das Gnadenbild der Mutter des Heilands, das Kind im linken Arme, eine Traube in der rechten Hand, auf der Salzach herabschwamm. Nicht weit unterhalb Burghausen, unfern Pandorf, ergiesst sich die Salzach in den Inn; auf diesem schiffen wir nach Passau zurück und horchen den Erzählungen der Schiffleute von den Sitten und Bräuchen der Anwohner dieses Stromes.

Mancher Aberglaube hat sich unter ihnen, besonders im Innkreise des Landes ob der Enns, erhalten; sie glauben noch steif und fest an das „Teufelausbrüten", um durch des Bösen Hülfe reich zu werden; wer solches wolle, der müsse Gott absagen, und werde ein schwarzes Ei finden, das ein Hahn gelegt, das müsse er, die ewige Seligkeit abschwörend, neun Tage lang in der Achselhöhle tragen, in der neunten Nacht aber, mit dem zwölften Glockenschlage, werde der Böse aus dem Ei hervorspringen und ihm dienen. Auch das „Raunelu" (Chiromantie) wird in der Sylvesternacht noch veranstaltet; so auch das „Kreisstehen" in der Christnacht. Um das Schloss Forchtenau, am „Hunnen"- (Ungarn-) „Schlachtfeld", tobt das „wilde Gejaide"; der schwarze Hund hetzt dort noch immer den gottlosen Grafen. Wie stark noch die Gewalt des Aberglaubens, entnehmen wir aus einer Erzählung von einem Bäcker, der zu einem „berufenen Mann" ge-

kommen, dass dieser ihn mit dem Bösen bekannt mache. Der Zauberer gebot seinem Clienten, wohl um seine Geduld auf die Probe zu stellen, eine geraume Zeit sich bis an den Hals in einem Ameisenhaufen im Walde zu begraben, ohne sich zu rühren; — und — wer sollte es für möglich halten? — der Abergläubische bestand diese Probe, den Beweis lieferte sein gefundenes Skelett! — In Laufen hörten wir von der Sitte des gemeinen Volkes, im Winter, Komödien aufführend, das Land zu durchwandern. Diese Sitte herrscht auch im Innkreise des Landes ob der Enns; am Dreikönigstage findet noch der Mummenschanz: das „Sternsingen" statt, und in der Osterzeit wird in gereimter Zwiesprach der Streit des Sommers mit dem Winter und dessen Besiegung (vermittelst einer derben Tracht Prügel) dargestellt. Pferderennen sind seit Jahrhunderten ein Lieblingsfest der Inn-Anwohner; seltener sind die Ochsenrennen und das Rennschlittenfahren; das „Gansreiten" (eine Thierquälerei) ist in neuerer Zeit ziemlich abgekommen, wogegen das „Ringelstechen", das „Sacklaufen" und das „Hosenlaufen", das „Bockschieben" (ein Kegelspiel, wobei ein burlesk geputzter, feister Bock der Preis), das „Ringen" und das „Eisschieben" noch üblich sind. Das „Breistehlen" ist eine Belustigung beim „Flachsriffeln", die an spartanische Sitte erinnert; es handelt sich nämlich um die Kunst, die gestohlene Beute vor Aller Augen schnell in Sicherheit zu bringen, und, welcher Dieb sich fangen lässt, wird schmählich verhöhnt, wogegen der Glückliche beim Mahl die Würde des Tischkönigs und beim Tanz die Ehre des Vortänzers erhält.

Die Donau von Passau bis Mauthausen.

Grossartig ist die Scenerie des Stromthales, welches sich, sobald wir von Passau weiter gesteuert, vor uns aufthut, — Abhänge hoher Waldberge zu beiden Seiten, kahle Felsen mit alten Mauerresten zwischen und über den wogenden Wipfeln, — im Grün versteckt, stille Gehöfte, aus denen hie und da ein neugierig Kind bald zur Thüre hervoreilt, bald wieder sich scheu verbirgt. Am rechten Ufer, das von Passau ab bereits österreichisch ist, schwinden die Dörfer Achleiten, Parz, Aich, Unteresternberg und Diezendorf an uns vorüber; einsamer ist's am linken, das bis Engelhardszell bairisch bleibt. Wo der Strom sich rasch krümmt, dämmt ihn am rechten Ufer ein jähes Vorgebirg; auf dieser Donauleiten steht das Schlösslein Krämpelstein, wo ein Passauer Weihbischof lange in Verbannung gelebt haben soll. Die Schiffer nennen das alte Schlösslein das „Schneiderschlössl", und erzählen davon die Sage, welche Platen in folgende Romanze verwandelte:

„Ein Schneider flink mit der Ziege sein
Behauste den Krempenstein,
Sah oft von der felsigen Schwelle
Hinab zu der Donauwelle
In reissende Wirbel hinein.

So sass er oft und so sang er dabei:
Wie leb' ich sorgenfrei!
Meine Ziege, die nährt und letzt mich,
Manch Liedchen klingt und ergötzt mich,
Fährt unten ein Schiffer vorbei.

Doch ach, die Ziege, sie starb, und ihr
Rief nach er: Wehe mir!
So wirst du mich nicht mehr laben,
So muss ich dich hier begraben
Im Bette der Donau hier?

Doch als er sie schleudern will hinein,
Verwickelt, o Todespein!
Ihr Horn sich ihm in die Kleide
Nun liegen Zieg' und Schneider
Tief unter dem Krempenstein!"

Weiter hinab gewahren wir, der Stromkrümmung folgend, den freundlichen Marktflecken Obernzell (Hafnerzell), dessen gewerbfleissige Bewohner den Mineralreichthum der Gegend tüchtig auszubeuten verstehen. Gegenüber zeigen sich Ober- und Unter-Hütt und schrägüber liegt das Dörflein Kasten, auf dem Berge hinter diesem im Walde das dreifach gethürmte alte Schloss Viechtenstein, einst der Wasserburger Grafen, und seit 1226 des Passauer Hochstifts Eigen. An Ober- und Unter-Grünau (am linken Ufer) vorüberschiffend, sehen wir plötzlich den Jochenstein mitten im Strome vor uns emporragen, weiter unterhalb bildet der Diähnlbach am linken Ufer die Gränze des bairischen Gebietes, auf dem hohen Waldberge erscheint ein alter Thurm, des Rieder Schlosses letzter Rest, gegenüber zeigt sich uns jetzt der Markt Engelhardszell, wo wir, der Zoll- und Pass-Angelegenheiten halber, landen, und durch die Artigkeit der Beamten angenehm überrascht werden, welche ein altes Vorurtheil beschämt. Während man die Ladung des Schiffes untersucht, durchwandern wir die herrliche Gegend; wie ein Binnensee liegt die Donau, von hohen Waldbergen umfriedet, vor uns; im Bauernkriege hatten die Bauern den Strom mit Ketten gesperrt, um den Baiern zu wehren, dem Herberstorfer in Linz zu Hülfe zu eilen. Die Kirche und die Gebäulichkeiten des 1293 durch den Passauer Bischof Bernhard von Prambach gestifteten, durch Kaiser Joseph 1787 aufgehobenen Cisterzienserklosters bieten wenig Denkwürdiges. — Unsere Fahrt fortsetzend, erblicken wir bald auf den Felsenhöhen des linken Ufers, wo ein Thal gen die Donau mündet, das Schloss Ranariedl, das bis zu den Schwedenzeiten wohl befestigt war, weiter unten am rechten Ufer Wesenurfahr, wo das Passauer Domkapitel einen Keller, in welchem vierspännige Wagen umwenden können, in Felsen hauen liess, (Edle von Wesen und nach ihnen die Albrechtsheimer besassen hier eine Burg; des Herzogs Adolph von Holstein Truppen erlitten im oberennsischen Bauernkriege hier eine grässliche Niederlage). Schräg-

über am linken Ufer zeigt sich auf den Höhen über dem Dorfe Marsbachzell im Walde der Thurm des zerfallenen Schlosses Marsbach, von dem sich im 13ten Jahrhundert eigne Herren schrieben, das später an die gefürchteten Oberhaimer kam, (die von hier aus die Donaufahrer plünderten), und das 1626 der Bauern Hauptmann Spatt überfiel. Am rechten Ufer gewahren wir dann den aus dem Wald vorragenden Thurm Waldkirchens und tiefer unten die Ruinen eines zerstörten Raubschlosses.

Rascher eilt jetzo der Strom und bald begrüssen wir die auf Felsen trotzenden Reste des alten Schlosses Haienbach, das die Schiffer zuweilen „Falkenstein", die Anwohner aber das „Kirschbaumer Schloss" nennen; die Sage berichtet, dass ein Brudermörder sich büssend in diese Einsamkeit zurückgezogen und in derselben die Feste gebaut, in welcher er, einzig von seiner frommen Tochter gepflegt, seine Tage zubrachte. Das Schloss gehörte den Oberhaimern und wurde durch Kaiser Maximilian I. zerstört. Eilig wendet sich nun der Strom und bildet eine schmale Landzunge, auf welcher wir abermals die malerische Ruine gewahren; am rechten Ufer zieht sich die „Schlägleiten" hin, ein Bergrücken, zu dessen Fusse die Mühle „in den Schlägen" liegt.

Die Landschaft veränderte indessen allmälig ihren Charakter; ungeheure Felsen, halb zerklüftet, zerfallenen Mauern und Thurmruinen nicht unähnlich, umengen den rasch dahintobenden Strom, mächtige Blöcke, die herabgerollt, wollen ihn aufhalten, zürnend umbrandet er sie; — die Vegetation scheint erstorben, nur spärlich zeigen sich, scheu wie in Verstecken, ärmliche Hütten, den grossen Zerstörungsprozess, der hier im Werke, flieht alles Lebendige. Bei Ober-Mühel, wo die kleine Mühel (Michl) aus einem Thale der Donau zueilt, beginnt der Strom sich abermals im weiten Bogen zu wenden. An den Weilern Dorf (am linken) und Hinteraign (am rechten Ufer) vorbeisteuernd, erblicken wir hoch auf dem Rücken des herrlich bewaldeten Berges die gewaltige Trotzburg Neuhaus, ein Janushaupt, das uns hier das finstre, tiefeingefurchte Greisenantlitz zeigt, während es uns, wenn wir von Landeshag zurückschauen, ein männliches in der Fülle der Kraft und Behäbigkeit zukehrt. Recht wie ein unbezwinglicher Luginsland der an der Donau gewaltigen Schaumberger Grafen steht dies Felsenschloss da, ein Zeuge vieler ern-

ster Geschicke; mit Grausen sahen einst, da jene Grafen noch herrschten, die Schiffer den hochragenden Thurm. Aber gastlich empfing die Burg die Oberösterreicher, als diese 1526 ihre Weiber und Kinder, ihr Hab und Gut vor der Türkengefahr hieher flüchteten. Im Bauernkriege (hundert Jahre später) versuchte es das Volk, den Strom hier mit Ketten zu sperren, deren Gewicht zwei Felsblöcke entwurzelte und mit sich in die Fluthen hinabriss. Am Fusse des Berges eilt die Mühel an dem Dorfe Unter-Mühel vorbei der Donau zu; ein grosser Rechen, in dessen Nähe die Ruine Partenstein, hält das Schwemmholz auf, das die Mühel aus den Wäldern an der böhmischen Gränze herabträgt.

Das Stromthal erweitert sich nun wieder und bei dem Markte Aschach, der sich am rechten Ufer hin ausbreitet, öffnet sich die Ebene, deren Horizont gen Süden die Linien der Alpen des Salzkammergutes säumen. Aschachs wird schon im 8ten Jahrhundert erwähnt, im 11ten schrieben sich Ritter von Aschach; später kam der Ort in der Schaumberger Grafen Besitz, deren Schlösser rings in der Reihe sich erhoben, Stauf und die Stammburg des Geschlechtes, die Feste Schaumberg, auf steilen bewaldeten Höhen, an denen in unvordenklichen Zeiten die Donau vorbeigeflossen sein soll. Der Stamm der Schaumberger, die in steten Fehden mit den Baierfürsten und den Habsburgern lebten, erlosch 1559 mit Wolfgang; die Sage berichtet, wie der greise Graf seinem einzigen Sohne ein schönes Fräulein zur Hausfrau bestimmt hatte, wie aber Wolfgang sich in heimlicher Ehe mit eines Müllers Tochter verbunden und des Vaters Fluch ihn dafür getroffen. Da habe Wolfgang in Verzweiflung sein junges Weib zu sich aufs Ross gehoben und sich mit ihr von der Brücke ins Wasser gestürzt, — der Vater aber sei vor Entsetzen zur Stelle gestorben. — Aschach gegenüber gewahren wir den Flecken Landeshag; beide Orte litten in den obderennsischen Bauernkriegen in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts; Aschach war 1626 der Bauern Hauptquartier; auch hier sperrten sie den Strom mit Ketten, um dem Herberstorfer, der in Linz sass, die Zufuhr von Baiern her abzuschneiden, doch die bairischen Schiffe sprengten die Ketten; 1632 gewannen und plünderten die Bauern Aschach abermals; — in Landeshag setzten sie in's Mühlviertel über, 1632 hatten sie daselbst ihr Lager, das der Oberst Traun nieder-

brannte. Eine halbe Stunde oberhalb Landeshag stehen auf dem Klausberge die Mauerreste des Schlosses Oberwalsee, das Eberhard aus dem tapfren schwäbischen Geschlecht der Walseer 1364 erbaute; tiefer landeinwärts steht Eschelberg, das Stammschloss der Grafen von Abensberg und Traun.

Wir durchschiffen jetzt ein geschichtlich merkwürdiges Terrain. Von Aschach bis Linz und noch weiter hinab sind wenige Orte, wo im Bauernkriege nicht Blut geflossen, nicht Gräuel geschehen, wo die Nemesis nicht über Brandstätten und Leichenhaufen hinschreitend aufs neue die leider so oft ungehört verschollne Warnung gerufen: „Wehe denen, die das Volk zum Aeussersten treiben!“ — Adam, Graf von Herberstorf, der Statthalter des dem Churfürsten Maximilian von Baiern verpfändeten Landes ob der Enns, waltete grausam und unerträglich in Linz, und versuchte es von da aus, die Bekehrung des Volkes zur Mutterkirche mit dem Henkerschwerte durchzufechten; kein Mittel blieb den Unterdrückten mehr übrig, als „das schlimmste auch in gerechter Sache“, Gewalt. Im sogenannten „Aschacher Winkel“, beim Minniwirth zu St. Agatha, brach der Aufstand des Volkes am 16ten Mai 1626 los. Der kühne und schlaue Hutmacher Stephan Fadinger trat als Hauptmann an die Spitze. Aschach, Grieskirchen, Baierbach wurden geplündert, Schloss Velden erstürmt, Herberstorf bei Baierbach geschlagen. Binnen 10 Tagen standen 70,000 Männer voll Wuth und Todesmuth gegen die Unterdrücker; Wels, Kremsmünster, Gmunden, Vöklabruck ergaben sich den Bauern; bald war fast das ganze Land ob der Enns in ihrer Gewalt und Stephan Fadinger stand im Juni drohend vor Linz; am 28sten dieses Monats umritt er die Stadt; da ereilte ihn vor dem „Landhause“ sein Geschick; eine feindliche Kugel tödtete sein Pferd und verwundete seinen Schenkel; — am 5ten Juli starb er zu Ebersberg, auf dem Friedhof zu Efferding wurde er begraben; Herberstorf liess später seine Leiche ausgraben und durch den Henker in einen Sumpf werfen. Nach Fadinger's Tod erwählten die Bauern den Achaz Wiellinger von der Au, Herrn auf Kathering und Hinterdobel, zum Feldhauptmann; schon begann das Glück, das den Bauern bisher gelächelt, ihnen den Rücken zu wenden; Steyer und Enns gingen wieder verloren, ein Sturm auf Linz ward abgeschlagen. Nochmals schien ihnen ein Hoffnungsstern auf-

zugehen. Zu Wesen-Urfahr erschlugen sie des Holsteiners Kriegsvolk, den General Lindlo jagten sie bei Geiersberg, den Obrist Preuner bei Haslach, den Grafen Herberstorf bei Gmunden, den Obrist Löbl bei Wels in die Flucht. Aber am 29sten August wurde Linz nach 16wöchentlicher Belagerung entsetzt, und am 4ten November vereinigte sich Gottfried Heinrich von Pappenheim, nachdem er die Vorsicht der Bauern überlistet, mit seinem Stiefvater, dem Herberstorfer. Am 9ten November bei Efferding griff der Pappenheimer die Bauern zum erstenmal an. Psalmen singend stürzten sie in die feindlichen Reihen und rissen in der Wuth des Handgemenges die Reiter von den Rossen. Des Pappenheimers Kriegskunst und Geistesgegenwart allein vermochten es, die Kraft der Verzweiflung zu übermeistern. Rasch benützte er das Glück, entsetzte (am 15ten November) Gmunden, schlug am 19ten bei Vöklabruck, am 30sten beim Schlosse Wolfseck, (wo das stumme Burgfräulein, was der strenge Vater einmauern liess, um Mitternacht wandelt) und umstellte die Schanzen der Bauern bei Baierbach. Binnen eines Monats hatte er den ganzen Krieg beendigt, mit dem Beginne des Frühjahrs 1627 unterwarf sich das Volk, Achaz Willinger und acht seiner Genossen wurden am 26sten März, zehn andere Hauptleute am 23sten April zu Linz hingerichtet. 1632 und 1636 schlug die Flamme der Empörung wieder aus der Asche empor, doch schneller als das erstemal wurde sie, und mit nicht geringeren Gräueln gedämpft.

Unter Landeshag beginnt der Strom sich in zahlreiche Arme zu zertheilen, wir schiffen, vom ortskundigen Nauführer geleitet, der in Aschach zu uns stiess, zwischen den Inseln hindurch, und gewahren unterhalb Brandstadt schon den Pöstlingberg. Efferding, im Nibelungenliede bereits als „Everdingen“ erwähnt, wo Chriemhilde auf der Fahrt gen Hunnenland Nachtlager hielt*), in den Kriegsjahren 1800, 1805 und 1809 hart bedrängt, liegt am rechten Ufer; beide bis Ottensheim wimmeln von kleinen Ortschaften. Von Ottensheim, dem uralten Marktflecken am linken Ufer, wo die Berge wieder beginnen (am rechten eröffnet der Kirnberg bei Schönering den Zug), berichtet die Sage, dass ein Haus dort, wo, der Inschrift zufolge,

*) Einundzwanzigstes Abenteuer.

„im 1208ten Jahr,
da Ottensheim noch nicht genannt war,
ward Kaiser Otto auserkorn
allhier in diesem Haus geborn,“

wobei die Sage übrigens vergisst, dass König Otto 1209 (in der Mitte des Augusts) bereits gen Welschland fuhr, um am 27sten September desselben Jahres in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Das Schloss zu Ottensheim, das früher den Jesuiten gehörte, heisst die „Frauenburg.“ Die Berge rücken dort bereits näher an beide Ufer; — wo der Strom sich im weiten Bogen niederzubeugen beginnt, zeigt sich am rechten Ufer auf dem Vorgebirge des Kettensteins das Cisterzienserkloster Wilhering, das Cholo und Ulrich von Wilheringen 1146 gestiftet; zwei schöne Grabmonumente der Schaumberger fesseln darin die Aufmerksamkeit des Kunst- und Alterthumsfreundes.

Immer schöner und eigenthümlicher entfaltet sich nun das Stromthal, am rechten Ufer erblicken wir den dunklen „Kürnberger Wald“ (so heisst der mit Nadelholz bewachsene Bergrücken, zwischen welchem und dem Strome sich die Chaussée hinzieht), die Bergeshöhen des linken Ufers prangen im freundlichen Grün des Laubholzes. Wir schiffen zwischen Buchenau und dem romantisch gelegenen Kalvarienberge bei Margarethen durch, die Befestigungsthürme, ein Werk des Erzherzogs Maximilian, kündigen uns die Nähe von Linz, der freundlichen Hauptstadt des gesegneten Landes ob der Enns, an und bald zeigt sie sich selber; schon sehen wir das Schloss auf dem Berge, die Häuser an dessen Fusse, die Brücke, hinter welcher Berge in sanften Wellenlinien, über den Thürmen sich hebend, den Horizont schliessen.

Kaum sind wir unterhalb der Brücke gelandet und haben unsre Pass- und Mauth-Angelegenheiten in Ordnung gebracht, so eilen wir, einen Ueberblick des Panorama's von Linz und ihrer Umgegend zu gewinnen. Rüstiges Volk treibt sich vor der Brücke herum, wo die Eisenbahn mündet; allenthalben begegnen wir heiteren, freundlichen Gesichtern, und der Nächste Beste, den wir anreden wollen, liest unseren Wunsch uns in den Augen, und ist gefällig bereit, uns zurechtzuweisen. Und so wandern wir denn, von einem Führer geleitet, über die Brücke, nach dem Markte Urfahr, der 1809 durch die Brandkugeln der Franzosen gelit-

ten, dann vom Schlosse Hagen den Pöstlingberg, den wir schon bei Brandstadt sahen, hinan, zu der Wallfahrtskirche, die auf seinem wohlverschanzten Gipfel thront, und blicken auf die herrliche Ebene gen Süden, an deren Rande die Berge des Salzkammergutes emporsteigen, gen Westen bis ans Hausruckgebirg, gen Osten auf das Stromgebiet der Donau bis Amstetten hinab; im Vorgrund dieses Gemäldes liegt Linz, dessen heitere Physiognomie den landschaftlichen Charakter des schönen Landes ob der Enns ebenso vollgenügend repräsentirt, als es den Eigenthümlichkeiten des Charakters der Bewohner zu entsprechen scheint. Ein kräftig ausgeprägter Menschenschlag ist dies oberösterreichische Volk, glücklich in schöner, gesunder Sinnlichkeit, wie im rüstigen Fleiss; zwischen den Eigenthümlichkeiten des bairischen Volkes und der Hochländer in der Mitte stehend, hat es das Beste beider sich angeeignet, seine Naivetät ist zugleich Empfänglichkeit, seine Lebhaftigkeit zugleich Strebsamkeit, seine Herzlichkeit ist mit Klugheit und Gewandtheit gepaart, und alle diese Eigenschaften verbindet harmonisch und durchdringt bei den Linzern eine Bildung, die diese weit über das Niveau von Landstädtern erhebt. Die Schönheit der oberösterreichischen Frauen ist bekannt, die der Linzerinnen sogar sprüchwörtlich und wir möchten es nicht wagen, der Behauptung zu widersprechen, welche den letzteren sogar vor den Frauen von „Weibern“ (einem Orte im Hausruckkreise, in welchem keine Hässliche zu finden sein soll) den Preis zuerkennt.

Linz, das römische Lentia*), erscheint schon unter Ludwig dem Kinde, und zwar als Zollstätte. Das Schloss auf dem Berge gehörte den Grafen von Kirnberg, deren letzter die Grafschaft den Markgrafen von Oesterreich verkaufte. 1098 hatte Linz bereits Mauern, 1106 eine Brücke. Auf dem Schlosse lässt die Sage Richard Löwenherz auf der Heimkehr von Dürrenstein gasten. 1236, als des Reiches Acht auf Friedrich dem Streitbaren lag, belagerten der Böhmerkönig, der Baierherzog, die Bischöfe von Passau, Freising und Bamberg und der Patriarch von Aquileja die Stadt, bis Friedrich der Streitbare und Albrecht von Bogen sie entsetzten. Zu Rudolphs von Habsburg Zeit eroberte sie Herzog

*) Auf dem Schlossberge wurden römische Alterthümer gefunden.

Heinrich von Baiern. 1353 erhielt sie die peinliche Gerichtsbarkeit und die Vervollkommnung ihrer bürgerlichen Verfassung. 1476 überfielen sie die Lichtensteiner und steckten die Vorstädte in Brand. 1490 erweiterte und verschönerte sie Kaiser Friedrich und erklärte sie zur Hauptstadt des Landes ob der Enns; am 19ten August 1493 starb er dort. 1521 feierte Ferdinand I. in Linz seine Hochzeit; er erweiterte und verschönerte das alte Schloss der Erzherzoge. Die Stadt wurde 1509 durch einen furchtbaren Brand, 1541, wie später 1562 und 1585, durch die Pest verheert. Die Reformation fand hier fast alle Herzen für sich offen, 1550 bekannte die Bevölkerung die evangelische Lehre. 1626 hielt die Stadt eine Belagerung durch das Bauernheer aus. 1741 besetzten sie die Franzosen für Karl VII., der sich daselbst am 2ten Oktober als Erzherzog huldigen liess; aber schon am 23sten Januar des folgenden Jahres ergab sich Linz mit Kapitulation wieder an Maria Theresiens Feldmarschall, den Grafen Khevenhiller. 1785 emancipirte der unsterbliche Joseph Linz von dem Sprengel des Hochstifts Passau, zu dem es bis dahin gehört hatte, und gab ihm ein eignes Bisthum; 1805 zogen die Franzosen, Sieger über die russische Arrieregarde, in Linz ein. Der Beginn der Eisenbahnfahrten nach Budweis und Gmunden am Traunsee, und die Verbindung der österreichischen mit der bairisch-würtembergischen Dampfschifffahrt — beides in unseren Tagen — schliessen die Reihe der Denkwürdigkeiten der Hauptstadt Oberösterreichs als zwei Ereignisse von ebenso grosser Wichtigkeit für materielle Wohlfahrt als von Bedeutsamkeit für den Fortschritt der geistigen Bewegung in Oesterreich, auf welche unsre Touristen, in alten Vorurtheilen befangen, zu achten sich so wenig Mühe geben, — vielleicht nur desshalb, weil man sich in Oesterreich so wenig darum kümmert, prunkend das zur Schau zu stellen, was sich als ein naturgemässes Produkt der beiden mächtigen Faktoren: der Zeit und des Volkes, entwickeln musste; wahrlich, in dieser Bescheidenheit achtet den edelsten Stolz! Bestehende Zustände erscheinen uns, nicht weil sie solche sind, preisenswerth, nur als Resultate eines inneren Organismus fassen wir sie ins Auge, inwiefern sie zugleich, als Keime künftiger Entwicklungen, Hoffnungen anregen; der Augenschein sogenannter materieller Wohlfahrt genügt uns nicht, wenn wir nicht auch deren organischen Zusammen-

hang mit der moralisch-geistigen, mit der ersten Lebensbedingung jedes Volkes, mit dem Bewusstsein, zu erkennen vermögen. Darin allein liegt die Garantie jener höchsten und erhabensten Ruhe, aus welcher die Bewegung nach allen Radien ausgeht, die Garantie der Existenz. Auf solchem Standpunkte blicken wir denn voll freudiger Hoffnungen in dies gelobte Land Oesterreich; das Antlitz des jugendlichkräftigen Volkes röthet sich im Frühlingsanhauch, Tausende streben, der höchsten Interessen der Menschheit immer klarer innewerdend, rüstig nach den nächsten Zielen hin, aus der schützenden Knospe des materiellen Glückes entfaltet sich die Blüthe des Geistigen, und, stark nach innen zu, greift Oesterreich nur um so sicherer und nachhaltiger wirksam mit in die Vollbringung der Aufgabe ein, welche der Menschheit gestellt ist. Es scheint uns hier der geeignete Ort, eine kurze Skizze der Geschichte der Donau-Dampfschifffahrt*) mitzutheilen, deren Ausdehnung bis Ulm aufwärts — neuesten Nachrichten zufolge, — nahe bevorsteht und durch eine Eisenbahn von Ulm über Stuttgart an den Rhein**) mit der rheinischen Dampfschifffahrt in Verbindung kommen dürfte, so dass der nächste Weg von der Nordsee zum schwarzen Meere den Rhein herauf und die Donau hinunter führen würde. Schon im Jahre 1819 erhielten Anton Bernhard und der Chevalier St. Leon österreichische Privilegien zur Dampfschifffahrt auf der Donau; an einer Menge ungünstiger Umstände scheiterten jedoch die ersten Versuche und die Privilegien wurden 1828 und 1829 für erloschen erklärt. Fast gleichzeitig aber (am 17ten April 1828) verlieh Oesterreich an John Andrews und Joseph Prischard ein neues auf 15 Jahre, welches die Inhaber 1830 an eine Aktiengesellschaft abtraten, die sich unter dem Namen: „Kaiserlich königlich privilegirte erste Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft" organisirte, und bereits am 17ten September 1830 die Freude hatte, dass das Dampfboot „Franz I." von 60

*) Ausführlich behandelt diesen Gegenstand ein sehr gediegener Aufsatz von Christian Wilhelm Huber in der „österreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde" vom Jahre 1836.

**) Eine Eisenbahn von Stuttgart nach dem Rheine liegt von Seite der würtembergischen Regierung bereits im Entwurf, um auf Staatskosten ausgeführt zu werden; eine von Ulm nach Stuttgart war schon früher projektirt worden.

Pferdekraft seine Probefahrt glücklich bestand. Nicht lange währte es, so entschied sich das öffentliche Vertrauen, allen alten Vorurtheilen zum Trotz, zu Gunsten des neuen Unternehmens; bereits 1832 wurde der Bau von zwei neuen Dampfbooten beschlossen, deren eines für die Strecke zwischen Raab und Pesth, deren anderes für die zwischen Pesth und Semlin bestimmt ward, und nun wurde die grossartige Idee gefasst und festgehalten, auch die untere Donau bis zur Einmündung in das schwarze Meer mit Dampfbooten zu befahren. — Die erste Anregung dazu ging von dem Fürsten von Metternich aus, und mit lebhafter Begeisterung und achtungswerther Beharrlichkeit wurde der Plan ins Werk gesetzt; dem Grafen Stephan Széchény gebührt das Verdienst, einer der Thätigsten gewesen zu sein, die sich dafür interessirten. Am Schlusse des Jahres 1833 versahen, ausser dem Franz I., auch die „Pannonia" (von 36 Pferdekraft) und die „Argo" (von 50 Pferdekraft) den Dienst, die letztere passirte mit Beginn des Frühjahres 1834 die gefährlichen Katarakten des Isters am eisernen Thor und erreichte glücklich Galacz. Mittlerweile wurde der Gesellschaft von Seite des Staats nicht bloss das Privilegium auf weitere 25 Jahre verlängert, sondern auch eine Reihe von Begünstigungen verliehen, durch welche die österreichische Dampfschifffahrt seither die zahlreichen Schwierigkeiten überwand, deren Beseitigung früher kaum möglich geschienen hatte, und so stellte sich endlich das erfreuliche Resultat heraus, dass sie jetzt ihre Wirksamkeit von Wien aufwärts bis Linz und abwärts bis Konstantinopel ausgedehnt, ja die Verbindung der Kaiserstadt mit Smyrna, Trapezunt, Salonichi und Odessa erwirkt hat. Zwischen Wien und Linz versieht bis jetzt die „Maria-Anna" (von 75 Pferdekraft) den Dienst; von Linz aus soll der „Habsburg" bis Orsova fahren, von Wien nach Pesth fahren der „Nador" und der „Arpad", zwischen Pesth und Drenkova der „Franz I." und der „Zriny", zwischen Drenkova und Skela-Kladova dienen leichtere Boote, von da bis Galacz die „Argo" und die „Pannonia", zwischen Braila und Konstantinopel der „Ferdinand I.", zwischen dort und Smyrna fährt der „Stambul", von den Dardanellen nach Salonichi die „Maria Dorothea", die Verbindung mit Trapezunt unterhält der „Klemens Fürst Metternich"; die ganze Reise von Wien nach Konstantinopel wird in 12—13 Tagen vollbracht. In Baiern bildete sich, auf Rudhart's

Anregung, 1835 zu Passau ein „Comité für Realisirung der Donau-Dampfschifffahrt in Baiern“; zwei ähnliche Vereine in Ulm und Regensburg schlossen sich dem Passauer an und so entstand nach vorhergegangenen erfolgreichen Conferenzen mit der österreichischen Gesellschaft die „bairisch-würtembergische Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft“, welche zu Ende des Jahres 1836 ein königlich bairisches Privilegium auf 40 Jahre erhielt, das erste Dampfschiff „Ludwig I.“ am 15ten Oktober 1837, in Regensburg, wo es gebaut worden, vom Stapel laufen liess und am 18ten März 1838 seinen regulären Dienst nach Linz (in den Sommermonaten die Strecke von Regensburg dorthin in einem Tage zurücklegend) antrat. Am 25sten Juli 1838 wurde das zweite Dampfboot, „Königin Therese“, vom Stapel gelassen; nach Vollendung des dritten ist der „Ludwig I.“ (von 40 Pferdekraft) für den Dienst stromaufwärts bis Ulm bestimmt. Wir können es uns nicht versagen, am Schlusse dieser Skizze noch folgende Bemerkungen des sachkundigen Ch. W. Huber einzuschalten: „Die Schifffahrt auf der Donau wird ihre eigentliche Bedeutung für den Welthandel erst dann gewinnen, wenn die Verbindung der Donau mit dem Rheine hergestellt ist. Zu dieser Verbindung führen zwei Wasserbahnen, der vom Obermain an die Donau leitende Kanal, ein ähnlicher Wasserbau zwischen dem Neckar und der schwäbischen Donau, und eine Landbahn in dem Sinne, wie sie die allgemeine würtembergische Eisenbahn-Gesellschaft auszuführen beabsichtigt. Diese drei Verbindungslinien könnten bei der nothwendigen Lebendigkeit des neu eröffneten Verkehres auch unbeschadet neben einander bestehen. Durch die zweckmässige Ausführung dieser Idee würden England, Frankreich und Deutschland auf dem kürzesten Wege durch eine ununterbrochene Verkehrskette mit dem südlichen Russland, der Levante und selbst mit den Binnenländern von Asien in Berührung kommen. — — Die grössten Entfernungen werden durch die segensreiche Vermählung der beiden Hauptströme Europa's wie mit einem Zauberschlage näher gerückt werden. Man wird, das Herz von Europa durchfurchend, in drei Wochen von London in Konstantinopel sein können. Die Erleichterung, welche aus der Regulirung der Dampfschifffahrt auf der ganzen Donau für den Verkehr hervorgehen wird, erhellt schon aus der Vergleichung der Dimensionen, welche das ungeheure Wassergebiet die-

ses Stromes beschreibt. Die Entfernung von Donau-Eschingen nach Konstantinopel beträgt auf der Flussbahn 435 deutsche Meilen! — Nicht minder wesentlich wird auf die Belebung der Donauschifffahrt die Anwendung jener zweiten Erfindung einwirken, wodurch das Menschengeschlecht einen glänzenden Sieg über seine Urfeindin, die Zeit, erkämpft hat. Das segensreichste Netz, in das sich Deutschland jemals verstrickt sah, ist gewiss das Netz der Eisenbahnen, das man nun über Deutschlands Fluren auszuspannen gedenkt. — — — Durch die zwischen Linz und Budweis bereits seit mehreren Jahren hergestellte Eisenbahn wird die Donau mit der Moldau, und durch diese mit der Elbe und der Nordsee in Verbindung gesetzt. — Durch die im kolossalsten Styl angetragene Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia und durch die einmündenden Seitenbahnen wird die Donau mit der Oder und der Weichsel, und sonach in zwei Richtungen mit der Ostsee verbunden werden.“

Der Bau der, die Donau mit der Moldau verbindenden, Eisenbahn von Linz nach Budweis wurde im Jahre 1825 begonnen und 1832 vollendet; die erste Idee zur Anlegung derselben stammt von dem Ritter von Gerstner, dessen Sohn, Professor von Gerstner, 1824 ein Privilegium auf 50 Jahre erhielt und sich zur Realisirung des Planes mit einer Aktiengesellschaft verband, welche sich jedoch später von ihm trennte, und 1828 die Leitung des Baues dem Ingenieur Schönerer übertrug. Die Bahn führt vom Hauptzollamt in Linz über die Brücke durch Urfahr über Oberndorf und Lest nach Kerschbaum, über Suchenthal und Holkau nach Budweis (17 österreichische Meilen in der Länge messend). Die Eisenbahn von Linz nach Gmunden (ein im Jahre 1836 vollendetes Werk Schönerer's) führt (in einer Länge von 9 österreichischen Meilen) über Neubau, Wels und Lambach an den Traunsee. Wir werden später auf derselben einen Ausflug unternehmen. Für jetzt wollen wir die Strassen von Linz durchwandeln.

Auf dem geräumigen Marktplatze gewahren wir die aus Untersberger Marmor von dem Salzburger Stumpfegger von 1717 bis 1723 gefertigte Dreifaltigkeitssäule, dann besuchen wir die Stadtpfarrkirche, die Kapuzinerkirche mit dem Denkmal des alten Helden Raimund von Montecucoli, der zu Linz am 16ten Oktober 1680 starb, die 1679 von den Jesuiten erbaute Domkirche und das Landhaus der

Stände von Oberösterreich. In historisch-artistischer Beziehung finden wir geringe Ausbeute, um so reichere, wenn wir die Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten in Linz besuchen; auch das Pönitentiarium im Schlosse verdient unsre Aufmerksamkeit, und ein Ueberblick des Gewerbfleisses der braven, tüchtigen, lebensfrohen Bevölkerung muss uns in hohem Grade erfreuen. Von den ferneren Umgebungen der freundlichen Stadt sind die Heilbäder Mühllacken und Kirchschlag*), sodann das Stift St. Florian, Ebelsberg und das Stift Kremsmünster die interessantesten.

St. Florian, dessen gelehrten Chorherren von Alters her bis in unsere Tage die Wissenschaft viel zu verdanken hat, liegt etwa 2 Stunden von Linz auf der Stelle, wo, wie die Legende berichtet, der römische Tribun Florianus von Cetium, der, weil er standhaft den christlichen Glauben bekannte und den Göttern zu opfern sich weigerte, auf Befehl des Präses Aquilinus 304 in die Enns gestürzt ward, begraben liegt. Ueber seinem Grabe erhob sich ein Altar, später (455) eine Kirche und ein Kloster, dessen Mönche beim Einbruch der Ungarn nach Passau flüchteten. 1071 restaurirte Bischof Altmann von Passau Kirche und Kloster und übergab letzteres regulirten Augustiner-Chorherren. Die in der Zeit Karls VI. im welschen Prachtstyl neu erbaute Kirche (über einer Crypta) besitzt mehre schätzbare Werke italienischer Meister und ein vortreffliches Werk neuester Kunst, ein Altarblatt: „der Tod des heiligen Florian“ von Leopold Schulz aus Wien, — das Stift eine ausgezeichnete Bibliothek von 40,000 Bänden, und reiche Kunstschätze. Ein halbes Stündchen von St. Florian erhebt sich am Abhange des Hargelsberges die vierfach gethürmte, jetzt dem Stifte gehörige Tillysburg, auf der Stelle, wo einst das Schloss der Volkerstorfer stand, das Ferdinand II., um dessen Herren für ihre Anhänglichkeit an den Protestantismus zu bestrafen, einzog und dem Vorfechter des Katholicismus, dem Grafen Tilly, schenkte, dessen Neffe es abbrechen und die

*) Der Weg nach Kirchschlag führt über St. Magdalena und den romantischen Haselgraben, in der Mitte dieses Thales steht auf steiler Höhe die alte Feste Wildberg, wo die Stahremberger den Böhmerkönig Wenzel gefangen hielten (noch heisst ein Gemach daselbst das „Königszimmer“); ¾ Stunden weiter gen Nordwesten, unter dem Schauerwalde, liegt Kirchschlag

neue Burg erbauen liess. — Ebelsberg (auf der Stelle des alten Eporespurg, das Kaiser Arnulf dem Stift Kremsmünster schenkte, und der Gränzburg Sighards, des tapfren Grafen von Sempt, gegen die Ungarn) liegt am rechten Ufer der Traun, die ein Stündchen weiter, bei Zizelau, in die Donau mündet. Als Rudolph von Habsburg 1276 gegen den gewaltigen Ottokar auszog, schlug er hier 120 Edle zu Rittern. Der Traunbrücke gaben am 3ten Mai 1809 die Wiener Freiwilligen die Bluttaufe, ihrer dreihundert verbrannten im Schlosse, als der Flecken im Getümmel der Mordschlacht aufloderte. Zwei und eine halbe Meile von Ebelsberg liegt in einer wunderlieblichen Gegend die herrliche Benedictinerabtei Kremsmünster mit ihrer prachtvollen Kirche, ihrer kostbaren Bibliothek und ihrer berühmten Sternwarte. Herzog Thassilo stiftete 772 das Kloster, und zwar, wenn der Ueberlieferung zu glauben wäre, im Schmerz über den Verlust eines geliebten Sohnes, den auf der Jagd ein angeschossener Eber getödtet; ein Hirsch mit strahlenden Geweihen zeigte ihm auf einer Anhöhe den gottbestimmten Ort.

Die Gmundner Eisenbahn, auf welcher wir jetzt einen Ausflug nach dem Traunfalle machen wollen, führt uns in das Traunthal. In Marchtrenk (über Neubau hinaus) an der Welser Haide, wo einst Edle sassen, wird eine grosse mit Eisen beschlagene Wiege gezeigt, in welcher, dem traditionellen Volkswitze zufolge, zänkische Eheleute zum Spott gepresst wurden. In Wels (auf der Stelle des römischen Ovilabis), welches wir, unsre Fahrt fortsetzend, erreichen, erregt die schöne altdeutsche Stadtpfarrkirche mit ihren Glasmalereien unsre Aufmerksamkeit; in einem Zimmer der Burg verkündigt eine Tafel, dass Kaiser Maximilian I. hier gestorben (1519); die Geschichte hat uns den poetischen Charakterzug des letzten Ritters aufbewahrt, wie er zu Innsbruck beim Anblick des goldnen Daches an sein letztes Haus gedacht, und von da an auf allen seinen letzten Fahrten einen schwarz behängten Wagen mit sich geführt, und wie dieser hinter ihm in die Burg zu Wels gefahren; gar Viele dachten, er bewahre darin seine Schätze, von denen er sich nicht trennen wolle, — es war sein Sarg. In der Nähe von Wels liegt das Schloss Trauneck. Eine Meile von Wels zeigt sich uns in malerischer Situation hoch oben an der Traun das durch einen reichen Bücherschatz und ein

bedeutendes Archiv interessante Stift Lambach, im gleichnamigen Markt. Die Sage berichtet, wie in den Zeiten, da alles Volk im Lande noch heidnisch gewesen, ein reicher Mann am Attersee, wo jetzt das Schloss Kammer steht, gewohnt, dessen Tochter heimlich den christlichen Glauben bekannte; als der Vater dies entdeckt, habe er, von Zorn entbrannt, die Jungfrau entblösst an ein Schifflein festbinden lassen und dies der Atter übergeben. Der Fluss habe den Kahn in die Traun getrieben, und auf dieser sei die fromme Flavia bis in die Gegend, wo jetzt Lambach ist, geschwommen; Hirten, die Lämmer weideten, seien auf den Hülferuf der Unglücklichen herbeigeeilt und hätten sie befreit. Das Stift soll Arnold Graf von Lambach um das Jahr 1032 gegründet haben, sein Sohn, Bischof Adalbero von Würzburg, besetzte es, nach Abschaffung der früher vereinzelten Kleriker, 1056 mit Benedictiner-Mönchen. Eine Viertelstunde von Lambach steht die „Kirche in der Baura", ein bizarres Bauwerk des 18ten Jahrhunderts; da sie zu Ehren der Dreieinigkeit errichtet worden, hat sie die Form eines Dreiecks, drei Thürme, drei Thore, drei Fenster, drei Orgeln. Von Lambach unsre Fahrt auf der Eisenbahn fortsetzend, finden wir uns plötzlich in einem herrlichen Walde, wo der Fuhrmann uns einladet abzusteigen und den Berg hinunterzuwandeln. Wir kommen nach Roitham und bald kündigt sich uns der Traunfall durch mächtiges Tosen schon von weitem an. Wir steigen das steile Ufer hinab, und betreten die hölzerne Brücke, an deren Geländer gelehnt wir das erhabene Schauspiel geniessen. In der Fülle seiner Kraft stürzt der herrliche Alpenstrom sieben Klafter hoch über die Felsen hinab; eine ganze Reihe von Wasserfällen glauben wir neben einander zu erschauen, wie eine Schaar todesmuthiger Jünglinge, die aufjauchzend in die feindlichen Colonnen springen. Mit jedem Schritte weiter, den wir thun, ändert sich die Scenerie, am gewaltigsten ist der Eindruck, den wir empfangen, wenn wir unten, von den Felsen überwölbt, auf den unterwaschenen Felsplatten stehen, das Geriesel uns entgegensprüht, und ringsum die ganze Natur wie im Kampfe aufathmet, dass wir wähnen: die Felsen zitterten davon. Kaum mögen wir glauben, dass dieser Strom der Schifffahrt gehorchen könne; da führt man uns an den Seeauer'schen Kanal am rechten Ufer, wo Menschenkraft das unbändige Element zum Frohndienst zwang;

Alt pinx.

H. Winkler sculp.

LAMBACH.

Leipzig durch Kunst-Verlag

1248 Fuss in der Länge misst dieser Kanal, 50 Fuss ist sein Fall. Wir wandern hierauf den Waldweg zur Eisenbahn zurück, die über Laakirchen und Oberweis nach dem idyllischen Gmunden führt, welches wir bereits von Ischl aus kennen lernten.

Gleich unterhalb Linz beginnt die Donau sich in viele Arme zu zersplittern, langsamer windet sie sich um die Auen. Das rechte Ufer ist flach, am linken steigen Waldberge empor, an deren einem, der Mündung der Traun bei Zizelau gegenüber, über dem durch die Au uns verborgenen Städtchen Steyereck sich das Schloss zeigt, das einst den Kuenringern, dann seit 1280 den Kapellern, hierauf den Lichtensteinern, dann den Jörgern gehörte und endlich den Grafen von Weissenwolf zufiel. Nicht weit davon liegt Pulgarn, wo bis zum Jahre 1576 ein Nonnenkloster zum heiligen Geiste bestand, das später in den Besitz der Jesuiten kam. Unterhalb Pulgarn zeigt sich auf einem Waldberge das Schloss Luftenberg, wo 1635 und 1636 der Fanatiker Laimbauer, der später in Linz hingerichtet wurde, sein Wesen trieb. Weiterhin auf den Bergen des linken Ufers liegen St. Georgen an der Gusen und das Schloss Frankenberg. Nicht weit von dem Dorfe Gusen, wo das gleichnamige Flüsschen in die Donau fällt, schiffen wir an einer Insel vorbei, auf welcher sich uns ein viereckiger alter Thurm zeigt, mit wenigen öden Mauern, der einzige Rest des Schlosses der Spielberger, der Walseer, Jörger und Weissenwolfe; weiter unterhalb am linken Ufer gewahren wir den alten Markt Mauthausen, dessen Bewohner einst die Flotte des Kreuzheeres unter dem Barbarossa um Zoll aufhielten und dafür die Rache des Kaisers empfanden, der den Ort in Brand stecken liess; im Kriege der Brüder Rudolph II. und Matthias, wie im Bauernkriege erlitt Mauthausen schwere Drangsale, die schwersten 1809, zumal als der Obristlieutenant Scheibler daselbst sein Hauptquartier nahm; auf einem Felsen trotzt der alte Pragstein, einst in der Edlen von Prager Besitz. Mauthausen gegenüber mündet die Enns, die zwei Meilen westlich von Radstadt entspringt und an Admont und Steier vorbei, vom Priel her der Donau zuströmt. Am linken Ufer der Enns, eine geraume Strecke vor ihrer Vereinigung mit der Donau, überschaut die Stadt Enns von

einer Anhöhe herab den klassischen Boden ringsum, welchen Geschichte und Legende geweiht haben. Weltherrscher sind hier an Vorabenden grosser Ereignisse sinnend gestanden, Völkerschlachten haben hier getobt. Das Laureacum der Römer stand in dieser Gegend; der Name des Dörfleins Lorch zeugt, eine verstümmelte Reliquie, von jenen Tagen. In der ganzen Umgegend, zu Enns, Lorch, Amfelden, auf dem Schildberg zwischen Enns und Ebelsberg wurden die wichtigsten römischen Alterthümer gefunden, Grundfesten grosser Bauten, Reste von Aquädukten, Sarkophage, Legionsziegel, Denksteine, Hausgeräthe, Idole, Grablampen, Münzen. Die Bucht der Lorcher Donauflottille, „*classis laureacensis*“ (bemerkt Hormayr), ist noch unter dem Namen des Enghafens kenntlich. Die Legende lässt von Laureacum aus den Christusglauben sich über Oesterreich verbreiten, und versichert, dass der heilige Maximilian, der von Cilly hieher gekommen, ihn als Bischof gepredigt habe; eine (renovirte) alte Inschrift zu Enns bezeugte sogar:

„Zu Enns St. Marx und Lukas lehrt,
Das Volk zu Christi Glaub' bekehrt, — — —“
„— — — *his Marcus in oris*
Cum Luca Christi dogma professus erat.“

Auch St. Severin soll zu Laureacum geweilt und von dem Könige der Rugier Gnade für die mit Flüchtlingen angefüllte Stadt erbeten und erhalten haben. Nach St. Severins Zeiten wird von Laureacum berichtet, dass ein Erzbischof hier seinen Sitz hatte. 737 wurde Laureacum durch die Avaren zerstört, Vivilo, der Seelenhirt, flüchtete nach Passau; 791 schlug Karl der Grosse, als er mit ungeheurer Heeresmacht auf beiden Ufern der Donau gegen die Avaren zog, an der Mündung der Enns Lager, und führte, nachdem er drei Rasttage in Fasten und Beten zugebracht, seine Sachsen, Friesen, Thüringer, Alemannen und Franken (die Riesen Kisher und Einheer darunter) zum Vertilgungskampf gegen die Avaren; damals war Lorch an der Enns eine königliche Villa. Zwischen 824—827 wurde das alte Lorcher Erzbisthum durch den Papst Eugen II. wieder hergestellt. Die Schrecken der Avaren erneuerten die Ungarn; Luitpold erbaute wider diese im Jahre 900 die **Ennsburg** (Anesiburgum); nach der grossen Niederlage auf dem Lechfelde wichen die Ungarn bis Melk zurück, das ihre

Trotzburg ward. Um die Feste Ennsburg aber erhob sich allmälig die Stadt, als solche nennt sie Ottokar VI. von Steiermark, der dies Land dem Babenberger Leopold VI. abtrat. Im 12ten Jahrhundert war Enns bereits ein wichtiger Handelsort, den seine vom Montag nach Rogate bis zum Pfingstabend währende Messe berühmt machte; Rudolph von Habsburg erkaufte die Stadt von Eberhard von Spielberg für 600 Mark. Kaiser Maximilian I. erbaute in der Mitte des Marktplatzes den grossen Thurm, in welchem eine an Ketten hängende „Riesenrippe“ bewahrt wurde. 1532 drangen die Türken bis an die Brücke, auf der viele Bürger im Kampfe den Tod fanden; die Stadt selbst vermochten sie nicht zu überwältigen. Im Bauernkriege forderte Stephan Fadinger sie zur Uebergabe auf, und Wurm beschoss sie; Obrist Löbl aber schlug die Bauern und verbrannte ihr Lager. Am 4ten Mai 1809 hielt abermals ein Weltherrscher, Napoleon, zu Enns Rast, bevor er gegen die Kaiserstadt zog.

[illegible]

Die Donau von Mauthausen bis Melk.

Unterhalb Mauthausen sind die Ufer des Stromes flach, und erst bei dem Erlakloster, wo er sich von seiner Ausbeugung niederwendet, nähern sich die Berge Unterösterreichs dem rechten Ufer. Vor dem Erlakloster, das Otto von Machland 1065 für Benedictiner stiftete, später die Clarisserinnen in Wien als Filiale unterhielten und Joseph II. aufhob, liegt St. Pantaleon, vor Zeiten der Sitz der aus Kärnthen stammenden Perger, — gegenüber am linken Ufer das Hartschlössel und das Pfarrdorf Naarn (als Nardinum schon unter Karl dem Grossen erwähnt). Am rechten Ufer zeigt sich dann die Ruine Achleiten, und sobald wir die ziemlich grosse Halbinsel Grünau umschifften, das herrliche Schloss Nieder-Walsee auf einem dem anstürmenden Strome trotzenden felsigen Vorgebirge. Einst stand hier die Burg Sumerau, deren Herren jene „Schwabenherrschaft" im Lande unter Albrecht mit so grosser Erbitterung bestritten. Die Walseer erbauten sich an der Stelle der alten Burg diese gewaltige neue. Nach dem Erlöschen ihres Geschlechts — (in dem nahen Sündelburg hatten die Walseer ihre Gruft) — kam Nieder-Walsee an Kaiser Max I., dann an die Reichenberger, und, nachdem es oft seine Besitzer gewechselt hatte, an den Generalfeldmarschall Daun. Die Gegend, ein reicher Fundort römischer Alterthümer, wird für den *Lacus felix* (*loco felicis* des Antoninischen Itinerars) der Römer gehalten. Am linken Ufer liegen Hütting, Mitterkirchen, Mensdorf, Saxendorf, tiefer landeinwärts im Machland das alte Saxen (die Saxina im „Heunenland"), und Schloss Clam. Am rechten Ufer erblicken wir jetzt den schon unter Karl dem Grossen erwähnten Markt Ardagger, wo sonst ein Augustiner-Chorherren-Stift war, und die Wallfahrtskirche zu St. Ottilia am Kalminzberge. Nunmehr erhöht sich auch das linke Ufer zu Bergen; immer näher rücken einander die beiden Ufer und in ganzer Fülle seiner zusammengedrängten Kraft treibt

nun der Strom gen Norden an dem Vorgebirge des „Saurüssels“ vorbei gegen das alte Städtchen Grein zu, das aus tiefer Wald- und Berg-Einsamkeit in die Fluthen hinabblickt; die Greinburg, welche der Edle Heinrich von Chreine erbaute, beherrscht von jähen Felsen hernieder das enge Stromthal, mächtige Riffe bilden den von den Schiffern gefürchteten „Greiner Schwall“. Als hätte der Strom seine Macht hier gebrochen, wendet er sich nun ruhig gen Osten; aber nur kurz währt diese Ruhe; er sammelt nur Kraft zum Kampf. Die Schiffer gebieten uns ernst, bei Seite zu treten und beten barhäuptig still vor sich hin; jetzt eilen sie schweigend auf ihre Posten, und der Steuermann, den Griff des Ruders in der Hand, blickt sorglich spähend die Strombahn hinab. Mächtiges Tosen vernehmen wir, immer furchtbareres Brausen, die Felsen des Granitzuges, den der Strom gesprengt, weichen gen Süden und Norden allmälig zurück und wir gewahren eine Insel, den „Wörth“, mächtige Felsenklippe, gegen Osten, Westen und Süden abgeflacht, von weissen Sandbänken eingefasst, ein viereckiger Thurm, der letzte Rest des „öden Hauses von Werfenstein“ droht von der jähen Felskuppe herab, an die Zeiten gemahnend, da die Schrecken der wilden, zügellosen Gewalt jenen der Natur hier sich zugesellten; auf dem Gipfel des Felsens aber raget ein hohes steinernes Kreuz, den in Nöthen verzagenden Schiffern zum Trost, ein Siegeszeichen der über allen Stürmen in unerforschlicher Liebe waltenden Gottesmacht. Der südliche Arm des Stromes heisst der „Hössgang“, unser Schiff aber treibt pfeilschnell in dem nördlichen dahin, an den furchtbaren Riffen des „Bombengehäkels“ vorbei, zwischen den Klippen, die uns in einer Breite von 5—7 Klaftern umengen, über den grausig tosenden Strudel. Wie ununterbrochene Schläge mit breiter flacher Hand, von Riesen, die ihre Rücken unter den Schiffsboden stemmen, um das Fahrzeug aufzuheben und zu versenken, pochen die Wellen an die Planken. Wenige Sekunden und schon sind wir dem Strudel glücklich entronnen, und gewahren auf jäher Felswand die Warte des einst den Grafen von Machland gehörigen Schlosses Struden und die wie Vogelnester an den Granitfelsen klebenden ärmlichen Häuser des gleichnamigen Marktes. Rasch treibt unser Schiff dahin, und kaum dass wir Zeit gewannen, die Eindrücke, welche wir eben empfingen, im Gedächtnisse

413

Druck v. F. A. Zehl in Lpzg.

festzubannen, so sehen wir bereits den im Strom aufragenden Hausstein mit seinem alten Wartthurme vor uns, und das Geheul der Charybde, der wir nach der Scylla entgegeneilen, schallt uns immer näher zu; der gefürchtete Donauwirbel erwartet uns. An den nordwestlichen Klippen des Haussteins bricht sich der im mächtigen Fall dahertobende Strom, und seine Brandung treibt an's nördliche Ufer zum „langen Stein" zurück, wo der „Teufelsthurm" den schwarzen Mönch beherbergte, der dem Kaiser Heinrich III. (1045) auf der Stromfahrt erschien; durch diesen Kampf der nach entgegengesetzten Richtungen treibenden Wogenschwälle entsteht der Wirbel, jener trichterförmige, oft 4—5 Fuss in die Tiefe gähnende Schlund, von dessen Wesenheit so viel gefabelt worden, dass er unergründlich sei, dass der Grund des Stromes darunter durch eine Oeffnung die Wasser einschlinge, welche, den Krater des Plattensees erfüllend, in Ungarn wieder zu Tage kämen. Der Arm zwischen dem Hausstein und dem südlichen Ufer heisst der Lung, der Schwall an den südwestlichen Riffen des Haussteins der Haussteiner Wechsel. Pfeilschnell durchschneidet unser Schiff die „Reiben und Haden" des Wirbels mittendurch, und leichter athmen wir auf, wenn wir auf den grausigen Schlund hinter uns zurückblicken, und dann vor uns am linken Ufer das freundliche Sankt Nikola gewahren, das uns nach alter Sitte ein Boot mit einem schlicht bemalten Almosenkasten zusendet, in welchen der Reisende gern seine Spende wirft; nicht minder dankbar aber als des heiligen Nikolaus gedenken wir der frommen Beatrix von Klamm, der Gattin des Grafen Walchun von Machland, welche 1144 den Schiffern, die den in jenen Zeiten bei weitem gefährlicheren Strudel und Wirbel glücklich überstanden, hier ein Hospiz erbaute, das Herzog Albrecht 1351 mit einer täglichen Messe bedachte, — sowie der grossen Kaiserin Maria Theresia und Josephs, welche mit männlicher Beharrlichkeit die Gefahren des Strudels verminderten; vom Jahre 1777 bis zum Jahre 1791 wurde das grosse Werk, dem sich im Verlaufe der Zeit zahlreiche Hindernisse entgegenstellten, vollendet, wurden die gefährlichsten Felsen gesprengt, das Strombett von den Blöcken gereinigt, wurden am nördlichen Ufer ein Hufschlag aus Quadern und ein mächtiger Damm erbaut. Weiter abwärts von St. Nikola stand in unvordenklichen Zeiten das fünfte

jener Raubschlösser, welche die Gefahren der Schifffahrt auf dieser verrufenen Strecke vermehrten; der „Frau Helchin verfallenes Schloss“ hiess es später. Ermattet von der Brandung, strömt die Donau still und ruhig an St. Nikola vorbei und zwischen den hohen Felsenbergen dahin, die, ihre waldbewachsenen Abhänge hier steiler, dort sanfter niedersenkend, sie wie einen See umfrieden, an dessen äusserstem Ende der runde Thurm des in Trümmer zerfallenen Schlosses Sarblingstein emportaucht, dessen Existenz man schon unter Kaiser Otto III. 983 (aus dem urkundlichen Namen Sabanich — Sämig —) erkennen will, und das Wilhelm von Puechheim 1465 erstürmte, Kaiser Maximilian I. dem Kloster Waldhausen schenkte und dessen Wiederbefestigung Ferdinand I. unter der Bedingung gestattete, „dass die Nachbarn nicht befehdet werden dürften“; aus dieser Zeit datirt der runde Wartthurm. Unterhalb Sarblingstein zeigt sich uns nun am linken Ufer Hirschau, diesem Dorfe gegenüber am rechten auf Bergeshöh' der Thurm des mit dreifacher Mauer umgürteten, jetzt in Trümmer zerfallenen Schlosses Freistein, welches einst die mächtigen Walseer, nach ihnen die Prueschenk und Zinzendorf besassen. Am Fusse des thurmgekrönten Berges brechen die armen Leute des „Dörfels“ Granit. Am Isperbach, der aus einer Thalschlucht des linken Ufers hervoreilt, besiegte Karl der Grosse den Baierfürsten Thassilo. Allmälig wird das Stromthal jetzt weiter, am rechten Ufer steigt eine Terrasse zu dem im altfranzösischen Styl erbauten Schlösschen Donaudorf hinan; am linken thront auf einem mächtigen, schroff aus der Donau emporgipfelnden Leptinitfelsen das, die freie Aussicht gen Süden bis an den Oetscher weithin beherrschende, mit zwei Thürmen prangende Schloss Persenbeug, eines der ältesten in Oesterreich, das seinen Namen („Bösenbeug“ heisst es der Schiffer) von der, der Schifffahrt zumal beim Gegentrieb hinderlichen, bedeutenden Krümmung der Donau empfangen haben soll. Wir landen, noch bevor wir das Schloss erreichen, durchwandern den Markt, dessen Bewohner uns manchen rührenden Zug von der Herzensgüte des verstorbenen kaiserlichen Besitzers Persenbeugs, Franz des Ersten, erzählen, und besuchen zuerst den hinter dem Schlosse gelegenen Garten, in welchem der Kaiser, der Blumen wie Kinder liebte, von den Lasten der Geschicke und der Regierung so gerne

PERSENBEUG.

ausruhte. Der schönste Punkt des Gartens ist die „Kanzel“, wo er so oft sass, über den hier 193 Klafter breiten Strom hinüberblickend, an dessen anderm Ufer das uralte Ips liegt. Im Schlosse, dessen gegenwärtige architektonische Gestalt vom Jahre 1617 datirt, in welchem die Hoyos auf dem Grunde des alten Baues den neuen erhoben, weis't man uns Franz des Ersten Arbeitszimmer, den Bildersaal, die Kaiserzimmer, die beiden Kapellen; überall zeugt edle Einfachheit charakteristisch von dem Sinne des Monarchen.

Ob Persenbeug als „*arx persenboigium*“ zu dem „*ad pontem Isidis*“ der Peutinger'schen Tafel gehörte, bleibe uns für jetzt unerörtert, ebenso wenig wollen wir die Annahme bestreiten, dass in der Reihe von Schlössern, die sich unter Karl dem Grossen an der Donau erhoben, auch Persenbeug seine Stelle fand. Gewiss aber ist's, dass es im 9ten Jahrhundert bereits stand, im Besitz jenes Markgrafen Engelschalk, der eine natürliche Tochter Arnulfs entführt hatte, und später, der Verbindung mit den Marhanen beschuldigt, in der Pfalz zu Regensburg seiner Güter beraubt und geblendet ward. Zu Anfang des 10ten Jahrhunderts befestigte Graf Sighart von Sempt und Ebersberg die Burg gegen die Ungarn und erhielt von König Ludwig dem Kinde alles Land von der Traun bis zur Ips als Grafschaft zum Besitz. Seiner Enkel letzter, Adalbero III., der Gatte Richlindens von Schwaben, dachte, kinderlos, im Testamente Persenbeug und Ips dem Kloster Ebersberg in Baiern zu; doch als er gestorben, war seine Witwe nicht gewillt, dem Testamente sich zu fügen, und beschloss, den Kaiser (Heinrich III.), der auf der Donaufahrt gen Ungarn zu Persenbeug Nachtlager hielt, um Rückgabe der Güter anzuflehen, der Abt von Ebersberg war mit ihr schon einverstanden. Unterwegs, als die hohen Reisenden über den Wirbel fuhren, erschien dem Bischofe Bruno von Würzburg, der mit dem Kaiser war, der schwarze Mönch vom Teufelsthurm, und rief ihm, die Nähe des Todes anzeigend, zu, er sei sein böser Geist; wie der Bischof betend das Zeichen des Kreuzes machte, verschwand das Gespenst. In Persenbeug bewirthete Richlinde ihre Gäste aufs beste und erlangte von dem Kaiser, auf des Bischofs Fürsprache, die Gewährung ihrer Bitte. Kaum aber war dies geschehen, so brach der Fussboden ein und Alle stürzten in das untere Gemach hinab. „Der Kaiser,“ erzählt Aventin, „fiel hindurch auf den Boden in

die Badstub' ohn' allen Schaden, dergleichen auch Graf Altmann und die Frau Richlita, der Bischof aber fiel auf eine Badwanne auf die Daufeln, fiel die Ripp' und das Herz ein, starb also in wenigen Tagen hernach." Ihr Neffe, der Welf von Altorf, erhielt durch des Kaisers Spruch die Güter. In der Folge gab Leopold der Schöne Persenbeug seiner Tochter, und von da an blieb es den Babenbergern. Ottokar schenkte es 1271 dem Patriarchen von Aquileja; die Habsburger behielten es bis 1593, in welchem Jahre Kaiser Rudolph II. es den Freiherren von Hoyos verkaufte, bei welchen es bis zum Jahre 1801 blieb. Da kaufte Franz I. es zurück und vereinigte es mit den Patrimonialherrschaften. — Gegenüber von Persenbeug liegt an der Mündung des Bergflusses Ips das gleichnamige Städtchen, wahrscheinlich römischen Ursprungs*), sein Alter reicht in Karls des Grossen Zeit hinauf; von Ips schreiben sich eigene Ritter.

Unterhalb Ips wendet sich die Donau in rascher Ausbeugung; wir schiffen zwischen Unterhaus und Sarling, Hagsdorf und Gottsdorf weiter und gewahren nun am rechten Ufer die Ruinen des Klosters St. Lorenz im Gottesthal, das Eberhard von Walsee 1336 gestiftet und die Franzosen 1809 zerstörten; die Walseer hatten hier eine Gruft. Die Landspitze empfing von dem Sausen der, an die Uferfelsen tobenden Wogen den Namen Säusenstein. An Mötzling, Loiha und Kranz (am linken), an Idersdorf und Waltenbach (am rechten Ufer) vorübersteuernd, gewahren wir jetzt am linken Ufer den alten Markt Marbach und über demselben auf dem schön bewaldeten, 1308 Fuss hohen Berge, dessen Gipfel in einer Stunde zu ersteigen ist, die berühmte, malerisch gelegene, mit zwei Thürmen stattlich ragende Wallfahrtskirche Maria Taferl, zu welcher

*) Die oberhalb Ips beginnenden Stromengen, bemerkt Hormayr (Geschichte Wiens) „zwangen die Römer, von der Donau hinweg einen Weg durchs Binnenland zu brechen, gegen das heutige Amstetten und Strengberg, wo sie bald von der Ips an die Url kamen, und von dort ihren Weg längs der Ips weiter in's Mittel-Norikum verfolgten. An der Url war das Kastell „*ad muros*", noch jetzt auf der Mauer genannt, nach Carnunt der an Denkmalen reichste Ort Oesterreichs. Unferne ist noch die Römerstrasse, „Heidenstrasse", bei Hametsberg, Edla, Hochbruck, Abelsberg, Neubruna, Ober-Aspach, bis an die kleine Erla sichtbar."

alljährlich vielleicht mehr als 80,000 Gläubige pilgern. Eine entzückende Aussicht auf die ganze Alpenkette, welche Oesterreich vom Schneeberg bis an Baierns Gränze hin umschliesst, thut sich von der Höhe dieses Berges aus auf. Die Geschichte der Wallfahrt ist folgende. Seit unvordenklichen Zeiten, so berichtet die Legende, stand auf der Spitze des Berges eine alte Eiche, in welcher sich das Bild des Erlösers am Kreuze befand; die Bewohner von Klein-Pechlarn pilgerten alljährlich am Ostermontage gläubig dahin und hielten auf einer steinernen Tafel vor der Kirche Mahlzeit, davon hat das Gnadenbild den Namen „Maria Taferl" erhalten. Seit dem Jahre 1632, da ein Hirt die bis auf zwei Zweige verdorrte Eiche umhauen wollte und sich dabei verwundete, wirkte das Bild zahllose Wunder und viele Fromme wollten Chöre von Engeln gesehen haben, die dasselbe anbeteten. Unterhalb dem Dorfe Krummnussbaum, von dem der Volkswitz seinen Ursprung hat: „an der Donau steht ein krummer Nussbaum, der von einem zum andern Ufer reicht" (das Dörfchen liegt nämlich in zwei Hälften an beiden), mündet die grosse Erlaf, die aus dem steyrischen Hochgebirge kommt und bei Wieselburg sich mit der kleinen Erlaf verbunden; ein grosser Rechen fängt das von den steyrischen Wäldern herabgeschwommene Triftholz auf. Bald gewahren wir am selben Ufer die Mauern und Thürme des alten Städtchens Pechlarn (wo der Römerort Arelape, wo eine Donau-Flotille und dalmatische Reiter angenommen wird), das „Bechelaren" des Nibelungenliedes, die Reihe der Ortschaften bis Wien und Heunburg hinab eröffnend*); die Erlaf schied Baierland und Heunenland. Das ist die Stätte, wo der edle Rüdiger gebot;

Die Fenster an den Mauern traf man offen an,
Die Burg zu Bechelaren war mächtig aufgethan,

*) Merkwürdig ist die genaue Bekanntschaft des südöstlichen Deutschlands, welche der Dichter des Nibelungenliedes entwickelt. „Aus allen Gauen Deutschlands" bemerkt Hormayr (in der Geschichte Wiens) „kennt er nur Oesterreich, wie es in den ersten Tagen Leopolds des Glorreichen war, mit aller Umständlichkeit eines Augenzeugen, mit aller Wärme eines alten Bekannten; — — — kaum kann man sich der Ahnung erwehren, diese letzte Bearbeitung sei eine beständige Anspielung auf Leopold und sein Oesterreich, und unter Piligrin sei Wolfker von Passau gemeint.

Da zogen ein die Gäste, die man gerne sah,
Gute Rast schuf ihnen der edle Rüdiger da.

Mit ihrem Ingesinde Rüdgers Tochter ging,
Dass sie die Königsfraue minniglich empfing,
Da war auch ihre Mutter, des Markgrafen Gemahl,
Die Degen grüssten gerne die Jungfrauen allzumal.

Sie fügten ihre Hände in Eins und gingen dann
In einen weiten Pallast, der war gar wohlgethan,
Vor dem die Donau unten die Fluth vorübergoss,
Da sassen sie im Freien und hatten Kurzweil' gross*).

Wir wollen uns in den Streit nicht mengen, ob Rüdigers Burg in dem Städtchen Pechlarn oder in dem Markte Klein-Pechlarn gestanden, und erfreuen uns, weiterschiffend, am Anblicke der malerischen Ruine Weiteneck, die auf Felsen am linken Ufer zwei noch im Verfalle stolze Thürme emporhebt, als reckte ein unter den Steinblöcken begrabener Riese seine Arme hinan; dem edlen Vogt von Bechelaren, dem „treuesten Degen auf Erden", weist die Ueberlieferung die Erbauung dieser Burg zu; der gränzhütende Markgraf Burckhard (unter Otto II.) mag von ihr aus jene gewaltige Eisenburg der Ungarn auf dem Vorgebirge des rechten Ufers scharf im Auge gehalten haben, wie sich die Feste Wieselburg an der Mündung der kleinen Erlaf in die grosse gleichfalls zur Gränzhut gegen die Eisenburg erhob. In der Folge finden wir Weiteneck unter anderen als Witwensitz der Königin Agnes (Kaiser Albrechts Tochter), als Eigenthum Hans des Lichtensteiners, als Witwensitz der Kaiserin Elisabeth (der Mutter des nachgeborenen Ladislav) und als Eigenthum des Wiener Bürgermeisters Wolfgang Holzer erwähnt. In neuerer Zeit kaufte Weiteneck Kaiser Franz I., der in dem nahen Lubereck öfters die Sommermonate zu verleben liebte.

Immer näher steuern wir jetzt dem Prachtbau des Stiftes Melk, dessen Anblick schon von ferne unsre Aufmerksamkeit fesselte. Auf dem Rücken eines hohen Granitfelsens, der seinen Abhang jäh in den Strom niedersenkt, beherrschen die im grandiosen neuitalienischen Styl erbaute, mit zwei Thürmen und einer

*) Nibelungenlied. Uebersetzung von Simrock, 21stes Abenteuer.

Kuppel prangende Stiftskirche, und das Klostergebäude *), dessen Bibliothek und Speisesaal durch einen grossen Balkon verbunden gegen die Donau, dessen Façade mehr landeinwärts gekehrt, die weite und ebenso reizende als grossartige Landschaft; zur Seite an dem einzeln ragenden Fels vorbei, auf dessen Spitze die Heiligenstatue steht, wendet sich die Donau dem Schlosse Schönbühel zu, das, mit Thürmen und Mauern aus dem Waldesgrün hervorragend, die Pforte des von hohen Bergen umschlossenen Stromthales Wachau behütet. Ein Eskurial glauben wir zu betreten, wenn wir in den Höfen und Prachtsälen der Abtei umherwandeln, den reichen Bücherschatz (worunter 1500 Handschriften und Druck-Erstlinge) würdigen, die mit Fresken geschmückte Kirche besuchen; Pracht und Grösse, wohin wir blicken; heitere Geselligkeit, ächte Urbanität, grossartige Gastfreundschaft und gründliche Gelehrsamkeit (des Klosters alter, aber unverjährter Ruhm!) machen diese kolossalen Räume traulich und schnell finden wir uns in dem Leben heimisch, welches die österreichischen Hochstifte charakterisirt und von dem gewöhnlichen Klosterleben himmelweit verschieden ist. Die bedeutenden Schenkungen, durch welche diese Hochstifte zu einer solchen Höhe des Reichthums gelangten, haben dem Vaterlande und der Wissenschaft herrliche Zinsen getragen, und wenn wir hier die schöne Sinnlichkeit des Katholicismus in voller Blüthe sehen, so müssen wir gestehen, dass wir keine edlere zu nennen wüssten; diese Geistlichen haben, als sie ihre Prachtzellen betraten, des Lebens höchsten Zweck, die Pflicht der Thätigkeit, nicht für dumpfe Ascetik, nicht für geist- und herztödtenden Mysticismus aufgegeben; als wissenschaftliche Forscher, als Lehrer, als Seelsorger nützen sie fort und fort; wer will es ihnen verargen, wenn sie dabei im Besitz angeerbten Reichthums das Leben so heiter hinnehmen, als ein freundliches Geschick es ihnen gab? Ehre den Mitgliedern dieser Hochstifte, deren Prälaten wohl mit Recht im Rathe der Stände mitsitzen; kräftiger, als es durch tausend Fastenpredigten, Bussvorschriften und Repristinationen möglich wäre, erhalten sie einen Cultus, welcher dem Sinne des Volkes so ganz entspricht, auf-

*) Ein Werk des St. Pöltner Baumeisters Jakob Prandauer's von 1720 bis 1732.

recht, und vermitteln das letztere mit den Fortschritten der Aufklärung und allgemeinen Weltbildung, indem sie sich mit männlicher Energie dem religiösen Aberglauben und der nutzlosen selbstmörderischen Bigotterie entgegenstellen. Melk, Klosterneuburg, St. Florian, Kremsmünster, Göttweih, Lilienfeld, — (um die bedeutendsten hervorzuheben!) — welcher andere katholische Staat kann sich, gleich Oesterreich, solcher segensreich wirkender geistlicher Institute erfreuen?

Ob auf dem Rücken des Felsens, der jetzt die Abtei trägt, in Römerzeiten das Kastell Namare gestanden, wer vermöchte dies, ob auch die Vergleichung der Lage mit der Angabe der Peutinger'schen Tafel ziemlich zusammentrifft, bis zur Evidenz zu ermitteln? Wir enthalten uns, die etymologischen Grübeleien über Cäsar's Burg, „*mea dilectissima*" (woraus Meddelike entstanden) hier zu verfolgen. So viel ist gewiss, dass die nahe Wachau schon unter Karl dem Grossen bevölkert war, und dass Melk, noch 30 Jahre nach der Schlacht auf dem Lechfelde, die Eisenburg der Ungarn blieb. Das Nibelungenlied erwähnt Melk also:

„Da brachte man aus Medilik auf Händen getragen
Manch reiches Goldgefässe, angefüllt mit Wein,
Den Gästen auf die Strasse; sie sollten willkommen sein.

Ein Wirth war da gesessen, Astolt genannt,
Der wies ihnen die Strasse ins Oestreicherland
Gegen Mutaren an der Donau nieder.

Der Babenberger Markgraf, Leopold der Erlauchte, brach der Ungarn Macht in manchem Streit, trieb sie aus der Eisenburg, warf ihre Mauern und Thürme nieder, gründete auf der Siegesstätte seinen Hofhalt und stiftete eine Kirche und ein Kloster für zwölf Chorherren, sowie eine Ruhestätte für sich und die Seinigen. Im Jahre 1012 wurde der heilige Coloman, den die Legende einen schottischen Königssohn nennt, auf einer Reise durch Oesterreich bei Stockerau von dem Landvolk, das ihn für einen heimlichen Späher hielt, getödtet; seine Leiche kam nach Melk, sein Standbild und das des heilig gesprochenen Markgrafen Leopolds IV., der in Melk geboren ward und daselbst seine Hochzeit mit Agnes, der Tochter Heinrichs IV. hielt, zieren das Portal der Stiftskirche. 1089 versetzte Markgraf Leopold III. (der Schöne zubenannt) statt

der Chorherren Mönche von St. Benedikts Orden hieher; jener Leopold IV. (der Heilige), der Stifter Klosterneuburgs und Heiligenkreuz's, verlegte acht Tage nach seiner Vermählung mit Agnes seine Residenz von Melk auf den Kalenberg. Viele Drangsale trafen das reiche Kloster im Laufe der Jahrhunderte; schlimmere als in den Zeiten der Türkennoth, da der tapfere Abt Georg Müller die ungläubigen Rundköpfe zu scheuchen verstand, trafen es in unseren Tagen bei den französischen Invasionen von 1805 und 1809. — Unter dem Felsenrücken bis an die Donau hin liegen die Häuserreihen des Marktes Melk mit seiner interessanten alten Pfarrkirche (vom Jahre 1481). Schrägüber vom Kloster am linken Stromufer zeigen sich auf einer Anhöhe die malerischen Ruinen des Schlosses Emmersdorf, von welchem herab einst die Emmersdörfer die Donaufahrer ängstigten. Eine Stunde landeinwärts von Melk liegt die interessante, wohlerhaltene Schallaburg.

Die Donau von Melk bis Wien.

Zu Schiffe! Lasst Hornesklang in die Buchten des Stromthals schallen, die alten Sagen zu wecken, die auf weichem Moose in den Klüften der Berge und unter den eingestürzten Hallen der Burgen schlummern. Seht: ein glückliches Zeichen! ein Regenbogen wölbt sich über uns, da wir einfahren ins Zauberthal. Horch! hörtet ihr nichts? War's uns doch, als hätten wir ein Johlen und Rufen drüben am Leinpfad vernommen. Kein menschlich Wesen ringsum zu sehen! Vielleicht war's der „wilde Hochenauer", der verdammt ist, so lang zu reiten, bis das Strombett der Donau so trocken ist als der Gipfel des Jauerlings. Seht ihr's nicht vor euch auf den Wellenspitzen schimmern wie weisses Gewand? Ist's wohl der Schleier des Donauweibchens, das den Scheitel über die Fluthen emporheben will, um zu spähen, ob die Zeit der Verheissung sich noch nicht erfülle? Denn kommen wird es einst, wenn der Heide die Vormauer der Christenheit erstürmt, und wird Alle, die es seit einem Jahrtausend ins kristallene Haus zu sich hinabgezogen, emporbringen, und als gerüstete Schaar ins Feld stellen, um den Erbfeind zu schlagen; dann, wenn der Strom bis ins schwarze Meer von Heidenblut roth ist, wird die neue Zeit der Herrlichkeit beginnen. — Alles todtenstill, Regenschleier umhüllen den Hintergrund, indessen der Thurm von Schönbühel sich dicht vor uns in greller Sonnenbeleuchtung zeigt. Das Schloss gehörte im 13ten Jahrhundert einem Rittergeschlecht, das sich davon schrieb, seit dem Ende des 14ten den Stahrembergern, von denen Rüdiger 1578 einen protestantischen Geistlichen zu sich berief; der evangelische Glaube blieb bis zum Jahre 1629 hier aufrecht. 1674 wurde das Servitenkloster, eine kurze Strecke unterhalb dem Schlosse auf den Felsenklippen, gestiftet, das ein Gnadenbild Mariä bewahrt.

Wir befinden uns in der Wachau, so heisst das einsame grossartige Stromthal von Schönbühel bis Dürrenstein, das zu beiden Seiten von hohen Felsenbergen eng umschlossen ist, auf

deren Gipfeln ernste Ruinen stehen und zu deren Füssen Menschenwohnungen in düstrer Abgeschiedenheit sich bergen, scheu, als empfänden sie noch die Gewalt der Zwingherren, die einst dort oben hausten. Wer je den Rhein befuhr, wird eingestehen, dass die Landschaften der Wachau durch die Eigenthümlichkeit der vorherrschenden poetischen Stimmung mit den schönsten des Rheines wetteifern, an welche sie in vielfacher Beziehung erinnern. Ist dort die Grossartigkeit der Landschaft fast immer gleich durch den erfreulichen Anblick des unermüdlichen Culturfleisses und des lebhaftesten Verkehrs gemildert, so erscheint hier die wilde Schönheit der Natur — man möchte sagen: — noch in voller Jungfräulichkeit, und alle Versuche des Menschenfleisses scheinen an dem ehernen Trotz dieser Brunhild zu scheitern, die statt froher Menschengesichter nur todesbleiche ernste Sagen zu Genossen haben will.

Schon unter Karl dem Grossen wird die Wachau genannt, das Thal im Avarenland, alles Stromgebiet von der Bielach, die bei Emmersdorf mündet, bis gegen Tule, Zeiselmauer und Perschling schenkte jener Kaiser dem Passauer Bischof; nach dem Sieg auf dem Lechfeld wurde Burckhard mit der Obhut der oberen „Wachowe" betraut. Im 14ten Jahrhundert gab es eigene Ritter von Wachau.

Schönbühel im Rücken, gewahren wir zuerst am linken Ufer Aggsbach, das „Aspach, Acuspach" aus der Zeit Karls des Grossen, — gegenüber Klein-Aggsbach, wo die Ach in die Donau mündet; in der Thalschlucht, die hier mündet, stiftete Haderich von Kuenring 1386 eine Karthause, „unserer lieben Frauen Pforte", die 1782 zerstört wurde; tiefer im engen Thale stehen die letzten Reste des Schlosses Aggsbach. Am rechten Ufer zeigt sich trotzig die Ruine der gewaltigen Burg Aggstein*) auf einem hohen und steilen Felsen, zu welcher zwei Wege hinanführen, der eine vom Dörflein Aggstein empor, das unten am Fusse des Berges liegt, der andre von Langeck über den oberen Hof. Die Vorwerke und äusseren Gebäulichkeiten sind noch wohl zu unterscheiden; die Burg hatte drei Thore, zwischen welchen die Knappenwohnungen, Stallungen und Wirthschaftsgebäude (noch

*) Vergl. Hormayr's hist. Taschenbuch für 1831.

jetzt in den Trümmern zu erkennen,) sich befanden. Ueber dem dritten Thore liess Georg Scheck, der die Burg erneuerte, sein Wappen und die Schrift einsetzen: „Das purkstal hat angvangen tze pauen her Jorig der Scheck von wald, des nachsten muntag nach vnser Fravntag nativitatis da von christ gepurd warn vergangen M CCCC XX iiiiij Jahr.“ Der dritte Hof ist der grösste, um ihn reihen sich Gemächer, zum Theil von neuerer Bauart. Durch einen breiten Gang gelangt man in das Hauptgebäude, welches bei weitem älter ist; von diesem erreicht man die höchste Spitze des Felsens. Wohl ohne Zweifel waren es die Kuenringer*), welche diese Felsenburg bauten. Hadamar von Kuenring, von der Donau bis gen Böhmen und ins Marchfeld gewaltig, erscheint im 12ten Jahrhundert als Herr von Aggstein und Dürrenstein; auf der letztgenannten Bergfeste verwahrte er dem Herzoge Leopold VI. den gefangenen Richard Löwenherz, von dem die Ueberlieferung meint, dass er auch zu Aggstein gewesen. Hadamars Söhne, Heinrich und Hadamar, sind jene gefürchteten Hunde von Kuenring, die kein Schiff auf der Donau, keinen Wanderer auf der Heerstrasse ungefährdet ziehen liessen; zwischen Schönbühel und Aggsbach stand ihnen ein Wartthurm, „das Blashaus“, von wo aus des Wächters Horn ihnen die Ankunft herabkommender Schiffe verkündete. Dem jungen Herzog Friedrich (dem Streitbaren) raubten sie das grosse Siegel und den Schatz (beides hatte ihnen dessen Vater Leopold anvertraut) auf ihre Burg Rappoltstein; nicht Friedrichs sieggekrönte Rache, nicht der Kirchenbann, den der Bischof von Passau über sie sprach, vermochten sie zu schrecken, sie trotzten auf Aggstein, das sie für unbezwinglich hielten, den besten Ringfinger von jenen zehn (so nannten sie ihre Burgen), „mit denen sie den Herzog zu erdrücken“ sich vermassen. Aber

*) Den Ursprung des Namens Kuenring erzählt Hormayr also: Als die zahlreichen Enkel des Helden Azzo, der die Ostmark über die Böhmen erstiegt, einst auf offenem Felde bei Eggenburg sich alle versammelt, ein gemeinsames Stammhaus zu bauen, selbem einen gemeinsamen Namen zu geben, und sie alle auf stolzen Rossen im Kreise die Grundfesten der beschlossenen Feste umritten, rief plötzlich der Weiseste aus ihnen: „Was zweifeln und was fragen wir lang? Die Kühnen dieses Landes sind hier alle an einem Ringe, davon möge denn dies Haus Küenring heissen.“

klug ersonnener und glücklich vollbrachter List erlag endlich ihr Uebermuth. Ein reicher Kaufherr gab dem Herzog den Plan an; ein Schiff wurde mit Gold und kostbaren Waaren befrachtet, im untersten Raum aber bargen sich dreissig wohlgerüstete Kriegsleute. Es ward angehalten und geplündert, der Raub schnell an's Land geschafft; Hadamar von Kuenring verweilte noch im Schiffe, um Nachlese zu halten, da stiessen die Ruderer rasch vom Ufer ab, die dreissig in Wehr und Waffen sprangen aus dem Bauche des Schiffes hervor und überwältigten nach langem Kampfe den wilden unbändigen Recken. Im Triumph ward er nach Wien gebracht, Aggstein geschleift. Friedrich liess Gnade über die Hunde von Kuenring ergehen, Hadamar aber, dessen Muth mit seiner Burg gebrochen war, pilgerte nach Passau, um Lösung vom Banne zu erlangen, und starb unterweges. Leutold der Kuenringer nahm an dem Bunde der edlen Geschlechter von Oesterreich und Steiermark gegen Kaiser Albrecht Theil, und verlor, als dieser nach dem Tage zu Triebensee den Bund mit Macht zertrümmerte, unter vielen anderen bedeutenden Burgen, wie Dürrenstein, Rastenberg, Weiteneck, auch Aggstein; gleichwohl gab Albrecht ihm später seine Nichte Agnes zur Gattin. Wie die Geschichte von jenen Hunden von Kuenring, berichtet die Sage von dem „Schreckenwald", der zu Aggstein gehaust habe; allenthalben ward von des Schreckenwalds „Rosengärtlein" erzählt, einem schmalen Felsenstücke, das sich über den Abgrund hinausreckte, kaum gross genug, dass ein Mensch sich darauf ausstrecken konnte. Auf diesen Felsen führte der Schreckenwald seine Opfer durch ein Pförtlein, das er wieder verschloss, und liess ihnen die Wahl, darauf Hungers zu sterben oder sich aus Verzweiflung in den Abgrund zu stürzen. Endlich aber sei ein Gefangener, so meldet die Sage, mit Gottes Gnade wunderbar in den Abgrund hinabgeklettert und habe allerorten das Volk zur Rache gegen den Unhold aufgerufen; da sei Aggstein überfallen und gebrochen und der Schreckenwald durch den Henker gerichtet worden. Georg Scheck, Herr auf Ottenschlag, herzoglicher Kammermeister und Landrichter, ein buckliger und hinkender, aber tapfrer Mann, der dem Kaiser Friedrich früher mannhaft beigestanden, war im 15ten Jahrhundert Herr zu Aggstein und erneuerte durch sein Walten die Schrecken der Kuenringer-Zeit und die Sagen vom Rosengärtlein. Ihn

überraschte der Grafenecker, des Kaisers Hauptmann, der Aggstein im Sturme nahm; mit genauer Noth entfloh der Scheck, gezwungen bei denen zu betteln, die er früher so hart bedrängt hatte. Später ging der Besitz der Burg aus den Händen des Kaisers in die der Freiin von Polheim, dann in die der Herren von Abensberg und Traun, endlich in die der Stahremberge über, und von diesen durch Kauf an den Grafen Beroldingen.

Am linken Ufer gewahren wir das unterhalb Aggsbach an den Fuss des an 500° hohen Jauerlings sich schmiegende Oertlein Willendorf, weiterhin Groisbach, dann Schwallenbach (dem gegenüber St. Johann am rechten Ufer). Gleich unterhalb Schwallenbach senkt sich die Teufelsmauer den Abhang der Berge herab, Felsenkämme, die zerklüftetem Mauerwerk ähneln; Echo birgt sich dahinter, als riefen im Dunklen waltende Mächte deinen Fragen Antwort zu. Eine Sage ward davon erzählt, die mit dem alten Wahrzeichen von Aggsbach, einem kupfernen Hahn, dem der Kopf mit einem Pfeile durchschossen ist, in Zusammenhang stand. Im Aggsbacher Schlosse soll einst ein Ritter gehaust haben, dem eine wunderholde Tochter blühte. Die Ritter von Spitz und von Aggstein freiten um sie, Vater und Tochter neigten sich dem Aggsteiner zu, doch setzte der Vater, den von Spitz nicht zu kränken, die Bedingung, wer von beiden Werbern als Sieger vom Turniere heimkehre, solle die Jungfrau als Braut heimführen. Dem Ritter von Aggstein lächelte das Glück und der Hochzeitstag ward bestimmt; der Ritter von Spitz aber eilte am Abend zuvor voll Verzweiflung an die Donau, um sich und sein Herzeleid darin zu begraben. Da erschien ihm der Böse und trug ihm an, er wolle eine Mauer über den Strom bauen, dass die Wellen bis zur Burg hinanwüchsen, dann könnte er ohne Gefahr die Braut nach Spitz entführen. Der Ritter willigte ein, der Böse begann sein Werk und führte es schon bis an den Strom hinab aus, als auf dem Kirchthurme zu Aggsbach ein Hahn krähte. Ingrimmig, im Werke gestört zu sein, schoss der Böse dem Hahn einen Pfeil durch den Kopf; der Ritter aber ging in sich und büsste auf einer Pilgerfahrt und im Kloster den Frevel, den Rath des Bösen nicht abgewiesen zu haben. Zum Wahrzeichen ward der kupferne Hahn mit dem Pfeil auf die Spitze des Aggsbacher Kirchthurms gesetzt, die jäh gegen den Strom ab laufenden Mauern aber, das Werk

des Bösen, sind für ewige Zeiten zu schauen. — Ein ähnlicher Felsenkamm zeigt sich auch auf dem Berge am rechten Ufer unterhalb Aggstein; an diesem gewahren wir Ober-, Mitter- und Unter-Arnsdorf.

Am linken zeigt sich uns nun der malerisch gelegene alte Markt Spitz, dessen Häuser sich in der Runde um einen mit Reben bepflanzten Hügel reihen, welcher der Mittelpunkt der Wachau heisst; „zu Spitz wächst der Wein auf dem Markte", sagt der Volksspruch. Spitz gehörte seit unvordenklichen Zeiten noch Baiern, kam später an die Kuenringer und an die Kapeller, endlich wieder an Herzog Georg den Reichen von Landshut und beim Streit um dessen Erbe an Kaiser Max I.; in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ward Spitz evangelisch, später fühlte es die Gegenreformation aufs empfindlichste, nicht minder 1805 die Kämpfe zwischen den Franzosen und Russen. Der Hausberg trägt einen aus Quadern erbauten Thurm, fast den einzigen Rest der alten Burg Hinterhaus. — Weiterhin am linken Ufer sehen wir nun den Flecken St. Michael, mit seiner interessanten altdeutschen Kirche, auf deren Dache das Wahrzeichen, „sechs Hasen", an die Zeit erinnern soll, da der Schnee die ganze Kirche bis zum Dache hinauf bedeckte.

Wir schiffen nun zwischen Wesendorf und Joching (am linken) und Ober- und Unter-Kienstock und St. Lorenz (am rechten Ufer) vorbei und sehen am linken Ufer den alten Markt Weissenkirchen liegen, der einst den Kuenringern, später den Stahrembergen gehörte und im dreissigjährigen Kriege gewiss nicht grösseres Drangsal erlitt als 1805, da die Russen und Oesterreicher sich mit den Franzosen hier schlugen. Bei Rührsdorf stemmt eine gigantische Felsenwand sich dem Strome entgegen, kein Ausweg scheint da möglich, um die Kraft der Fluthen zu erlahmen; nordöstlich windet sich eine Schlucht, wild und grausig, als führe sie in den Orkus. Jetzt nähern wir uns dem Markte Rossatz am rechten Ufer, und allmählig sehen wir das Adlernest Dürrenstein hoch oben zwischen den Rissen der jäh wie Kristallbildungen aufragenden Klippen festgekittet; was Mauer, was Fels, vermag das Auge kaum zu unterscheiden; unten am Fusse des kahlen Berges, und am Saume der Wellen, die das Vorgebirge bespülen, liegt das gleichnamige alte (schon im 11ten

Jahrhundert erwähnte) Städtchen, dessen Bewohner 1741 den Franzosen und Baiern, welche den Ort überraschen wollten, durch eine artige List (sie bemalten Brunnenröhre schwarz, dass diese Kanonenläufen glichen) solchen Respekt einflössten, dass sie bei Zeiten wieder umkehrten; 1805, am 11ten November, wich Mortier unterhalb der Stadt den Russen Kutusow's und Schmidt's braven Oesterreichern im blutigen Gemetzel. Zu Dürrenstein bestand bis 1769 ein Clarisserinnenkloster, in dessen herrlichen Ruinen sich jetzt ein — Gasthaus befindet, und bis 1782 ein Chorherrenstift, das Otto von Meissau 1410 gegründet; 1718 hatte der Abt Hieronymus durch Jacob Prandauer den Neubau der Kirche und Prälatur aufführen lassen. Die Ruine des Schlosses Dürrenstein liegt auf dem Gipfel des Berges, rings im Hintergrunde durch höhere Felsenwände gedeckt, deren jähe Einzelklippen wie Mauern, Säulen und Pfeiler eines zertrümmerten Riesenbauwerks emporstreben. Nur noch wenige Reste von Mauern und Thürmen lassen die ursprüngliche Gestalt der Burg erkennen; vom Rittersaale blieb nur eine Wand und eine Säule; in den Wänden der weiland Kapelle zeigen sich Spuren von Malereien, die Keller und Gewölbe sind zum Theil verschüttet. Ist's nicht, als hätte des Sängers Fluch um der Freiheit Verlust die stolzen Mauern gebrochen? Das Schloss zählt mit zu den ältesten in Oesterreich, bis zum zwölften Jahrhundert herrschten die Tyrnstainer darin, dann gehörte es den Kuenringern; 1192 besass es jener Hadamar von Kuenring, dessen wir schon auf Aggstein gedachten, — ihm übergab Herzog Leopold VI. den gefangenen König Richard Löwenherz zu ritterlicher Haft. Mehre Monate weilte Richard in Dürrenstein, bis er dem Kaiser Heinrich VI. übergeben und nach Trifels gebracht wurde; dort habe ihn Blondel der Treue gefunden, wird im Rheinland erzählt*); doch auch die Donau vindicirt sich gern diese romantische Sage, das Angedenken Blondels hängt zu innig mit dem an Richards Gefangenschaft zusammen, als dass die Lokalsage sie trennen möchte; auffallend aber wäre es, dass sie dabei das Andenken des heimischen Fürsten (Leopold VI.) in den Staub tritt, wüssten wir nicht längst von ihr, dass sie stets

*) Vergleiche Simrock im „malerischen und romantischen Rheinland" (6te Sektion des mal. und rom. Deutschlands) S. 85 u. ff.

für das Unglück so gern partheiisch ist und mit aller Lebhaftigkeit eines Kindes ihre Lieblinge in einen Nimbus hüllt, vor welchem alle Umgebung derselben in Nacht versinkt. So wird noch zu Dürrenstein ein Loch im Felsen gewiesen, von welchem die Ueberlieferung (— durchaus ohne Grund —) behauptet, dass Richard darin bewahrt worden, und im Schlosse Greifenstein sogar ein hölzerner Käfig! — Als Friedrich der Streitbare die Hunde von Kuenring gebändigt, brach er auch Dürrensteins stärksten Thurm. Nach dem Erlöschen des Geschlechtes der Kuenringer erwarben die Meissauer, dann (unter Ladislav) der Eitzinger, hierauf die Brüder von Strein zu Schwarzenau, hierauf die Eberstorfer, später die Enenkel, die Zinzendorf und die Stahremberg Dürrenstein. Als die Schweden 1645 das Städtchen am Ufer einnahmen, zerstörten sie auch das Schloss.

Bei Dürrenstein öffnet sich das Stromthal und wir blicken, unsre Donaufahrt zwischen den felsigen und bewaldeten Ausläufen der Bergkette zur einen, und sanft hinansteigenden Rebenhügeln zur anderen Seite fortsetzend, in die Ebene gen Osten hinaus, welcher der Strom nunmehr zueilt; am rechten Ufer gewahren wir jetzt Mautern, das „Mutaren" des Nibelungenliedes. Die Entdeckung von Katakomben, sowie mehre ausgegrabene Alterthümer weisen auf eine römische Niederlassung hin, man glaubt hier die Stelle des alten Mutinums ermitteln zu können. Unter Karl dem Grossen wird Mutarum erwähnt, 898 erscheint es bereits als Stadt, in welcher 986 eine Synode stattfand. 1484 erkämpfte Mathias Corvinus bei Mautern einen bedeutenden Sieg. Tiefer landeinwärts von Mautern zeigt sich uns auf einem hohen Berge, der sich frei aus der Ebene erhebt, das stattliche Benediktiner-Stift Göttweih. Bischof Altmann von Passau, der in der Jugend, da er noch ein fahrender Schüler war, mit zwei anderen, Adalbert (dem späteren Bischofe von Würzburg) und Gebhard (dem späteren Bischofe von Salzburg), an einer Quelle am Fusse des Berges zusammengetroffen und dort mit ihnen wechselseitig festes Bündniss beschworen, sowie (gleich jedem der beiden anderen) das Gelübde gethan, ein Kloster zu bauen, wenn er Bischof würde, — stiftete 1075 zur Erintrudiskapelle ein Kloster für Augustiner-Chorherren, und wurde in Göttweih begraben. Später nahmen die Chorherren die Regel St. Benedikts an. Das jetzige Stiftsgebäude

stammt aus den Jahren 1720—1732, in welchen der Abt Bessel das durch Brand von 1718 verwüstete Kloster prächtiger wieder herstellen liess.

Mautern gegenüber und durch die 637 Schritte lange Brücke, zwischen deren Jochen wir eben fahren, mit Mautern verbunden, auf der Fläche zwischen dem Strom und sanft emporsteigenden Hügeln liegt die Stadt Stein, nicht weit von der Brücke die Ruine der alten Feste, welche Mathias Corvinus bei Eroberung der Stadt zerstörte; Reste einer andern zerfallenen Burg trägt der Frauenberg. In der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts war Stein ein nicht unbedeutender Stapelplatz für den österreichischen Handel. Nahe bei Stein liegt an der Mündung des Kremsflüsschens die Stadt Krems, — zwischen beiden Orten das jetzt für ein Militärhospital verwendete Gebäude des weiland Kapuzinerklosters Und, (daher der Spruch im Volksmunde: „Krems und Stein sind drei Orte“,) und das Monument des Helden von Dürrenstein, Heinrich von Schmidt. Krems ist eine der ältesten Städte des Erzherzogthums; schon zu Ende des 10ten Jahrhunderts wird Chremisse genannt; in der Mitte des 15ten tobte auch hier, wie zu Stein und Mautern, zehn Jahre nach den Gräueln zu Deggendorf die Wuth des Volkes gegen die Juden, deren manche sich verzweiflungsvoll in ihren Wohnungen verschlossen, diese anzündeten und freiwillig in den Flammen starben; Albrecht II. büsste die Städte für die Frevel an den Juden und der Erbschenk von Meissau vollzog das Gericht. 1477 belagerte, 1486 eroberte Mathias Corvinus, 1645 Torstensohn die Stadt. Berühmter als seine Geschichte, als der Gewerbfleiss seiner Einwohner und selbst als der herbe Wein, der ringsum gebaut wird, hat Krems der Volkswitz — wenigstens in ganz Unteröstereich — gemacht; unbegreiflich, warum die Volksbühne die drolligen Elemente jener Berühmtheit nicht zu eigen nahm und verarbeitete. Die Pantoffelhelden nennt das Volk in Oesterreich „Simandel“, und von Krems behauptet es, dass daselbst eine eigene Brüderschaft derselben bestehe.

Unterhalb Krems windet sich der vielarmige Strom durch ein Labyrinth von Auen, welche uns fast jede Aussicht rauben. Wir verlieren wenig, denn nur am rechten Ufer ziehen noch die letzten Ausläufe der Berge bis Hollenburg hin, wo auf einem Hü-

gel über dem Markte das Schloss steht, in welchem (um 1463) der Frohnauer und der Vettauer die Donau unsicher machten. Weiter hinab am rechten Ufer liegt St. Georgen, wo Ulrich von Hefft 1112 ein Kloster baute, welches in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts die Donau zerstörte. Die geistliche Stiftung wurde in Folge dieses Ereignisses nach Herzogenburg versetzt. Weiter unterhalb liegt St. Georgen, dann hinter den Auen Trasenmauer. Von der Traisen heisst es im Nibelungenliede*):

„Bei der Traisem hatte der Fürst von Heunenland
Eine reiche Veste, im Lande wohlbekannt,
Mit Namen Zeissenmauer; einst wohnte Helke da.
Chriemhilde weilte dort „bis an den vierten Tag." —

Weiter unterhalb am linken Ufer mündet die Kamp, an welcher die Avaren einen Ring hatten. Weiter hinab liegen am rechten Ufer Ponsee und das alte Dorf Zwentendorf, wo einst der Frohnauer übel hauste, Ebersdorf, Klein-Schönbühel und Kronau.

Der historisch interessanteste Ort auf der ganzen Stromstrecke von Krems bis Klosterneuburg ist das Städtchen Tuln, welches wir jetzt erreichen. Es liegt am rechten Ufer, der Klausenbach mündet hier, fünf Meilen von hier in der Länge breitet sich das gesegnete Tulnerfeld aus, auf welchem 1683 der Polenkönig Sobieski, der von Neuaigen her über die Donau gesetzt war, seine Heerschaaren mit den deutschen unter dem Herzog Karl von Lothringen vereinigte, um in die Schlacht zu ziehen, durch welche die Kaiserstadt befreit ward. Tuln soll auf dem Boden stehen, der den Römerort Comagene trug, wo ein Theil der Donauflotille stationirt war. Im Nibelungenliede wird Tuln als Stadt erwähnt:

„Eine Stadt liegt an der Donau im Oestreicherland,
Die ist geheissen Tulna" **)

und die Helden ritten nach dem Kampfspiele

„von Tulne nach Wien in die Stadt",

*) Simrock's Uebersetzung. 21stes Abenteuer.
**) 22stes Abenteuer.

wo die Hochzeit auf einen Pfingstentag fiel und das Fest 17 Tage währte*). „Bevor Wien gebaut worden, war Tuln die Hauptstadt in Oesterreich, und wo jetzt diese Stadt (Wien) liegt, war sonst ein Gejaidhof", versichert der Chronist Hagen. Karl der Grosse, dessen Spuren wir allenthalben an der Donau hinab gewahren, fand unfern am Berge Comagenus eine verlassene Gränzfeste der Avaren, und schlug bei Tuln (das er 803 an Passau schenkte) eine Schiffbrücke über den Strom. Im 9ten Jahrhundert sassen Gränzgrafen hier. Um 985 war hier ein Landtag, auf welchem das Hochstift Passau die Zollgerechtsamkeit von Ebersberg, Trasmauer, St. Pölten und Zeiselmauer, die Berechtigung zum Hausenfang bei Tuln erhielt und bairische Colonisten in die durch die Ungarn verwüstete Gegend berufen wurden. 998 wurde Tuln und die Umgegend für kaiserliches Eigenthum erklärt. 1011 erbaute Kaiser Heinrich II. die noch jetzt stehende, aber als Magazin benutzte Dreifaltigkeitskirche, ein merkwürdiges Denkmal alter Kunst, das kein Alterthumsfreund zu beschauen verabsäumen sollte. 1079 trat hier Markgraf Leopold III. von dem Kaiser Heinrich IV.; 1082 verwüstete dafür der Böhmerfürst das flache Land. Der Jasomirgott bestätigte 1156 Tulns Stadtrechte und übergab seine dasige Burg dem Wiener Schottenkloster. Im Landrechte, das Leopold der Glorreiche Oesterreich gab, wurde Tuln für die „Landtaidinge" bestimmt, — es sollten „die taidinge sein nur zu Neuburg, zu Tulln und zu Mautern". Friedrich der Streitbare siegte hier über Otto Grafen von Eberstein, den Friedrich II. als Statthalter von Oesterreich eingesetzt. 1253 überfiel der Ungarnkönig Bela die Stadt. Ottokar bestätigte ihr 1270 die alten Gerechtsame, 1276 nahm sie Rudolph von Habsburg auf, der zum ewigen Gedächtniss der Ueberwindung Ottokars hier das Nonnenkloster zum heiligen Kreuz stiftete, welches bis 1782 bestand. 1462 stand Tuln für den Erzherzog Albrecht gegen den Kaiser Friedrich. Schwer empfand die Stadt 1477 und 1485 den Arm des Heldenkönigs Mathias Corvinus. 1544 wurde die Reformation hier eingeführt, die bis 1575 aufrecht blieb. 1813 sollte Tuln einen Waffenplatz bilden; damals wurden bei der Anlegung von

*) Nicht 7, wie S. 38 angegeben wird; ein Druckfehler, wie S. 21 die Angabe 54 Jahre statt: 154.

Schanzen zum Schirm der Donau bedeutende Funde von römischen Kaisermünzen gewonnen. Tuln gegenüber liegt der alte Markt Triebensee, den Karl der Grosse an Passau schenkte, wo in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts der gefürchtete Frohnauer die Schiffe beraubte.

Zwischen Zaina und Schmida am linken, und Ober- und Unter-Aigen (Langenlebern) am rechten Ufer weiterfahrend, nähern wir uns nun dem alten Zeiselmauer, dem Cetium, wo der heilige Florian das Licht der Welt erblickt haben soll, und weiterhin am rechten Ufer den Abhängen des Wienerberges (der comagenischen Gebirgskette). Am linken Ufer liegt der wohlhabende Markt Stockerau, wo der heilige Coloman getödtet worden. Nicht allzuweit liegt die Burg Kreuzenstein, im 12ten Jahrhundert schon Sitz eines adligen Geschlechtes, 1645 durch die Schweden befestigt und bei ihrem Abzuge geschleift. Jetzt zeigt sich uns auf einem gegen den Strom sich niedersenkenden Abhange des Gebirgszuges die in neuerer Zeit restaurirte Ruine Greifenstein, eine der ältesten Burgen im Lande, deren Besitzer, die Ritter von Grifansteine, grosses Ansehen genossen; für ihr hohes Alter zeugt, dass schon 1247 eine Herstellung des Gemäuers durch den Passauer Bischof Rüdiger benöthigt wurde. 1645 fiel das Schloss in der Schweden Gewalt. Seit dem Jahre 1805 gehört sie dem Fürsten Lichtenstein. Ob die Sage ächt sei, welche von der Entstehung des Namens Greifenstein erzählt wird, wollen wir nicht verbürgen; wir theilen sie jedoch hier mit. Der Burgherr kam nach langer Abwesenheit von der Kreuzfahrt heim; im schönsten Festschmucke, das üppige Haar in lange Flechten gebunden, eilte ihm seine Gattin freudig entgegen. Wie er sie so im Glanze ihrer Schönheit und ihres Putzes sah, erwachte ihm Eifersucht im Herzen und er hielt sich für überzeugt, dass nicht er, der Unerwartete, es gewesen, für den sie sich so festlich geschmückt. Ohne Verzug rief er den Burgpfaffen herbei, befragte ihn, und da er keine genügende Auskunft erhielt, liess er ihn in die Tiefe des Thurmes werfen, der Gattin aber schnitt er die schönen langen Flechten ab, und als sie um Gnade für den unschuldig Gefangenen flehte, schwur er, nicht eher wolle er denselben losgeben, als bis der Stein an der Treppe von den Berührungen der Auf- und Niedersteigenden so tief gehöhlt sei, dass

er die Flechten in die Höhlung stecken könne. Da soll nun das Gesinde Jedem, der die Burg betrat, mitleidig zugerufen haben: „Greif an den Stein!“ der Burgherr aber in der Folge die Treppe herabgestürzt sein und den Hals gebrochen haben, sein ruheloser Geist noch im Schlosse wandeln. — Ohne Zweifel hätte dieser närrische Othello besser gethan, mit der Schicksalsschere in der Hand vor allen Dingen auf die Zinne des Thurmes zu eilen; wir sind überzeugt, dass die arme Burgfrau in diesem Falle ihre schönen Flechten nicht eingebüsst haben würde, denn alle Eifersuchtsgrillen hätte der Ritter im Genusse der entzückenden Fernsicht vergessen müssen, die sich dort oben über die gottgesegneten Fluren des Vaterlandes aufthut; o, nur ein Thor kann bei der Wiederkehr in die Heimath an etwas anderes denken, als einzig an sie; — dies Labyrinth von Inseln, deren Auen uns während der Stromfahrt ermüdet, — wie durch einen Zauber lichtvoll geordnet zeigt es sich uns jetzt tief unten, zwischen den grünen Auen ziehen die vielverschlungenen, von Schiffen wimmelnden Silberstrassen, und im magischen Dufte verliert sich die weite Ebene.

Das Vorgebirge umschiffend, auf welchem Greifenstein thront, fahren wir an Höflein vorbei, das mit Greifenstein für das römische Asturis angenommen wird *(in vicinis partibus Pannoniae et Norici ripensis)*, wo St. Severin geweilt, und gewahren nun den Kalenberg am rechten, den rebenreichen Bisamberg und Korneuburg am linken Ufer. Am Bisamberg floss in alten Zeiten (noch unter den Babenbergern) die Donau vorbei, daher sei der Name: „Bis am Berg!“ Korneuburg aber soll einst mit Klosterneuburg zusammengehangen haben und durch einen Arm der Donau von diesem getrennt worden sein, bis sich der ganze Strom allgemach dazwischen wälzte, und Korneuburg (einer Urkunde aus den Zeiten Friedrichs II. zufolge) seine jetzige Situation erhielt. Die Stadt Korneuburg war einst wohl befestigt und hielt manche Belagerung aus, 1477 die durch die Heeresmacht des Matthias Corvinus, der sie erst 1484 nach hartnäckiger Gegenwehr eroberte. 1306 raste auch hier der Fanatismus des Volkes gegen die Juden, denen Frevel an einer Hostie aufgebürdet worden war. Der Bisamberg wird von allen Freunden vaterländischen Rebensafts hoch geehrt; in der unterirdischen Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg, an welcher die Franzosen bei der Invasion mit zu Vandalen wurden, könnt

ihr den Bisamberger in Reih' und Glied mit dem Grinzinger und anderen sogenannten Gebirgsweinen finden, die mit der Freundschaft und dem Adel das gemeinsam haben, dass sie durch das Alter an Werth gewinnen, während der Bisamberger sich mehr den Frauen gleichstellt, bei denen das umgekehrte Verhältniss eintritt.

Jetzt zeigt sich uns am rechten Ufer Klosterneuburg, die Stadt mit dem uraltherrlichen Stift, dessen einer Flügel sich gegen die Donau zu wendet. Mit Recht decken Kronen die Häupter seiner Pavillons, denn das Stift bewahrt die irdischen Reste des Landespatrons von Oesterreich, des heilig gesprochenen Markgrafen Leopold, der das Kloster gegründet, und seit 1516 den Erzherzogshut. Aber ausser diesem Fürstenhut und jenem todten Schatze hat es auch einen lebendigen, — aufgeklärte, würdige Geistliche, deren Prälat, dem die Literatur in Oesterreich — aus einem früheren Wirkungskreise her — viel verdankt, im Rathe der niederösterreichischen Stände sitzt, — Männer, wie wir sie in Melk gefunden und charakterisirt. Schon vor der Stiftung des Klosters (bereits unter Karl dem Grossen) soll „Niwinburc" ein wohlbefestigter Ort gewesen sein, wo später, wie zu Tuln und Mautern, die Landtaidning gehalten wurden. Des Klosters Stiftung aber erzählt die Legende also: Markgraf Leopold IV., der Babenberger, hatte sich, die Fürstenburg seiner Väter zu Melk verlassend, das Schloss auf der äussersten Spitze des cetischen oder komagenischen Gebirges (Leopoldsberg nennt das Volk den Berg noch heute) erbaut; von dessen Gipfel hernieder liebte er es, dem edlen Waidwerk nachzugehen. Eines Abends sass er, vielleicht in Reue des alten Kaisers gedenkend, den er verlassen, mit der geliebten Gattin Agnes auf dem Söller der neuen Burg; da fasste plötzlich der Wind den Schleier der Markgräfin und trug ihn fort; alle Nachforschungen darnach waren vergeblich. Geraume Zeit verfloss nach diesem Ereigniss, als Markgraf Leopold eines Tages auf die Jagd ging. Da begab es sich, dass die Hunde vor einem Dickicht anschlugen; als die Jäger herbeieilten und durch dasselbe drangen, sah Leopold, der ihnen folgte, auf einem freien Platze den lang vermissten Schleier seiner Hausfrau an einem Hollunderstrauche hängen. Schon längst entschlossen, ein Kloster zu bauen, glaubte er einen Fingerzeig des Himmels zu erkennen, dass hier

der geeignete Ort für die Stiftung sei, und alsobald erhoben sich an jener Stelle Kirche und Kloster, die fromme Agnes aber gründete später neben ihres Gatten Stiftung ein Frauenkloster. Leopolds Stiftung wurde anfangs mit weltlichen, seit 1133 mit regulirten Chorherren besetzt. Schleier und Hollunderstrauch bewahrte das Kloster sorglich bis auf den heutigen Tag; in der Leopoldskapelle, die nun auch den Erzherzogshut und ein unschätzbares Denkmal alter Kunst, den „Altar von Verdün", bewahrt, ruhen des Markgrafen Gebeine, den Gläubigen ein Gegenstand hoher Verehrung. Des Stiftes Prachtbau, 1730 begonnen und erst durch den jetzigen Prälaten Ruttenstock vollendet, präsentirt sich noch grossartiger als jener Melks, und enthält die herrlichen Kaiserzimmer, eine kostbare Bibliothek u. s. w.; interessanter sind dem Alterthumsfreunde das Aeussere der Stiftskirche, welche noch das Gepräge des alten deutschen Baustyls trägt, der Kreuzgang und die altdeutsche Säule von 1381 vor der Kirche, so auch die alte Stadtpfarrkirche zu St. Martin mit ihrem aus Quadern erbauten Thurme. Für die Kunstgeschichte sind die herrlichen Glasmalereien aus dem 13ten und dem 15ten Jahrhundert wichtig, welche früher die Fenster des Kreuzganges, jetzt jene der Stiftsbibliothek schmücken, für die Geschichte die sogenannten „Klosterneuburger Tafeln." Klosterneuburgs Wahrzeichen im Volksmund aber ist das berühmte Fass, das mit dem Heidelberger im Rangstreite buhlt. Von den Denkwürdigkeiten der Stadt verdient erwähnt zu werden, dass sie Rudolph von Habsburg, als er gegen Ottokar zog, die Thore zu öffnen sich weigerte, dass sie 1461 durch den Erzherzog Albrecht VI., 1477 und 1488 durch Matthias Corvinus und 1490 durch Maximilian erobert wurde; das leuchtendste Ereigniss aber in Klosterneuburgs Annalen ist die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt und des Stiftes gegen die Türken (1683) durch den Sakristan Marcelin Ortner, der an der Spitze der Bürgerschaft den Sturm von 13,000 Ungläubigen abschlug.

Klosterneuburg gegenüber liegt Lang-Enzersdorf, das zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens durch die Feinde in Brand gesteckt worden; am rechten Ufer senkt sich das Vorgebirge des Kahlenberger Rückens, der Leopoldsberg, ziemlich steil an die Donau hinab; auf seinem Gipfel erbaute Leopold der Heilige die neue Hofburg, in welcher Albrecht I., der Sohn des Kai-

sers Rudolph von Habsburg, den empörten Wienern Trotz bot. Nach Albrechts III. Zeit verfiel die Burg auf dem Berge, Albrecht V. stellte sie her, Matthias Corvinus eroberte sie 1477 und 1483. Kaiser Leopold I. gelobte während der Pestnoth dem heiligen Leopold daselbst eine Kapelle, doch 1683 zerstörten die Tartaren das alte Schloss und den begonnenen Kapellenbau; im verwüsteten Gotteshause hörte der Polenkönig Johann Sobieski die Messe, gab seinem Sohne den Ritterschlag und führte von da aus seine Schaaren zur Schlacht des Entsatzes hinab. Kaiser Karl VI. vollendete, seines Vaters Gelübde erfüllend, den von diesem begonnenen Bau und schmückte die Kirche mit zwei stattlichen Thürmen. Ein andrer Zweig des Kalengebirges ist der Josephsberg (den das Volk den „Kaltenberg" nennt), auf welchem Kaiser Ferdinand II. ein Kamaldulenserkloster gründete, das Joseph II. aufhob. Jetzt gehört der Berg und das Josephsdorf dem Fürsten Lichtenstein. Wie herrlich ist's auf den Höhen des alten *mons cetius!* Das Häusermeer Wiens tief unten, aus dem, ein rechter Pharus, der ehrwürdige Stephansthurm emporragt, das Silbernetz der Donau über die Kornwogen des Marchfelds hingebreitet, gen Osten am Horizont die Ausläufe der Karpathen, das Leithagebirg und die Alpenzüge Steiermarks gen Süden! Und auf dieser ungeheuren Ebene die Geister der Erschlagenen, die in gewaltigen Völkerschlachten rangen! Türken und Christen, Franzosen und Deutsche steigen vor den Blicken der Seele empor und beginnen aufs neue die grossen Kämpfe, durch welche die Geschicke der europäischen Menschheit entschieden wurden! Wer vermöchte bei so doppelter Anregung durch Natur und Geschichte auf diesem Bergesgipfel gleichgültig zu bleiben; und wer sehnte sich, sieht er nur dies herrliche Wien, nicht in dessen Schooss hinab?

An den Fuss des Leopoldsberges schmiegt sich das Kahlenberger Dörfchen, wo einst Wigand von Theben, Otto's des Fröhlichen lustiger Rath, Pfarrherr war*). Eine anmuthige Schlucht führt von hier ins Weidlinger Thal. Nicht weit ist's nun mehr nach Nussdorf, wo der Strom sich in mehre Arme zertheilt, der schmälste Kanal, den die nach Wien bestimmten Schiffe

*) Vergl. S. 41—43.

befahren, lenkt hier ab und säumt die Brigittenau, scheidet weiter unten die Leopoldstadt und Jägerzeile von der Stadt und umschliesst den Prater; der Hauptarm, die sogenannte „grosse Donau", wendet sich nordöstlich und strömt an Florisdorf am Spitz vorbei, wo die Taborstrasse eintrifft, und umspült viele Auen, von denen die Lobau unterhalb Aspern die grösste. Nussdorf ist der Geburtsort des edlen „Nussberger's", zu dem die Wiener so gerne wallfahrten; und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir, in Nussdorf landend, an unserem Kalender irre werden, weil jeder Wochentag hier ein Stück von Feiertag scheint; ist doch Nussdorf schon ein Stück von Wien.

Wien's Umgebungen.

Im weiten Halbkreise, dessen Sehne die Donau bildet, reihen sich um die Kaiserstadt jene Landschaften, deren Charakter im Ganzen, so verschieden sie in ihren Nüancen sich darstellen, Anmuth und Lieblichkeit ist; das fröhliche Wienervolk findet ihr allüberall als Staffage, wie ihr keine freundlichere wünschen könntet. Von den der Donau nahen Rebenhügeln, auf denen St. Severin einst segensreich waltete, als dies jetzt so herrliche Land noch eine von Barbaren durchstreifte Wildniss war, wollen wir unsre Ausflüge beginnen; leider dürfen unsre Blicke nur flüchtig über den Reichthum historischer Erinnerungen hinweggleiten, die so manchen charakteristischen Sagen in jenen Gegenden als Fundamente dienen.

Von Döbling auf den Himmel.

Hat Wien seinen eigenen Himmel? fragt ihr erstaunt, da ihr doch den „Himmel auf Erden" und das „ewige Leben" in der Kaiserstadt gefunden habet. Geduld, ihr werdet jenen Himmel *par excellence* kennen lernen, folgt uns nur vor die Nussdorfer Linie hinaus nach den freundlichen Dörfern Ober- und Unter-Döbling, wo den Hohlweg einst Türkenblut füllte; die grosse Batterie der Heiden über demselben donnerte damals sieben Stunden in einem fort, bis der Lothringer sie im Sturm errang. Jenes bescheidene Landhaus bewohnt während der Sommermonate der Geschichtschreiber der Osmanen, dessen Name in Stambul mit gleicher Hochachtung genannt wird, wie in Wien, dessen Verdienste der Reformator einer in letzten Zügen liegenden Nationalität, der Grossherr, nicht genug ehren zu können glaubt, — der edle Freiherr Hammer-Purgstall. In dem engen Salon dieser Villa, im gastlichen Hofraum und im daranstossenden Gärtchen findet ihr die Elite der geistigen Notabilitäten Oesterreichs um den liebenswürdigen Wirth versammelt, der, wenn auch in Jahren vorgerückt, noch mit jugendlicher Rüstigkeit und Vaterlandsliebe der heimischen Literatur vermittelnd und fördernd sich hingibt; wie

oft sah dies Haus den „Wiener Poeten“ *par excellence*, den Dichter der Todtenkränze, den tiefsinnigen Lenau, den heitren Lustspieldichter Bauernfeld, der euch den vollkommensten Typus eines Wieners, wie er ist und wie er sein soll, darstellt, den berühmten Statistiker Adrian Balbi, den fleissigen Quellenforscher Kaltenpäk und so viele Andere, deren Talente dem Vaterlande zur Ehre gereichen, im traulichen Kreise versammelt, und jeden von diesen Männern mit dem grossen Orientalisten an Aufmerksamkeit wetteifern, um einen Fremden, der den Zirkel betrat, zu unterhalten! Von Döbling führt die vielbesuchte Strasse zu dem Dorfe Heiligenstadt, wo die Zelle stand, in welcher St. Severin dem Odoaker die Krone Italiens prophezeihte; die alte Jacobskapelle soll auf dieser Stätte stehen. Von der Michaeliskirche führt der Weg nach Grinzing, das sich in Rebenpflanzungen birgt; Wiens Johannisberger reift dort, und der ist kein ächter Wiener, der nicht für den Grinzinger schwärmen kann. Von Grinzing wandern wir auf den Cobenzlberg, von dessen Villa aus wir die Metropole in ihrer ganzen Pracht und Grösse, und die unabsehbar ausgebreiteten Fruchtebenen des Marchfeldes überblicken. Ein Fusspfad führt vom Cobenzlberg in's anmuthige „Krapfenwaldl“; woher der Hain diesen wunderlichen Namen erhalten, fragt ihr? Vom Symbol der Wiener Faschingslust ohne Zweifel; der Ort ist so traulich und schön, dass ihm, um für ein Stück des Paradieses zu gelten, nichts fehlt, als dass die Bäume dieses natürlichen Parks Krapfen als Früchte tragen, — ihr müsst nämlich wissen, dass die Wiener Faschingskrapfen eine Delikatesse sind, welche unsern alten Erbfeind, den Türken, schon an der Schwelle seines Paradieses lüstern machen könnte, dass er bedächtig wählend den Fuss zurückzöge und um solche Krapfen, die ein Schalk ihm vor der Nase hertrüge, folgend, sich für den Wiener Himmel entschiede. Wir brauchen nicht weit zu gehen, ein trefflicher Pfad führt vom Cobenzlberge hin und eine wahrhaft himmlische Aussicht ist's, die er uns bietet. Am Fusse dieses Wiener Himmels liegt das Dorf Sievering, dessen Namen das Andenken des frommen Severin erhält, mit einer uralten Kirche. Ihr lebensfrohe Wiener, die ihr hier unter kühlschattenden Bäumen die Gläser voll Grinzinger hoch emporhebt, vergesst im Vollgenusse des Heute auch der Vergangenheit nicht; wie viele von euch wissen, dass

ein Severin gelebt? Ihr andern aber dort oben auf dem „Himmel“, die ihr, immerdar im Besitze des theuersten Gutes, des Vaterlandes, schwelgt, ohne, (wie Gesunde nicht wissen, was Krankheit ist,) das Elend euch so recht lebhaft vorstellen zu können, wenn Einer am Strande des Weltmeers steht und den Winden und Wellen Grüsse an die ferne Heimath mitgibt, gedenkt in eurer Freude auch Solcher, und ein Lebehoch aus voller Brust bringt dem schlichten deutschen Manne im Kaisermantel, der die schwerste Kunst auf Erden, die — des Vergessens — kann, und das schönste Recht übte, das Gott den Gewaltigen gibt, das Recht der Begnadigung. In solchen Gedanken, ihr lustigen Himmelfahrer, freut euch des uralt-neuen Himmels, der lang Gefangenen über der alten Erde sich wölbt, die des Himmels Lieblingstochter, die Freiheit, zur blühenden neuen verjüngt!

Von Währing gen Neustift.

Die Lustwanderung von Währing bis Neustift reiht sich an die vorige. Auch hier stossen wir auf Reliquien jener welthistorisch bedeutsamen Türkenbelagerung Wiens 1683. Gleich ausserhalb der von den Bewohnern der Kaiserstadt vielfach besuchten Dörfer Währing und Weinhaus gewahren wir die Türkenschanze. Wohl mochte dieser Standpunkt, von welchem aus die herrliche Metropole ihre ganze Grösse entfaltet, die Ungläubigen nochmals locken, alles dran zu setzen, um Wien als den Mittelpunkt eines Paschaliks zu gewinnen, von da aus der ganzen Christenheit Europas durch die Macht des Schreckens zu imponiren und Gesetze vorzuschreiben. Von dort wandern wir in die Parkanlagen des Gersthofs und besuchen auf dem Friedhofe das Grab des Dichters der „Landwehrlieder“ und des „Regulus“, Heinrich von Collin. Ein andres Dichtergrab bewahrt der Geymüller'sche Garten zu Petzleinsdorf; dort schlummert Alxinger, der Verfasser des „Bliomberis“ und des „Doolin von Mainz.“ Gen Nordwesten von Petzleinsdorf liegt im anmuthigen Thalgrunde Neustift im Walde, auf der Anhöhe das idyllische Salmannsdorf, hinter einem Rebenhügel birgt sich Sievering.

Von Herrnals, das wir schon bei Erzählung der Geschichte Wiens und später bei Charakterisirung des Volkstreibens im Lerchenfeld erwähnten, führt ein Pfad nach Neuwaldeck und

Dornbach,

wo sich der herrliche Park des Fürsten Schwarzenberg zwei Stunden im Umfang ausdehnt; in dieser lieblichen Einsamkeit ruhen der Feldmarschall Lascy und der General Browne. Auch Dornbach sah die blutigen Kämpfe des 12ten Septembers 1683; aus dem Dornbacher Walde stürmten damals die Polen gegen die türkischen Geschwader hervor.

Vom neuen Lerchenfelde wandern wir „durch des Korns hochwogende Gassen" dem „Predigtstuhl" oder Galizinberge zu. Rechts vor uns breitet sich ein grosses Fruchtfeld, „die Schmelz", aus, auf welchem die Herbstmanoeuvres stattfinden. Weiterhin zieht von der Mariahilfer Linie aus die Linzer Strasse, deren einer Zweig nach Schönbrunn abläuft.

Von Penzing nach Maria Brunn und Mauerbach.

Der Linzer Strasse folgend kommen wir nach Penzing, das seinen Namen von den freisamen Turnieren empfangen haben soll, die unter den Babenbergern daselbst gehalten wurden; die dortige alte Jakobskirche bewahrt ein schönes Werk Canova's, das Monument einer Frau von Rottmann. Von Penzing wandern wir nach dem freundlichen St. Veit und über Hacking nach Hütteldorf im Thale des Wienflüsschens. Dort seht ihr ein freundliches kleines Landhaus, ihr tretet in den Garten und pocht an der Thüre; ein jovialer alter Herr kommt euch mit einer langen Pfeife entgegen, reicht euch treuherzig die Hand und tischt euch auf, was Küche und Keller liefern können; es ist Castelli, dessen Gedichte in österreichischer Mundart ihr von den frischen Lippen einer schönen Wienerin hören müsst, um die Naivetät der Stoffe wie der Behandlung in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit kennen zu lernen, wahrlich: diese Poesie ist so allerliebst, wie die Wienerin selbst, und lockt euch, wenn ihr Stoiker wäret, die Lippen zu küssen, denen dieser Dialekt entsprudelt. Wenn ihr Castelli ein gutes Wort gönnet, führt euch der Lebemann zu der Ruhestätte eines todten Dichters, der in einer Zeit, da das Saatfeld der österreichischen Poesie ziemlich brach lag, den literarischen Ruf des Vaterlandes mächtig heben half; an der Andreaskirche schlummert Michael Denis. Auch unaufgefordert aber

wird Castelli mit euch gern zu dem stattlichen Bräuhause wandeln, wo unter schattenden Bäumen sich die Aussicht auf frisches, saftiges Waldesgrün des Thiergartens am jenseitigen Wienufer beut; Musik schallt dort und bunte Gesellschaft treibt sich munter herum, schwer wird es uns zu scheiden; wer weiss, wann im Leben wieder wir einem von allen diesen lieben Gesichtern begegnen, und ob nicht, während wir uns schönen Hoffnungen hingeben, mitten im Gewühle schon der ernste Unsichtbare wandelt, sich seine Zugetheilten zeichnend, vielleicht eben die, an denen unser Herz mit tausend Banden hängt! Weiter, weiter! Was kümmert es euch? Ihr wollt wandernd die frische Schöne der Natur geniessen, von der wir trunken vom Augenblicke leichtsinnig wähnen, in ihr sei kein Tod; wollten wir schärfer sehen, in jeder Blüthe, in jeder Welle würden wir den Keim des grossen Sterbens erkennen. Getrost! Ist ja doch auch das Sterben nur ein Keimen neuen Lebens! — Mariabrunn ist die nächste Raststation auf unserm Ausfluge; eine Wallfahrtskirche steht dort, welche von den Andächtigen an Marienfesten zahlreich besucht wird. In einer schönen Allee wandern wir jetzt nach Hadersdorf, in dessen Park wir Laudon's Monument, (von Zauner), besuchen, dann im Walde nach Mauerbach, in dessen lieblicher Einsamkeit einst Karthäuser lebten; der Prior Gottfried von Mauerbach war es, Friedrichs des Schönen Lehrer und treuer Freund, der am 13ten März 1325 dessen Lösung von der Haft auf der Trausnitz erwirkte, und den versöhnten Gegenkönigen die Hostie theilte; jetzt ist die Karthause in ein Armen-Versorgungshaus verwandelt. Eine Stunde davon liegt die „Passauer Hütte", von der aus sich ein Panorama der Donau von Tuln bis Krems entfaltet; eine Rundschau der Alpen vom Schneeberg bis zum Oetscher thut sich von der „hohen Wand" auf, zu der ein Weg von einer halben Stunde vom freundlichen Hainbacher Thale hinanführt.

Schönbrunn*) und seine Umgebungen.

Eine weltgeschichtliche Erinnerung hat diess Schloss geweiht, das wir Oesterreichs Versailles nennen könnten, wäre ein solcher

*) Vergl. S. 69.

Vergleich nicht eine Beleidigung für die Manen der tugendhaften Kaiserin Maria Theresia, welche den Neubau Schönbrunns vollendete. Zwei Adler seht ihr auf hohen Spitzsäulen den Eingang des Vorhofes bewachen; so nachbarlich standen sich der alte Schirmadler Deutschlands und der blitzeschleudernde Siegesaar, der in die Sonne von Austerlitz sah. Der Mann des Jahrhunderts lenkte von diesem Schlosse aus, in welchem Marien Antoinettens Mutter vom Glück ihrer Enkel träumte, die Zügel der Völkergeschichte, und drei und zwanzig Jahre darnach floh der im Purpur geborne „Sohn des Mannes" aus demselben Schlosse, wo ein liebender Grossvater ihn mit Thränen und Gebeten festhalten wollte, wo ein ganzes Volk seinen Athemzügen lauschte, dem Felsengrabe im Ocean zu; einst als Kind hatte er hier mit einem jungen Löwen gespielt, das edle Thier liess sich wie ein treues Hündlein streichen und rollte und fing die Kugel, die man ihm hinwarf, wie einen Reichsapfel, aber lange konnte der Sohn Afrika's die Luft Schönbrunns nicht vertragen, so wenig wie der Sohn Corsika's die afrikanischen Lüfte, die auf sein Felseneiland hinstrichen.

Treten wir in den Hof, wo Gruppen von Hagenauer und Zauner zwei Bassins schmücken. Hier war's, wo Friedrich Staps den Plan gegen das Leben des siegreichen Kaisers der Franzosen ausführen wollte. Imposant stellt sich uns die Façade des Schlosses dar, an welches zwei lange Flügel sich reihen, eine breite Doppeltreppe führt zu dem Hauptgebäude hinan, dessen grosser Saal mit einem Deckengemälde von Gregor Guglielmi geschmückt. Durch die kühle Eingangshalle wandeln wir jetzt in den Garten, der im grossartigsten Styl angelegt ist. Ein grosses Parterre mit Rasenplätzen, in deren Mitte reicher Blumenflor, breitet sich vor uns aus, zu beiden Seiten umschliessen es die zierlich ausgeglichenen Baumwände, durch deren Thorwölbungen wir in die Perspektiven schattiger Alleen blicken, — 33 Marmorstatuen bergen sich in den grünen Nischen. Am Ende des Parterres glänzt uns das grosse Bassin entgegen, aus welchem die beiden hohen Fontainen emporsteigen, dem staunenden Volk an Sonn- und Feiertagen ein Gegenstand nimmer ermüdenden Entzückens. Wir wandern den Berg hinan, der sich hinter der mythologischen Steingruppe erhebt, zu der „Gloriette", einem für bequemen Genuss der Aussicht errichteten Prunkgebäude, auf dessen höchster Höhe auch der kurzsich-

tigste Wiener so gern zwischen den Doppelköpfen des Adlers durchguckt. Dann steigen wir nieder und besuchen die einsame (künstliche) Ruine, den Obelisk, die Quelle, (an welcher Beyer's Statue der Egeria), und in der gegenüberliegenden Hälfte des Gartens das Labyrinth, und die Menagerie, wohin der ehrsame Wiener Bürger so gern seine Kinder führt, und wo er sich halb todt lachen will, wenn er den Bären durch zugeworfne solide Kost zum Klettern bewegt.

Von diesem Theile des Gartens führt eine schräglaufende breite Allee nach dem Dorfe Hietzing, das, stünde es irgendwo anders als in der Nähe Wiens und Schönbrunns, für eine allerliebste Landstadt gelten würde; so lebhaft ist das Getümmel der Gäste, die aus der Kaiserstadt herbeiströmen, das Gewühl der Equipagen, Fiaker und Omnibus, welche sich vor Dommayer's Casino und auf dem Platze vor der Wallfahrtskirche kreuzen, deren Entstehung davon herrührt, dass ein Marienbild den von den Türken*) gefangenen Christen im österreichischen Patois warnend zugerufen habe: „Hüt's eng" (hütet euch!); ihr seht aus dieser an und für sich unbedeutenden Anekdote, wie kindlich der naive österreichische Volkscharakter zum Himmel steht, wie er ihn gleichsam als eine unsichtbare Erweiterung seiner Familienbeziehungen zu betrachten gewohnt ist. Der „Erbfeind" hat seither aufgehört, ein Schreckbild der Wiener zu sein, und ihr könnt an der Kirche, die das Andenken der Türkennoth bis auf den heutigen Tag erhielt, jetzt türkische Offiziere, die der Sultan zu höherer Ausbildung nach Wien sandte, vorüberwandeln sehen, sie eilen über die Strasse nach Dommayer's Casino, wo Strauss seine neuesten Walzer spielt, dort lassen sie sich, seit sie europäische Uniformen tragen, das vom Propheten verbotene Getränk gar wohl schmecken und beschwichtigen etwaige Gewissensscrupel damit, dass sie nicht Wein, sondern Essig trinken, — so tief hat die Civilisation bereits allenthalben eingegriffen; sie haben in Wien schon so viel Deutsch gelernt, dass sie den Namen: „Staberl Dörfel", den ein Franzose nicht über die Zunge zu bringen vermöchte, leidlich aussprechen und den Begriff damit verbinden können, dass jene Benennung eine Reihe von Häusern bezeichnet, die der uner-

*) 1529 hatte Hassan Michaloghli in Hietzing sein Hauptquartier.

müdlich raffinirende Direktor des Theaters an der Wien, an dessen Possen sie sich weidlich ergötzen, sich in Hietzing von den Resultaten seiner Spekulation erbauen konnte.

Von Hietzing führt ein schöner Weg den Thiergarten entlang über Lainz und Speising nach Mauer, wo die im altdeutschen Styl erbaute Pfarrkirche unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht, durch eine herrliche Schlucht nach dem Dorfe Kalksburg, wo der Hofjuwelier Mack 1793 durch den Architekten Zobel eine prachtvolle Kirche erbauen liess, welche Keller, Maurer und Spreng mit Malereien schmückten; auch das Monument Mack's (von Käbsmann) verdient Beachtung. Von Kalksburg wandern wir weiter nach Rodaun und dem alten Marktflecken Bertholdsdorf, wo wir eine herrliche Kirche im altdeutschen Baustyl erblicken, (— der freistehende, aus Quadern erbaute, viereckige, 180 Fuss hohe Thurm trägt die Jahreszahl 1521 —), die das Andenken des gräulichen Blutbades vom 14ten Juli 1683 erhält*). Nicht weit von der Kirche stehen die letzten Reste der alten Herzogsburg, die, wie so viele andre alten Bauten in Oesterreich, vom Volke für Ueberbleibsel eines Sitzes der Tempelherren gehalten werden. — Ein andrer von Kalksburg abschweifender Weg führt in's Breitenfurther Thal, über Breitenfurth nach Hochrotherd hinan, wo sich uns mit einemmal die riesigen, stolzen Gränzhüter Oesterreichs und Steiermarks zeigen, von dort nach Sulz, über den Todtenkopfberg ins romantische Kaltenleutgebner Thal hinab, dessen Windung nach Rodaun zurück einlenkt. —

Schönbrunn zur anderen Seite liegt der freundliche Badeort

*) Am vierzehnten Julius, wo der Grosswesir vor Wien stand und das Heer sich in die ganze Gegend berennend und brennend ergoss, erschien eine Truppe vor Bertholdsdorf und warf Tags darauf Feuer hinein. Die Bürger retteten Gut und Blut, Weib und Kind in die Kirche und den festen Thurm. Am dritten Tage unterhandelten sie mit einem von Wien gekommenen Pascha um freien Abzug gegen die Erlegung von 4000 Gulden. Das Geld ward auf drei Schüsseln dargebracht, die Bürger zogen aus dem Thurm, an ihrer Spitze eine Jungfrau, mit einem Kranze auf dem Haupt, eine Fahne in der Hand. Kaum waren sie hinausgezogen, wurden sie überfallen und niedergemetzelt, 3800 an der Zahl. Noch erneuert alljährlich an diesem Tage ein Seelenamt das Andenken des Christenmordes von Bertholdsdorf. (Hammer-Purgstall, Geschichte des osmannischen Reiches.)

Meidling, der mit Hietzing rivalisirt und über diesen stolzen fashionablen Nebenbuhler wohl ohne Zweifel den Sieg davon tragen würde, wenn die braven Wiener nicht dem Grundsatze huldigten, dass der schlechteste Wein noch immer besser sei als das beste Wasser, und da sie schon am Weine nichts gründlicher hassen als den Schwefel, so ist es ihnen kaum zu verargen, wenn sie Dommayer ohne Schwefelwasser dem Tivoli mit Schwefelwasser vorziehen. Meidling hat nämlich zwei Schwefelquellen und eine Rutschanstalt, welche den stolzen Namen Tivoli an der Stirne trägt, die nach ihrer Vollendung — wie in Wien alles Neue — das Glück hatte, Mode zu werden. Bliebe jedoch Baden, das wir bald kennen lernen werden, nicht stets in der Mode, so würde Meidling sein Rivalisiren mit Hietzing ohne Zweifel mit Erfolg gekrönt sehen. Aber Baden ist ein zu erklärter Liebling der Wiener, als dass das bescheidene Meidling dagegen aufzukommen hoffen dürfte, und so sieht es sich gezwungen, statt der Rolle des Egmont die des Brackenburg zu spielen.

Von Schönbrunn's Umgebungen bleibt uns nur noch das kaiserliche Lustschloss Hetzendorf zum Besuch übrig, zu welchem von Schönbrunn aus eine Allee führt. Das Element, das Hetzendorf berühmt gemacht, ist von solcher Wesenheit, dass die Wiener, die in allen Stücken am liebsten das Reelle erfassen, es lieber lobend erwähnen, als aufsuchen; es ist die Luft; und doch sollten gerade die Wiener, die den Himmel fast immer nur durch eine schwere Dunst- und Staubschicht zu sehen gewohnt sind, einen Ort aufsuchen, wo es gesunde, reine Luft einzusaugen gibt. Indessen: sie kümmern sich in der Regel mehr um Hietzing's Staub und Dommayer's Wein, als um die gesunde Luft, um den im französischen Geschmack angelegten Garten und um Daniel Gran's Deckengemälde im Schlosse zu Hetzendorf; das ist Temperamentssache, und wir werden uns wohl hüten, desshalb mit ihnen zu rechten.

Mödling und die Briel. — Heiligenkreuz.

Einer der herrlichsten Ausflüge von der Metropole aus ist die Parthie nach Mödling und der Briel. Wir wandern von der Matzleinsdorfer Linie den Wienerberg hinan, auf dessen Höhe

bei der „Spinnerin am Kreuz“*) rastend, wir uns nicht enthalten können, noch einmal auf die Kaiserstadt zurückzublicken. Dann geht es bergab; bevor wir Neudorf erreichen, biegen wir in die Strasse rechts ein, und nähern uns über Brunn am Gebirge und Enzersdorf, wo eine Wallfahrtskirche zu „Maria, Heil der Kranken“ steht und Zacharias Werner auf dem Friedhofe ruht, dem mit einer Heilquelle gesegneten Markte Mödling, dessen Rathhaus und Kirchen uns durch ihre Bauart die Erinnerung an das hohe Alter dieses Ortes erwecken; vor allen besuchen wir die St. Othmarskirche, deren Bau vom 13ten Jahrhundert datirt, ihr Glockenthurm erhebt sich frei auf dem Platze. Geschichte und Sage beschäftigen sich vorliebig mit Mödling; die erstere geht in die Tage der Babenberger zurück, von deren alter Burg noch die Ruinen am Eingange der vorderen Briel stehen; die letztere meldet von dem sogenannten Teufelsstein, der an der Ecke eines Hauses gezeigt wird, Folgendes: „Am Fusse des hohen Anninger,“ erzählt unser Gewährsmann**), „in dem damals noch ungelüfteten Forste des Brieler Thales, sass ein blondgelockter Junge mit blassen Wangen, obwohl die schwere Arbeit des Holzfällens, von der er sich zu erholen schien, die jugendlichen Wangen gewöhnlich zu röthen pflegte. Er dachte an die Tochter seines Brodherrn, des reichen Mödlinger Müllers Ottfried, welche das Gefühl der Liebe mit ihm theilte, ohne solches dem Vater gestehen zu dürfen, der mehr als einmal feierlich erklärte, dass sein künftiger Eidam, wenn auch kein grosses Vermögen, doch wenigstens den freien Besitz eines Hauses gesichert haben müsse. Kein Hoffnungsstrahl erheiterte sein düsteres Gemüth. Seine theuren Aeltern waren gar wohlhabende Leute in Baiern, doch wurden sie ungerecht von einem bösen Vogt von Haus und Hof vertrieben und starben in der Fremde. „Ach hätt' ich nur den Grundstein meines väterlichen Hauses!“ rief Konrad verzweiflungsvoll aus. „Diesen kann ich Dir wohl verschaffen, und auch ein Haus dazu,“ sprach ein rüstiger Waidmann, der im dichten Föhrenwalde plötzlich vor ihm

*) Vergl. S. 27 u. ff.

**) Wir flechten diese Sage wörtlich nach Trimmel's Erzählung („Romantisch-historische Skizzen aus Oesterreichs Vorwelt“) ein, da wir es nicht wagen, sie zu verbürgen.

stand. „Wie? ein Haus? Ach um diesen Preis würd' ich Euch gerne dienen mein Leben lang," erwiderte Konrad. Und der Waidmann: „Es sei! Mir genügt Dein Wort! Doch verlange ich bloss das erste Kind, das Dir geboren wird!" Konrads Blut wallte schneller durch die Adern bei dem Gedanken an Gertrudens Besitz, und halb bewusstlos vor Entzücken sprach er: „Warum sollte ich das Kind Euch nicht geben für solch einen Dienst, da Ihr es gewiss gut und christlich erziehen werdet?" Der Graurock runzelte die Stirne, sprechend: „Die Gabe muss mir ohne irgend eine Bedingung übergeben werden," und Konrad reichte ihm die Hand. Der Waidmann entfernte sich und Jener fiel in seinen alten Trübsinn und kehrte düster nach Mödling zurück; denn bei ruhiger Ueberlegung hielt er das Zweigespräch mit dem Graurock für einen Waidmannsschwank. Zur Zeit der Mitternachtsstunde aber wurden die Bewohner Mödlings von einem schauerlichen Gewitter erweckt, das, den Mond verdunkelnd, wie eine riesige Gestalt über die westlichen Berge der Klause daher kam. Der Nachtwächter, der sich scheu verbergen wollte, warf sich dennoch auf die Kniee; denn der Pforte des kleinen Spitals, wo vor Zeiten die Pilgrime verpflegt wurden, nahte ein Priester mit der heiligen Wegzehrung, um einem dort schmachtenden siechen Pilger den letzten Trost der Kirche zu bringen, und wie er den Knieenden erblickte, ertheilte er ihm den Segen trotz des furchtbaren Gebrülls in den Lüften und eines schweren Falles, ob dem die nahen Häuser erschüttert wurden. — Als man des Morgens einen Todten aus dem Spitale trug, wendete Konrad scheu den Blick hinweg. Es war die Leiche des bösen Vogts, der auf einer Reise nach Heiligenkreuz, seine Sünden abzubüssen, hier von dem Tode ereilt wurde. „So wie ich und meine Aeltern wird auch Gott ihm verziehen haben," rief der gute Junge und hob dankend die Hände gen Himmel, als ihm der fremde Stein gezeigt wurde, den der Versucher fallen liess, als der Priester den Segen sprach. Es war der Grundstein seines väterlichen Hauses und der Böse somit an der Erfüllung seines Versprechens gehindert worden. Auch Herr Ottfried bereute, bei der Wahl eines Bräutigams nur die zeitlichen Güter dieser Welt berücksichtigt zu haben. „Der Segen des Himmels ruht auf Dir," sprach er tief gerührt; — „was dem Bösen misslang, soll mit Gottes Hülfe mir gelingen und Haus,

Frau und Kind Dir ohne eine Verbindlichkeit zu Theil werden.“ Er hielt Wort und der Grundstein ist noch heut zu Tage an der Ecke eines Hauses im Markte zu sehen.“

Wir wandern den Berg hinan in die Briel, welche der Wiener die österreichische Schweiz nennt, und gewiss erinnern euch diese Bergparthieen, wenn auch nicht durch gleiche Grossartigkeit, doch durch gleiche Anmuth an die Schweiz; nur Eins wird euch in jener Gegend, die eine geschichtliche Weihe hat, unangenehm auffallen, — die Menge künstlicher Ruinen, durch welche der Eindruck der ächten offenbar verlieren muss. Auf dem hohen Wartberg, auf welchem schon unter den Babenbergern eine Warte stand, gewahrt ihr den „runden Thurm“, den der Schöpfer der Brieler Anlagen, Oesterreichs unvergesslicher Held, Fürst Johann von Lichtenstein, erbauen liess. Langsam lasst uns jetzt durch die Anlagen dieses grossen Bergparks wandeln, — jede Stelle hat ihren eigenen Reiz — bis wir die Ruinen der Feste Lichtenstein erreichen, deren Herren zur Zeit Leopolds des Heiligen schon als Söhne eines edlen Geschlechts in der Steiermark wie in der Ostmark auftreten. Ihre Stammburg stand in der Steiermark; der gewaltige Böhmerkönig Ottokar brach sie im Jahre 1268; Kaiser Albrecht gab Otto dem Lichtensteiner, des liederreichen Ulrichs Sohn, der in der Marchfeldsschlacht tapfer für Rudolph von Habsburg gestritten, die früher den Arnsteinern gehörige Burg Enzersdorf, die von jetzt an Lichtenstein geheissen ward. Als der „gewaltige Hofmeister“ Johann von Lichtenstein 1395 die fürstliche Gunst verscherzte, verlor er die Burg, welche nun in den Besitz der Grafen von Cilly kam und bis zum Jahre 1456 in demselben blieb. Erst 1808 wurde die Burg, welche 1477 durch Matthias Corvinus erobert, 1529 durch die Türken (bei deren erstem) und 1683 (bei deren zweitem Einfall in Oesterreich) in Brand gesteckt worden war, durch Kauf wieder Eigenthum der Lichtensteinischen Familie. Lasset uns jetzt die weitläuftigen Räume dieser auf Felsgrund thronenden ehrwürdigen Ruine durchwandeln! Zuerst betreten wir den sogenannten Rittersaal, (ursprünglich mehre übereinander gelegene Gemächer, deren Decken ausgebrochen worden,) darin weist man uns 26 Ahnenbilder der Lichtensteiner, wovon die wenigsten Originale, in einem Seitengemache 13 weibliche Familienportraits. Die Pan-

460

BRIEL.

krazkapelle, deren Baustyl auf das 12te Jahrhundert hinweist, ist noch ganz wohl erhalten. Der Raum, der sonst als Küche diente, ist jetzt in eine Rüstkammer umgewandelt. In den oberen Räumen der Burg sind keine erhaltenen Gemächer mehr. Eine entzückende Aussicht, die sich durch die zerklüfteten Bogenfenster darbietet, entschädigt uns reichlich. — Gegenüber dieser alten Burg Lichtenstein breitet das auf dem Platze eines im Jahre 1596 erbauten Schlosses in einfach-edlen Verhältnissen aufgeführte Sommerpalais seine Façade aus, von hübschen Parkanlagen umgeben. In der Nähe steht auf einer die Aussicht der vorderen Briel beherrschenden Höhe die „Pilgerkapelle"; einen anderen Standpunkt zum Ueberblick der landschaftlichen Schöne bietet die Pyramide, unfern deren das „Urlaubskreuz" sich erhebt, wo die nach dem Gnadenorte Maria Zell wallenden Pilger Wien zum letztenmal erblicken und von Freunden, die ihnen bis hieher das Geleite gaben, Abschied zu nehmen pflegen. Der schönste Punkt der Briel ist der Husarentempel auf dem einen Gipfel des „kleinen Anningers"; der verewigte Fürst Johann von Lichtenstein liess ihn, wie er jetzt steht, 1821 durch Kornhäusel erbauen, dem Andenken der tapfren Krieger, die ihren fürstlichen Führer in der ewig denkwürdigen Schlacht bei Aspern, das eigne Leben freudig opfernd, aus den Feindesschaaren befreit, in deren Mitte er in der Hitze des Kampfes gerathen. Die Gebeine von fünf österreichischen Kriegern ruhen an jener Stelle.

Von der hinteren Briel führt nun die Strasse weiter nach Gaden*) und Sattelbach, zu der Cistercienser-Abtei Heiligenkreuz, deren höchst interessanter alter Bau im schönen stillen Waldthale am Fusse des Bodenberges liegt. Markgraf Leopold der Heilige stiftete sie im Jahre 1134; die Kirche (zumal Fronte und Schiff**), der herrliche Kreuzgang, wo der sogenannte bleierne Brunnen und die mit historisch merkwürdigen Glasmalereien gezierte Brunnen-Kapelle, der Schlafsaal und das Kapitelhaus, gehören grösstentheils noch der Zeit der Babenberger an. In dem Ka-

*) Von Gaden führt ein Pfad im Buchenwald auf den hohen Anninger, rechts hinter Hilperichs Mühle windet sich der Weg nach Sparbach, der Ruine Johannstein und Sittendorf; von dort zieht sich ein Fusspfad am Schlosse Wildek vorbei nach Sattelbach.

**) Das Schiff wurde von 1134—1187 gebaut.

pitelhause ruh'n die Leichen von zwölf Babenbergern, (darunter die des Letzten, Friedrichs des Streitbaren). Als kostbarstes Heilthum der Schatzkammer wird der Kreuzpartikel gewiesen, den Leopold VI. von Jerusalem mitgebracht und Abt Robert (1738) in eine prachtvolle Monstranz setzte. Ueber dem Abteithore befindet sich das Hornwerk, welches den Dienst der grossen Glocke versieht*).

Baden und seine Umgebungen.

Eine Welt im Kleinen umfasst der Wiener in dem Begriff: Baden. Die lauten Freuden des grossstädtischen Treibens und die

*) Wir können uns nicht enthalten, Freunden des Hochgebirges die Route einer Wanderung nach dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Zell in Steiermark aufzurollen, welche sich von Heiligenkreuz aus verfolgen lässt. Der Weg führt von dort aus über Alland, Altenmarkt, Kaumberg und Hainfeld nach St. Veit und Traisen, von da über Marktl nach der stattlichen Cistercienser-Abtei Lilienfeld, welche der Babenberger Leopold VII. (der Glorreiche) 1202, der dort im Marmorsarge schläft, in diesem zauberisch schönen Alpenthale gründete. Von Lilienfeld aus folgt dem Wege nach Tirnitz, dann wandert an dem Marienkirchlein vorbei, wo das siebenfachmündende Alpenbrünnlein euch zur Rast einladet, und klimmt den Annaberg hinan, auf dessen Gipfel ihr des Oetschers schneegekröntes Fürstenhaupt erblickt. Vom Joachimsberge steigt hinab in das Lasingthal, darin birgt sich das Dörflein Wienerbrückl. Von dort brecht auf und wandert auf den „Kaiserthron", von dem aus ihr mit wonnigem Grausen in die wilde Schlucht hineinblickt; der Klausenmeister aus Wienerbrückl geleitet euch und weis't euch plötzlich den furchtbar-schönen Lasingfall (über senkrechte Felsen donnert der Wildbach 271 Fuss in die Tiefe hinab) oder gibt euch einen Führer auf den Oetscher mit, dessen Gipfel ihr nach 7 Stunden mühseligen Steigens erreichen könnt. Von Mitterbach aus kommt ihr, die Wanderung fortsetzend, nach Steiermark; ihr übersteigt den Sebastiansberg und den Knieriegel und langt (über Weissenbach) in Maria Zell an, das auf dem „Sandbühel" sich erhebt, in einem von hohen Nadelwäldern umfriedeten Gebirgsthale; der Ursprung der Wallfahrt datirt vom Jahre 1157. Der Ungarnkönig Ludwig erbaute 1365 die grosse und prächtige Kirche, in deren Mitte die (ältere) Quadernkapelle das berühmteste Gnadenbild Oesterreichs umschliesst, zu welchem alljährlich über 100,000 Pilger wallen. Den Rückweg nehmt über Lunz und Gaming, (wo die Trümmer der grossen Karthause), durch den Burger Pass und das Reutenthal an der Erlafmauer vorbei, über Scheibs und Purgstall nach Wieselburg, wo die kleine Erlaf sich mit der grossen verbindet, und von dort nach Melk.

stillen der romantischen Natur findet er in dieser freundlichen Stadt und ihren Umgegenden, er findet alle Genüsse der Hauptstadt, Theater, Musik, Tanz, Freunde, mit denen er in Wien selbst vielleicht nur am Neujahrstage zusammenkommen würde, und — Gesundheit dazu; was will er mehr? Wohl ihm, dass er dort jene scheusslichen Bagnos nicht findet, die in anderen berühmten Bädern Tag und Nacht offen stehen, jene mit fürstlichem Glanze lockenden Räuber- und Mörderhöhlen, an deren prachtvollen Pforten galonirte Kuppler mit entblössten Häuptern und mit geschmeidig gekrümmten Rücken jedem Vorüberwandelnden zulächeln; — Ehre und Dank einer Regierung, welche die Frequenz der vaterländischen Bäder nicht um den Preis eines Sittenverderbnisses der Bürger erkaufen will und die glänzende Täuschung aus ihrem Finanzsystem weis't, als ob das blosse Zuströmen fremden Geldes (in so unsaubren Kanälen) Vermehrung des Wohlstandes zur Folge haben müsse! Es ist eine der schlimmsten Rabulistereien, durch welche man, wenn man den Gottessegen der Bäder zum Fluch der Menschheit macht, solchen Frevel beschönigen will, — „ohne privilegirte Spielbanken kein Fremdenzug," oder: „die Gefahr geheimer Banken würde im Fall eines Verbots um so grösser." Wofür unterhielte man denn sonst wohl eine Polizei? Oesterreich kann, indem es in seinen Bädern keine Banken duldet, zugleich den faktischen Beweis darlegen, dass die Frequenz der ersteren (man denke nur an Carlsbad, Teplitz, Ischl u. s. w.) immer im Steigen ist; — eine erfreuliche Genugthuung für das Prinzip, von welchem ausgegangen worden!

Der Weg von Wien nach Baden führt ausser der Matzleinsdorfer Linie den Wienerberg hinan, bei der Spinnerin am Kreuz, dem Dorf Enzersdorf und der Teufelsmühle vorbei, die ihr bisher nur auf der Volksbühne kennen lerntet; einst war dieser Ort in der ganzen Umgegend übel genug berüchtigt, Gespenster und Räuber spukten darin um die Wette. Hierauf wandern wir nach Neudorf, wo der Wiener Erzbischof Migazzi 1778 die Kirche im römischen Prachtstyl erbauen liess, von dort nach Guntramsdorf und Pfaffenstätten. Von den Abhängen des cetischen Gebirges umschlossen, gegen Osten eine unabsehbare Fläche beherrschend, breitet sich die Badestadt mit den sie umgebenden Ortschaften Gutenbrunn, Weikersdorf, Alland, Breiten, Rohr und

Leesdorf aus, welche mit ihr ein Ganzes zu bilden scheinen. Die jährliche Fremdenfrequenz Badens lässt sich im Durchschnitt an 3000 Familien angeben; der lebhafte Verkehr mit der Kaiserstadt, welchen zahlreiche Fiaker und Omnibus unterhalten, verdoppelt oft an schönen Tagen jene Zahl. Das Alter der Stadt reicht, wie aus aufgefundenen Fundamenten, Ruinen, Denksteinen und Münzen erhellt, in die Zeit der Römerherrschaft hinauf; die siegreichen Söhne des Südens hatten einen eigenen Instinkt, Heilquellen aufzufinden und pflegten es selten zu versäumen, an solchen ihre Niederlassungen zu gründen. Ob die in hiesiger Gegend an Umfang je der *civitas aurelia aquensis* und jener an den *fontibus mattiacis* gleich gekommen, möchte wohl eben so schwer zu ermitteln sein, als ob mit Gewissheit die *Thermae cetiae* in der Gegend des heutigen Baden bei Wien anzunehmen sind. Erst vom elften Jahrhundert an lässt sich die Existenz des Ortes Baden urkundlich nachweisen; die Wiederentdeckung der heissen Quellen schreibt die Ueberlieferung Hunden zu, welche sie täglich aufsuchten, und dadurch vom ekelhaften Siechthum genasen. 1480 wurde der Ort, bis dahin ein Markt, in welchem ein festes Schloss des Landesherrn stand, durch Kaiser Friedrich zur Stadt erklärt. Bei den Einfällen der Osmannen in Oesterreich (1529 und 1683) wurde Baden zerstört, nur sehr wenige alte Gebäude, worunter die Pfarrkirche, hielten in den Gräueln der Verwüstung aus. Auch die Drangsale der französischen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts empfand Baden hart genug; im Jahre 1812 sank es durch einen furchtbaren Brand fast ganz in Asche; doch freundlicher als es je zuvor gewesen, stieg es aus der Feuertaufe auf. Ihr werdet nach dieser flüchtigen Kunde der Schicksale Badens ausser der Pfarrkirche und dem Herzoghofe wenige ältere Monumente in derselben suchen, aber gewiss mit Wohlbehagen an den geschmackvollen neueren Bauten vorüberwandeln.

Besuchen wir jetzt die Heilquellen Badens; die Hauptquelle ist der sogenannte „Ursprung“ am Fusse des Calvarienberges; durch einen dunklen Gang kommen wir an den dampfenden Krater, wo die heisse Schwefelquelle ihre unerschöpfliche *) Heilfluth spendet. Nun wandeln wir zu der prächtigsten Badeanstalt, dem

*) In 24 Stunden 13,440 Wiener Eimer.

165

Gez. Von Prof. Alt. Gest. Von L. Lowy

RAUHENSTEIN BEI BADEN.

von anmuthigen Gartenanlagen umgebenen Sauerhof, und besuchen die herrliche von acht Säulen getragene Badehalle, die eine Sandsteingruppe von Klieber, „Aeskulap und Hygiea", schmückt; die grösste ist das Militärbad in der Allandstrasse*). Originell, wie so vieles in Oesterreich, ist die Sitte des gesellschaftlichen Badens; in den grossen Bassins treibt sich eine bunte Menge von Badenden herum, drollig genug aussehend in der Badeuniform; in diesem Schwefelpfuhl geht es lustig her und manche Teufelei wird ausgeübt, vor der die elegante Welt des deutschen Nordens voll Abscheu zurückbeben würde. Lasst immerhin den Wienern ihre gesellige Freude in der fatalen Atmosphäre der Schwefelquelle, — und erfreut euch an dem edlen Geiste der Milde und Bruderliebe, der, dem Oesterreicher eigen, auch hier in so manchen Wohlthätigkeitsanstalten sich bethätigt; Ehre vor allen dem Verein adeliger Frauen zu Wien, der 1813 das Marienspital für 60 Kranke erbaute.

Vor dem Calvarienberge breitet sich der Park aus, dessen Anlagen sich an die unteren Parthieen jenes Berges reihen, auf dessen kahler Höhe sich eine reizende Aussicht auf den Anninger und den Aichkogl, auf den mit edlen Reben gesegneten Markt Gumpoldskirchen**) mit seiner uralten Pfarrkirche, auf Laxenburg, auf das Steinfeld, auf Schönau öffnet. Im Park unten (dem alten Herzogsgarten) steht ein Aeskulapstempel und ein Kiosk. Von den Anlagen der Gräfin Alexandrowitsch, die mit den Lang'schen am Calvarienberge zusammenhängen, blicken wir auf die Weilburg, die Sommerresidenz des Helden Oesterreichs, des eben so geistreichen und gelehrten als tapfren Erzherzogs Karl, hinab, die am Fusse des Lindkogls „auf der Leithen" gegen die Schwöchat und gegen St. Helena zu liegt; Kornhäusel führte dies Palais von 1820—1823 in einfach-edlem Styl aus. Hoch auf dem Rücken des Lindkogls thront die Ruine von Rauhenstein (die Wiener hatten im 15ten Jahrhunderte diese Burg, damals dem

*) 17 Badehäuser befinden sich im Umkreise der Stadt und ihrer Umgebung.

**) „Wer Gumpoldskirchers trinkt zwei Mass,
Der kann allein nit gehn sein Strass'"
sang von dem dort gedeihenden Weine schon 1582 der Wiener Schulmeister Rasch.

Puchheim gehörig, gebrochen), gegenüber derselben Rauheneck, von denen Johann Gabriel Seidl so sinnig als gemüthvoll spricht:

„Es geht ein schönes Mährlein von diesen Schlössern um,
Ererbt und aufbehalten aus grauem Alterthum.

Hier oben hausten Brüder, da einer, — einer dort,
Die liessen keinen Wandrer ganz graden Weges fort.

Es ging von Gold gediegen, wohl übers Thal gespannt,
In tief geheimen Zügen ein Zauberkettenband,

Das fasste sacht und wiegte den lieben Wandersmann,
Bis staunend der Besiegte zum Berge klomm hinan.

Und kam er kaum gefangen zum einen Felsenhaupt,
So war ihm schon zur Hälfte sein liebes Gut geraubt.

Und rasch hinüber ward er gejagt aufs andre Nest,
Und dort ihm abgedrungen des Gutes letzter Rest.

Die Mähr' ist nicht verklungen, noch lebt sie wundervoll;
Ich will sie klar euch deuten, wie man sie deuten soll.

Die Brüder sind die Schlösser; — hier eines, eines dort;
Sie lassen keinen Wandrer ganz unbefangen fort.

Die Kette, goldgediegen, die über's Thal sich spannt,
Das ist der Gottesaussicht süsszaubernd Wunderband.

Das fasst den Wandrer, zieht ihm den Blick zum Felsenknauf,
Dass er zum einen oder zum andern muss hinauf.

Der Schatz, den's ihm entlocket auf diesem Felsennest,
Ist heiliger Gefühle lang eingeschlossner Rest.

Dann drängt es ihn hinüber zum andern Bergeshort,
Und was hier noch geschwiegen, entfesselt strömt es dort.

Ins Thal niedersteigend überrascht uns die pittoreske, durch die Felsen des Urthelsteins gesprengte Galerie*); von da gelangen wir auf eine freundliche Wiese, von welcher sich ein Pfad zu der von einem Wiener Bürger 1832 erbauten Maria-Hilf-Kapelle hinanwindet, und zu den Krainerhütten; den Rückweg machen wir über die Hauswiese, gegenüber dem Dörfchen St. Helena.

*) 120 Fuss in der Länge, 15 in der Höhe, 20 in der Breite messend; dem Kreishauptmanne Baron Waldstetten verdankt man die Anlegung dieser bequemen und schönen neuen Strasse nach Heiligenkreuz.

Einer der schönsten Ausflüge von Baden aus ist der nach dem romantischen Merkenstein; über Vöslau, Gainfahren und den Hadlhof wandeln wir dahin. Zwei ungeheure türkische Haselnussbäume im Thiergarten und der 136 Schritte lange unterirdische Gang, der „Türkenbrunnen“ benannt, erhalten das Andenken an die Noth Merkensteins durch die Osmannen 1683. Die Feste, deren malerische Ruinen wir beschauen, ging aus dem Besitze des schon zu Anfang des 12ten Jahrhunderts blühenden Geschlechtes der Merkensteiner, später (nachdem sie oft die Herren gewechselt) an die Dietrichstein über und gehört jetzt dem Bundestagspräsidenten, dem Grafen Münch-Bellinghausen. Zur Zeit jener Invasion kam ein grosser Haufe Ungläubiger vor Merkenstein, versuchte die Burg zu erstürmen, wurde aber mit allzu feurigen Grüssen empfangen, als dass er Stand halten und Hoffnung gewinnen zu können glaubte. Schon schickten die Türken sich zum Abzuge an, nur noch ein Aga umritt die Mauern; da trat eine kecke Zofe auf den Söller und verhöhnte ihn durch eine unanständige Stellung. Ergrimmt warf dieser seinen Speer nach ihr, führte seine Schaar zurück, schleuderte Feuerpfeile und Pechkränze auf das Dach und drang während der allgemeinen Verwirrung in die Feste ein; 173 Menschen, welche sich darin befanden, büssten unter dem Eisen der Türken den frechen, voreiligen Spott jener Dirne.

Die grossartigste Parthie jedoch, welche wir von Baden aus unternehmen, ist die ins Thal von

Guttenstein.

Die ganze Herrlichkeit der Alpennatur kündigt sich uns hier an. Auf der Brücke, die sich zwischen den schroffen Wänden des Engpasses durchwindet, starren wir zu den Ruinen der Burg hinauf, die auf hohem Felsen die wilde Schlucht beherrscht. Uralt ist dies Gemäuer, das ihr an manchen Stellen von den Felsblöcken, in denen es wurzelt, kaum zu unterscheiden vermöget; schon im 13ten Jahrhundert starb das Geschlecht der Guttensteiner aus, das der Burg den Namen gab. Lasst uns hinanwandern und, uns Bahn brechend durch das Labyrinth von Trümmern, jener Zeiten gedenken, da in den weiten Räumen jener Fürst weilte, dessen Treue Geschichte und Poesie verewigt haben. Friedrich der Schöne

brachte in diesem romantischen Asyl, alle zweideutigen Freuden irdischer Macht und Hoheit vergessend, die letzten Jahre seines Lebens zu; kein Schwarm feiler Höflinge störte ihn hier, nur seine Gattin, die holde Isabella von Arragonien, die sich um sein Unglück und seine Gefangenschaft blind geweint, und der edle Prior Gottfried von Mauerbach waren um ihn; am 13ten Januar 1330 starb Friedrich der Schöne daselbst. 1456 verwahrte Ladislav der Nachgeborne auf diesem Adlerhorste den jungen Königsaar Matthias Corvin. Auf jenem Bogen über dem Felsenriss schlummert eine Tradition aus den Zeiten der ersten türkischen Invasion; damals, heisst es, war der Erbfeind schon in die Feste gedrungen; schnell verdeckten deren Bewohner, um die Feinde zu verderben, jenen Bogen durch einen Vorhang, und wie nun die Türken heranstürmten, wähnend, dahinter einen reichen Saal zu finden, stürzten sie in den Abgrund hinab. 1595 kam Guttenstein durch Kauf an Luis Gomez von Hoyos, dessen Familie es noch besitzt. 1683 lagen die Osmannen abermals vor Guttenstein und drängten es mit 17 Stürmen. — Von der südwestlichen Seite der Burg steigen wir gegen den Markt nieder, im Thale zeigt sich uns das neue Schloss der Grafen Hoyos (1674 erbaut, 1818 wieder hergestellt), hinter welchem sich die schönen Parkanlagen ausbreiten. Südwestlich vom Markte steigt der Maria-Hilf-Berg empor, also benannt, seit ein Mann aus Guttenstein im Wald ein Muttergottesbild gefunden und auf dem Bergesrücken eine hölzerne Kapelle über demselben erbaut hatte; das war im Jahre 1660 (früher hiess der Berg „im Buschach"). Alsbald pilgerten Gläubige zu dieser Waldkapelle, und ihre Zahl wuchs so bedeutend an, dass der Graf Johann Balthasar von Hoyos 1665 einen eigenen Priester dahin berief, 1668 statt der hölzernen eine steinerne Kapelle erbaute, und 1679 diese den Serviten, denen er ein Kloster erbaute, übergab. Nach dem Brande von 1709 erstand 1724 der neue Bau, wie wir ihn bald erschauen werden. Auf einem Abhange dieses Berges liegt der Friedhof, malerisch wie wenige andre; zwischen den einfachen Rasenhügeln der Dörfler erhebt sich ein Denkmal, unter welchem Ferdinand Raimund schlummert. Bis zu dem von alten Linden beschatteten Christusbilde („der Herrgott auf der Rast") drangen die Türken (1683), beim Anblicke desselben, so erzählt die fromme Ueberlieferung, flohen

sie, blind vor Entsetzen, und so ward das Kloster durch Gottes Huld vor ihnen gerettet. Jetzt erreichen wir endlich den Hochrücken des Berges, wo das Kloster der Serviten und die Kirche mit dem Gnadenbilde stehen. Auf dem freien Platze zwischen der Kirche und dem Wirthshause, wo die Pilger sich laben, sehen wir die ernsten Häupter der Alpen über den freundlicheren bewaldeten Vorbergen emporsteigen; vom Friedenstempel aus, wo Echo schlummert, den Schneeberg in seiner ganzen Pracht und Majestät. Westlich vom Kloster beginnt der Kreuzweg, dessen Windungen zu den herrlichsten Fernsichten leiten.

Wiener-Neustadt.

Von Neudorf führt uns der Weg über Traiskirchen, Günselsdorf, Solinau und Theresienfeld nach der an historischen Erinnerungen überreichen, „allezeit getreuen" Neustadt, die sich am Steinfelde, wo die kleine Fischa und der Kehrbach zusammentreffen, ins Geviert gebaut ausbreitet. Vor der Stadt steht eine steinerne Kreuzsäule, die Herzog Leopold der Biderbe um 1384 durch Meister Michael von Neustadt errichten liess; am 4ten September 1452 wurde an dieser Säule der junge Ladislav dem Grafen von Cilly übergeben*). Der Babenberger Leopold VI. war's, der nach der Vereinigung Steiermarks mit Oesterreich die Neustadt (zwischen 1192 und 1194) gründete; Friedrich der Streitbare wurde 1211 in Neustadt geboren. Im Jahre 1234 kam der ritterliche Minnesänger Ulrich von Lichtenstein in phantastischer Pracht gen Neustadt, das erstemal als Königin Venus, das zweitemal als König Artus, und fröhlich und ehrenreich empfing ihn daselbst der junge Fürst von Oesterreich. 1237 erklärte Kaiser Friedrich II. Neustadt durch eine goldne Bulle zur freien Reichsstadt, doch wankte die Stadt darum in ihrer Treue gegen den geächteten Herzog nicht. 1246 brachte Heinrich, der treue Schreiber, die Leiche seines in der Ungarnschlacht an der Leitha vom Frangipani erschlagenen Herrn, Friedrichs des Streitbaren, nach Neustadt; von dort wurde sie nach Heiligenkreuz zur Ruhestätte abgeführt. In die Feste Neustadt flüchtete sich die Kaiserwitwe

*) Vergl. S. 58. Die steinerne Säule vor Neustadt heisst wie jene auf dem Wienerberg — „Spinnerin am Kreuz."

Elisabeth mit ihrem nach des Vaters Tode gebornen Söhnlein Ladislav; auf der Zugbrücke des Wienerthores*) focht 1452 der riesige steirische Ritter Andreas Baumkircher, ein zweiter Horatius Cocles, für den Kaiser Friedrich, ein Einzelner gegen den Andrang zahlreicher Feinde; ein schlechtes Gedächtniss lohnte ihm später auf der Gratzer Brücke die dreizehn Wunden, die er vor der Neustädter empfangen. Im Bürgerkriege nach Ladislavs Tode barg die treue Neustadt abermals jenen Friedrich, dem seine Gemahlin Eleonora von Portugal daselbst am 22sten März 1459 den Erben seiner Würden, Maximilian, gebar. In der Neukloster-Stiftskirche, die einen von Friedrich für die Dominikaner bestimmten herrlichen Flügelaltar aus dem 15ten Jahrhundert besitzt, steht das schöne steinerne Mausoleum der Kaiserin Eleonora, — vielleicht ein Werk desselben kunstfertigen Meisters Niklas Lerch, der den Sarkophag ihres Gemahls (in der Stephauskirche zu Wien) schuf. In der Kirche der Burg (welche zu gleicher Zeit mit der Stadt entstand, 1612 durch die Stände wieder hergestellt, und 1752 durch Maria Theresia in eine Militärakademie umgestaltet wurde) befindet sich ein steinernes Standbild des Kaisers Friedrich**), ruht Kaiser Maximilian I. vor dem Hochaltare***), zu seinen Füssen sein treuer Siegmund von Dietrichstein; die Fenster prangen mit kostbaren niederländischen Glasgemälden. Die übrigen denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte der Neustadt sind deren drei Belagerungen durch Matthias Corvin und durch die Türken. 1567 wurde der in die Grumbachschen Händel verwickelt gewesene Johann Friedrich von Sachsen von Wien nach Neustadt in ewige Haft gebracht. Er blieb daselbst bis zum Jahre 1596, in welchem er nach Steier abgeführt wurde; seine Gemahlin Elisabeth, sein Geschick mit rüh-

*) Nicht mit dem heutigen Wienerthore identisch; es stand in der Nähe des vormaligen Posthauses.

**) Ein Werk des Niklas Lerch oder Peters von Pusika.

***) „Ein Kirch' gar schön gezieret
Wol in der Burg so fein,
Darein ward er gefüret
Der edel Kaiser rein,
Wol für den hohen Altar gut,
Dahin ward er geleget,
Da rast't das edel Blut."
sang der Wiener Spruchdichter Christoph Weiler.

render Treue theilend, starb zwei Jahre vor ihm zu Neustadt. Die Reformation fand zu Ende des 16ten Jahrhunderts Eingang in Neustadt; den Bemühungen des bekannten Melchior Klesel, der daselbst Bischof war, gelang es, dieselbe wieder zu unterdrücken. Am 30sten April 1671 wurden Peter Zriny und Franz Frangipani, der letzte seines Geschlechts (mit dem Grafen Franz Nadasdy und dem Grafen von Tättenbach und Franz Rakotzy verschworen, Ungarn den Habsburgern zu entziehen), in den Höfen des bürgerlichen Zeughauses zu Neustadt enthauptet. Auf dem Hauptplatze der Stadt erhebt sich eine 1678 von dem Bischofe Kollonits gestiftete Mariensäule. Die Kirche des Kapuzinerklosters (das bis 1542 ein Minoritenkloster war, in welchem 1451 der Capistran gastete, und das noch früher — der Tradition nach — den Tempelherren gehört hatte) verdient den Besuch des Kunstfreundes, der auch in der jetzigen Umgestaltung die edlen Verhältnisse des alten Bauwerkes erkennen und sich daran erfreuen wird. — Bei Neustadt endet jener Schifffahrts-Canal, dessen Hafen wir vor dem Invalidenhause in Wien gesehen haben; der Bau desselben wurde von 1797 begonnen und 1803 vollendet, seine Länge erstreckt sich auf 8 Meilen, seine Tiefe misst 4—6 Fuss, seine Breite 16 Fuss, er hat 52 Schleussen und sein Fall beträgt 55°. — Der Weg von Neustadt bis zur Gränze, die Oesterreich und Steiermark scheidet, führt über das Steinfeld, durch den alten Markt Neunkirchen, dessen Kirche aus dem 9ten Jahrhundert stammt, dann nach dem Markte Glocknitz, westlich von diesem liegt Reichenau, wo das wildschöne Höllenthal mündet. Schloss Wartenstein zeigt sich uns dann und bald erreichen wir Schottwien am Fusse des 3120 Fuss über der Meereshöhe sich erhebenden Semmerings, und wandern an den auf imposanten Felsenblöcken trotzenden Ruinen der Feste Klamm vorüber, den Semmering hinan, auf dessen Gipfel ein durch Kaiser Karl VI. 1728 errichtetes Monument die Gränzscheide Oesterreichs und Steiermarks bezeichnet.

Der Schneeberg.

Von Neunkirchen führt eine Strasse ab in die erhabene Einsamkeit des Buchberger Thales, in welches sich die Pfade von Guttenstein her über den Oeller, den Grösten berg und den

Schober hereinwinden. Der Markt liegt am Abhange eines Hügels, den der Sierning umrauscht, — hinter der Kirche auf des Hügels Rücken die Ruine des Schlosses, von dem die Sage berichtet, dass es einst den Tempelherren gehört; gegenüber der Höhe, welche die Ruine trägt, erhebt sich der Romeikogl, auf welchen ein Pavillon hingebaut ist, dessen Fenster die abwechselnden Parthieen des herrlichen Thales, wie eben so viele selbstständige Landschaftsgemälde, umrahmen. Eine Stunde von Buchberg liegt die Allelujah-Höhle, in welche sich einst die Thalbewohner vor den Türken geflüchtet, aber durch ein Feuer, das sie angezündet, verrathen haben sollen, worauf die Ungläubigen Alle niedergemetzelt. — Durch Nadelgehölz wandert ihr dem Hühnerbühel zu, an den Sägemühlen vorbei in die Schlucht, in welcher der Maumaufall toset. — Die Ruine Losenheim versäumt ja nicht zu besuchen, ebenso wenig jenen mächtigen Fels, der aus grünem Rasen emporsteigt, den „Predigtstuhl"; dort zeigt sich euch der Riese des Thales, der Schneeberg, in seiner ganzen Majestät. Drei Gipfel streckt sein sargähnlich gethürmter Rücken empor, den Waxriegel (993 Klafter), den Kaiserstein (1086 Klafter) und den Kreuzkogl (1094 Klafter über der Meereshöhe). Hoch auf dem Kaiserstein, wo der Riese gen Wien hinblickt, steht ein granitnes Monument, das Graf Ernst von Hoyos zum Andenken an des Kaisers Franz I. Bergfahrt auf der Stelle, wo früher eine Dreifaltigkeitssäule gestanden, errichten liess. Ueber den Hengst und am Grünstein vorüber führt der Pfad hinan, wo der Berggeist*) einen unbarmherzigen jungen Aelpler zur Strafe in eine Gemse verwandelte, dann steigen wir von der Matte „am kalten Wasser" zum Sattel empor, wo die Region des Krummholzes beginnt, auf den Luchsboden, wo die letzten Wasser rinnen, auf die Weidetrift, den „Ochsenboden", und nun kommen wir in die Region, wo der Schnee in den Felsenrissen nie schmilzt, an die „Schneegrube", neben der die ärmliche Sennhütte steht, und wandeln über den Königsteig, wo die Bockgrube sich ins Höllenthal grausig hinabsenkt. Eine unermessliche Aussicht liegt, sobald wir den Gipfel erklommen, rings um uns

*) Gar manche Sagen erzählt das Landvolk in Buchberg von der Gewalt des „Bergmandels" (so heisst es den Berggeist).

113

LAXENBURG

ausgebreitet; wir sehen der Donau leuchtende Arme, die Ebene Wiens, den Neusiedlersee in Ungarn, im Westen und Süden das erhabene Rundgemälde der Alpenwelt.

Laxenburg.

Drei Stunden von Wien, an der Poststrasse nach Oedenburg, liegt das kaiserliche Lustschloss Laxenburg, wo wahrscheinlich die Römerstrasse von Wien gen Oedenburg zog. Herzog Albrecht, zubenannt mit dem Zopfe, gründete es 1377, und richtete einen grossen Thiergarten dabei ein. 1395 starb er hier. Vom Jahre 1600 datirt der neue, seither vielfach verschönerte und modernisirte Bau. Maria Theresia, Joseph II. und Franz I. liebten den Aufenthalt in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, der letztverstorbene Kaiser bereicherte, dem Vorbilde Albrechts nachtrachtend, die von ihm 1801 nach dem Muster eines Tyroler Schlosses im altdeutschen Style vollendete Franzensburg, (welche in Mitten des herrlichen Parkes, am Spiegel eines grossen Weihers sich erhebt,) mit vielen Denkmälern mittelalterlicher deutscher Kunst, welche er aus den verschiedensten Abteien und Schlössern Oesterreichs hieherbringen und hier aufstellen liess. Der Park ist im grossen Styl und mit edlem Geschmacke angelegt.

* * *

Jenseits der Donau bieten Wiens Umgebungen durchaus keine malerischen Parthieen. Den Mangel des Landschaftlichen ersetzt jedoch reichlich das Historische, das auf jener fruchtbaren Ebene ruht, die sich vom Bisamberge bis zum Marchflusse und von der Donau bis zum Hohenleitenzug ausdehnt, und das „Marchfeld" heisst. Dort wurden die grossen Schlachten geschlagen, welche zu wiederholtenmalen die Geschicke Deutschlands feststellten; Ottokar und Rudolph von Habsburg, Napoleon und Erzherzog Karl weihten jene Gefilde der Geschichte. Jener Kirchthurm von Aspern, an welchem die Wogen der Schlacht brandeten, ragt, ein heiliger Pharus, künftigen Geschlechtern. Aus der Lobau, dem Waffenplatze, hatte der Mann des Jahrhunderts seine sieggewohnten Schaaren auf den Wahlplatz geführt, an Aspern und Esslingen stützten sich diese. Gegen sie führte der Erzherzog Karl an jenem unvergesslichen Pfingstsonntage (21sten Mai) das 75,000 Mann starke österreichische Heer. Um 3 Uhr begann die Schlacht, mit Ungestüm warfen

sich die Oesterreicher auf den Feind. Welch ein Kampf, der jetzt entbrannte! Mehr als zehnmal ward Aspern wechselseits erstürmt und verloren, um Kirche und Friedhof, um jenen Thurm, um jeden Baum, um jede Scholle ward wie um Schanzen gestritten, die das Theuerste verwahrten. Das war der Tag, an dem des Kriegsgottes eiserne Reiter zermalmt hinsanken, an dem der Marschall Lannes, Herzog von Montebello, an dem d'Espagne, Albuquerque und St. Hilaire erlagen. Hoch schwang der Erzherzog Karl die Fahne, er und der Fürst Johann von Lichtenstein waren nur dort zu finden, wo der Tod fleissig Beute machte. In einem Nachen fuhr Napoleon nach Ebersdorf zurück, dem verwundeten Massena das Heer überlassend. 11,000 Todte, über 5000 Verwundete deckten den Wahlplatz. Bei Wagram, wohin euch jetzt in Blitzesschnelle der Dampfwagen*) bringt, tobte zwei Tage lang (am 5ten und 6ten Juni desselben Jahres) die zweite Marchfeldsschlacht. 150,000 Krieger Napoleons standen 100,000 österreichischen gegenüber, lange schwankte die Wage der Entscheidung unter den gewaltigen Griffen der von Vaterlandsliebe und Ruhmeshoffnung begeisterten Kämpfer, schon gab Napoleon selbst den Tag für verloren, bis am Nachmittage des zweiten Tages die Umgehung des linken Flügels, den der Fürst Rosenberg kommandirte, dem Kaiser der Franzosen endlich den Preis des furchtbaren Kampfes gewann; selbst der Rückzug der Oesterreicher war einem Siege wahrlich gleich zu achten.

*) Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn führt von Wien über Deutsch-Wagram, Stillfried, Lundenburg, Hradisch längs der March und der Becyra nach dem Thalgebiet der Oder über Mährisch-Ostrau, Freistadt, Pestwina, Zakor, Skawina an Krakau und Wieliczka vorbei bis Bochnia.

Die Donau von Wien bis Theben.

Am Lusthause des Praters besteigen wir wieder das Schiff, unsere Reise auf der Donau bis an die Gränze Ungarns fortzusetzen. Da breitet sich am rechten Ufer vor uns die weite Ebene bei Simmering aus, wo einst die Botschafter der Türken empfangen wurden; jetzt dient sie zu grossen Manoeuvres, und stattliche Pferdewettrennen werden auf ihr veranstaltet, zu denen die Wiener des 19ten Jahrhunderts mit eben solcher Lust und Neugier strömen, wie ihre ehrsamen Urväter noch im zweiten Decennium des 16ten Jahrhunderts zum „Scharlachrennen" zu St. Marx, (das nicht weit von Simmering entlegen, nur mit dem Unterschiede, dass das Volk bei den Pferderennen heutzutage eine passive Rolle spielt, während es im Mittelalter die Hauptrolle hatte; welsche Kaufleute hatten jene Sitte nach Wien gebracht, und während der beiden Messen zu Wien fanden denn auch jene „Scharlachrennen" statt, so benannt, weil ein Stück kostbaren Scharlachtuchs der erste Preis war; am Vorabende rief ein Herold auf der Schranne am Hohenmarkte das Fest aus, und am Renntage selbst wurde auf dem Platze zu St. Marx das Scharlachtuch an einer hohen Säule befestigt, die Strasse „der Rennweg" trägt noch heute von der damaligen Richtung der Rennbahn ihren Namen. Bürgermeister und Rathsherren kamen im festlichen Zuge zu Pferde heran, nahmen an einem Tische vor dem Spitale zu St. Marx Platz und vertheilten dort die Preise. Auch ein Wettlaufen von Männern und Frauen war damit verbunden, der Preis dafür zwei Stücke Barchent. Zum Beschlusse des Festes tischte der Bürgermeister in seinem Hause zu Wien allen Theilnehmern Wein und Brod (später bei wachsendem Luxus ein ordentlich Mittagmahl) auf. Beim ersten Einbruch der Türken (1529) erlosch diese Sitte. Eine Erinnerung an die Türkenzeit ist das von Rudolph II. aufgeführte „Neugebäude" bei Simmering, wo einst des grossen Suleyman's Zelt schimmerte, da er, das Haupt voll Riesenpläne, der Kaiserstadt dräute; sein Lager breitete sich bis gegen St. Marx aus.

Nicht weit von Simmering am rechten Ufer liegt Kaiser-Ebersdorf, wo Napoleon 1809 im sogenannten Thürmel- oder Schlegelhof sein Hauptquartier hatte; am linken umschliesst ein Arm der Donau im weiten Bogen die Insel Lobau, von welcher er im Mai 1809 über die Donau setzte, die Schlacht auf den Feldern zwischen Aspern und Esslingen zu liefern. Bei Schwöchat, das unterhalb Kaiser-Ebersdorf etwas ferner vom rechten Ufer steht, zeigt ein Denkmal die Zusammenkunft des Kaisers Leopold I. mit dem tapfren Polenkönige Johann Sobieski nach der Befreiung Wiens von den Türken.

An dem alten Mannswörth vorüberschiffend, kommen wir gen Fischament (der Römerort Aequinoctium, das Vischkemunde des Mittelalters an der Mündung der Fischa), wo unter Friedrich IV. der Böhme Ludwenko sein Unwesen trieb. Fast dicht am rechten Ufer läuft von hier an bis Hainburg die Pressburger Poststrasse. An demselben Ufer zeigt sich uns nun das Dorf Elend, wo 1683 die Prinzen von Arenberg und von Savoyen in der Türkenschlacht fielen, am linken Ufer Ort, ein alter Markt mit einem Schlosse, das Konrad der Frohnauer gewann, Wien und alles Land von Enns bis Baden von hier aus ängstigend, und das 1645 durch die Schweden eingenommen ward; am rechten Ufer weiter hinab Regelsbrunn mit einer Ruine und Wildenmauer, das die Sage den Tempelrittern zuweist, ein Stück des römischen Agger, der von Carnunt herauf sich gegen Aequinoctio zog.

Allmählig nähern wir uns jetzt dem klassischen Boden, auf welchem einst das römische Carnuntum, des oberen Pannoniens Metropole, stand. Von Petronell bis Hainburg gibt die Erde noch immer Zeugniss von der Römerherrschaft*). In Carnuntum schrieb der kaiserliche Philosoph Mark Aurel seine Betrachtungen; zu Carnuntum wurden Septimius Severus und Licinius als Imperatoren

*) Im gräflich Traun'schen Schlossgarten zu Petronell und bis gegen Deutsch-Altenburg hin wurden und werden zahllose römische Alterthümer ausgegraben, der Schüttkasten und der Schlosshof sind voll von solchen. Der Schüttkasten wurde, der Inschrift zufolge, „auf die von den Römern gelegten Grundmauern, mit ihren zugeführten Steinen und vielen unter dem Kaiser Constantius II. gebrannten Ziegeln" im Jahre 1774 aufgeführt. „Die grosse Stadt Troja" heisst das alte Carnuntum noch im Munde des umwohnenden Landvolks.

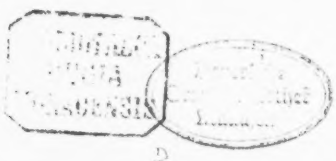
begrüsst, Maximianus und Diocletianus weilten daselbst. Von den Tagen der Römer redet bei Petronell noch heute der Triumphbogen, den Augustus dem Tiber nach Pannoniens Bezwingung erbaute, das „Heidenthor“ nennt ihn das Volk. Den Mithrasdienst im alten Carnunt kündet ein jetzt in Wien aufbewahrter Denkstein. In Petronell verdient die interessante alte Kirche, die Karl der Grosse (dem die Sage auch die Gründung der Peterskirche in Wien zuschreibt) zu Ehren der heiligen Petronella erbaut haben soll, Aufmerksamkeit; eine andre Ueberlieferung lässt auch diese Kirche einst den Tempelherren gehört haben, die bei St. Johann sassen. Von Petronell an beginnen die Reste der alten Schanzen (wahrscheinlich aus dem Türkenkriege von 1683), die sich bis an den Neusiedlersee in Ungarn hinziehen. — Bald sehen wir jetzt Deutsch-Altenburg, in dessen Nähe auf einem mässigen Hügel die im reinen deutschen Styl erbaute St. Johannskirche mit ihrem Thurme, und daneben der uralte niedre Rundtempel im altsächsischen Baustyl unsre Aufmerksamkeit in hohem Grade erregen. In diesem Umkreise Carnunts hatte wohl die *Legio XIV. gemina* ihr Quartier, hier erhoben sich einst prachtvolle Thermen und ein Kaiserpalast. Gegenüber von Deutsch-Altenburg (am linken Ufer) liegt Stapfenreut; zwischen diesem Ort und Marcheck, (wo im „Salmhof“ der Vertheidiger Wiens gegen die Türken, der greise Held Niklas Salm, 1530 an seinen Wunden starb,) schlug Ottokar 1260 den Ungarnkönig Bela, dessen schöne und feurige Nichte Kunigunde im darauf folgenden Jahre, nach Margarethens Verstossung, seine Gattin ward. Achtzehn Jahre später (26sten August 1278) ergoss sich eine zweite Schlacht von Marcheck bis Stillfried und Jedenspeugen, empfing Marcheck die Leiche Ottokars! Von Deutsch-Altenburg erreichen wir in kurzer Zeit das Städtchen Haimburg, wo die römische Donauflotte ihren Hafen hatte, dessen Spuren man noch erkennen will. Im Rathhause wird ein römischer Altar bewahrt, der Römerthurm hat ein Steinbild, das für Etzel's Conterfei ausgegeben wird. Das Nibelungenlied erwähnt Haimburg, die Heunenburg, wo Etzel mit Chriemhilden und seinen Recken, von Wien herkommend, Nachtruhe hielt.

„In der alten Heimburg verblieb man über Nacht.“ *)

*) Simrock's Uebersetzung. 32stes Abenteuer.

In der alten Burg am Berge, die gen Theben hinschaut, hielt die schwergeprüfte Witwe des in Apuliens Kerker gestorbenen römischen Königs Heinrich, Margarethe, die Schwester Friedrichs des Streitbaren, bereits sieben und vierzig Jahre zählend, ihr Beilager mit dem viel jüngeren, in der Blüthe der Mannskraft stehenden Böhmerkönig Ottokar, der diesen Ehebund als Rechtstitel auf den Besitz Oesterreichs anwendete.

Unterhalb Haimburg, wo einst die Gränzburg, jetzt — die Gränzmauth gegen Ungarn sich befindet, zeigt sich das Templerschloss, und breitet sich das Schlachtfeld aus, auf welchem der tapfre Graf Sighard von Sempt 907 im Kampfe gegen die Ungarn blieb. Am linken Ufer aber, wo die March in die Donau mündend, die Länderscheide gegen das herrliche Ungarland bildet, zeigt sich uns der Markt Theben, und westlich von ihm blickt von kühn emporgipfelnden Felsen der Trümmerhaufen des Schlosses, wie ein durch Alter und ernste Geschicke ungebeugter, und immer noch wie in den Tagen der Gewalt trotziger Wächter, auf das Königreich weithin, dem die Donau, von Deutschlands Gauen Abschied nehmend, jetzt zuströmt. Deutscher Männer Brudergrüsse bringe dem edlen Volke der Magyaren, Stromkönigin, und kühne Hoffnungen bringe den meeranwohnenden Völkern vom grossen Weltverständniss, vor dem die Gränzmarken schwinden, und das den Nationen durch Bewusstwerdung — Kraft und Freiheit gibt. Solche Wünsche nimm mit auf die Reise, o deutsche Donau, und fahre wohl!



Gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.